)10988W

f.° R. 42.
Art. B. 1.

27. 585

600010988W

f.° R. 42.
Art. B. 1.

27. 585

600010988W

f.° R. 42.
Art. B. 1.

27. 585

600010988W

f.° R. 42.
Art. B. 1.

27. 585

Conversations-Lexikon.

Siebente Originalauflage.

Dritter Band.

D bis E.

Zur Nachricht.

Von der siebenten Originalauflage dieses Werkes sind drei verschiedene Ausgab
veranstaltet worden, die zu folgenden Preisen sowol durch den Verleger als dur
alle andre Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden können.

Nr. 1, auf weißem Druckpapier, Pränumerationspreis für das ganze We
15 Thlr., oder 27 Fl. Rhein.

Nr. 2, auf gutem Schreibpapier, 20 Thlr., oder 36 Fl. Rhein.

Nr. 3, auf extrafeinem Velinpapier, 36 Thlr., oder 64 Fl. 48 Kr. Rhein.

Sammler, die sich in portofreien Briefen an den Verleger wenden und den B
trag ihrer Bestellung gleich beifügen, erhalten auf sechs Exemplare das sieben
frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage v
wenigstens 105 Thalern Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Dritter Band.

D bis E.

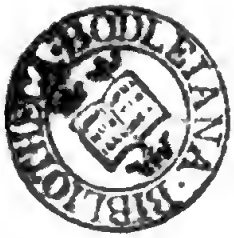
Siebente Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1827.

555



272

D.

D, der vierte Buchstabe des deutschen Abc, welcher gelinde ausgesprochen wird, und dadurch vom t verschieden ist. Nur am Ende der Worte lautet es wie t. Das d wird sehr selten verdoppelt. Wird d mit t verbunden, so ist ein e ausgelassen. **D** in der neuern Musik: die zweite diatonische Klangstufe unseres Tonsystems. Indem das Tonzeichen auf derselben Stufe des Liniensystems stehen bleibt, wird durch Vorsetzung eines ♯ oder eines b der Ton im ersten Falle um einen halben Ton erhöht und dann dis, im zweiten Falle um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur selten als besondere Tonarten gebraucht. (Vergl. Ton, Tonart.) Das kleine d, oder auch d. m. (**dextra manu**) bezeichnet beim Clavierspiel die rechte Hand. Die römische Zahl **D** gilt 500, und soll im Mittelalter aus IↃ entstanden sein. Bei römischen Inschriften bezeichnet es Vor- und Beinamen, z. B. **Decius**, **Divus** u. a. m.; bei Dedicationen bezeichnet ein dreimaliges **D** die Formel **Dat, Donat, Dicat**, oder **Dat, Dicat, Dedicat.** Als juristische Abkürzung bezeichnet **D** die römischen Pandecten (**Digesta**). dd. bedeutet **dedit**, bezahlt.

Da capo (da Cap. oder d. C.), von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonstücke gesetzt, daß der Anfang bis zu einem gewissen Absatze, der durch **Finis** oder 𝄐 bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden soll. Auch ist es ein Zuruf für den Sänger oder Instrumentisten, das vorgetragene Tonstück zu wiederholen.

Dach, der obere Theil eines Hauses, welcher dasselbe bedeckt. Die breiten und platten Dächer der Morgenländer würden im Norden nicht gut wider den häufigen Regen schützen, und die Last des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher sah man sich hier genöthigt, die Dächer schrägliegend und oben spitz zu bauen; doch findet man in England fast nur platte Dächer. Die Dächer sind nicht allein nach den Materialien, sondern auch nach ihrer Bauart verschieden: daher in letzterer Hinsicht z. B. deutsche, alt- und mufranzösische (letzteres Mansardendach oder gebrochenes Dach, s. Mansard), Zeltdach, Pultdach, Kuppel (s. d.) u. s. w. — Dachstuhl heißt in der Baukunst dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparrwerk eines Daches gesetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dach (Simon), ein deutscher Liederdichter des 17. Jahrh., geb. zu Memel d. 29. Juli 1605, besuchte die Gymnasien zu Königsberg, Magdeburg und Wittenberg, studirte in der erst genannten Stadt und bekleidete daselbst mehre mühselige und wenig belohnende Schulämter, bis er durch die Gnade des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem er sich durch seine Gedichte empfohlen hatte, zum Professor der Poesie an der dortigen Universität erhoben wurde. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, d. 15. April 1659. Dach's zahlreiche, geistliche und weltliche Lieder und Oden sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern gedruckt, die vorzüglichsten in denAriensammlungen seines Freundes, des Organisten Heinrich Albert, vereinigt mit den Gedichten dieses Componisten und eines dritten Freundes und Landsmanns, des kurfürstl. Rathes Robert Roberthin.

Was unter dem Titel: „Simon Dach's Poetische Werke", angeführt wird, ist nur eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten auf das brandenburgische Haus (Königsberg 1696, 4.). Dach's weltliche Lieder sind leichter und inniger Natur, oft bis zum Kindischen naiv und treuherzig, und in seinen geistlichen Gesängen, deren sich mehre in unsern Gesangbüchern erhalten haben, waltet eine stille, tief gefühlte Andacht, ohne feurige Erhebung. Eine Auswahl aus Dach's und seiner beiden Freunde Gedichten liefert der 5. Bd. von Wilhelm Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh."

Dacien, ehemals, nach Ptolemäus, das heutige Banat, ein Theil von Niederungarn, gegen Abend zu, bis an die karpatischen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Walachei und Bessarabien; Einige rechnen auch noch Bulgarien und Servien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Untermösien dazu. Die Bewohner dieses Landes, Daci, auch Davi, hatten sich lange Zeit den Römern furchtbar gemacht. Als Trajan, im Anfange des 2. Jahrh. Dacien erobert hatte, theilte er es in **Dacia Riparia** oder **Ripensis**, das heutige Banat und einen Theil Ungarns, weil es von der Theis gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgrenzt wurde; **Dacia mediterranea** Siebenbürgen, weil es in der Mitte der beiden andern lag, und **Dacia transalpina**, die Walachei, Moldau und Bessarabien, oder das jenseits der Karpaten, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegene Dacien. Jede dieser drei Provinzen ließ er durch einen Präfect regieren, legte in denselben Pflanzstädte an, und schickte aus andern Ländern des römischen Reichs Colonisten dahin, um den Städten Einwohner, und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verschaffen. Als Constantin der Große das römische Reich neu eintheilte, wurde Dacien eine Diöcese der illyrischen Präfectur, und in fünf Provinzen oder Districte abgetheilt. Mit dem Verfall des röm. Kaiserthums ward es nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren erobert. Von dieser Zeit an gehören die fernern Schicksale Daciens, dessen Name auch aufhörte, in die besondre Geschichte der Provinzen, aus welchen es ehemals bestand.

Dacier (André), geb. zu Castres in Oberlanguedoc 1651, von protestantischen Ältern, studirte zu Saumur unter dem protestantischen berühmten Tanneguy Le Fevre, dessen Tochter Anna mit Eifer und Geschmack die alten Sprachen trieb. Nach dessen Tode, 1672, ging er nach Paris. Der Herzog von Montansier, dem seine Gelehrsamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm den Auftrag, den Pompejus Festus zum Gebrauch des Dauphins (**in usum Delphini**) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und Anna Le Fevre 1683 das Band der Ehe, und zwei Jahre darauf gingen beide zur katholischen Religion über. Sie erhielten vom König ansehnliche Pensionen. 1695 ward Dacier Mitglied der Akad. der Inschriften und der franz. Akademie. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beständigen Secretair. Auch ward ihm die Aufsicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er starb 1722. Dacier hat viele mittelmäßige Übersetzungen griech. und latein. Schriftsteller geliefert. Außer der Ausgabe des Pompejus Festus und der „**Oeuvres d'Horace en Latin et en Français**" nebst den „**Nouveaux éclaircissemens sur les oeuvres d'Horace**" und der „**Nouvelle traduction d'Horace**" mit krit. Anmerk., sind bekannt: s. Ausg. des Valerius Flaccus; s. Übers. des Marc Antonin, des Epiktet, der Poetik des Aristoteles mit Anmerk., der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen Ödipus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrer Dialogen des Platon.

Dacier (Anna le Fevre), Gattin des Vorhergehenden, geb. 1651 zu Saumur, begab sich, nach dem Tode ihres gelehrten Vaters, der sie unter

richtet und ihr Talent gebildet hatte, nach Paris, wo ihre Gelehrsamkeit durch eine Ausgabe des Kallimachus (1675), welche sie dem Huetius, damaligem Unterhofmeister des Dauphins, zueignete, so bekannt wurde, daß ihr der Herzog von Montansier die Bearbeitung mehrer Ausgaben der alten Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphins auftrug. Zuerst bearbeitete sie den Florus (s. d.) Auch nach ihrer Verheirathung setzte sie ihre gelehrten Arbeiten fort. Besonders machte ihre schwache Übersetzung des Homer Aufsehen, und gab Veranlassung zu einem Streite zwischen ihr und la Motte, in welchem sich zeigte, daß Madame Dacier noch weit weniger Logik verstand, als la Motte die griechische Sprache. In ihren „Considérations sur les causes de la corruption du goût" vertheidigte sie den Homer mit dem Scharfsinne eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weßhalb man damals sagte: la Motte habe wie eine geistreiche Frau, Madame Dacier hingegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. La Motte sandte sie der Königin Christine zu. Diese war es, welche sie auch zum Übertritt der katholischen Religion veranlaßte. Eben so wenig schonte sie in ihrem „Homère défendu" den Pater Hardoin, der eine spöttelnde Lobrede dieses Dichters geschrieben hatte; man sagte, sie habe gegen den Verächter Homer's mehr Beleidigungen ausgestoßen, als dieser selbst allen seinen Helden in den Mund gelegt. Ferner nennen wir ihre Übersetzung des Terenz, zu welcher sich die franz. Sprache schon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus, in deren Vorrede sie mit Einsicht von dem Ursprunge, der Ausbildung und den Veränderungen der dramatischen Poesie redet. Als die erste Übersetzung des komischen Dichters der Griechen verdient ihre „Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane" eine billige Nachsicht. Ihre „Traduction d'Anacréon et de Sappho", mit welcher eine Vertheidigung der letztern verbunden ist, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie schrieb auch Anmerkungen über die heilige Schrift, welche sie aber aus Grundsätzen nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wissenschaften und ihrem häuslichen Wirkungskreise gewidmet, und endete 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann sie ebenso viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrer Akademien.

Dädalus (Daidalos), Dädalien (Daidalien, Dädali), ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortschreitender Bewegung sind. Woher sie diese Benennung haben, darüber ist man nicht einig. Winckelmann, dem Paläphatus und Diodor folgend, sagt: „Dädalus fing an, die untere Hälfte der Hermen in Gestalt der Beine völlig von einander zu sondern, und von ihm sollen die ersten Statuen den Namen Dädali bekommen haben". Auch ist die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerst an den Statuen die Schenkelbeine fortschreitend und abgesondert gestellt habe (woraus sich die Sage erklärt, seine Statuen hätten sich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildsäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Ägypter. Nach Pausanias erhielt Dädalus seinen Namen von jenen Statuen (der Name dieses käme dann von δαιδαλλειν, d. h. künstlich ausarbeiten). Böttiger (in s. „Vorlesungen üb. d. Archäologie", Dresden 1806) vermuthet, daß Dädalus nicht ein Eigenname, sondern ein Gemeinname aller ersten Architekten, Metallurgen und Bildschnitzer in der griechischen Vorwelt sei, also überhaupt einen Kunstmenschen bezeichne, sowie dädalisch, das Kunstreiche, Künstliche. Jede Kunst pflanzt sich im Anbeginn nur im Familienkreise fort, und die Schüler werden ebenfalls Söhne genannt. So kennen

die Alten eine Künstlerfamilie (Kunstschule) des Dädalus: Talos, Perdix, Dipönos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege, und war ein Künstler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinschneidekunst, auch Erfinder mehrer dazu nöthigen Werkzeuge, z. B. Art, Richtwage. Als Bildhauer arbeitete er meistens in Holz, und war der Erste, der seinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er seinen Schüler Talos eifersüchtig getödtet hatte, verlassen mußte. In Kreta erbauete er das Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Pasiphaë die berüchtigte hölzerne Kuh. Mit seinem Sohne Ikarus eingekerkert, sann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Ovid aus Federn mit Wachs befestigt, die dem allzuhoch strebenden Ikarus den Tod brachten, wodurch das Ikarische Meer den Namen erhalten haben soll, sind bekannt. Dädalus selbst gelangte nach Sicilien, an dessen südlicher Küste ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, besonders zu Platäa, ein bekanntes Fest (Dädala oder Daidalea), Bilderfest, gefeiert. Man darf mit ihm einen spätern Bildhauer Dädalus aus Sicyon nicht verwechseln. Daß hier aus mehren Sagen ein Ganzes zusammengeflossen sei, wozu die Dädali, Kunstmenschen, Veranlassung gaben, ist nur allzuglaublich. dd.

Daendels (Hermann Wilhelm), ein niederländischer General, geb. 1762 zu Hattam im Geldrischen, nahm an den in Holland 1787 eingetretenen Unruhen im Sinne der sogenannten Patrioten einen so bedeutenden Antheil, daß er mit vielen andern seiner gleichgesinnten Landsleute eine Freistatt in Frankreich suchen mußte, wo er sich in Dünkirchen mit Handelsspeculationen beschäftigte. Bei der Wendung, welche der Revolutionskrieg nahm, ward er 1793 in der neu errichteten Freilegion, Franc-étranger, als Obrist angestellt, und leistete Dumouriez in seinem Zuge gegen Holland bedeutende Dienste. Noch größere leistete er Pichegru in dem Feldzuge von 1794, der diesen zum Meister von ganz Holland machte. Daendels trat nun als Generallieutenant in die Dienste der batavischen Republik, und hatte von jetzt an auf die Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß. Bei der Thronbesteigung Ludwig Bonaparte's ward er von diesem mit Würden überhäuft und zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von diesem wichtigen Posten zurück. Im Sommer 1812 traf Daendels wieder in Europa ein. Er benutzte seine Muße, um ein Compte rendu über seine Verwaltung in Java in 4 Foliobänden herauszugeben, wodurch zugleich über die Statistik und den Zustand dieses wichtigen Landes viel Licht verbreitet worden ist. Späterhin ward er vom König der Niederlande zur Besitznahme und neuen Einrichtung der wieder erworbenen Besitzungen auf der Küste von Afrika ernannt. Auch hier bewies er seine bekannte Energie; er ward Friedensvermittler zwischen benachbarten Negerstaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach westindischer Manier, und störte den Sklavenhandel, bis ihn der Tod ereilte.

Dagobert I., wegen seiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franken aus dem Merowingischen Geschlechte, folgte 628 seinem Vater Klotar II., welcher das getheilte fränkische Reich wieder vereinigt hatte. Er kriegte glücklich gegen die Slawonier, Sachsen, Gascogner und Bretagner, aber er befleckte den Glanz seiner Siege durch Grausamkeit, rohe Willkür und ungezügelte Wollust. Nach Besiegung der Sachsen, so wird erzählt, ließ er alle Diejenigen hinrichten, deren Wuchs die Länge seines Degens überstieg.

Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den Franken bessere und vollständigere Gesetze geben ließ. Er starb 638 zu Epinay in einem Alter von 32 Jahren, und ward zu St.-Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

D'Aguesseau (Henry Francois), ein in den Jahrbüchern der französischen Gesetzgebung und Beredtsamkeit ausgezeichneter Mann, geb. zu Limoges 1668, zeigte früh die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war sein erster Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete sein Talent zur Dichtkunst. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat, und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In diesem Posten bewirkte er viele Verbesserungen der Gesetze und Rechtspflege, und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle seine Macht an, um das Elend zu mildern. Als standhafter Vertheidiger der Rechte der Nation und der gallicanischen Kirche, verwarf er die Beschlüsse Ludwigs XIV. und des Kanzlers Voisin, zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans ward er Kanzler (1717), fiel aber, weil er sich Law's unheilbringendem Finanzsysteme widersetzte, 1718 in Ungnade, und zog sich auf sein Landgut zu Fresnes zurück. Hier genoß er, wie er selbst sagte, die schönsten Tage seines Lebens; er beschäftigte sich mit dem Lesen der Bibel, mit dem Plane einer Gesetzgebung und dem Unterrichte seiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künste und Wissenschaften füllten seine Muße aus. Als 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes, wie d'Aguesseau, der die Liebe des Volks besaß, nöthig zu haben, um das allgemeine Murren zu stillen: d'Aguesseau ward also in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Dieser Zeitraum in seinem Leben erscheint für seinen Ruhm weniger glänzend: denn er nahm aus Law's Hand seine Stelle wieder an, und gab seine Einwilligung zu gewissen unhaltbaren und verderblichen Planen, die das Parlament jedoch verwarf; er duldete auch am Ende sogar, daß eben dieses Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Nichtsdestoweniger ward er 1722 zum zweiten Male verwiesen, weil er sich dem Cardinal Dubois widersetzt hatte, ward zwar 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber sein Amt erst 1737 wieder. Er hatte die Absicht, Einheit in die Vollziehung der alten Gesetze zu bringen, ohne ihre Grundlage zu erschüttern, und das Mangelnde hinzuzusetzen. Allein diese Arbeit überstieg die Kraft eines einzelnen Menschen. Er starb 1751, nachdem er 1750 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte. Seine durch mehre Ausgaben verbreiteten Schriften, sagt Bouterwek, sind Muster der wahren Beredtsamkeit in ihrer Art: geistreich, verständig, prunklos, zierlich, und doch kraftvoll, immer dem Gegenstande angemessen und voll vortrefflicher Lehren, besonders für Diejenigen, die sich zu Staats- und Justizmännern bilden wollen. Vortrefflich sind die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete. — Sein Enkel, der **Marquis d'Aguesseau** (Henry Cardin Jean Baptist), seit 1814 **Pair** von Frankreich, seit 1789 Mitgl. d. Akad. d. Wiss. (gest. zu Paris den 22. Januar 1826), war Rechtsgelehrter, Mitglied der ersten Nationalversammlung und unter Napoleon Senator; dann ein treuer Anhänger des Königs.

Dahl (Johann Christian), Landschaftsmaler, seit 1820 Mitglied der dresdner Akademie, geb. d. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, sollte anfangs Theologie studiren, hatte aber dazu weder Neigung noch die Mittel; daher wurde er in seiner Vaterstadt bei einem Malermeister in den Unterricht gegeben. Hier arbeitete er an allerlei Schildereien, Zimmerverzierungen u. s.

w., lernte jedoch wenig, außer, daß er den Drang nach dem Höhern deutlicher in sich wahrnahm. Als 1809 seine Lehrzeit vorüber war, übte er sich selbst, nach eigner Lust und Laune, zwei Jahre lang, bald an Theaterdecorationen, bald im Portraitiren, bald in Landschaften. Vorzüglich zeichnete er gern nautische Gegenstände; er studirte Schiffe, das Meer und Norwegens Natur. 1811 ging er nach Kopenhagen, wo er, von Kunstfreunden ermuntert, in der dortigen Akademie seine Anlage für die heroische Landschaftsmalerei, durch die Darstellung norwegischer Naturscenen und eigne Compositionen zu technischer Fertigkeit ausbildete. Zu den Ausstellungen in Kopenhagen, 1814 und 1815, gab er mehre Bilder. 1818 ging er über Berlin nach Dresden. Hier erregten seine norwegischen Felsenküsten und Schiffe, die mit den Wellen kämpften, die Aufmerksamkeit der Kenner. Er malte mit großer Leichtigkeit, vieler Wahrheit und Kraft. Seine Vorgründe: Felsmassen, Baumgruppen, Pflanzenwuchs und Wasserstücke, waren trefflich ausgeführt. Das erste große Bild von ihm, eine norwegische Felsenlandschaft mit einem Wasserfalle, das 1819 in Dresden ausgestellt war, kaufte der Erbprinz Christian von Dänemark. Zwei andre von demselben Jahre kehrten ebenfalls in sein Vaterland zurück. 1820 reiste Dahl durch Tirol nach Italien. Hier brachte er sieben Monate in Neapel zu, meist im Gefolge des Erbprinzen Christian. Er malte den Landsitz, den der Prinz bewohnte, und sein fürstlicher Gönner überreichte dieses Bild dem Könige von Neapel. Dann war er sechs Monate in Rom, wo ihm Thorwaldsen, Prof. Bronstedt und der preuß. Generalconsul Bartholdy mehre Arbeiten auftrugen. Im Sommer 1821 kehrte er durch Tirol, dessen pittoreske Natur ihn mächtig anzog, nach Dresden zurück. Viele Bilder haben nicht bloß das Verdienst der Wahrheit nach der Natur, sondern auch das der dichterischen Veredlung des individuellen Charakters jener Gegenden, die ihm den Stoff zu seinen Compositionen darboten. Unter seinen vielen Skizzen von Italiens und Tirols Naturschönheiten sieht man wahre Musterbilder von den Bewohnern der Länder, die er besuchte. Auch von Dresdens Umgebungen hat er einige gut dargestellt. Nicht minder glücklich hat Dahl seine Kunstkraft in Erfindungen geübt. So zeigen von seinem Reichthum an trefflichen Studien sein Felsenbild mit einem Wasserfalle, in der Mitte die Ruine eines Bergschlosses; mehre Seestücke mit Schiffen im Sturm u. a. vom J. 1820; ferner vom J. 1822: eine Winterlandschaft mit einer Eiche, im Abend, und das Bild der Ruhe, eine Mondnacht am Meeresufer mit ausgespannten Fischernetzen. Größeres noch darf man von dem bescheidnen Künstler hoffen. Dahl ist ein Sohn der rauhen nordischen Natur, welcher am Golf von Neapel und auf den Höhen Roms den reizenden Farbenton des Südens sich anzueignen strebte und den höhern Kunststyl in sich ausbildete, der eine kühne und feurige Einbildungskraft, und sein tiefes Gefühl für das Erhabene und Große beurkundet. 20.

Dahomé (Dahomey), eins der blühendsten Königreiche an der Sklavenküste von Guinea, bisher den Europäern nur durch den Sklavenhandel bekannt, weßhalb sich daselbst, namentlich zu Fida, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien befinden. Genauere Nachrichten von diesem mächtigen Negerstaate gab Leod's „Voyage to Africa“ (London 1820; franz. von Gauttier, Par. 1821). Alle Gewächse, Zuckerrohr und alle tropische Früchte gedeihen hier auf das üppigste. Viele Bäume sind so groß, daß man aus ihnen Canots verfertigt, in welchen 70 bis 100 Menschen Platz haben. Eine Frucht, die wie eine reife Kafferbohne aussieht, und anfänglich keine besondere Süßigkeit zu haben scheint, läßt auf der Zunge so viel von diesem Eindrucke zurück, daß ein Glas Essig darauf wie süßer Wein, und die

saurerste Citrone wie eine reife Orange schmeckt. Die Wirkung dieser wundersamen Beere (Cerasus oxyglycus), welche alles dem Gaumen zuckerhaft macht, verliert sich nicht eher, als bis man verschiedne Male gegessen hat. — Die Regierung ist völlig despotisch. Der König hat 3 — 4000 Weiber, von denen eine Anzahl bewaffnet und geübt ist; diese bilden seine Leibwache. Auf den Gräbern der Ahnen des Königs werden jährlich eine Menge Menschen, meistens Gefangene, geopfert, theils um die Gräber zu befeuchten, theils um diesen Ahnen allerlei Bediente in die andre Welt zu schicken. Es wird für eine Ehre gehalten, wenn der König selbst bei solchen Gelegenheiten den Scharfrichter abgibt. Zu diesem Feste werden die europäischen Consuln eingeladen, und während der Hinrichtung singen die Neger in Kreistänzen Lieder zum Lobe ihres Monarchen. Tritt einer von ihnen fehl, so wird er mitten in den Haufen der Opfer geführt und ebenfalls hingerichtet. Will der König irgend einem seiner Ahnen eine frohe Nachricht zukommen lassen, so fertigt er den ersten besten seiner Hofbedienten an ihn ab, indem er ihm, nach Mittheilung des Auftrags, den Kopf abhaut. Die Dahomier haben ein sehr treues Gedächtniß, ob sie gleich nichts von Schrift wissen. Ihre Sprache hat nicht so viel Nasen- und Kehltöne, wie die der weiter westwärts wohnenden Nationen. Ihre Gesänge sind ziemlich wohlklingend, und sie wissen ihre plumpen musikalischen Instrumente gut zu behandeln. Wenn sie tanzen, so geschieht es meistens bei Mondschein, unter einem großen Baume, wo sie sich höchst fantastisch geberden. 20.

Daire oder **Dairo**, s. Japan.

Daktyliographik, die Steinschneidekunst (s. d.).

Daktyliothek, griech., eine Sammlung von geschnittenen Steinen. Nirgends war die Steinschneidekunst zu höherer Vollkommenheit gediehen, als in Griechenland, wo man geschnittene Steine nicht bloß in Ringen trug (daher der Name von δακτύλιος, der Ring), sondern auch zum Siegeln gebrauchte und Prachtgefäße damit verzierte. Weit hinter den Griechen blieben in dieser Kunst die Römer zurück; reiche Römer aber waren die ersten, welche von solchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefsohn, machte den Anfang (Plinius, Hist. nat., 37, 5); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom, und stellte sie im Capitol auf; eine ungleich größere Cäsar im Tempel der Venus Genitrix, und unter August nachher M. Marcellus im Tempel des palatinischen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die Fürstenhäuser Italiens, auch diese Kunstschätze um sich zu versammeln. Das Haus Gonzaga legte die erste Daktyliothek an, ihm folgte das Haus Este zu Modena, das Haus Farnese, und in Florenz, aus dem Hause Medici, Lorenzo der Prächtige. Die Steine, die er besaß, sind noch kennbar, indem er die Gewohnheit hatte, sie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch bloß M. bezeichnen zu lassen. Seine Sammlung wurde zerstreut, von den Medici aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentinischen, der beträchtlichsten von allen; denn sie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entstanden erst unter Julius II. und Leo X. unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römischer Prälat, hatte hier die beste, und Lucio Odescalchi, nachher Duca di Bragiani, erbte die der Königin Christina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vaticanischen Bibliothek (mehr durch Zufall, als Plan zusammengebracht), in den Palästen Barberini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend, jetzt in St.-Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludovisische Sammlung, und die des Cardinals Borgia zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Por-

tici und zu Capo di Monte. Zu Catanea in Sicilien brachte der Prinz Piscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zusammen. In Frankreich wurde die erste bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber zerstreut. Der Grund zu der jetzigen sehr merkwürdigen, des Antikencabinets der königl. Bibliothek, legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zufiel. Außerdem mehre Privatsammlungen. In England sind die Sammlungen der Herzoge von Bedborough, Devonshire, Carlisle, Bedfort und Marlborough am bekanntesten. Auch Deutschland besitzt solche Sammlungen. In Sanssouci sind mehre vereinigt, unter diesen die durch Winckelmann's Beschreibung so berühmte von Muzel Stosch. Wien hat ein eignes Gemmencabinet; die dresdner Sammlung ist nicht unbedeutend; einige gute Steine besitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Kassel ist zahlreich, aber unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. Außerdem gibt es noch manche Privatsammlung. In den Niederlanden ist das Cabinet des Königs bedeutend. Im königl. Schlosse zu Kopenhagen sieht man einige Gefäße mit eingelegten geschnittenen Steinen, und Petersburg hat außer der kaiserlichen, deren Grundlage die des berühmten Steinschneiders Natter war, an der des Grafen Poniatowski eine der reichsten. Um die zierlichen und sinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerke solcher Steine zu vervielfältigen, bedient man sich des Kupferstichs und des Abdrucks oder Abgusses (s. d.). So sind nicht nur einzelne solcher Bildwerke, sondern auch alle Bildwerke von Einer Art zusammen, oder die eines ganzen Cabinets durch den Kupferstich bekannt gemacht worden. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen: Bellori, Bildnisse von Philosophen u. a.; Chifflet, Abraxas (s. Gnosis); Gori, Steine mit Sternen; Ficoroni, Steine mit Inschriften; Stosch, Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum florentinum, Wicar und Mongez in der Galerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen franz., Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der wiener. Außerdem gehören hieher das Muséum d'Odescalchi, die Cabinete von Gravelle, Stosch, Bossi, des Herzogs von Marlborough. Wie schön aber auch mehre dieser Abbildungen sind, so gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Sammlungen solcher Abdrücke nennt man ebenfalls Daktyliotheken, z. B. die Lippertsche aus 3000 Stücken bestehende Daktyliothek. Sie sind ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike. (S. Paste.) dd.

Daktylologie oder Daktylonomie ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen; im weitern Sinn die Fingersprache, oder die Kunst, durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Daktylus, daktylisch, s. Rhythmus.

Dalai-Lama, s. Lama.

Dalayrac (Nicolas), oder D'Alayrac, geb. zu Muret in Languedoc 1753, stammte aus einer adeligen Familie, und kam 1774 nach Paris, wo er bei der Garde Dienste nahm. Er hatte eine entschiedene Neigung für Musik und dramatische Kunst, und besuchte deßwegen die Vorstellungen der Opern von Grétry, die in ihm die Lust, seine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu versuchen, erregten. Unter L'Angié's Leitung erlernte er die Grundsätze der Composition. In seinen Werken findet man weniger Originalität als in denen von Monsigny, und weniger komische Einfälle als in denen von Grétry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er sich vor Beiden aus. Einzig ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Cou-

plets, Vaudevilles. 1782 debutirte er auf dem Theater der komischen Oper mit der „Eclipse totale“. Unter s. vielen Werken erhielten den meisten Beifall, auch auf deutschen Theatern. „Die beiden kleinen Savoyarden“, „Adolph et Clara, oder die beiden Gefangnen“, „Azémia, oder die Wilden“, „Raoul de Créqui“, „Maison à vendre“ (der Hausverkauf), „Zwei Worte im Walde“, „Der Dichter und der Tonsetzer“, „Gulistan“, „Nina“, u. A. In der Composition der letzten Oper wurde er jedoch von Paesiello, in der Composition des „Sargino“ und der „Camilla“ von Paër übertroffen. Durch die Vernachlässigung eines Katarrhs zog sich Dalayrac 1809 den Tod zu. Die Schauspieler der komischen Oper beschlossen, ihm eine Büste in ihrem Foyer aufzustellen. Seine Compositionen waren zum Theil für die drei Lieblingsschauspieler der komischen Oper, des sogenannten Théâtre Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St.-Aubin. Von diesen mußte man seine Operetten sehen und hören.

Dalberg (Geschlecht der Freihrn. von), auch Dalburg. „Ist kein Dalberg da?“ so mußte ehedem bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaiserl. Herold rufen, und der anwesende Dalberg beugte sein Knie vor der neugekrönten Majestät und empfing von ihr den Ritterschlag als erster Reichsritter. So groß waren die Verdienste der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Ansehen! Mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde (1806) schien auch dieses Vorrecht nur noch im Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangner Zeiten fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieses Herkommen, indem er festsetzte: daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der franz. Kaiserwürde sein, und vor Frankreichs Throne gefragt werden solle: „Ist kein Dalberg da?“ — Die Familie erhielt die reichsfreiherrl. Würde im 17. Jahrh. Das Geschlecht ist gegenwärtig getheilt in die Dalberg-Hernsheimer (von d. Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms, m. e. Schloß, wo sich das Dalberg'sche Archiv befindet, und e. Garten) und die Dalberg-Dalberg'sche Linie. Vom Schlosse Dalberg (erbaut am Ende des 12. Jahrh.) sieht man die Ruinen bei dem Dorfe Dalberg bei Stromberg in Rheinpreußen. Wir finden in dieser Familie berühmte Beschützer der deutschen Literatur und Kunst: einen Johann von Dalberg (Dalburg), Kämmerer und 1482 Bischof von Worms, geb. 1445, gest. 1503 (s. G. W. Zapf, „Über J. v. D. Leben und Verdienste“, Augsb. 1789, umgearb. Aufl. 1796, nebst Nachtrag, Zürich 1798), der auch auf Veranlassung des Konrad Celtes die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, stiftete, und ihr Vorsteher war; Wolfgang v. Dalberg, Kämmerer von Worms, 1582 Erzbisch. u. Kurf. von Mainz, starb 1601 (s. dessen Leben von D. Heim); Adolf, Freih. von Dalberg, gefürst. Abt zu Fulda, welcher 1734 eine katholische Universität zu Fulda gründete; ferner den vormal. Großherzog Karl (s. d. folg. A.) und dessen Brüder: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreih. v. Dalberg, kurpfalzbaier. Ober-Appellations-Gerichtspräsident, zuletzt badischer Staatsminister, gest. zu Manheim 1806; 2) der 1813 gest. Joh. Friedr. Hugo, Freih. von Dalberg, Domcapitular zu Trier, Worms und Speier; beide waren Freunde und Beschützer der Wissenschaften und Künste, besonders Letzterer ein ausgezeichneter Mann als Tonsetzer und Schriftsteller über die Musik, auch Alterthumsforscher. Von Wolfgang Heriberts Kindern nennen wir: Emmerich Joseph (s. d.).

Dalberg (Karl Theod. Ant. Mar.), aus dem reichsfreiherrl. Geschlechte der Dalberge, Kämmerer von Worms, ehemal. Kurf. zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Konstanz, geb.

d. 8. Febr. 1744 zu Hernsheim bei Worms auf dem Stammhause des Dal berg'schen Geschlechts, manheimer Linie. Sein Vater war kurfürstl. mainzi scher Geh. Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. E erhielt eine treffliche Erziehung, und widmete sich in reifern Jahren dem geist lichen Stande, hielt sich abwechselnd theils in Worms auf, theils zu Man heim und Mainz, und machte verschiedene Reisen. Bald wurde er Capitular herr bei dem Erzstifte Mainz und Domherr in den Hochstiftern Würzburg un Worms. 1772 ernannte ihn der Kurfürst zum wirkl. Geh. Rath und Statt halter zu Erfurt. Er unterzog sich während seines vieljährigen Aufenthalt daselbst allen Geschäften mit musterhaftem Fleiße, seltener Ordnungsliebe un Pünktlichkeit, und zeigte durch seine hellen Ansichten und tiefen Blicke in das Wesen jedes Geschäfts, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geschäfte gemach sei. Dabei beseelte ihn eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerschütterlicher Muth in Behauptung dessen, was er für recht und gu erkannt hatte. Wissenschaft und Kunst waren diejenigen Gegenstände denen er seine ganze Neigung widmete. Er unterstützte Gelehrte und Künstler, zog sie in seine Nähe, suchte jedem aufblühenden Talent seine Entwickelung zu erleichtern, und hielt zu dem Ende in seinem Hause Versammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Aka demie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er wurde, erhiel durch ihn neues Leben; er arbeitete selbst viele gelehrte Abhandlungen und scharfsinnige Werke aus, und wußte durch Theilnahme an der Wirksamkei der Künstler und Gelehrten sich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwer ben. 1787 wurde er Coadjutor des Erzstifts und Kurfürstenthums Mainz sowie des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Konstanz und Erz bischof von Tarsus. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstifts Kon stanz, und 1802 wurde er nach dem Tode des Kurf. von Mainz Kurfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs. Durch die neue politische Gestaltung Deutschlands 1803 kam er in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar. Seit 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souverainer Fürst und Her von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt a. M. und Wetzlar. In Regens burg errichtete er dem berühmten Kepler das erste Denkmal. 1810 trat e das Fürstenthum Regensburg an Baiern ab, und erhielt dagegen einen be trächtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau und ward Großherzog 1813 verzichtete er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr, und zog sich in den Stand eines Privatmanns zurück; nur seine geistlichen Ge rechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Er wählte zu seinem Aufenthalt seine ehemalige Residenzstadt Regensburg. Besonders ließ dieser höchst wohl thätige Fürst die Unterstützung der Armen, für die er eine noch blühende An stalt stiftete, und die Verbesserung der Schulanstalten sich angelegen sein. Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Staat seine Selbständigkeit und ehemalige Verfassung. Dies schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen verdankt ihm Frankfurt die schönen Anlagen um die Stadt. Das Fürstenthum Aschaffenburg, auch Wetzlar, besitzen blei bende Erinnerungen an Dalberg. Vorzüglich ließ er sich das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen sein. Als Erzbischof verrichtet Dalberg an Festtagen den Gottesdienst in der Hauptkirche zu Regensburg, sei nes hohen Alters ungeachtet, persönlich, sowie er jedes andre Geschäft seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deßhalb streng

oder unduldsam zu sein. Dem Hochstift Konstanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen, sowie durch Anordnungen zu besserm Feld- und Weinbau. Ebenso ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Als Privatmann machte er sich es zum Gesetz so sparsam als möglich zu leben, um immer etwas für Arme und Hülfsbedürftige übrig zu behalten. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte Dalberg unstreitig unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Er war auch Mitglied des franz. Nationalinstituts. Ohne einer entschiedenen Lieblingsmeinung zu huldigen, nahm er an allen Reibungen in der gelehrten Welt innigen Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller u. A. befruchtete seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meistens Gegenstände des philosophischen Nachdenkens und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredtsamkeit. Wir nennen darunter die „Betrachtungen über das Universum" (5. Aufl. 1805); die „Grundsätze der Ästhetik" (Erf. 1791); und „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück" (Erf. 1806). Mehre Schriften dieser Art hat er in franz. Sprache abgefaßt. Außerdem ist er Verf. mehrer juristi. Abhandlungen; z. B. einer Disputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. „Der deutsche Merkur", „Das deutsche Museum", „Die Horen" enthalten manchen schätzbaren Aufsatz von ihm. Ob er gleich als ein kräftiger Denker sich gern mit theoretischen Untersuchungen beschäftigte, so zog ihn doch das Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende, noch mehr an; daher waren seine Lieblingswissenschaften, außer der Kunstphilosophie, die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, technolog. Landwirthschaft u. s. w. Dalberg starb d. 10. Febr. 1817. Seine letzten Augenblicke waren heiter und still wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Übergang zum schönern Leben kennt. Vgl. Krämer's „Gedächtnißschrift auf Dalberg" (Gotha 1817), und dessen biogr. Schilderung Dalberg's, im 23. Heft der „Zeitgenossen". Sein Neffe, der Herz. v. Dalberg, Pair von Frankreich, ließ ihm 1824 im Dom zu Regensburg ein Denkmal setzen, das der Venetianer Luigi Zandomeneghi aus carrarischem Marmor verfertigt hat. Es zeigt seine Büste und einen Genius, der Dalberg's letzte Worte: „Liebe, Leben, Gottes Wille", aufschreibt.

Dalberg (Emmerich Joseph, Herzog von), Pair von Frankreich, Neffe des ehemaligen Fürsten Primas, und Sohn des als Vorsteher des Theaters zu Manheim bekannten Schriftstellers Wolfgang Heribert Freih. v. Dalberg, geb. d. 31. Mai 1773 zu Mainz. Seine ersten Schritte im öffentlichen Leben that er theils unter seines Oheims Augen in Erfurt, theils im baierschen Staatsdienste, bis er 1803 Gesandter des Markgrafen von Baden in Paris ward. Er trat hier in eine enge Verbindung mit dem Fürsten von Benevent (s. **Talleyrand-Perigord**), der ihn 1807 mit Fräulein von Brignolles, aus einem angesehenen genuesischen Hause, vermählte. Während des Feldzugs von 1809 übernahm er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Baden, ohne seinen gesandtschaftlichen Posten in Paris aufzugeben. Nach dem Frieden kam er nach Frankreich zurück, wo er das französische Staatsbürgerrecht erhielt, und darauf zum Herzog und Staatsrath erhoben ward. Nach Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin Maria Louise, bei welcher Gelegenheit Dalberg die vorläufigen Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg eröffnet haben soll, erhielt er eine Dotation von vier Mill. Franken auf das Fürstenthum Baireuth, worüber Frankreich nach den Bedingungen des wiener Friedens zu verfügen hatte, und der König von Baiern bezahlte

beinahe die ganze Summe. Als der Fürst von Benevent in Ungnade fi zog sich Dalberg mit seinem Gönner zurück und trat in die Reihen der Mi vergnügten. Im April 1814 machte Talleyrand, an der Spitze der provis rischen Regierung, den Herzog zu einem der fünf Regierungsglieder, welc die Restauration des Hauses Bourbon beförderten. Dem wiener Congreß wohn Dalberg als bevollmächt. franz. Minister bei, und unterzeichnete 1815 au die Achtserklärung gegen seinen ehemaligen Gebieter und Wohlthäter. Nap leon setzte dagegen nach seiner Rückkehr ihn unter die zwölf Verbannten, der Güter eingezogen wurden. Nach der zweiten Wiederherstellung der königl Herrschaft erhielt Dalberg das Verlorene zurück, ward Staatsminister, Pai erhielt eine Gesandtschaft an den turiner Hof und lebt jetzt in Paris. 26.

Dalekarlien, s. Schweden.

Dalin (Olof oder Olaus von), der Vater der neuern schwedischen Literatur des 18. Jahrh. Er wirkte auf das größere Publicum durch sein Zeitschrift: „Der schwedische Argus" (1733—34), aber noch mehr durch sein geistvollen Poesien, namentlich Satyren (1729), durch ein herrliches Gedich auf die schwedische Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (D beste Ausg. s. poetischen Werke, Stockholm 1782—83, in 2 B.) Ein glei ches Verdienst erwarb er sich um die kritische Behandlung der Landesgeschicht (Stockh. 1777, 3 Bde., 4.; deutsch von Benzelstierna und Dähnert, Greifs wald, 4 Bde., 4.), weßwegen er auch zum Historiographen des Reichs er nannt wurde (1756), sowie er auch an der Stiftung der Akademie der schö nen Wissenschaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Er war geb. auf der Propstei Winberga in Halland 1708, und starb als schwed. Hofkanz ler 1763.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Ärmeln, der gleichen sonst die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diakonen in der römischen Kirche seit Papst Sylvester I. über der Alba und Stol tragen. Desgleichen auch ein Stück der kaiserlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, östreich. Königreich, mit 4 Kreisen: Zara, Spalatro und Macarsca, Ragusa, Cattaro; ein Küstenland am adriatischen Meere, das an Croatien, Bosnien und Albanien grenzt und zu welchem verschiedene Inseln gehören. Seit 1814 ist es, mit Ausnahme des türkischen Antheils, ganz dem Kaiser von Östreich wieder unterworfen, und zählt auf 275 □M. 320,000 Einw. in 22 Städten 33 Flecken und 914 Dörfern. Dalmatien, ehemals ein ansehnliches Reich, wurde den Römern, nach vielen vergeblichen Versuchen erst unter Augustus unterworfen. Nach dem Verfall des abendländischen Kai serthums stand es anfangs unter der Herrschaft der Gothen, dann der mor genländischen Kaiser. In der ersten Hälfte des 7. Jahrh. eroberten es die Slawen, und errichteten hier ein Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungarn, unter König Ladislaus dem Heiligen, vereinigt wur de; ein anderer Theil begab sich unter den Schutz der damals mächtigen Re publik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu sein, doch ent rissen die Letztern in der Folge den Venetianern einen Theil desselben. Durch den Frieden zu Campo Formio (17. Oct. 1797) kam der venet. Antheil von Dalmatien, sowie Venedig selbst, unter östreich. Herrschaft. Aber im pres burger Frieden 1805 trat es Östreich an den franz. Kaiser ab, der es zwar zum Königr. Italien, hierauf 1810 zu Illyrien zog, jedoch das Land durch einen General-Proveditore regieren ließ. — An der schwachen Bevölkerung dieses fruchtbaren aber wenig angebauten Landes sind Schuld der übermäßig Gebrauch hitziger Getränke, schädliche Ausdünstungen der Sümpfe in verschied

nen Districten, häufige Auswanderungen, und die in das 3. und 4. Glied fortdauernde Blutrache. Es gibt undurchdringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. — Die Dalmatier oder Dalmatiner sind ein schöner Menschenschlag, kühne Seeleute und gute Soldaten, wenn sie gut angeführt werden. Venedigs ehemalige militairische Kraft beruhte ganz auf dieser Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wol nicht mit Unrecht, einen hinterlistigen Charakter und Raubbegierde Schuld; Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters ist, daß viele von ihnen den Heldentod (wie sie ihn nennen) am Spieße, einem natürlichen und ruhigen im Schoße ihrer Familien vorziehen. Sie reden eine slawische Mundart. Die Morlacken (Morlachen), welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden, auch im türkischen Sandschak Herseck, wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie sind vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entschiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunk, doch sind sie dabei gastfrei, wohlthätig und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben sie in einer Art von Naturzustande. Aber sie sind auch deßwegen stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Von den Sitten und Gebräuchen der Bergbewohner hat die Gräfin Rosenberg in einem, auch ins Deutsche übersetzten Werke: „Die Morlacken", ein interessantes, aber durch Dichtkunst verschönertes, Gemälde aufgestellt. — Die Bewohner der Inseln treiben vorzüglich Fischerei, und gehen als Knechte auf dem festen Lande, oder als Matrosen auf Kauffahrteischiffen, in Dienste. Die Inseln sind nicht sehr fruchtbar, weil man sie nicht gartenmäßig durch Terrassirung der Höhen, wie doch die Natur und die Lage des Bodens mit sich bringt, bestellt; verschiedene haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebaut werden. Die Bewohner des festen Landes treiben Ackerbau, Viehzucht und einigen Handel, vorzüglich aber widmen sie sich dem Seeleben. So lange der dortige Boden nicht mehr hervorbringt als jetzt, so lange kann der Bewohner weder Gewerbfleiß noch bedeutenden Handel haben, zumal die großen Gemeinheiten nach bisherigem dalmatischen Herkommen weder getheilt, noch die übergroßen liegenden Gründe der einzelnen Besitzer unter mehre Erben vertheilt zu werden pflegen. Die Dalmatier führen Unschlitt, Hasenfelle (welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden), etwas Öl, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingesalzene Fische in verschiedene Häfen aus, und nehmen dagegen Leinwand, Tücher, Kaffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, sodaß der Vortheil des Tauschhandels auf ihrer Seite ist. Es gibt Gold-, Eisen- und Steinkohlengruben im Lande, aber sie bleiben unbenutzt. Zara, die Hptst. und der Sitz des Statthalters, hat 5000, Spalatro 6800 Einw. Zu Dalmatien wird noch der ebenfalls unter östreich. Herrschaft stehende, aber eigentlich zu Albanien gehörende District von Cattaro, der in bogenförmiger Gestalt um den Meerbusen liegt, gerechnet. Die 13 berühmten Buchten (Bocche di Cattaro) bilden den sichersten Hafen im adriatischen Meere, und gewähren malerische Ansichten. Die Bevölkerung des ganzen Districts wird auf 30,000 Seelen geschätzt. Die Einwohner sind vortreffliche Seeleute, und waren unter der nachlässigen venetianischen Regierung zur Räuberei, besonders auf dem Meere, geneigt; zu Land sind sie durch ihre Entschlossenheit und Keckheit die gefährlichsten Feinde der Türken in dieser Gegend. Bei einem Kriege Östreichs mit den Türken ist wahrscheinlich der zwischen den alten und neuen Besitzungen Östreichs eingeklemmte Theil des türkischen Reichs, bestehend aus Croatien, Bosnien, Servien und Dal-

matien und das illyrische Gebirge, unfähig, wie vormals, Widerstand zu thun. Das steile, rauhe und ganz unfruchtbare Felsengebirge von Montenegro umschließt bogenförmig einen Theil dieser Provinz. — Der türkische Antheil von Dalmatien, welcher sich von Bosnien bis Albanien erstreckt und zu Bosnien gehört, enthält die Landschaft Herzegowina mit der Stadt dieses Namens und die Städte Scardona und Trevigno. Vgl. die besonders in naturhistorischer Hinsicht lehrreiche „Reise nach Dalmatien und Ragusa", von E. F. Germar (Lpz. 1817). Des Generals Dejean Prachtwerk über Dalmatien (Paris 1825) stellt den Insektenreichthum Dalmatiens dar.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. In der Musik zeigt dieser Ausdruck an, daß man wieder von der frühern Stelle an spielen soll, wo das nämliche Zeichen steht.

Damascenus (Joannes), Joh. von Damascus, später auch Johannes Chrysorrhoas genannt, Urheber des ersten Systems der christlichen Theologie in der morgenländischen Kirche, oder Stifter der wissenschaftlichen Dogmatik. Er versuchte nämlich zuerst die in der griechischen Kirche bisher bloß auf Veranlassung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, systematisch darzustellen. Seine Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern hat in der griechischen Kirche ein classisches Ansehen genossen. Auch schrieb er eine Dialektik nach Aristotelischen Grundsätzen, eine Sammlung philosophischer Stellen aus ältern Schriften in alphabetischer Ordnung u. A. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von P. Mich. Lequien (Paris 1712, 2 Bde., Fol.). Er stand in Diensten bei einem Khalifen, wurde dann Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem, und starb um 760. Er ist mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechseln.

Damasciren, damascirter Stahl. Durch Zusammenschweißen von Eisen und Stahlstäben pflegt man den sogenannten Damascenerstahl oder damascirten Stahl zu fertigen und diesen zu Gewehrläufen und Säbelklingen anzuwenden, theils um den Arbeiten ein schöneres Ansehen zu geben, theils um die Zähigkeit des Stahls zu vermehren, ohne der Härte und Elasticität Abbruch zu thun. Bei dem Damasciren müssen die anzuwendenden Eisen- und Stahlstäbe möglichst dünn ausgereckt und von ganz vorzüglicher Güte sein. Das Verhältniß des Eisens zum Stahl hängt theils von der Beschaffenheit beider, theils von dem Gebrauche ab, der von dem Stahle gemacht werden soll; je zäher derselbe sein soll, desto mehr Eisen muß genommen werden. Die zusammengeschweißten und im Feuer mit Thon oder Sand bedeckten Stäbe werden gewunden, der Länge nach zerschroten, umgebogen, die einzelnen Stücke wieder zusammengeschweißt u. s. w. Die Zeichnungen selbst kommen erst durch das Beitzen und Ätzen zum Vorschein, weßhalb jede damascirte Arbeit geätzt werden muß. — Von dieser echten Damascirung ist die falsche, lediglich durch Ätzen hervorgebrachte, zu unterscheiden. Die Kunst, damascirte Arbeiten zu verfertigen, ist uralt und wahrscheinlich in Damascus zuerst betrieben worden.

Damask, Hauptst. des Paschaliks gl. N., welcher den südlichsten Theil vom alten Syrien, Phönizien und ganz Palästina umfaßt, und jetzt höchstens 900,000 Menschen zählt, da im Alterthume hier mehre Millionen sich zusammendrängten. Die Stadt liegt am Barady in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die der Geograph Abulfeda, dessen Geburtsort Damask ist, für das erste der vier irdischen Paradiese hält, und zählt noch jetzt mehr als 200,000 Einw., gegen 200 Moscheen, mehre christliche Kirchen, für etwa 20,000 christl. Bewohner, zwei katholische Klöster, viele Bazars und Khans.

reizende Kaffeehäuſer, wo ſich die arabiſchen Märchenerzähler verſammeln. Unter den Straßen iſt die von St.-Paul, der hier gewohnt haben ſoll, die größte, geradeſte und ſchönſte. Der Paſcha von Damaſk iſt als Emir al Hadſchi der Begleiter und Vertheidiger der heiligen Karavane, die unter ſeiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht. Die Einwohner unterhalten mehre Manufacturen, beſonders in Meſſer- und Säbelklingen, welche von dieſer Stadt den Namen Damaſcenerklingen führen, in ſeidenen und baumwollenen Zeugen und eingelegten Arbeiten, treiben auch beträchtlichen Handel. — Die Damaſcenerpflaume, eine große vorzügliche Art, ſtammt aus der Gegend dieſer Stadt, iſt aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. — Damaſcenerroſen (rosa Damascena) iſt eine Roſengattung, deren Stock acht bis zehn Fuß hoch wird, und die ſehr angenehm riecht; daher auch Muscatroſe. — Damaſcenertrauben nennt man diejenigen Trauben, die am Stocke getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt; ſie geben die beſten großen Roſinen.

Damaſt, ein künſtlich gewebter Zeug, deſſen Grund ein glänzender Boden iſt, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es bloß ſeidene Damaſte, nachher machte man ſie aber auch aus Leinen und Wolle, z. B. damaſtenes Tiſchzeug. Nach Einigen ſoll dieſe Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern ſpäter von den Einwohnern zu Damaſcus erfunden worden ſein; letztere Stadt hat ihr den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaſte ſind von einer einzigen Farbe; werden ſie bunt gewebt, ſo verändern ſie Namen und Einrichtung, und werden ras de Sicile (ſicilianiſcher Raſch) genannt. Zu dem ſeidenen Damaſte gehört auch der Damaſt von Flor oder Gaze. In den neuern Zeiten haben zuerſt die Italiener und Holländer Damaſt verfertigt, und noch im 17. Jahrh. erhielt man ihn nur aus Italien, beſonders aus Genua. Die Franzoſen folgten aber bald nach, und übertreffen jetzt die Italiener. Auch aus Indien und China bekommen wir Damaſt, den die Engländer beſonders gut nachmachen. Jetzt wird Damaſt in Deutſchland in Menge verfertigt, vorzüglich in Böhmen und in der kgl. ſächſ. Oberlauſitz bei Zittau. Nach den drei verſchiedenen Arten, wie er in Deutſchland gewebt wird, unterſcheidet man holländiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Damaſt.

Damiat, Damiette, Handelsſt. in Niederägypten am ſeichten öſtlichen Hauptarm des Nil, zwei Meilen von deſſen Mündung, in einer fruchtbaren Gegend; ſie hat 14,000 Einw., zwölf Moſcheen, und iſt der Sitz eines koptiſchen Biſchofs. Ihre Halbſeidenzeug-Fabriken, der Handel mit Leinwand und Leinſamen, mit Baumwolle, ſyriſcher Seide, Reis (von welchem europ. Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werth nach für 1½ Mill. Thaler ausführen), Kaffee Salmiak und Getreide ſind ſehr beträchtlich. Bei Damiat mußte König Ludwig IX. (ſ. d.) von Frankreich in dem Kreuzzuge, 1250, ſich mit einem Theil ſeines Heeres den Saracenen gefangen geben.

Damiens (Robert François), berüchtigt durch ſein meuchelmörderiſches Unternehmen gegen Ludwig XV., geb. 1715, in dem Dorfe Tieuloy, im ehemal. Artois, der Sohn eines armen Pächters, übte ſchon als Knabe ſo boshafte Streiche aus, daß man ihn Robert-le-diable nannte. Er ließ ſich zweimal als Soldat anwerben, und war nachher Bedienter im Jeſuitencollegium zu Paris, verließ aber 1738 dieſen Dienſt, um ſich zu verheirathen. Dann diente er in verſchiedenen Häuſern der Hauptſtadt, vergiftete einen ſeiner Herren mit einem Lavement, ſtahl 240 Louisdor, und nahm die Flucht. Darauf lebte er fünf Monate lang in St.-Omer, Dünkirchen und

Brüssel, und äußerte sich allenthalben auf eine ausschweifende Weise über die Streitigkeiten zwischen König und Parlament. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn sagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich sterben, aber der Vornehmste des Landes wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören." Er war in einer Art von Geistesverwirrung, als er zu Ende 1756 nach Paris zurückkehrte. In den ersten Tagen des folgenden Jahres ging er nach Versailles, nahm zwei oder drei Tage lang Opium, und bereitete sich zu der That vor, die er den 5. Jan. vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte er mit einem Messer dem Könige, ob dieser gleich von den Großen des Hofs umgeben war, einen Stich in die rechte Seite. Der Meuchelmörder wurde ergriffen. Mit den grausamsten Martern, die er standhaft ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, welches hätte vermuthen lassen, daß er Mitschuldige gehabt. Er betheuerte, daß er das Verbrechen nicht würde begangen haben, wenn man ihm so reichlich, wie er es verlangt, zur Ader gelassen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienstliches Werk zu thun. Er ward verurtheilt, von Pferden zerrissen zu werden, und das Urtheil wurde den 28. März 1757 auf dem Greveplatz zu Paris vollzogen.

Dämmerung, das schwache Licht, welches die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch nach ihrem Untergange in dem Luftkreise verbreitet. Der Luftkreis fängt nämlich mit Hülfe der Dünste und Wolken die Sonnenstralen auf, bricht sie und wirft sie auf die unbeleuchteten Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an, und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte erreicht hat. Diese 18° machen nämlich den Schwungsbogen der kleinsten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne diese Tiefe hat, so sind die kleinsten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge sichtbar, oder es ist völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung ist verschieden. In den Ländern unter dem Äquator währt sie an den Tagen der Nachtgleiche 1 St. 12 Min., und wird desto länger, je mehr sich die Sonne vom Äquator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Mon. lang Tag, und 6 Mon. lang Nacht ist, dauert die Dämmerung fast 2 Mon., sodaß dadurch ein großer Theil der halbjährigen Nacht erleuchtet wird. Sie ist doppelt wohlthätig, indem sie die Nacht abkürzt, und zugleich die schädliche Wirkung der schnellen Abwechselung des Lichts und der Finsterniß auf unsere Augen verhindert. Vgl. Bode's „Anleit. zur allgem. Kenntniß d. Erdkugel" (Berl. 1803).

Dämmerungskreis, in der Naturlehre der Kreis, welcher die Grenze der Dämmerung (s. d.) bezeichnet, und in einer Tiefe von 18° unter dem Gesichtskreise, mit diesem gleichlaufend, beschrieben wird.

Dämmerungsvögel s. Schmetterlinge.

Damon und Pythias, zwei edle Syracusaner, berühmt als seltene Muster unerschütterlicher Freundschaft. Pythias war unschuldig von Dionysius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, erhielt aber auf die Bürgschaft seines Freundes Damon die Erlaubniß, seine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte persönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieser ins Gefängniß gegangen, und hatte versprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt sein würde. Unerwartete Hindernisse verzögerten dessen Rückkunft; schon wandelt Damon getrost, und fest überzeugt von der Treue seines Freundes, dem Richtplatz zu; schon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen, als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volks seinem Freunde in

die Arme stürzt. Bei dem edelsten Wettkampfe unter Beiden, da Jeder für den Andern sterben will, zerfließen alle Anwesende in Thränen, und Dionysius selbst tritt hinzu, begnadigt sie und bittet, ihn als den Dritten in diesen Freundschaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schiller's treffliche Ballade: „Die Bürgschaft", zu welcher diese Geschichte den Stoff hergab?

Dämon, Dämonisch, Dämonologie (griechische und orientalische). Heilsames und Schädliches, Weisheit und Thorheit, Religiosität und Aberglaube hat sich an den Geisterglauben geknüpft. Der Name Dämonen (δαιμόνια, δαίμονες, genii), unter welchem wir jene Geister, welche Einfluß auf die Schicksale der Menschen haben sollen, öfter genannt finden, weist uns zunächst auf Griechenland. Schon bei Homer finden wir Dämonen. Aber bei ihm hießen die Götter Dämonen; sie selbst reden sich mit dieser Benennung an, und dämonisch ist so durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von Daëmon, d. i. höchst einsichtig, weise, allwissend, eine Bestätigung dadurch zu erhalten scheint. Wie ganz anders schon bei Hesiodus:

Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen ringsum den Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter diesen Unsterblichen Dämonen zu verstehen seien, geht aus Plutarch hervor, welcher sagt, Hesiodus habe bestimmt vier Classen vernünftiger Wesen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menschen. Hesiodus selbst sagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121 — 126) von den Menschen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden sie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter.
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Geber des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt.

Hier zeigen sich also unzweideutige Spuren einer schon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Classification findet sich aber erst später, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philosophen gegangen war. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In der griechischen Philosophie spielten diese Dämonen schon früh eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, Jeder auf seine Weise; Alle jedoch überfliegt der dichterische Platon. Im „Gastmahl" erklärt sich Diotima über die Dämonen also: „Alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen, und seine Verrichtung ist, zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen und den Menschen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer, und der Andern Befehle. In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit nun das Ganze in sich selbst verbunden sei. Durch dies Dämonische geht auch alle Weissagung, und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer, Weihungen, Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen, sowol im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geister gibt es viele und vielerlei". An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, sie seien in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unverhüllt in die Geheimnisse der Zukunft und verwalten sie nach Gefallen; jeder

Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, ihn bis ans Ende begleite, und seine Seele zu dem Orte der Reinigung u Strafe führe. Im Allgemeinen dachte sich das Volk unter ihnen die G heit, sofern sie die menschlichen Schicksale lenkt, und man theilte sie, in ziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben wurden, in gute und Geister, in Agathodämonen und Kakodämonen. Die Römer bildeten griechische Dämonologie in ihrem eignen, weniger poetischen Charakter, vermischt mit etruskischen Vorstellungen, weiter aus. Ihnen bedeutete Genius den Geist des individuellen Lebens. In diesem Allen erkennt n die ursprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur Freiheit, da ist etwas Dämonisches; diese Idee ward ausgebildet durch losophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit die Glauben versöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit zustellen, mußte man die mythologischen Ansichten allmälig zurückdrängen, dies konnte nicht unvermerkter als durch die Anwendung der Dämonen schehen. Obgleich aber griechische Philosophen dies für Griechenland ten, so darf man darum doch nicht glauben, daß auch diese Ideen, wie Wort Dämon, griechischen Ursprungs seien; vielmehr ist es glaublich, daß ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt sei. Ihr eigentli Ursprung ist in den Religionen des Orients zu suchen. Die Hindu zäh außer dem höchsten Wesen, Parama, 33,000 Götter und eine unaussprc liche Zahl von Götterdienern. Den höchsten Rang unter jenen Göttern hauptete die Dreieinigkeit, Brama, Wischnu und Ruddren, die in ewig Wechsel schaffen, erhalten und zerstören. Wenn des Zerstörers Anbeter st ben, so sendet er seine Diener, daß sie dieselben zu ihm bringen, damit ihnen seine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen sind hier die Dwet Systematischer ausgebildet finden wir diese Lehre in der Religion Zoroast oder dem chaldäisch-persischen Magismus, der unstreitig als eine Hauptqu der Dämonologie anzusehen ist. Um die Entstehung des Übels zu erklä nahm Zoroaster neben einem guten noch ein böses Princip an, als Quel alles Guten und alles Übels, und bildete diese Idee also aus: Es gibt Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; in jenem herrscht Orm der Urheber und Verbreiter alles Guten, in diesem Ahriman, der Quell a Übels, des moralischen wie des physischen. Um den Thron des Ormuzd ste die sieben Amschaspands (Erzengel), die Fürsten des Lichts, unter denen selbst der erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die Genien Allem, was gut ist, von welcher Art es auch sei; diesen die Feruers. gleiche Weise ist das Reich der Finsterniß unter Ahriman eingerichtet. Thron wird umgeben von den obersten sieben Diws, den Fürsten des sen, und eine zahllose Menge niederer Diws stehen unter ihnen, wie die Iz unter den Amschaspands. In unaufhörlichem Streite unter einander beider Reiche; aber einst wird Ahriman besiegt; das Reich der Finst hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun gesucht, daß diese Ideale nach Verfassungen gebildet seien, die den asiatischen Monarchien eigen sind, Alles augenscheinlich modificirt nach dem Orte, wo, und den Zeitumstä unter welchen der Gesetzgeber und Religionsstifter auftrat. Letzterer blieb nicht bloß bei diesen allgemeinen Begriffen stehen, sondern übertrug sie auch einzelne Gattungen von Wesen. Alle vernünftige und unvernünftige, le und leblose Wesen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Men Thiere und Gewächse zu Ormuzd's; die unreinen (giftigen, schädlichen) Ahriman's Reiche. Auf diese Weise war die Dämonologie im Parsismus einer Ausdehnung gediehen, und in einen systematischen Zusammenhang

bracht, wie man sie anderwärts nicht kannte. Ob Horn („Biblische Gnosis") Recht habe, daß die Ägypter ihre Vorstellung von Dämonen von den Parsen entlehnt haben, verdient eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Ägyptern den Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorstehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß, und die Menschenseelen in ihrer Macht, allerdings also ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen so auffallenden Dualismus und Parallelismus des Zoroaster'schen Systems. Wären nun aber auch ägyptische und persisch-chaldäische Dämonologie nicht aus Einer Quelle geflossen, so berührten sie sich doch späterhin in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorderasien nach Griechenland kam, so war doch Ägypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet, und von den Philosophen, bis nach Christi Geburt herab, ausgebildet wurde. Während sie aber auf solchem Wege zu den Griechen kam, erhielten sie die Hebräer auf zwei verschiedenen andern Wegen. Zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft schöpften sie unmittelbar aus der Quelle des chaldäisch-persischen Magismus, und wenn sie auch früher Elohims und Engel gekannt haben sollten (merkwürdig ist, daß die letztern zuerst in der Geschichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den frühern Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen desto mehr), so wurde doch die Lehre von ihnen erst in und nach der babylonischen Gefangenschaft ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroaster's System bemerken, thut sich nun auch hier hervor; es gibt gute und böse Dämonen; sie werden classificirt und bekommen eigne Namen. Es sind sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovah's ausmachen, und immer vor seinem Throne stehen (Tob. 12, 15). Von der andern Seite kam diese Nation unter den Seleuciden und Ptolemäern auch mit Ägypten und den Griechen, besonders in Alexandrien, in lebhaftern und dauernden Verkehr, und zu den aus dem Magismus oder Parsismus aufgenommenen Vorstellungsarten gesellten sich ägyptisch-griechische, welchen Zusammenfluß man hauptsächlich im neuen Testamente wahrnimmt. Unmöglich war es, das Eindringen griechischer Philosopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studien und Grübelei begannen, Volksglaube und Philosophie trennten sich, und die Philosophen selbst theilten sich in mehre Secten. Den altgläubigen Pharisäern standen gegenüber die Sadducäer und Essäer, und kein Hoherpriester, kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem schon die Samaritaner gegenüber standen) in diese Parteien sich getheilt hätte. So stand es, als Christus auftrat. Pythagoräische und Platonische Philosophie, mit Orientalismen verschmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der hellenistischen Philosophie der Juden sich ausbildete, und ein Kabbalismus stand, von den feinsten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philosophie. In Hinsicht auf die Geisterlehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämonisch im Sinn eines bösen plagenden Geistes bestimmter hervortritt. Hieraus entsprangen nun jene Begriffe von Dämonen, als Geistern böser Menschen, die in den Leib derselben fahren und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man diese Dämonen austreiben könne. So erscheinen die Dämonen als Untergeister eines (persischen) Satanas, eines leidenschaftlichen, feindseligen, boshaften, menschenfolternden Plagegeistes. Andererseits war ein Ausspruch Christi (Matth. 28, 10)

Veranlassung zur Annahme des Satzes, daß ein Engel jedem Menschen
Schutzgeist beigegeben sei. Die christlichen Schriftsteller machten jene b
Bedeutung von Dämonen zur herrschenden, sodaß die Dämonen den Eng
entgegengesetzt wurden. In dieser Entgegensetzung bildete sich nun die G
sterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, u
Dämonologie, Lehre von bösen Engeln. Bei dieser weitern Ausbildu
aber verschmolz in dem Christianismus jüdische und griechisch-philosophis
Vorstellungsart oft wundersam in einander. Wie Platon's Mythus eine
erschöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, so wurde er es auch für
Kirchenväter; und die christliche Dogmatik, die man hier mit Recht v
Christenthume unterscheidet, wurde der Punkt, in welchem alle Zweige
Dämonologie des Orients und Occidents sich vereinigten. (S. Engel, Teuf
Genien und Gabalis.)

Dampf, Dämpfe. Wenn man Körper, vorzüglich flüssige,
nem ihrer Natur entsprechenden Grade von Hitze aussetzt, so dehnen sich i
sämmtlichen Theile in einen weitern Raum aus, und erhalten zugleich ein
höhern Grad von specifischer Elasticität. Ihre Bestandtheile vereinigen
mit dem Wärmestoffe, und bilden in dieser Vereinigung dasjenige, was m
Dämpfe, wenigstens im gemeinen Leben, eigentlicher aber Dünste (s. d.) nen
indem der Dunst sich erst durch Entziehung einer gewissen Menge von W
mestoff zu Dampf verdichtet. Die auf diese Weise aus den Körpern ab
schiedenen elastischen Stoffe sind von zweierlei Art. Einige bleiben, we
sie auch wieder erkalten, elastisch, heißen daher permanent-elastische Flüss
keiten, Luft- oder Gasarten (s. Gas); diejenigen aber, welche durch die bl
Wirkung der Kälte ihre elastische Form wieder verlieren, werden insbesond
Dämpfe und elastische Dünste genannt. Die Erzeugung derselben kann m
schon bei einem gewöhnlichen Theekessel wahrnehmen; besser aber noch bei
Wind- oder Dampfkugel (Äolopile), d. i. einer metallenen, mit einer offe
Röhre versehenen Kugel, in welcher Wasser zum Sieden gebracht wird.
einem gewissen Grade der Wärme fängt das Wasser, oder welche Flüssig
man sonst nimmt, zu kochen an, und verwandelt sich in ein höchst elastisc
und flüssiges Wesen, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windkugel
ein heftiger Wind ausströmen, und, in ein Gefäß von gleicher oder n
stärkerer Hitze aufgenommen, die Durchsichtigkeit, Elasticität und alle üb
mechanische Eigenschaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber d
Dämpfe außer dem Gefäße die atmosphärische kältere Luft an, so erschei
sie darin als ein Nebel, vermischen sich mit derselben, und verschwinden e
lich unvermerkt. Stoßen sie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z.
eines Glases, Steines ꝛc., so verdichten sie sich in Tropfen, die ein T
der im Gefäße enthaltenen Flüssigkeit sind. Die Elasticität der Dämpfe
außerordentlich; nach den Versuchen der Physiker entstehen aus 1 Kubik
Wasser 1470 Kubikzoll Dämpfe. Diese Dämpfe nun, wenn sie in ein
engen Raume eingeschlossen werden, der ihrer Ausdehnung Widerstand
gegensetzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulka
und Erdbeben sehen. Diese Eigenschaft der Dämpfe ist zu mehren wichti
Erfindungen, z. B. der Dampfmaschine, des Dampfboots u. s. f., ben
worden; sowie andererseits der außerordentliche Hitzgrad, den Wasserdäm
anzunehmen fähig sind, die Veranlassung zu ihrer Anwendung beim Dam
kochapparat, Papinian-Topfe ꝛc. gegeben hat. Auch weiß man seit
zem die Farben mittelst der Dämpfung auf Zeugen zu befestigen; man
dient sich nämlich der Wasserdämpfe in der Tuchmanufactur, um nach
Presse dem Tuche die letzte Zurichtung zu geben. So kam das Dam

krumpfen (Decatir, s. d.) in Gebrauch. C. G. Fischer's „Darstellung und Kritik der Verdunstungslehre" (Berlin 1810).

Dampfbad oder **Dunstbad**, in der Heilkunst, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunst heißer Arzneimittel, welchen man an dieselben steigen läßt, um sie in Schweiß zu bringen. Dann auch so viel als Schwitzbad: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer sehr stark geheizten Stube. (S. Bäder.) Eine wichtige Erfindung scheinen die Schwefeldampfbäder zu sein, welche ein franz. Arzt, Galés, im Hospital St.-Louis zu Paris, mit Erfolg anwendet. Sie sind nicht allein weit minder kostbar als die gewöhnlichen Schwefelbäder, und selbst als der Gebrauch der Schwefelsalben, sondern sollen auch von ungleich größerer Wirksamkeit, besonders bei Hautkrankheiten, als Krätze ꝛc. sein. Noch ist zu bemerken, daß mittelst einer Vorrichtung von der Erfindung des D. Galé, der durch Wärme verflüchtigte Schwefel, bei der Cur, zwar den ganzen Körper gleichmäßig umgibt, das Gesicht aber frei bleibt, und von dem erstickenden Dunste durchaus nicht beschwert wird. In der Scheidekunst heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Wassers, um einen Körper darin aufzulösen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfboot, s. Dampfmaschine.

Dämpfer (franz. sourdine, ital. sordina oder sordino), eine Vorrichtung an den rauschenden musikalischen Instrumenten, besonders an den Saiteninstrumenten (sonst aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten), um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton sanfter und schwächer zu machen (zu dämpfen). Bei den Geigeninstrumenten kommt diese Vorrichtung am häufigsten vor, und besteht am zweckmäßigsten aus einem hölzernen (vorzüglich buxbaumenen, auch wol elfenbeinernen oder metallenen) Kamme, von dessen Zacken der Steg fest umklammert wird. Das Aufsetzen der Dämpfer wird durch die Worte **Con sordini**, das Wegnehmen derselben durch die Worte **Senza i sordini**, **Si levano i sordini**, oft nur durch die Buchstaben S. S. bezeichnet; auch das Pianoforte hat Dämpfer.

Dampfgeschütz. Ein Franzose, General Chasseloup, soll 1805 zuerst die Möglichkeit gezeigt haben, Dampfgeschütz zu verfertigen, und es in den festen Plätzen einzuführen. 1814 verfertigte ein franz. Ingenieurofficier Geschütz dieser Art. Der Dampfkessel, auf einer Art von Lafette ruhend, versah zugleich sechs Artilleriestücke mit Dampf. Man brauchte nur einen Hahn zu drehen, um die 6 Kanonen mit Dampf und mit Kugeln zu laden. Diese Maschine bereitete 150 Schüsse in einer Minute. Napoleon gab der Erfindung Beifall; allein die zur Vertheidigung von Paris bestimmten Maschinen dieser Art wurden auf höhern Befehl an dem Tage vernichtet, in welchem die Alliirten die Werke von Paris angriffen. Später erneuerte und vervollkommnete der Amerikaner Perkins diese, wie es scheint, ihm unbekannt gebliebene Erfindung. (S. Dampfmaschine und Perkins.)

Dampfkochen, Dampfkochmethode. Die bei den Engländern schon lange übliche Methode, die Speisen in heißem Wasserdampfe über dem kochenden Wasser gar zu machen, ohne sie mit demselben in Berührung kommen zu lassen, ist in Deutschland noch wenig im Gebrauch. Wahrscheinlich hat zu dieser Kochmethode der Papin'sche Topf (s. Papin) Veranlassung gegeben, in welchem das Wasser, vermittelst der eingeschlossenen und erhitzten Dämpfe, einen so hohen Wärmegrad und eine so starke Pressung erhält, daß man darin nicht nur das zäheste Fleisch, sondern auch Knochen weich und mürbe kochen kann. Das frei kochende Wasser kann nur einen bestimmten Wärmegrad, nicht über 212 Gr. Fahr. (s. Sieden) annehmen, weil

jeder höhere Grad das Waſſer in Dampf verwandelt; dagegen nimmt d Waſſerdampf, wenn man ſeiner Ausbreitung Schranken ſetzt, eine ſehr hefti Hitze an, und er dringt, in verſchloſſenen Räumen, vermöge ſeiner groß Elaſticität, viel leichter in die thieriſchen und vegetabiliſchen Körper ein, d man ſeiner Einwirkung unterwirft, vermindert den Zuſammenhang ihrer Thei und löſt ihre Säfte beſſer und ſchneller auf als kochendes Waſſer verma Auf dieſe Erfahrungen gründet ſich das ſehr zu empfehlende Kochen der Sp ſen im Waſſerdampfe. So kocht man bereits die Kartoffeln in einem Top mit ſehr wenig Waſſer auf dem Boden, ſodaß der übrige Raum mit Ka toffeln ohne Waſſer angefüllt und die Mündung des Topfs mit einem Dec verſchloſſen wird. Auf ſolche Weiſe gekochte Kartoffeln ſind gleichmäßiger g weicht und von beſonderm Wohlgeſchmack. Es kommt nun bloß auf eini Vervollkommnung dieſer Kochart bei ihrer Anwendung auf andre Speiſen a Dazu kann das bekannte Dämpfen des Rindfleiſches in flachen, mit Deck verſehenen Töpfen dienlich ſein, welches eine unvollkommene Anwendung d hier in Rede ſtehenden Kochart iſt. Solche Töpfe ſind nämlich, hinſichtli ihrer Form, die bequemſten für dieſen Zweck; auch irdene Tiegel mit ſchli ßenden Deckeln ſind gut zu gebrauchen. Außerdem bedarf man zum Damp kochen einiger, wie ein Durchſchlag durchlöcherter cirkelförmiger Scheiben v verſchiedener Größe aus gut verzinntem Eiſenbleche, welche zu Dampfböd dienen, worauf die Speiſen über dem Waſſer zu liegen kommen. Bei g wöhnlichen Töpfen und Tiegeln, welche ſich nach unten trichterförmig verei gen, laſſen ſich dieſe Dampfböden von der erfoderlichen Größe im Verhältn zu den Töpfen, für welche ſie beſtimmt ſind, ohne weitere Vorrichtung, einig Zoll hoch über dem Topfboden wagerecht legen. Bei mehr cylindriſchen G fäßen hingegen, oder in dem Falle, wenn ein Dampfboden für einen beſtimm ten Topf zu klein iſt, bedarf es noch eines hölzernen oder blechernen Kreuze oder eines Dreieckes von Blech, welches an den Ecken mit (etwa ½ oder 1 Zoll hohen) Füßen verſehen iſt, zur Unterlage für den Dampfboden. Mit di ſem einfachen Apparate kann man den Zweck dieſer Kochart, eine kräftigere, mithi auch geſündere Zubereitung der Speiſen, vollſtändig erreichen. Sie iſt jedo nur bei ſaftigen Speiſen, welche feſt genug ſind, um von dem Dampfbode gehalten zu werden, alſo bei Fleiſch, grünen Gemüſen und friſchem Obſte a zuwenden; ſaftloſe oder getrocknete Gegenſtände, z. B. trockene Hülſenfrücht ſind nicht dazu geeignet, es ſei denn, daß man ſie zuvor eine Zeitlang i Waſſer weichen ließe. Das Feuer muß vorzüglich auf den Boden wirke wodurch das wenige Waſſer über dem Boden leicht ins Kochen zu bringe und noch leichter kochend zu erhalten iſt. Wer daher noch keinen Sparde beſitzt, bei welchem ohnehin das ſeitwärts beſchränkte Feuer bloß auf den B den der Gefäße wirkt, bedient ſich eines Dreifußes; auch eine Bratröhre, od die Röhre eines Kochofens iſt zu dieſem Zweck dienlich. Die Speiſen b dürfen, bevor man ſie auf den Dampfboden bringt, faſt nur der gewöhnlich Vorbereitung; Fleiſch und Gemüſe werden gewaſchen, letztere auch, wie g wöhnlich, klein geſchnitten; zu beiden thut man das nöthige Salz, bei Fleiſche iſt das Einreiben mit Salz noch vorzüglicher. Alle fernere Zurichtun nach dem Garkochen, z. B. das Schmelzen der Gemüſe, geſchieht wie g wöhnlich. Auch Bouillon (Fleiſchbrühe) wird bei dieſer Kochart gewonnen Der heiße Waſſerdampf durchdringt das Fleiſch und löſt deſſen Kräfte no vollkommener auf als es das ſiedende Waſſer vermag. Nicht nur das Fe ſondern auch die Gallerte des Fleiſches, als der Hauptbeſtandtheil der Brüh wird im Dampfe zum Theile verflüſſigt und dem Waſſer unter dem Damp boden mitgetheilt, welches dadurch in eine kräftige Bouillon verwandelt wird

ur muß man bei Gegenständen, die längere Zeit zum Garkochen erfodern, sweilen etwas heißes Wasser nachgießen, um dadurch dem völligen Verimpfen zuvorzükommen. Auch auf das Braten ist diese Kochart anwendar, nur muß man für lange Gegenstände, z. B. Hasen, dazu dienliche Bratfannen besitzen; sie müssen höher als die gewöhnlichen, mit einem Deckel nd daher an der Mündung mit einem Falz versehen sein. Das Bräunen s Bratens kann man auf zweierlei Weise bewerkstelligen. Bedient man ch einer Bratröhre, so braucht man zuletzt nur den Deckel von der Pfanne egzunehmen, um die verschlossene heiße Luft auf das Fleisch einwirken zu lasn; geschieht aber das Braten auf dem Herde, so bedarf es dazu eines Bräunungsdeckels von schwarzem Blech, auf welchen man glühende Kohlen gt, deren Hitze in kurzer Zeit gleiche Wirkung hervorbringt. Die anderweige Behandlung des Bratens ist die gewöhnliche. Die Vorzüge des Kochens nd Bratens im Wasserdampfe vor der gewöhnlichen Art sind folgende: das leisch, und besonders die Gemüse, werden weicher und wohlschmeckender; die Speisen in kürzerer Zeit gar, und man bedarf dazu eines kleinern Feuers, da nan nur eine unbedeutende Wassermasse zum Sieden bringen muß. Die Dampfkochart ist überdies weniger mühsam als die gewöhnliche, denn die Speisen bedürfen nicht des Umrührens, und die Braten in den meisten Fälen nicht des Begießens. Man kann auch jedes Feuerungsmittel dazu anenden, ohne befürchten zu dürfen, daß dessen Geruch sich den Speisen mitheile. Kleinen Haushaltungen, welche in der Stube zu kochen pflegen, wird iese Kochart ganz vorzüglich zu statten kommen. Übrigens ist bei derselben Hauptregel, daß man überflüssige Wärme vermeide, besonders gegen die Seien der Gefäße. Man feure nicht stärker, als nöthig ist, das Wasser unter dem Dampfboden ins Kochen zu bringen und gleichmäßig darin zu erhalten.

Dampfkugel, s. Dampf.

Dampfmaschine. Mit der Erfindung dieser durch die Kräfte des Dampfes in Bewegung gesetzten Maschine beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Mechanik; mit der Einführung derselben beginnt eine neue Zeitrechnung in der Geschichte der Industrie; und die unabsehbaren Folgen, welche diese Erfindung für die allgemeine Civilisation haben muß, sichern ihr eine bedeutende Stelle in der Geschichte der Menschheit. Die Erfindung, erste Anwendung, sowie auch die meisten Verbesserungen der Dampfmaschine verdanken wir den Engländern. Die erste Maschine lehrte Savary um 1700 kennen, sie fand aber noch keine technische Anwendung und diente nur zu künstlichen Wasserwerken in Gärten. Bedeutender waren die Leistungen der Newcomen'schen Maschine (1705); doch auch sie fand noch fast ausschließlich in Bergwerken Eingang, und nur bei den Kohlengruben, wo die Kosten weniger in Anschlag kamen, verbreitete sie sich ziemlich allgemein. An 70 Jahre verflossen bis Watt und Boulton diesen Maschinen eine ungleich vollkommnere Einrichtung gaben, sie zum Betreiben der mannigfaltigsten technischen Operationen brauchbar machten. Allein spät erst erkannten die Engländer die ganze Wichtigkeit der Dampfmaschinen, welche ihnen, den Besitzern der reichen Kohlenschätze, allein das Mittel gewähren, ihrer Industrie die bisherige Überlegenheit auch ferner zu sichern. Sie wenden sie daher jetzt ungleich häufiger an, als sonst. In Colebrookdale hebt eine Maschine so viel Wasser beständig 100 Fuß hoch, daß dieser Strom in 3 Fällen eben so viel Räder treibt; eine Mühle (die Albionmill), die größte, welche man kennt, wird durch eine einzige D.-M. in Bewegung gesetzt; eine andre treibt acht Münzwerke, die in einer Stunde 30,000 Metallstücke ausprägen und zugleich die Zainen strecken, ausstückeln u. s. w. Ersäufte Bergwerke wurden durch

dieſe Maſchinen in kurzer Zeit wiederhergeſtellt. Zu Redruth in Cornwall ſi
neuerlich von Woolf 3 Maſchinen erbaut worden, die zuſammen die Kraft v
900 Pferden haben; eine andre hat allein die von 600 Pferden. Nicht alle
Waſſerpumpen, ſondern auch Gebläſe, Walzwerke, Dreh-, Bohr- und Spin
maſchinen, Webeſtühle, Kattundruckerwalzen, Papiermühlen, Buchdruckerpreſſ
u. ſ. w. werden durch die D.-M. bewegt; ſie verrichten verſchiedene Dienſte
Brauereien, Brennereien, Zuckerſiedereien u. dgl. Tragbare D.-M. verſehen
reits die Dienſte lebender Pferde bei allerlei Conſtructionen; andre beim Straße
bau zerſchlagen Steine; manche dienen beim Landbau, indem ſie Dreſch- u
andre Maſchinen in Bewegung ſetzen; noch andre, wahre Dampfpferde (Dam
wagen) ſieht man hie und da eine Reihe Laſtwagen ziehen. Viele ſind bei
Schiffbau, beim Aus- und Einladen in Thätigkeit, oder ſie dienen zum Fo
ziehen. Viele endlich ſetzen Schiffe in Bewegung, und von Jahr zu Jahr v
mehrt ſich die Zahl der Dampfböte. Wie mit der Verfertigung dieſer Maſchine
ſo beſchäftigen ſich immer Mehre auch mit ihrer Vervollkommnung; von 130 P
tenten, die bis Ende 1821 für Erfindungen in dieſem Fache in Großbritannien
theilt wurden, fallen 100 auf die beiden letztern Jahrzehende. So ward insbeſo
dere der ökonomiſche Effect allmälig vermehrt. Die Maſchine von Savary hob n
1 Buſhel (88 Pfund) Steinkohlen nur 2 bis 3 Millionen Pfund Waſſer 1 Fuß hoc
die von Newcomen hob ſchon 8 bis 9 Mill. Pf., die beſten Maſchinen von W
und Boulton 20 bis 30 Mill. Pf., die Woolfſchen und andre von hoher Preſſu
50 und mehre Mill. Pf. und die neuerlich von Perkins erfundene Maſchine ſoll
gar einen Nutzeffect von 100 Mill. Pf. erwarten laſſen. Die Zahl der Dam
maſchinen in Großbritannien beläuft ſich auf 10,000, welche einer Geſammtleiſtu
von wenigſtens 300,000 Pferden oder 1½ bis 2 Mill. Menſchen gleich komme
Auf dem Continente ſcheinen bis zum Anfange dieſes Jahrh. nur ſogenannte atm
ſphäriſche oder Newcomen'ſche D.-M. bekannt geweſen zu ſein, ſeit dem Anfange d
ſes Jahrh. aber vermehrte ſich ihre Anwendung außerordentlich, beſonders in Fra
reich, in den Niederlanden und in der preußiſchen Monarchie; in Frankreich ſoll
mehr als 300 vorhanden ſein. Viele Maſchinen wurden aus den beſten Fabri
Englands bezogen, viele auf dem Continente erbaut. Nächſt England haben
Vereinigten Staaten die mehrſten Dampfmaſchinen; ebenſo findet man ſie auf T
nidad, in Peru, auf Ceylon, in Oſtindien u. ſ. w. — Savary's Maſchine
ſteht aus einem Saug- und Druckwerke, worin mittelſt Öffnung und Schließu
der Hähne der Dampf in Gefäße gelaſſen wird, aus denen er das Waſſer unmittelb
in die Höhe treibt; neuerlich iſt dieſe Maſchine von Pontifex verbeſſert word

Indem man den Dampf nach verſchiedenen Principien wirken zu laſſen v
ſuchte, entſtanden, abgeſehen von allen übrigen Abänderungen in der Conſtruction,
weſſe Grundverſchiedenheiten, die man als ebenſo viele verſchiedene Syſteme v
Dampfmaſchinen anſehen kann. Bis jetzt indeſſen kommen faſt alle Maſchinen, die
durch die Erfahrung als vortheilhaft erwieſen haben, darin überein, daß man
Dampf zunächſt in einen hohlen Cylinder treten, und auf einen darin beweglichen
anſchließenden Kolben wirken läßt, ſodaß deſſen Stange eine hin- und hergehende
wegung erhält, die dann entweder als ſolche benutzt, oder vermittelſt einer Tre
ſtange und Kurbel in eine rotirende verwandelt wird. Alle ſpäterhin erfunde
Dampfmaſchinen ſind daher Kolbenmaſchinen und die Verſchiedenheit der Syſte
gründet ſich auf die abweichende Art, wie jener Kolben durch den Dampf in Be
gung geſetzt wird. Nach dem erſten Syſteme hat die Bewegung des Kolb
auf folgende Weiſe ſtatt: Aus dem Dampfkeſſel dringt der Dampf durch einen
öffneten Hahn oder ein Ventil in den Cylinder unter den Kolben, welcher nun bis
einer gewiſſen Höhe ſteigt, worauf ſich der erſte Hahn ſchließt und ſich ein zwei
öffnet, durch welchen kaltes Waſſer in den Cylinder geſpritzt wird. Dieſe Inject

ewirkt eine Condenſirung des Dampfs, der zu Waſſer wird. Die Atmoſphäre rückt nun auf die Kolbenfläche und macht, daß dieſer herabſinkt und die Laſt hebt. ſt der Kolben geſunken, ſo wird das Waſſer durch einen dritten Hahn abgelaſſen nd durch den erſten von neuem Dampf eingelaſſen u. ſ. f. Dieſe Einrichtung haen die von Newcomen und Cawley 1705 erfundenen D.-M. — Bei dem weiten Syſteme iſt der Dampfcylinder unten und oben verſchloſſen, ſodaß die uft keinen Zugang hat. Iſt nun der erſte Hahn offen und die 3 andern ſind zu, o ſtrömt Dampf über den Kolben und drückt denſelben nieder. Darauf wird der rſte Hahn geſchloſſen und der zweite geöffnet, ſodaß der Dampf durch eine Communicationsröhre unter den Kolben treten kann, der aber durch ein Gegengewicht wieder in die Höhe gezogen wird; in dem Augenblick wird durch einen dritten Hahn Waſſer eingeſpritzt, die Dämpfe werden zu Waſſer verdichtet, welches durch einen vierten Hahn abläuft, worauf das Spiel der Maſchine durch Öffnung des erſten Hahns und durch neues Einſtrömen von Dämpfen über dem Kolben von neuem beginnt. Dieſes Princip der Kolbenbewegung liegt der erſten Dampfmaſchine des berühmten Watt zum Grunde, welche um 1774 entſtand. Die Condenſirung geſchah auch nicht in dem Cylinder ſelbſt, ſondern in einem beſondern Apparate, dem Condenſator. Bei dieſem zweiten Syſtem wird einfacher Dampf, d. h. ſolcher angewendet, deſſen Druck ungefähr jenem der gewöhnlichen Luft gleich kommt; bei dem dritten Syſteme aber wird der Kolben durch erhöhte Dampfkraft, d. h. durch Dampf, deſſen Preſſung einem mehrfachen Luftdrucke gleich kommt, bewegt. Der Cylinder iſt unten offen, ſodaß die Luft freien Zutritt unter den Kolben hat; es tritt durch einen erſten Hahn Dampf, deſſen Elaſticität 2, 3 oder mehrmal größer als die der Luft iſt, über den Kolben und drückt ihn hinab; darauf ſchließt ſich der erſte Hahn, der zweite öffnet ſich und der Dampf ſtrömt in die freie Luft aus. Der Kolben wird alsdann durch ein Gegengewicht wiederum in die Höhe gezogen und das Spiel beginnt von neuem. Dieſe 3 Syſteme bilden die erſte Claſſe der Kolbendampfmaſchinen. Sie haben die gemeinſchaftliche Eigenſchaft, daß der Druck auf den Kolben nur von einer Seite ſtattfindet, weßhalb ſie einfach wirkende Maſchinen heißen. — Eine zweite Claſſe bilden die von Watt erfundenen doppeltwirkenden D.-M., bei denen immer Dampf, niemals die Luft oder ein Gegengewicht die Bewegung des Kolbens und zwar beides, das Aufſteigen und das Niedergehen deſſelben bewirkt. Es gibt wiederum mehre Syſteme doppeltwirkender D.-M. — Viertes Syſtem: doppeltwirk. D.-M. mit einfacher oder niedriger Preſſung der Dämpfe. Das Princip iſt folgendes: Der Dampf ſtrömt, während die beiden erſten Hähne offen ſtehn, unter den Kolben und drückt ihn, da über ihm Verdünnung ſtattfindet, mit Gewalt aufwärts; es ſchließen ſich nun die beiden erſten Hähne und die beiden letzten öffnen ſich. Durch den dritten wird der Dampf unter dem Kolben mit dem Condenſator in Verbindung geſetzt, durch den vierten dringt zugleich der Dampf in den obern Theil des Cylinders und drückt ebenſo gewaltſam den Kolben herab. Der Dampf ſtrömt alſo faſt ununterbrochen in den Cylinder, aber wechſelsweiſe bald in den obern, bald in den untern Raum. Da die Bewegung der Kolbenſtange ſehr regelmäßig iſt, ſo kann eine Treibſtange an dem andern Arme des Balanciers leicht eine Kurbel in Bewegung ſetzen, wodurch mit Beihülfe eines Schwungrades eine gleichförmige rotirende Bewegung erhalten wird, weßhalb die doppeltwirkenden Maſchinen auch rotirende genannt werden, um dieſe ſo wichtige Erhöhung ihrer Brauchbarkeit zu bezeichnen. — Zu einem fünften und ſechsten Syſtem rechnen wir die doppeltwirkenden Maſchinen mit hoher Preſſung. Sie unterſcheiden ſich von einander dadurch, daß die einen mit einem Condenſator verſehen ſind und die andern nicht. Beide haben indeſſen gleiche weſentliche Einrichtung und der Unterſchied liegt nur darin, daß die Dämpfe bei der einen in den Condenſator und bei der andern in die freie Luft geführt werden,

weßhalb die Conſtruction der letztern einfacher iſt. — Siebentes Syſtem. Sie wirkſam ſich auch ſolche Maſchinen mit hoher Preſſung erweiſen, ſo verliert man doch bei beiden Syſtemen einen bedeutenden Theil der Dampfkraft, oder man läßt ſie unbenutzt entweichen. Der Dampf hat nämlich, nachdem er gewirkt und nun den Cylinder verläßt, noch beinahe die volle Tenſion, wie beim Eintritt in denſelben. Um nun auch diejenige Kraft zu benutzen, die verdichteter Dampf während ſeiner Expanſion oder ſeiner Abſpannung, bis zu einer viel geringern Dichtigkeit zu äußern vermag, hemmt man entweder den Zudrang des friſchen Dampfes aus dem Keſſel wenn der Kolben erſt einen Theil ſeines Laufs vollendet hat; oder man läßt den verdichteten Dampf, nachdem er in einem Cylinder gewirkt, nicht ſogleich entweichen, ſondern in einen zweiten (oder dritten) viel größern Cylinder übergehen, in welchem er noch einmal durch ſeine Expanſion wirken kann. Die erſte Art dieſer Expanſionsmaſchinen unterſcheidet ſich von den vorigen Maſchinen bloß durch eine beſondere Einrichtung der Steuerung, wodurch nämlich eine Hemmung des Dampfeintritts oder eine frühere Abſperrung bewirkt wird, bevor der Kolben ſeinen ganzen Lauf vollendet hat. Dahin gehören namentlich die Maſchinen des Amerikaners Oliver Evans und des verſt. Freund zu Berlin. — Das Princip der Expanſionsmaſchinen mit mehren Dampfcylindern, welche das achte Syſtem bilden, hat mehre Unterarten, indem 1) ſie auch entweder mit oder ohne Condenſator arbeiten können, und 2) indem man zuweilen eine beſondere Erwärmung der ſich expandirenden Dämpfe anbringt, wodurch ihre Spannkraft während der Expandirung verſtärkt wird, oft aber dieſe Erwärmung wegläßt. — Als ein neuntes Syſtem dürfen wir endlich die von dem jetzt in London angeſiedelten Amerikaner J. Perkins erfundene Dampfmaſchine erwähnen. Das Eigenthümliche dieſer Maſchine beſteht hauptſächlich in einer vorher noch nie verſuchten Methode, den Dampf zu erzeugen. Das Waſſer wird nämlich in einem damit vollkommen angefüllten und verſchloſſenen Gefäße erhitzt, bis es eine Temperatur erlangt hat, bei welcher der Dampf die Kraft von 30, 40 oder mehr Atmoſphären hat. Dies ſtarke cylindriſche Gefäß nennt P. den Generator oder Erzeuger. Hat das Waſſer einmal dieſe Temperatur erreicht, ſo läßt man durch ein Ventil beſtändig kleine Portionen dieſes Waſſers entweichen, welche ſich ſogleich in Dampf verwandeln. Ebenſo wird aber ſtets das entweichende Waſſer wieder durch andres, mittelſt einer Druckpumpe erſetzt. Der Erzeuger bleibt daher immer angefüllt, und da er in einem lebhaften Feuer ſteht, ſo wird das Waſſer in demſelben fortdauernd auf derſelben hohen Temperatur, und hiemit bei der gleichen großen Tenſion erhalten. Der augenblicklich und in einem fort ſich bildende Dampf wird unmittelbar in einen Cylinder geleitet, deſſen Kolben er in Bewegung ſetzt. Bei dieſer ganz neuen Dampfbildungsmethode kann die Maſchine nicht nur einen ungleich kleinern Raum einnehmen, ſondern ſie gewährt eine bewundernswürdige Erſparung an Brennmaterial. Die von Perkins erfundenen Dampfgeſchütze beruhen auf demſelben Dampferzeugungsprincip. Außer dem Dampfcylinder mit ſeinem Kolben, gehören zu einer Dampfmaſchine noch eine Menge anderer Theile, von denen einige ſich auf die Erzeugung, andere auf die Verwendung des Dampfes beziehen; letztere machen die Dampfmaſchine im engern Sinne aus. — Der Dampferzeugungsapparat, der gewöhnlich einen beſondern Raum einnimmt, beſteht aus dem Keſſel und dem Ofen. Der erſtere muß eine hinlängliche Größe und Feſtigkeit haben, gefüllt und geleert, fortdauernd mit Waſſer geſpeiſt, und zuweilen gereinigt und ausgebeſſert werden können. Man muß beobachten können, wie hoch das Waſſer im Keſſel ſteht, wie heiß es iſt, wie ſtark der Dampfdruck. Der Dampf muß in den Cylinder ſtrömen, nöthigenfalls aber auch in die Luft entweichen können. Der Ofen muß feuerfeſt und vor Allem ſo conſtruirt ſein, daß mit demſelben Quantum Kohlen oder Holz die größtmögliche Menge Dampf erzeugt werde. Der Heizſtoff muß vollkommen verbrennen,

die Hitze aufs beste benutzt werden; es müssen Züge und ein hoher Rauchfang vorhanden sein. Zugleich aber muß die Stärke des Feuers beständig so geleitet werden, daß die Erzeugung des Dampfes stets dem wechselnden Dampfbedarfe angemessen sei. — Die eigentliche Dampfmaschine erfodert, außer dem Cylinder, zuvörderst einen Apparat, wodurch der Dampf in dem Cylinder gehörig vertheilt werde; der Dampf muß nicht nur regelmäßig einströmen und wieder entweichen, sondern es muß auch die Menge desselben, um einen gleichförmigen Gang zu erlangen, genau regulirt werden können. Auch dieses künstliche Spiel von Hähnen oder Klappen muß die Maschine selbst und aufs pünktlichste verrichten. Der Dampfcylinder erfodert große Festigkeit; er muß oben und unten wohl verschlossen sein. Die Liederung des Kolbens muß dauerhaft und dampfdicht sein und dabei wenig Reibung verursachen. Zur Verwandlung der geradlinigen Hin- und Herbewegung der Kolbenstange in eine kreisförmige sind gewöhnlich ein großer Hebel oder Balancier und eine Treibstange nebst Kurbel und Wellbaum erfoderlich. Eine eigne Vorrichtung muß dann der Kolbenstange die Verticalität erhalten. Ein großes Schwungrad an dem Wellbaume muß die Unregelmäßigkeiten der Kurbelbewegungen ausgleichen. Soll endlich der entweichende Dampf, wie gewöhnlich, condensirt werden, so muß er zu dem Ende nicht nur in einen eignen Apparat gelangen, sondern eine Pumpe muß beständig kaltes Wasser schöpfen und dem Condensator zuführen; und eine zweite, eine Art Luftpumpe, muß das Condensionswasser wieder wegschaffen. So muß die Maschine 3 Pumpstangen in Bewegung setzen; außer den eben genannten nämlich noch die, welche fortdauernd den Kessel speist.

Die Idee, Schiffe durch die bewegende Kraft einer Dampfmaschine vorwärts zu treiben, kam bald nach der ersten Verbreitung der Dampfmaschinen in Vorschlag, jedoch gelang es erst 1807 dem Amerikaner Fulton, mit einem Dampfboote den Hudsonfluß zu befahren. Es hatte eine Watt'sche Maschine von 20 Pferdekräften und machte 5 Meilen in einer Stunde. Diese Dampfschiffe vermehrten sich bald; 1821 segelten auf dem Missisippi, Ohio und Missouri 376 Dampfschiffe von 300 bis 400 Tonnen Last. Das größte war der „Kanzler Livington" von 500 Tonnen. Es kommt dieses Schiff einem großen Linienschiff nahe; nicht selten soll es an 800 Personen an Bord und für die Hälfte Betten haben; das unlängst erbaute Packetboot „Robert Fulton" soll aber ein Schiff von 700 (?) Tonnen sein. Es soll regelmäßig von Neuyork nach Charlestown und der Havanna gehen, gut bewaffnet sein und wo es landet, neuen Vorrath an Brennstoff finden. Das erste Dampfboot, welches das atlantische Meer beschiffte, war die „Savanna" von 350 Tonnen. Es kam in 20 Tagen von Neuyork nach Liverpool an und hatte fast den ganzen Weg mit Hülfe des Dampfes zurückgelegt; seitdem machte ein solches Schiff diesen Weg sogar in 15 Tagen und 7 Stunden. Die Amerikaner waren endlich auch die ersten, welche die Dampfmaschine zu einer neuen Art von Kriegs- oder Vertheidigungsschiffen zu gebrauchen suchten. Die erste 1814 erbaute Dampffregatte besteht aus zwei 66′ langen Booten, wovon das eine die Kessel, das andre die Dampfmaschine trägt. Zwischen beiden ist das Ruderrad, zugleich ist es mit Masten und Segeln versehen und mit 4 Steuerrudern, damit es vor- und rückwärts steuern kann. Das Hauptverdeck enthält 30 Stück 32pfündige Caronaden; es schleudert glühende Kugeln, welche in dem Dampfofen geglüht werden, und kann 60 Tonnen siedendes Wasser auf den Feind gießen, der zu entern wagt. In Europa baute 1811 Dawson das erste Dampfboot und 1812 wurde der Clyde in Schottland zuerst mit einem Dampfboot von 40′ Länge und 10½′ Breite, mit einer Dampfmaschine von 3 Pferdekräften befahren, es ging als Wasserdiligence von Glasgow nach Greenock. 1813 sah man das erste Dampfboot auf der Themse. Bald darauf wurden indessen mehre und weit größere Fahrzeuge erbaut, und wie die amerikanischen mit einer ausgesuchten Eleganz und allen Bequemlichkeiten aus-

gerüſtet. Anfangs erſchwerte die heftige Erſchütterung die Anwendung großer Masch
nen, doch bald wurde auch dieſes Hinderniß durch die Einführung der Maſchinen mit
Cylindern gehoben. Allmälig wagten ſich auch europäiſche Dampfſchiffe auf das Me
die Reiſe von Dublin nach London und zurück wurde damit gemacht. Im März 181
kam das erſte Dampfboot nach Paris, in demſelben Jahre kam ein andres nach Rot
terdam und nach Köln, ein drittes nach Hamburg. Ein Jahr früher ſchon entſtand
Berlin eine Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft für die Fahrt zwiſchen Berlin und Charlo
tenburg, zwiſchen Berlin und Hamburg und zwiſchen Magdeburg und Hamburg,
doch löſte ſich dieſe Geſellſchaft nach einigen Jahren wieder auf. 1818 kam eine reg
mäßige Dampfpoſt zwiſchen Greenock und Belfaſt zu Stande, mehre Schiffe ging
zwiſchen England und Irland, eins zwiſchen England, Spanien und Portugal. Meh
Schiffe verkehren jetzt zwiſchen Venedig, Trieſt und Pavia; mehre zwiſchen Peter
burg und Kronſtadt; einige Bugſirböte im Hafen von Stockholm. 1821 befa
den ſich ſchon 6 zu Bordeaux; ſeit 1818 wird die Donau damit befahren; beſo
ders werden die Dampfſchiffe auf dieſem Fluſſe als Bugſirböte angewendet. Se
einigen Jahren findet man die Dampfböte auf dem Genfer- und auf dem Bodenſ
ſeit 1825 auf dem Rheine; das Packetboot „Hylton-Joliffe" macht eine regelm
ßige 14tägige Fahrt zwiſchen London und Hamburg, und gewiß wird die Dampf
ſchifffahrt zwiſchen England und Oſtindien zu Stande kommen. Im Aug. 182
ging das erſte Dampfſchiff, die „Enterprice" (mit 2 Maſchinen, jede mit der Kra
von 60 Pferden, und mit 600 Tonnen Laſt) von England nach Oſtindien, ka
aber nicht ſo ſchnell an, als man gehofft hatte. Seit 1825 beſteht in London eine allg
meine Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, die Dampfböte kauft, erbaut und verkauft. Die
läßt 2 Dampfſchiffe zwiſchen London und Oſtende regelmäßig hin und hergehen
dieſe Fahrt dauert etwa 15 Stunden. In Rotterdam beſteht eine niederländiſch
Dampfbootgeſellſchaft. Auch die kölniſche Handlungskammer hat mit der mainz
eine preuß. rheiniſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft gebildet. — Für die Dampf
ſchifffahrt ſind Maſchinen mit hoher Preſſung weit vorzüglicher, als andre
Sie erfodern viel weniger Raum, beſonders auch, weil ſie ungleich wenig
Kohlen bedürfen. Die Bewegung iſt ferner, wo viele Kraft erfodert wird, we
ſanfter; namentlich haben ſie den Vorzug, daß ſie allein eine ſehr große Abänderun
der Wirkung zulaſſen, was bei der Schifffahrt oft höchſt wichtig wird. Leid
wollte der Zufall, daß auf einigen der erſten Dampfſchiffe mit hoher Preſſion Un
glücksfälle ſich ereigneten, die natürlich von ihrem Gebrauch auf lange abſchreckte
während die Amerikaner ſich immer allgemeiner und mit vollem Vertrauen ſolch
Maſchinen bedienen, da ſie bei ihnen noch keinen Unfall veranlaßten. — Die g
wöhnliche Einrichtung eines ſolchen Dampfbootes iſt folgende. Im Vorder- un
Hintertheile des Fahrzeugs befinden ſich Kajüten für Reiſende, wenn es als Pack
boot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. In der Mitte iſt d
Dampfmaſchine. Der Dampfkeſſel ſteht, wenn man von dem hintern Theile d
Bootes nach vorn ſieht, rechts, der Cylinder und das Schwungrad link
Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Boot
oder auch in der Mitte zwiſchen Keſſel und Cylinder mittelſt eines mit einer Kurb
verſehenen Arms, ein ſenkrechtes, den unterſchlächtigen Waſſerrädern gleichend
Rad mit Schaufeln umgedreht, deren jedes ungefähr 11 Fuß im Durchmeſſer u
3½ F. Breite hat und deſſen Kränze aus Gußeiſen, die Schaufeln aber aus dick
Eiſenblech beſtehen. Von dieſen Rädern iſt der vierte Theil des Halbmeſſers un
dem Waſſer; dieſer untere Theil und jede Schaufel, die in die unterſte Stu
kommt, dient ſtatt des Ruders. Um das lärmende Getöſe zu verhüten, welch
durch das Eintreten der Schaufeln in das Waſſer verurſacht werden könnte, gibt m
dieſen eine ſolche Stellung, daß ſie gegen die Axe ſchief ſtehen. Durch das ſehr ſchn
Umtreiben der Schaufelräder wird der geſchwinde Gang des Schiffes oder Boo

ewirkt. Der Rauch aus dem Ofen, welcher aus Backſteinen zuſammengeſetzt iſt, ie durch eiſerne Bänder zuſammengehalten werden, wird durch eine weite Röhre us ſtarkem Eiſenblech, die zugleich als Maſtbaum dient, abgeführt.

Was endlich die Dampfwagen betrifft, ſo werden dieſe durch Dampfräfte auf eiſernen Schienenwegen bewegt, an welchen die Laſtwagen angehängt ſind. 1814 war ſchon ein ſolcher Dampfwagen zwiſchen Leeds in England und den unweit ieſer Stadt liegenden Steinkohlenbergwerken im Gange, welcher folgende Einrichung hatte. Die Eiſenbahn oder der Schienenweg unterſchied ſich von den gewöhnichen darin, daß an der einen Seite deſſelben vorſtehende Kämme angegoſſen ſind. Der Wagen, auf dem die Dampfmaſchine iſt, und der in Größe und Form einem Weinwagen mit einem einzelnen Fuhrfaſſe gleichkommt, hat auch vier niedrige gußeiſerne Räder, wie die hinten angehängten Kohlenwagen; aber er hat nach ein fünfes, in der Mitte zwiſchen dem linken Hinter- und Vorderrad umlaufendes Stirnahnrad, welches in die Kämme greift, und durch zwei kleinere Stirnräder, die n zwei mit Kurbeln verſehenen Wendelbäumen angebracht ſind, herumgetrieben ird. Dieſe zwei Kurbeln erhalten ihre Bewegung unmittelbar von den auf- und iedergehenden Kolbenſtangen in den zwei Dampfcylindern, die ſich in dem blecheren oder gußeiſernen Dampfkeſſel ſelbſt befinden und nur ſo weit herausragen, als es ie Dispoſition der Hähne, die durch die Kolbenſtangen ſelbſt vermittelſt eines einfahen Mechanismus zur Zulaſſung des Dampfes geöffnet und geſchloſſen werden, othwendig machte. In dem Keſſel ſelbſt befindet ſich auch der Ofen, um mit wenigem Feuer die größte Menge Dampf hervorzubringen. Das Ganze iſt mit hölzernen Dauben, von eiſernen Reifen gebunden, eingefaßt, um das Zerſpringen des Keſſels mehr zu verhüten. An dem hintern Boden des Keſſels iſt das Loch zur Feuerung angebracht und an dem vordern das gekröpfte 16 Fuß in die Luft ragende Kamin. Wegen Mangels an Raum zur Mitführung des Waſſers, und um die Maſchine zu vereinfachen, iſt kein Condenſator angebracht und die Maſchine gehört aher zum dritten Syſtem mit hoher Preſſung der Dämpfe. Dieſer Dampfwagen og 23 Wagen, jeden mit 60 Ctr. Steinkohlen beladen. Außer Leeds gibt es auch u Newcaſtle, Killingworth, Newhaven in England, zu Könighütte in Schleſien nd zu Saarbrück bei den dortigen Steinkohlenbergwerken, ſolche Dampfwagen. Einige weichen von dem oben beſchriebenen dadurch ab, daß die Schienenwege keine Kämme haben und die Räder des Wagens unmittelbar durch die Wendelbäume herumgetrieben werden. Vgl. Biot, „Lehrb. d. Experimentalphyſik", 3te A. deutſch urch Fechner (Lpzg. 1825, B. 4, S. 301 fg.). Viele in Journalen zerſtreute Notizen macht Gren's „Grundriß der Naturlehre", herausg. von Kaſtner (Halle 1820), S. 346, namhaft.

Dampfmeſſer, Vorrichtungen, durch welche man die Expanſivkraft er Dämpfe nach Graden zu beſtimmen ſucht.

Dampfwagen, ſ. Dampfmaſchine.

Dampier (William), ein engl. Seefahrer, geb. 1652, aus einer angeehenen Familie in der Grafſchaft Somerſet, machte drei Reiſen um die Welt. Die erſte endigte er 1691; die zweite wurde am 14. Jan. 1699 angefangen; er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 eendigte. Bei ſeinen Expeditionen verheerte er die ſpaniſchen Beſitzungen und bereicherte ſich außerordentlich. Er gab 1699 zu London eine Sammlung ſeiner Reiſen von 1673 bis 1691 heraus. Sie iſt wegen der darin befindlichen nützlichen Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeſchreibung mehrmals überſ. und aufgelegt worden. D. unterſuchte die Weſtküſte von Neuholland, beſchrieb Neuguinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwiſchen Neuguinea und Neubritannien, und gab der letztgenannten großen Inſel, die dieſe Meerenge weſtlich bildet, ihren Namen.

Danaë, die Tochter des Königs Akrisius von Argos, ward von ihrem V ter in einen ehernen Thurm verschlossen, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hat daß ein von seiner Tochter geborener Sohn ihn ums Leben bringen werde. Alle Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau, stieg, in einen golden Regen verwandelt, durch die Öffnung des Dachs in ihren Schoß. Als Akrisi erfuhr, daß seine Tochter Mutter geworden, gab er sie sammt ihrem Kinde in eine Nachen den Wellen preis. Aber die Meergöttinnen, besorgt für die Erhaltung d Götterſohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unversehrt an Seriphos, einer cykladischen Inseln, zu tragen. Der Beherrscher der Insel, Polydektes, oder vi mehr dessen Bruder Diktys, nahm sie auf, und erzog das Kind, welches den N men **Perseus** bekam (s. d.).

Danaïden, die funfzig Töchter des **Danaus**. Dieser war ein Sol des Belus und bewohnte anfangs mit seinem Bruder Ägyptus, der funfz Söhne hatte, Libyen. Beide entzweiten sich, und Danaus floh mit seine Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Ägyptus folgten ihm dahin, bot Versöhnung an, und verlangten von Danaus seine Töchter zur Ehe. Dieser wi ligte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen seines Bruders nicht traute, und übe dies durch ein Orakel belehrt worden war, daß einer seiner Eidame ihn tödten werd verband er seine Töchter durch feierlichen Schwur, ihre Männer in der Brautnac umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermnestra, welche ihren G mahl, Lynkeus, am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren sie in d Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöchertes Gefäß unaufhörlich Wasser zu schöpfe Schon die Alten gaben dieser Sage die historische Erklärung: die Danaïden hätte in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Cisternen angelegt.

Dancourt (Florent Carton), ein franz. Schauspieler und Schauspie dichter, geb. 1661 zu Fontainebleau, und aus guter Familie. Sein Lehrer, Pat La Rue, ein Jesuit, hoffte den talentvollen Knaben für den Orden zu bilden. Al Dancourt zog die Rechtswissenschaften vor, die er aber im 23. Jahre, aus Liebe z einer Schauspielerin, mit der Bühne vertauschte. Obgleich er die ersten Rollen i höhern Lustspiel darstellte, gelang ihm, als Schriftsteller, doch vorzugsweise da Niedrigkomische. Er hatte ein besonderes Talent, Bauern sprechen zu lassen, sod auch fast alle seine eignen Stücke ländliche Gemälde bilden; doch muß man seine „Chevalier à la mode“ davon ausnehmen, der 1687 gespielt wurde, und als sei Hauptstück anzusehen ist. In allen seinen Stücken ist der Dialog ungezwunge lebhaft, doch geschwätzig. Besonders besaß er eine große Geschicklichkeit, Lächer lichkeiten, die zu seiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen, Ludwig XIV liebte ihn, und Dancourt mußte ihm oft seine Stücke, ehe sie gespielt wurden, vor lesen. Er verließ das Theater 1718, und starb 1726. Eine gute Ausg. s. sämmt Schriften erschien in 12 Bden. 12. 1760.

Dänemark, das kleinste der nordischen Reiche. — Die ältesten Bewoh ner Dänemarks waren Deutsche, muthvolle, kühne Menschen, die sich von dem furch barsten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geschlecht bis auf späte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnt die jütländische Halbinsel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Rö mern zuerst durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinschaft mit de Teutonen in die schönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten sich unter Anführung des räthselhaften Odin, die Gothen in die skandinavischen Länder und gaben sowol Dänemark als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrer Volke. Skiold wird als der Erste genannt, der über Dänemark herrschte; inde ist seine und seiner Nachkommen Geschichte mit so vielen Fabeln vermischt, daß ma diesen Zeitraum den fabelhaften nennt; man weiß nur, daß Dänemark damal in viele kleine Staaten zerstückelt war, daß seine Bewohner ihren vorzüglich

ten Erwerb in der Seeräuberei suchten, und auf allen Meeren, wohin sie kamen, auf allen Küsten des Oceans gefürchtet wurden. Als die Römermacht zu zerfallen anfing, da ward auch im Süden der Name von Dänen und Normännern bekannt, weil manche dieser Seehelden jetzt an solchen Küsten und Flußmündungen landeten, die ehedem die Wachtschiffe der Römer beschützt hatten. Normänner (unter diesem allgemeinen Namen begriff man Dänen, Schweden und Norweger) landeten in England 832 und stifteten daselbst zwei Reiche, ließen sich unter Rollo 911 auf der franz. Küste in der Normandie nieder, bevölkerten die Färoer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin sie kamen, verbreitete sich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien. In ihrer Nationalverfassung änderte sich durch diese Streifzüge wenig: sie blieb ein Föderativsystem mehrer Clane oder Stämme, deren jedes sein eignes Haupt hatte, die zusammen unter einem Oberkönige standen. Erst als die deutschen Könige aus dem Stamme der Karolinger sich in ihre einheimischen Angelegenheiten mischen wollten, zogen sich die Stämme enger zusammen, und es schieden sich Norweger und Dänen in zwei abgesonderte Staaten. Gorm der Alte unterwarf zuerst 863 Jütland, und verband bis 920 alle kleine dänischen Staaten unter seinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegerischer Fürst, bezwang 1000 einen Theil Norwegens, und 1014 England; sein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, sondern besiegte auch einen Theil von Schottland, und unterwarf sich 1030 ganz Norwegen: unter ihm stieg die Macht Dänemarks auf ihren höchsten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der christlichen Religion und zur Einführung des Christenthums in Dänemark, das eine völlige Umwandlung der Nation hervorbrachte. Knud, der 1036 starb, hinterließ seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber schon 1042 ging England, und 1047 Norwegen verloren. Das dänische Reich fiel, durch innere Unruhen entkräftet, in die tiefste Ohnmacht. Mit Sven Magnus Estritson bestieg 1047 eine andre Dynastie den Thron; aber das durch Svens und Knuds Kriege gegründete Lehnwesen raubte dem Reiche, unter dieser Dynastie, die, außer dem großen Waldemar, dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten von der Wahl der Bischöfe und des Adels abhängig, stürzte den Landmann in Leibeigenschaft, ließ den Ackerbau verfallen und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutschen Hanse. Die Könige mußten in ihrem Handfästningar (die erste 1320) das Wahlrecht der Stände anerkennen; der Reichsrath schränkte ihren Willen ein, und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erlosch 1376 die männliche Nachkommenschaft der Estritsiden. Seine staatskluge Tochter Margarethe faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1387 erfolgtem Tode das Ruder des dänischen Staats, schwang sich auf die Throne von Schweden und Norwegen, und stiftete 1397 die kalmarische Union. Nach dem Absterben der Regenten aus Skiold's Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Christian I., 1448 zum Könige. Dieser Christian ist der Stammhalter der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königl. dänischen Familie, aus welcher Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrscht. Er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holstein mit der Krone, war aber durch seine Capitulation so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths, als der König eines freien Volks zu sein schien. Eine noch härtere Capitulation mußte sein Sohn, König Johann, 1481 in Dänemark beschwören; auch in Norwegen ward seine Macht mehr eingeschränkt; Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich. Johanns Sohn, König Christian II. (s. d.), der Böse, ein grausamer, aber keineswegs unfähiger Fürst, suchte die ernierigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen,

aber er verlor darüber Schweden, welches 1523 die calmar'sche Union zerriß, und bald hernach auch seine beiden andern Kronen. Dänemark und Norwegen erhoben seines Vaters Bruder, Friedrich I., auf den Thron. Unter diesem Prinzen erlangte die Aristokratie völlige Oberhand; die Leibeigenschaft wurde gesetzlich, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Christian III., sein ältester Sohn, theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher Letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarschen bezwang und wegen Liefland in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der stettiner Friede 1570 endigte. Christian IV., seit 1588 König, mischte sich in den 30jährigen Krieg, und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal mit so schlechtem Erfolge, daß Dänemark im brömsebroer Frieden 1645 Jämpteland, Herjedalen jenseits dem Gebirge, Gothland und Ösel, Provinzen, welche es noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der dänischen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptsächlich das Unglück der dänischen Waffen herbeigeführt. Es verfolgte sie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann: in dem roskilder und kopenhagner Frieden 1658 und 1660 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus, und das Eigenthum von Halland; dies bewirkte 1660 die Aufhebung der reichsständischen Verfassung, indem selbst die Nation eine völlig absolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Dasselbe that Norwegen 1661. Der dänische Adel wußte jedoch sich im Besitze der wichtigsten Staatsämter zu erhalten, und der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen von der neuen Staatsform. Christian V. und Friedrich IV. unterlagen in dem nordischen Kriege; doch erlangte Dänemark nach Karls XII. Falle, durch den Frieden zu Friedrichsburg 1720 den Sundzoll von Schweden und behauptete den Besitz von Schleswig. Seit dieser Zeit genoß der Staat einer langen Ruhe, aber die Wunden, die ihm sein Unglück und seine fehlerhafte Regierungsform geschlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche System nicht zu heilen. Dänemark ist ein Staat, der bei seinen wenigen Hülfsquellen nur durch weise Mäßigung und einen streng geordneten Haushalt seine Selbständigkeit sichern kann; einmal gestört, bedarf die Staatsmaschine, in Folge des kostbaren Militairetats, lange Zeit zu ihrer Herstellung. — 1726 vereinigte Dänemark die Grafschaft Ranzau, 1761 Holstein-Plön und 1773 Holstein-Gottorp mit der Krone; für Letzteres trat es in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ab. Auf Friedrich IV. war 1730 Christian VI. gefolgt, der 1746 die Krone seinem Sohne Friedrich V. hinterließ. Christian VII. (s. d.) nahm das Scepter 1766; seine Regierung war eine Ministerregierung (s. Struensee und Brand). Der jetzige König, Friedrich VI. (s. d.) ward in einem Alter von 16 Jahren für mündig erklärt, und am 14. April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach dessen Tode 1808 als König folgte. Zufolge des mit Rußland geschlossenen Schutzbündnisses drang ein dänisches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerstand ein; aber auf Englands und Preußens Vorstellungen ward 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der den ohnehin verfallenen Finanzen 7 Millionen Rthlr. gekostet hatte. Glücklicher behauptete Dänemark seine Neutralität 1792, als die verbündeten Mächte verlangten, daß es an dem Kriege gegen Frankreich Theil nähme. Dagegen verwickelte es sein Beitritt zur nordischen Convention 1800 in einen Krieg mit den Briten, worin die dänische Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt, die Tapferkeit der Dänen aber dem

Feinde solche Achtung einflößte, daß er einen Waffenstillstand anbot, worauf Dänemark der Convention Rußlands mit England vom 20. Juli beitrat, Hamburg und Lübeck, die es besetzt hielt, räumte, und seine Colonien zurück erhielt. Endlich ward der friedliche Staat 1807 in die Wirbel von Napoleons Continentalpolitik hineingezogen. Ein franz. Heer stand an Dänemarks Grenze, Rußland hatte im tilsiter Frieden das Continentalsystem angenommen, und England glaubte dem möglichen Zutritte Dänemarks zu diesem Bunde vorbeugen zu müssen. Es schickte eine Flotte von 23 Linienschiffen in den Sund (3. Aug.) und verlangte von Dänemark ein Schutzbündniß, oder das Unterpfand der Flotte. Beides ward abgelehnt. Darauf landete ein britisches Heer (25,000 M. unter Lord Catheart), und schloß, nach einem für die auf diesen Angriff unvorbereiteten Dänen nachtheiligen Treffen, am 17. Aug. Kopenhagen ein. Da die Regierung wiederholt sich weigerte, in die britischen Foderungen zu willigen, so wurde die Hauptstadt drei Tage lang beschossen und 400 Häuser in Asche gelegt, wobei über 1300 Einw. umkamen. Am 7. Sept. ergab sich Kopenhagen auf Capitulation, und die ganze ausgerüstete segelfertige Flotte (18 Linienschiffe, 15 Fregatten u. s. w.) mußte den Briten ausgeliefert werden, die sie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in diesen Tagen mit dem größten Muthe gefochten hatten, wegführten. Großbritannien bot jetzt dem Kronprinzen Neutralität oder ein Bündniß an; im ersten Falle wollte es drei Jahre nach dem allgemeinen Frieden die dänische Flotte zurückgeben, foderte aber die Abtretung der Insel Helgoland. Allein der Kronprinz wies alle Anträge zurück, erklärte im Oct. 1801 an Großbrit. den Krieg, und verband sich zu Fontainebleau (31. Oct.) mit Napoleon. Bernadotte besetzte darauf mit 30,000 M. die dänischen Inseln, um eine Landung in Schweden, an welches Dänemark im Apr. 1808 den Krieg erklärte, zu unternehmen. Dieser Plan ward durch den Krieg mit Östreich 1809 gestört, und die Feindseligkeiten mit Schweden in Norwegen hörten in demselben Jahre auf. 1813 aber hatte die Zumuthung des stockholmer Hofes, Norwegen an Schweden abzutreten, einen neuen Krieg mit dieser Krone und ein erneutes Bündniß mit Napoleon (10. Jul. 1813) zur Folge. Daher besetzten nach der Schlacht bei Leipzig die wider Frankreich verbündeten nordischen Mächte Holstein und Schleswig; Glückstadt und andre Festungen wurden erobert, und die dänischen Truppen bis jenseits Flensburg zurückgedrängt. Dänemark schloß daher mit England und Schweden am 14. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel, trat dem Bunde gegen Frankreich bei, und stellte ein Truppencorps zum verbündeten Heer; dabei mußte es Helgoland an die Briten, welche ihm die westindischen Inseln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlassen, für welches es durch Schwedisch-Pommern und Rügen entschädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Febr. 1814 geschlossen. Am 14. Juni 1815 überließ Dänem. Schwedisch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür Lauenburg und eine baare Entschädigung. Am 8. Juni 1815 trat der König mit Holstein und Lauenburg dem deutschen Bunde bei, und erhielt in diesem die 10. Stelle und 3 Stimmen im Plenum, worauf durch Ernennung einer Decemviralcommission vorläufige Veranstaltungen getroffen wurden, in Holstein eine landständische Verfassung einzuführen. Die Erhebung Holsteins zu einem Großherzogthum hat der König nicht angenommen.

Dänemark besteht aus den Inseln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falster, Bornholm und Moen, aus der Halbinsel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum dänischen Reiche gehören noch zwei deutsche Bundesstaaten, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg; ferner die Färoer, Island, die Westküste von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Ostindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 820, Island und die Färoer 1428¼, die deutschen Staaten 178½, und die Colo-

nien 339½, das ganze Reich aber mit seinen Nebenländern 2761 □ M., wovon auf das unwirthbare Island mit der Küste von Grönland 1705 □ M. kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark wird auf 1,230,000, die von Holstein und Lauenburg auf 370,000, die von Island im J. 1823 auf 49,269, den Färoern auf 5300, und den übrigen Colonien auf 101,000 berechnet, sodaß das ganze Reich 1,750,000, nach andern Angaben 1,864,534 M. zählt. Die Einwohner, theils Dänen, theils Deutsche, reden Dänisch im eigentlichen Dänemark, Norsisch auf Island und Färoer, und Deutsch in der hochdeutschen, plattdeutschen und friesischen Mundart. Unter den Bauern herrscht keine Leibeigenschaft mehr, aber doch Hörigkeit der Scholle im eigentlichen Dänemark. Die Hauptinsel Seeland (dän. Sälland) wird durch den Sund (s. d.) von Schweden, die Insel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland, und durch den kleinen Belt von der Halbinsel Jütland (dän. Jylland) getrennt; die 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutschen in das baltische Meer. Das Land ist, bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben; die Küsten sind flach, doch meistens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. s. w. geschützt, und bedürfen bloß gegen das deutsche Meer künstlicher Deiche; der Boden besteht theils aus Marschen, theils aus Geest, und ist mäßig fruchtbar. Strichweise finden sich Moräste und einige Waldungen. Durch unvorsichtiges Ausrotten der letztern, welche den nördlichen und nordwestlichen Küsten Jütlands Schutz gegen die Meereswellen gewährten, sind große, vorher urbare Strecken, öde Sandwüsten geworden. Die Kirche zu Skagen, in dem nördlichsten Kirchspiele Jütlands, liegt gegenwärtig fast ganz in dem vom Meere angespülten Flugsande begraben. Erst in neuern Zeiten sucht man durch Anpflanzungen (Tannen, Birken, Pappeln u. s. w. Sandrohr oder Sandhafer) dieser Verwüstung zu steuern, wodurch bereits ein großer Theil jener Flugsandstrecken wieder in urbaren Stand gesetzt worden sein soll. Das Reich hat, außer dem Grenzstrom, der Elbe, bloß Küstenflüsse; es gibt mehre Binnenseen, wie der Schall- und Ratzeburgersee, beide im Lauenburgischen, der Plöner- und Selentersee in Holstein, und mehre Meerbusen, worunter der Limfiord in Nordjütland der ansehnlichste ist. Der Kattegat oder Skagerrack zwischen der jütländischen und schwedischen Küste wird von Einigen auch als Meerbusen aufgeführt, hängt durch den Sund und die beiden Belte mit der Ostsee zusammen. Das Klima ist meistens gemäßigt, aber sehr feucht. Dänemarks Haupterzeugnisse sind Getreide, Rapsaat, Taback (4 Mill. Pf. größtenth. ins Ausland verkauft) u. s. w.; Hanf und Flachs befriedigen das Bedürfniß nicht völlig, ebenso der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeiht, und der Hopfen. Der Gartenbau wird im eigentlichen Dänemark vernachlässigt. Seegras wird statt der Pferdehaare zum Polstern genommen. An Waldungen ist Mangel, und das Holz theuer; aber an Torf ist das Land außerordentlich reich, und fast jedes Dorf hat seinen Torfstich. Die Viehzucht allein liefert bedeutende Ausfuhrartikel, z. B.: jährlich aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde und 7000 Ochsen. Die Zahl des Hornviehes bestimmt Olofsen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schäfereien (1,338,000 St., darunter an 20,000 Merinos) sind bedeutend, sowie die Schweine- und die Federviehzucht. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden sich nicht mehr. Die Fischerei, versorgt einen Theil von Norddeutschland mit Häringen, Schollen, Schellfischen, Austern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fische 500,000 Thlr. Species. Aus dem Mineralreiche sind Thon, Eisen, Kupfer, Alaun, Kalk bei Segeberg und Salz (nicht hinreichend) aus den oldesloher Salzquellen anzumerken. Die wenigen Manufacturen sind größtentheils in Kopenhagen und Altona; die dänischen Handschuhe, die aus Jütland kommen, sind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neuesten Zeiten verloren; Handel, besonders nach Westindien

und Schifffahrt fangen wieder an sich zu heben; der holsteiner Canal verbindet die Ost- und Nordsee. Die Octroi der asiatischen Compagnie wurde 1812 auf 30 Jahre nach dem Frieden verlängert; allein ihre Actien sind im Werth gefallen.

Dänemark enthält jetzt ohne Island und die Färoer 100 Städte, 37 Mfl., 2305 Kirchsp. mit 1099 Edelhöfen und 5500 Dörfer. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Aalburg, Aarhuus, Ribe und Wiborg, abgetheilt; die Herzogth. Schleswig und Holstein werden von einem Statthalter, und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; Island und die Färoer stehen unter einem Stiftsamtmann. Die Monarchie ist uneingeschränkt; ihre Grundgesetze sind die Souverainetätsacte, das Königsgesetz von 1665, und das Eingeburtsrecht. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich. Der erstgeborene Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt heißen Prinzen von Dänemark. Die Residenz ist Kopenhagen; der Titel seit dem 1. Jan. 1820: König zu Dänemark, der Wenden und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Ditmarschen, und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden sind der vom Elephanten, und der vom Danebrog (Reichsfahne), von welchem die Danebrogsmänner die letzte Classe ausmachen; noch gibt es mehre Ehrenzeichen. Stände gibt es im eigentlichen Dänemark nicht. Das höchste Staatscollegium ist der Geheime Staatsrath, unter dessen Leitung die gesammten innern Angelegenheiten seit 1814 stehen. Die herrschende Religion ist die lutherische, mit ungekränkter Duldung der übrigen Religionsparteien, auch der Juden. Es gibt 8 Bischöfe; unter diesen stehen die 7 Stiftspröpste und 1057 Prediger. Island hat seinen eignen Bischof; die 3 Herzogthümer haben 2 Generalsuperintendenten, 4 adelige Convente großen Einkommens, und 493 Prediger. Für die geistige Bildung gibt es 2 Universitäten (Kopenhagen und Kiel), 1 Kunstakademie, 1 königl. Societät der Wissenschaften, 1 Ritterakademie, viele besondere Anstalten und mehre Gelehrtenvereine, 40 gelehrte Schulen, 13 Schullehrerseminarien, an 150 Schulen des wechselseit. Unterr. u. s. w. Die Staatseinkünfte betragen 8¼ Mill. Thlr. und ihre Aufbringung drückt die Unterthanen, bei der Wohlfeilheit aller Landeserzeugnisse, sehr; der Sundzoll bringt noch jetzt an 500,000 Thlr. ein. Die Staatsschuld beläuft sich muthmaßlich in Silber auf 10 Mill. äußere, und 100 Mill. Rbthlr. innere Schuld, mit Einschluß zwei neuer Anleihen in Hamburg und in London. Die Circulationsmasse der Bankzettel betrug 1823 etwas über 21,325,000 Rbthlr.; das Papiergeld steht etwa zu 40 Procent gegen klingende Münze, und hat der Bankthlr. in Silber 96 Schill., und 1¼ Mark hamb. Banco Werth. Das Vermögen der Bank (die ersten 6 Procent im Werth eines jeden Grundstücks im Reiche Dänemark sind z. Th. von den Schuldnern abgetragen, und werden bis zum Abtrag mit 6¼ Procent der Bank jährlich verzinset) ist sehr ansehnlich. Die Landmacht bestand 1823 aus 30,838 M. ohne die Miliz und Landwehr. Das Seewesen steht unter dem Admiralitäts- und Commissariatscollegium. 1826 zählte die Flotte 4 Linienſch., 7 Freg., 4 Corvetten, 5 Briggs, 1 Schooner, und 80 Kanonirschaluppen. S. F. Thaarup's „Statistik der dänischen Monarchie" (Kopenh. 1812 fg., 6 Th.), und dessen „Anleit. z. Kenntn. des dänischen Handelsrechts und Übersicht der Handelsstatistik" (Kopenh. 1823).

Daniel, der Prophet, Zeitgenosse des Ezechiel, von vornehmem hebräischen Geschlecht, ward in seiner Jugend (600 vor Chr.) gefangen nach Babel geführt, und an dem babylonischen Hofe für den Dienst des Königs Nebukadnezar erzogen. Nach drei Jahren trat er diesen Dienst an, den er ohne Verletzung seines Gewissens und mit Ruhm verwaltete. Eine Verordnung des Königs, der er nach seinen Religionsgrundsätzen keine Genüge leisten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorsehung wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und

angesehen, indem er sich zur Stelle eines Statthalters und ersten Ministers am Hofe des persischen Königs Darius aufschwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und seinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Palästina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einsicht und Rechtschaffenheit; in der Kunst, Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weisen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeistert, die glücklichsten Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deßwegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, ob ihn gleich die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Was sein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Kanon aufgenommenes Werk betrifft, so rührt wahrscheinlich nur der zweite Theil desselben von ihm selbst her. Es ist durchaus symbolisch, voll von Träumen und Gesichten.

Daniel (Gabriel), einer der bessern Geschichtschreiber Frankreichs, geb. zu Rouen 1649, begab sich in s. 18. Jahre in das Collegium der Jesuiten, lehrte an mehren Orten mit vielem Ruhme, und starb 1728. Er suchte, wie Bouterwek von ihm sagt, in seiner neuen Bearbeitung der vollständ. Geschichte s. Vaterlands, welche ihn berühmt gemacht hat („Histoire de France" in mehren Ausg. seit 1713, besonders Paris 1755 — 57 in 17 Bden. 4., auch im Ausz. mehrmals und in einer deutschen Übers., Nürnb. 1756 — 65, 16 Bde., 4.) den Hof, die Großen und die Geistlichkeit mit der Kunst und den Pflichten der Geschichtschreiber auszusöhnen, indem er mit der Miene der reinsten Unparteilichkeit die Geschichte seines Vaterlandes so erzählte, wie es dem Interesse des Hofes und der Geistlichkeit gemäß war. Man vermißt bei ihm oft Quellenstudium und historische Treue; die höhere Kunst historischer Darstellung ist ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie historische Werke geschrieben werden müssen, hat er in der etwas langweiligen Einleit. zu s. weitläufigen Werke vorgetragen. Bekannt ist noch s. „Histoire de la milice française", weniger s. „Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques, historiques etc.", 1724, 4., worunter sich s. „Voyage du monde de Descartes" (früher besonders herausgeg. und ins Engl. und Ital. übers.), eine scharfsinnige satyrische Schrift gegen die Meinungen dieses Philosophen, befindet.

Daniel (Samuel), ein englischer Geschichtschreiber und Dichter, Zeitgenosse Shakspeare's, geb. 1561, erhielt eine Bedienung am Hofe der Königinnen Elisabeth und Anna (der Gemahlin Jakobs I.), lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literarischen Studien beschäftigt. Als historischer Dichter scheint er Lucan vor Augen gehabt zu haben. Mit vielem Talente suchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes episch zu behandeln. Den meisten Fleiß hat er auf das Gedicht gewandt, welches in 8 Büchern die Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster schildert („History of the civil wars between the houses of York and Lancaster", wieder abgedr. mit den übrigen poetischen Werken des Verf., und einigen Nachrichten von s. Leben in Anderson's „British poets", Bd. 4). Der poetische Werth desselben besteht, wie bei Lucan, in einer schönen Diction und anziehenden Ausschmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetischen Sprache in England hat D. rühmlich mitgewirkt; seine Stanzen, die mit vielem Fleiße den italienischen Octaven nachgebildet sind, haben mehr Würde und Wohlaut als die meisten Verse dieser Art in der englischen Literatur aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Auch fehlt es ihm nicht an rhetorischer Schönheit und Kraft. Er hinterließ poetische Episteln, 57 Sonette und einige Schauspiele. Die erstern scheinen in England Aufmerksamkeit erweckt zu haben. Was seine historischen Werke anlangt, so schrieb er unter der Regierung der Königin Elisabeth einen Abriß der Geschichte von England bis auf Eduard III.: ein

Werk ohne Anmaßung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatische Blicke, und wahrscheinlich in der englischen Literatur das erste historische Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatsachen mit (vielleicht zu großer) Gedrängtheit und Würde des Styls verbindet. Es wird von den Engländern geachtet. Daniel starb 1619.

Daniels (Heinrich Gottfried Wilhelm), k. preuß. Geh. Staatsrath und erster Präsident des rheinischen Appellationsgerichts, geb. d. 25. Dec. 1754 zu Kölu, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, widmete sich 1770 auf der dortigen Universität der Rechtswissenschaft, wurde 1776 Advocat und 1781 Mitglied des Appellationscommissariats. 1783 ernannte ihn Kurfürst Maximilian Friedrich zum öffentl. Lehrer der Rechte auf der Akademie zu Bonn, wo er auf das thätigste für die Bildung junger Rechtsgelehrten wirkte. 1786 zum Wirkl. Hofrath, nachher zum Referendar in Hoheitssachen — ein Geschäftskreis, der ihm die Besorgung der wichtigsten Landesangelegenheiten bei den Reichsgerichten anwies — und 1792 zum Wirkl. Geh. Rath u. Mitgl. des Oberappellations- und Revisionsgerichtshofes ernannt, verband er mit den Arbeiten seines Lehrerberufs eine vielumfassende Thätigkeit im Administrationsfache, wobei er zugleich auf den Landtagen zu Bonn die herzogl. arembergsche Stimme im Grafencollegium führte, und das Landessyndicat im damaligen Herzogthum Aremberg verwaltete. Nach der Auflösung der Universität Bonn, 1797, lebte Daniels in Köln, bis er im folgenden Jahre zum Lehrer der Gesetzgebung an der dortigen Centralschule ernannt wurde. Er verwaltete dieses Amt bis 1804, wo jene Lehranstalt bei der Errichtung einer besondern Rechtsschule in Koblenz aufgelöst wurde. Nachdem er mehre Anträge zu auswärtiger Anstellung abgelehnt hatte, gab wahrscheinlich die Anwesenheit des Kaisers Napoleon in Kölu im Herbst 1804 die Veranlassung, daß D. bei dem öffentl. Ministerium am Cassationshofe in Paris angestellt wurde, wo er gleich seinen Collegen den Titel eines Substitut du procureur général erhielt, an dessen Stelle in der Folge die früher übliche Benennung eines Advocat général trat. Er verwaltete dies Amt bis zum Febr. 1813, wo er zum Generalprocurator bei dem Appellationsgerichte zu Brüssel ernannt wurde. Durch die Kriegsbegebenheiten im Jan. 1814 genöthigt, sich nach Frankreich zurückzuziehen, blieb er in Paris bis zum Mai desselben Jahres, worauf ihm, bei seiner Rückkehr nach Brüssel, die inzwischen von einem Andern besetzte Stelle von der provisorischen Regierung wieder eingeräumt wurde. 1817 trat er in preuß. Dienste als Geh. Staatsrath; später wurde er als Präsident des rheinischen Appellationsgerichtshofes angestellt. Er hatte von dem franz. Kaiser den, unter der königl. Regierung eingegangenen Orden de la réunion, vom König der Niederlande den O. des goldenen Löwen und vom Könige von Preußen 1818 den rothen Adlerorden 3. Cl. erhalten. Außer mehren Programmen, Dissertationen und juristischen Gelegenheitsschriften (z. B. „Darstellung des unter den Curatoren der Knauth'schen Masse in Hamburg und Friedrich Karl Heimann in Köln obwaltenden Rechtshandels", Köln 1800, 4.) schrieb er, ohne Namen des Verf., ein „Mémoire sur le droit de relâche appartenant aux villes de Cologne et de Moyence" (auch ins Deutsche übersetzt), 1804 und 1812. Einige seiner Anträge und Gutachten bei dem Cassationshofe in Paris sind in dem „Repertoire" des Staatsraths Merlin, in Denever's „Journal des audiences de la cour de cassation" und in Sirey's „Recueil général des lois et arrêts" abgedruckt. Auch hat er die franz. Gesetzbücher „Code civil", „Code de procédure civile", „Code de commerce" und „Code d'instruction criminelle", gleich nach ihrer Erscheinung, ins Deutsche übersetzt.

Dänische Sprache, Literatur und Kunst. Die dänische Sprache ist eine Tochter der niederdeutschen und der im 10. Jahrh. nach Island verdrängten normannischen Ursprache. Auch hat sich gezeigt, daß die angelsäch-

ſiſche Sprache in der That die däniſche geweſen, welche die Isländer rein erhalten haben. Die erſten Bildner dieſer Sprache waren wol, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germaniſchen Mundarten dichteten, und den Fürſten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimloſen Verſen ſangen. Nach der Einführung des Chriſtenthums (um 1000) dauerten nur noch die hiſtoriſchen Geſänge fort (bis 1265). Zur Einführung deſſelben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunſt bekannt wurde, legte der deutſche Miſſionair Anſchar (ſ. Ansgar) den Grund. Knud (Kanut) der Große (1015 bis 1036), vorzüglich durch ſeine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Chriſtenthum und zur Freigebigkeit gegen die Geiſtlichen bewogen, ſchickte angelſächſiſche Lehrer nach Dänemark, ſtiftete die Bisthümer Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Chriſtenthum aus. Er ſuchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen, und gab beſtimmtere Geſetze. Gleich nach dem Chriſtenthum kam, beſonders durch franz. Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien, und verbreitete ſich leicht bei ſeinen zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern aufgelegten Bewohnern. Am däniſchen Hofe waren Ritterſpiele etwas ſo Gewöhnliches, daß jeder Fremdling, der ihn beſuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen ſchon an der erſten Kreuzfahrt Antheil. Dieſer neue Geiſt der Ritterſchaft mußte auch auf die Poeſie einen günſtigen Einfluß haben. Das Älteſte, was uns aus der däniſchen Poeſie noch übrig iſt, iſt das Epos von den Skyldingern, welches zuerſt Thorkelin vollſtändig herausgab („De Danorum reb. gest. secul. III. et IV. poema dan. dialect. anglosaxon. etc.“ Kopenh. 1815, 4.). Aus viel ſpäterer Zeit (16. Jahrh.) iſt die Sammlung der von Wedel und Syv und zuletzt von Abrahamſon, Nyerup und Rahbeck 1812 — 14 in 5 Th. herausgegeb. Kämpferweiſen und Liebesromanzen (Kjempeviſer und Elskovsviſer), welche der um die nordiſche Poeſie verdiente W. L. Grimm („Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen“, Heidelb. 1811) verdeutſcht hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserleſene Sammlung ungedruckter däniſcher Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Zwar iſt ihr poetiſcher Werth ungleich, aber die meiſten enthalten wahre Naturpoeſie, und ſind volksthümlich. Die neueſten däniſchen Dramatiker haben aus dieſer Fundgrube manchen Stoff geholt. Unter den Heldenliedern deuten mehre auf den Cyklus unſers alten Heldenbuchs (ſ. d.) hin. Die erſten däniſchen Hiſtoriker ſind Sueno (Svend) Aageſen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (ſt. 1204), welche beide auf Veranlaſſung des Erzbiſch. von Lund, Abſalon, Erſterer eine kurze Geſchichte der däniſchen Könige von 300 — 1186 („Suenonis Aggonis opuscula“, ed. Stephan. Sora, 1642), Letzterer eine ausführl. Geſchichte Dänemarks („Historiae libb. XVI.“, ed. Stephanius Sora, 1644; Klotzius 1771, 4.) bis 1186 in 16 Bdn. in einer ſorgfältigen latein. Sprache ſchrieben. Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die Ausdehnung des Handels, hatten großen Einfluß auf die däniſche Bildung. Durch die Reformation wurde der germaniſche Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutſche gewannen entſchiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen ſtudirten in Deutſchland; Deutſch war die Sprache des Hofs; Lateiniſch die Sprache der Gelehrten. Die ſchriftſtelleriſchen Verſuche in der Landesſprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig iſt eine der lutheriſchen nachgebildete Überſetz. des N. T. (1524). Erſt im 16., mehr noch im 17. Jahrh., bildete ſich die däniſche Sprache zur Bücherſprache, und zeichnete ſich durch melodiſche Sanftheit und Wohllaut, ebenſo wie durch kräftige und entſprechende Bezeichnung des Abſtracten aus. Doch ſcheint auch gegenwärtig die poetiſche Sprache die Proſa noch weit hinter ſich zu laſſen. Die erſte däniſche Sprachlehre wurde von Erich Pontopidpan (Kopenh. 1668) ab-

gefaßt; ihr folgten mehre brauchbare von Jak. Baden u. A., auch gab es schon im 16. Jahrh. einige dänisch-lateinische Wörterbücher (vgl. Olaf Worm's, eines Dänen, „Literatura antiquissima", Kopenh. 1651, u. A.). Was die dänische Prosa anlangt, so bereicherte zwar Holberg (s. d.), welchen man in gewisser Hinsicht den Vater der neuern dänischen Literatur nennen kann, die dänische Sprache dadurch sehr, daß er sie in mehren Zweigen der Literatur, und besonders auf der Bühne anwendete; allein er schrieb sie noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publicums J. Wielandt (st. 1730), J. Sch. Sneedorf (st. 1764) durch Zeitschriften, und J. Baden (st. 1804), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Christian VII., unter Einwirkung eines Moltke und Bernstorff, gelehrte Anstalten und Unternehmungen jeder Art gestiftet und unterstützt, welche die vaterländische Literatur beförderten. T. Rothe, P. F. Suhm (dänischer Historiker, st. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Prosaist, Knud Lyne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, schrieb prosaische Versuche, 1785—93, 3 Thle., aus dramatischen Arbeiten und Erzählungen bestehend, übersetzt von Tobiesen, und wirkte auf den dänischen Nationalgeschmack, als Herausgeber der nordischen Minerva und des dänischen Zuschauers ein), J. Ch. Basthold, Birkner, Rasmus Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggesen haben den gerechtesten Anspruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darstellung. In dem Gebiete der praktischen Wissenschaften und in der Naturkunde haben sich die Dänen am meisten ausgezeichnet. Hier ist zu nennen der berühmte Astronom Tycho de Brahe (s. d.) und in der Mineralogie Olaf Worm (st. 1654). In der neuern Zeit ist besonders durch Stiftung von Erziehungsanstalten (auch für die Gymnastik bestehen nachahmungswerthe Institute, z. B. für Schwimmkunst), Schulen, Universitäten und Gelehrtengesellschaften, viel für die Bildung in Dänemark geschehen. In der Kanzelberedtsamkeit zeigen sich bedeutende Fortschritte. Hier sind Balle, Treschow, Hiort, Holm, Plum, H. G. Clausen und Cl. Pavels zu nennen. Noch mehr wird in den Staats- und Kriegswissenschaften gethan. In Hinsicht der ersten Wissenschaft gehört hierher Thomas Bugge (s. d.), der Urheber der ökonom. und geograph. Landmessung in Dänemark, den das franz. Directorium 1798 nach Paris zur Theilnahme an der Festsetzung des metrischen Systemes berief. Noch leben mehre von ihm angeregte Gelehrte, wie die Schriften der Gesellschaft der Wissensch. zu Kopenh. (jetzt 24 Bde.; der letzte von „Det Kongelige Danske Videnskr. Selskabs Skrifter", wie der Titel der neuesten Folge heißt, erschien zu Kopenh. 1808, 4.) beweisen. Die durchlebten stürmischen Jahre veranlaßten das eifrige Betreiben der Kriegswissenschaften, in denen man sich alles bedeutendere Fremde aneignete. Doch bleibt Dänemarks Hauptruhm nicht seine Landmacht, sondern sein Seewesen; und nur eine Stimme der Anerkennung gibt es über das Verdienst, welches sich die dänische Admiralität durch die Bekanntmachung der Seekarten unter Paul de Löwenörn's Leitung erwarb, deren Werth noch durch die belehrendsten Erläuterungen erhöht wurde. Anderweitige Verdienste um die Literatur dieses Fachs erwarb sich U. S. Rosenwinge (gest. 1820). Die immer wiederholten Auflagen von Lous's nautischen Schriften gaben Zeugniß für die Faßlichkeit der dänischen Schriftsteller unter einem Publicum, das alle Theorien verschmäht, wenn sie in die Praxis nicht eingreifen. Die Forschung des vaterländischen Alterthums verdankt viel den zum Theil noch lebenden Gelehrten Viborg, N. F. P. Grundtvig, Sandtvig, Thorkelin, Thorlacius, Nyerup und Rhabeck. Die beiden Letztern gaben „Beiträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst" (Kopenh. 1800—8, in 4 Th.) und mit Abrahamson, die „Auswahl der Lieder aus dem Mittelalter" heraus. Glänzend ist die Poesie von den Dänen in der neuesten Zeit ausgestattet worden. Die neue dänische Poesie,

welche von Volksliedern, deren die Dänen sehr viele haben, und geistlichen Gesängen ausging (Pet. Laale bearbeitete dänische Sprüchwörter rhythmisch; und Jak. Thomaus veranstaltete die vollständigste Sammlung geistlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (st. 1637) an. Sein Hexaemeron ist äußerst schwerfällig. Andr. Bording (st. 1677) hatte sich nach Opitz gebildet. Er und seine Nachfolger Jens Steno Sehestedt (st. 1698), Paul Pettersen, der patriotische Volkssänger Wilh. Helt (um 1703), Nik. Kingo (starb als Bischof 1703), der die Thaten der dänischen Könige in einem heroischen Gedichte besang, und Georg Lorterup (st. 1722) ermangelten jedoch der poetischen Selbständigkeit. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. brach eine bessere Zeit mit dem für sein Vaterland begeisterten Ludw. Holberg, eigentlich einem Norweger, an. Besonders verdient er hier als origineller komischer und satyrischer Dichter der Erwähnung. Mehr über seine Werke s. Holberg. Die 1758 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen sich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (st. 1765) am vortheilhaftesten auszeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein regsames literarisches Streben, und viele achtungswerthe Dichter, worunter viele Norweger, versuchten sich glücklich in den verschiedensten Fächern. Doch findet man bis auf die neuesten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländischer Muster. Unter den neuern Dichtern zeichnen sich aus: der tiefsinnige Tragiker und Lyriker Johann Ewald (s. d.), N. Weyer (1788, ein talentvoller Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigte, vgl. s. „Poet. Forsög", Kopenh. 1789), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satyriker und Lustspieldichter Guldberg, Joh. Herm. Wessel (st. 1786), der zweite Lustspieldichter nach Holberg, berühmt durch s. Lustspiel: „Liebe ohne Strümpfe", und viele komische Gedichte. S. Gedichte gab Rahbeck zum 4. Male 1817 heraus. Ferner P. A. Heiberg, En. de Falsen (st. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brun, Th. Thaarup (s. d.), der viel für das Theater schrieb, J. C. Tode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm (die Letztern sind Norweger) Fr. Brun (s. d.), geb. Münter, geistvolle dänische Dichterin in deutscher Sprache, der originelle Jens Baggesen (s. d.), ein lyrischer Dichter voll Begeisterung und Kraft, oft jedoch etwas schwerfällig, welcher auch Wieland's Oberon unter dem Titel „Holger Danske" zu einem Singspiel bearbeitete, endlich der genialе Öhlenschläger (s. d.), voll echter, nordischer Kraft, gemildert durch südliche Anmuth, gebildet durch die verwandte deutsche Literatur und seine Reisen nach dem Süden, aber eigenthümlich und national. Seine vorzüglichsten Stücke sind: „Hakon Jarl", „Plamatoke", „Axel und Walburg", „Correggio", „Aladdin", „Der Hirtenknabe". Wir freuen uns, die letztgenannten Dichter auch unter die Deutschen rechnen zu dürfen, da sie vorzüglich in deutscher Sprache geschrieben. Mit Öhlenschläger theilt sich jetzt vorzugsweise in die Gunst des Publicums B. S. Ingemann (s. d.). Sonst erwähnen wir noch den Dichter J. L. Heiberg, den Erzähler Just Thiele, den Lyriker H. W. Ries. In den letzten Jahren wurde sehr viel aus d. Deutsch. übersetzt. Ein Epos: „Das befreiete Israel", 18 Gesänge v. J. M. Herz, das von der k. Ges. der schönen Wissenschaften gekrönt wurde, scheint trotz dieser Ehre das Publicum kalt gelassen zu haben. Als ein Zeichen der Zeit sei noch erwähnt, daß Kopenhagen die wahrscheinlich jüngste Schriftstellerin in Europa besitzt. Virgilie Christ. Lund, erst 10 Jahr alt, hat schon 1820 ein Familiengemälde: „Zwei für Einen", und neuerlich eine kleine dramatische Darstellung: „Die entdeckte Untreue", herausgegeben. Auf die dänischen Dichter und ihre Werth beziehen sich vorzüglich N. Fürst's „Briefe über die dänische Literatur", Wien 1816, 2 Bde. Nirgends aber mehr als in Dänemark bewährt sich die Reizbarkeit der Poeten, die daher in vielfältigen literarischen Fehden sich zu Schutz und Trutz for-

ihrend versuchen müssen. Bei Keinem zeigt sich diese polemische Lebhaftigkeit ehr, als bei N. F. Sev. Grundtvig, der durch theologische Arbeiten, besonders rch eine polemisirende Weltchronik schlimm berufen ist, aber durch dichterisches alent, Unverdrossenheit im Studium altnordischer Geschichte und durch Vaterndsliebe sich immer einen Kreis von Freunden sichert. Grundtvig gehört zu den, die Saxo's und Snorro's Chroniken ihren Landsleuten wieder ins Gedächtß bringen (Kopenh. 1815) und der Eifer, den er für eine vollständ. Ausg. Beider izuregen wußte, hat den Erfolg gehabt, daß schon 2 Quartbände von Dänemarks hronik von Saxo Gramm. ins Dänische übersetzt von N. F. Sev. Grundtvig kopenh. 1818 — 19) der Lesewelt übergeben sind. Für Grundtvig's streitfregende Dichtungen mögen, wen das nicht geliebt, Thieme's „Heitere Lieder" itschädigen, der den Schatz dänischer Volksmärchen in originelle Darstellungen kopenh. 1818 — 19, 2 Bde.) wieder zu Tage rief.

Die Musik war weniger reich an Hervorbringungen. Für den Ruhm der ildenden Künste wirkte der Stolz seines Vaterlandes, Albert Thorwaldsen . d.). Unter seinen Augen bildete sich Freund, ein junger Bildhauer und Meilleur, dessen vielversprechende Versuche schon in Rom Beifall gefunden haben. ahde gab Thorwaldsen's Werke in Umrissen, als Zeichenübungen, begleitet mit oetischen Erklärungen von Öhlenschläger, 1813, die sich unter der Menge von nleitungen zum Zeichnen vorzüglich bemerkbar machen. Das Ausland weiß, as Lund und Dahl, ein Norweger, als Künstler im Fache der Malerei bedeuten. So lebt in einem thätigen jungen Geschlecht das fort, was Wiedeveld (gest. 1802) r der Kunst vorangehend leistete. Sein Denkmal Friedrichs V. und seine Staze der Treue werden lange sein Andenken erhalten, und dauernde Vorwürfe für ne Zeitgenossenschaft bleiben, die einen Künstler seines Werths bis zum freiwilligen Tode aus Armuth vernachlässigte, während die Helferinnen des Luxus mehr atten, als sie brauchten. Außerdem sind die Historienmaler Hoier und Eckardtsberg rühmlich bekannt. Die größere Theilnahme an den Regungen der Kunst und en Bestrebungen der Künstler verdankt Dänemark zum Theil der Vorzüglichkeit iner Zeitschriften. Sie erhalten den Umlauf der geistigen Nahrungssäfte. Grundtvig's „Danevirke" trägt die Spuren der Eigenthümlichkeit ihres Herausgers. Sie sollte ein Wall gegen die deutsche Einwirkung sein, verfehlte aber durch schon zum Theil ihren Zweck, daß sie angriff, wo es nicht der Abwehr bedurft ätte. Chr. Molbech's „Athene", geschlossen mit dem 9. Bde., durch einen sinnigen Abhied von den Lesern vom 31. Dec. 1817, brachte in den Aufsätzen des Herausg. mmer die vollkommensten und besten Mitgaben. Sie ward durch ein „Athenäum", eitschrift für Wissenschaft und Kunst, ersetzt, die alle Polemik ausschloß und so ich wol noch längere Dauer sicherte. Allgemeinen Beifalls erfreut sich die Wohenschrift: „Schilderung von Kopenhagen", verlegt, herausgeg. und größtentheils uch geschrieben von Salomon Soldin, die 1804 begann und noch 1821 vielverreitet fortdauerte, weil sie sich einen weitern Kreis der Beziehungen gesteckt hatte, ls ihr Titel verspricht. Diese Zeitschriften sind eine im Auslande noch nicht genannte Fundgrube der Erheiterung und der gründlichsten Belehrung, da Männer on der tiefsten Einsicht ihnen beisteuern. Ihr Einfluß auf die Berichtigung der Vorstellungen ist unverkennbar, und namentlich auf die Richtung der Gemüther ufs Handeln. In gleichem Geiste wirken durch Erhebung und Läuterung der religiösen Begriffe die ehrwürdigen Balle, Münter, J. Möller, deren Lehrvorträge nd Gesänge auch dem Auslande nicht fremd bleiben. Gleiches Streben bemerkt nan in den Rechtswissenschaften und in dem Studium der Geschichte, das urch L. Baden's reingeschichtliche Untersuchungen sich ehrenwerther Erweiterungen ühmt. Mag es absichtlich gewesen sein, daß Olufsen in seinem „Beitrag zu einer Übersicht der Nationalindustrie in Dänemark" (Kopenh. 1819) Alles überging,

was von ſeinem Volke für dieſe höhere, geiſtige Thätigkeit geſchah (was um ſo m
zu bedauern, da ein ſo gerechter Beurtheiler der Vorzüge ſeiner Landsleute dop
tes Stimmrecht gehabt hätte); man vermißt dennoch dieſes Fehlen empfind
weil literariſche Betriebſamkeit ſo genau mit dem Charakter dieſes Volkes zuſ
menhängt. Man empfand aber längſt, wie vereinzelnd die einſeitige Ausbild
nur däniſcher Literatur wirke und wie viel durch Näherung an die ſchweſterl
ſchwediſche gewonnen werden könne. Für dieſen Zweck der Vereinigung bildete
die ſkandinaviſche Literaturgeſellſchaft, die ſich ſeit dem Anfange des 19. Jahrh
die von Gram geſtiftete königl. däniſche Societät der Wiſſenſchaften, und an
von Langenbeck errichtete königl. Geſellſchaft für die vaterländiſche Geſchichte
Sprache anſchloß. In ihr vereinigten ſich die meiſten Humaniſten in des W
tes altem und echtem Sinne, zu einer Näherung des däniſchen und ſchwediſ
Schriftweſens, aus der zuletzt eine Vereinigung beider Nachbarvölker erwach
könnte. Schon ſind die Schriften der ſkand. Literaturgeſellſchaft bis zum
Bd., Kopenh. 1819, gediehen und bieten eine Mannigfaltigkeit der gründlich
Abhandlungen dar. Für die Alterthümer und Geſchichtsdenkmale des Lan
wacht außerdem die Arnae-Magnaean'ſche Commiſſion und die königl. Geſellſch
zur Aufbewahrung der Alterthümer; ſowie die Pflege alles deſſen, was Bild
heißt, die Geſellſchaft der nordiſchen W., die Geſellſch. für Ausbreitung der ſchö
W. und des Geſchmacks, die mediciniſche und die Landhaushaltungsgeſellſchaft
thätigen. Alle dieſe Beſtrebungen der däniſchen Gelehrten fördert mit der pr
loſeſten Freigebigkeit die wahrhaft liberale Regierung. Raſtlos wurde die wiſ
ſchaftlich wichtige Gradmeſſung von Lauenburg bis Skagen unter Leitung des P
Schumacher fortgeſetzt. Sie iſt die einzige, von der ſich H. v. Zach Ergeb
verſpricht, weil ſie allein nach den Foderungen der ſtrengen Wiſſenſchaft, ohne
tionale Chariatanerie, mit vortrefflichen Reichenbach'ſchen Inſtrumenten, w
die Regierung erwarb, ausgeführt wird; und ſo dürfte ſie endlich entſcheiden,
man den franzöſiſchen Meſſern, oder den engliſchen unter Mudje glauben d
oder wol keinen von beiden. — Großmüthig unterſtützte die Regierung koſtſpiel
Werke, deren Druck ohne ihre Vermittelung ſchwerlich zu Stande gekommen w
z. B. Moldenhaver's „Anatomie oder Phyſiologie der Pflanzenlehre"; die „Schri
der däniſchen Veterinairgeſellſchaft" und der „Kopenh. Geſellſchaft für Arzneigela
heit"; die „Flora danica", die jetzt von Hornemann ſtatt des verſt. Wahl heraus
geben wird; des Prediger Lyndye Werk über die verſchiedenen Tangarten, das
ſeiner Art vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Ebenſo traten nur durch un
telbare königl. Unterſtützung Thorlacius's und Werlauf's Ausg. der „Norwegi
Geſchichte des Snorro Sturleſon" ins Publicum und des Königs Magnus „Lag
ters Gulethings Geſetz", deſſen Herausgabe eine eigne Commiſſion beſorgte.
Unterſuchungen über den Urſprung der altnordiſchen Sprachen, den ihr Verf. R
(ſ. d.) bekanntlich am Kaukaſus ſelbſt aufſuchte, beförderte die Regierung, w
auch Nyerup's „Catal. librorum Sanscritanorum, quos bibl. Univ. Hafnie
vel dedit vel paravit Nath. Wallich" (Kopenh. 1821), alle Förderungen
Das Münzcabinet zu Kopenhagen ward durch die Vorſorge des jetzigen Königs
der Bedeutenheit gebracht, deren es ſich in allen ſeinen Theilen erfreut; und d
liberal wurden ſeinem Vorſteher Ramus Muße Summen gewährt, um den
talog der alten Münzen (Kopenh. 1816, 2 Bde., 4.) bekannt zu machen.
Fonds ad usus publicos wurde zur Unterſtützung junger Gelehrten auf wiſſenſch
lichen Reiſen verwandt. Leider ſtarb aus ihrer Zahl D. Lemming, ein ju
Orientaliſt aus de Sacy's Schule, während ſeines Aufenthalts in Madrid.

Daniſchmend, ein türkiſcher Geiſtlicher niedern Ranges, der in
Dſchami den Dienſt verrichtet, auch Talisman.

Dank, die Belohnung, welche in dem romantiſchen Mittelalter die i

rnieren siegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen pfingen. Die den erstern, nach dem Ausspruche der Kampfrichter, ertheilten lohnungen bestanden gewöhnlich in goldenen Ketten, Wehrgehenken, Schärpen, hwertern ꝛc.; die Dichter und Sänger, welche sich durch Erfindung neuer Ge- ge oft im öffentlichen Wettstreit auszeichneten, empfingen als Dank ein Kleid, e goldene Blume ꝛc.

Dannecker (Johann Heinrich von), k. würtemb. Hofrath und Prof. der d. Künste zu Stuttgart, Ritter des O. der würtemb. Krone und seit 1825 des ladimir O. 4. Cl. einer der berühmtesten lebt lebenden Bildhauer. Geb. zu tuttgart am 15. Oct. 1758, von unbemittelten Ältern — der Vater war her- gl. Stallbedienter — wuchs der Knabe heran, ohne eine andre Bildung, als tand und Lage seiner Ältern mit sich brachten. Als der damals regierende Her- g Karl von Würtemberg, aus Erbitterung über seine Landstände die Residenz ch Ludwigsburg verlegte (Oct. 1764), zog auch Dannecker's Vater dorthin, und e Knabe blieb hier bis in sein 13. Jahr. Ein Drang zu zeichnen war frühzeitig ihm erwacht; unbemerkt befriedigte er ihn, indem er, in Ermangelung von Pa- er, die Werksteine eines Nachbars, der ein Steinhauer war, mit Zeichnungen füllte. Unvermuthet führte die Vorsehung die Umstände herbei, die dieses oße Talent aus der Dunkelheit hervorziehen sollten. Der Herzog Karl hatte eine ilitairakademie auf der Solitude, einem Lustschlosse in der Nähe von Stuttgart, gründet, wo auch Musiker u. a. Künstler gebildet wurden. Des Knaben auf- wecktes Äußere mochte den Herzog eingenommen haben. Am Ostertage 1771 mmt Dannecker's Vater aus dem Stall nach Hause, und bringt die Nachricht, ß der Herzog auch Kinder seiner Bedienten in die Militairschule aufnehme, und gte verdrießlich hinzu, daß er auf den Knaben sein Augenmerk gerichtet. Ganz nders hatte die Nachricht den Knaben ergriffen; er erklärte rund heraus, daß er och heutigen Tages zum Herzog gehen wolle. Um dies zu verhindern, sperrte der ater den Knaben in eine Kammer zur ebenen Erde. Da sammelt er vom Fen- er aus Straßenjungen vor seinem Hause, springt aus dem Fenster, und geht mit nen geradezu auf das Schloß, wo eben das Eierlesen, ein Volksfest, den Hof rsammelt hatte. Sie melden sich bei der Dienerschaft mit ihrer Bitte: „Wir öchten gern auf die Solitude, in des Karls Schule!" Der Herzog wird gefragt, nd tritt selbst heraus, die kleine Schar zu mustern. Er faßt sie scharf ins Auge, immt endlich Einen nach dem Andern aus dem Haufen heraus und stellt ihn sich r Rechten. Am Ende blieb nur Dannecker mit zwei andern auf der Linken übrig, nd vereinzelt stehen. Die Armen glaubten sich verworfen, und Dannecker wollte or Scham in die Erde sinken. Aber gerade diese Drei sind es, die der Herzog aus- ewählt hat; die Andern alle werden ausgeschlossen. Nun kehrte Dannecker ju- elnd nach Hause, und erzählte, daß er Befehl habe, morgenden Tages auf der Solitude einzutreffen. Der Vater entließ ihn nur unwillig, und verbot ihm sogar as älterliche Haus. Die Mutter aber begleitete ihn wehmüthig und in Sorgen. Nach einer vorläufigen Prüfung wurde er zum Künstler bestimmt; er konnte sich edoch auf jenem Schlosse keiner zweckmäßigen Leitung erfreuen. Die Zöglinge urden von Subalternen zu Diensten gebraucht, die mit ihrer Bestimmung in kei- em Zusammenhang standen, und die Behandlung war knechtisch. Endlich wurde er 15jährige Jüngling für Bildhauerei bestimmt und wanderte in seinem 16. Jahre ieder nach Stuttgart, wohin die Militairakademie verpflanzt wurde. Hier machte r glänzende Fortschritte in seiner Kunst, und schon im folgenden Jahre ward bei er Concursprüfung der Zöglinge ein Milon von Krotona, den er modellirt hatte, reiswürdig erfunden. Kabalen wollten ihm den Lohn entreißen, und der Herzog elbst konnte nicht begreifen, wie ein namenloser und noch so junger Mensch den Preis davon tragen sollte. Aber eine edle und freimüthige Rechtfertigung seines

Lehrers Guibal (sie erschien im Druck) sicherte ihm den wohlverdienten Ehrenlo
Die Composition jenes Milon verwirft Dannecker noch auf den heutigen Tag ni
Im Übrigen quälte er sich lange zum Theil mit unfruchtbaren Arbeiten für die He
schaft ab; und füllte den Marmorsaal des stuttgarter Schlosses, und das Sch
zu Hohenheim mit Kinderstatuen und Karyatiden, die zum Theil noch vorhan
sind. Doch unterzog er sich gern jeder Arbeit, um sich dadurch die Erlaubniß
Reisens zu erringen. In dieser Akademie schloß D. eine innige Freundschaft
einem ihrer berühmtesten Zöglinge, mit Schiller, dem seine Kunst in späterer
ein Monument stiftete. Zu gleicher Zeit mit ihm verließ er die Akademie 17
und wurde vom Herzog als Hofbildhauer mit 300 Fl. jährl. Gehalt angest
Drei Jahre später folgte auch die Vergünstigung, nach Paris zu reisen, jed
ohne weitere Unterstützung, als daß sein Gehalt für das zweite Jahr in Paris
400 Fl. erhöht wurde. Mit diesen geringen Mitteln reiste Dannecker 1783
Fuße nach Paris und traf dort mit einem andern Zögling der Karlsschule, d
verdienten Hofbildhauer Scheffauer, zusammen. Die Liebe zur Kunst half
jungen Männern die härtesten Entbehrungen fröhlich ertragen, und die Ansch
ung köstlicher Bildwerke ließ sie oft den Hunger vergessen. D. fand hier an d
berühmten und redlichen Pajou einen treuen Meister. Indessen beschäftigte
in Paris mehr das Studium der Natur, als das der reinen Form; und eben
ses ließ ihn an eigne Arbeiten noch gar nicht denken. Nur ein einziges Mod
einen sitzenden Mars halb Lebensgröße, sandte er als Zeugniß seiner Studien n
Stuttgart ein. — 1785 verließen Dannecker und Scheffauer gemeinschaftlich P
ris, und wanderten zu Fuße nach Rom. Anfangs stand hier Dannecker ziem
allein; in der Folge lernte er Canova (geb. 1757) kennen, der damals schon
gefangen hatte, berühmt zu werden, und mit Ganganelli's Monument beschäft
war. Dieser gewann den deutschen Künstler lieb, war ihm in seinen Stud
förderlich, besuchte ihn öfters bei seinen Arbeiten, und erfreuete ihn mit seiner K
tik. Während Göthe's zweijährigen Aufenthalts in Rom (1786 — 88) mac
Dannecker die erste Bekanntschaft dieses Dichters; auch lernte er hier Herder p
sönlich kennen. In Rom führte D., von Stuttgart aus beauftragt, seine erst
Arbeiten in Marmor aus, eine Ceres und einen Bacchus. Die Folge dieser
hohem Grade gelungenen Statuen war seine Aufnahme als Mitglied in die A
demien von Bologna und Mailand. So kehrte er nicht ohne Namen 1790 n
fünfjährigem Verweilen in Rom nach seinem Vaterlande zurück, wo sein Wo
thäter, der Herzog Karl, ihn zum Professor der bildenden Künste an der seitdem
hohen Schule erhobenen Karlsakademie mit 800 Fl. Gehalt ernannte. Eine
liche Verbindung mit Henrike Rapp, einer Schwester des Geh. Hofraths und H
bankdirectors von Rapp, gründete das Glück seines Lebens und sicherte seine Sub
sistenz. Das erste Werk, das der Künstler für einen Begünstiger seiner Juge
fertigte, war ein Mädchen, das um seinen Vogel weint (Modell). Sonst
beitete er meist Aufgaben, Skizzen und Entwürfe für Herzog Karl; darunter
das Schloß in Hohenheim eine Minerva mit Gesetztafeln, und als Idee für
Geheime Cabinet des Herzogs: „Alexander, der seinem Freunde, welcher m
einem Briefe, den der König liest, hinschielt, einen Siegelring auf den Mu
drückt". 1796 begann er wieder in Marmor zu arbeiten, u. A. eine Sappho
in Monopos); dann (1797) von Gyps zwei Opferdienerinnen (in der Fa
rite zu Ludwigsburg) und viele Studien. Später übertrug ihm der Kurfü
Friedrich II. (nachmaliger König) ein größeres Werk: die trauernde Freundsch
auf einen Sarg gelehnt, für das Grabmal des fürstlichen Freundes Grafen Z
pelin bestimmt, das er (1804) in Marmor ausführte und das in dem Mausole
des Grafen im Park zu Ludwigsburg fortwährend bewundert wird. Bei der M
dellirung dieser Figur entstand dem Künstler die Idee zu seiner Ariadne. D

fühl der durch diese letztern Werke errungenen Meisterschaft schien die Productivität unsers Künstlers zu steigern. Besonders trat er nun als Portraiteur auf. Schon früher hatte er die Büsten des Herzogs Friedrich Eugen und seiner Gemahlin (beide jetzt im Besitz der Kaiserin Mutter von Rußland) gefertigt. Dazu kam eine Büste des Erzherzogs Karl in caraarischem Marmor nach dem Leben. Von dem Freunde Schiller war schon bei dessen Aufenthalt in Stuttgart 1797 eine Büste nach der Natur, in Lebensgröße, entstanden. Eine zweite kolossale, in carrarischem Marmor, schuf der Künstler, von Liebe und Schmerz begeistert, nach dem Tode des Sängers. Diese Büste ziert Dannecker's Atelier, und nur Gypsabgüsse sind davon in die Welt ausgegangen, deren einer die Universitätsbibliothek in Tübingen schmückt. Auch hat er sie für den Grafen von Schönborn-Wiesentheid wiederholt. Ein dritte Büste von Schiller fertigte der Künstler später für den Kronprinzen von Baiern; sie ist zwischen dem kolossalen Maß und Lebensgröße. Für denselben arbeitete er späterhin die Büste Gluck's und Friedrichs des Siegreichen ebenfalls in Marmor, und für den verst. Großherzog von Baden die Büste seines Vorgängers und Großvaters. Im J. 1808 drohte ein sehr vortheilhafter Ruf nach München den Künstler seinem Vaterlande zu entreißen, aber die Liebe zu Stadt und den Seinigen hielten ihn, bei einer mäßigen Entschädigung von Seiten des Staates, zurück. Nach mancherlei Zwischenbeschäftigungen ward endlich Ariadne als Bacchusbraut auf dem Panther reitend, in Marmor angefangen (1809), und 1816 an den Herrn von Bethmann in Frankfurt abgesandt, der es prächtig aufgestellt hat. Zu der Wasser- und Wiesennymphe am Bassin des obern Theils der stuttgarter Anlagen in Sandstein verfertigte D. 1809 bloß das Modell. Dieß für den Grafen Zzechinj verfert. Basrelief: die tragische Muse, welche sich auf die Muse der Geschichte stützt (3 F. 4″ hoch, 1′ 10″ breit), hat er 1825 wiederholt. — Zu einem neuen Werke veranlaßte den Künstler König Friedrich etwa 1812. Ein Amor, dessen Stellung der Monarch so angab: das Haupt zur Erde gesenkt sollte der kleine Gott, nach geleertem Köcher mit abgespanntem Bogen in sinnender Verlegenheit dargestellt werden. Aber der Künstler dachte sich den Moment poetisch und legte, ohne der Aufgabe ungetreu zu werden, eine idealere Bedeutung in das Bild. Unter seinem Meißel ward es der himmlische Amor, dargestellt in dem Augenblicke, wo Psyche das glühende Öl auf seine Schulter hat fallen lassen. Der englische General Murray sah dieses köstliche 1814 in Marmor fertig vollendete Bildchen, und wünschte er für sich in Marmor wiederholt. Statt diesen Wunsch zu erfüllen, erbot sich Dannecker, ihm einen Pendant zu verfertigen. So entstand seine Psyche, in der er die himmlische Unschuld, ein rein-sittlich-sinnliches Wesen — nach seinem eignen Ausdruck — darstellen wollte. Dies Marmorbild ward später von D. für den regierenden König von Würtemberg wiederholt. — Zu D.'s gelungensten Büsten gehören noch zwei vom verst. König Friedrich, die sprechend ähnliche von Lavater, die des Prinzen Paul von Würtemberg, ein echter Antikenkopf, die der verwitweten Großherzogin von Baden, Stephanie, und die drei Büsten der Königin Katharina von Würtemberg (für den Herzog von Oldenburg, für ihre Söhne und für ihre Töchter), wozu das Modell nach dem Leben am 13. Sept. 1818 angefangen ward. Nicht minder glücklich ward die Büste des Königs Wilhelm von W. ausgeführt, und die des russischen Generals Freih. von Benkendorf, Gesandten am würtemb. Hofe, sowie die der verst. Gemahlin desselben. Seitdem verfertigte D. eine Figur für das Grabmal des verst. Herzogs v. Oldenburg, ersten Gemahls der verew. Königin Katharina. — Was aber sein Herz, die Phantasie und das Studium des Künstlers 8 Jahre lang ausschließend in Anspruch genommen hat, ist sein Christus, dessen Urbild der Künstler einem begeisterten Traumgesicht verdankt, und wozu die kleine thönerne Skizze 1816 entstand. Dieses kolossale Marmorbild ward 1824 vollendet und nach St.-Peters-

burg an die Kaiserin Mutter von Rußland abgeschickt, die es dem Kaiser Alex als Geschenk gab. D. wollte in diesem Werke den Mittler zwischen Gott un Menschen darstellen. Sollte Christus überhaupt ein Gegenstand für die pla Kunst sein, so mußte das Menschliche seiner Natur vorherrschen, das Gö konnte nur angedeutet werden. Dannecker hat dies besonders in Hauptform Stirnwölbung gelegt, und dadurch den Ausdruck der Gottmenschlichkeit so glü wiedergegeben, daß der antike Jupiterskopf dagegen gehalten, unwillkürlich a göttlichte Thierheit und an einen aufgerichteten Löwenkopf erinnert. Das M thum aber ist ungemein tief und geistig durch das Emporwinken mit der Li während die Rechte auf die Brust zeigt, und durch das leichte Emporstreben Falten des Gewandes angedeutet, das bei seiner großen Einfachheit, und ob es den ganzen Körper umhüllt, doch sehr weich und unkörperlich erscheint. Nackte wollte der Künstler vermeiden, weil es ihm mit der sittlichen Würde C und seiner Religion unvereinbar schien; er ließ sich selbst durch die Bemerku Thorwaldsen's, der das Modell in D.'s Werkstatt betrachtete, nicht von der sch rigen Aufgabe, die er sich im Faltenwurf des langen herabfließenden Leibrocke setzt, abschrecken. Übrigens ging der Arbeit ein fortgesetztes Studium der Schrift zur Seite, und er benutzte jede Stelle, die eine Andeutung über die ä Gestalt des Herrn zu enthalten scheint; so bestimmte ihn der Bericht des Evan liums, daß Christus sein Kreuz nicht selbst tragen konnte, den Bart, der zu k und kräftig mit flammenden Lichtern auf dem Gypsmodell ausgedrückt ist, im M mor weit weicher und flaumiger zu geben. Auch die Augen sind quellender, Lippen beredter geworden. Es ist kein Zweifel, daß er auf dieses Werk am sten Studium, Zeit und, wenn wir so sagen dürfen, Frömmigkeit verwendet Seitdem beschäftigte ihn 1825, die 7 F. hohe Statue des Evangelisten Joh (für die königl. Capelle auf dem Rothenberg). Auch wiederholt er sein Christus in derselben Größe von weißem Marmor. So arbeitet D. unermüdet vom fr Morgen bis zum Abend mit Jünglingskraft im Dienste der Muse fort. Ei in Motiven und Composition, das Sinnreiche dem Phantasiereichen vorzie voll Wahrheit, Natur und Leben, ist sein Genius dem der Alten verwandt zu nen, an deren Studium er sich emporgebildet hat, und die Nachbarschaft des nigl. Antikensaales, der in seiner Wohnung befindlich ist, wirkt nicht störend beschämend auf die Werkstätte des Künstlers. Unter seinen Schülern nennen Wagner und Zwerger in Rom. Das Vaterland hat D.'s Verdienst anerka König Friedrich ertheilte ihm den Civilverdienstorden, König Wilhelm ernan ihn zum Hofrath und schmückte ihn mit dem Orden der würtemb. Krone. Kindlichkeit seines Charakters macht ihn Nahen und Fernen lieb, und seine ä Verhältnisse sind so ungetrübt, daß Canova ihm noch vor wenigen Jahren mit w müthigem Lächeln den Beinamen il beato ertheilt hat. 74

Dante (eigentlich Durante), I. Alighieri, dieser älteste und größte u den Dichtern der neuern italienischen Poesie, dessen kühner Geist die Mittagsh erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wissenschaften in Europa angeb chen war, wurde 1265 zu Florenz geboren. Von seiner Bildungsgeschichte wi wir wenig mehr, als daß er, wie er selbst (Hölle XV, 8 fg.) sagt, ein Sch des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühm Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (st. 1290) sei Geist, und nährte ihn durch sein ganzes Leben. Er studirte zu Florenz, Bolo und Padua Philosophie, später zu Paris die Theologie, und war zugleich in lateinischen Literatur bewandert. Aber während er sich mit Kenntnissen zu be chern bemüht war, widmete er sich dem Dienste seines Vaterlandes als Krieger u Staatsmann. 1289 focht er bei Campaldino gegen die Aretiner, und 1290 Caprona gegen die Pisaner. Außerdem ging er als Gesandter seiner Republik n

m und an die Höfe verschiedener Monarchen. Er verheirathete sich um 1291
: Gemma, der Tochter des Manetto Donati, mit der er mehre Kinder zeugte.
ese Ehe war nicht glücklich, und Gemma trennte sich von ihm. Dante wurde
00 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder obersten Magistratspersonen
ter Vaterstadt erhoben; jedoch zu seinem Unglück. Florenz war damals durch
Parteien der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die
stere, als die schwächere, suchte Hülfe bei dem Papst Bonifaz VIII. Dieser be-
loß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich,
rl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die dortigen Unruhen beizulegen.
nte widersetzte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen
die Freiheit des Staats fürchtete, und ward dafür 1302, sammt den Häuptern
Bianchi, verwiesen und seiner Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geld-
ıfe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein Leben war nun eine fast ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und seine Unglücksgefährten traten,
: Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaisers,
ch dessen Hülfe allein sie hoffen konnten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Beise davon sind zahlreiche Stellen in seinem Gedichte, welche die bittersten Angriffe
f das Oberhaupt der Kirche enthalten. Dante lebte zunächst einige Zeit in Arezzo;
t als 1304 der Versuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen,
ıgeschlagen war, verließ er Toscana, und nahm seine Zuflucht zu Alboin della
tala in Verona, der sich durch die ausgezeichnete Unterstützung, welche Talent
d Verdienst bei ihm fanden, unter seinen Zeitgenossen den Namen des Großen
orben hatte. Aber Dante's Gemüth, in steter Unruhe und Erwartung seiner
rückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, seinen Unmuth und seine Bitter-
t selbst vor seinen Wohlthätern nicht verbergen; und darin scheint der Grund zu
zen, daß er nirgends eine bleibende Stätte fand. Daher scheinen über die Ehre,
ß die „Divina commedia" in ihren Mauern entstanden sei, mehre Städte Italiens
eiten zu können. Außer verschiedenen italienischen Orten besuchte er auch Paris.
versuchte endlich, durch Kaiser Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen,
ßhalb er ein Werk über die Monarchie („De monarchia", Basel 1559, und im
Bd. der venet. Ausg. s. Werke) schrieb; aber auch diese Hoffnung schlug
l. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Polenta,
rrn dieser Stadt, der als ein Freund der Musen ihm gern Schutz gewährte. Hier
eb er am 14. Sept. 1321, und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo
n der venetianische Patricier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals,
83 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen
itbürger ausgestoßen und verfolgt hatten, beeiferten sich jetzt, ihr Unrecht zu sühn, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt
tten. Sie stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, foderten, wiel vergeblich, seine Asche von den Ravennaten, und besoldeten einen Gelehrten,
ı öffentliche Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Boccaccio schilderte ihn,
seiner „Vita di Dante", als einen Mann von ernstem, aber sanften und leutseligen
arakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von sechs Kindern, die Dante
terließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte
annt gemacht, und u. A. einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geschrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten ist. Dieses große Gedicht, welches
1472 gegen 60 Ausgaben erlebt, und eine Menge von Commentatoren gehabt
, umfaßt gewissermaßen das All der Welt, und ist, wie dieses, unendlich und
rgründlich. Dante's ernstes Gemüth, genährt von dem Geiste der Alten, von
stoteles in die Tiefen der Scholastik eingeweiht, durchdrungen von dem reinsten
er der Liebe, die es schon früher in seiner „Vita nuova" (übers. von Frdr. v. Deynsen, Lpz. 1824), der in Prosa abgefaßten Geschichte seiner ersten Jugendliebe,

und in seinem „Amoroso convivio“ ausgeströmt hatte, sang in frommer Begeisterung, wie das Irdische, geläutert durch Christenthum, in den ewigen Urquell alles Geschaffenen zurückkehrt. In drei Theilen ruht das ganze Gedicht, der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den ersten plastisch, den zweiten malerisch und den dritten musikalisch genannt hat. Denn wie in der Hölle die Gestalten mit unerschöpflicher, selbst das Äußere nicht scheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet sind, sodaß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht, so schließt sich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradies Alles im reinem Lichte strahlt. An das Irdische hingegeben, ja angebannt, die Erdscholle sich nicht entwindend, liegt die menschliche Natur in dem ersten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erschüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theil genießt sie der ruhigen Vollendung, wie die Homerischen Götter im Olymp. Meinhardt („Versuche über den Charakter der italienischen Dichter“, 1. Bd.), Schlegel (in den „Horen“ von Schiller) und Bouterwek („Geschichte der schönen Wissenschaften“, Bd. 1. S. 61. fg. ff.), welcher letztere mit einer gewissen eigensinnigen Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen ist, indem er auf höchst prosaische Weise nur seine Seltsamkeit hervorhebt, haben fortschreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert. Die Benennung „Commedia“ gründet sich auf eine Vorstellung Dante's von den Formen der Wohlredenheit, welche ihm, wie er in seinem, zuerst wahrscheinlich lateinisch geschriebenen Werke: „De vulgari eloquentia“, angibt, tragisch, komisch und elegisch war, sodaß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und rauh, zuletzt aber grausend und schrecklich wird; was ihm Komödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Diesem angemessen sollte auch der Styl sein, und seine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffs, diese Benennung veranlassen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man sie gegen eine Stelle im Paradiese hält, wo er das Gedicht ein beilegt nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde später von Andern hinzugefügt; in den ältesten Ausgaben wird der Dichter selbst mit dem Beiworte „il divino“ oder „il teologo“ belegt. Unwürdig scheint uns übrigens, in Dante's äußerer Lage die erste Veranlassung zu diesem Gedicht aufzusuchen. Beiläufig ist hier auch die, schon von Bottari (1753) vertheidigte Behauptung zu erwähnen, daß Dante bei seinem Werke die Vision Alberico's, eines Mönchs, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. im Kloster Monte Cassino in Neapel lebte, benutzt habe. Solcher Visionen gab es seit der frühesten Zeit des Christenthumes sehr viele, die sich alle sehr ähnlich waren, wie denn Matthäus Vaux in seiner Geschichte von England (beim J. 1196) der Vision eines englischen Mönchs erwähnt, welche mit Dante's Dichtung noch weit mehr zusammentrifft, als Alberico's Vision, die Cancellieri („Osservazioni intorno alla questione sopra l'originalità della divina Commedia di Dante“) 1814 zu Rom mit Anmerk. drucken ließ; ferner auch die Vision des Ritters Tundali aus Irland, welche ebenfalls in die erste Hälfte des 12. Jahrh. fällt. Es ist daher wol möglich, daß Dante hier oder da einen Gedanken oder ein Bild aus jenen Visionen entlehnt habe, ohne daß ihm dies zum Vorwurf gemacht werden dürfte, da ja die Erinnerungen großer Geister nur Funken sind, die mächtige Flammen erzeugen. Wol kein Dichter trägt das Gepräge seiner Zeit so sichtbar an sich, und steht zugleich so hoch über ihr, als Dante. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und Vater ihrer Poesie; denn, von seinem bildenden Geiste behandelt, wann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weßhalb man ihn irriger Weise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. Die besten Ausgaben der „Divina commedia“ sind von Lombardi (Rom 1791 in 3 B., 4.), und die mailändische von 1804, 3 B. Von ersterer erschien 1815 — 17 eine 2. sehr verm. Ausg. in 4 B. zu Rom

Romano de' Romanis, worin Alberico's Vision gleichfalls abgedruckt ist. 1821 gab Luigi Fantoni die „Divina commedia" angeblich nach einer von Boccaccio verfertigten Handschrift heraus. Ein ital. Sprachlehrer zu Paris, B. Bagioli, gab 818 fg. die „Divina commedia" nach der Crusca heraus, nebst e. guten Commentar (3 Thle.). Dante's sämmtl. Werke sind erschienen, Venedig bei Zatta, 757 — 58, 5 Bde., 4. K. L. Kannegießer hat eine Übers. und Erklärung der göttlichen Komödie, in 3 Bdn. (Leipz. 1814 — 20), geliefert, welche er zum zweiten Male bearbeitet, 1825 herausgab. Streckfuß fing seine Übersetzung seit 824 an herauszugeben. Früher hatte A. W. Schlegel an dem angef. O. Proben einer metrischen Übersetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenschwanz eine vollständ. Übers. in Prosa. Ganz in Dante's Leben verflochten sind seine herrlichen lyrischen Gedichte, Sonette und Canzonen, und des Dichters nicht minder würdig zu nennen ist noch sein in einer männlichen Prosa geschriebenes Gastmahl („Il convito"), ein Werk, von welchem selbst Bouterwek sagt, es sei werth, den bessern Werken des Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Es enthält den Kern seiner gesammten Kenntnisse und Ansichten, und erläutert dadurch seine Poesien und sein übriges Leben. Von diesen Convito besorgte 1826 der Marchese Trivulzio zu Mailand e. neue Ausg. Zu den gründlichsten neuern Forschungen über Dante gehören die Aufsätze des D. Witte im „Hermes" und in den „Schles. Provinzialblättern" 1825. 1826 erschien eine deutsche Übersetzung sämmtl. kleinern Gedichte Dante's von Karl Ludw. Kannegießer, Wilh. von Lüdemann und Karl Witte (Leipz.), begleitet von einem Commentar. — II. Pietro Vincenzio aus dem Geschlechte der Rainaldi, erhielt den Namen Dante, weil er in der Poesie diesem nachzuahmen strebte. Er und seine Familie sind in der Mathematik berühmt geworden. Wahrscheinlich gehört in dieselbe Familie III. Giov. Battista Dante von Perugia, auch unter dem Namen Dädalus, wegen seiner großen mechanischen Geschicklichkeit, bekannt. Er machte schon im 15. Jahrh. den Versuch zu fliegen, und flog einige Mal über den See von Perugia. M.

Danton (George Jacques), Advocat, geb. 1759, enthauptet d. 5. April 94. Dieser Mann spielte in den ersten Jahren der franz. Revolution, die er mächtig beförderte, eine sehr bedeutende Rolle. Sein Äußeres war ungewöhnlich und auffallend. Sein Wuchs war kolossal, seine Umrisse athletisch, seine Züge hart, stark und widrig, seine Stimme erschütterte das Gewölbe des Sitzungssaals, seine Redsamkeit war heftig, seine Bilder und seine Einbildungskraft waren ebenso wild-romanhaft wie seine äußere Gestalt, vor welcher Jedermann zurückschreckte, und, wie St.-Just sich ausdrückte, selbst die Freiheit zitterte. Diese Eigenschaften halfen ihm Einfluß gewinnen, und man sah ihn, wie Robespierre, der Dictatur mit Stetigkeit entgegenringen. Nach Ludwigs Verhaftung zu Varennes präsidirte er in der Versammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im Nov. ward er zum Gehülfen des Procurators der pariser Gemeinde ernannt. Sein Ansehen in der Hauptstadt wuchs 1792; er half die Ereignisse des 20. Juni leiten, und leitete die vom 10. Aug. ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze ward Danton Mitglied des einstweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Justizdepartement und riß die Ernennung der Agenten bei den Heeren und in den Departementen an sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich viele Creaturen zu verschaffen. Das Geld floß von allen Seiten in die Hände des Ministers, und aus diesem wieder verschwenderisch als Sold für Verbrechen und Werbegeld für Parteiganger zurück. Man beschuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die Septemberblutscenen vorbereitet zu haben. Er bediente sich der Ächtung, um durch Schrecken jeden Gedanken des Widerstandes von Seiten der Royalisten zu erschlagen. Den 3. Sept. verbreitete der Einmarsch der Preußen in die Champagne allgemeine Bestürzung in der Hauptstadt, und Besorgniß unter den

Regierungsmitgliedern. Alle Minister, die ausgezeichnetsten Deputirten, s
Robespierre selbst, der damals Brissot fürchtete, versammelten sich bei Dan
der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an sich riß, die Vertl
gungsmaßregel, welche alle waffenfähige Franzosen an die Grenze gegen die Fe
trieb, anordnete und die Verlegung der Versammlung jenseits der Loire verhind
Danton zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich", rief er aus,
Natur hat mir das finstere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich hab
meinem Gehirne Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das V
terland ist in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit, u
nichts als Kühnheit". Von diesem Zeitpunkte schreibt sich der eingewurzelte H
her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Überlegenheit ve
hen, die Danton damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Re
schaft von den geheimen Ausgaben seines Ministeriums abzulegen, behaupte
daß sich in Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Masse berechnen ließen.
stimmte für die Todesstrafe gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und
nahm die Vertheidigung des Gottesdienstes. Der Kampf zwischen der Gir
und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernstern Charakter an. D
schien die Folgen dieser Spaltung zu fürchten. Den 26. Nov. 1793, bei G
genheit der Vernunftfeste, bei denen die Herbertisten die erste Rolle spielten, erh
er sich von Neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdie
und schloß sich später an Robespierre an, um Herbert und dessen Anhänger auf
Blutgerüste zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Daue
verborgene Feindschaft, welche zwischen ihnen herrschte, fiel gleich in die Au
Danton wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausschüssen
übte, zu Boden treten, und der gewandtere Robespierre trachtete ihn zu stü
um sich einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. St.-Just
tete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausschusse ab, und Danton
in der Nacht vom 31. März 1794 mit denen, die man seine Mitschuldigen
verhaftet. Im Palais Luxemburg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine ge
gene Heiterkeit und gestand Lacroix, daß er von seiner Verhaftnehmung im v
unterrichtet gewesen sei, aber nicht daran habe glauben können. Als er
Conciergerie gebracht wurde, verfinsterte sich seine Miene, und er schien sich zu
men, der Betrogene Robespierre's gewesen zu sein. Alle seine Reden war
grelles Gemisch von Reue und Stolz. Bei seinem Verhör antwortete er mit
ler Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wel
wird bald das Nichts sein, und mein Name wird leben im Pantheon der
schichte". Den 5. April verdammte ihn das Revolutionsgericht zum Tode.
Mitschuldigen einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Monarchie, und
fiscirte seinen beträchtlichen Nachlaß. Er stieg mit Muth und ohne Widers
auf den Unglückskarren; sein Kopf war gehoben und sein Blick voll Stolz.
mit Empfindung erinnerte er sich seiner Familie und war einen Augenblick ge
„O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte", rief er aus, „so soll ich dich denn
mehr sehen!" Darauf unterbrach er sich schnell: „Danton, keine Sch
heit!" und bestieg das Blutgerüste. Danton war einer der merkwürdigsten
raktere, die sich in der franz. Revolution entwickelt haben: ein höchst eigen
liches Gemisch von Größe, Kraft und Muth, mit Grausamkeit, Eigennu
Schwäche.

Danzig, Handelsst. und Festung am westl. Ufer der Weichsel, eine
von der Ostsee, im Regierungsbezirke gl. N. in der preuß. Provinz Westpre
67 Meilen von Berlin. Sie hat eine höchst anmuthige Lage in einer schönen
gend. Die Vorstädte abgerechnet, hat sie etwas über eine halbe Meile im Um
ist weder regelmäßig noch schön gebaut, hat jedoch mit den Vorstädten 5172

4,756 E., wovon 2148 Juden. Ihr schöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage erschaffen ihr einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel; sie war daher n bedeutendes Mitglied der alten Hansa und hieß die Kornkammer des Nordens. ihr Name kommt schon im 10. Jahrh., Gedance (Gedansk) geschrieben, vor. ange wechselte sie mit dem Lande, in welchem sie liegt, die Besitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter stritten um sie. 1310 kam sie unr die Herrschaft des deutschen Ordens. Die Thätigkeit der Einwohner stellte n durch öftere Kriege verminderten Wohlstand bald wieder her und gab der Bürerschaft ein Kraftgefühl, sodaß sich Danzig 1454 für unabhängig vom deutschen Orden erklärte, und von der Republik Polen bald als seidständig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eignes Gesetzbuch, welches die danziger Willkür hieß, und erarb sich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräsentirte n Glied des Stadtraths, das wechselte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt schlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warhau ihren Secretair, und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme urch Abgeordnete. Danzig hatte nach der Landseite große schwerfällige Befestiungen; nach der Weichsel zu ist sie durch Wälder und Moräste beinahe unzugängh, und die Niederung kann leicht unter Wasser gesetzt werden. Ihr Gebiet entelt 33 sehr wohlhabende Dörfer und die danziger Höhe, eine sandige Erdzunge it dem Städtchen Heia, die den Meerbusen, das Pauzkerwieck, bildet. Dies lles gab ihr einen politischen und militairischen Werth. Jenen verlor sie mit der nnäherung von Preußens Grenzen; dieser wurde ihr um so gefährlicher. Seit 772 war die Stadt gleichsam vom preuß. Gebiet umschlossen; die Weichsel und s Fahrwasser in preußischer Gewalt; die starken Zölle drückten sie schwer. Hanl, Kunstfleiß und Bevölkerung sanken, und der letzte König von Polen erklärte, ß er Danzig seinem Schicksale überlassen müsse. Als daher Preußen dessen Unerwerfung verlangte, mußte der vernünftigere Theil der Einwohner, dem dieser chatten von Unabhängigkeit lästiger war als ihr gänzlicher Verlust, leicht über wenigen Familien Meister werden, die bis jetzt regiert hatten. Vertragsmäßig setzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den affen, und ein kurzer Kampf erhob sich, endigte jedoch nach wenigen Tagen mit r Unterwerfung der Stadt, die unter Preußens Herrschaft wieder aufblühte, und lfältiges Glück genoß, bis zum Ausbruche des preußisch-französischen Krieges. n 7. März 1807 ward Danzig von dem Corps des Marschalls Lefebvre umringt, d die Einschließung auf der Landseite durch Wegnahme der Nehrung am 20. vollet. Obwol die Besatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth wies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich der Belage-, 1. April, auf den Ziegankenberge festsetzte und die Bousmardschanze, oder vielehr ihre Trümmer, am 13. eroberte. In der Nacht vom 23. zum 24. April gann das Bombardement, und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21. Mai t; währenddem versuchte der General Kamenskoi vergebens, sich mit 5000 M. erstärkung in die Stadt zu werfen, und eine englische Corvette, welche die nöthi Kriegsvorräthe, Geld ꝛc. zuführen sollte, und mit vollen Segeln die Weichsel aufflog, gerieth auf den Grund und ward von den Belagerern genommen. Es gann jetzt an Pulver zu mangeln, der Feind hatte sich im bedeckten Wege des fast ng zerstörten Hagelbergs festgesetzt, und beabsichtigte einen Hauptsturm, dessen gebniß bei seiner Überlegenheit (50,000, gegen eine Besatzung von 7000 M.) ht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalckreuth, den ederholten Auffoderungen Gehör, und schloß am 24. Mai eine Capitulation auf selben Bedingungen, die er dem General d'Oyré d. 22. Jul. 1793 bei der Überbe von Mainz bewilligt hatte. Die Besatzung verließ am 27. die Festung mit iegsehren und der Verpflichtung, 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen

Der Marschall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel eines Herzogs von Dan
unter ihm hatten General Lariboisiere als Chef der Artillerie, Chasseloup und
chener als Directoren des Genieweſens, die Belagerung geleitet, während wel
in der Stadt 600 Häuſer mehr oder weniger zerſtört, einige 60 Bürger getödtet
verwundet worden waren. Eine Kriegsſteuer von 20 Mill. Franken ward
Stadt mit Bewilligung allmäliger Abzahlung aufgelegt. Durch den tilſiter F
den ward Danzig als freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, die durch
willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutſche Meilen ausgedehnt wurden, u
Frankreichs, Preußens und Sachſens Schutz anerkannt; es konnte aber, als fr
Waffenplatz, ſeiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein fr
Gouverneur, General Rapp, in Garniſon daſelbſt blieb, da 1808 der Code Na
leon eingeführt und durch das Continentalſyſtem der Hauptnahrungszweig,
Handel mit England, verkümmert ward. Unter ſo drückenden, allen Wohlſtand
nichtenden Verhältniſſen nahte das J. 1812, und mit ihm, wegen des ruſſiſ
Krieges, neue ſchwere Laſten; am 31. Dec. wurde die Feſtung in Belagerun
ſtand erklärt. Es gelang den franz. und polniſchen Truppen des 10. Armeeco
ſich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, ebenſo langten noch Verſtärkungen
Spandau und Magdeburg an, ſodaß die Garniſon 30,000 M. betrug, als g
Ende Jan. 1813 das ruſſiſche Einſchließungscorps, aus 6000 M. Koſacken b
hend, erſchien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 M. Infanterie
2500 M. Cavalerie mit 60 Feldgeſchützen, unter dem Generallieut. von Loewis, a
löſt ward. Die blutigſten Ausfälle und Angriffe fanden ſtatt am 4. Febr., 5. M
27. April, 9. Juli ꝛc.; am 1. Juni wurden die Belagerer durch 8000 M. pr
Landwehren, unter Oberſt Graf Dohna, verſtärkt. Den Oberbefehl hatte,
dem Waffenſtillſtande (24. Aug.), der Herzog von Würtemberg übernomm
dieſer lieferte den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe auf Außenpoſten
hitzigen Gefechte vom 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov.;
engliſches Geſchwader nahete ſich von der Seeſeite, und beſchoß gemeinſchaftlich
den Landbatterien die Stadt vom 1. Sept. an, unter andern auch mit Congr
ſchen Raketen; die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17. Nov.
Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garniſon am 1. Jan. 1814
Waffen ſtrecken, und mit der Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen
Verbündeten zu dienen, nach Frankreich geſchickt werden ſollte; dieſe Bedingu
erhielten jedoch die Genehmigung des Kaiſers Alexander nicht, und der Gouver
General Rapp (der wahrſcheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfniſſe heim
hatte vernichten laſſen, und deßhalb zu einer längern Vertheidigung keine hi
chende Mittel beſaß), mußte ſich bequemen, die Feſtung ſo zu übergeben, da
1. Jan. alle Polen und Deutſche in ihr Vaterland entlaſſen wurden, am 2.
alle Franzoſen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des ruſſi
Reichs geführt zu werden. Während dieſer 11monatlichen Einſchließung und
lagerung waren in der Stadt 309 Häuſer und Speicher niedergebrannt, 1115
bäude beſchädigt, 90 Menſchen notoriſch verhungert. Am 3. Febr. 1814 k
Danzig unter Preußens Regierung zurück. Am 6. Dec. 1815 litt ſie durch
Auffliegen eines Pulverthurms abermals großen Schaden. Die Stadt hat
unbedeutende Manufacturen und Fabriken, in goldenen und ſilbernen Bor
Tuch, wollenen Zeugen und Corduan; ihre Färbereien, Zuckerſiedereien, Bra
wein- und Liqueurbrennereien, Vitriolfabriken, Pottaſche- und Salpeterſieder
Waid- und Waidaſchenfabriken u. ſ. w. ſind ebenfalls beträchtlich. Ein Ha
handelszweig für Danzig war und iſt z. Th. noch der Verkehr mit Getreide,
ches aus Polen auf der Weichſel zugeführt und nach England, Holland und
Hanſeſtädten weiter geſandt wurde. Andre Ausfuhrgegenſtände ſind Holz, L
Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottaſche, Hanf und Flachs

merkenswerth sind: die Oberpfarrkirche zu St.-Marien, mit dem jüngsten Ge-
yt von van Eyck; die Synagoge; das akad. Gymnasium; die naturforsch.
sellsch. m. e. Sternwarte (diese Gesellsch. feierte am 2. Jan. 1826 ihren
tiftungstag z. 84. Male; auch gibt sie Denkschriften heraus); das kgl
chifffahrtsinstitut. 1823 sind 747 Schiffe ein- und 758 ausgelaufen u.
v. Im S. der Stadt zw. der Weichsel und Nogat ist der fruchtbare Werder,
Insel; an der Mündung der Weichsel liegt die Fest. Münde, die den dan-
er Hafen Neufahrwasser vertheidigt. Üb. die letzte Belagerung s. m. des
p. Artois „Relation de la défense de Danzig en 1813" (Paris 1820) und
„Östreich. milit. Zeitschr.", 1825, 8. u. 9. H.

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Penëus, wurde von Apollo, durch
sen List ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe verfolgt. Die
empfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Penëus)
, sie in ihren Schoß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augen-
ck, als Apollo sie mit ausgestreckten Armen umfassen wollte, ward plötzlich ihre
ucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen,
d Apollo umarmte statt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorberbaum.

Daphnis. Die sicilische Hirtensage preist ihn, des Hermes und einer
ymphe Sohn, und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bukolischen Ge-
hts, und wegen seines Spieles auf der Hirtenflöte. Er weidete seine Kühe am
na. Eine Nymphe, Echenais, die der schöne Jüngling liebte, drohte ihm mit
lindheit, wenn er je eine Andre liebe. Von einer sicilischen Fürstentochter in
ein berauscht, vergaß er sich, und zog sich die gedrohte Strafe zu. Einige lassen
n vor Gram sterben, Andre durch die Nymphe in Stein verwandelt werden.
le Nymphen beweinten seinen Tod, und Hermes erhob ihn in den Himmel.
n der Stelle, wo er gestorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals
rlich opferten.

Darcet (Jean Pierre Joseph), ein trefflicher praktischer Chemiker, der die
ntdeckungen in seiner Wissenschaft für das Aufkommen des franz. Gewerbwesens
f das fruchtbarste benutzt hat, geb. 1787 zu Paris. Die Chemie war ein Erb-
il seiner Familie; sein Vater, der 1801 als Oberaufseher der Porzellanmanu-
ctur zu Sevres starb, zeichnete sich gleichfalls als praktischer Chemiker aus, und
n Großvater war der berühmte Rouelle, der Wiederhersteller der Chemie in
ankreich. Darcet trat früh, als er durch das Studium der Mathematik und
aturwissenschaften den Grund zu seiner Ausbildung gelegt hatte, in die praktische
ufbahn. Nachdem er in seinem 24. Jahre Münzwardein geworden war und u. A.
i der Pulverbereitung ein neues Verfahren im Großen ausgeführt hatte, machte
Versuche mit der Zusetzung des Seesalzes, und kam dahin, die Bereitung des
ydrats vom Protoxyd des Barytmetalls im Großen zu bewirken. Diese Ver-
che führten zu neuen Entdeckungen über die Wahlverwandtschaften; aber von
r größten Wichtigkeit für das Gewerbwesen war die Zersetzung des Seesalzes,
liche, im Großen wiederholt, endlich zur Anlegung von Manufacturen künstli-
en Natrums (Soda) führte. Unter seinen übrigen Entdeckungen zeichnen wir
is: die Auffindung des Verfahrens beim Härten der alten Waffen und bei den
girungen von Kupfer und Erz; die Ausziehung von Kali aus Kastanien und die
ereitung des Kastanienzuckers; die Gewinnung der Gallerte aus Knochen mit-
lst einer Säure. — Das Ludwigsspital zu Paris verdankt ihm mnsterhafte Ein-
chtungen zu Bädern und Räucherungen, sowie er auch ein Mittel angab, die in
spitälern durch Mercurialsalben verunreinigte Wäsche zu bleichen. Von großer
ichtigkeit war eine andre Entdeckung, wozu ein Preis von 3000 Fr. anregte,
n der würdige Ravrio Demjenigen bestimmt hatte, der ein Mittel fände, die Ver-
older gegen die ungesunden Quecksilberdünste zu sichern. Darcet's Entdeckung,

die den Preis gewann, erfüllte den Zweck vollkommen und es hat dieser Zwe franz. Industrie dadurch sehr an Bedeutung gewonnen. Auch hat er eine Gesundheit der Arbeiter sichernde Vorrichtung bei der Bereitung des Berliner angegeben.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojanischen K Sohn des Zeus und der Elektra, des Atlas Tochter, wanderte aus Samot nach Andern aus Arkadien, Kreta u. s. w. in Phrygien ein, und ließ sich Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, na Dardanum oder Dardanus benennt. Er zeugte mit Bateia, des Teukros ter, der schon früher aus Attika hier eingewandert war, den Erichthonius. Nachkommen hießen bei den Dichtern Dardaner. Nach neuer Ansicht ist der Name eines arkadischen Stammes, dessen Geschichte man in der Fab Dardanus erzählt.

Dardanarius, ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide a und bis zur höchsten Theurung liegen läßt, oder auch ein solcher, der die durch falsches Maß und Gewicht betrügt. Daher heißt Dardanari unerlaubte Vertheuern der Lebensmittel und insbesondere die Verheimlichu Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch d brauch falschen Maßes und Gewichts.

Dardanellen, die vier festen Schlösser, welche an dem Hellespo der europäischen und asiatischen Küste einander gegenüber erbaut sind, u Meerenge od. die 12 Stund. lange Dardanellenstraße beherrschen, sodaß der Schlüssel von Konstantinopel angesehen werden. Ihren Namen ha wahrscheinlich von der alten Stadt Dardanum. Der erste Eingang des Helle wird durch zwei Schlösser vertheidigt, welche die neuen Schlösser heißen sie erst in der Mitte des 17. Jahrh. unter Mohammed IV. angelegt wurde den türkischen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entf des einen Schlosses von dem andern beträgt beinahe 2000 Klftr. Vier S nördlicher liegen die alten Schlösser, die Mohammed II. gleich nach der rung Konstantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Klafter aus ei liegen. Mehr vorwärts wird der Canal schmaler, und anderthalb Stund den alten Schlössern nähern sich zwei hervorspringende Erdspitzen auf 375 und bilden jene durch Leander's nächtliche Überfahrten zur Hero (s.d.), du xes's Brücke und durch Soliman's Überfahrt auf einem bloßen Flosse berühmt dene Meerenge, welche mit keiner Befestigung versehen, in ein weites offene führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osmanischen Reichs an ein dern Canale liegt, der das schwarze Meer mit dem Meere von Maemora ve Den 3. März 1810 schwammen Lord Byron, der Dichter, und der britisch tenant Eckenhead, oberhalb des Schlosses Sestos, von Europa nach Asien terhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die s Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dies wenig im Vertheidigungsstand erhalten, daß sie 1770 gänzlich verfallen wa auf der asiatischen Seite nur noch eine einzige Batterie bestand, die zur Hä schüttet war. Als daher am 26. Juli d. J. das aus drei Linienschiffen Fregatten bestehende Geschwader des russischen Admirals Elphinstone in folgung zweier türkischen Linienschiffe vor den ersten Schlössern erschien, zwar die türkischen Batterien, aber aus Mangel an Kriegsvorrath nur ein jedem Stücke, und Elphinstone konnte vorbeisegeln, ohne auch nur vo Schusse getroffen zu werden. Da ihm aber die übrigen Schiffe nicht fol begnügte er sich, weiter zu segeln, würdigte die türkischen Batterien keine ses, ging in dem Canal vor Anker, und kehrte, nachdem er mit Pauk Trompetenschall mehr die eigne Furcht verborgen, als die Ohnmacht der T

hatte, ungeachtet des widrigen Windes zu den Seinigen zurück. Durch
wunderte Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte das Erbieten des Baron
b.) an, die Schlösser wiederherzustellen, der sie auch bald in einen un-
ten Zustand versetzte. Allein die Schlaffheit der Türken hat sie nicht
ssen, und schon 1798 urtheilte Eton, der als englischer Resident lange
Zeit gewesen war, in einer Schilderung dieses Reichs, daß eine Flotte leicht
i furchtbar gehaltenen Dardanellen passiren könne. Auf jedem Ufer, so
n stehen vierzehn große Kanonen, die man mit Haubitzgranaten ladet,
r fast mit der Oberfläche des Wassers gleich, in gewölbten Schießlöchern
n Thüren, welche man öffnet, wenn man sie abfeuern will; die Kugeln
n der einen Seite des Canals bis zur andern. Diese ungeheuren Stücke
n auf Lavetten, sondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen
r; sie können nicht gerichtet werden, sondern der Kanonier muß war-
s Schiff, das er beschießen will, der Mündung gegenüber kommt; man
r halbe Stunde, um eins derselben zu laden. Daß diese Schilderung
r, bewies die am 19. Febr. 1807 von dem englischen Admiral Duckworth
rch. und 4 Freg. nebst mehren Brandern und Bombardierbooten aus-
Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verlust bewerkstelligte, und
ge am 20. zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesicht von
pel erschien. Sie sollte durch ihre Gegenwart die angeknüpften Unter-
n unterstützen, richtete aber nichts aus; vielmehr waren die Türken,
r Unterhandlungen, unter der Leitung des franz. Gesandten Sebastiani,
schäftigt, Konstantinopel gegen einen Angriff zu sichern, und die Dar-
sser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2. März nicht
rt zurückfahren konnte, was ihm, seinem eignen Geständnisse zufolge,
später überhaupt nicht mehr möglich gewesen wäre.

Darjes (Joachim Georg), Philosoph in der Mitte des 18. Jahrh., geb.
n 1714, studirte zu Rostock und Jena, in welchem letztern Orte er, von
h durch seine philosophischen und juristischen Vorlesungen solchen Beifall
Friedrich II. ihn 1763 als Geh.-Rath und Prof. der Philosophie nach
rlin. Hier stiftete er die königl. Akademie der Wissenschaften, und be-
ch Lehren und Wirken bis an seinen Tod 1791 das Ansehen dieser Uni-
ät ungemein. In seinen philosophischen Ansichten wich er sehr von dem
n Wolfianismus ab, und näherte sich seinem Zeitgenossen Crusius.
Kunst bestand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage seiner Gedan-
n einer, seinem Zeitalter angemessenen Bearbeitung der philosophischen
ssen durch lat. und deutsche Handbücher, vorzüglich des Naturrechts und
. Auch nahm er die Cameralwissenschaft unter die Gegenstände des aka-
n Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrer persischen Könige; nach Andern der Königs-
e. Merkwürdig sind: I. Darius, vierter König von Persien, der Sohn
ystes, Statthalter von Persis, trat der Verschwörung gegen den Pseudo-
s bei, der sich des persischen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den
ern gelungen war, jenen aus dem Wege zu räumen, setzten sie unter
ch fest, daß sie am nächsten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zusam-
en wollten, und daß derjenige von ihnen König sein solle, dessen Pferd
gehende Sonne zuerst wiehernd begrüßen werde. Da nun der Stallmeister
s von dieser Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd seines
n dem bestimmten Orte mit einer Stute zusammen, und durch diese List
ch, daß am folgenden Morgen des Darius Pferd zuerst wieherte. Darius
s König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl. Seine Regierung
auch große Ereignisse merkwürdig. Die Stadt Babylon empörte sich

theils weil die Einwohner zu schwere Abgaben bezahlen mußten, theils we
königl. Residenz, noch unter Cyrus, von dort nach Susa verlegt worden
Darius belagerte sie beinahe zwei Jahre ohne Erfolg, und war im Begriff
ziehen, als Zopyrus, einer seiner Feldherren, ihn durch heldenmüthige Selbs
opferung in den Besitz der Stadt setzte. Z. verstümmelte seinen Körper selbst au
grausamste, ging zu den Babyloniern über und gab vor, daß er diese Mißhan
von Darius erfahren habe, und daß er die schrecklichste Rache dafür an dem T
nen zu nehmen wünsche. Die Babylonier gaben ihm eine Befehlshaberstelle,
da er durch mehre glückliche Ausfälle ihr Vertrauen gewann, so vertrauten si
endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem Darius überlieferte.
der Unterwerfung Babylons zog Darius mit 700,000 M. gegen die Scyth
der Donau (513 v. Chr.), die ihn durch verstellte Flucht so tief in ihr unwirth
Land hineinlockten, daß er mit großem Verlust sich und seine Krieger rettete.
Theil seines Heeres ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thracien zu
um das Land nebst Macedonien zu erobern; er selbst ging mit dem andern
nach Asien, um in Sardis sein Heer zu ergänzen. Darauf wandte er seine
fen gegen Indien, das er zum Theil sich unterwarf (508 v. Chr.). 501 veru
ten Unruhen auf Naxos, in welche sich die Perser gemischt hatten, einen Au
der ionischen Städte, welchen Athen beförderte, Darius aber durch die Wie
oberung und Bestrafung von Milet (496) dämpfen ließ. Um sich an den A
enern zu rächen, sandte er den Mardonius mit einem Heere durch Thracie
Macedonien gegen Griechenland, und eine Flotte sollte die Küsten angreifen.
lein ein Sturm zerstörte und zerstreuete die Flotte, als sie das Vorgebirge
umsegelte, das Heer aber wurde von den Thraciern überfallen und größten
niedergehauen. Jetzt versammelte Darius ein Heer von 500,000 M. und
eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert und Eretria auf
geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Artaphernes nach
über, und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Verg
hatten die Athenienser bei ihren Nachbarn Hülfe gesucht; ihr eigner Mut
konnte sie retten. 10,000 M. stark, rückten sie unter Miltiades dem per
Heere entgegen, und trugen, begeistert von dem Gedanken, für Freiheit und
land zu fechten, einen vollständigen Sieg davon (490 v. Chr.). Jetzt beschlo
rius, sich selbst an die Spitze eines neuen Heeres zu stellen; doch innere Un
hielten ihn auf, und er starb 485 v. Chr. Dieser Fürst hatte die größten
dienste um die innere Einrichtung seines Reichs. Er ließ seinen Admiral S
(aus Karyanda in Kleinasien) (508) den Indusstrom untersuchen, überhau
förderte er Künste und Gewerbe durch zweckmäßige Gesetze und Anstalten.
Nachfolger war Xerxes (s. d.). II. Darius III. oder Codoman
ein Sohn des Arsanes und der Sysigambis, der Urenkel Darius II. oder
(regierte 424 bis 404), war der zwölfte und letzte König Persiens. Er ka
Regierung (336 v. Chr.) als das Reich durch Schwelgerei und Satrapenher
unter seinen Vorgängern schon entkräftet, dem Andrang eines kühnen Ero
nicht mehr widerstehen konnte. Dieser war Alexander von Macedonien.
von Darius ihm entgegengesandte Heer wurde am Granikus in Kleinasien g
gen. Darauf rückte Darius selbst mit 400,000 M. in die Ebenen Mesopota
vor. Hier drangen die griechischen Miethsvölker in ihn, den Feind zu ern
um in der Ebene seine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein
eilte nach dem bergigen Cicilien dem Alexander entgegen. Die Pracht dies
ges beschreibt Curtius. Hier bei Issus ward Darius zum zweiten Male
geschlagen. Er selbst entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge.
Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder fielen dem Sieger in die
der sie auf das edelmüthigste behandelte. Mit der Beute, die Alexander h

machte, belaſtete er 7000 Kameele. Darius war durch dieſe Niederlage gedemüthigt, daß er an Alexander einen ſtolzen Brief ſchrieb, worin er Lösegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es vermeiden möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte Tyrus. Jetzt ſchrieb ihm Darius einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den verſagten Königstitel gab, ſondern ihm auch 10,000 Talente Löſegeld, alle Länder Aſiens bis an den Euphrat und ſeine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang, Alexander eroberte Ägypten, und Darius ſah ſich gezwungen, nochmals ein Heer zu ſammeln, welches die meiſten Schriftſteller auf eine Million angeben. Mit dieſem zog er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris ging. Zwiſchen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zuſammen, und nach einem heißen Kampfe (331 v. Chr.) ſah ſich Darius zur Flucht gezwungen. Alexander bemächtigte ſich der Hauptſtadt Suſa, eroberte Perſepolis und ganz Perſien. Darius aber war in Ekbatana in Medien eingetroffen, wo er noch ein Heer von 30,000 M. hatte, darunter 4000 Griechen, die ihm bis ans Ende treu blieben, überdem 4000 Schleuderer und 3000 Reiter, welche Beſſus, der Statthalter von Baktrien, anführte. Mit dieſen wollte er ſich dem Sieger entgegenſtellen. Eine Verſchwörung des Nabarzanes und Beſſus ſeine Plane vereitelte. Der leichtſinnige Fürſt wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, erklärte, daß er nicht früh genug ſterben könne, wenn ſeine Unterthanen ihn des Thrones für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten ſich die Verräther ſeiner Perſon, führten ihn gefeſſelt nach Baktrien, und als ſich Darius weigerte ihnen zu folgen, durchbohrten ſie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn ſeinem Schickſale. Ein Macedonier, Polyſtratus, erblickte den Wagen des Darius, und während er an einer nahen Quelle ſeinen Durſt löſchen wollte, das Seufzen der Sterbenden. Er eilte herbei, und fand den König mit dem Tode ringend. Er bat ihn um einen Labetrunk, den Polyſtratus ihm reichte, worauf er ihm ſagte, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Perſern begegnet ſei. Kaum hatte Darius nach dieſen Worten den Geiſt aufgegeben, als Alexander herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen. Er ließ ihn einbalſamiren, und ſchickte ihn der Syſigambis, um ihn zu den andern perſiſchen Monarchen beizuſetzen. Darius ſtarb (330 v. Chr.) im 50. Jahre ſeines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden Perſiſchen Fürſten.

Darlehn (mutuum), ein Vertrag, wodurch der eine Theil (der Darlehnsgeber) eine beſtimmte Quantität verbrauchbarer Dinge (res fungibiles, z. B. Getreide, gemünztes Geld u. dgl.) einem Andern (dem Schuldner, Mutuarius) als Eigenthum überläßt, um ſolche beliebig zu verbrauchen, ſeiner Zeit aber ſo viel von derſelben Art zurückzugeben. Dieſer Vertrag gehört zu den Realcontracten, d. h. er wird vollſtändig, perfect, durch den wirklichen Empfang der verſicherten Summe, und unterſcheidet ſich ſowol von dem Vertrage über ein zu gebendes Darlehen, als auch von dem Leihvertrage (commodatum), indem bei letztern die geliehene Sache nicht zu verbrauchen, ſondern nur zu gebrauchen und in Natur zurückzugeben iſt. Wer nicht die freie Verwaltung ſeines Vermögens hat, kann weder ein gültiges Darlehn geben (die gegebenen Gelder kann er ihm ſogleich in Natur zurückgefodert) noch empfangen (hat er die Gelder verbraucht, ſo iſt keine Verpflichtung zum Erſatz vorhanden) und die römiſchen Geſetze, das Senatusconsultum Macedonianum, aus den Zeiten des K. Claudius, erklären ein Darlehn, welches einem in väterlicher Gewalt ſtehenden jungen Menſchen gegeben wird, für unverbindlich, d. h. der Darleiher hat gar kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, obwol er das, was ihm darauf wirklich ge-

zahlt wird, auch nicht wieder herauszugeben schuldig ist, und die Schuld durch e
spätere Anerkennung gültig werden kann. Aus dem Darlehnsvertrage an
folgt nur die Verbindlichkeit zur Zurückgabe des Empfangenen, in gleicher Art u
Zahl; es können aber mancherlei Nebenbestimmungen hinzugefügt werden, a
die Entrichtung von Zinsen, die Sicherheitsleistung durch Pfand und Bürgsch
und die schriftliche Form des Vertrags. Die Zinsen waren im alten Rom
hoch (centesimae, d. i. 12 Procent, waren erlaubt), das kanonische Recht erkl
sie für sündlich, und sie wurden daher auch in weltlichen Gesetzen verboten, wo
aber die Folge war, daß sie unter andre Geschäfte und Namen (Verkauf
Verpfändung von Grundstücken mit Nutzungsrecht für den Gläubiger und Ein
sungsrecht für den Schuldner, Gülten und Rentenkauf u. dgl.) versteckt wurd
In der neuern Zeit sind die Zinsen, ohne welche Niemand leicht sein Geld verleih
würde, wieder erlaubt worden, man hat sie aber in Deutschland durch Reichs
setze, welche in die Landesgesetzgebung übergingen, auf 5 Procent beschränkt u
nur für gewisse Geschäfte, z. B. Wechsel, 6 Procent gestattet. Allein im Han
werden unter dem Namen des Disconto viel höhere Zinsen genommen. (V
Zinsen.) Die schriftliche Form des Vertrags, d. h. die Ausstellung ei
Schuldscheins, gehört nicht zum Wesen des Vertrags (sie kann aber in einen eig
Vertrag, den Literalcontract, übergehen), sondern sie erleichtert nur den Bewei
Im römischen Rechte kam es nach mancherlei wechselnden Bestimmungen üb
die Beweiskraft der Schuldscheine endlich unter Justinian dahin, daß man
Jahre lang nach Ausstellung einer Schuldverschreibung das Recht hat, gegen
Gültigkeit derselben aus dem Grunde zu protestiren, daß man das darin anerkan
Darlehn nicht empfangen habe (querela, und exceptio non numeratae pecuniae
nach zwei Jahren aber damit nicht mehr gehört werden solle, selbst wenn man
weisen wollte, daß man das Geld nicht bekommen habe. Dies ist noch jetzt gem
nes Recht, aber auf Wechsel z. B. nicht anwendbar. In dem neuern europäisch
Rechte ist etwas Andres hinzugekommen, nämlich eines Theils, daß man den U
kunden, wenn sie vor einem öffentlichen Beamten aufgenommen, und mit einem
öffentlichen (königl., fürstl., kirchl. u. s. w.) Siegel beglaubigt, auch, was gewöhnl
noch dazu gehörte, ein deutliches und bestimmtes Bekenntniß enthielten und m
einem Executionsbefehl versehen waren (was Alles zusammen guarentigia genan
wurde), die Kraft beilegte, daß sie ohne Proceß sogleich Execution nach sich zog
Dies macht noch in England und Frankreich die Grundlage des geltenden Rech
aus, wornach ein Notariatsinstrument sofort Execution bewirkt (als titre authe
tique et exécutoire). In Deutschland aber kam andern Theils vor dem J. 14
hinzu, daß man klare Brief und Siegel (bekenntliche Schulden), wobei nicht a
öffentliche Autorität oder die sogenannte guarentigia gesehen wurde, durch Selb
hülfe vollstrecken konnte. Man griff den Schuldner an, wo man ihn fand, b
sich an seine Person oder Güter, und machte sich bezahlt. Als nun im ewig
Landfrieden (1495) diese Privatpfändungen (wobei man oft auch nicht den eig
lichen Schuldner, sondern dessen Landsleute angriff) verboten wurde, setzte ma
nach dem Muster des in Italien üblichen Verfahrens ein kürzeres Verfahren
ihre Stelle, woraus sich der Executivproceß (s. d.) gebildet hat. 3

Darm, Darmcanal, Gedärme, der lange Schlauch, in w
chen sich der Magen an seinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern m
stigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des U
terleibes einnimmt. Er ist aus drei durch Zellgewebe unter einander verbunden
Häuten (die Muskularhaut, die nervöse oder Zellstoffhaut und die Zottenhau
welche verschiedene Bestimmungen haben, gebildet. Der obere und engere Th
des Darmcanals, welcher an den Krümmungen des Gekröses befestigt ist, w
der dünne Darm genannt (intestina tennia); diesen theilt man in den Zwö

zwölfdarm (duodenum), den leeren Darm (jejunum), und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmcanals nennt man den dicken Darm, und dieſen theilt man in den Blinddarm (coecum), nebſt dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Maſtdarm (intestinum rectum), das Ende deſſelben. Die Gedärme (ſo nennt man den ganzen Darmcanal) ſind, wie der Magen und die Speiſeröhre, mit vielen kleinen Schleimdrüſen verſehen, welche, gegen den Maſtdarm zu, immer größer und gedrängter werden, und den Darmſchleim abſondern, welche die innere Wand der Gedärme umgibt.

Darmſaiten, zum Behufe der Geigeninſtrumente und Harfen, werden beſonders in Rom und Neapel, aus ſorgfältig ausgeſuchten Gedärmen der Schafe, Lämmer, Ziegen und Katzen, verfertigt, und auf einem Darmhaſpel und Seilerrade zuſammengedreht. Die Zurichtung der Gedärme zu dieſem Zwecke iſt ſehr mühſam. Zu den feinſten Violinſaiten nimmt man 3, zu den ſtärkſten 7 Därme, zu den gröbſten Baßſaiten 120. Es gibt im Königreich Neapel, woher die beſten, ſogenannten romaniſchen Saiten kommen, große Darmſaitenfabriken. Die groben Darmſaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, verfertigen die Seiler.

Darmſtadt, oder Heſſen-Darmſtadt, ſ. Heſſen, das Großherzogthum.

Darmſtadt, Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogs von Heſſen, im Fürſtenthum Starkenburg, hat 1279 H. (darunter 53 öffentliche) und 20,000 Einw. ohne Militair. Sie iſt der Sitz der höchſten Staatsbehörden, und eines Oberappellationsgerichts (ſeit 1818 zugleich für Hohenzollern), hat ein Muſeum, eine Bibliothek, Zeichnenſchule, ein Pädagogium und Gymnaſium, ein Opernhaus u. ſ. w. Das große Exercirhaus hat 319 F. Länge, 157 F. Br., 83 F. Höhe. In der Nähe der Landſitz Karlshof u. ſ. w.

Darmſtädtiſche landſtändiſche Verfaſſung, ſ. Heſſen, Großherzogthum.

Darmſtädter Handelscongreß. Bei Gelegenheit des wiener Miniſterialcongreſſes 1820, welcher die Schlußacte des deutſchen Bundes zur Folge hatte, trafen Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſendarmſtadt, die großherzogl. und herzogl. ſächſiſchen Häuſer, Naſſau und die fürſtl. reußiſchen Häuſer eine Übereinkunft, vermöge welcher ſie ihre wechſelſeitigen Handels- und Zollverhältniſſe durch einen vollſtändigen gemeinſchaftlichen Vertrag ordnen wollten. Später traten Kurheſſen, Waldeck, die fürſtl. hohenzolleriſchen und ſchwarzburgiſchen Häuſer dieſer Verabredung bei, indem jede deutſche Regierung, welche den Grundſatz der Verkehrsfreiheit begünſtigt, ſich zu jeder Zeit dieſer Verbindung anſchließen kann. Seit dem Sept. 1820 haben ſich die Bevollmächtigten der genannten Staaten periodiſch zu Darmſtadt verſammelt, ohne daß aber bis jetzt eine feſte Grundlage ihres Vertrags zu Stande gebracht wurde. Nach der zu Wien geſchloſſenen Übereinkunft weiß man, daß die Aufgabe des darmſtädter Congreſſes nicht bloß in Herſtellung eines wechſelſeitigen freien Verkehrs im Innern der Vereinſtaaten, nach dem Geiſte des 19. Art. der deutſchen Bundesacte, ſondern auch in Herſtellung einer ſolchen Mauthordnung gegen das Ausland beſteht, welche einerſeits dem gemeinſamen national wirthſchaftlichen Zwecke des Vereins, andrerſeits aber auch den finanziellen Bedürfniſſen der einzelnen Vereinſtaaten entſpricht. Die Hinderniſſe, welche ſchon an ſich die Erreichung dieſes zwiefachen Zwecks erſchweren, werden noch bedeutender durch die verſchiedenen Verhältniſſe der einzelnen Staaten, in Hinſicht ihrer Lage, Größe, Bedürfniſſe, bisherigen Handels- und Zollſyſteme und andrer beſondern finanziellen Intereſſen. Der deutſche Handelsverein hat ſich gleich nach dem Beginnen des Congreſſes angelegen ſein laſſen, demſelben durch abgeordnete Bevollmächtigte nicht nur die Wünſche und Bitten um eine zureichende Hülfe zur Minderung der aus dem Handelsdrucke entſtehenden

deutschen Volksnoch, sondern auch zweckmäßige Materialien vorzulegen. Dadu
sowol als durch die Anträge der baierschen, würtembergischen und badischen La
stände, daß ihre Regierungen sich durch finanzielle Rücksichten von Verfolgung
gemeinschaftlichen Zweckes nicht abhalten lassen mögen, ist zwar einige Erleich
rung für den Gang der Unterhandlungen auf dem Congresse eingetreten; der
beseitigenden Schwierigkeiten sind aber besonders rücksichtlich Baierns, Würte
bergs und Badens allzwiele, als daß sich eine volle Befriedigung der Wünsche u
Hoffnungen, welche laut genug ausgesprochen sind, bald erwarten ließe.
scheint vielmehr der zu Wien von mehren süddeutschen Staaten ausgesprech
Grundsatz des freien Verkehrs unter ihren Völkern das nämliche Schicksal zu
ben, welches das 1815 ebendaselbst verkündete Princip der Rheinschifffahrtsfr
heit seit zehn Jahren erfahren mußte. Die meisten Hindernisse zeigen sich a
dem darmstädter Congresse auf Seiten der baierschen Regierung, die dem Au
spruche des Princips der Handelsfreiheit zu Wien früher beigetreten zu sein schei
als sie die Folgen der Aufhebung ihres alten Mauthsystems im Detail berech
hatte. Wären nicht die Erklärungen ihrer Landstände dazwischen getreten,
würde sich vielleicht der Congreß schon auf unbestimmte Zeit vertagt haben, u
nur in dieser Rücksicht scheint das baiersche Finanzministerium sich etwas mehr de
gemeinschaftlichen Ziel nähern zu wollen, obschon es immer eine schwierige Aufga
bleibt, wie es des Ersatzes der zwei und einer halben Mill. Gulden Zolleinkünf
nach geschlossenem Vertrag gesichert sein kann. — Um über den Grad der Wah
scheinlichkeit einer baldigen Herstellung des freien Verkehrs in Süddeutschland u
einer gemeinschaftlichen Mauthanstalt der vereinigten Staaten urtheilen zu könne
muß man sowol die geographischen und mercantilischen Verhältnisse als die erfode
lichen Mittel zu Erreichung ihres Zweckes in Erwägung ziehen. — Gegen s
befinden sich die großen Nachbarstaaten in einem mercantilischen Kriegsstand
Mehre deutsche Lande nehmen an dem Vereine entweder keinen Antheil, oder su
chen sich für die Folge eine neutrale Stellung zu geben. Selbst die freie Stad
Frankfurt, in der Mitte der unterhandelnden Staaten gelegen, und von deren Ge
bieten von allen Seiten umschlossen, ist dem Congresse zu Darmstadt noch nich
beigetreten. Die Schweiz ist in Hinsicht des zu ergreifenden Systems getheilt
Das Gebiet der Vereinstaaten beherrscht keine Strommündungen noch Seeküsten
und es können daher deren Nachbarn den wechselseitigen Verkehr mit der Han
delswelt auf mannigfache Art beschränken. Preußens strenge Mauthordnung i
auch auf seine Rheinprovinzen ausgedehnt und dadurch der Verkehr mit den Ver
einstaaten größtentheils vernichtet. Frankreichs Douanen und Handelsgesetze, di
keinem Gegenstande deutschen Gewerbfleißes Ein- oder Durchgang verstatten
die einseitige und feindselige Handelspolitik der niederländischen Regierung in Hin
sicht des Transito der Colonialwaaren auf der Rheinstraße, sowie der Einfuh
deutscher Waaren, Österreichs scharfe Douanengesetze auf seinen südöstlichen
Straßen nach den italienischen Staaten, und Englands hohe Auflagen auf di
Niederlage deutscher Producte und Fabricate, zeigen uns die schwierige Stellun
des Vereins zu den deutschen Nachbarstaaten und dem Auslande. Einzig im We
sten mit der Schweiz und im Osten mit Sachsen hat der süddeutsche Handel mi
keinen unnatürlichen Hindernissen zu kämpfen. — Es ist nicht zu verkennen, da
der jetzige Zusammentritt von vierzehn deutschen Staaten, die auf einem Flächen
raum von beiläufig 3000 □ M., bei einer Bevölkerung von acht Mill. Seele
viele Reichthümer des Bodens, vielen Gewerbfleiß und intellectuelle wie politisch
Entwickelung ihrer Bewohner aufzuweisen haben, den feindseligen Factionen einen
wirksamen Widerstand entgegenzusetzen vermöge. Allein es gehört dazu ein seh
kräftiger Wille, eine in Deutschland bisher seltene Übereinstimmung in der Wah
der zu ergreifenden Mittel ohne alle Berücksichtigung des speciellen mercantilischen

politischen oder finanziellen Interesses, sowie eine ungewöhnliche Ausdauer des Fortschreitens auf dem betretenen richtigen Wege, wenn er auch einige Zeit einzelnen Vereinstaaten die zu erwartenden Früchte nicht bringen sollte. Wollte man annehmen, daß auf dem Congresse diese unentbehrlichen Vorbedingnisse eines abzuschließenden, wirksamen, leicht auszuführenden Vertrags in der That vereint vorhanden seien, so liefert auch noch die Anwendung der erfoderlichen Mittel reichhaltigen Stoff zu Streitfragen, deren Lösung mannigfaltigen Ansichten ausgesetzt sein wird. — Welches der verschiedenen Mauthsysteme der Vereinstaaten soll als Grundlage der gemeinschaftlichen Zolleinrichtung angenommen werden? Dies ist die erste durch die bisherigen Verhandlungen noch nicht zu definitiver Entscheidung gelangte Frage. — Baiern macht und hat, unterstützt von manchen triftigen Gründen, den Anspruch, sein Zollsystem als Grundlage geltend zu machen. Es scheint uns auch vorzüglicher zu sein, ein bereits geschaffenes System mit angemessenen Modificationen anzunehmen, als ein neues ohne Gewähr der Erfahrung zu versuchen. Das baiersche Mauthsystem hat zwar mehr die Befriedigung des finanziellen Interesses, als den Schutz der Gewerbe und des Handels zum Zweck; allein es wird nicht schwierig sein, es zu Erreichung des von den unterhandelnden Staaten beziehlten zwiefachen Zweckes tauglich zu machen. Für den Fortgang der guten Sache ist daher zu wünschen, daß die Paciscenten von einer solchen Ansicht ausgehen, indem Baiern seinen Antrag schwerlich aufgeben wird. Sein Beitritt zu dem Vertrag ist aber dem Vereine vielleicht ganz unentbehrlich. — Soll man den Grenzstaaten und unter diesen besonders Baden, das nach Verhältniß die meiste Grenze gegen außen hat, eine Befreiung des Aus- und Eingangszolles von der gemeinschaftlichen Zollbelegung für alle seine wirthschaftlichen Erzeugnisse und rohen Producte des Bergbaues zugestehen? Dies erscheint als zweite Hauptfrage, in deren Erörterung sich um so mehr Zündstoff für die Discussionen auf dem Congresse finden muß, als die Grenzstaaten der Consequenz gemäß sich auch die Befugniß vorbehalten werden, die von der gemeinschaftlichen Zollanstalt auszunehmenden Gegenstände zum ausschließlichen Vortheil ihrer Finanzen zu belasten. Schwerlich werden sich daher die Vereinstaaten verstehen wollen, einer solchen Foderung, an der besonders Baden festzuhalten scheint, wenigstens in der angetragenen Ausdehnung, zu ihrem eignen Schaden zu entsprechen. — Die Bestimmung der Höhe der gemeinschaftlichen Zollsätze ist für den Congreß eine nicht minder schwierige Aufgabe; denn es kann bei den verschiedenen Interessen der Vereinstaaten nicht bloß wie bisher entweder der finanzielle oder national ökonomische Zweck allein, sondern es müssen beide gemeinschaftlich und mit gleich getheilten Rücksichten verfolgt werden. Das gemeinschaftliche Zollsystem soll nicht bloß eine ergiebige Finanzquelle öffnen, sondern es soll auch die Gewerbthätigkeit des Inlandes wecken und gegen das Ausland schützen, sowie den Transito- und Zwischenhandel erhalten. — Wie haben sich die Regierungen zu benehmen, um dem Zwischenhandel den nöthigen Schutz zu gewähren? Soll man das Stückvergütungs- oder das Lagerhaussystem annehmen? Für ersteres sind natürlich die Staaten, welche viele Grenze nach dem Auslande haben, für letzteres die rückwärts liegenden, gestimmt. — Schon diese Hauptfragen, an die sich mehre aus ihnen hervorgehende anreihen, genügen, um sich nicht nur von den vielen Schwierigkeiten, welchen die darmstädter Congreßverhandlungen unterworfen sind, zu überzeugen, sondern auch um die geäußerten Zweifel über baldige, den allgemeinen Wünschen ganz entsprechende Resultate zu rechtfertigen. Wie auf Mittelwegen die Hauptschwierigkeiten der darmstädter Unterhandlungen zum Theil beseitigt werden könnten, zeigt des Freih. v. Meseritz „Abhandlung über die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe ꝛc." (Stuttgart 1822.) — Sollte übrigens der darmstädter Handelscongreß, ungeachtet der persönlichen Bemühungen seiner Mitglieder, unter

welchen sich die Bundestagsgesandten Freih. von Aretin (seitdem verstorben) Bar. v. Wangenheim (seitdem außer Thätigkeit) am meisten auszeichneten, weder ohne Resultate enden, oder weit hinter dem zu erstrebenden Ziele zurück ben, so ist doch schon in einer Hinsicht etwas gewonnen worden. Es hat sich n lich unter den vereinten süddeutschen Regierungen ein Gemeingeist zu Ergreif regressiver Maßregeln gegen das feindselige Ausland entwickelt, der nach und zu Erreichung des Zieles führen kann. Frankreich verstärkte ihn zu seinem eig Nachtheile, indem es im April 1822 durch sehr erhöhte Auflagen auf den Ein des gemästeten Schlachtviehes den letzten Rest von Deutschlands Productenha zu vernichten suchte. Es schien wie in der Vorzeit darauf zu rechnen, daß in S deutschland keine gemeinschaftlichen Maßregeln zu Stande kommen können; s würde es schwerlich um drei bis vier Mill. Fr. an der Einfuhr des Viehes zu gew nen, eine Ausfuhr von dreißig bis vierzig Mill. für seine Weine und Fabricate das Spiel gesetzt haben. — Baden, Würtemberg und Baiern, welche am m sten durch die erhöhte Auflage auf das Vieh verlieren, ergriffen ungewöhnlich sch starke Retorsionsmaßregeln; doch nach verschiedenen Ansichten, indem erstes Prohibitiv-, beide letztere aber das erhöhte Zollsystem annahmen. Diesem tra auch noch einige kleinere zu dem Vereine gehörige Staaten bei. Indirect ist d dieser, obwol nicht ganz gleichartige, gemeinschaftliche Schritt gegen Frankr dem Congresse zu danken, ungeachtet sich auch hier wieder zeigt, wie schwer es h eine gänzliche Übereinstimmung in der Wahl der Mittel auch nur unter fünf sechs der Vereinstaaten zu Stande zu bringen. Vielleicht wird sie aber dieser e Versuch von dem Bedürfnisse überzeugen, sich mittelst einer gänzlichen Verschm zung ihrer Maßregeln ihre gemeinschaftliche Bedrängniß zu erleichtern, in Verb dung mit der Schweiz einen geschlossenen Handelsstaat zu bilden und entweder n Englands Princip sowol den vortheilhaften Ankauf der rohen Stoffe, als den A satz der Fabricate in dem Vereingebiete zu sichern, oder wenigstens nach Östreic und Preußens altem Beispiele den letztern Zweck in seinem ganzen Umfange verfolgen. — Im Febr. 1823 wurden die Conferenzen der zum Handelscongresse Darmstadt bevollmächtigten Commissarien der deutschen Regierungen zu Fran a. M. gehalten; auch zu Arnstadt traten die bei dem beabsichtigten Vereine betheiligten Staaten zusammen, um einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen. J deß sagte sich im Juli d. J. die großherzogl. hessische Regierung von der ferne Theilnahme an diesen Verhandlungen los; doch will sie den Resultaten derselb beitreten, wenn ihr Ergebniß sich mit den besondern Interessen des Großherzogthum vereinbaren läßt. Auch hat Kurhessen seitdem die Theilnahme an dem darms Congresse aufgegeben, und sogar gegen das Großherzogth. Hessen, dessen Regierun eine dem Verkehr mit allen Nachbarstaaten allerdings lästige Verbrauchssteu 1825 bei sich eingeführt, jedoch dabei zum Abschluß eines allgemeinen Zollverein bereit zu sein, erklärt hatte, statt zu einem solchen Vereine die Hand zu bieten, R torsionszölle (27. Dec. 1825) angeordnet, wodurch die großherzogl. hessische R gierung ebenfalls bewogen wurde, d. 1. Mai 1826 ähnliche Retorsionsmaßregel gegen Kurhessen zu ergreifen, um dadurch wo möglich den gewünschten Zollverei zu bewirken. Dagegen haben die sämmtl. großherz. und herz. sächs., fürstl. reußische und schwarzburgischen Häuser zu Arnstadt schon 1823 einen solchen Verei unter sich zu Stande gebracht, und Kurhessen zum Beitritt eingeladen. Mög dieses Beispiel das Ende des hessischen Zollkrieges bald herbeiführen!

Darstellung, überhaupt die Handlung, durch welche man etwas In neres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenstand der äußern Anschauung macht, oder für Andre zur Erscheinung bringt. Wenn aber von ästhetischer Dar stellung die Rede ist, so ist sie diejenige Behandlung eines ästhetischen Stoffes, wo durch er eine durch sich selbst gefallende Form für die Anschauung erhält. Diese

Auf iſt immer eine äſthetiſche Idee, die in dem Künſtler entſteht, er weiß ſelbſt nicht wie. Aber ſeine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle ſeine geiſtigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel verſetzt, vermittelſt deſſen ſie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtſein von Abſicht und Regeln eine unendliche Menge angemeſſener Vorſtellungen hervorrufen und an einander reihen; kurz, er iſt im Zuſtande der Begeiſterung (ſ. d.). Aber hier unterſcheiden wir zwei Punkte: 1) des Empfangens oder Auffaſſens des Gegenſtandes, durch deſſen Vorſtellung die Kräfte des Künſtlers zu außerordentlicher Thätigkeit angeregt werden, und 2) die Ausbildung der Vorſtellung des Gegenſtandes durch Erhöhung, Erweiterung, bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung entſprechender Vorſtellungen. In dieſen zwei Punkten zeigt ſich vorzüglich das äſthetiſche Genie. Was Wunder nun, wenn den Künſtler jetzt eine unausſprechliche Liebe für den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung ergreift, der noch nicht wirklich, ſondern erſt als Keim in ihm vorhanden iſt! Hier iſt die Grenze, wo der Menſch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künſtler ſich ganz ſcheiden. Während jener mit ſeiner Liebe ſich rückwärts wendet, wo ſie zu Sehnſucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künſtlers Liebe ſich vorwärts, ſie wird Trieb, das, was in ihm lebt, auch außer ſich zu verwirklichen. Erfüllt von dieſem Gedanken, unterwirft er nun die Schöpfung ſeiner Einbildungskraft dem kältern Urtheil, das Geſetzloſe erhält Geſetz, durch Verſtand und Vernunft. Dies iſt der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnens, Durchſchauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Moment der Darſtellung, wo die äſthetiſche Idee in die Wirklichkeit tritt, und das Gedachte zur Anſchauung wird. Alle Darſtellung iſt demnach Veräußerung des Innern, ſie bringt etwas Inneres zur äußern Anſchauung. Der Darſtellungstrieb des Künſtlers äußert ſich aber nicht unbeſtimmt und wirkt nicht blind. Es iſt dem Künſtler nicht bloß darum zu thun, daß er darſtelle, ſondern er will etwas Beſtimmtes darſtellen, den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, welcher ihn in den Zuſtand eines lebhaft ergreifenden Gefühls verſetzt. Von dieſem Gegenſtande will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenſtand der Anſchauung für Andre geworden iſt, den Beſchauer in einen gleichen Zuſtand verſetze, was ihm nur unter der Bedingung gelingen kann, wenn das der äußern Anſchauung gegebene Nachbild dem Urbild in ſeiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geſchick hat in Anwendung der Mittel, durch welche ſeine Kunſt ſich ausdrückt; und nur dann ſchreibt man ihm ein Darſtellungsvermögen zu (welches aus mehren innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten beſteht, vorzüglich aber auf der Phantaſie und Urteilskraft beruht). Alle ſchöne Kunſt iſt ein Reden des Geiſtes zum Geiſte durch Mittheilung mittelſt des Sinnes; wer ſich durch den Sinn nicht mitzutheilen verſteht, kann den Geiſt nicht ausſprechen. Wie wichtig iſt deshalb die Darſtellung! Durch ſie erreicht oder verliert der Künſtler ſeinen Zweck. Man hüte ſich aber, ſie mit der bloßen mechaniſchen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechſeln, die nur das Mittel zur Darſtellung iſt, in welcher der Geiſt in allen Punkten das Werk der Hand der Idee des Geiſtes unterwirft. Ein Sinnlich-Anſchaubares ſoll eine beſtimmte Idee des Geiſtes ausdrücken, und einen dieſer Idee gemäßen Gefühlszuſtand hervorbringen. Dies iſt die Foderung. Erwägt man nun dieſe genau, ſo findet man, daß Anſchaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen ſind, unter denen dieſes allein bewirkt werden kann, und daß die Täuſchung (Illuſion) in gewiſſen Künſten die unmittelbare Folge davon iſt. Indem Objectivität (Gegenſtändlichkeit) zur erſten Bedingung aller Darſtellung gemacht wird, ſpringt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künſte ſind, und unter dieſen wieder vornehmlich die Plaſtik, welche darſtellen können, d. h. etwas als wirklichen, raumerfüllenden Gegenſtand den dafür empfänglichen äußern

Sinnen hinſtellen; denn dieſe Künſte bringen Geſtalten im eigentlichen hervor. Dieſe ſinnlichſte Vergegenwärtigung vermag keine von den übrig ſten zu erreichen. Gleichwol ſollen und dürfen auch ſie der ſinnlichen Vergeg tigung nicht entbehren, ja neuere Kunſttheoriſten muthen ihnen ſogar a ſtiſche (rein objective) Darſtellung zu. Wie wird dies anders möglich durch Täuſchung? Freilich nicht eine ſolche Täuſchung, daß wir etwas Falſ wahr, oder etwas Wahres für falſch hielten, ſondern eine ſolche, wodurc Vorſtellungen uns wirkliche Dinge zu ſein ſcheinen, wodurch wir etwas in u etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir ſelbſt ſchaffen die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt", ſagt Klopſtock, „wirkliche und Vorſtellungen, die wir uns davon machen. Die Vorſtellungen von g Dingen können ſo lebhaft werden, daß dieſe uns gegenwärtig und dein Dinge ſelbſt zu ſein ſcheinen. Dieſe Vorſtellungen nenne ich faſt-wirkliche Wer ſehr glücklich oder ſehr unglücklich, und lebhaft dabei iſt, der wird wiſſ ihm ſeine Vorſtellungen oft zu faſt-wirklichen Dingen geworden ſind. W die Gegenſtände ſich ſelbſt darſtellt, ſo ſtellt ſie der Dichter Andern dar. Zweck der Darſtellung (beſſer: die Wirkung) iſt Täuſchung. Die Dar des Dichters iſt täuſchender als die des zeichnenden Künſtlers. Der Si ſcheidet bei der letzten, und dieſer unterſucht das Geſehene, weil er länge haftet, genauer, als der Geiſt das Gedachte, und kann daher leichter ein daß er getäuſcht wird." Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß ni Gegenſtände darſtellbar ſeien, ſpricht Klopſtock von den Mitteln der Darſ in der Poeſie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beſchaffenheit od Inhalt gemäß, mehr oder weniger beiſammen ſein können. 1) Zeigung bens, welches der Gegenſtand hat; 2) genau wahrer Ausdruck der Leider 3) Einfachheit und Stärke; 4) Zuſammendrängung des Mannigfaltigen; Wahl kleiner und doch vielbeſtimmender Umſtände; 6) die Stellung der Ge daß jeder da, wo er ſteht, den tiefſten Eindruck macht; 7) Innerlichkeit od ausheben der eigentlichen innerſten Beſchaffenheit der Sache; 8) Ernſt. Dichter hat eine ſolche Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit ſein genſtände, daß man ſieht, er rede vielmehr um ihretwillen, als aus Neig gefallen, und er nimmt herzlichen Antheil an dem, was er ſagt. Die weiter führung — goldene Worte! — leſe man bei ihm ſelbſt. („Über Sprach Dichtkunſt", Hamb. 1779, S. 243 fg.) Zum Schluß theilt er noch zu merkungen mit, die wir, um der Foderung der Totalität und Idealität willen theilen: „1) Auch die beſte Darſtellung in dieſem und jenem Theile eines G verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Eindrucke, wenn das nicht durch Wahrſcheinlichkeit, Ebenmaß, Abſtechendes, gehaltenen Ha und Zweck ein ſchönes Ganze iſt. Ein ſolches Ganze ſtimmt die Seele Wirkungen des dargeſtellten Einzelnen, und erhält ſich in dieſer Stim 2) Wenn der Dichter, die Wagſchale in der Hand, und mit dem reinen G des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer ſo vi dies in ſo genauen Abſtufungen vereint, als der jedesmaligen Beſchaffenheit d genſtände gemäß iſt, ſo erhebt er ſeine Darſtellung bis zum Vollendeten." dieſe Auseinanderſetzung des großen Künſtlers und Kenners gehörig erwägt wird es leicht ſein, den Grund zu finden, warum man in der Poeſie gewiſſe vorzugsweiſe die darſtellenden nenne. Unter den darſtellbaren Gege den behaupten die den erſten Rang, welche viel Handlung in ſich begreifen Handlungen laſſen ſich auch ganz eigentlich darſtellen. Daher die Dichtungt welche Handlungen oder Ereigniſſe zum Gegenſtande haben, vorzugsweiſe d lende heißen. (S. Poeſie.) Die beſondere Anwendung auf die Kun Schauſpielers ergibt ſich nun von ſelbſt; der Schauſpieler hat darſtellende

und zwar die Hälfte, wiefern er Mimiker ist, in der Form der bildenden Kunst zu versinnlichen. Die handelnde Person, die er aus dem Drama des Dichters vorstellt, soll er nicht bloß vorstellen, d. h. er soll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Person sei, sondern soll sie darstellen, d. h. er soll jenen Schein bis zur Täuschung erheben, als sehe man wirklich jene Person. Die meisten Schauspieler sagen daher nur zu richtig, daß sie Vorstellungen, und nicht, daß sie Darstellungen geben. (S. Menschendarstellung.)

Daru (Pierre Antoine Noel Bruno, Graf), Pair von Frankreich, geb. 1767 in Montpellier, einer der ersten Staatsmänner Frankreichs aus der Schule der Revolution und Napoleons. Er trat im 16. Jahre in die militairische Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Beim Ausbruch der Revolution gab er sich, wie alle junge Männer von Geist, den Grundsätzen derselben völlig hin, weil sie ihm zugleich in der Kriegsverwaltung eine glänzende Laufbahn eröffnete. Die Beschäftigung mit Poesie und Literatur verließ ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigsten Arbeiten. Seinen Ruf als Dichter setzte er durch eine meisterhafte Übersetzung des Horaz fest, eine Übersetzung für Weltleute, welcher keine andre Literatur etwas Gleiches entgegenstellen kann. (1. Ausg. 1800.) Um dieselbe Zeit erschien s. „Cléopédie" oder Theorie der literarischen Reputationen, ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Napoleon mit seinem Scharfblick fand ihn aus dem Haufen bald heraus, und wendete ihm besondere Gunst zu, wogegen Daru nicht minder diesem ausgezeichneten Manne mit unbegrenztem Eifer ergeben war. Es wurden ihm die wichtigsten Geschäfte vertraut, die er jedesmal im Interesse Frankreichs und seines Kaisers mit der größten Genauigkeit vollzog, wodurch er sich freilich von andern Seiten ebenso großen Haß als unrichtige Beurtheilung zuzog. Dies gilt insbesondere von seiner Verwaltung als Generalintendant 1805, 1806 und 1809 in Östreich und in Preußen. Als Mitglied des Staatsraths erwarb sich Daru den Ruhm, mit dem Kaiser der fleißigste und thätigste Arbeiter desselben zu sein. Es gibt fast keinen Posten in der höhern Verwaltung, den Daru nicht bekleidet hätte, und die erste Restauration fand ihn im Besitz des Portefeuilles der allgemeinen Kriegsverwaltung. Blücher glaubte ihm seinen Haß durch eine Sequestration seiner Besitzungen bei Meulan empfinden lassen zu müssen, eine Maßregel, die zu unbillig war, um nicht gleich, sobald sie zur Kenntniß der Monarchen gekommen, aufgehoben zu werden. 1818 ward er von Ludwig XVIII. in die Kammer der Pairs gerufen. Schon seit 1805 war Daru Mitglied des Nationalinstituts. Von eigentlichen Staatsämtern seit der Restauration entfernt, widmete sich Daru vorzüglich geschichtlichen Studien, und wir verdanken ihm zwei wichtige Werke: „Das Leben Sully's", und „Venedigs Geschichte". Die letztere gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der neuern Literärgeschichte im Gebiet der Historie. Sie erschien 1819 in 7 Bdn. (2. Ausg. 8 Bde., 1821; 3. A. 1825.) Als Mitglied der Pairskammer ist D. einer der eifrigsten Vertheidiger der Grundsätze, welche die Revolution herbeigeführt, und die königl. Verfassungsurkunde sanctionirt hat.

Darwin (Erasmus), englischer Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 1732 zu Elston bei Newark in der Grafschaft Nottingham, lebte zuletzt in Derby, wo er 1802 starb. Er ist Verf. folg. Werke: 1) „Zoonomie, oder Gesetze des organischen Lebens" (deutsch von Brandis, 1795 — 99; ital. von Rasori). 2) „Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough". Dieses Werk kann als Seitenstück zu seiner Zoonomie angesehen werden (deutsch von Hebenstreit zu Leipzig). Ferner hat Darwin Linné's „Systema vegetabilium" ins Englische übers. Auch schrieb man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu: „A plan for female education in

boardingschools“ (London 1797, 4.), das wahrhaft philoſophiſche Ideen i die Erziehung des weiblichen Geſchlechts enthält. Der Verf. der Makrobi Staatsrath D. Hufeland, hat es für Deutſchland bearbeitet („Anleit. zur phyſ moral. Erziehung des weibl. Geſchl. Nach Darwin m. vielen Zuſätzen“, Le 1822). 3) „Der botaniſche Garten, oder die Liebe der Pflanzen“ („T botanic garden etc.“, London 1788): ein Gedicht voll philoſophiſcher Id das eine glühende Einbildungskraft zeigt. Das Linné'ſche Sexualſyſtem d zur Grundlage ſeiner Gemälde. Ovid verwandelte Menſchen in Pflanzen, D win hingegen die Pflanzen in ſchöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen un Empfindungen, unſere Leidenſchaften, unſere Verirrungen; er leiht ihnen ſe menſchliche Geſtalten und perſonificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung t tig ſind. Profeſſor Crome hat „Abhandl. u. Bemerk. üb. verſchiedene naturw ſenſchaftl. Gegenſt. aus Darwin's Botanic garden“ herausgeg. (Hano 1810). Hieran ſchließt ſich (1789, 4.) „The temple of nature, or t origin of society“ („Der Tempel der Natur“, 1808 von Kraus), ein ebe originelles Lehrgedicht. Miß Seward hat „Memoiren üb. Darwin's Leben“ 18 herausgegeben.

Daſchkoff (Katharina Romanowna, Fürſtin), geborene Gräfin Woro zoff. Dieſe edle und berühmte Frau, früher Katharinas vertraute Freundin, w geb. 1744 und wurde im 18. Jahre Witwe. Sie arbeitete an Katharin Thronbeſteigung, zugleich aber auch an einer geſetzlichen Beſchränkung der kaiſe Macht. In Uniform und zu Pferde führte ſie einen Theil der Truppen Katha nen entgegen, die ſich hierauf ſelbſt an die Spitze ſtellte, und ihren Gemahl v Thron ſtürzte. Der Fürſtin Daſchkoff Verlangen, als Oberſter im kaiſerl. Gard regiment zu commandiren, ward abgeſchlagen. Sie konnte nicht in Katharin Nähe bleiben. Wiſſenſchaft war ihre Lieblingsbeſchäftigung. Den hohen Gei des Alterthums hatte ſie durch das Studium der Griechen und Römer ganz in ſi aufgenommen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande ward ſie 1782 Directo der Akademie der Wiſſenſch. und Präſident der neu errichteten ruſſiſchen Akademie Sie hat Mehres in ruſſiſcher Sprache geſchrieben, Luſtſpiele u. a. m. Auch b förderte ſie thätig die Erſcheinung des „Wörterb. der ruſſiſchen Akademie“. Si ſtarb zu Moskau 1810.

Dataria, die päpſtliche Kanzlei in Rom, in welcher alle Bullen (ſ. B ausgefertigt werden. Sie hat dieſen Namen von der gewöhnlichen Unterſchrift Datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten. (Vgl. Römiſch Curie.)

Datteln, ſ. Palmen.

Datum, der Tag, oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefert wird. Unter den römiſchen Kaiſern bemerkten die, welche die kaiſerl. Befehle die Provinzen zu überbringen hatten, mit dieſem Worte den Tag, da ihnen ſolch übergeben worden, oder ſie dieſelben überbracht hatten. Unter den erſten fränk ſchen Königen, den Merovingern, kam der Gebrauch auf, dieſes Wort unter d Urkunden zu ſetzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean Louis Marie), Naturforſch und Arzt, geb. 1716 zu Montbar, iſt berühmt wegen ſeines Antheils an ſeine Jugendfreundes Buffon Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, welche ihm d mit bewundernswürdiger Genauigkeit, mit Klarheit und Scharfſinn ausgearbeit ten anatomiſchen Theil verdankt. Er verſagte ſeine Theilnahme in der Folge, d er es für eine Beleidigung anſah, daß Buffon eine Ausgabe des Werks mit Hin weglaſſung des anatomiſchen Theils veranſtaltet hatte. Das Cabinet der Natur geſchichte in Paris, deſſen Director er ſeit 1745 war, wurde durch ſeine und Buf fon's vereinigte Bemühungen zu einer der merkwürdigſten Anſtalten der Haupt

zu erheben. Als Mitglied der Akad. der Wissensch. seit 1744, bereicherte er die Denkschriften dieser Gesellschaft durch eine Menge anatomischer Entdeckungen und durch Untersuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterschiede, über die Behandlung der Wolle und die Behandlungen der Thierkrankheiten. Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Ökonomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine neue Methode bekannt, die Mineralien einzutheilen. In der Encyklopädie hat er den naturhistorischen Theil bearbeitet. Außerdem ist er Verf. einer Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. „Instruction pour les bergers", 3me édit. 1796 (deutsch von A. Wichmann); „Mémoire sur les indigestions" (n. éd. 1798) u. a. Frei von Buffon's Hypothesen, war er der treueste Beobachter der Natur. In der Schreckenszeit der Revolution hatte er ein Zeugniß seines Bürgersinns nöthig, und wurde seiner Section als ein Schafhirt vorgestellt, der sich damit beschäftige, die spanischen Schafe in Frankreich einzuführen. Nun durfte er ruhig seine Studien fortsetzen. Mit einem von Natur schwachen Körper erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31. Dec. 1799 zum ersten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf, und er bewußtlos in die Arme seiner Freunde sank.

Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von), östr. Feldherr, geb. 1705, starb 1766. Sein Großvater und Oheim hatten dem kaiserl. Hof als Generalfeldmarschälle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Leopold Joseph verdunkelte den Glanz seiner Vorfahren. Er errang die ersten Lorbern in dem Türkenkriege von 1737—39 als Generalmajor, und trug im östreich. Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein viel bei. Sein kluges Benehmen bei einem Zuge über den Rhein und seine Verheirathung mit der Gräfin von Fux, einer Günstlingin Marie Theresens, verschafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters, und endlich 1757 die eines Generalfeldmarschalls. In dieser Eigenschaft befehligte er die östreichischen Heere im siebenj. Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Kolin (s. d.) entgegen, und lieferte hier die Schlacht (d. 18. Juni 1757), wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben und Böhmen zu räumen. Ungeachtet er mit höchster Klugheit und Vorsicht handelte, so erlitt er dennoch bei Leuthen, Torgau und mehren Orten empfindliche Niederlagen. Außer der Schlacht bei Kolin, ist sein größtes Unternehmen der Überfall bei Hochkirchen, in der Nacht vom 14. Oct. 1758. Hier würde er das ganze preuß. Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit seiner Colonne zu spät angekommen wäre. Bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der schon gehoffte Sieg in Folge seiner Verwundung, und durch Ziethen's Entschlossenheit entrissen. Auch zwang er den preuß. General Fink, am 21. Nov. 1759, bei Maxen sich mit 11,000 M. gefangen zu ergeben. Man hat Daun's zögernde, nur selten eine große Entscheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt; allein sie hatte weder Unkunde, noch Unentschlossenheit zum Grunde, sondern entsprang aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der, ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu sein, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein hoher Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte, dem diese Kühnheit gewissermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur dadurch widerstehen konnte, daß er sie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, schnell nach einander besiegte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige Daun nicht besser widerstehen, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich selbst erkannte, welchen gefährlichen Gegner er an Daun habe. Gegründeter ist der Tadel, daß Daun nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange

zu benutzen, und den Feind nach gewonnener Schlacht durch Verfolgung zu ver nichten verstand. Manche Verbesserung der östr. Infanterie wird ihm zugeschrie ben. Maria Theresia verlieh ihm das erste Kreuz des zum Andenken der Schlach bei Kolin gestift. Maria-Theresien-Ordens, und stets achtete die edle Mo narchin Daun's rechtschaffenen Charakter.

Daunou (Pierre Claude François), Deputirter des Depart. von Finistere in der franz. Kammer, Hauptredacteur des „Journal des savans" und Professor de Geschichte am Collège de France, geb. 1761 zu Boulogne, war beim Ausbruch de Revolution Mitglied der Congregation des Oratoriums, und leistete den von der con stituirenden Versammlung den Geistlichen vorgeschriebenen Eid. Dann wurde e Deputirter im Nationalconvent, und stimmte hier, als das Schicksal Ludwig **XVI.** entschieden werden sollte, für Gefängniß, so lange der Krieg dauern würd dann für Verbannung. Dies stellte ihn auf die Seite der Girondisten, und e entging den Verfolgungen nicht, welche diese Partei trafen. Im Rathe der 50 war Daunou der erste Präsident. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun; d er aber die Verfassung gegen die Eingriffe des Machthabers vertheidigte, so tra auch ihn jene Willkür Bonaparte's, durch welche er die freiheitsliebenden Männ aus dem Tribunate stieß, und dies eine Elimination desselben nannte. Von d an war Daunou Bibliothekar des Pantheons, später wurde er Reichsarchivar, ver lor aber diese Stelle nach der Restauration der Bourbons. In der Kammer ge hört er zu den Rednern der Liberalen. Unter seinen Werken nennen wir sein neu stes: „Essai sur les garanties individuelles", (3me éd., Paris, 1821.)

Dauphin, der Titel des jedesmaligen Kronprinzen von Frankreich. D kinderlose Humbert **II.**, Dauphin von Viennois, trat sein Land, das Delphina 1349 dem Könige Philipp von Valois unter der Bedingung ab, daß der älte Sohn des Königs von Frankreich künftig Dauphin sein und das Land regieren sollt Der Dauphin behielt indeß bloß den Titel; das Land selbst ward mit der Kron vereinigt. Stirbt der Dauphin, so erbt der älteste seiner Söhne, wenn er abe keinen Sohn hat, der älteste seiner Brüder, diesen Titel. Hat der König kein Söhne, so ruht der Titel Dauphin, welches unter Ludwigs **XVIII.** Regierun der Fall war; denn dem nächsten Prinzen von Geblüt und vermuthlichen Kron erben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er nie beigelegt. Die Ge mahlin des Dauphins heißt **Dauphine**.

Davenant (Sir William), ein fruchtbarer englischer Dramatiker, ge zu Oxford 1605, erhielt nach Ben Johnson's Tode die Stelle eines Hofpoete kam aber durch die englische Revolution in höchst wunderbare Lagen. Er gerie zweimal in die Gefangenschaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch seine Vermit lung das Leben. Darauf trat er als Director musikalischer Unterhaltungen un als Schauspieldirector auf. Er versuchte die dramatische Declamation mit Mus zu verbinden, wodurch eine Art von Darstellung, welche sich der Oper annähert hervorging, verbesserte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rolle nicht mehr von Knaben, sondern durch Frauenzimmer darstellen. Seine Theate stücke zeichnen sich vor den übrigen seiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correcthe aus. Ob er gleich selbst nach seinem Tode (1668) durch ein Begräbniß in der Weste minsterabtei geehrt wurde, so hat sich doch keins seiner 30 Schauspiele auf der Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch sein episches Gedicht „Gun dibert" zu erwerben. Dieses und einige andre Gedichte findet man in Anderson „British poets", Bd. 4. Seine Werke erschienen London 1673, Fol.

David, König in Israel, der jüngste Sohn Isai's, eines angesehene Mannes zu Bethlehem, vom Stamme Juda, that sich durch Klugheit, Muth un Entschlossenheit, sowie durch tapfere Thaten, z. B. die Überwindung Goliath's des riesenhaften Philisters u. A. m. so hervor, daß Samuel, der Hoheprieſter, ih

noch bei Lebzeiten Saul's durch die Salbung zum künftigen König weihte. Zu Hause besorgte er die Heerden seines Vaters, dabei war er in den Wissenschaften damaliger Zeit und selbst in der Tonkunst wohl unterrichtet. Saul, der ihn als seinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entstand, der bis zu Saul's Tode dauerte. Jetzt bestieg David den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Saul's Sohn, Isboseth, zu ihrem Könige erwählt, nach dessen Ermordung erst David zum Besitze des ganzen Reichs gelangte, von 1055 bis 1015 v. Chr. Seine erste Unternehmung war ein Krieg gegen die Jebusiter, mitten in Palästina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jerusalem zur Residenz und die Burg zum Wohnorte des Allerheiligsten. Hierauf unterjochte er die Philister, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und besonders die Syrier. Sein Reich erstreckte sich vom Euphrat bis an das Mittelmeer, und von Phönicien bis an den arab. Meerbusen. Es war von mehr als 5 Mill. Menschen bewohnt. David beförderte auch Schifffahrt und Handlung, und suchte sein Volk durch die Künste, namentlich die Baukunst, zu verfeinern. Er erbaute sich zu Jerusalem einen prächtigen Palast und machte den Gottesdienst feierlicher, besonders durch die Anstellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu dessen Bau er Vorkehrungen traf, kam erst unter seinem Nachfolger zu Stande. Er selbst erhob die lyrische Dichtkunst in seinen Psalmen (s. d.) zu dem höchsten Grade der Vortrefflichkeit, den sie unter den Israeliten erreicht hat. Auch verbesserte er das Kriegs-, Justiz- und Finanzwesen. Indeß verleiteten ihn seine Ausschweifungen in der Liebe zu manchen Grausamkeiten, die durch seine Reue nicht hinlänglich entschuldigt werden, und die Eifersucht unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab endlich zur Empörung in seiner eignen Familie Veranlassung. Sein Sohn Absalon suchte ihn vom Throne zu stürzen, und kam in dem darüber entstandenen Kriege um. Durch die Zählung der streitbaren Männer, die David in der Trunkenheit seines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergestellt werden; sie ließ Eroberungsplane fürchten. Auch ließen die Philister den König bald fühlen, wie er dadurch vom Gesetz abweiche. David übergab noch bei seinem Leben das blühende israelitische Reich seinem Sohne Salomo. Vgl. Chandler's „Krit. Lebensgeschichte David's", übers. mit Anmerk. von Didrichs, Bremen 1777 — 80, (2 Bde.); Niemeyer's „Charakteristik der Bibel", 4. Bd.; Hese, „Idiognomik David's", (Jena 1784).

David (Jacques Louis), der erste Maler und Stifter der neuern französ. Schule, die er zu dem Studium der Natur zurückrief, welche ihm aber nichts Anderes war, als das idealische Schöne. D., geb. zu Paris 1750, ging 1774 nach Rom, und widmete sich vorzüglich der großen Historienmalerei. Seine Talente für diese Gattung entwickelten sich bald. Als er 1784 abermals nach Rom kam, und sein Meisterstück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, ausführte, behaupteten Kenner und Liebhaber, daß dieses Stück unübertrefflich sei, und den Geist eines Rafael athme. In demselben Jahre malte er noch den Belisar; 1787 den Tod des Sokrates, und 1788 Paris und Helena. Sein Ruhm stieg dadurch in Paris ungemein, und David, der auch als Portraitmaler Aufsehen zu machen anfing, würde sehr glänzend haben leben können, wenn er nicht an der Revolution thätigen Antheil genommen hätte. Vom Feuereifer für dieselbe hingerissen, führte er 1789 ein großes Gemälde aus: Brutus, der seine Söhne zum Tode verdammt. Auch gab er die meisten Ideen zu den zahlreichen Denkmälern und republikanischen Festen jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausschusses; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendsten Jacobiner und ganz Robespierre ergeben. Er schlug vor, aus den Trümmern der Königsstatuen auf

dem Pontneuf ein Denkmal zu errichten, welches das Volk als Riesen vorstellte. Im Processe Ludwigs XVI. stimmte er für dessen Tod. Im Jan. 1794 präsidirte er selbst im Convent. Nach Robespierre's Sturz war er in großer Gefahr und nur sein Ruf als Maler rettete ihn vom Blutgerüst. Zu den Revolutionsscenen, welche David durch seinen Pinsel zu verewigen suchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhaus und Ludwigs Eintritt in die Nationalversammlung vom 4. Febr., welches Gemälde er 1790 dem gesetzgebenden Körper verehrte. 1799 stellte er seine Sabinerinnen (der Culminationspunkt seines Talents) aus, zeigte sie mehre Jahre für Geld, und soll sich damit 100,000 Fr. erworben haben. 1804 ernannte ihn der Kaiser zu seinem ersten Maler, und gab ihm den Auftrag zu vier Gemälden, worunter die Darstellung der Kaiserkrönung Napoleons sich auszeichnet. Auch gehören zu seinen berühmtesten Werken aus dieser Zeit mehre Abbildungen des Kaisers, besonders wie er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhm zeigt. 1814 malte D. den Leonidas, sein letztes Gemälde in Paris. Mit diesem Bilde entfernte er sich wieder von s. frühern Kunstsystem. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, ernannte er David zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Einsetzung ward er in dem Decret begriffen, welches alle Regicide aus Frankreich verbannt. Er ließ sich in Brüssel nieder; auch wurde er bei der neuen Einrichtung des Instituts im April 1816 davon ausgeschlossen. In Brüssel malte er den Amor, welcher Psyche's Armen entschlüpft. Sein neuestes, 1824 in Brüssel ausgeführtes Gemälde: Mars, den Venus, Amor und die Grazien entwaffnen, fand in Paris den größten Beifall. David st. zu Brüssel in der Verbannung den 29. Dec. 1825. Die Urtheile über diesen Künstler sind verschieden. Aber einstimmig hat man ihm das Lob der correctesten Zeichnung und eines glücklichen Colorits zuerkannt. Den Stoff zu seinen Darstellungen fand er in der Geschichte seiner Zeit, an deren Bewegungen er lebhaften Antheil nahm. S. auch Göthe's „Winckelmann u. s. Jahrh." Der Kupferstecher Moreau hat die besten seiner Werke ganz in seinem Geiste durch den Grabstichel verewigt. Die vorzüglichsten seiner Gemälde, wie der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, sind von der franz. Regierung angekauft, und in der Galerie des Palasts Luxemburg aufgestellt.

David (Giacomo), einer der berühmtesten Tenoristen unserer Zeit; geb. zu Bergamo. Stärke, Umfang und Gewandtheit des Organs bei einem fast übermäßig verzierten Vortrag sind die Haupteigenschaften seines Gesanges, durch welche er in Italien, Frankreich, England und Deutschland (er war 1822 mit Barbaja in Wien) glänzte. Wie die meisten großen Sänger Italiens hat er den Contrapunkt studirt. Er soll übrigens in dem Kirchengesang eben so groß sein, als in der opera seria. Der berühmte Nozzari ist sein Schüler.

Davila (Arrigo Caterino), geb. 1576, ein italienischer Staatsmann und Geschichtschreiber, der Sohn eines Cypriers von angesehener Familie, kam durch seinen Vater, der nach der Eroberung von Cypern durch die Türken 1571 nach Venedig flüchtete, in Verbindung mit dem französischen Hofe, wurde hier Page, trat dann in franz. Militairdienste und zeichnete sich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen seines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venetianische Dienste, stieg von einer Stufe zur andern, und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Insel Candia, und galt zu Venedig für den ersten Mann nach dem Doge. Er ward auf einer Reise, auf Veranlassung eines unbedeutenden Streits meuchelmörderisch erschossen (1631). Am meisten ist er berühmt durch seine Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, von 1559 — 1598 („Storia delle guerre civili di Francia", Ven. 1630, auch in fremde

…übersetzt), welche neben Guicciardini's und Machiavelli's Werken einen …nehmen.

Davis (John), ein engliſcher Seefahrer, geb. zu Sandridge in Devon…, widmete ſich früh dem Seedienſt, und ward 1585 mit zwei Fahrzeugen ab…, die nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken. An der Spitze von Grönland …er vor dem Eiſe nicht landen. Er wandte ſich daher nordweſtlich, und er…reicht 64° 15′ N. Br. in Nordoſten ein mit grünenden Inſeln umgebenes …, deren Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im Norden und Weſten ein …Meer ſei. Unter 66° 40′ N. Br. erreichte er ein Land, das ganz von Eis …war, und an deſſen Küſte er bis zur ſüdlichſten Spitze, die er das Vorgebirge …Forms nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite …Straße, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hin…derten, kehrte er nach England zurück. Jene Meerenge hat nachher ſeinen Namen …angenommen und behalten. Davis machte noch zwei Reiſen in gleicher Abſicht, …wurde jedesmal durch das Eis an der Erreichung ſeines Zwecks, durch deſſen …Kenntniß ſich Baffin ſpäter ſo berühmt machte, gehindert. 1605 ward er in …einem ſpaniſchen Seeräubern getödtet.

Davouſt (Louis Nicolas), Herzog von Auerſtädt und Fürſt von Eckmühl, …Marſchall, ſeit 1819 Pair von Frankreich, geb. 1770 zu Annou im ehema…ligen Burgund, aus einer angeſehenen Familie, ſtudirte zu gleicher Zeit mit Bo…naparte auf der Militairſchule zu Brienne, 1785 war D. Unterlieutenant im Ca…valleriregiment Royal Champagne, 1790 Chef des dritten Freiwilligenbataillons …ſeines Departements. Er zeichnete ſich unter Dumouriez in den Schlachten von Jemappe …und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht …bei Neerwinden mit Koburg unterhandelte, entwarf Davouſt das kühne Unterneh…men, Jenen Erſtern, in der Mitte ſeiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte …nur wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 ward er zum General ernannt, aber …das Decret, das alle ehemalige Adelige außer Thätigkeit ſetzte, genöthigt, …ſeine Entlaſſung zu nehmen. Der neunte Thermidor rief ihn wieder zu den Fah…nen. Moſelarmee bei der Belagerung von Luxemburg, dann unter Pichegru …Rheinarmee; er ward in Manheim gefangen, aber bald ausgewechſelt, …zeichnete ſich bei dem Rheinübergange 1797 durch kluge Anführung ſowol als …perſönliche Tapferkeit aus. In den italieniſchen Feldzügen unter Bonaparte …ſtand er in Eifer an dieſen mit unauflöslichen Banden. Er begleitete ihn nach …Aegypten, zeichnete ſich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der …in Treffen von Abukir das Dorf angriff und eroberte), und ſchiffte ſich nach …Frankreich von El-Ariſch mit Deſaix in Alexandrien ein, um nach Frankreich …zurückzukehren. Sie erblickten ſchon die hieriſchen Inſeln, als ſie von einer eng…liſchen Brigg aufgebracht, und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. …Dieſer behandelte ſie als Kriegsgefangene, und erſt nach einem Monate erhielten …ſie Erlaubniß zur Abreiſe nach Toulon. Bonaparte ernannte D. zum Divi…ſionair, und übertrug ihm den Oberbefehl der Cavalerie der italieniſchen Ar…mee. In der Schlacht von Marengo ward er zum Chef der Grenadiere der con…ſulariſchen Garden ernannt, die in dieſer Schlacht den Namen der Granitſäulen …erhielten. Nach der Thronbeſteigung Napoleons (1804) zum Reichsmar…ſchall, Großkreuz der Ehrenlegion, auch Generaloberſt der kaiſ. Grenadiergarde er…hielt D. ſowie einige Andre, als Mortier, Beſſières, Soult, zu Denen, …deren Würde nicht ſowol ihrem Range in der Armee als der Gunſt des Kaiſers …und unwandelbaren Anhänglichkeit an ſeine Perſon zu verdanken hatten. In …dem Kriege von 1805 rechtfertigte er ſ. Erhebung, namentlich in der Schlacht …bei Auſterlitz, wo er den rechten Flügel des Heers befehligte. Nach dem preß…burger Frieden blieb er mit ſeinem Corps in Deutſchland ſtehen. Der im Oct.

1806 ausgebrochene Krieg mit Preußen versetzte dasselbe nach Sachsen, auf d Schlachtfeld bei Auerstädt, wo er mit dem rechten Flügel des Heers so viel zur En scheidung des Tages beitrug. Da er die vom Schlachtfelde bei Jena ganz getrenn Schlacht von Auerstädt durch seine geschickten Maßregeln allein gewann, so e nannte ihn Napoleon nach dem Frieden von Tilsit zum Herzog von Auerstäl Er blieb in Warschau, ging dann nach Breslau, und ward, da die große Arm aufgelöst wurde, zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee erhoben. Bei dem Wi derausbruche des Kriegs mit Östreich, 1809, waren seine Märsche durch die Ob pfalz an die Donau und die Tage von Regensburg eine sehr gefährliche Aufgal Er hatte wesentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht v Aspern konnte nur eine seiner 4 Divisionen Antheil nehmen, deren General, St Hilaire, mit dem größten Theile seiner Truppen an dem linken Donauufer umkar In der Schlacht von Wagram befehligte D. den rechten Flügel, dessen Bewegu gen hauptsächlich den Rückzug der Östreicher bewirkten. Nach dem Frieden e hob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl, und 1811 zum Generalgouverne der hanseat. Depart. Am 20. Nov. ließ er den Rath Becker (s. d.) in Gotha au heben. In Rußland 1812 erlitt er mit seiner Heerdivision, auf dem Rückzu von Moskau, eine Niederlage. Im März 1813 sprengte er die Elbbrücken Meißen und Dresden; im Sommer d. J. rückte er mit 50,000 M. Franzose und Dänen in Mecklenburg, so geringe Streitkräfte ihm auch entgegenstande nur bis Schwerin, Wallmoden gegenüber, vor, zog sich aber bald hinter die St ckenitz zurück. Es war für Hamburg (s. d.) und die hanseatischen Depart. e Unglück, daß er, obgleich Generalgouverneur derselben, die Erhaltung des Mi tairs über alle Beachtung der großen Leiden jener Districte und besonders Ham burgs setzte; doch wurde er von der zahlreichen Belagerungsarmee nicht sehr g drängt, verlor indeß während der Belagerung an Wunden und Krankheiten 11,000 M. Aus seiner Vertheidigungsschrift, die er 1814 in Paris erscheine ließ, ersieht man, daß die grausame Behandlung der besetzten Stadt keine Unter suchung wider ihn veranlaßt hatte. Er blieb damals unangestellt. Nach der Rück kehr Napoleons nach Paris (im März 1815) ward er zum Kriegsminister ernann Als die Verbündeten, nach dem Siege bei Waterloo, gegen Paris vorrückte schloß Davoust, als Commandant en Chef, am 3. Juli eine Militairconventi mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die franz. Armee hinter die Loi führte. Er unterwarf sich dem Könige Ludwig XVIII., foderte auch die Arm dazu auf, und überließ, auf des Königs Befehl, das Commando dieser Armee, noch aus 45,000 M. bestand, dem Marschall Macdonald. Dieser Dienst, d er dem Hofe geleistet hatte, wurde später anerkannt, indem er bei der Armee wied angestellt wurde. D. starb den 1. Juni 1823. Festigkeit des Charakters, pe sönliche Herzhaftigkeit waren die Haupteigenschaften dieses Feldherrn, dessen m litairische Strenge oft in Härte wo nicht in Grausamkeit überging. D. hinterli einen 13jähr. Sohn, der die Pairswürde und damit ein Majorat von 30,000 erbte, und 2 Töchter. Seine früher in 180,000 Fr. jährlich bestehende Dotati wurde durch die pariser Friedensschlüsse auf 100,000 Fr. Renten vermindert.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmtesten jetzt lebenden Chemik Präsident der königl. Gesellsch. der Wissenschaften, früher Professor der Chem an der Royal Institution in London bis 1813, von wo an er für sich allein s ner Wissenschaft lebte, ist 1775 in der Grafschaft Cornwallis geboren. Er wur bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angestel und hier von dem D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Bristol. Seine a ßerordentlichen Talente entwickelten sich schnell, und er hielt in Bristol Vorlesu gen über Chemie, die solche Aufmerksamkeit, besonders auch bei den Directoren d Royal Institution erregten, daß er nach London gezogen wurde. Nun kam

chemische Versuche von höherer Bedeutung vornehmen, durch die er bald als einer der scharfsinnigsten Chemiker bekannt wurde. Auch seine Vorlesungen hatten den größten Beifall. Die mehrsten seiner Schriften sind ins Deutsche übersetzt. 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien, und versuchte 1820 in Neapel vergeblich, herculanische Rollen zu entwickeln. Im Sommer 1824 reiste D. nach Norwegen, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu seiner Verfügung stellte. Er überzeugte sich dadurch von dem glücklichen Erfolge seines Verfahrens, das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer durch Anbringung des Eisens in gewisser Quantität für längere Dauer zu sichern. Zugleich wurden unter s. Anleitung durch chronometrische Beobachtungen die trigonometr. Messungen von Dänemark und Hanover mit der Messung von England verknüpft.

Debure (Guillaume, und Guillaume François), zwei Vettern, berühmt in der Geschichte der Bibliographie. Jener, der Ältere, besorgte die erste Abtheil. des Katalogs der trefflichen Bibliothek des Herzogs de la Vallière (1783, 3 Bde.) Dieser, ein pariser Buchhändler, geb. 1731 und gest. 1782, brach der Bibliographie eine neue Bahn, indem er, in s. „**Bibliographie instructive, ou Traité de la connaissance des livres rares et singuliers**“ (Paris 1763 — 68, 7 Bde.) als System aufstellte, was bisher bloß Werk eines gewissen Taktes gewesen war. Nur Verblendung konnte, durch Zusammenstellung mit den bibliographischen Fortschritten späterer Zeiten, das Verdienst dieses Mannes herabwürdigen, dessen Werk, trotz des Tadels, den Le Mercier und A. dagegen erhoben (vgl. Ebert's „Bibliograph. Lexikon“, Bd. I, S. 452), immer als eines der vorzüglichsten bibliographischen Hülfsmittel geschätzt wurde. Unter s. übrigen Werken ist zu erwähnen: „**Supplément à la bibliographie instructive, ou catalogue des livres du cabinet de M. Gaignat**“ (Paris 1769, 2 Bde.). Zu beiden Werken gehört die von Nee de la Rochelle als 10. Bd. herausgegeb. „**Table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes etc.**“, die 1782 erschien. Auch Debure's Söhne, als **Debure Frères** in der Buchhändlerwelt rühmlich bekannt, haben sich als Bibliographen 1817 durch die Herausgabe des Katalogs über die reiche und kostbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy Reagh ausgezeichnet.

Decan (decanus), Dechant, Dechent (unterschieden von Diakonat), ein Titel, welchen sonst mehre Beamte geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreise einige Personen (der Ableitung nach zehn) untergeben sind; so in dem longobardischen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Bezirk eine Decanie genannt wurde. In den geistlichen Collegien und auf den Universitäten ist der Titel des Decans noch üblich. Namentlich bezeichnet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in den Collegien der Chorherren und Geistlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant, entweder der erste, oder dem Propst untergeordnet ist), — daher Domdechant. Auf den Universitäten sind Decane die Directoren der vier Facultäten, deren Würde und Amt gewöhnlich unter den Mitgliedern oder Beisitzern derselben abwechselt. Daher auch die Dechanei (Decanei), d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines geistlichen Dechanten, auch sein Kirchsprengel, oft nur seine Wohnung.

Decandolle (Augustin Pyrame), einer der ersten Pflanzenkenner in Europa, geb. 1778 zu Genf, stammt aus einer Familie, die schon im 16. Jahrh. in der gelehrten Welt einen Namen hatte. Er war Lehrer der Botanik zu Montpellier, wo er den Pflanzengarten in den blühenden Zustand brachte, der diese Anstalt auszeichnet. Seine Neider benutzten den Umstand, daß er nach Napoleons Rückkehr von Elba seine Stelle behalten hatte, um ihn der Regierung verdächtig zu machen, und erweckten so viele Verfolgungen gegen ihn, daß er seine Entlassung forderte. Seine Vaterstadt legte 1816 einen neuen Pflanzengarten an, worüber

ſie ihm die Aufſicht anvertraute, und um ihn für immer zu gewinnen, ſtiftete einen Lehrſtuhl für die Pflanzenkunde. Decandolle ging jedoch vorher nach Montpellier zurück, um ſeine unterbrochenen Vorleſungen zu endigen, und die Begeiſterung, womit ſeine Schüler ihn empfingen, entſchädigte ihn reichlich für den Verdruß, den ihm die Ultras gemacht hatten. Seine 1813 erſchienene Grundlehre der Botanik („Théorie élémentaire de botanique") iſt in Römer's Bearbeitung auch unter uns als eine vorzügliche Anleitung zur Pflanzenkunde bekannt. Unter ſ. übrigen Schriften ſind ausgezeichnet: „Plantarum succulentarum historia" (ſeit 1799, 4 Bde. Fol. und 4.) mit Abbild. von Redouté; „Astragalogia" (1803, Fol. und 4.), gleichfalls mit Abbild.; „Flore française" (1809—15, 6 Bde.), woran Lamarque Antheil hatte; „Catalogus plantarum horti botanici Montpelliensis", 1813. Über die Theorie des Lichts hat er einige Wahrnehmungen bekannt gemacht, die durch neue Beobachtungen beſtätigt wurden. 26

Decatiren, Dampfkrumpfen, ein in Frankreich erfundenes techniſches Verfahren, durch welches man das Tuch, nachdem es völlig zubereitet iſt und eine ſcharfe Preſſe erhalten hat, der Einwirkung von Waſſerdämpfen ausſetzt. Die geſchieht auf einem ſtark geheizten Ofen mit einer eiſernen Platte, die mit naſſen groben Tüchern belegt wird, auf welche das aufgeſtapelte, in regelmäßigen Lagen in einem Rahmen feſt zuſammengefaßte Tuch zu liegen kommt, um von den aus den feuchten Unterlagen ſich entwickelnden heißen Dämpfen durchzogen zu werden. Das Tuch wird dadurch wie beim Krumpfen dichter, erhält aber einen dauerhaften Glanz, da der bisherige Preßglanz nur mecht war. M. ſ. die „Verhandlungen des Vereins z. Beförder. des Gewerbfleißes in Preußen", Aug. 1825.

Decazes (Elie), Herzog, Pair von Frankreich, Herz. von Glücksburg in Dänemark, geb. zu St.-Martin-en-Laye bei Libourne 1780, ſtammt aus einer 1595 von Heinrich IV. geadelten Familie, und ſtudirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Bonaparte's Regierung trat er als Rath in die Dienſte des Königs von Holland und ſeiner Mutter, wurde dann Richter beim Tribunale erſter Inſtanz in Paris, und 1810 Rath des Appellationsgerichts daſelbſt. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba erklärte er ſich ſo feſt für Ludwig XVIII. und gegen den Uſurpator, daß er 40 Meilen von hier verbannt wurde. Im Schoß ſeiner Familie erwartete er des Königs Rückkehr, begab ſich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräfecten ernannt, löſte die Kammer der Repräſentanten auf, und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In ſteter Berührung mit den Befehlshabern der verbündeten Truppen und den Journaliſten in Paris, zeigte er ſich ebenſo klug und beſonnen als er ſich in den Proceſſen gegen Labédoyère und Ney, und nach Fouché's Entfernung als Miniſter Staatsſecretair der Polizei, gerecht und durchgreifend gegen die Häupter der letzten Revolution und für die Erhaltung der Ordnung zeigte. 1815 ward er vom König in den Grafenſtand erhoben; er vermählte ſich mit der reichen Erbin Mlle. de St.-Aulaire, der Schweſtertenkelin des vorletzten Fürſten von Naſſau-Saarbrück und der noch lebenden Witwe des Herzogs von Holſtein-Glücksburg, weßhalb ihm der König von Dänemark den auf ſeine männlichen Nachkommen forterbenden Titel: „Herzog von Glücksburg", unter der Bedingung, ſich in den Herzogthümern anzukaufen, gegeben hat. Er wurde 1818 zum Pair von Frankreich und 1820 zum Herzog erhoben. Als Polizeiminiſter, zu welcher Stelle ihn die Royaliſten empfohlen hatten, fand Decazes Gelegenheit, durch die Entdeckung und Vernichtung gewiſſer dem Monarchen ſelbſt ſehr wichtiger Papiere ſein Anſehen ſo zu befeſtigen, daß ihm ſeitdem nichts bei die Gnade des Königs ganz entziehen können. Dagegen wurde er den Ultras verhaßt, weil er vorzüglich den König bewog, durch die Ordonnanz vom 5. Sept. 181[illegible] die ſogenannte Chambre introuvable (ſ. d.) aufzuheben. Seine Mäßigung verwickelte ihn mit den Ultras von der rechten und von der linken Seite in glei[illegible]

Kämpfe. „Royaliser la nation, nationaliser le royalisme“, sagte er
, sei der Zweck der Regierung. Allein man unterließ, der Charte gesetzliche
ften zu geben, und die ersten Beispiele von Ausnahmegesetzen: das gegen
sönliche und das gegen die Preßfreiheit — so viel Milderung auch Decazes
gte — waren für die Folge ein gefährliches Beispiel von Maßregeln der
t. Als jedoch Richelieu, nach seiner Rückkehr von Aachen, im Oct. 1818,
tiberale System in Anwendung bringen und das Wahlgesetz vom 5. Febr.
abändern wollte, erklärte sich Decazes, nebst dem Kriegsminister Gouvion-
t, mit solchem Nachdruck für das constitutionelle System, daß endlich Ri-
und Lainé sich zurückzogen, worauf der König am 29. Dec. 1818 den Gra-
ays an Lainé's Stelle zum Minister des Innern ernannte, und nach dessen
ag das bisher bestandene Polizeiministerium aufhob, welches hierauf mit
Ministerium des Innern vereinigt wurde. Nunmehr verwaltete Decazes,
entliche Schöpfer des neuen Ministeriums, drei Ministerien, das des In-
es Cultus und der Polizei. Aus Klugheit überließ er den Vorsitz im Mi-
the dem Marquis Desolles (s. d.). Dieses Ministerium handelte, so viel
chte, im Sinne des neuen Frankreichs, weil es dadurch mehr Mittel wirk-
acht und mehr willigen Gehorsam bei dem Volke zu finden glaubte, als
, was die Opposition verlangte, die Grundsätze des alten Frankreichs be-
te. Einer der gründlichsten Publicisten Frankreichs, der damalige Staats-
ipt, der in Decazes's Ministerium Generaldirector der Departementalver-
g war, hat in s. Schrift: „Du gouvernement de la France depuis la
ation et du ministère actuel“ (Paris 1820), sowie in s. spätern: „Des
s de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France“
, Oct. 1821), den Geist und den Gang der Decazes'schen Verwaltung im
ichte mit der frühern und der darauf folgenden, scharfsinnig entwickelt und
eilt. Vergebens kämpfte die oligarchische Opposition der Kammer, zu der
, Lafitères, de la Bourdonnaye, Clausel de Coussergues, Lainé u. m. A.
, und in der Pairskammer vorzüglich die H. von Châteaubriand und von
ames, gegen den einflußreichen Minister. Decazes bewirkte dennoch eine
ung in der Vollziehung der 1816 gegen die Regicides erlassenen Verordnung.
wurde die Strafe der Verbannung ganz erlassen, und viele von den Ver-
n durften zurückkehren. Auch gelang es ihm, den von Barthelemy in der
ammer (im Febr. 1819) gemachten Vorschlag, das Wahlgesetz abzuändern,
s constitutionswidrige System der indirecten Wahlen, zu beseitigen, indem
h die königliche Ernennung von 70 neuen Pairs (im März 1819) der Re-
h die Stimmenmehrheit sicherte; was zugleich das erste Beispiel dieser Art
nisteriellen Taktik war. Hierauf versuchte er, an die Stelle des bisherigen
wanges, drei Gesetze gegen die Mißbräuche der Preßfreiheit (vgl. De-
) im Mai und Jun. 1819 einzuführen, die jedoch nur kurze Zeit gegolten
Mehr Bestand hatte die von ihm, im Aug. 1819, wieder veranstaltete,
he Ausstellung der Erzeugnisse des franz. Kunstfleißes. Auch verdankt ihm
ich die Errichtung eines Handels- und Gewerberaths, mehre Gesellschaften
Ackerbau, eine Unterrichtsanstalt für die technischen Künste und Gewerbe,
Bildung junger Landwirthe auf Kosten des Staats. Unterdessen war der
r Hofpartei und der Ultras gegen den vom König fast ausschließend begün-
Minister, besonders seit der von ihm 1818 entdeckten sogenannten weißen
wörung, deren Untersuchung geheim geführt und endlich ganz niedergeschla-
erden war, immer höher gestiegen. Am unversöhnlichsten, glaubt man,
n Baron von Vitrolles entgegengearbeitet. Als nun Decazes noch überdies
ten mußte, daß die Partei der Liberalen, welche das Resultat der Wahlen
319 sehr verstärkt hatte, der Regierung zu mächtig werden könnte, so näherte

er ſich wieder theils der Hofpartei, theils der rechten Seite, und ſuchte der w
Entwickelung der liberalen Inſtitutionen Einhalt zu thun. Dieſes Schw
zwiſchen conſtitutionellen und rein monarchiſchen Anſichten, was man, wie
früher geſchehen war, ſein Schaukelſyſtem (Bascule) nannte, regte nicht
die ultraliberale Oppoſition gegen ihn auf, ſondern entzweite ihn ſogar mi
folgerecht conſtitutionell geſinnten Miniſtern Deſolles, Gouvion-St.-Cyr
Louis. Sie widerſetzten ſich nämlich jeder von Decazes in Vorſchlag gebr
Abänderung des Wahlgeſetzes, und nahmen endlich, als ſie ſich überſtimmt
ihre Entlaſſung. Aber auch das neue, vom König am 19. Nov. 1819 ern
Miniſterium, in welchem Pasquier, Latour-Maubourg und Roy die erle
Stellen erhielten und Decazes den Vorſitz führte, konnte ſich über die zu treff
Abänderungen des bisherigen Syſtems nicht vereinigen. Deſerre entwar
neues Wahlgeſetz, wobei Decazes zwar die Einführung von oberen Wahlcoll
zugab; jedoch den Wählern keine doppelte Stimme einräumen wollte.
Wahlgeſetz.) Auch die beiden andern Geſetzentwürfe, wegen der Cenſu
wegen der Verhaftung von Unruhſtiftern, fanden im Miniſterrathe nicht und
ten Beifall; noch größer war der Widerſpruch bei mehren Mitgliedern der r
Seite und des Centrums. Die Liberalen endlich waren ohnehin damit gänzlich
zufrieden. Da geſchah es, daß ein ſchreckliches Verbrechen, die Ermordun
Herzogs v. Berry (ſ. d.) am 13. Febr. 1820, den leidenſchaftlichen Haß der U
royaliſten gegen Decazes, als den Beſchützer der liberalen Ideen, die ſie fü
Urſache jenes Frevels hielten, bis zur Wuth entflammte, ſodaß der Dep
Clauſel de Couſſergues den Miniſter öffentlich der Mitſchuld an der Ermordun
Prinzen anklagte. Weil nun Decazes einſah, daß der von ihm am 15. Febr
Kammern vorgelegte dreifache Geſetzentwurf den Erwartungen keiner Partei
ſprach, und er überdies noch wahrnahm, daß auch die königliche Familie vom
nige ſeine Entlaſſung verlangte, ſo nahm der von den Liberalen verlaſſene, von
Ultras auf das heftigſte angegriffene und durch die ſchändlichſte Verleumdung
erſchütterte Miniſter am 18. Febr. ſeine Entlaſſung, und ſchlug den Herzog
Richelieu zu ſeinem Nachfolger vor. Der König genehmigte dies am 20. F
doch erhob er, zum Beweiſe ſeiner Zufriedenheit, den Grafen Decazes und d
Nachkommen, nach Ordnung der Erſtgeburt, in den Herzogsſtand, und ern
ihn zu ſeinem Botſchafter am großbritanniſchen Hofe. Auch blieb Decazes St
miniſter und Mitglied des Geheimenraths. Der Herzog begab ſich jetzt mit
Familie auf ſein ſchönes Landgut le Gibeau bei Libourne, und ging erſt im
1820, nachdem ihm der König vorher noch das große Band des heil. Geiſte
ertheilt hatte, nach London ab. Hier trat er mit großem Glanze auf, und er
ſich bald die allgemeinſte Achtung. Seine Aufmerkſamkeit betraf vorzüglich
innern Haushalt des merkwürdigen Inſelſtaats, um das Gute deſſelben
Frankreich zu verpflanzen. — Unterdeſſen war in Frankreich die neue Wahl
mit dem Vorrechte der doppelten Stimme eingeführt worden, wodurch die h
ſten Gegner des Miniſteriums in die Kammer kamen, ſodaß Pasquier, De
Simeon, Roy, Latour-Maubourg und die übrigen Miniſter ſich bald von
übermächtigen Oppoſition bedroht ſahen. Decazes mochte wahrſcheinlich in
Sturze derſelben auch den ſeinigen erblicken; daher nahm er, wegen der Ge
heit ſeiner Gemahlin, im Mai 1821, Urlaub, und ging nach Paris. S
kam noch Folgendes. Bei Gelegenheit der Beſchlüſſe des laibacher Cong
hatte Decazes, ſeiner vom franz. Miniſter des Auswärtigen, Baron Pasquier
haltenen Vorſchrift gemäß, dem Lord Caſtlereagh die beſtimmteſte Verſich
von Frankreichs unbedingter Neutralität in der Angelegenheit Neapels geg
deſſenungeachtet waren die franz. Miniſter in Laibach den von Öſtreich ergrif
Maßregeln beigetreten. Darüber kam es zu einer Erklärung zwiſchen Caſtle

Decazes, worauf sich Letzterer an Pasquier wandte, und von diesem erfuhr, ie franz. Gesandten in Laibach, ohne Pasquier's Wissen, besondere Verhalbriefe erhalten hatten. — Während des Herzogs Aufenthalt in Paris hte die liberale Partei, ihn mit Talleyrand zu vereinigen, um das Ministerium rzen; allein sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, denn Decazes stand mit ien und Deserre in gutem Vernehmen. Doch hatte der Herzog öfter Unterzen mit dem Könige, womit indeß die im Aug. 1821 erfolgte Entlassung der Minister ohne Portefeuille, Corbière und Villèle, in keiner Verbindung gen zu haben scheint. Decazes suchte vielmehr um seine Entlassung von dem dtschaftsposten an, und zog sich schon im Julius auf seine Güter zurück, wo mit der Landwirthschaft beschäftigte, deren verbesserter Zustand im Depart. inde größtentheils sein Verdienst ist; auch dankt ihm Libourne die Errichteiner Gesellschaft für den Ackerbau, eines Museums, einer Schule des wechgen Unterrichts, eines Gestüts u. s. w. Während er so ganz als Landwirth rfolgte in Paris die Ministerialveränderung vom 4. Dec. 1821, welche n Triumph der Partei von Villèle über die Anhänger von Decazes angeerden kann. Bald darauf wurde an des Herzogs Stelle der Vicomte de teaubriand (s. d.) zum Botschafter in London ernannt. Endlich kehrte es in den letzten Tagen des Febr. 1822 nach Paris zurück, wo die Sitzung ammern von 1821 noch fortdauerte. Doch nahm er an den Verhandlungen Pairskammer über das Preßgesetz, welches er und seine Freunde mißbilligten, mittelbaren Antheil. Nur einmal sprach er gegen den Justizminister, met, für seinen Freund, den Hrn. von Lally-Tolendal, um einen Vorwurf emselben abzuwehren. — So lange Ludwig XVIII. lebte, war die Decaie Partei, deren Organ das „Journal de Paris" war, von den Royalisten, insdere von den Anhängern des gegenwärtigen Finanzministers von Villèle, ebenso ßt als gefürchtet. In der Pairskammer gehören zu derselben die Herren Bade Lestang, von Lally-Tolendal, Barante und Molé, in der Deputirtenmer aber die meisten Doctrinairs und viele Mitglieder der linken Seite. Da n der letzten Zeit auch der Fürst Talleyrand sich an die Doctrinairs zur Linken ß, so glaubte man, daß endlich eine Vereinigung zwischen Decazes und rand zu Stande kommen könnte, wobei der Exminister Pasquier als Ver genannt wurde; allein bei dem persönlichen Vertrauen, welches der König ihrend seinem ehemaligen Premierminister schenkte, that der kluge Decazes Schritt, der Ehrgeiz verrathen, oder ihn auf die Seite der Opposition ziehen . — Als Staatsmann besitzt Decazes weder die Tiefe der Gedanken eines t, noch die Beredtsamkeit eines Deserre. Seine Reden enthielten immer te Stellen; allein sie zeigten weder das Talent, in die Verhandlungen einigen, noch die Freimüthigkeit in Gedanken und Ausdruck, welche Deserre Übrigens ist Decazes ein Mann von vielem Verstand, der auch im Umie liebenswürdigsten Formen hat, sodaß schon sein Äußeres für ihn einnimmt. h bleibt ihm das unbestrittene Verdienst des redlichen Wollens und der Treue den König. — Vgl. „Zeitgenossen", Heft XIX. 20.

Decemvire, s. Appius Claudius Crassinus.

Dechiffrirkunst, die Kunst, den Inhalt einer geheimen, mit verabZeichen (oft Ziffern, daher Dechiffrirkunst) geschriebenen Schrift zu enträthVor allen Dingen muß man die Selbstlauter aufsuchen. Dieses geschieht gende Art: 1) Man zieht alle zweibuchstabige Worte aus der geheimen t heraus und schreibt sie vor sich hin. Hernach sucht man auch die Worte, am Ende der einen und am Anfange der andern Zeile also getheilt sind, daß de der Zeile nur die zwei ersten Buchstaben des Worts stehen; denn einer daß nothwendig ein Vocal sein. Hierauf nimmt man die fünf Buchstaben

heraus, welche am meisten vorkommen. 2) Man prüft diese fünf B
und versucht, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder
vorkomme. Findet sich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen i
man die rechten Vocale noch nicht gefunden, und sucht aufs neue. Hat
lich die Vocale gefunden, so muß man 3) dieselben unterscheiden. Weil
E im Deutschen der gemeinste ist, so sieht man zu, welcher Buchstabe sich
heimen Schrift am meisten sehen läßt, wenn man vermuthen kann, de
deutsch ist; dieser ist gewiß E. 4) Die Buchstaben A, C, H, S, R, W,
werden im Deutschen durch die kurzen Wörter an, auch, das, wir, ihm,
die Buchstaben J, N, U, D, durch die Wörter ein, um, und, ausgeforsc
übrigen sind in der deutschen Sprache noch folgende Eigenschaften der B
in Acht zu nehmen. A allein wird im Anfange eines Worts doppelt gefun
steht nie im Anfange eines zweibuchstabigen Wortes, und kommt mitten i
nur selten doppelt vor. C kommt in keinem Worte von zwei Buchstaben
in keinem deutschen Worte dreimal, folgt niemals auf einen doppelten Bu
ausgenommen in dem Worte Isaac, und steht nicht zu Ende eines Worts,
einigen Nennwortern. D kommt nie dreimal in einem Worte vor, geht
einem Doppelbuchstaben her, und steht in keinem Worte von zwei Buchst
tenan, außer in dem Worte öd. E steht nie zu Ende eines Worts von zw
staben, als in dem Worte je, und dem Ausrufe He, wird niemals im
auch nicht zwischen einerlei Buchstaben, doppelt gefunden. F geht vor kei
pelten her. G ist in keinem Worte von zwei Buchstaben. H ist ebenfa
nem Worte von zwei Buchstaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha, He
in keinem Worte doppelt, K ebenfalls nicht, ist auch nie der zweite Buchst
Worts, und in keinem Worte von zwei Buchstaben zu finden. L findet si
nem zweibuchstabigen Worte; zwischen zwei L steht ferner kein doppelter B
M fängt kein Wort mit zwei Buchstaben an, steht in keinem dreibuchstabige
in der Mitte, außer in Amt und Ems, kommt in wenig einfachen Wor
Mal vor, es stehe denn doppelt beisammen, kann nicht zu Anfange oder
eines Worts stehen, in welchem der andre und dritte Buchstabe vom Anfa
Ende einerlei sind, zwischen zwei M kann kein doppelter Buchstabe vork
N kann in keinem Worte, in welchem der andre und dritte Buchstabe vom
oder Ende einerlei sind, der Anfangs- oder Schlußbuchstabe sein; geht vo
doppelten Buchstaben her, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwischen
läßt sich kein doppelter Buchstabe sehen, außer in dem Worte Kanaan. W
Buchstabe allein steht, so kann es kein andrer als O sein; er steht in keine
buchstabigen Worte voran, außer in ob, und befindet sich in keinem Worte
außer in Boot, Moos, Moor, Schooß und Lootse. P steht in keinem W
drei Buchstaben, geht vor keinem doppelten Buchstaben her, kommt in
deutschen Worte drei Mal vor, steht nicht zwischen einerlei Buchstaben,
Leopold und Papagei, und ist nicht am Ende zu finden, außer in knapp,
und Ysop. Q. Nach demselben folgt allemal u, es kommt niemals dopp
steht nie zwischen einerlei Buchstaben, geht vor keinem doppelten Buchstal
und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, ist endlich in keinem Worte de
vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andre und dritte vom Ende. S
kein Wort von zwei Buchstaben an, steht nicht im Anfange, wenn der andre
stabe ein Consonant, oder mit dem dritten einerlei ist, ausgenommen in Raal
ferner vor keinem doppelten Buchstaben her, es sei denn in den Wörtern
Burggraf, Berggrün. S steht in keinem Worte von zwei oder drei Buch
voran, außer in so, sie und See. T fangt kein Wort von zwei oder drei B
ben an, außer Tag, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchstaben h
ist in keinem zweibuchstabigen Worte der letzte Buchstabe. U steht nie im An

der andre und dritte Buchstabe einerlei sind, außer in einigen mit un zusam-
esetzten Wörtern, als unnütz u. s. w., und wird in keinem Worte verdoppelt,
in Genugthuung. V findet sich fast nur in den Sylben ver, vor ꝛc., am
sse nur in Sklav und Gustav, und hat nie einen Consonanten unmittelbar
sich. W kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, außer in wo, steht
nem Worte von drei Buchstaben in der Mitte außer in zwo, und geht vor kei-
doppelten Buchstaben her, außer in zween. X steht in keinem Worte von
Buchstaben und kommt, außer in einigen Nennwörtern, nie zum Anfange
Wortes vor. Y fängt fast kein Wort an, steht auch in keinem zwei- oder
igen Worte voran, außer in Ysop. Z kommt in keinem zweibuchstabigen
t vor, als in zu, ist in keinem Worte der andre Buchstabe, außer in Czar,
mmt in keinem Worte drei Mal vor. Übrigens ist diese Kunst nur auf solche,
kommene Geheimschriften anwendbar, in denen man sich darauf beschränkt,
uchstaben des Alphabets durch andre übereinkünftliche Zeichen oder Zahlen
stellen, und deren Entzifferung keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterwor-
. Dagegen aber scheitert alle Kunst an denjenigen Geheimschriften, welchen
Wörterbücher zum Grunde gelegt werden, worin jedes Wort, oder auch wol
Sätze, mit einer Zahl bezeichnet sind, und wobei man noch die Vorsicht an-
t, 1) die alphabetisch gesetzten Wörter nicht nach der Reihe, mit 1, 2, 3
., sondern möglichst unregelmäßig zu beziffern, und 2) sogenannte Non-Va-
, d. h. ungültige Zahlen, oder Zahlen, denen keine Wörter beigegeben sind,
beim Chiffriren den Valeurs, oder gültigen Zahlen untermischt werden, zu
zu nehmen. Fast völlig unnütz ist diese ältere Dechiffrirkunst durch die neuere
mit Chiffren zu schreiben geworden, wobei nach einer sehr einfachen Regel,
sich mündlich mittheilen und im Gedächtnisse bewahren läßt, doch die Zeichen
die Buchstaben stets wechseln. Dies ist die, wo nicht allgemein, doch bei sehr
n Höfen gebräuchliche **Chiffre quarré** oder **Chiffre indéchiffrable.** (S.
Geheimschrift.)

Decimalmaß, die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit
Ruthen ꝛc.) in 10 gleiche Theile; auch hat man versucht, den Quadranten
Kreises in Decimaltheile abzutheilen. In diesem Fall wird der 10. Theil
solchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die franz. Mathematiker
aber erst den 100. Theil eines Quadranten einen Decimalgrad, und den
Theil eines solchen Grades eine Decimalminute.

Decimalrechnung, eine Rechnungsart, in der man keine andern
gebraucht als zehntheilige, hunderttheilige, tausendtheilige u. s. w., die
sogenannten Decimalbrüche nennt. Joh. Regiomontanus bediente sich ihrer zuerst
seinen Sinustabellen. Sie gewährt große Vortheile und Erleichterungen. Da
bei unserer Art, die Zahlen zu schreiben, die Stelle den Werth der Ziffern be-
stimmt, sodaß jedesmal die Ziffer zur Linken zehn Mal mehr gilt, als die nächste
rechten und umgekehrt, so gibt bei den Decimalbrüchen, die als eine Ausdeh-
ung des Decimalsystems in dem Sinne, wie es im Art. **Zahlensystem** dar-
gestellt wird, betrachtet werden können, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den
Werth oder den Nenner des Bruchs an, sodaß man denselben nicht hinzusetzen
darf; man trennt die Ganzen von dem Decimalbruche durch ein Komma, sodaß
das Komma, zwischen mehren Zahlen befindlich, das charakteristische Zeichen ei-
nes Decimalbruchs ist. Z. B. 5,36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hundertel oder
6 Hundertel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tausendtel u. s. w.

Decimalsystem, s. **Zahlensystem**.

Decime, 1) eine franz. Münze, ein Zehntheil eines Franken, etwa zwei
Groschen nach alter Münze; 2) in der Musik der zehnte Ton (eigentlich der neunte,
weil der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Musik mitgezählt zu wer-

den) von einem beliebigen Grundton ausgerechnet, oder das Intervall welches auf einander folgende Stufen und folgende zehn Töne begreift, wenn man die den äußersten Töne, welche das Intervall anfangen und schließen, mitred Mithin ist die Decime die Terz der Octave, oder die Octave der Terz eines gen Grundtons, und kann auch so verschieden gebraucht werden. — Decimol in der Musik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren, 1) den Zehnten (den Decem), d. i. eine Angabe in Geld Naturalien erheben. Diese Erhebung oder Entrichtung heißt Decimatio Im Kriegswesen bedeutet Decimation die Aushebung des 10. Mannes Corps oder Regiments, durchs Loos, um ihn hinrichten zu lassen. Diese schieht zur Bestrafung einer Mannschaft, welche ein Verbrechen gegen den S begangen, z. B. revoltirt hat. Schon früh kommt diese Strafe bei den mern vor.

Decision, überhaupt Entscheidung, sie sei richterlich oder gesetzgel In Sachsen werden besonders eine Reihe gesetzgebender Bestimmungen so gen welche 1661 über zweifelhafte Rechtsfragen ertheilt wurden (die 91 ältern De nen), sowie 1746 wieder 40 solcher Entscheidungen gegeben wurden (neuere De nen). — Decisum nennt man eine richterliche Entscheidung ohne Gründe, n in einfachen und minderwichtigen Sachen ertheilt oder eingeholt wird. — Dec entscheidend, z. B. Decisivrescript. Der Ausdruck Decisivstimme (vo decisivum) hat eine doppelte Bedeutung; a) ist es eine solche, welche bei dem Bes nach Mehrheit der Stimmen mitgezählt wird, und steht alsdann der bloß berat den (v. consultativum) entgegen; b) ist es das Recht bei Stimmengleichhe Entscheidung zu geben, welches meist dem Vorsitzenden eines Collegiums beig ist (zuweilen auch den Referenten, zuweilen wird die mildere Meinung vorgezo Auch dabei ist noch ein Unterschied. In einigen Verfassungen darf der Präs gar nicht mitstimmen und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit den schlag, nach andern wird seine Stimme mitgezählt, und wenn nun Stimm gleichheit vorhanden ist, so gilt, um einen Beschluß zu Stande zu bringen, Stimme doppelt. 37.

Decius (Publius) Mus, ein edler Römer, der sich als Consul Manlius Torquatus 340 v. Chr., in einer Schlacht gegen die Lateiner frei dem Tode weihte; welchem Beispiele später auch sein Sohn und sein Enkel fol Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlands und Frömmigkeit die Herzen begeisterten, nicht ungewöhnlich, und geschahen großer Feierlichkeit, indem der sich selbst Opfernde, nach Vollendung gewiss ligiöser Gebräuche, im schönsten Waffenschmuck sich unter die Feinde stürzte, den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für sein Vaterland sterben müsse. — cius hieß auch ein röm. Kaiser (reg. nach Chr. 249 bis Dec. 251), welch Christen verfolgte und in einer blutigen Schlacht in Mösien gegen die Gothen seinem Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenstück, Plafond. Decke man den Theil eines Zimmers oder Saales, der selbige von oben schließt. meiniglich ist sie wagerecht, öfters auch gewölbt. Wir betrachten hier nur die zierung derselben. Die gewöhnlichste ist, daß von den Enden und dem Sim Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo diese sich e die Decke mit einigen Gliedern eingefaßt wird. Soll der innere Raum der ebenfalls verziert werden, so wird er öfter in Felder abgetheilt (Felderdecken), er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus S (Stuccaturarbeit), oder bloß gemalt. Öfter aber ist es auch ein wirkliches mälde, womit die Decke verziert ist (Deckenstück, Deckengemälde). Wie viel in der ganzen Malerei nichts schwieriger ist, als Stücke dieser Art, so ist au

Dinge kaum über etwas so in Verlegenheit, als über sie. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieser Art überhaupt zulässig seien. Daß sie einen beschwerlichen Standpunkt für den Beobachter haben, und uns zumuthen wollen, in einem verschlossenen Platze über uns das Freie zu sehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Dieser Vorwurf muß wenigstens den Künstler darauf aufmerksam machen, daß er sein Locale auf eine andre Art zu benutzen habe, als sonst der Maler thut, wenn nicht das Auge, statt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrscheinlichkeit grob verletzt werden soll. Zweierlei hat er dabei stets zu berücksichtigen: Gegenstände und Behandlung. Der Abbé Laugier wurde gewiß von einem sehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terrassen noch Berge, weder Gebäude noch Flüsse, weder Wälder noch irgend etwas von Demjenigen dulden wollte, was nie über uns sein kann. Die Deckenstücke von Peter von Cortona und Lebrun mit der Flotte des Äneas und den Thaten des Hercules möchten in dieser Hinsicht nicht zu billigen sein. Dem gesunden Menschenverstand leuchtet es ein, daß sich für Deckenstücke nur Gegenstände aus dem Luftreiche schicken, und wenn wir zu diesen die mythischen Wesen aller Religionen rechnen, so geschieht es, weil wir dies aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegorischen Wesen hingegen, welche Sulzer noch gestattet, dürften schon manche Einschränkung erleiden. Hat nun aber der Künstler seinen Gegenstand glücklich gewählt, so hat er noch viel zu erwägen über dessen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichsam weggehoben, und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet ist, so versteht sich von selbst, daß das Gemälde in einem leichten Colorit ausgeführt sein müsse. Die Figuren müssen so gezeichnet sein, daß sie aus dem Standpunkte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten, oder sie müssen, nach dem Kunstausdruck, plafoniren. Dies erfodert eine tiefe Kenntniß der Perspective, welche eine andre Anordnung bei flachen, eine andre bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigst zusammenhängen mit dieser Perspective die künstlichen Verkürzungen, ohne welche das Plafoniren nie gelingen wird. Deßhalb war auch Correggio Meister darin, wie seine Kuppeln der Domkirche und St.-Johanniskirche von Parma beweisen, da hingegen Rafael, der die Verkürzungen so gern vermied, in seinem Plafond der Farnesina hinter ihm zurücksteht. Wenn Mengs, der die Deckenstücke bloß für an der Decke aufgehangene Gemälde wollte angesehen wissen, jenen Deckenstücken Correggio's das Studium der Werke Michael Angelo's ansehen will, so heißt dies wol nichts Anderes als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieser. Übrigens sei es beiläufig gesagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden ersten im Ganzen gemalten sind, da man sie vorher immer theilweise oder mit Farben zu malen pflegte. Die dargestellten Gegenstände müssen endlich jederzeit in Übereinstimmung stehen mit dem Zwecke und Charakter des Gebäudes selbst; nur Decken von einiger Höhe eignen sich zur Verzierung durch Deckenstücke; die gewölbten vielleicht am meisten.

Declamation, die Kunst des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedankenganzen durch Redetöne; declamiren heißt folglich ein Redeganzes vollendet schön vortragen. Die Neigung für diese Kunst ist in unsern Tagen sehr hoch gestiegen, wie die öffentlichen Ausstellungen dieser Kunst (Declamatorien) beweisen. Gleichwol sind ihre Foderungen so mannigfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich selten ist; denn nicht allein, daß hierzu besonders körperliche Vorzüge, namentlich gute, beugsame Sprachwerkzeuge und ein edler Anstand, erfodert wird, so heischt diese Kunst auch noch die besondern Vorzüge eines gebildeten Verstandes, eines feinen, geläuterten Zartgefühls und anderweitige wissenschaftliche Kenntnisse, deren Mangel sich bei dem, was so mancher als Declamation affectirt, der oft nur richtig ausspricht, oder recitirt, sehr leicht verräth. In den

Zeiten des alten Roms und Griechenlands ſtand die Redekunſt in ſo hohem
daß in den griechiſchen Freiſtaaten Niemand leicht zu hohen Ehrenſtellen e
gen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne wa
der Ort, wo ſich der Republikaner bewährte. Daher wurde ſie zu den H
cen der Erziehung gerechnet. Von der Muſik, welche im Sinne der Alte
lich Dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schon
üben und ſchärfen lehrte, war ein wichtiger Theil die Declamation, mit w
Mimik verbunden war. Für die Lehre dieſer Wiſſenſchaft hatten die A
Klanggeſchlechter und eigne Zeichen zur Betonung der Sylben, eine Art u
über den Text geſchriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatu
durch die verſchiedenen Richtungen und Wendungen der Buchſtaben dieſe
ſchlechter und Töne angegeben wurden. So wenig Zuverläſſiges nun
über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieſer Töne bis auf unſe
gekommen iſt, ſo bleibt doch wol ſo viel ausgemacht, daß, auch bei wirklich
denen beſtimmtern Nachrichten, eine allzu ſtrenge Nachahmung der Mu
aus fehlerhaft, und die Declamatorik, ſowie ſie die griechiſche Sprache un
malige Zeitalter foderten und das griechiſche Ohr liebte, ſehr wenig zu
Sprache, zu unſerm Zeitalter und zu unſerm Ohre paſſen möchte. Der
der Redner des Alterthums näherte ſich mehr dem Geſange oder unſerm
Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen An
ter ſich treten, der ihm auf einem muſikaliſchen Inſtrumente von Zeit zu
Grundton und die vorzüglichſten Abweichungen der Töne angab. Auf
begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vgl. Chor); in d
richten von den römiſchen Luſtſpielen finden wir, daß ſie mit Tibiis de
sinistris begleitet waren, wobei auch zugleich Derjenige mit genannt wurde
die modos, die Compoſition und Melodie, machte. Bei der Declamatio
Alles auf den verſchiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei B
und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des
mirenden Stücks beſtimmt die Wahl des Grundtons, und für dieſe verſ
Grundtöne nehmen Einige ſeit Schocher (einem bekannten Lehrer der Decl
der in Naumburg geſtorben iſt) eine oratoriſche Scala an, welche die verſ
Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfol
beſtimmen ſoll, und durch die Vocale a, e, i, o, u, oder in ihrer Folge: u,
bezeichnet wird. Auch hier wird, ſowie in der Muſik, die Stimme in di
hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verſchiedenen Tona
Grundtöne zu beſtimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Ge
wegungen und Leidenſchaften nöthig ſind. Jede ſtärkere oder ſchwächere G
bewegung ferner hat ihren eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in der
Gange der Stimme. Ganz anders ſpricht der frohe als der traurige
ganz anders iſt der Ton des Zornigen als der des Zufriedenen und Ruhi
w.; hierauf gründet ſich die Lehre von den Grundtönen in der Declamatio
den verſchiedenen Tonarten. Denn ſowie bei einer muſikaliſchen Compoſ
mer ein gewiſſer Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb deſſen Gr
Compoſition ſich fortbewegt, ſo iſt es auch in der Declamation, indem
rakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder einer Rede ꝛc. einen
den genau entſprechenden Grundton heiſcht, nach welchem die übrigen T
Abweichungen der Stimme während des Vortrags ſich genau richten müſſe
gehören übrigens mehr als alltägliche Kenntniſſe dazu, um den Federun
wahren Declamation Genüge zu leiſten; indem der Declamator nicht allein
ler iſt, ſondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, alſo b
bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinn, d. i. bei dem
chen Vortrage der Poeſie, poetiſchen Sinn und Kenntniß der Dichtkunſt

mit. Nach der Verschiedenheit der Poesie ist die poetische Declamation wieder verschieden, nämlich epische oder erzählende, dramatische oder darstellende, und lyrische (die eigentliche Declamation). An die poetische grenzt die oratorische, die jedoch von ihr durch den Zweck des prosaischen Vortrags sehr verschieden ist. Nach der jedesmaligen Tonart muß sich nun auch stets das eben so sorgfältig zu wählende Tempo auf das strengste richten, indem auf der richtigen Bestimmung desselben und der Taktveränderung außerordentlich Vieles in der Declamation beruht. Hiermit steht in Verbindung die Kenntniß der poetischen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptsache aber ist die zu der verhältnißmäßigen Auf- und Abstufung erforderliche Intension der Stimme, wodurch die todten Wörter erst zu lebendigen Worten erhoben, vermittelst welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anschaulich gemacht werden und lebhafte Theilnahme erwecken. Dieses nennt man Accent, der so mannigfaltig ist, daß die Lehre von den Accenten und die Bestimmung ihres richtigen Gebrauchs der schwierigste Abschnitt in der Declamation ist, und besonders wissenschaftliche Ausbildung erfodert. (S. Accent.) Außer den Accenten kommen noch andre Biegungen der Stimme bei einem vollkommenen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle, und damit genau verbundene Pausen, deren Lehre wieder einen bedeutenden Abschnitt in der Declamation ausmacht, dessen Ausübung sehr schwierig ist. Der zu häufige und willkürliche Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote stehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er seine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren". Sonach wird denn eben die Kunst, vermittelst des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redestimme, das Mannigfaltige der rhythmisch fortschreitenden Erzeugnisse der Sprache, bei der Darstellung zu einem regelmäßigen und schönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf besondern wissenschaftlichen Grundsätzen und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet sich der Unterricht in der Gesticulation. Denn es ist dem belebten Menschen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu sprechen, obgleich die Declamation, je reiner ihre Wirkung sein soll, und je mehr sie sich in ihrer eignen Größe zeigen will, desto mehr der Mimik zu entbehren sucht.

Declination, jede Neigung, Abweichung, Veränderung, z. B. der Endsylben eines Nennworts in der Grammatik, in der Naturlehre die Abweichung der Magnetnadel (s. d.) bald gegen Osten, bald gegen Westen. Das Instrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetnadel bemerken kann (Abweichungscompas), heißt Declinator oder Declinatorium. Declination in der Astronomie, s. Abweichung.

Decoration, überhaupt jede Ausschmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenstandes, z. B. eines Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man von einer Decorationskunst oder Verzierungskunst überhaupt, deren Grundsatz: Zweckmäßigkeit oder geschmackvolle und sinnliche Übereinstimmung der Verzierung mit der Bestimmung und dem Charakter des zu verzierenden Gegenstandes ist, und von einem Decorateur, d. h. einem Künstler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. eines Saales oder Gebäudes bei festlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne spricht); doch braucht man diese Benennung in engerer Bedeutung von der Theatermalerei und Bühnenkunst, und versteht unter Decoration diejenigen Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewisse Scenen vorfallen, angemessen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören die Coulissen, der Grund (oder die Gardine, richtiger Courtine oder Cortine), welcher am Ende der Bühne die Aussicht schließt, Vor- und Ansätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler muß vorzüglich die lineairische und Luftperspective verstehen, um die

örtliche Täuschung hervorbringen zu können; dabei muß er die Wirkung des Lich namentlich des Lampenlichtes, und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu rechnen verstehen. Daher auch die vortrefflichsten Decorationen beim Tagesli kaum anzusehen sind. Im Allgemeinen möchten diejenigen Decorationen die zw mäßigsten sein, welche mehr andeutend als ausgeführt sind, und die Aufmerksam des Zuschauers, dem etwas Phantasie wol zuzumuthen ist, nicht von der Hau sache, d. i. den handelnden Personen, ableiten. Schinkel's und Gropius's Leist gen in diesem Fache sind allgemein anerkannt. Des braunschweig. Theatermal Frdr. Beuther's „Decorationen für die Schaubühne" (1 Liefer. Braunschw. 18 m. Kpfrn. Querfol.) enthalten ein verständiges Vorwort üb. Theatermalerei gelungene Musterblätter.

Decrescendo, ein italienischer Kunstausdruck in der Musik, das im Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decret, überhaupt eine Entscheidung, obrigkeitliche Verordnung. 1) den Gerichten ist Decret im engern Sinne eine Verfügung, welche auf einseitiges suchen der Parteien ergeht, und der Entscheidung nach rechtlichem Gehör bei Theile, dem Bescheid (Erkenntniß, Sentenz, Urtheil) entgegengesetzt. Das cret in diesem Sinne wird nicht rechtskräftig und es sind dagegen also auch eigentl Rechtsmittel weder nöthig noch zulässig, wol aber einfache Beschwerden (Rec Extrajudicialappellationen) nach den Umständen bei den höhern Gerichten, oder den vorgesetzten Regierungsbehörden (den Justizministerien, dem Staatsrathe u. d 2) Das Decret ist im kanonischen Recht die Zusammenstellung dre ältern päpstlic Decretalen, und Concilienschlüsse, welche der Mönch Gratian im 11. Jahrh. ver tigte, das decretum Gratiani. (S. Kanonisches Recht.) 3) Decrete solche Befehle der höchsten Staatsgewalt, welche an einzelne Personen und Beh den ergehen, ohne der Form nach Resolutionen auf Anträge und Bitten derselb zu sein, als Anstellungs-, Entlassungsdecrete u. dgl. 4) Im deutschen Staa recht wurden die Erlasse des Kaisers an die versammelten Reichsstände so genan und zwar kaiserliche Hofdecrete, wenn sie aus dem kaiserlichen Cabinet an dieselb ergingen, Commissionsdecrete, wenn sie vom kaiserlichen Principalcommissari bei der Reichsversammlung ergingen. 5) Die alte Benennung für königliche Bef in Frankreich war Ordonnance oder Lettres; die Nationalversammlung brau zu der Zeit, als sie sich für Organ und Inhaberin der Souverainetät erklärt ha den Ausdruck: La convention nationale décrète. Während der Directorial fassung und nachher noch unter der Consularregierung war der Ausdruck Arr und arrêter gebräuchlich; aber als Kaiser nannte Napoleon die in seinem Nam ausgehenden Befehle kaiserliche Decrete; z. B. die berühmten Decrete von Ber und Mailand. (S. Continentalsystem.) 37.

Decretalen, ein allgemeiner Name für die päpstlichen Verordnung welcher die Rescripte (Antworten auf geschehene Anfragen), Decrete (richterliche E scheidungen aus der Rota romana), Mandate (Amtsinstructionen an geistliche amte, Gerichte und andre Behörden), Edicte (allgemeine päpstliche Verordnung und allgemeine Concilienschlüsse unter sich begreift. Eine ältere Sammlung selben ist die von dem Erzbischof Isidor von Sevilla (st. 636) veranstaltete, noch im Manuscript vorhanden ist. Aus ihr wurde im 9. Jahrh., wahrscheinl am Rhein (vielleicht durch Benedictus Levita), eine erweiterte Sammlung gema in welche viele nachher als unecht anerkannte Stücke aufgenommen worden daher sie in der neuern Zeit die Pseudo-isidorische Sammlung genannt w den ist. In dem „Corpus juris canonici" macht die Sammlung von Decretal welche P. Gregor IX. (st. 1241) durch Raimund von Peñnaforte verfertigen 1234 zu Paris, 1235 zu Bologna officiell bekannt machen ließ, den zweiten Haup theil nach dem Decret aus. Sie ist in fünf Bücher getheilt, und wird, weil sie

Decretalen außerhalb des Decrets enthält unter dem Namen Extra angeführt. Ein 6. Buch noch ſpäterer Verordnungen (Liber sextus decretalium) fügte 1298 Bonifacius VIII. hinzu. (S. Kanoniſches Recht.) 37.

Deduction (von deducere, herleiten, darthun); 1) eigentlich jede Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darſtellung der Gründe einer Sache; 2) eine beſondere Art des Beweiſes in der Logik und Philoſophie; doch weichen die Philoſophen in dem Gebrauche dieſes Ausdrucks ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter einen ſyſtematiſchen Beweis, des etwas von den höchſten Grundſätzen der Vernunft überhaupt, oder wenigſtens einer beſondern Wiſſenſchaft ableitet und aus ihnen darthut; Andre dagegen einen weniger ſtrengen Beweis, oder einen ſolchen, der einen geringern Grad von Beweiskraft hat als die eigentliche Demonſtration; noch Andre eine Ausführung mehrer Gründe oder Beweiſe; Fries endlich ſetzt ſie dem Beweiſe im eigentlichen Sinne (dem logiſchen Beweiſe) mit der Demonſtration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anſchauung nennt, entgegen, und verſteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweiſung in dem Bewußtſein. 3) (Jur.) Die Auseinanderſetzung eines Rechtspunktes, welche zwar auch eine mündliche ſein kann, aber doch meiſt in einer Schrift geſchieht. Im preußiſchen Proceß werden die Schriften ſo genannt, welche nach aufgenommenem Beweiſe den Parteien verſtattet ſind, um theils die Reſultate des Beweiſes auseinanderzuſetzen, theils die rechtlichen Folgerungen zu entwickeln (das Hauptverfahren des gemeinen Proceſſes), was im franzöſiſchen Proceß durch das Plädiren im Endtermin erſetzt iſt. In Staatsſachen wie ſelbſt in wichtigen Privatangelegenheiten iſt es gewöhnlich durch ausführliche, oft dem Druck übergebene Schriften die Gerechtigkeit ſeiner Sache der Welt vorzulegen, und dieſe Deductionen, in welchen oft wichtige hiſtoriſche Punkte mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit behandelt ſind, machen einen anſehnlichen Theil der juriſtiſch-ſtaatsrechtlichen Literatur aus. Vieles davon iſt durch die Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung zur Antiquität geworden, aber ſie enthalten auch häufig intereſſante Forſchungen und Urkunden, welche für eine ſolche Veranlaſſung vielleicht nie bekannt geworden wären.

Defenders, Vereinigte Irländer, ſ. Irland.

Defenſion (jur.), die rechtliche Vertheidigung, wird in dem neuern Recht nur in Straffällen ſo genannt. Sie hat auch hier eine doppelte Bedeutung, a) die Auseinanderſetzung Deſſen, was einem Angeſchuldigten gegen die Beſchuldigung, gegen gewiſſe Schritte des Criminalproceſſes oder gegen die Verurtheilung zu ſtatten kommt, und welche ſowol mündlich (im Syſtem des Plädirens), als ſchriftlich (Vertheidigungsſchrift) vorgetragen werden kann; b) ein Rechtsmittel, welches im Criminalproceß ſowol gegen gewiſſe Decrete, als gegen die Definitivſentenz gebraucht werden kann, und welches auf Reviſion und Abänderung der vorigen Entſcheidung abzweckt. In dem erſten Sinne iſt die Defenſion die letzte Handlung des Proceſſes nach geſchloſſener Unterſuchung vor dem Erkenntniſſe, und ſoll nicht allein einem Angeklagten nicht verweigert oder erſchwert werden (daher es in Deutſchland eine allgemeine Pflicht des Advocatenſtandes iſt, auch Arme unentgeltlich zu vertheidigen), ſondern der Unterſuchungsrichter ſoll auch in wichtigen Fällen von Amtswegen dafür ſorgen, daß der Angeſchuldigte vertheidigt werde. In dem zweiten Sinne kann jeder wichtige dem Angeſchuldigten nachtheilige Schritt des Unterſuchungsrichters gegen denſelben Veranlaſſung zu einem Rechtsmittel geben, aber hauptſächlich folgende: 1) die Eröffnung der Unterſuchung überhaupt, wenn die Thatſache gar nicht ſo beſchaffen iſt, daß ſie ein Criminalverfahren begründen könnte (z. B. ein Richter wollte es für ein Majeſtätsverbrechen anſehen, wenn Jemand ohne arge Abſicht eine Büſte des Regenten zerſchlagen hätte, oder er wollte Unterſuchungen wegen Ketzerei, Zauberei u. dgl. oder wegen irgend einer an ſich gleichgültigen Hand-

lung anſtellen); 2) die Eröffnung der Unterſuchung gegen einen beſtimmten angeb chen Thäter (Specialinquiſition), wenn dazu kein hinreichender Grund vorhand oder der Angeſchuldigte im Stande iſt, ſolchen ſogleich von ſich abzulehnen (durch d Beweis eines Alibi [ſ. d.], einer rechtmäßigen Nothwehr); 3) die Verhaftun 4) die Beſtrafung ſelbſt. In allen dieſen Fällen ſollte man nie das Rechtsmit der Vertheidigung abſchneiden, wiewol man ihm nicht immer Suspenſiveffect b legen muß, ſondern der Angeſchuldigte ſich, wenn Gefahr auf dem Verzuge haft der angeordneten Maßregel ſoweit, als ſie ihm keinen unerſetzlichen Schaden zuzie vorläufig unterwerfen muß. — In der Befeſtigungskunſt heißt Defenſio die Hülfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beſchoſſenen leiſtet, worauf b Anlegung einer Feſtung hauptſächlich geſehen werden muß. — Daher Defenſions linie oder Defenslinie, eine gerade Linie bei Verſchanzungen oder Feſtunge nach welcher das Geſchütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß. — Defen ſivalliance, ſ. Allianz. — Defenſivkrieg, ein Krieg, welcher vertheid gungsweiſe, d. i. um ſich vor einem bevorſtehenden oder ſchon ereigneten Angrif zu ſchützen, geführt wird. Offenſive Bewegungen können das Weſen eines Defen ſivkriegs nicht ändern, ſie ſind vielmehr in der Regel einer bloß leidentlichen Verthei digung vorzuziehen. (Der ſiebenjährige Krieg war von Preußens Seite ein Defenſiv krieg, aber voll offenſiver Unternehmungen.) (S. Vertheidigungskrieg.

Défilé, jeder Weg, der durch Ortshinderniſſe ſo beengt iſt, daß er von Truppen nur in geringer Breite paſſirt werden kann. Die gewöhnliche Anſicht der Laien beſchränkt dieſen Begriff fälſchlich auf Gebirgspäſſe; z. B. die Kunſtſtraß von Leipzig bis Lindenau iſt auch ein Défilé. Da ſie den Marſch der Truppen ſehr auf-, und dieſe dadurch länger im feindlichen Feuer halten, ſo vermeidet man ſie möglichſt, beſonders mit Geſchütz und Fuhrwerk. Die Vertheidigung eines Dé filés geſchieht verſchieden; wird es durch Anhöhen gebildet (beſonders bewachſene), ſo beſetzt man den Eingang und ſtellt ſich in Maſſe dahinter; iſt dies nicht der Fall, ſo bleibt immer das Beſte, den Weg möglichſt unbrauchbar zu machen, und ſich hinter dem Ausgange des Défilés ſo aufzuſtellen, daß die in einzelnen Abtheilungen daraus hervorrückenden Feinde durch ein wirkſames Feuer und einen entſchloſſenen Angriff ſogleich wieder zurückgeworfen werden, und gar nicht zum Entwickeln kom men; die Aufſtellung vor dem Défilé zu deſſen Vertheidigung iſt nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarſch einer andern Abtheilung gedeckt werden ſoll. (Das Geſagte leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnah men.) Beim Paſſiren eines Défilés gegen den Feind geht, nach den gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln, als Patrouillen u. ſ. w., zuerſt die Vorhut raſch hindurch, und ſtellt ſich vor dem Ausgange ſo, daß ſie die Entwickelung der nachfolgenden Maſſen deckt, deren Verhinderung das Ziel der feindlichen Anſtrengungen ſein wird. — De filiren heißt daher einen Engweg paſſiren, und, nach dem Sprachgebrauch, auch vor Jemand mit ſchmaler Fronte, d. i. en colonne oder gliederweiſe, vorbei marſchiren.

Defilement (Befeſtigungskunſt), die Beſtimmung der Lage und Höhe einer Verſchanzung, in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derſelben der Einſicht des Feindes zu entziehen. Dieſe erſt von den neuern franz. Ingenieurs wiſſenſchaftlich behandelte Beſtimmung beruht auf einer Berech nung der Entfernung und Höhe der Anhöhen, nebſt dem Winkel, unter welchem Wurfgeſchütze von dort aus auf den zu befeſtigenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Bruſtwehre beſtimmt.

Definiren, im weitern Sinn, erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, dann insbeſondere die Grenzen eines Begriffs beſtimmen, oder die weſent lichen Merkmale deſſelben deutlich angeben. — Der Gegenſtand, welcher dadurch deutlicher gemacht werden ſoll, heißt das Definitum. Die Eigenſchaften deſſel-

ihnen theils solche sein, die er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. — Die Definition muß beide angeben, und ist also eine solche Erklärung eines Begriffs, welche die Gattung, unter welcher derselbe steht, oder das gemeinschaftliche Geschlechtsmerkmal (nota generalis s. genus) und das eigenthümliche Merkmal, welches den Begriff von andern seiner Gattung unterscheidet (nota specialis s. differentialis specifica), genau und deutlich angibt. Hieraus ergeben sich alle übrige Regeln der Definition, zu welcher die Foderung eines bestimmten Ausdrucks und möglicher Kürze hinzukommen. Sie ist analytisch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in seine Merkmale aufgelöst und vollständig dargestellt wird, oder synthetisch, wenn durch Verbindung gewisser Merkmale ein deutlicher Begriff erst erzeugt wird. Die bloße Beschreibung einer Sache unterscheidet sich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend sind, die Sache von allen andern Dingen zu unterscheiden.

Defterdar, im osmanischen Reiche der Oberaufseher der Finanzen, und der Schatzmeister des Reichs; verschieden von dem Kasnadar-Baschi, dem Schatzmeister des Sultans für dessen Privatcasse.

Degen, ein Seitengewehr. Das Schwert (Ritterschwert, Schlachtschwert) unterscheidet sich vom Degen durch größere Schwere und Länge, und dadurch, daß es zweischneidig, und zu Hieb und Stich gleich brauchbar ist, während der Degen in der Regel am Griff dreikantig ist, keine Schneide hat, und nur zum Stoß oder Stich dient. Zwar unterscheidet man Stoß- und Haudegen, doch sind letztere wenig im Gebrauch, wie denn auch das Schwert gegenwärtig nur bei Ceremonien angewandt wird. Staatsdegen sind sehr leicht, öfter reich verziert und dienen nur zum Putz. — Der Pallasch, das Seitengewehr der schweren Reiterei, ist breit, einschneidig mit abgerundeter Spitze, und dient daher nur zum Hauen. Er hat gewöhnlich ein großes, die ganze Hand bedeckendes Gefäß, während der Degen nur ein sogenanntes Stichblatt hat, und die ehemaligen Schwerter nur einen, mit der Klinge ein Kreuz bildenden, Querstab zum Schutze der Hand hatten. — Der Säbel, das Seitengewehr der leichten Reiterei und des Fußvolks, bei jener länger, bei diesem kürzer, unterscheidet sich von dem Pallasch durch seine Krümmung. Die sehr stark gekrümmten türkischen Säbel haben das Eigenthümliche, daß sie, wie unsere Sicheln, die Schneide innerhalb der Krümmung haben. Die Griechen und Römer führten kurze, breite Schwerter, gewöhnlich von Kupfer, und trugen sie an der rechten Seite, wahrscheinlich um dadurch in der Handhabung des Schildes nicht behindert zu werden. Ihnen ähnlich sind unsere sogenannten Hirschfänger der Jäger.

Degenfeld (Maria Susanna Loysa, Freiin von), Hofdame der Kurfürstin von der Pfalz Charlotte (geb. Landgräfin von Hessen), deren Gemahl, Kurf. Karl Ludwig (Sohn Friedrichs V. von der Pfalz) sich nach Verstoßung seiner Gemahlin, die Freiin von Degenfeld, mit welcher er lateinische Liebesbriefe wechselte, zur linken Hand antrauen ließ (15. April 1657) und sie zur Raugräfin erhob. Sie gebar dem Kurfürsten acht Kinder, und starb in der Schwangerschaft, d. 18. März 1677. Der Kurfürst st. d. 28. Aug. 1680. S. Felix Jos. Lipowsky's Schrift: „Karl Ludw. Kurf. v. d. Pfalz und Mar. Sus. Loysa, Raugräf. v. Degenfeld" (Zulzbach 1824). — Die Schrift: „Fredegunde, oder Denkwürdigk. z. geh. Gesch. des hannöverischen Hofes" (Berlin 1825) enthält ebenfalls die Geschichte dieser Dame.

Degerando, s. Gerando de.

Degradation, die Entsetzung von einer Würde; besonders im Kirchenrechte die gänzliche Entsetzung von dem geistlichen Amte, von der Eigenschaft des Geistlichen, die Aufhebung der ertheilten Weihe. Geistliche können dem weltlichen Gericht nicht eher zu criminneller Bestrafung übergeben werden, bis sie degradirt sind, und selbst in der evangelischen Kirche geht die Degradation vorher. Sie

wird aber auch für sich angewendet, um ein unwürdiges Mitglied auszustoß
geschieht auf eine feierliche Weise, indem die Amtskleidung dem Ver
Stück vor Stück abgenommen wird. — In dem Kriegsrecht ist Degradat
Strafe der Soldaten, durch welche ein Verbrecher von einem höhern zun
Grade herabgesetzt wird. Sie fand sonst auch bei Officieren (mit vers
Feierlichkeiten, nach Maßgabe des verübten Verbrechens), und findet im r
Heere noch jetzt statt; bei den deutschen Heeren ist sie als eine mit der W
Officierstandes unvereinbare Strafart abgeschafft, und wer ein Verbrechen
das ihn dieser Würde unfähig macht, wird cassirt. Es können daher nu
officiere zu Gemeinen, und zwar nur nach dem Ausspruche eines Krie
Standrechts, degradirt werden; im preuß. Heere besteht seit der Einführ
neuen Kriegsartikel (1808) die Einrichtung, daß gemeine Soldaten, we
eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, in die zweite Classe des S
standes degradirt werden; die zu dieser Classe gehörenden sind des Nationa
verlustig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn sie solche besaßen), und es
neuen Vergehungen auf Bestrafung durch Stockschläge, welche sonst ga
schafft sind, über sie erkannt werden. In die erste Classe können sie nur
nehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es ist dazu we
einjährige tadellose Aufführung nöthig.

Dehnbarkeit, diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welch
ihren Theilen verschiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zus
hang zu zerstören. Das Gegentheil ist **Sprödigkeit**. Jene Eigens
besonders den Metallen eigen; doch besitzen sie dieselbe in verschiedenen
Über die außerordentliche Dehnbarkeit namentlich des Silbers, Goldes
Platina findet m. die neuesten Erfahrungen und Versuche in Biot's „Le
Experimentalphysik" (3. A. deutsch durch Fechner) Lpzg. 1824 fg., 4
Bd. 1, S. 10 fg. Außer den Metallen sind viele weiche und flüssige Körpe
manche Harze, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, inso
die Seidenraupen, ihre Fäden spinnen u. a. m., bis zu einem erstaunlichen
dehnbar. Viele Körper erhalten diese Eigenschaft erst, wenn sie erhitzt und
gemacht werden, z. B. Siegellack und manche Harz- und Gummiarten;
sondere geschmolzenes und sehr erhitztes Glas. Aus diesem letztern kann
feinsten Fäden spinnen, welche selbst nach dem Erharten und Erkalten die S
keit des Glases nicht haben, und sich daher biegen und wickeln lassen.
Kunstcabinet des hallischen Waisenhauses sieht man eine Perücke, deren Loc
Glasfäden bestehen.

Deïanira (Deïaneira), die Tochter des Öneus, Königs von Kal
in Ätolien, nach Andern des Dionysos und der Althäa, die nebst ihrer Sc
Gorgo allein ihre Gestalt behielt, als ihre übrigen Schwestern bei der Tra
ihren Bruder verwandelt wurden. Sie war dem Flußgott Achelous verlo
darüber mit Hercules in Kampf gerieth. Achelous unterlag, und die Ju
war der Preis des Siegers, der sie in sein Vaterland führen wollte, als e
den Fluß Evenus, dessen Fluten angeschwollen waren, aufgehalten wurde.
rend er noch rathschlagte, ob er umkehren solle, kam der Centaur Nessus,
bot sich, die Deïanira auf seinem Rücken über den Fluß zu tragen. Hercule
es zufrieden war, ging zuerst über den Fluß; da er aber am andern Ufer an
war, sah er, daß der Centaur, weit entfernt, sie über den Fluß zu tragen, vi
Alles anwandte, sie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da schoß er alsb
Zorn über diese Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lern
Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Nessus, der seinen herannal
Tod fühlte, gab der Deïanira sein blutiges Gewand, mit der Bedeutung,
wenn sie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieses das sicherste

ſi, ihn ſtets an ſich zu feſſeln". Leichtgläubig nahm Deïanira das Geſchenk mit dem Vorſatze an, es zu gebrauchen. Nach einiger Zeit, da ſie erfahren hatte, daß Hercules in Euböa durch die Reize der Jole, Tochter des Euritos, gefeſſelt werde, ſandte ſie ihm das Gewand des Neſſus durch einen jungen Sklaven, Namens Lychas, dem ſie auftrug, ihrem Gatten die zärtlichſten Grüße zu ſagen. Hercules nahm freudig das unſelige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von ſolchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer ſchleuderte, wo er in einen Felſen verwandelt wurde. In dieſer Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Öta um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte ſich darauf, und bat ſeinen Freund Philoktet, ihn anzuzünden. Als Deïanira den Tod des Hercules erfuhr, wurde ſie von Reue und Schmerz gequält, daß ſie ſich ſelbſt tödtete.

Deich, —bund, —bandsgenoſſen, —bau, —buch, —geſchworne, —graf, —laſt, —recht, —ſchau, —weſen. Deiche ſind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Überſchwemmungen (des See- und Flußwaſſers) vorzubeugen. Mit ihnen ſind **Siehle** oder Schleuſen verbunden, durch welche das Waſſer aus dem bedeichten Lande abgeführt oder nöthigenfalls friſches Waſſer zugeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat ſeine beſondern Rückſichten und Grundſätze. Da in Beziehung der Deiche wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen, ſo gibt es ein beſonderes **Deichrecht**: die Lehre von den rechtlichen Verhältniſſen, welche in Hinſicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen deſſelben ſind die Deichordnungen oder Deichgeſetze der Länder, wo große Deiche angelegt ſind, und zugleich das Herkommen. Vgl. v. Hunrich's „Entwurf des jetzigen Deichrechts", Mellmann's „Einleitung u. ſ. w." und Petiſcus's „Allgemeine Grundſätze u. ſ. w." ſowie Penzler's „Lexikon über die Ausdrücke, die beim Deichweſen vorkommen". Die Hauptgrundſätze deſſelben ſind: Jeder iſt zur Erhaltung eines Deichs verbunden, deſſen Grundſtück durch die Überſchwemmung eines austretenden Waſſers leiden würde, mithin auch nothwendiges Mitglied eines **Deichbandes** (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Perſonen beſteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet ſind), ſobald eine Geſellſchaft der Art vorhanden iſt; und der Landesherr kann befehlen, daß ſich eine ſolche Geſellſchaft bilde. Die **Deichlaſt** (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenoſſen oder Deichbandsgenoſſen obliegt, iſt eine Reallaſt, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die alſo der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Ausnahme ſtattfindet, wenn ſie nicht durch anerkannte Privilegien beſtätigt wird. Grobe Nachläſſigkeit in der Abtragung der Deichlaſt begründet das **Spadenrecht**, nach welchem ein Grundſtück, auf welchem die Deichlaſt haftet, nach einem gewiſſen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlaſt oder Nothhülfe ein, welche darin beſteht, daß alle fähige Bewohner eines Bezirks zu Hülfe aufgefodert werden können, damit das Waſſer nicht durchbreche. Nicht immer liegt nach den Deichrechten Denjenigen eine Entſchädigung ob, die durch Aufopferung eines ſpeciellen Eigenthums oder durch deſſen Beſchädigung gewinnen. Sogar hört bisweilen ein ausgedeichtes Grundeigenthum nach der Ausdeichung auf, ein Eigenthum Deſſen zu bleiben, der es binnen Deichs beſaß. Die Vertheilung der Deichlaſt aber geſchieht entweder ſo, daß jedem Bundsgenoſſen ein beſtimmter Deichantheil zur Erhaltung angewieſen, oder der Deichbau als gemeinſchaftliche Sache betrieben wird; letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Waſſers weiter landeinwärts angelegt wird, ſind die Eigenthümer, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird, berechtigt, Schadenerſatz zu fodern. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaus gemacht

werden, ſind bevorrechtet, und werden in die erſte Claſſe geſetzt. Streitigkeit die über dieſe entſtehen, pflegen von einem beſondern Gerichtsſtande, dem Dei grafen (oberſten Aufſeher und Richter in Sachen des Deichbaus) und ſeinen G ſchwornen (Deichgeſchwornen), die ihm als Schöppen beigeordnet ſind, e ſchieden zu werden. Von dieſen Perſonen wird auch von Zeit zu Zeit eine Unterſuchu des Deichweſens (die Deichſchau) angeſtellt. Ihre Schlüſſe heißen die Dei wache, und die Beſchreibung des ganzen Deichs und ſeiner Theile das Deichbu

Deïdamea (Deïdameia), der Lykomedes Tochter, mit welcher Achill während ſeines Aufenthalts auf Skyros, den Pyrrhos und Onites zeugte.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, eine Formel, welche regierende H ren ihrem Titel beifügen. Der Ausdruck iſt aus einem Briefe des Apoſtels Paul hergenommen, und wurde zuerſt von den Geiſtlichen zu den Zeiten Conſtantins d Großen gebraucht. Zu den Zeiten der Karolinger nahmen ihn auch die weltlich Fürſten an. Die hohen Geiſtlichen in der katholiſchen Kirche führten noch ein Zuſatz bei: von Gottes und des Apoſtoliſchen Stuhles Gnaden.

Deïsmus oder Theïsmus, das Syſtem, nach welchem Gott als d oberſte und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil iſt d Atheismus oder die Gottesleugnung. Zuweilen ſetzt man dem Deïsmus d Offenbarungsglauben entgegen, und verſteht dann unter einem Deiſten Denjenig welcher zwar an das Daſein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die O fenbarung verwirft, oder doch ſeinen Glauben an Gott und die göttlichen Din bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. I dieſem Sinne redet man z. B. von engliſchen Deiſten, welche die Offenbarung b ſtreiten, ziemlich gleichbedeutend mit Naturaliſten. Kant unterſchied zwiſch Deïsmus und Theïsmus ſo, daß der erſtere zwar eine höchſte und letzte Urſache all Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Weſen als de Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Daſein eines lebendigen Gotte eines mit Verſtand und Freiheit begabten Weſens, welches der Schöpfer un Regierer der Welt ſei, behaupet. Dieſe Unterſcheidung iſt ganz willkürlich und daher von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte Deïsmus (lat.) und Theïsmus (griech.) ſchreiben. In Indien, dem Va terlande ſo vieler Religionen, hatte vor etwa 200 J. ein gewiſſer Beerbhan, ein Secte von Deiſten geſtiftet, die ſich Saudhs oder Saahds nennen. Sie führe ein ſtrenges Leben und haben Vieles mit Quäkern gemein.

Dejotarus, Tetrarch (oder Vierfürſt) von Galatien, erhielt von de römiſchen Senat den Königstitel über dieſe Provinz und Kleinarmenien, weil er de Römern in den aſiatiſchen Kriegen wichtige Dienſte leiſtete. Im bürgerlichen Krieg ergriff er die Partei des Pompejus. Cäſar nahm ihm Kleinarmenien, nöthigte ihn mit gegen Pharnaces zu ziehen, und ließ ihm nichts als den Königstitel. Ma beſchuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben Cäſar's, weßhalb ihn Cicero in eine noch vorhandenen Rede vertheidigte. Nach Cäſar's Ermordung kehrte er in ſein Staaten zurück, und verband ſich mit Brutus, dann mit Auguſtus. Er ſtarb i einem hohen Alter, 30 J. v. Chr.

Dekade, Dekadi, dekadiſches Syſtem, Dekagramm, Dekalitre, De kametre, Dekare, ſtammen aus dem griech. Worte Dekas, zehn oder was 10 Theil hat. — Dekadentag, ſ. Kalender. — Dekadiſches Syſtem nennen wi unſer Zahlenſyſtem mit 10 einfachen Zeichen, welche durch ihre Stellen Zahlengröße bezeichnen. (S. Zahlenſyſtem.) In dem franz. Maßſyſtem bedient ma ſich des griech. Worts deka bei zu vergrößernden Beſtimmungen, z. B. Dekagramm (ein Gewicht von 10 Grammen [2¼ Quentin]), Dekalitre (ein Maß von 10 Litres) Dekametre (10 Metres), Dekare (10 Ares, ungefähr 20 □ Ruthen.)

Dekagon (decagonum), in der Geom., eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck).

Dekameron (griech., von δέκα zehn, und ἡμέρα Tag), ein Buch, worin Verfasser die Begebenheiten ꝛc. von zehn Tagen erzählt. Der Dekameron des ccaccio (s. d.), ist die Geschichte einer fröhlichen Gesellschaft, welche sich an verschiedenen Tagen vereinigt, wo jedesmal zehn Novellen erzählt werden. Der kameron Dibdin's beschäftigt sich mit Merkwürdigkeiten aus der Bibliographie.

Deken (Agathe), eine holländische Schriftstellerin, geb. 1741 in dem f Amstelveen bei Amsterdam, verlor frühzeitig ihre Ältern und wurde in dem ilienhause der Collegianten (einem Nebenzweige der Remonstranten) erzogen, sie die Grundsätze einer strengen Moral einsog, welche in ihren Schriften durchimmert. Sie lebte unverheirathet, erst als Gesellschafterin der Maria Bosch, n der Elisabeth Wolff, geb. Bekker, mit denen sie auch in literarischer Hinsicht innig vereint war, daß sie nichts geschrieben hat, als in Verbindung mit einer er Freundinnen, das Bekannteste und Vorzüglichste mit der Letztern. Mit dieser lebte sie bis zu ihrem Tode in der vertrautesten Freundschaft, obschon beide rau von sehr verschiedener Gemüthsart waren; die Deken ruhig und ernst, die uff lebhaft, fröhlich und schalkhaft. Beide werden als die Schöpferinnen des ländischen Originalromans betrachtet. An ihren „Sara Burgerhart" und „Willeveld" (den letztern Roman hat der Verf. des „Siegfried v. Lindenberg" ins utsche übersetzt) rühmen holländische Kritiker genaue und reine Sittenschilderung, feinsten Witz, pathetische Situationen, und die echten, der Natur abgeborgten ltscharaktere. Sie setzen den erstern Roman der Vollendung nach über den letzn; von zwei andern urtheilen sie weniger günstig. Auch ihre Bauernlieder Liederen voor den Boerenstand") werden als classisch betrachtet. Agathe Deb 1804, nachdem sie ihre Freundin nur elf Tage überlebt hatte.

Delambre, einer der berühmtesten Astronomen unserer Zeit, geb. 1749 Amiens, hatte in seiner Vaterstadt den Abbé Delille zum Lehrer, der später sein ollege beim Nationalinstitut und beim Collège de France war, und stets sein reund blieb. Er widmete sich zuerst linguistischen Studien, machte sich die meisten lebenden Sprachen eigen, und war einer der besten französischen Hellenisten. ft im 36. Jahre gingen seine Studien zur Astronomie über. Nachdem er die rte des Lalande mit einem Commentar bereichert hatte, wurde er Lalande's und und Zögling, der mit Stolz von Delambre sagte, daß er sein bestes Werk

Kaum hatte Herschel den Uranus entdeckt, so folgte Delambre mit steter Aufmerksamkeit der Bahn desselben. Obschon dieser Planet nach 8 Jahren erst einen tel Theil seiner mehr als 80jährigen Bahn zurückgelegt hatte, so fertigte er dessenungeachtet gegen 1790 schon die Uranustafeln an, die seitdem von allen Astronomen ihren Berechnungen benutzt werden. Diese und seine Tafeln über den Lauf des piter und des Saturns, ferner s. Abhandlungen für die Akad. der Wissensch. d s. wichtigen Berechnungen der Bahn der Trabanten des Jupiter, verschafften ihm einstimmig die Aufnahme ins Nationalinstitut. Er und Méchain maßen 1792 bis 1799 den Bogen des Meridians zwischen Barcelona und Dünkirchen. Die nördlichen trigonometrischen und astronomischen Operationen, bis Dünkirchen leitete Delambre, und Méchain übernahm den südlichen Theil der Messung Barcelona. Zur Verification maß hernach Delambre nach einem neuen Verfahren 2 Basen, jede von 6000 Klafter, die eine bei Melun, die andre bei Perpignan. Die ganze Art und die Resultate dieses Verfahrens theilte Delambre in „Base système métrique décimal, ou mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunquerque et Barcelone" (Paris, 3 Bde., 4.) und „Recueil d'observat. géodésiques p. faisant suite au 3me vol. de la base du syst. métr., redigé par Biot et Arago" mit, welche 1810 einen der Decennalpreise erhielt. Bei der ersten Errichtung des Bureau des longitudes ward er Mitglied desselben. 1802 gab ihm Napoleon den wichtigen Posten eines Generalin-

ſpectors der Studien, und 1803 wählte ihn die Claſſe der mathem. Wiſſenſch zu ihrem beſtändigen Secretair, wogegen er das Generalinſpectorat aufgab. doch ward er von Napoleon auch zum Schatzmeiſter der Univerſität ernannt. S erſten Sonnentafeln hatte Delambre 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit beſtim ihn, ſeine Beobachtungen der Sonne fortzuſetzen, und ſo erſchienen 1806 neuen Tafeln, die ſeitdem den betreffenden Berechnungen zum Grunde gelegt den. Ebenſo arbeitete er ſ. Tafeln der Trabanten des Jupiter 1817 um, bereicherte ſolche mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande im Collè France erſetzte, ward er dadurch zu einer neuen Unterſuchung aller großen Prob in der theoretiſchen und praktiſchen Aſtronomie geführt, aus welchen Unterſuchu ſein claſſiſcher „Traité d'astronomie théorétique et pratique“ (3 Bde. 1814) hervorging. Dieſem Traité folgten von 1817 bis 1822 die nicht mi claſſiſchen Geſchichtbücher über die Sternkunde: „Hist. de l'astronomie cienne“ (1817, 2 Bde., 4.); „Hist. de l'astron. du moyen âge“ (18 „Hist. de l'astron. moderne“ (1821, 2 Bde.) und „Hist. de l'astron. 18me siècle“ (2 Bde., 4.), zuſammen 7 Bde., 4.; eine Reihe von Werken, keine Nation gleiche aufzuweiſen hat. Auch als Secrétaire perpétuel der demie der Wiſſenſchaften hat Delambre die größten Verdienſte. Er ſtarb 182

Delaware, ein Fluß in den Ver. Staaten, der ſeinen Namen von Delaware erhalten hat, welcher ſich unter Jakob I. als Gouverneur von Virgi große Verdienſte um dieſe Colonie erworben hatte. Der Delaware ſtrömt 60 M len weit, iſt 13 Meil. ſchiffbar, hat viele Waſſerfälle, und bildet bei ſeinem A fluſſe die Delaware-Bai, die 8½ geogr. Meilen lang, und bei ihrem Aus 3 Meil., höher hinauf aber bis 6½ Meil. breit iſt. Von dem Fluſſe hat der S Delaware ſeinen Namen, vor der Revolution ein Theil von Penſylvanien, jet kleinſte unter den 25 Vereinigten Staaten; er enthält auf 100 □ M. 80 Einw. Der Hauptort iſt Newcaſtle, von 250 Häuſern und 1200 Einw. mington, von 620 Häuſern und 5000 Einw., hat eine Akademie, verſchie Manufacturen, und treibt ſtarken Handel.

Delavigne (Jean François Caſimir), dramatiſcher Dichter, geb. 17 zu Havre. Er begann als Jüngling ſeine Laufbahn mit einer Dithyrambe auf Geburt des Königs von Rom. Sein Gedicht über die Erfindung der Schu cken erhielt 1814 von der franz. Akademie den erſten Nebenpreis. Dann wid er ſich der Schauſpieldichtung, und ließ ſeinem mit Beifall aufgenommenen Tra ſpiele: „Les vêpres siciliennes“, 1821 ein andres: „Le Paria“ fol Schon das erſte Stück verrieth, bei manchen Fehlern in der Anlage des Planes in der Zeichnung der meiſten Charaktere, einen Dichtergeiſt, der Ausgezeichn verſpricht, und derjenige Charakter, welcher der Handlung Leben und Bewe gibt, iſt ſo kräftig gezeichnet, und der Dichter weiß durch ſchöne, in glänzenden ſen ausgeſprochene Gedanken ſo ſehr hinzureißen, daß ſchwache Stellen und fal Schimmer weniger auffallen. Bei der erſten Aufführung dieſes Stückes auf Odéon 1819 erregten einige Verſe gegen Willkürherrſchaft und Miniſteranmaß ſo ſtürmiſche Auftritte, daß die Polizei die Wiederholung jener Verſe verbot; wurden aber dennoch beklatſcht, und dieſer Kampf zwiſchen der Polizei und den ſchauern trug nicht wenig bei, dem Stücke Beifall zu verſchaffen. Auch in zweiten Trauerſpiele bemerkt man den Fortſchritt des Dichters; glänzendes lorit, Harmonie des Versbaues, Reichthum an Gedanken und Bildern, wie man ihm mit Recht vorwirft, daß er ſeinen Stoff nicht tief erwogen und nicht daraus gezogen habe, was ſich daraus hätte ziehen laſſen. In ſ. Elegien: „ trois Messéniennes“, beſang D. das Unglück Frankreichs; dazu kamen 1 zwei „Elégies sur la vie et la mort de Jeanne d'Arc.“ Sein Luſtſpiel: „ comédiens“, 5 Acte in Verſen, in der Gattung der „Métromanie“, war g

der hiesigen Rath der ersten franz. Bühne gerichtet. Zu seinen „Nouvelles Messéniennes“ (1822) begeisterte ihn der Freiheitskampf der Griechen. 1823 erschien sein mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Lustspiel: „L'école des vieillards“. In einer neuen Messenienne drückte D. Europas Trauer über Byron's frühzeitigen Tod aus. Sie steht in der 10. Ausg. s. „Messéniennes et poésies diverses“ (Paris 1824, 2 Bde.). 1824 wurde D. Mitgl. der franz. Akad. 1825 sollte er aus der Civilliste des Königs einen Jahrgehalt von 1200 Fr. erhalten; er schlug es aber aus, sowie das Kreuz der Ehrenlegion, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Denn der freisinnige D. ist der Dichter der Nation. (Über s. Verhältniß zu Lamartine s. d.) 26.

Delegation, 1) Abordnung, Übertragung, daher in Italien die Regierungsbehörden und deren Vorsteher zuweilen Delegationen und Delegate heißen. Es bestehen im lombardisch-venetianischen Königreiche unter den Regierungen zu Mailand und Venedig, dort 9, hier 8 Delegationen, den Kreisämtern der übrigen österreichischen Staaten entsprechend, und aus einem Delegaten, Vicedelegaten und Adjuncten zusammengesetzt. 2) Im Privatrecht ist Delegation das Geschäft, wodurch ein bestehendes Schuldverhältniß in Hinsicht auf die Person des bisherigen Gläubigers oder Schuldners aufgehoben und ein dem Gegenstand nach gleiches zwischen andre Personen an seine Stelle gesetzt wird, also entweder der bisherige Gläubiger weist seinem Schuldner, den er der Verbindlichkeit gegen sich selbst entläßt, einen andern Gläubiger an, welchem er Zahlung leisten soll, oder der bisherige Schuldner stellt seinem Gläubiger einen andern Schuldner und wird von jenem seiner Verbindlichkeit entlassen. Der überwiesene Schuldner ist in beiden Fällen der Delegat, der überweisende der Delegant, der Gläubiger Delegatar. Gänzliche Aufhebung des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Deleganten gehört zum Wesen dieses Geschäfts und unterscheidet es sowol von der Cession als der Assignation, die beide nur dem angewiesenen Gläubiger (Cessionar) sowol, als dem angewiesenen Schuldner (debitor cessus) das Recht geben, die Zahlung der bisherigen Verbindlichkeit gültig anzunehmen und zu leisten, aber im Übrigen das Rechtsverhältniß an sich nicht verändern, sodaß der Schuldner auch gegen den Cessionar alle Einreden brauchen kann, welche ihm gegen den Cedenten zustanden. Hingegen der Delegat kann gegen den Delegatar nichts geltend machen, was er dem Deleganten entgegensetzen konnte. 37.

Delft, 1) Stadt in Südholland, an einem Canal, der mit der Maas zusammenhängt, und den Hafen (Delfshaven) bildet. Unter den Gebäuden der alten und festern Stadt ist das Rathhaus merkwürdig, wo man einige gute Gemälde findet. In der alten Kirche sieht man Denkmäle der Admirale von Tromp und Piet Hein. Nicht weit davon ist das Haus, wo Wilhelm I. von Oranien 1584 ermordet ward. In der neuen Kirche, die ein berühmtes Glockenspiel hat, steht das ihm errichtete prächtige Denkmal. Auch sieht man daselbst das Denkmal des Hugo Grotius, der hier geboren ward. Eine hier seit langer Zeit verfertigte Art von Fayence ist unter dem Namen Delfterzeug bekannt. Die Stadt hat 13,000 Einw., eine Artillerie- und Genieschule ꝛc. 2) Der Name einiger berühmten holländischen Maler, besonders Jakob (geb. 1619, gest. 1661,) und Wilhelm Delft (um das Ende des 16. Jahrh.), beide aus Delft gebürtig, beide Portraitmaler und Verwandte des in Delft geb. und gest. berühmten Mirevelt.

Delhi (Dehly), auch Schah-Dschehanabad, d. h. Stadt des Schah-Dschehan (Jehan), der sie erbaute. Diese ehemals hochberühmte zweite Haupt- und Residenzst. des Großmoguls in Hindostan (Agra war die erste) ist noch jetzt (nach den schrecklichen Verwüstungen, die sie 1738 vom Schah Nadir, 1747 von den Afghanen, und in neuern Zeiten von den Mahratten hat erleiden müssen) eine der ansehnlichsten Städte Hindostans. Sie gehört jetzt zu den unmittelbaren bri-

tisch-ostindischen Besitzungen, und liegt in der Präsidentschaft Calcutta, am w
Ufer des Flusses Dschumnah (Jumna), wo sie sich auf 8 engl. Meilen in der Lä
und an einigen Orten auf 4 Meil. in der Breite ausdehnt. Das kaiserl. Resid
schloß (noch jetzt der Wohnsitz des entthronten Großmoguls Akbar II. und s
mehren tausend Köpfen bestehenden Familie), mehre prachtvoll gebaute kaiserl. G
mäler, zahlreiche glänzende Moscheen und eine Menge gut gebauter Privathä
und reicher Kaufläden sind eine Zierde der auch in ihrem Verfalle noch großen St
die jetzt 200,000 Einw., viele Fabriken und eine Sternwarte hat. Was gla
hafte Reisende von der ehemaligen Pracht derselben und von den Reichthümern
zählen, welche die mogolischen Kaiser daselbst aufgehäuft hatten, grenzt an das
belhafte. So war der sogenannte Pfauenthron von massivem Golde und m
hatte an dessen Rücklehne, die einen Pfauenschwanz bildete, durch zahllose Edelst
aller Art das natürliche Farbenspiel nachgeahmt. Er ward auf 75 Mill. Th
geschätzt; Nadir Schah führte ihn als Beute hinweg. Was dieser Eroberer
baarem Gelde, Kleinodien, kostbaren Gefäßen und Waffen aller Art allein aus
kaiserl. Schatz- und Rüstkammern, ingleichen an Elephanten, Pferden und K
meelen aus den kaiserl. Ställen raubte, schätzt man auf 425 Mill. Thaler.

Delille (Jacques, auch Delisle, de Lille), der berühmteste unter den fr
zösischen Lehrdichtern neuerer Zeit, geb. 1734 zu Aigue-Perse, einer anmut
gelegenen Stadt in Auvergne. Sein Name seit der Revolution war Montani
Delille. Er glich ebensowol an Häßlichkeit als in der seltenen Verskunst Po
den er sich auch in seinen Gedichten zum Muster genommen hatte. Er kam je
nach Paris, und zeichnete sich in dem Collegium von Lisieux durch seine früh e
wickelten Talente, besonders seine Neigung zur Dichtkunst aus. Hierauf kam
in das Collegium von Amiens, wo schon Gresset die Liebe zur Poesie gew
hatte; hier fing Delille seine metrische Übersetzung der Georgica des Virgil a
ein kühnes Unternehmen, denn er mußte in der franz. Sprache nach Mitteln su
hen, die man noch nicht entdeckt hatte. Diese Übersetzung, welche Delille in s. 2
Jahre vollendete, ob er gleich noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufseh
Sie erschien zuerst 1770 in einer glänzenden Quartausgabe von Didot mit eine
Discours préliminaire und zahlreichen Anmerkungen, durch welche sich der Ve
auch unter den franz. Prosaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Eifersü
tige feindeten den jungen Dichter an, z. B. Clement, und schrieben gegen sein
Versuch. Aber das Verdienst siegte; Delille wurde nach Paris berufen, und zu
Professor am Collège de la Marche, später am Collège de France ernannt. D
Franzosen erkannten seiner Übersetzung einen Platz unter ihren classischen Werk
zu. Delille selbst setzte den Virgil noch über den Homer und wußte des
Schönheiten in seinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit
entwickeln. Auch übersetzte er später dessen „Äneide" (1803). In seinem 37. Jah
(1774) ward er in die Akademie aufgenommen. Auf die Übersetzung der Georgi
folgte sein eignes Lehrgedicht: „Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages
(Paris 1782) in 4 Ges., wovon die beiden ersten den Boden und die zur Versch
nerung dienenden Gehölze, der dritte die Auslegung der Rasenplätze, die Blume
zucht und die Benennung der Gewässer, und der vierte die bildenden Künste betri
die zur Verschönerung eines Gartens wirken können. Man war mit den Gärt
weniger zufrieden, als mit jener Übersetzung des Virgil'schen Gedichts. Doch gla
ben die meisten Kunstrichter, daß die Franzosen im Fache des Lehrgedichts kein zw
tes Werk von gleichem dichterischen Werthe besitzen. Delille war nicht eigentlich
Geistlicher, sondern nahm nur die untern Weihen an, um eine Pfründe genieß
zu können. Von dieser, von seinen Besoldungen als Professor im Collège de Fran
und als Mitglied der franz. Akademie, sowie von den Zinsen seines eignen Vermö
gens, hatte er vor der Revolution ein jährl. Einkommen von 30,000 Livres, wo

welchem ihm später nur 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinstitut durch seine Wahl zum Mitglied der dritten Classe erwies, verbat er Anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Institut aber erklärte, es werde die ihm bestimmte Stelle stets für ihn offen lassen, und erst nach seinem Tode wieder besetzen. Späterhin, bei einer mehr befestigten Regierungsform, ward er zum Mitgliede der zweiten Classe erwählt, und nahm die Stelle an. Es ist merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit schonte. Dieser Demagog wünschte die Hymnen, die bei der Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgesungen werden sollten, von Delille, der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu sehen. Der Dichter, der diese Aufforderung nicht ablehnen konnte, schrieb in 24 Stunden den „Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme", der selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte, und ungesungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er sich aus Paris, und hielt sich viele Monate lang im Wasgau auf, wo er seine Phantasie mit den ihn umgebenden großen Naturscenen beschäftigte, und bald über die Bestimmung des Menschen, bald über die Gesetze der Dichtkunst nachdachte. In den malerischen Umgebungen der Schweiz dichtete er seinen „Homme des champs", ein Lehrgedicht in 4 Gesängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen „Géorgiques françaises", als Seitenstück der Georgica des Virgil, von welcher es gleichsam der zweite, moralische Theil ist. Delille hat 20 Jahre an diesem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber 1794, während der Schreckenszeit, und 1795 in den Thälern des Wasgaus. Er vollendete es in Basel, wo es bei Decker prachtvoll erschien. Mehre geben diesem Gedichte den Vorzug vor den „Jardins". Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf dasselbe gehabt, und in mehren Stellen herrscht eine tiefe Melancholie und eine Empfindsamkeit, welche in den „Jardins" nicht sichtbar wird. Der Anblick der Leiden seines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: „Le malheur et la pitié" in 4 Ges. (London 1803), durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemälde, und eine Fülle wohlklingender Sprüche anziehend. Von Basel begab er sich nach London, wo er indessen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er sich (1802) mit Demoiselle Vaudchamps, die lange Zeit seine Reisegesellschafterin gewesen war, verheirathete. Hier beschloß er, seine vaterländische Sprache durch Milton's Meisterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meisten bewunderte. Man sieht es seiner Übersetzung des verlorenen Paradieses an, daß er sie mit Lust arbeitete. Vielleicht hat sich Delille unter allen seinen Arbeiten in dieser am meisten als Dichter geübt. Sie wurde in 15 Monaten vollendet; aber die Anstrengung, mit welcher er sie zu beendigen bemüht war, gab Veranlassung zu dem ersten Anfalle von Schlagfluß, den er später erlitt. Als die politischen Stürme beruhigt waren, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch neue Erzeugnisse seines thätigen Geistes Bewunderung und Huldigung. So schrieb er sein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit rauschendem Beifall aufgenommene Gedicht: „La conversation". Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meister zu behandeln wußte. Was aber die Poesie anlangt, so gilt von diesem Werke im Ganzen wol, was von seinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannigfaltigkeit der Anschauung, daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchste Zierlichkeit des Ausdrucks, harmonischer Wohllaut und Fluß der Verse sind ihre höchsten Vorzüge, weßhalb Bouterwek nicht mit Unrecht sagt: „Ein didaktisches Werk, wie der höchst elegante Landmann des Abbé Delille, kann sehr viele Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu sein". Delille arbeitete Alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, wie ehemals Tasso, was er vollendet hatte, fester und sicherer auf als in seiner Schreibtafel. So trug er sogar die 30,000 Verse seiner Übersetzung der „Äneide" in seinem Kopfe herum. Indeß seine Geisteskraft zuzunehmen schien, nahm seine Körperkraft mit jedem Tage

mehr ab; auch verlor er den Sinn des Gesichts. Er starb am 1. Mai 181[8] hat ein Gedicht mit sich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papie anvertrauen wollte. Er besang darin das Alter und sein nahes Ende; weis[s] pries er in wohllautenden Versen die Täuschung der Gegenwart und die Wohl der Zukunft. Sein Tod ward allgemein auch wegen seines liebenswürdiger rakters betrauert, und ein feierliches Leichenbegängniß bewies, in welcher hohe tung Delille unter seinen Landsleuten gestanden hatte. Nach seinem Tode er „Le depart d'Eden" (Paris.) Man vgl. über ihn Schöll in seiner [G] biographie (Leipzig 1821).

Delisle oder De l'Isle (Guillaume), Geograph, geb. 1675 z ris. Seine Neigung zur Geographie verrieth sich schon in seiner Kindheit Cassini unterrichtet, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er früh den Ge[-] faßte, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, u 25. Jahre gab er 1700 eine Weltkarte, Charten von Europa, Asien und [A] einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmesser heraus legte dabei, was seine Vorgänger, meist blindlings den Längenbestimmung[en] Ptolemäus folgend, vernachlässigt hatten, die bis zu seiner Zeit gemachten a[s]tronomischen Beobachtungen zum Grunde, die er aber mit den, von alten und [n]euern Reisenden angegebenen Ortsentfernungen und den vorhandenen Reisebeschreib[ungen] sorgfältig verglich; so erwarb er, bei prüfender Benutzung der kritischen A[r]beiten einiger Vorgänger, den Ruhm, der eigentliche Begründer des geographischen [Sy]stems der Neuern zu sein. Die Anzahl seiner Charten zur Geographie der [alten] und neuen Welt beläuft sich auf mehr als hundert, und darunter zeigt die letzte [Ausg]abe seiner Weltkarte von 1724 die Fortschritte, welche die Geographie zwei[felhaft] vor seinem Tode gemacht hatte. Wie weit diese auch seitdem gekommen ist, [sind] doch jene Charten, sowol für die Geschichte der Wissenschaft, als auch selbst zu [Be]stimmung verschiedener hier bereits in Übereinstimmung mit den Beobachtu[ngen] neuerer Reisenden angegebenen Punkte, noch immer schätzbar. Delisle unte[rhielt] tete Ludwig XV. in der Geographie, und erhielt dafür den früher nicht üb[lichen] Titel eines königl. Geographen. — Sein Bruder, Joseph Nicolas, [geb.] 1688 zu Paris, widmete sich von früher Jugend an der Astronomie, und ha[tte] reits, ehe er die Grundsätze der Wissenschaft kannte, durch ein selbst erfundenes reiches Verfahren verschiedene Aufgaben derselben gelöst. Unter Lieutaud's Cassini's Leitung machte er schnelle Fortschritte, die ihm die Aufnahme in die [Aca]demie der Wissenschaften erwarben. Seine Beobachtungen des Durchgang[s] Merkurs durch die Sonne, 1723, und der Sonnenfinsterniß von 1724 er[warben] seinen Ruhm. Die Kaiserin Katharina I. rief ihn nach Petersburg, um dur[t] eine Schule für die Astronomie anlegen zu lassen, wozu schon Peter I. ihn au[s]dert hatte. Die neue Schule ward durch Delisle's Bemühungen bald ber[ühmt]. Er benutzte die Zeit, die sein Lehramt ihm übrig ließ, zu verschiedenen Reisen, [und] sammelte viele schätzbare Nachrichten für Naturkunde und Geographie. Na[ch] ner Rückkehr ins Vaterland kaufte der König seine reichhaltigen Sammlung[en] Astronomie und Geographie, die dem Marinedepot übergeben wurden, und b[estellte] ihn zum Aufseher darüber. Bis zu seinem Tode, 1768, setzte Delisle sein [Be]obachtungen mit unermüdetem Eifer fort, und bildete unter andern Schülern [wie] Lalande und Messier. Sein wichtigstes geographisches Werk, das „Mémoir[es] les nouvelles découvertes au Nord de la mer du Sud" (1752), enthält [das] Ergebniß der Bemühungen der Russen zur Entdeckung eines Weges aus dem [Eis]meer in die Gewässer nördlich von Amerika. Seine „Mémoires pour ser[vir] l'histoire et aux progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physi[que]" (1738, 2 Bde., 4.) blieben unvollendet, und s. „Avertissement aux astron[omes]

sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin 1748", ist eine vollständige Übersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse.

Della Maria (Domenico), ein franz. Componist, stammte aus einer italienischen Familie, war 1778 zu Marseille geboren, componirte in seinem 18. Jahre eine große Oper, die in Marseille mit Beifall gegeben wurde, und ging darauf nach Italien. Hier genoß er den Unterricht mehrer großen Meister, namentlich des Paesiello, und componirte sechs komische Opern, unter denen besonders „Il maestro di capella", der er selbst den meisten Werth beilegte, vielen Beifall fand. Nach s. Rückkehr gab er zu Paris auf dem Theater der komischen Oper ein Stück, „Le prisonnier", das seinen Ruf erhöhte, und auch in Deutschland, u. d. T.: „Der Gefangene", auf allen Bühnen fortwährend gespielt wird. Nächstdem erregte seine „Opera comique" („Das Singspiel") großen Beifall und fast alle Stücke desselben wurden Volksgesänge. Man findet in s. Werken einen leichten und gefälligen Gesang, einen reinen und schönen Styl mit einer ausdrucksvollen, natürlichen und neuen Begleitung. Leider starb dieser Künstler schon 1806 in einem Alter von 29. Jahren. Er besaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte, und spielte das Violoncell mit Leichtigkeit und Anmuth.

Delolme (Johann Ludwig), geb. zu Genf 1740 (nach A. 1745), war Advocat in seiner Vaterstadt, ward aber durch die innern Unruhen derselben, an welchen er durch eine Schrift: „Examen des trois points de droit", Theil nahm, veranlaßt, sich nach England zu begeben, wo er einige Jahre in großer Dürftigkeit zubrachte. Er arbeitete für Journale, trieb sich in gemeinen Wirthshäusern umher, war dem Spiel und dem Vergnügen sehr ergeben, und hielt sich so verborgen, daß, als er schon durch sein Werk über die englische Verfassung berühmt geworden war, und einige Vornehme ihn aus seiner dürftigen Lage zu reißen wünschten, es unmöglich war, seine Wohnung auszukundschaften. Sein Stolz gefiel sich in dieser niedrigen Unabhängigkeit und verschmähte jede Unterstützung, die er zuletzt nur von der Gesellschaft zur Unterstützung armer Gelehrten (The literary fund) annahm, um in sein Vaterland zurückkehren zu können. Dies geschah wahrscheinlich 1775, weil er sich nach dieser Zeit Mitglied des Raths der Zweihundert von Genf nennt. Er starb im Jul. 1806 in einem Dorfe in der Schweiz. — Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er, der sich hauptsächlich mit Staatsrecht beschäftigte, nie zu bewegen war, einer Parlamentssitzung beizuwohnen. Als er nach England kam, hatte die aristokratische Anarchie in zwei Reichen, in Schweden und Polen, ihren Culminationspunkt erreicht, und in England fürchtete man (nicht ohne Grund), auf dem Wege zu einem ähnlichen Ziele zu sein. Delolme ging in diese Untersuchungen ein; daraus entstand sein berühmtes Buch: „Constitution de l'Angleterre, ou etat du gouvernement anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe" (Amsterd. 1771) und eine Schrift in englischer Sprache: „A parallel between the english government and the former government of Sweden" (London 1772). In beiden suchte er die Vorzüglichkeit und Kraft der englischen Staatsverfassung aus einander zu setzen. Dieser Eigenschaft als einer geistreichen Lobrede hatte er es wol zuzuschreiben, daß die ersten Staatsmänner Englands, Lord Chatam, Marqu. Camden und der berühmte Verf. der „Briefe von Junius", dies Werk eines Ausländers so hoch erhoben. Es ist kein schulgerechtes Staatsrecht Englands (dergleichen außer dem alten, aber noch immer geschätzten Buche des Ritters Th. Smith, Staatssecretairs der Königin Elisabeth: „De republica Anglorum l. III.", London 1583, noch gar nicht existirt); daher man ihm bei uns den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht hat. Aber es enthält sehr scharfsinnige Betrachtungen über die englische Verfassung, über die Kraft, welche aus einer glücklichen Verbindung der Monarchie mit großen Freiheiten des Volks entspringt, und besonders über den Werth einer

unabhängigen Gerichtsverfassung und eines durch Strafgesetze geregelten, aber keine Censur gehemmten Gedankenverkehrs. Daher wird dies Buch, welches Verf. selbst 1772 ins Englische übersetzt, in der franz. Ausgabe von 1784 sehr mehrt, in der 4. engl. Ausg. 1784 aber von D. Ch. Coote mit Anmerk. begl wurde, noch jetzt in England als eins der vorzüglichsten Werke über die engl Verfassung betrachtet. Es ist zum letzten Male 1806 aufgelegt, ins Holländ (1772) und ins Deutsche (1776) und neuerlich mit einer Vorrede vom Prof Dahlmann (Altona 1819) übersetzt worden. D. hat noch einige Schriften in lischer Sprache herausgegeben, u. a.: „History of the flagellants or Memor of human superstition" (1782, 4.); „Essay, containing, strictures the union of Scotland with England" (London 1796, 4.). Bei Gelegen des Thelluſſon'schen Testaments (welcher seinem Enkel ein Capital von wenigst 20, und in dem wirklich eingetretenen Falle von 30 Mill. Pf. Sterl. aufzusp verordnete) schrieb er: „Observations on the power of individuals to prescr by testamentary dispostions the particular future uses to be made of th property" (London 1798, 4.). 37.

Delorme (Marion), geb. um 1612 zu Chalons in der Champagne, die Geliebte des unglücklichen Cinq-Mars. (S. Cardinal Richelieu.) Sch vor dem Tode ihres Geliebten, knüpfte sie neue Verbindungen an, und ihr Hau war der Sammelplatz der feinsten jungen Höflinge. Als sie sich 1650 in die Sa der mißvergnügten Prinzen verwickeln ließ, entging sie der Verhaftung nur dur eine wirkliche oder vorgebliche Krankheit, und wußte bald nachher das Gerücht v ihrem Tode zu verbreiten. Sie soll ihrem Leichenbegängniß am Fenster zugesch haben. Darauf ging sie nach England, heirathete einen reichen Lord, kam na einigen Jahren als Witwe mit vielem Gelde zurück, ward unterwegs von Räube angefallen und gezwungen, den Hauptmann derselben zu heirathen, und als sie na einigen Jahren wieder Witwe geworden war, heirathete sie einen gewissen Lebe in der Franche-Comté, mit welchem sie später nach Paris kam, wo sie 1706, na dem Tode ihrer Freundin, der berühmten Ninon de Lenclos, in großem Mang als Witwe starb. La Borde hat im Anh. zu den von ihm herausgeb. „Briefen d Ninon" (Paris 1816, 3 Bde.) Marions abenteuerliches Leben erzählt.

Delos, die mittelste der cykladischen Inseln im ägeischen Meere, das V terland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehema ein nackter Fels, der im Meere umherschwamm, und zufällig von den Wellen in d Mitte der Cykladen (s. d.) getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) g schworen, der flüchtigen Latona (s. d.) keine Ruhestätte für ihre Entbindung gewähren. Unstät irrte die Unglückliche umher. Da erblickte sie das schwimmend Eiland; dies, kein fester Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit b griffen sein. Delos bot ihr eine Freistätte an. Sie gelobte dafür, daß ein Tem pel auf seinem felsigten Boden erbaut werden solle, zu dem alle Völker Gesche bringen würden. Latona gebar jetzt auf dem wüsten Felsen, unter einem schat Baume die Götterkinder Apollo, der daher Delios, und Diana, die daher D genannt wird. Beide wurden hier vorzüglich verehrt. Delos war fortan mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfesten der Erde stiegen Säulen em die es stützten, und der Ruhm der Insel verbreitete sich über den Erdkreis. die Sage. — Anfangs hatte die Insel eigne Könige, die zugleich das priester Amt ausübten; in der Folge kam sie unter die Herrschaft Athens. Nichts w auf derselben geduldet, was das Bild der Zerstörung oder des Kriegs mit sich füh Die Todten wurden auf der nahen Insel Rhenea begraben; eben dahin brachte m die schwangern Frauen. Nach der Zerstörung Korinths flüchteten die reichen K rinther hierher, und machten Delos zu einem blühenden Handelsstz. Die gr Merkwürdigkeit der Insel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der T

von Cekrops's Sohn, Erisichthon, gegründet, und von verschiedenen Staaten chenlands immer mehr verschönert, war aus parischem Marmor erbaut, und ßer der schönen Bildsäule des Gottes, einen merkwürdigen Altar, von dem das sogenannte delische Problem (delische Aufgabe) seinen Namen hat. Als Delos die Pest wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen le befragten, erhielten sie die Antwort: sie sollten den Altar des Apollo, der einem Würfel bestand, noch einmal so groß machen. Dieses in der Geometrie hmte Problem von der Verdoppelung des Würfels versuchten mehre alte Phi- phen und Mathematiker auf verschiedene Weise zu lösen. Die Orakel, welche lo hier ertheilte, hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten von allen. wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apoll seine Ora- kel zu Patara in Lycien. Auch feierten hier die Hellenen alle 5 Jahre das he Fest, und die Athener jährlich die schöne Wallfahrt (Theorie genannt) mit m und Tänzen. Jetzt wird Delos Ilegi genannt, ist unbewohnt, und ge- t nur Seeräubern einen Aufenthalt; aber prächtige Ruinen sind von der ehe- gen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels des alten Griechenlands, lag in cis, an der südlichen Spitze des Parnassus. Nachdem Apollo, erzählt die he, den Drachen Pytho (Andre nennen ihn Delphine) getödtet, und hier sein ligthum zu gründen beschlossen hatte, erblickte er ein segelndes Handelsschiff aus a. Sogleich sprang er in Gestalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher der delphinische), stürzte sich in das Schiff und zwang es, vor Pylos, wohin stimmt war, vorbei, und in den Hafen von Krissa einzulaufen. Als die Kre- r ans Land getreten waren, erschien er ihnen in herrlicher Jünglingsgestalt, und kündigte ihnen, daß sie nie in ihr Vaterland zurückkehren, sondern als Priester in seinem Tempel dienen sollten. Begeistert und mit Lobgesängen folgten die ter dem Gotte zu seinem Heiligthum am Felsenabhange des Parnassus. Aber schraken sehr, als sie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen, und flehten Apoll um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und te ihnen ihre künftige Bestimmung als seine Priester, und welche Vortheile sie ch erlangen würden. Da erbauten sie Delphi; anfangs hieß die Stadt Pytho, em Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelsprüche lt wurden, war eine Höhle, und hieß Pythium. Ihre Entdeckung schreibt ge einem Hirten zu, der am Fuße des Parnaß weidete, und von dem heraus- en Dunst, der ihm aus derselben entgegen kam, in prophetische Begeisterung t wurde. Seitdem stellte man über diese Höhle, welche man in den Tempel ließ, den heiligen Tripos (Dreifuß), auf welchem die Priesterin, durch deren Apollo reden sollte, Pythia genannt, die begeisternden Dünste, die aus der aufstiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und kündete (daher das Sprichwort, ex tripode, vom Dreifuße herab sprechen, unkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Aussprüchen). sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen kastalischen Quell t, dann mit Lorber bekränzt, auf dem mit Lorber geschmückten Dreifuß sich gelassen, und den dabei stehenden Lorberbaum geschüttelt, auch wol einige r davon gegessen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Ge- chselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder, und aus ihrem Munde Klagegeschrei und langes Stöhnen. Dieser Zustand stieg bald zur Wuth. ugen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem genden Dunste fast erstickt, mußten die Priester die Ringende auf dem Sitze sam zurückhalten, worauf sie dann unter fürchterlichem Geheul anfing, ein- Worte auszustoßen, welche die Priester mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und lich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verse ge-

bracht, aber als in spätern Zeiten das Ansehen der Orakel sank, begnügte m
sie in Prosa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideuti
diente es früher in den Händen der Priester, die politischen, bürgerlichen u
giösen Verhältnisse Griechenlands zu leiten und zu erhalten. Es stand le
dem Rufe der Unfehlbarkeit; denn die Dorer, die ersten Bewohner des Ort
sich bald in allen Theilen Griechenlands ansiedelten, verbreiteten auch in ihre
Wohnsitzen die unbegrenzte Ehrfurcht für dieses Orakel. Anfangs war f
Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag be
Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen
her besaß der prächtige Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war m
reichen Statuen und andern Kunstwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht
ausgeschmückt. Delphi war zugleich die Bank, in der die Reichen ihr Capi
ter dem Schutze Apollo's niederlegten, wiewol dieser Schutz nicht hindern
daß diese Schätze mehr als einmal von Griechen und Barbaren geplündert
Die Alten hielten Delphi für den Mittelpunkt der Erde, und man erzählte,
habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, den einen von Abend,
dern von Morgen her, abgeschickt, welche hier zusammengekommen wären.
war in Delphi das Grab des Neoptolemus (oder Pyrrhus), des Sohns Ac
der hier von Orestes getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die ber
von Polygnot mit der Geschichte des trojanischen Krieges ausgemalte Lesche.
Polygnotus.) In der Ebene zwischen Delphi und Cirrha wurden im
Targelion die Pythischen Spiele (s. d.) gefeiert; durch diese Nation
und Beschützung der Amphiktyonen erhielt Delphi einen dauernden Glanz.
hat Delphi den Namen Castri und ist ein Dorf.

Delphin (Delphinus delphis), ein aus vier Gattungen b
des Geschlecht von säugenden Seethieren; insbesondere eine Gattung a
sem Geschlecht. Dieses Thier nannten die Schiffer Tummler. Der
ist walzenförmig, und der Kopf läuft spitzig zu. Aus der Luftröhre bläst d
phin Wasser, in einem Strahle. Seine Länge beträgt neun bis zehn Fuß.
Haut ist glatt, oben schwarz und unten weiß. Über die Schnauze läuft ein
Binde. Der Delphin hält sich mehr in mildern Meeren auf, vorzüglich im
ländischen und schwarzen. Daß er auch die deutschen Küsten sucht, ist gewiß
man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhause zu Danzig, der im Anfange
Jahrh. an der danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung besteht
schen und andern Seethieren. Sein Fleisch ist schwarz und grobfaserig,
nießbar. Die griechischen und römischen Dichter erwähnen des Delphi
man findet ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Gestalt.
seine Naturgeschichte wurde mit Märchen ausgestattet. Man schrieb ihm e
leidiges Herz und Neigung zur Musik zu, wie die Geschichte des Arion bewei
der Astronomie führt seinen Namen ein Sternbild von zehn Sternen, nic
vom Adler. Die Fabel erzählt, es sei derjenige Delphin, welcher die Amp
die sich vor den Anträgen Neptun's verborgen hatte, auskundschaftete u
Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Ster
setzt. Überhaupt werden die Delphine als Diener und Boten Neptun's bet

Delta, Δ, ein griech. Buchstabe, unserm D entsprechend. Wege
einem Δ etwas ähnlichen Gestalt, hieß die Insel, welche aus den Anschwemm
zwischen den beiden Hauptausflüssen des Nil gebildet wird, bei den Griech
Delta. Hier lagen Sais, Pelusium, Alexandria. Doch unterschied m
große und das kleine Delta.

Deluc (Jean André), Geologe und Meteorologe, geb. 1726 in Ge
sein Vater Uhrmacher war, hat sein ganzes Leben mit geologischen U
chungen und Reisen, die seinem Studium gewidmet waren, zugebracht, un

ſſenſchaften mit den wichtigſten Entdeckungen bereichert. Indeſſen haben ſeine rien und Hypotheſen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in reinſtimmung zu bringen geſucht hat, auch bedeutende Gegner gefunden (S. elogie.) Er lebte lange in England als Vorleſer der Königin, und ſtarb 1817 Windſor. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir ſ. „Recherches sur les difications de l'atmosphère“ (Genf 1772, 2 Bde., 4.; deutſch, Lpzg. 1776 78); „Idées sur la metéorologie“ (London 1786, 2 Bde.; deutſch Brl. 87–88, 2 Bde.) u. den „Traité élémentaire de géologie (Paris 1810, 8.).

Demagog (griech. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemiſchten tsverfaſſungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunſt deſſelben benutzt, daſſelbe in ſeinen Beſchlüſſen und Unternehmungen zu leiten. Ein ſolcher war K. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einſchmeiden Beredtſamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten ſes Anſehen, und die ſchwankende Stelle eines Volksgünſtlings. (S. Demoatie.) Faſt alle Demagogen der ältern und neuern Zeit haben das Intereſſe Volks mehr verrathen als befördert; ſie waren am meiſten nur auf ihren Nuedacht. Die ſogenannten eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausſchlieſür wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von ans und Andre, haben das Wort Demagog in Verruf gebracht.

Demagogiſche Umtriebe, ſ. Mainzer Centralcommiſn und Umtriebe.

Demarcationslinie (Begrenzungslinie), eigentlich jede Linie, die zur ſtimmung einer Grenze, welche von fremden oder mit einander ſtreitenden Mächten nicht überſchritten werden ſoll, gezogen wird. So zog der Papſt eine Demarcaslinie, welche durch das Weltmeer lief, um die Streitigkeiten zu ſchlichten, die ch die erſten Länderentdeckungen zwiſchen den Spaniern und Portugieſen im 15. ahrh. ſich erhoben hatten. Zufolge eines zwiſchen der franz. Republik und dem nige von Preußen zu Baſel am 17. Mai 1795 geſchloſſenen Vertrags, ward ter dieſem Namen eine Neutralitätslinie feſtgeſetzt, welche den Kriegsſchauplatz n nördlichen Deutſchlande entfernte. Auch im pläßwitzer Waffenſtillſtand 813) ward eine ſolche Abgrenzung zwiſchen den franz. und den verbündeten ruſſ.-preußiſchen Truppen beſtimmt.

Demerary, eine vormals holländiſche, jetzt engliſche Colonie am ſchiffn Fluſſe gl. N. in Guyana in Südamerika. Der üppige Marſchboden verante 1740 mehre Holländer von Eſſequebo, und in der Folge viele Engländer, die theilhafte Lage zu benutzen. Durch den Vertrag vom 19. Aug. 1814 wurde merary ſammt Eſſequebo und Berbice an Großbritannien abgetreten. Alle 3 lonien, welche neben einander liegen, haben 415 □M. mit 133,000 E., darun6600 Weiße, Farbige und freie Neger, und 126,000 Sklaven! Auf dem höher enden Boden gedeiht der Kaffeebaum trefflich, von deſſen Frucht die 3 Colonien 8 Mill. Pfd. jährlich ausführen; der Zucker- und Baumwollenbau kränkelt r den jetzigen niedrigen Verkaufspreiſen, wiewol der Pflanzer die Koſten des Anes der Zuckerpflanze leicht aus dem Verkaufe des Rums gewinnt, der auf den rikaniſchen Märkten ſehr geſucht iſt. Neuerlich hat man den Reisbau auf Detary eingeführt, wozu ſich der Boden ſehr eignet.

Demeter, ſ. Ceres.

Demetrius, der Name mehrer Könige von Macedonien und Syrien. metrius I., mit dem Beinamen Poliorcetes (der Städteeroberer), König n Macedonien, Sohn des Antigonus, führte viele Kriege, beſonders mit dem lemäus Lagi. Er erſchien vor Athen mit einer Flotte, verjagte den Statthalter s Kaſſander, Demetrius Phalereus, und gab dem Volke die alte Regierung wiet. Gegen Seleukos, Kaſſander und Lyſimachus verlor er die Schlacht bei Ipſus

301 vor Chr. Hierauf flüchtete er sich nach Ephesus, und von da nach Athen, wo er aber nicht eingelassen ward. Er ging daher nach Korinth, überzog von hier das thracische Gebiet des Lysimachus, brachte seine Tochter Stratonice als Gattin dem Seleukos nach Asien, und nahm unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleukos zerfiel. Er eroberte Macedonien 294 vor Chr. und regierte 7 Jahre, verlor aber durch seinen Despotismus diesen Thron. Verlassen von seinen Soldaten und herumirrend, ergab er sich endlich seinem Schwiegersohn; dieser verwies ihn nach Apamea (auch Pella genannt) in Syrien, wo er 284 vor Chr., 54 Jahr alt, starb. — Der obengenannte Demetrius Phalereus (aus Phalerus), ein berühmter griechischer Redner, Schüler des Theophrast, widmete seine ersten Jahre der Beredtsamkeit und Philosophie, dann warf er sich, gegen das Ende der Regierung Alexanders d. Gr., in den Strudel des öffentlichen Lebens. Er wurde macedonischer Statthalter von Athen und Archont (309 vor Chr.), und verschönerte die Stadt durch prächtige Gebäude. Die Dankbarkeit der Athenienser, welche er beherrschte, ließ ihm so viele Statuen, als Tage im Jahr, errichten. — Aber der erweckte Neid verdammte ihn zum Tode und stürzte sie um. Er flüchtete sich nach Ägypten an den Hof der Ptolemäer, wo er die Anlegung der Bibliothek und des Museums gefördert haben soll, als deren Aufseher Ptolemäus Lagi ihn bestellte. Bei dem folgenden König Ptolemäus Philadelphus fiel er in Ungnade und wurde nach einer entlegenen Festung verbannt, wo er an einem Schlangenbisse starb. Demetrius gehört zu den gelehrtesten Peripatetikern und schrieb über mehre Zweige der philosoph. und politischen Wissenschaften. Aber das unter seinem Namen auf uns gekommene Werk über den rednerischen Vortrag gehört einem spätern Zeitalter an.

Demidoff (Nikolaus, Graf von), aus der alten Familie der Demidoff, welche in Sibirien die Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte und die erste Cultur in diesen Wüsten verbreitete. Graf Nikolaus ist 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaisers Alexander, Commandeur des Johanniterordens und Ehrenmitglied der Universität von Moskau. Er trat früh in Militairdienste, zeichnete sich als Adjutant Potemkin's im Türkenkriege aus, vermählte sich mit einer Gräfin Stroganoff, und nahm den Abschied als Oberst. Als Freund der Naturkunde und der Künste, voll Eifer, die Bildung in seinem Vaterlande immer mehr zu verbreiten, unternahm er eine Reise nach Deutschland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und sendete mehre seiner Bergleute und Eisenwerker nach Steiermark, um geübte Lehrer und Verbesserer zu bilden. Jedem Russen ist es nun erlaubt, in seinen trefflich eingerichteten Werken und Fabriken zu lernen, da er die reinste Absicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment, und führte dasselbe so lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete sich hierauf abermals den Studien und der Verbesserung seiner Fabriken. Da der Universität von Moskau alle naturhistorische Schätze verbrannt worden, schenkte er derselben sein reiches Cabinet, während er seine Gemäldegalerie und übrigen Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eisenblöcke an den 4 eisernen Brücken in Petersburg (1813) sind aus seinen Fabriken, und beweisen, wie weit diese Arbeiten in Rußland durch seine Sorge gediehen sind.

Demme (Hermann Christoph Gottfried), geb. zu Mühlhausen d. 7. Sept. 1760, war daselbst Subrector, dann Superintendent, endlich seit 1801 Generalsuperintendent zu Altenburg, wo er d. 26. Dec. 1822 gestorben ist. D. gehört nicht nur zu den vorzüglichsten praktischen Gottesgelehrten, sondern auch zu den thätigsten Beförderern alles Guten und Gemeinnützigen. Außer s. Predigten, Gebeten, geistlichen Liedern, Gedichten u. a. Aufsätzen, die mit Beifall gelesen wurden, machte er sich unt. d. Namen Karl Stille als Schriftsteller beliebt durch „Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen" (Gotha 180

2Bde.) vorzügl. durch s. „Pächter Martin und sein Vater" (3. verbess. Ausg. in 3 Bdn. 1802); und durch „Erzählungen" (2Thle., 2.Aufl.Riga 1797). Auch gab er a das Mühlhausensche und Altenburgische Gesangbuch, sowie ein Choralbuch heraus. — Sein Bildniß befindet sich vor dem 8. Bde. von Löffler's „Magazin für Prediger" (1818.). — Demme war nicht nur ein gründlicher Kenner der Menschen und ihrer wichtigsten Bedürfnisse, sondern verstand auch die Kunst, Interesse für seinen Gegenstand zu erwecken, durch ansprechende Herzlichkeit, durch meisterhaftes Individualisiren und durch eine edle, einfache Sprache, die durch den Verstand den Weg zum Herzen sucht und findet. Sein Streben, echte Lebensweisheit und frommen, praktischen Sinn zu verbreiten, zeigt sich sowol in seinen poetischen, als auch in seinen prosaischen Werken. 11.

Demokratie ist diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst (d. h. sämmtliche Bürger zusammengenommen) die höchste Gewalt ausübt. Es könnte dieses geschehen unmittelbar von sämmtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieses ist die reine oder absolute Demokratie, welche in größern Staaten zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterschied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zusammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Stellvertreter (repräsentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrschende der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemessen. Ihre Vorzüge bestehen in der aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß sie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die Gleichheit derselben, durch die Theilnahme an der Landesverwaltung und durch die Öffentlichkeit der letztern mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten und durch Gesetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habsucht, geht diese Form zu Grunde. Ihre Nachtheile sind dann zunächst Parteigeist im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrschaft der blinden, veränderlichen Volksgunst und des Neides über das Verdienst, leidenschaftliche Zügellosigkeit in der Beherrschung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beschlüsse, daher Schwäche nach außen; so geht häufig die Demokratie unvermerkt in Aristokratie und Despotie unter, indem die Stellvertreter allmälig Aristokraten werden, oder ein einziger ausgezeichneter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit hat der Begriff der Demokratie, welchen man sonst nur theoretisch zu entwickeln pflegte, wieder einen praktischen Werth bekommen. Es kommt in der neuern Staatslehre hauptsächlich auf die beiden Punkte an: erstlich, inwiefern die öffentliche Gewalt vom Volke ausgehe und inwieweit also der Wille des Volks im Stande sei, Verfassung, Regierung und Gesetze des Staats abzuändern, in welcher Beziehung man von der Souverainetät (s. d.) des Volkes gesprochen hat; und zweitens, inwiefern man dem Volke in der Verfassung eines jeden, auch des monarchischen Staats einen mehr oder weniger unmittelbaren, mehr oder weniger bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten einräumen könne oder müsse. Dies ist das demokratische Element genannt worden, welches einer jeden Verfassung in gewisser Art schon durch die Natur mit solcher Nothwendigkeit beigemischt ist, daß auch der unumschränkteste Monarch sich demselben nicht entziehen kann, ja daß man wol sagen mag, dieser Einfluß des Volksgeistes, seiner Vorurtheile und Leidenschaften werde gerade um so größer sein, je weniger ihm ein bestimmter Spielraum (in der Gesetzgebung, in den Wahlen gewisser Beamten und in dem freien vereinten Wirken für gemeinschaftliche Zwecke), bestimmte Formen und Organe zugetheilt sind. Die Lehre von der Souverainetät des Volkes machte einst in England den vorzüglichsten Glaubensartikel aller Hofpublicisten aus, denn auf ihr beruhte die Rechtmäßigkeit der Regierungsveränderung von 1688, die Legitimität Wilhelms III. und des regierenden hanöverschen Hauses. Erst als das Stuart'sche Haus nach und nach erlosch, kam die entgegengesetzte Lehre eines von dem Volke ganz unabhängigen Ur-

sprungs der höchsten Gewalt wieder zu Ansehen. In der neuern Zeit hat
Ableitung der Herrschergewalt aus dem Volkswillen als höchst gefährlich ver
und sie ist es auch, sobald man sie dazu mißbraucht, der ungebildeten Masse de
die Befugniß einzuräumen, in jedem Augenblicke den Befehlen der Regier
einem angeblichen Willen des souverainen Volks entgegenzutreten, die Ste
fassung und die Regierung zu verändern, und an die Stelle der Gesetze das t
schrei eines müßigen, unwissenden, bestochenen, verführten, durch Trunk u
erhitzten Pöbels treten zu lassen. Die Lehre von der Volkssouverainität ist ge
wenn man die Regierung als bloße Vollziehungsbehörde (den Monarchen al
Diener des Staats oder gar des Volks die oberste befehlende Behörde in
publik als directoire exécutif) betrachtet, woraus folgt, daß die Regier
Gesetz ihres Wirkens von einem Gesammtwillen empfangen müsse, dessen A
che aus der öffentlichen Meinung, einer ebenso ungewissen als trüben Qu
schöpft werden sollen. (S. Aristokratie.) Nicht der factische, in der Wir
vorhandene Wille des Volks darf die Regierung leiten, sondern der vernünftig
dessen Gebote aus der höhern Gesetzgebung der Sittlichkeit und Religion g
und auf die zufälligen Verhältnisse der Völker, welche das Resultat ihrer G
sind, angewandt werden müssen. Diejenigen also, welche so viel vom geschic
Staate sprechen, irren nur darin, daß sie dem Historischen eines Volks einen
ßen Werth beilegen, indem sie es zur alleinigen Quelle staatsrechtlicher Wa
machen, da es doch nie ohne eine starke Beimischung solcher Dinge sein kann
Ursprung in frühern Irrthümern und Ungerechtigkeiten zu suchen ist. Auf
dern Seite ist aber auch jede andre Ableitung der öffentlichen Gewalt, aus d
mittelbaren Willen Gottes, aus einer Art von Naturnothwendigkeit, aus der
Besitznahme des Bodens, oder nach Hrn. v. Haller, einem schon in der Ben
sich als unsinnig ankündigenden Rechte des Stärkern, gerade ebenso gef
Denn wenn man den unmittelbaren göttlichen Willen nur aus der Zulassung
was eben geschehen ist, zu erkennen vermag, so ist die Revolution, die Usurpati
dann dem Rechte zuwider, wenn sie nicht gelingt, oder sich nicht behauptet. T
turnothwendigkeit und die Herrschaft der Stärke gestatten als rechtmäßig jeden
zu sehen, wer der Stärkere sei, also jede Empörung und jede Verbindung dazu, w
auch Hr. v. Haller in der That Conspirationen und Insurrectionen für vollk
erlaubt erklärt. („Restauration der Staatswissenschaft", XV. Cap. Th. I, S
401, 413, 416.) Da man aber selbst in der praktischen Staatsverwaltung
auf die Nothwendigkeit einer Regel für den Umfang und die Beschaffenh
Staatsgewalt zurückgeführt wird, so wird man auch immer wieder zu der T
als der einzig haltbaren, daß alle öffentliche Gewalt nur von dem Volke au
könne, zurückkehren müssen. (S. Legitimität.) Man wird einen Gru
trag des Staats, nebst seinen dreifachen von einander ganz unabhängigen B
theilen, der Vereinigung, der Unterwerfung und der Verfassung, zu Grund
müssen (und zwar keineswegs als rechtliche Fiction, aber auch nicht histori
eine auf einmal vollendete, sondern als eine sich immer erneuernde und fort
Thatsache), und man wird die Herrschergewalt immer nur als eine übertrage
eine auf die nothwendigen Zwecke des Volks beschränkte Gewalt ansehen k
Allein durch den Zusatz, daß die Übertragung ihrer Natur nach unwiderrufl
weil sie die Bürger zu dem hinleiten muß, was sie sollen, wird alle Gefährlichk
Lehre vollkommen aufgehoben. Es folgt aus ihr alsdann weiter nichts, als, n
auch von andern Seiten als rechtlich nothwendig und als natürlich unverm
erweist, daß nämlich in der Verfassung und Verwaltung des Staats das ob
nannte demokratische Element nicht fehlen dürfe. Es soll sich ein jeder im
einer rechtlichen Freiheit bewußt sein, und ein jeder muß fühlen können, daß d
tung, welche er von Außen durch die Obrigkeit empfängt, mit dem Gesetz, wel

im eignen Herzen geſchrieben findet, übereinſtimmt. Er muß fühlen, daß ſein
näßiges Handeln einen Werth, und die Anſtrengung, welche er der Regierung
ngt, ein Verdienſt hat, welches nur möglich iſt, wenn der Gehorſam nicht aus-
lich erzwungen iſt, ſondern der beſſere Theil deſſelben auf dem freien Willen be-
Um dieſen hohen Zweck des Staats zu erreichen, iſt erfoderlich:
Zuerſt muß die Regierung neben ſich eine Geſetzgebung, Ständeverſamm-
beſtellen, in welcher man ſehr irrig eine Vertretung des Volkswillens zu ſuchen
nt iſt (vgl. Conſtitutionelle Inſtitutionen), welche vielmehr
um beſtimmt iſt, die Regierung von allen Unternehmungen, Neuerungen, ſelbſt
ſſungen, abzuhalten, die mit der allgemeinen Anſicht des Volkes von dem
n und Guten nicht übereinſtimmen, ihr aber ſelbſt einen richtigen Maßſtab
r geiſtigen Totalbildung der Geſammtheit zu geben. Über die zu dieſem Zwecke
e Zuſammenſetzung der Stände vergl. man Ariſtokratie und Corpora-
. Bei dieſer Stellung der Stände bleibt der Regel nach die Regierung das allei-
gan des Lebens und Wollens im Staate, und nur Ausnahmen, aber nicht zu
nde Ausnahmen ſind es, wenn eine Änderung in den Geſetzen oder eine An-
gegen Staatsbeamte von den Ständen ausgeht. Möglich muß Beides ſein,
das Ganze nicht zur leeren Form werden ſoll, aber Beides muß auch auf ſeinen
ndigen Zweck beſchränkt werden, Jenes durch das Veto der Regierung, wel-
ch beſſer dadurch verſtärkt wird, daß es den Ständen nicht geſtattet iſt, form-
Geſetzesentwürfe zu beſchließen, Dieſes durch die Beſchränkung auf die Stelle
klagenden Theils. Aber unſere neuern ſtändiſchen Corporationen ſind, außer
daß man viel zu ſehr auf die Repräſentation der bloßen materiellen Intereſſen
Landbeſitzes und Gelderwerbes) geſehen hat, noch dadurch in eine ſchwierige
richt und von ihrem rechten Wege abgeführt worden, daß man ihnen oft die
falſche Frage vorlegte, die in Verwirrung gerathenen Verhältniſſe des Staats
nen, wodurch man ihnen ſelbſt den Geiſt der Neuerung eingeflößt hat, welcher,
l entbunden, keine Schranken kennt, und welcher die Urſache ſo trauriger Ver-
en geworden iſt. Das echte demokratiſche Princip der ſtändiſchen Verfaſſung
rechtliche Ordnung zum Vortheil Aller, gegen die Mißbräuche der Gewalt zu
digen, und inſoweit iſt es harmoniſch mit dem echt monarchiſchen, ſowie mit
ten Ariſtokratie. Es geht aber in ein falſches, antimonarchiſches und antiſocia-
ber, wenn es die Stände ſelbſt mit einem Antheile an der befehlenden Gewalt
et, und hierdurch (wie es in der franz. Revolution geſchehen iſt) alle geſetzliche
nken derſelben vernichtet. Verſchieden von jenem demokratiſchen Princip, wel-
ch in dem Wirkungskreiſe der Stände zeigt, iſt das demokratiſche Element,
s in ihrer Zuſammenſetzung nothwendig zu finden ſein muß, um nicht der Ge-
ung eine einſeitige Richtung nach den Anſichten und eigennützigen Wünſchen
er Volksclaſſen zu geben. In der Ständeverſammlung muß zwiſchen den Ar-
und Reichen ein ſolches Gleichgewicht beſtehen, daß nicht in dem natürlichen
digen Kampfe zwiſchen ihnen der eine Theil dem andern preisgegeben iſt. (S.
ßbritannien und Parlament.)
Der zweite nicht minder weſentliche Punkt beſteht in dem Spielraum, wel-
ch die Monarchie dem freiwilligen Wirken ihrer Unterthanen überlaſſen kann,
ier kann England vorzüglich als Muſter angeführt werden. Sehr Vieles von
was man in andern Ländern nur durch Staatsbeamte thun läßt, hat man in
nd den Gemeinden, dem großen Friedensgericht (Quarter sessions) und dem
n Schöffenrecht der Grafſchaften, und endlich den freiwilligen Verbindungen
ner Bürger überlaſſen, und es iſt dadurch mehr und dieſes früher zu Stande ge-
ten, als in andern Ländern. (Vgl. Friedensrichter, Petition, Adreſ-
Dieſes demokratiſche Element der Verwaltung wird in einem Volke in dem
e nothwendiger, als ſich der Wohlſtand und die geiſtige Bildung deſſelben höher

entfalten. Es erwachen dann Kräfte, welche beschäftigt werden müssen, wenn nicht störend und widerstrebend wirken sollen, und es würde in unsern Tagen eins wirksamsten Mittel sein, den unruhigen Sinn der Völker zu beschwichtigen, und echt monarchische Princip, welches ja kein andres Ziel haben kann, als die Völ einer höhern sittlichen Ausbildung entgegenzuführen, dauerhaft und zeitgemäß zu festigen. Denn sowie ein Gewölbe, dessen Fugen aus einander weichen, nicht dad befestigt werden kann, daß man die Last, welche es zu tragen hat, vermehrt, oder die eine gesunde Seite verstärkt: so sind auch die wankenden Verhältnisse des Sta nur dadurch aufs neue zu begründen, daß der Druck auf die schadhaften Theile mindert, und den zweckwidrig wirkenden Kräften eine den Organismus des Ga fördernde Richtung gegeben werde. Die in dem Volke sich regende Kraft muß Regierung, um ihrer Meister zu bleiben, benutzen, sei es nach Außen oder nach Inn allein durch gewaltsames Zusammenpressen wird sie nur entweder dieselbe zu eige Schaden zerstören, oder wenn die Kraft größer wird als der Druck, das gewaltsa Ausbrechen derselben herbeiführen. Auch von dieser Seite möchte die Tendenz serer Zeit in ihrer demokratischen Richtung vielleicht lange nicht so gefährlich, a antimonarchisch sein, als man sagt, und selbst die Form, in welcher sie sich gel hier und da mehr mit dem Buchstaben des bestehenden Gesetzes als mit dem Ge des wahren Rechts im Widerspruch stehen. Wenigstens ist Derjenige, welcher Verstärken dieser hier aus einander gesetzten demokratischen Principien auch in Monarchie für heilsam hält, noch lange kein Demokrat in dem Sinne, daß er Volksregierung an sich oder für irgend ein bestimmtes Volk, für wünschenswerth klären oder gar für ihre Einführung zu wirken suchen müßte. Die Demokratie, Form der Staatsverfassung, ist vielmehr nicht gerade darum die fehlerhafteste, sie nicht auch eine kräftige Regierung für eine geraume Zeit aufstellen könnte, aber darum, weil sie der Regierung die wenigsten Mittel darbietet, sich über die denschaften und Vorurtheile des Volks zu erheben. Denn da Niemand anders durch die Wahlen des Volkes einen Antheil an der öffentlichen Gewalt erlan kann, so wird auch in der Regel nur Derjenige dazu gelangen, welcher dem Volke schmeicheln versteht, welcher sich in Gesinnungen und Ansichten niedriger, in und Gunst noch leidenschaftlicher stellt als der Haufe ist, zu dem er spricht, welcher es über sich gewinnen kann, vor Leuten zu kriechen, über welche er herrs will, d. h. Demagog (s. d.) zu sein. In einem edlern Sinne wird folglich auch Jeder, welcher den Geist eines Volkes zu ergreifen und zu einem höhern Aufschw zu entflammen versteht, Demagog genannt werden können; allein wie leide Sache, so ist auch der Sinn nicht der gewöhnliche. 37.

Demokrit, Philosoph der atomistischen oder neuern eleatischen Sch aus Abdera gebürtig, lebte um die 72. Olympiade (geb. gegen 494 vor Chr.). gier und Chaldäer, welche Xerxes zurückgelassen, sollen bei ihm die erste Neigung Philosophie erweckt haben. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Ägypten, wo Geometrie studirte, und besuchte vielleicht noch andre Länder, um seine Kenntn von der Natur zu erweitern. Unter den griechischen Philosophen genoß er den terricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er an Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt wurde. Aus Unwillen über die T heit der Abderiten entsagte er diesem Amte und zog sich in die Einsamkeit zurück, sich allein den philosophischen Studien zu widmen. Wir übergehen die Märc welche man von Demokrit erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beständig die Thorheiten der Menschen gelacht habe, weßhalb man ihn als Gegenstück des raklit angesehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darstellung seiner philoso schen Meinungen. In seinem Systeme hat er die mechanische oder atomistische klärungsart der Natur seines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entsteh der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheil

ichen (Atome), die ſich nach Figur, Lage und Ordnung von einander unter-
n und durch die Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald
zuſammengeſetzt würden. So entſtand das Weltall zufällig, ohne Beihülfe
rſten Urſache. Die Ewigkeit der Atome (einer Materie überhaupt) bewies er
s, daß man die Zeit ſich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorſtellen
; ihre Einfachheit aber auf folgende Weiſe. Wenn Körper auch unendlich
e ſind, ſo muß man doch zugeben, daß die Theilung müſſe wahrgenommen
n können. Nach geſchehener Theilung bliebe nun entweder noch etwas Aus-
nes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder nichts übrig. Im erſten
äre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zuſammenſe-
von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre
übrig, ſo müſſe die Körperwelt auch nichts ſein; alſo müſſen einfache Körper
n) exiſtiren. Aus ſeiner Behauptung von dem ewigen Wechſel des Schei-
und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahlloſe Welten gebe,
bald entſtänden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterſchied er
, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei
ndtheile, und ihre Verſchiedenheit rührt bloß her von der Verſchiedenheit der
, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding beſteht. Dieſe Ver-
nheit der Atomen iſt unendlich, ſowie ihre Anzahl, daher auch die Verſchie-
it der Dinge ſelbſt unendlich groß iſt. Alles Wirken und Leiden iſt Bewegung
Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer be-
nach ihm aus thätigen leichten Kügelchen, und dehnt ſich wie eine helle Ein-
g um die Erde. Die Luft wird durch das beſtändige Aufſteigen der Körper-
aus den untern Gegenden in Bewegung geſetzt, und zu einem reißenden
m, der die in ſeinem Schoße gebildeten Geſtirne mit ſich fortführt. Unter
n pſychologiſchen Lehren verdienen Erwähnung: Die Seele beſteht, inſofern ſie
gende Kraft iſt, aus Feueratomen, da ſie aber auch die übrigen Elemente er-
; und Etwas doch nur durch das ihm Gleiche erkannt werden kann, ſo muß
ch aus den übrigen Elementen zuſammengeſetzt ſein. Das Gefühl iſt der
ſinn und unter allen der untrüglichſte; denn nur das kann objectiv wahr an
dingen ſein, was den Atomen ſelbſt zukommt, und dies erfahren wir am ſicher-
durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge,
ind alſo weniger zuverläſſig. Die Äußerungen der fünf Sinne werden theils
die verſchiedene Zuſammenſetzung der Atomen in den Sinnwerkzeugen, theils
die verſchiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge
iner Natur nach, aus Waſſer geformt. Wenn wir ſehen, ſo ſondern ſich von
äußern Körper Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines
nds, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander, und ver-
t ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die ſtrö-
n Lufttheile gelangen zum Ohre und verurſachen das Gehör. Auf ähnliche
entſtehen die Empfindungen des Geſchmacks und Geruchs. Die vom Auge
ngenen Bilder der Gegenſtände gelangen durch daſſelbe zur Seele und erwecken
erſtellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorſtellungen zur
gelangen, ſo hört die Thätigkeit derſelben auf, wie im Schlafe. Träume er-
D. durch die fortdauernden Bewegungen der Geſichts- und Gehörwerkzeuge,
wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen wer-
Die Sinnenkenntniß iſt dunkel, trüglich, und ſtellt bloß Bewegungen der
n Körper dar; die ſubjectiven Affectionen ſind Schein und nicht in den Ob-
gegründet. Vernunfterkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverläſſigkeit,
gleich auch nicht ohne Zweifel iſt. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode
ete Demokrit, da er ſie auch aus Atomen zuſammenſetzte. Er unterſchied ſie
drei Theile: in den vernünftigen, der ſeinen Sitz in der Bruſt hat, und in den

unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt ist. Beide aber mache Wesen aus. Sein praktischer Grundsatz ist Wohlsein durch Gleichmu auf Physik und Astronomie wandte er seine Atomenlehre an. Die Leh Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglaub System. Auch sie waren aus Atomen entstanden und vergänglich, wie al Demokrit soll viel geschrieben haben, wovon jedoch nichts auf uns gek Er verdient unstreitig den ersten Platz unter den Naturforschern, welche di gen auf Ursachen zurückgeführt haben. Er starb um 370 vor Chr. Geb. Alter. Seine Schule wurde von Epikur verdrängt.

Demonstration, in der Kriegssprache, eine Bewegung ge Ort, welche man macht, um den Feind irre zu leiten und seinen wahre verbergen. In der Philosophie nennt man Demonstration einen stre eigentlich logischen Beweis, d. h. einen solchen, aus welchem die Unmögl Gegentheils erhellt. Andre, wie Kant, nennen nur den mathematische also, d. i. die Begründung eines Urtheils aus der Anschauung, und nenne striren, den Gegenstand einer Erkenntniß in der Anschauung nachweisen. Eine weniger förmliche Beweisführung, welche in schleunigen und an mairischen Sachen gebräuchlich ist. (S. **Bescheinigung**.)

Demontiren (Kriegskunst), das feindliche Geschütz durch Z der Laffeten und Achsen aus dem Gefecht bringen, ferner die Brustw Schanze, oder eines Walles durch hineingeschossene Kugeln so zerstören, da Vertheidiger, besonders kein Geschütz mehr hinter ihnen halten kann. — **montirbatterien** sind solche, deren Bestimmung es ist, die Brustw Festungswerke herabzuwerfen, um das feindliche Geschütz zu Grunde zu Sie werden meist in die zweite, zuweilen auch in die dritte Parallele gel gen sie auf dem Glacis an den ausspringenden Winkeln der Bastions u gegen die Flanken des Nebenbollwerks, so heißen sie Contrebatterien. E der zu beschießenden Fronte gerade gegenüber, und bestehen aus 4 — 12pfündigen Geschützen. Der größte Theil derselben Geschütze richtet sic auf dieselbe feindliche Scharte und deren Kasten (merlon), während die üb andern feindlichen Geschütze beschäftigen; ist ein Geschütz zum Schweigen so richtet sich das Feuern auf ein andres u. s. w. Einige Mörser und H die entweder in der Demontirbatterie oder besonders aufgestellt sind, unters gleich die Demontirbatterie durch Bewerfen der angegriffenen Scharten; bei ist langsam und wohlgehalten, da übereilte Geschwindigkeit nur schlechte und Pulververschwendung hervorbringen würden. Die Entfernung der D batterie von dem angegriffenen Werke beträgt gewöhnlich 3 — 400 Sch die Entfernung der zweiten Parallele. Man hat in neuerer Zeit vorgeschlag Demontiren der Werke Granaten statt Vollkugeln aus Kanonen in dieselb schießen, um durch deren Crepiren eine minenartige, und also desto schnell kung zu erhalten. Das Wort Demontirbatterie ist besonders bei der pr Armee üblich, von der es auch herstammt.

Demosthenes, der berühmteste Redner des Alterthums, war d eines Degenschmiedes zu Athen, wo er 381 (nach A. 375) vor Chr. geboren Sein Vater hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn seine A der bringen wollten. Er aber führte, obgleich erst 17 Jahr alt, selbst der gegen sie, und gewann ihn. Die Beredtsamkeit und Philosophie zu studi suchte er die Schulen des Kallistratus, Isäus, Isokrates und Plato. Natur hatte ihm große Hindernisse in den Weg gelegt, und er wurde bei sei den ersten Versuchen, öffentlich zu reden, laut ausgelacht. Er hatte nicht sehr schwache Brust und eine kreischende Stimme, sondern konnte auch das aussprechen, welche Naturmängel er durch die höchsten Anstrengungen zu

r. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauspielers Saty- kleine Kiesel in den Mund nahm, und so mehre Verse hinter einander, selbst en beschwerlichsten und steilsten Wegen, laut hersagte. Um seine Stimme zu rken, ging er an den Meeresstrand zur Zeit, wo die Wogen in Aufruhr wa- und übte sich daselbst im starken Sprechen. Dann verschloß er sich ganze Mo- in einem unterirdischen Gemach mit geschorenem Kopfe, um nicht auszugehen, sich vor dem Spiegel im Anstande und schrieb die Geschichte des Thucydides ol ab, um seinen Styl zu bilden. Nach solchen mühevollen, mit eiserner at durchgeführten Vorbereitungen verfaßte und hielt er seine meisterhaften Re- von denen seine Neider sagten, daß sie nach Öl röchen, welchen aber die Nach- den ersten Platz unter den Werken der Beredtsamkeit angewiesen hat: Reden, nn er den thörichten Wünschen der Menge laut widersprach, die Athenienser r ihrer Fehler offen tadelte, und sie zu Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe mmte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte seinen ngern den Haß ein, von dem er selbst beseelt war. Die erste dieser, unter Namen der Philippischen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp sich des s bei Thermopylä bemächtigt hatte. Er drang darauf, sogleich eine Flotte n Heer auszurüsten, den Krieg selbst anzufangen, den Schauplatz desselben Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Ver- oder entscheidenden Sieg zu enden. Die Athenienser gaben ihm zwar Beifall billigten seine Plane, allein sie führten sie nicht aus. Der berühmte Phocion, e Schwäche Athens kannte, rieth unablässig zum Frieden. Demosthenes ging schen zweimal als Gesandter an den Hof Philipps, ohne in seinen Unterhand- n glücklich zu sein. Jedesmal rieth er bei seiner Rückkehr zum Kriege, und t nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. sich als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopylä in Phocis ein- ngen und sich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, be- te er einen Volksschluß, sogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüsten, das nach Eleusis zu führen, und Gesandte an alle Städte Griechenlands zu schi- um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war unter den Gesandten, und bewog die Thebaner, ein athenienſisches Heer in Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, zeigte er in ganz ien. Sein Eifer brachte eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zusam- bei Chäronea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden besiegt. Demo- s, der selber mitfocht, war unter den Ersten, welche die Flucht ergriffen. ch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. us, sein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deßwegen anzugreifen. Dieser t zwischen beiden Rednern war der Gegenstand der Rede pro corona (für rone), welche Demosthenes Triumph war, und seinem Gegner die Verbannung . Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte Demosthenes, daß jetzt leichter seine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders schreck- Rache an Theben setzte die Athenienser so in Schrecken, daß sie um Gnade n. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen, daß Demosthenes und einige andre Redner ausgeliefert würden, abzustehen; denn fürchteten die Macedonier mehr als die athenienſischen Heere. Für seine Be- ichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe 50 Talenten verurtheilt, und da er sie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß ge- n, aus dem er jedoch entkam und nach Ägina floh, wo er bis nach Alexanders blieb. Jetzt nahm der (lamiſche) Krieg mit Antipater seinen Anfang. De- henes zeigte sich wieder öffentlich, und suchte die kleinen griechischen Staaten zu n Bunde gegen Macedonien zu bereden. Die Athenienser riefen ihn ehrenvoll k. Als aber der Krieg sich unglücklich wandte, und Antipater auf seine Aus-

lieferung bestand, floh er in den Tempel des Neptun auf der Insel Kalauri der Küste von Argolis. Aber auch hier sah er sich nicht sicher, und nahm Gift er immer bei sich trug. Er starb (319 vor Chr., nach A. 322) in einem von 60 — 62 Jahren. Sein Charakter ist nicht ganz rein zu sprechen von keit, Ehrgeiz und Habsucht. Cicero erklärte ihn für den vollkommensten aller ner. Immer sprach er, wie es die Umstände, die Zeiten und die Zuhörer erfod bald sanft, bald heftig, bald erhaben. Die griechische Sprache wurde durch i einer Vollkommenheit ausgebildet, die Keiner vor ihm erreicht hat. An Nac und Überzeugungskraft, Scharfsinn und Feinheit in Auffindung und Aufst der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des drucks, Kraft und Wohlklang der Sprache, übertraf er alle seine Vorgänger. ist in seinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müßig; überall herrsc schönste Ebenmaß. Nur dadurch ist der große Einfluß dieses Mannes auf Zeitgenossen zu erklären. Wir besitzen unter seinem Namen noch 61 Reden Eingänge und sechs Briefe, einige sind unecht. Unter den ältesten Ausgabe Reden ist die vorzüglichste die pariser vom J. 1570 in Fol., griech. mit Ul Commentaren. Die erste Ausg. sämmtl. Werke lieferte Hieronymus Wo und lat. (Basel 1549), wiederholt 1572 und Frankfurt (1604 in Fol.) finden sich die Reden in Reiske's Ausg. der griech. Redner. Eine treffliche Ü der drei olynthischen Reden ins Deutsche führt den Titel: „Demosthenes's Sc reden, übers. u. m. vielen Anmerk. von Fr. Jacobs" (Leipzig 1805). Die lipp. Reden, deutsch v. A. G. Becker (neue Aufl. Halle 1824—25, 2 B Die Reden über die Krone, von Fr. v. Raumer (Berlin 1811).

Demoustier (Charles Albert), ein franz. Dichter, geb. zu Villers rets 1760, zeichnete sich früh durch große Fortschritte in den schönen Wissensch aus, und übte anfangs mit Erfolg das Geschäft eines Advocaten, das er aber aufgab, um sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Er schrieb Sc spiele, Opern und Gedichte. Sie sind voller Witz, der freilich oft gesucht ist. B Briefe an Emilie über die Mythologie (ins Deutsche übers. von Nostitz-Jänkend haben ihn in ganz Europa bekannt gemacht. Man kann ihnen zwar mit R Oberflächlichkeit, Ziererei und das vorwerfen, was man im Französischen Styl madrigal nennt; aber sie sind doch mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschr Von seinen Schauspielen sind „Le conciliateur", „Les femmes" und „Le lérant" diejenigen, welche sich auf dem Theater erhalten haben. Er starb 2. März 1801.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche anf zehn Aß (daher der Name) betrug; nach unserm Gelde wird sie auf 5 bis 6 Groschen gesetzt. Ein Golddenar betrug an Werth ungefähr 6 Thlr. — Den eine italienische Kupfermünze (franz. Denier), welche ungefähr einen Heller be

Denderah (Thierkreis von). Bei Denderah, einem von Palmen um nen Dorfe der Thebaïs am westl. Ufer des Nils, eine Stunde weit von se Bette, erhält der Reisende, welcher von Kairo nach Oberägypten kommt, e einen anschaulichen Begriff von einer Bauart, wie sie kein andres Land der aufzuzeigen im Stande ist. D. liegt unter dem 26° N. B. am Rande der W auf der letzten Bergebene der lybischen Kette, bis zu der die Nilüberschwem sich ausdehnt. Seinen Namen hat es vom alten Tentyra oder Tentyris, d prächtige Überreste von den Arabern mit dem Namen aller Ruinen, Berbé, be net, drei Viertelstunden davon entfernt sind. Ihre genauere Kenntniß verd man erst dem denkwürdigen Feldzuge der Franzosen. Ihre enthusiastischen schreibungen und bestimmtern Untersuchungen haben die Aufmerksamkeit aller bildeten dorthin gerichtet. Durch ein halb von Trümmern versteckes, mit Hi glyphen bedecktes Thor, das aus ungeheuern Blöcken von Sandstein zusamme

...ist, sieht man beim Nähertreten einen Tempel, welcher den Hintergrund dieses ...vollen Gemäldes ausmacht. Alles, was man hier sehe, versichern die franz. ...lehrten, von den Isiskolossen an, welche das Getäfel der Vorhalle tragen, bis ...der kleinsten Hieroglyphe, scheine einem Wunder- und Feenlande entnommen. ...der Griechenland und Rom, noch das übrige Europa habe etwas dem Ähnliches ...vorgebracht. Für die Allgemeinheit dieses Eindrucks spricht der Umstand, daß ...ist die gemeinen Soldaten des Heers aus eignem Antriebe von dem Wege abbo...n, um diese Heiligthümer genauer zu besehen, und daß alle einstimmig versicherten, ...r Anblick entschädige für die Beschwerden jenes Feldzugs. Die Monumente ...hebens, welche sie später kennen lernten, verlöschten diesen ersten Eindruck nicht; ...r große Isistempel schien ihnen auch dann noch das vollendetste Denkmal ägyp...scher Kunst. — Noch steht von dem alten Tentyra, das bis in die Zeit des Strabo ...d des Theodosius sich erhalten haben mag, ein Typhöum, ähnlich dem zu Ed..., aber größer. Es liegt westlich dem nach Mitternacht gerichteten Thore, von ...ümmern und Gerölle so umgeben, daß einzelne Seiten kaum mehr zu erkennen ...d. Jenes Erstaunen erregte aber zunächst der große Tempel, dessen Ganzes un...fähr die Gestalt eines T hat. Nur von der Ostseite ist seine Ansicht durch Trüm...r versteckt. Wegen der in allen Größen daran vorkommenden Gestalt der Isis ...man geneigt, ihn für ein Isäum zu halten. Ohne Hülfe von Kupfern würde ...e Beschreibung seiner Hallen, Säle und Zellen, die alle mit Hieroglyphen wie ...rsäet sind, unverständlich bleiben. An der Decke des Porticus dieses Isäum ...nden sich, auf die Soffiten aufgenagelt, Figuren und Embleme, welche auf die ...tronomie Bezug haben; an den beiden äußersten Soffiten bemerkte man die ...lf Zeichen des Thierkreises. Diese Darstellung traf man an der Decke eines ...mmers wieder an, das sich im obern Stocke an der linken Seite des Vestibulums ...fand. Wie alle andre, war dies Zimmer mit Hieroglyphen bedeckt, und das ...anisphär, dem Eintretenden links, nahm nur die Hälfte der Decke ein. Gen. ...saix bemerkte es und machte seine Gefährten darauf aufmerksam. Dies ist das in ...ern Tagen so viel besprochene Planisphär. — Hinter diesem großen Gebäude findet ...nach Süden hin ein andrer Tempel, welcher der Isis und Horus gemeinschaft...geweiht sein mochte. Sein Äußeres erinnert weniger als das Isäum an die ...he von Geschlechtern, welche da gewesen sein mußten, ehe eine Nation aufblühen ...nte, welche solche Werke zu ersinnen Muth, Kenntnisse und Erhabenheit genug ...e; und an die ablaufende Reihe von Jahrhunderten, während der man alles ...vergaß und zu dem Grade von Rohheit zurücksank, in welchem die arabischen ...ohner dieser Trümmer sich jetzt befinden. — Vor Allem zogen aber die Angaben ...die Planisphäre die Blicke der europäischen Gelehrten nach diesem Punkte hin, ...n astronomische Wichtigkeit bei d. Art. Vorrücken der Nachtgleichen ...chten wird. Auf beiden nämlich bemerkte man, daß der Löwe als erstes Zei... als Führer der andern dargestellt war. Man konnte sich über die Absicht, ...Ordnung anzudeuten, darum nicht täuschen, weil auf dem größern Plani...r (an der Decke des Porticus) die Zeichen auf zwei Streifen vertheilt erschei... von denen einer aus dem Innern des Tempels herausgerichtet ist, der andre ...dem Innern des Tempels hineinweist. Auf dem kleinern (in dem obern Zim... gegenwärtig in Paris) stehen sie auf einer Spirale. Jungfrau, Wage, Scor... Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, ...n in der bei uns noch üblichen Ordnung. Der Löwe schien sonach als ein An...zeichen nach dem Durchschnittspunkte der Ekliptik und des Weltäquators hier ...tlich hingestellt zu sein. Von der Lage dieser Durchschnittspunkte hängt aber ...Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte von beiden liegen muß. Wie ...bemerkt, so ist er auf der Planisphäre von Denderah im Krebse verzeichnet. ...dies das Wintersolstitium, wie man aus den umgebenden Hieroglyphen sich

herausdeuten wollte, so lag damals der Frühlingspunkt in der Wage. liegt er in den Fischen, folglich um volle sieben Zeichen oder um 210° Da nun bei gleichförmiger Bewegung 2152 Jahre zur Zurücklegung eine erfoderlich sind, so folgt, daß er, um aus der Wage in die Fische zu komm mal zweitausend einhundert zweiundfunfzig, also beinahe 15,000 Jahre hat. Dies wäre sonach das mindeste Alter dieses Thierkreises, voraus man ihn auf wirkliche astronomische Beobachtungen gegründet, nicht als astronomisches Problem betrachten will. Die Folgerungen, die sich aus ter des Thierkreises ergeben, leuchten ein; wie viel älter, als die Tradition fenbarung vermuthen lassen, müßte das Menschengeschlecht sein, das dies kreis erfand! M. s. Rhode, „Versuch über das Alter des Thierkreises ur sprung der Sternbilder" (Berlin 1809, 4.). Andre Astronomen, name trow („Wiener Zeitschrift", 1822, Nr. 53, 54) und früher die Verfasser Beschreibung von Ägypten, meinten, das auf dem tentyrischen Thierkreis nete Solstitium sei das Sommersolstitium. Der Frühlingspunkt fiele schen Stier und Widder, also 45° weiter vorwärts, als heut zu Tage. würde folgen, daß der Thierkreis fünfundvierzigmal 71¼ Jahre alt wäre würde er nur 3228 Jahre alt zu sein scheinen. Zu dieser letztern Annal man berechtigt, wenn das Sternbild, welches das erste im Thierkreise ist, sein sollte, welches die Sonne zuerst nach dem heliakischen Aufgange d durchlief Und dies zu glauben, hat man mancherlei Gründe. Die Er des Sirius erfolgte wenige Tage nach dem Sommersolstitium; er bezeic Wachsen des Nils und den Anfang des agrarischen Jahrs in Ägypten. diese Beziehung auf den Anfang des agronomischen Jahres scheint diese setzung Gewißheit zu erlangen. Die beigegebenen Hieroglyphen, die der „Allg. Lit. Z.", 1822, Nr. 60, einer eignen Deutung unterworfen hat, lich das Kind auf der Lotusblume beim Widder, die sich erhebende Sonne, lingspunkt, sind bestärkende Gründe. — Aus artistischen und astronomisch den, wollte E. G. Visconti dieses Planisphär und den ganzen Tempel, sicher gleichzeitig ausgeführt worden sind, für weit jüngern Ursprungs hal setzte diesen Bau in die Zeit, wo der unbestimmte Thoth, der Anfang des un ten ägyptischen Jahres, mit dem Zeichen des Löwen zusammenfiel, was sei 12 bis 132 unserer Zeitrechnung der Fall war. (M. s. „Notice sommaire des deux Zodiaques de Tentyra", am 2. Th. von Larcher's „Herodote", p. Diesem Datum aus den ersten Jahren der Römerherrschaft haben die der großen Beschreibung Ägyptens aus triftigen Gründen widersprochen. Fall, daß diese Behauptung nicht Beifall fände, hatte V. eine andre bereit; Voraussetzung des de la Nauze gestützt, der ein ägyptisches Normaljahr versetzte er diese Monumente in die Periode der Ptolemäer. Eine einzige g Inschrift auf einer versteckten Leiste des Isäum schien diese Hypothese nicht zu unterstützen. Sie hat außerdem, betrachtet man die Architektur dieser im Vergleich mit andern Denkmälern dieser Periode, unleugbare Schwie Sie sind so rein ägyptisch ausgeführt, daß an Zeiten fremden Einflusses, nachlässigung und Geringschätzung der Landesreligion nicht zu denken ist. wird wol Niemand darauf kommen, sie vollends gar den alten Feinden der äg Cultur, den Tempel zerstörenden Persern, zuzutheilen. Es bleibt sonach nichts übrig, als ihren Ursprung in eine Periode zu setzen, wo das Land unt borenen Königen stand. Weiter gehen zu wollen, scheint gewagt. Abgese den astronomischen Angaben, waren die Verf. der Beschreibung von Äg neigt, den Bau der Tempel, in dessen Ausführung man durchaus keine Abw von dem ursprünglichen Plane, keine Einwirkung einer schwächer werden bemerkt (denn Alles scheint wie auf einmal entstanden), jener Periode zuz

die ägyptische Kunst auf ihrem Gipfel zu sein schien; der Zeit zwischen Nekos und Amasis, wo man in Delta große Gebäude ausführte, und Memphis glänzend war. Der Streit über das Alter dieses Denkmals ist noch nicht geendet; dadurch, daß ein Stück davon nach Europa gekommen ist, wurde er keineswegs seiner Entscheidung näher gebracht. Persönliche, vorgefaßte Ansichten wirkten auf das Urtheil ein. So wurde eine Schrift von Dupuy über diesen Thierkreis von der pariser Polizei, als den Unglauben befördernd, confiscirt (im Aug. 1822). Begreiflich ist aber bei einem Denkmale dieser Art jede einzelne Hieroglyphe der Umgebung in die ganze Vorstellungsweise von dem Jahrescyklus eingreifend, jedes Einzelne bedeutsam, und nichts müßig verzierendes Nebenwerk. Dadurch kam ein junger Franzose, S. Saulnier, dessen Ehrgeiz durch die glänzenden Erwerbungen der Engländer geweckt worden war, auf den Einfall, diesen Thierkreis seinem Vaterlande zu verschaffen. Da ihn ein Geschäft hinderte, selbst nach Ägypten zu gehen, so übertrug er die Abholung dem Vertrauten seines Plans, einem H. Lelorrain, der, mit Leitern und anderm Handwerkszeug reichlich versehen, sich im October 1820 nach Alexandria einschiffte. Mohammed Ali zeigte eine beklagenswerthe Bereitwilligkeit, die heiligen Denkmäler von Tentyra verstümmeln zu lassen. Auf dem Dache des Tempels hatten sich Araber in frühern Zeiten angenistet; ihre verlassenen Hütten mußten weggeräumt werden, der Schutt, mit dem schon vorhandenen Abhange des frühern, bildete eine Fläche, auf dem man die Sandsteinblöcke nach dem Ufer des Nils konnte gleiten lassen. Eine Schleife von H. Lelorrain's Erfindung that dabei gute Dienste. Lelorrain wählte den kleinern, runden Thierkreis im obern Zimmer. Da der Stein zu groß war, so schnitt man von der einen Seite in einem Zickzack Streifen, und begnügte sich mit der großen Platte, auf welcher der Thierkreis à peu près (nach dem Ausdrucke des „Journ. des sav.") vollständig dargestellt war. Die Steinplatte war nämlich so ungeheuer, daß sie auf den sich gegenüberstehenden Hauptwänden aufruhte. Zwar gingen die Figuren, welche den Thierkreis tragen, und ein Theil von ihm selbst, auf den nebenliegenden Stein über, aber man glaubte an diesem Fragmente genug zu haben, um den Sinn dieses ganzen Gebäudes zu begreifen, und zuletzt jene verwickelten Fragen zu lösen. Der Stein war vortrefflich erhalten, nur schwarz geworden durch einen rußigen Überzug, der vielleicht aus der Zeit herstammt, wo die Mysterien und Weihen des Thierdienstes in diesen Heiligthümern vollbracht wurden. Durch diesen Rauch mochten auch die Farben zerstört sein, welche früher wahrscheinlich die Hieroglyphen hervorhoben. Die Platte war von der Sandsteinart, aus welcher alle Denkmäler zwischen Philä und Denderah aufgeführt sind. Kaum war diese Zerstörung vollbracht, so machte ein andrer Eigenthümer Ansprüche an ihren Gewinn. Er behauptete, frühere Rechte an Alles zu haben, was in Tentyra ausgegraben werden könnte. Der Pascha von Ägypten entschied für den Franzosen, weil der Thierkreis aus dem Dache genommen war. Das Meer trug H. Lelorrain endlich glücklich mit seiner Beute von Alexandria nach Marseille. Dort bemerkte man bei einer Vergleichung mit den Kupfern in dem großen Werke über Ägypten so ziemlich Alles an seiner Stelle, aber eine Verschönerung in der Zeichnung, die glücklicher Weise das Denkmal nicht bestätigte. Im Januar 1822 kam er nach Paris, wo die Eigenthümer durch Gau eine Zeichnung von allen noch erkennbaren Figuren machen ließen, die, in Kupfer gestochen, eine genaue Abbildung von den astronomischen Zeichen der Ägypter geben wird. Die Regierung kaufte das Planisphär für 150,000 Frcs. Der Streit über die Epochen des Ursprungs begann mit verdoppelter Lebhaftigkeit. St.-Martin glaubte in seiner „Notice sur le zodiaque de Denderah etc." (Paris 1822), das Monument sei 569 oder nach 900 vor Ch. errichtet; allein s. Meinung ist ebenso wenig erwiesen als die des Hrn. Biot, welche Jomard in der „Rev. encycl." (Spt. 1822) berichtet hat. Dagegen bewies Letronne in s. „Kritischen und archäologischen Be-

obachtungen über die Zeichen der Thierkreise" (Paris 1823), daß unter den Zei der ägyptischen, griechischen und römischen Thierkreise sich kein Denkmal finde, ches älter als die gewöhnliche Zeitrechnung sei. Damit stimmt auch Abbé Ha überein, in s. „Examen et explication du zodiaque de Denderah etc." 3 T (Paris 1822) mit Kpfrn. Letronne hält die Thierkreise von Esné und Dend für astrologische Curiositäten aus den Zeiten der römischen Kaiser.

Dendriten, die baum- und strauchförmigen Zeichnungen mancher nerallen.

Denham (John), ein in der beschreibenden Poesie ausgezeichneter Dic war geb. zu Dublin 1615, studirte auf der Universität Oxford die Rechte, sc eine Abhandlung über das Spiel („Essay upon gaming"), dem er doch selbst denschaftlich anhing, übersetzte dann das zweite Buch der „Äneide", und machte durch eine Schrift: „Der Sophi" („The Sophi"), bekannt. Seinen Ruhm g dete sein Gedicht „Cooper's hill" („Cooper's Hügel", 1643), wodurch die Ver der Engländer für poetische Landschafts- und Naturmalerei vorzüglich geweckt de. Es empfiehlt sich durch geistreiche Zierlichkeit und Lebhaftigkeit der Schilder gen, zeigt aber alle Mängel der beschreibenden Poesie. D. wurde von dem köni chen Hofe zu mehren Geschäften gebraucht, und seine Anhänglichkeit an das H Stuart späterhin durch Würden und Ämter belohnt. Seine unglückliche zw Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnsinn. Nach seiner Genesung s er die unter seinen übrigen Gedichten am meisten ausgezeichnete „Elegie auf C ley's Tod." D.'s Werke erschienen zu London 1684 und 1704, auch in den Sam lungen von Johnson und Anderson. Er starb 1668, und wurde in der Weste sterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben.

Denina (Giacomo Carlo), Literator und Geschichtschreiber, geb. 173 Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften, und erhielt Professur der Humanioren an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledig des Lehrstuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward Denina zum P fessor derselben, sowol an dem Collegium als an der Universität, ernannt. Er hierauf die drei ersten Bde. seiner „Geschichte der italienischen Revolutionen" (Tu 1769, 3 Bde., 4., eine Universalgeschichte Italiens enthaltend) erscheinen, wor er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freih zu erfahren hatte. 1777 begab er sich, seiner Gesundheitsumstände wegen, Rom, verweilte zu Florenz, erhielt später einen Ruf nach Preußen, reiste im S 1782 nach Berlin, wurde dem Könige durch den Marquis Luccheſini vorgest und mit einem Platze in der dasigen Akademie nebst 1200 Thlr. Jahrgehalt be Der große Friedrich, über dessen Leben und Regierung er nachher schrieb, sowi auch „La Prusse littéraire sous Frédéric II." (3 Bde.) herausgab, sprach m Male mit ihm über seine Werke. 1791 machte er eine Reise nach Piemont, ließ bei seiner Rückkunft nach Berlin seine Reisebeschreibung: „Guide littérair drucken. Schon früher (Turin 1760) erschien sein für die Literaturgeschichte wichti Werk: „Discorso sopra le vicende della letteratura" (deutsch v. Volkm 3 Thle. Leipz.; auch ins Franz. übers.). Überhaupt hat er seine meisten Werke in B lin geschrieben, so z. B. auch s. „Geschichte Piemonts und der übrigen sardinisc Staaten" (deutsch von Straß, 2 Thle., Berlin 1800 fg.), s. „Staats- u Gelehrtengeschichte Griechenlands" (a. d. Ital. von Dau, 2 Thle.), und s. „Brand burgischen Briefe" (a. d. Ital. von Rode, 2 Hefte, Berlin 1787 fg.) u. a. N der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont z Bibliothekar der Universität Turin. Ehe er dieses Amt antrat, erschien s. „C des langues, ou observations etc.", das er dem ersten Consul zueignete; er erh von diesem ein ehrenvolles Schreiben, und (durch Duroc) eine goldene Dose. D ser Gunstbezeugung folgte der Antrag der Stelle eines kaiserl. Bibliothekars, wel

na ſich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erſchien ſein hiſtoriſch-ſtatiſtiſches ilde von Oberitalien. Er ſtarb 1813.

Denis oder Denys (Abtei von St.-) eine hiſtoriſch merkwürdige Kirche. Heilige, dem ſie geweiht iſt (Dionyſius), ausgeſandt von Rom, in Gallien Evangelium zu predigen, ſtarb durch Henkers Hand am Ende des dritten h. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die Standhaftigkeit des Märtyrers, e ſich ſeinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden ſollte, zu ver- n, begrub ihn in ihrem Garten, ward Chriſtin, und erbaute auf ſeinem e eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva einem größern Plane aufgeführt, im 6. Jahrh. zu einer der blühendſten Ab- wuchs. Noch ſteht der große, Ehrfucht gebietende Bau der älteſten chriſt- Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupt- ng, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in gehauenen Bildniſſen der älteſten Heiligen und der fränkiſchen Könige; das n der Kirche war reich durch Geſchenke der Frömmigkeit und durch Werke mſt; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von n Königen des erſten und zweiten, und alle Regenten des dritten Geſchlechts, ugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt ſind allen Heiligen und Königen am nge die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; die Gewölbe ſind öde und leer; eichname wurden durch Revolutionswuth herausgeriſſen. In dem Augen- (18. Oct. 1793), wo in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer to- n Berathſchlagung ward beſchloſſen, alle Leichname der Könige in eine Grube ren, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die ſich noch ſehr gut erhalten n, und vollkommen kenntlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle ſchmelzen, wie denn auch, was ſonſt noch von Blei an der Kirche war (das ganze g. B.), abgeriſſen und zu Kugeln eingeſchmolzen ward. Napoleons Decret vom ber. 1806 beſtimmte St.-Denis wieder zum Begräbnißorte der franz. Regen- milie; die Kirche wurde neu geordnet und ausgeſchmückt, doch ſo, daß die n der neuen Dynaſtie und das große goldumſtrahlte N auf dem marmornen eſtelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in ſchwar- Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu ſeiner und ſeiner Gemahlin ätte beſtimmt. Ludwig XVIII. hat die Spuren der Napoleoniſchen St.-Denis vertilgen, was von den Gebeinen ſeiner Vorfahren aufzufinden ſonders die Überreſte Ludwigs XVI. und ſeiner Familie, in die alte Gruft nige beiſetzen, und in die von ihm neu ausgeſtattete Abtei regulirte Kanonici en laſſen, denen die Obhut der Gräber anvertraut iſt. Dieſe Kanonici von Denis ſind die vornehmſten in Frankreich, und bilden ein Convent, deſſen uliger Abt Biſchof iſt.

Denis (Michael), Dichter und Literator, geb. d. 27. Sept. 1729 zu Schär- n Inn, geſt. d. 29. Sept. 1800 zu Wien, war erſter Cuſtos der kaiſerl. Biblio- it dem Titel eines Wirkl. k. k. Hofraths. Die Bücherliebhaberei ſeines Vaters, lechtsgelehrten, war auch auf ihn übergegangen, und er widmete ſich, mit einer en Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgeſtattet, den Wiſſenſchaften s Jeſuitengymnaſium zu Paſſau. Schon in ſeinem 18. Jahre trat er in den, und arbeitete für denſelben durch Unterricht und Predigten. Noch vor ſhebung deſſelben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Thereſianum in für die ſchönen Wiſſenſchaften, Literaturgeſchichte und Bücherkunde ange- dann erhielt er auch die Aufſicht über die dem Thereſianum angehörige, ſpä- nach Lemberg geſchaffte Garelli'ſche Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er eb (Wien 1780, 4.). Nach Aufhebung dieſer Akademie ernannte ihn, der . k. Rath war, Joſeph II. zum zweiten Cuſtos der Hofbibliothek. Erſter Bi-

bliothekar ward er 1791. In dieser Laufbahn hat Denis viel zur Veredlung des Geschmacks und der Muttersprache in Östreich und dem katholischen Deutschland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz allen Schwierigkeiten welche Priesterherrschaft und Andächtelei ihm entgegensetzten, das Bessere aus dem damaligen ketzerischen Boden Deutschlands in den südlichern Himmelsstrich seines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eignen Bearbeitung Gegenstände bei denen der Geist mit mehr Freiheit, als man ihm wol hätte gestatten mögen, sich bewegen konnte. Als Dichter hat er einen geringen Werth; das beweisen seine poetischen Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756, und noch mehr sein keineswegs glücklicher Versuch, den Ossian in sogenannte Hexameter zu übersetzen, sowie seine eignen, im Geschmacke des Ossian gedichteten Lieder, die er vereint mit jener Übersetzung unter dem Namen des Barden **Sined** herausgab: „Ossian's und Sined's Lieder" (Wien 1784, 4 Bde.). Verdienstlicher ist, was er für Bibliographie, Literargeschichte und Bücherkunde that. Hierher gehört seine „Einleitung in die Bücherkunde", s. „Grundriß der Bibliographie und der Literargeschichte".

Denken, 1) in seiner weitesten Bedeutung wird a) dem Vorstellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann: eines Dinges, als Gegenstandes, sich bewußt sein, oder b) Vorstellungen verbinden, besonders mit deutlichem Bewußtsein; dann unterscheidet man aber Denken 2) im engern Sinne von dem sinnlichen Vorstellen, d. i. von dem Anschauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantasie, und versteht darunter das selbstthätige, nicht unmittelbar von Außen angeregte Vorstellen des Geistes, dessen Zweck die Wahrheit ist, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verstand im Gegensatz der Sinnlichkeit) das Vermögen der selbstthätigen, nicht sinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Äußerung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterscheidet man 3) im noch engern Sinne das Denken (auch das formale logische Denken genannt) von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transscendentalen Denken) und das Denkvermögen in diesem Sinne, oder den Verstand von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, so, daß man unter dem Denken das Bewußtsein oder Vorstellen des Allgemeinen, oder das Vorstellen durch Begriffe, unter Verstand das Vermögen, durch Begriffe vorzustellen und Begriffe zu verbinden, versteht. In diesem Sinne genommen gehört zu dem Denken das Auffassen und Bilden der Begriffe (Denken und Verstand im engsten Sinne), das Urtheilen (und sein Vermögen die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logischen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorstellung im Begriffe, erfolgt nach gewissen Gesetzen unseres Geistes, die wir Denkgesetze (logische Gesetze) nennen, von denen die höchsten (oder Grundsätze) in dem Grundsatze der **Identität** (s. d.) oder des Widerspruchs, der Entgegensetzung oder des ausschließenden Dritten (**exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria**) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz bestehen, und die Vorzüge des Denkens sind hiernach Einheit, Bestimmtheit und Zusammenhang. Die Verstandeserkenntniß (logische Erkenntniß) wird, weil sie und ihre Überzeugung erst mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zusammenhalten der Vorstellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entspringt, auch die mittelbare oder discursive (im Gegensatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verstand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abstrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken ist so verschieden als die geistige Bildung der Menschen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das gemeine und das methodische (logische) d. h. das nach den logischen Gesetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem

die Logik Anleitung gibt. Ferner das Denken in abstracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenständen, die unter den Begriff gehören, absieht (abstrahirt) und dem Begriff selbst oder das Allgemeine und Nothwendige der Gegenstände rein und unvermischt faßt, und das Denken in concreto, d. h. das Denken des Begriffs an gewissen Gegenständen. Hierin besteht der populaire oder gemeine Verstandesgebrauch, weil man absichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beispiele den Begriff zum Bewußtsein bringt), oder unwillkürlich bei ungebildetem Verstande also denkt. Da hingegen das Denken in abstracto dem wissenschaftlichen Verstandesgebrauche angehört, weil es die Wissenschaft an sich mit dem Allgemeinen und Nothwendigen zu thun hat. T.

Denkfreiheit. Da das Denken eine innere, durch äußern Zwang gar nicht bestimmbare Thätigkeit des Menschen ist, so kann die Denkfreiheit Niemand genommen werden, und unmittelbar kein Gegenstand des äußern Gesetzes sein. Insofern man auch darunter die Übung im eignen Denken und die dadurch erlangte Befreiung von den Hindernissen des Denkens, und Irrthum und Vorurtheil versteht, kann sich ein Jeder die Denkfreiheit nur selbst geben. Indessen ist ein indirecter Zwang von Außen auch hier insofern denkbar, als erstlich von den Staaten zuweilen eidliche Erklärungen über die innere Überzeugung der Menschen, oder Versicherungen, daß man sich von irgend einer Regel des Glaubens nicht entfernen wolle (Glaubensbekenntnisse, Widerruf angeblicher Irrlehren, Testeid in England), gefordert und die Weigerungen als Verbrechen bestraft worden sind, und zweitens, indem die Erziehung zum eignen richtigen Denken durch Beschränkung der Lehrer, Anstellung unfähiger Menschen in den Lehranstalten und eine den Geist niederdrückende Lehrmethode gehindert wird. Durch solche Mittel läßt sich die geistige Entwickelung eines Volkes allerdings auf geraume Zeit bedeutend zurückhalten, wiewol ein solches frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Vorsehung und das Gesetz der Natur sich am Ende immer als vergeblich und sich selbst bestrafend erweist. Die Freiheit, seine Gedanken durch Rede und Schrift mitzutheilen, kann mit dem Namen Denkfreiheit nur sehr uneigentlich bezeichnet werden. (Vgl. Preßfreiheit.) 37.

Denkmale (Monumente), im weitern Sinne nennt man Alles (vorzüglich Gegenstände menschlicher Kunst), was als Zeichen der Vergangenheit gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Denkmale des Alterthums können schriftliche, artistische und mechanische sein; denn Homer's Gedichte sind für uns ebensowol ein Denkmal ihrer Zeit als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend sind diese Denkmale alle, insofern jeder gebildete Mensch an dem Alterthume überhaupt Interesse nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung, dessen die Gegenwart sich erfreut, ist das Ergebniß der Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung der Geschlechter, die vor uns die Erde bewohnten. Ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zusammen; darum sind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten so ehrwürdig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir sehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfassungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engern Sinne versteht man unter Denkmalen bloß die artistischen (Kunstdenkmale). Unter diesen haben einige bloß insofern Werth, als sie Denkmale im eigentlichen Sinne sind, d. h. insofern sie dienen, das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten zu erhalten; andre hingegen haben außer diesem noch einen innern Werth, indem sie ohne jede andre Hinsicht als Werke der schönen Kunst gefallen. (S. Alterthum, Antike, Archäologie.) In dem engsten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunst, deren Bestimmung es ist, das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern. Von ihnen ist hier allein die Rede. Bald verzieren sie öffentliche Plätze, Gärten u. s. w., und diese sind meist Denkmale der

Begebenheiten; bald sind sie Denkmale der Personen, Ehrendenkmale. letztern gehören auch die Trauermonumente und Grabmäler; sie stehen ei und anspruchloser an der stillen Stätte, wo wir die theuern Überreste geliebt sonen der Erde wiedergaben. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen sind deren, vom ersten rohen Versuche der Kunst bis zur reinsten Vollendung. ältesten, die wir kennen, sind die Obelisken und Pyramiden Ägyptens, u diesen vielleicht gleich die persischen Königsgräber, die wir noch in den Trü von Persepolis anstaunen. Ehrfurcht gebieten diese Denkmale durch un Größe und erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht selbst von den G nicht erreicht, denen aber dagegen der Preis der Schönheit gebührt. Sch war in irgend einem Lande die Zahl der Ehrendenkmale größer als in Griech wo man sie den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen, und ande dienstvollen Männern errichtete, oft aber auch an Unwürdige verschwendete. Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feie Spielen Statuen und Denksäulen. Auf dem Isthmus zu Korinth standen b Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den isthmischen, in dem heiligen Altis bei Olympia die der Sieger in den olympischen Spielen. Der Trophä es eine große Menge. Öfter errichtete man auch Gebäude als Ehrendenkma in Hinsicht auf Form und Pracht sehr verschieden waren. So wurden in die choragischen Monumente Denen zu Ehren errichtet, die als Choragen in de tralischen und musikalischen Spielen den Preis erhalten hatten. Bei diesen len war es gebräuchlich, daß jede von den zehn Zünften Athens einen Chorag wählte, der auf seine Kosten die Aufsicht und Anordnung dieser Spiele über Jeder suchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über Alle erhiel Dreifuß von Erz, gemeiniglich von der Hand großer Künstler, als Preis, für sein ganzes Geschlecht ehrenvoll war. Dieser Preis wurde öffentlich aufg wo kleine Gebäude oder einzelne Säulen den Dreifuß trugen, und in Aufsc den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Diesen Monument zu Athen eine eigne Straße gewidmet, die Dreifußstraße (Tripodes). Eini selben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Das prächtigste von allen u dem meisten Schmuck versehene ist das choragische Monument des Lysikrat wöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt; nächst diesem das Monume Thrasyllus und Thrasykles und einige Säulen. Die Römer, als sie mit den chen in der Kunst zu wetteifern suchten, blieben auch in Errichtung von Ehre malen nicht zurück. Eine Gattung derselben ist ihnen ganz eigen, die Triu bogen (s. d.). Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in chenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erst späterhin als Kunstwerke sich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art; der an der Stelle selbst, wo die Asche des Verstorbenen war, eigentliche Grab oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Asche de storbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beid ten sah man sie in den Städten, in der Nähe derselben und an den Landstraße welche dadurch zugleich eine Zierde erhielten. Der rohe Stein verwandelte die edle Säule; nachher errichtete man auf einem steinernen Grunde zwei Säulen, bedeckte sie mit einem Giebel, und verzierte den Raum dazwischen m Bildnissen des Verstorbenen, Inschriften, Basreliefs. So wurde die Verzi immer größer; man sah bald kleine Gebäude, die das Ansehen eines Tempel ten, und stieg auch endlich hier zur höchsten Pracht. Das berühmteste Denkm ser Art im Alterthume war das sogenannte Mausoleum (s. Artemisia) welchem bis jetzt alle prächtige Grabmäler Mausoleen genannt werden. Das Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweisen, der Trauern mente aber unverhältnißmäßig mehr als der Ehrendenkmale, wie es auch di

r der Sache mit sich bringt, da jene durch Privat-, diese durch öffentliche Theil-
hme errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptsächlich in den Haupt-
dten, und viele derselben sind beschrieben und abgebildet in Sturm's „Architek-
tischen Reiseanmerkungen". Eine ziemlich gute Sammlung gab der Abbé de
bersac in f. „**Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous
peuples**" (Paris 1776, Fol.). Mehre dieser Monumente Frankreichs hat
illin in f. „**Antiquités nationales**" abbilden lassen. Frankreich leitete seine
nstler zu dieser Beschäftigung durch die Gründung einer königl. Académie des
scriptions. Der Künstler hat übrigens die Wahl unter den mannigfaltigsten
rmen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privattu-
nd; Größe, Würde, Pracht dem, was die Großthaten einer ganzen Nation
r ihrer Führer und Helden verewigen soll. Im Verhältniß mit der gewählten
rm, die vom einfachen Denkstein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis
n Porticus und zum Tempel selbst vielen Spielraum hat, stehe dann die Verzie-
ng. Hier fehlen die Künstler meist durch Übermaß; sie bedenken nicht, daß zu
l den Eindruck schwächt, den sie doch verstärken wollten.

Denkmünzen, Schaumünzen, Medaillen. Die Gewohnheit, Mün-
zur Erinnerung an gewisse Begebenheiten und Ereignisse zu gebrauchen, ist alt.
Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unserer Zeit sind mehre bei den ver-
deten Heeren gestiftet worden. Zuerst verordnete Alexander, daß alle russische
ger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine silberne (oder
ssene) Medaille an hellblauem Bande tragen sollten; der König von Preußen
stimmte unterm 24. Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für Diejenigen, welche
hrend dieses Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten, und tadellos gedient hät-
; sie ist aus dem Metall eroberter Geschütze gegossen (wie solches die Randschrift
gt), hat auf der Vorderseite unter des Königs Namenzuge die Inschrift: Preu-
n tapfern Kriegern, und die Umschrift: Gott war mit uns, ihm sei die Ehre;
Rückseite enthält ein Kreuz, in welchem, von Lorbern und Eichenblättern um-
en, die Jahrszahl 1813, 1814, 1813 — 14 oder 1815, nach Maßgabe der
ilnahme an einem dieser Feldzüge, steht. Sie wird an einem orange Bande
schwarz und weißer Einfassung getragen. Östreich bestimmte für seine Krie-
ein ebenfalls aus dem Metall eroberter Geschütze gegossenes Denkzeichen in Kreuz-
m; diesem Beispiele folgten Baiern, die Herzoge von Sachsen, mehre andre
tsche Fürsten und die Hansestädte. Neuerlich ist noch in Preußen eine Denk-
nze aus Gußeisen, in ovaler Form, für die dem Heere gefolgten Nichtstreiter be-
mmt worden, welche, vom Staatskanzler an, Jeder erhielt, der die Armee ver-
ge seines Berufs, aber nicht als Soldat, ins Feld begleitete. Eine besondere
t der Denkmünzen sind Ehrenmedaillen. (S. Medaillen und Münz-
unde.)

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denner, 1) Balthaser, ein großer Portraitmaler, geb. 1685 zu
mburg, gest. zu Rostock 1749, war ein in seiner Art unübertroffener Meister in
er Kunst, besonders wegen der außerordentlich fleißigen Ausführung ja fast mi-
kopischen Ausführlichkeit seiner Gemälde berühmt. Er lernte in Altona zeich-
, und dann in Danzig in Öl malen. Später war er auch auf Reisen. Alle
rsten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um sich von ihm malen zu lassen.
ser Karl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von diesem Künstler für 4700
, und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüssel hatte. Er befin-
sich jetzt in der kaiserl. Galerie in Wien. Denner malte noch ein Seitenstück
denselben Fürsten, den Kopf eines alten Mannes, der ein zweites Hauptwerk
ihm ist. Auch in München sind schöne Portraits von ihm. 2) Johann
ristian, erfand durch Verbesserung der Schalmei die Clarinette. Er war

zu Leipzig 1655 geb., kam in s. achten Jahre mit s. Ältern nach Nürnberg, wo blieb, und sich mit Verfertigung von Blaseinstrumenten, besonders Flöten beschäftigte. Er starb 1707.

Dennewitz (Schacht bei), 6. Sept. 1813. Was dem Marschall Oudinot bei Großbeeren (s. d.) nicht gelungen war, sollte Ney vollziehen, und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden schien nämlich am 4. Sept. von Rabenstein aus mit dem russisch-schwedischen Heere nach Roßlau, und dort über die Elbe gehen zu wollen. Ney zog daher das franz. Heer in den Verschanzungen bei Teuchel und Tragun, vorwärts Wittenberg zusammen. Entweder wollte er den Kronprinzen angreifen, oder — was er aber zu verbergen suchte — selbst über Berlin herfallen. In dieser Absicht rückte am 4. Nachmittags ein Theil seines Heeres gegen Zahna vor. Hier stand der preuß. Gen.-Maj. von Dobschütz, und schlug mit Kosacken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Als er am folg. Tage mit fünfmal stärkerer Macht angegriffen, mußte er nach hartnäckiger Gegenwehr Zahna räumen, und auch das Corps des Generals Tauenzien war aus Seyda verdrängt. Beide nahmen die Straße nach Jüterbogk, und das feindliche Heer folgte; doch suchte Ney den Kronprinzen zu täuschen; und mehre Berichte meldeten diesem, daß der Feind sich nach Torgau ziehe. Der Kronprinz ließ sich aber nicht irre führen, sondern brach den 6. früh um 3 Uhr auf, und ließ das Heer, nach einem Marsche von 2 Meilen, die Anhöhen von Lobessen besetzen, wo ihm General von Bülow, der das 3. preuß. Armeecorps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer auf Jüterbogk marschire. Sofort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die schwedische Armee marschirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Ihr folgten die Russen, deren Vorhut jedoch, unter Tschernitscheff und Woronzoff, vor Wittenberg stehen blieb. Unterdessen hatte die Schlacht ihren Anfang genommen. Das 4. preuß. Armeecorps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens suchte der Feind dasselbe aus seiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps seine Munition schon verschossen, kam Bülow heran. Seine Reiterei schlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölsdorf wankte der Sieg, bis Borstell die Franzosen aus dem Dorfe warf. So standen im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen gegen 80,000 Franzosen, Baiern, Würtemberger, Sachsen und Polen, die von Ney geführt, unter Oudinot, Bertrand, Reynier und Arrighi, mit 200 Kanonen auf ihre Stellung losstürmten. Jetzt rückte auch das russisch-schwedische Heer im Sturmschritt heran. Siebenzig russische und schwedische Bataillone bildeten, von 10,000 M. Reiterei und 150 Kanonen unterstützt, mehre Angriffssäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlauf 4000 Reiter unter Pahlen, nebst mehren Batterien, von Adlerkreuz und Cardell geführt, um einige Punkte zu schützen, gegen die der Feind seinen Hauptangriff richtete. Während sie den Feind aufhielten, rückten die Heersäulen unter Stedingk und Winzingerode vor. Dies entschied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein, und brachte seine Züge in Unordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme und Torgau sich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen gegen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9. Sept. die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Gesammtverlust der Franzosen über 20,000 M., wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Kriegswagen. Die Preußen zählten über 6000 Todte und Verwundete, worunter 34 todte und 180 verwundete Officiere. Nach diesem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch Thümen, Torgau durch Wobeser, und Magdeburg durch Puttlitz beobachten. Er selbst ging mit dem Heere bei Roßlau über die Elbe und vereinigte sich im Anfange des Oct. mit Blücher.

Denon (Dominique Vivant, Baron von). Dieser franz. Künstler und Kenner, geb. d. 4. Febr. 1747 zu Chalons-sur-Saone aus einem adeligen Geschlechte, sollte in Paris die Rechte studiren. Er machte Glück in der Gesellschaft; Talent und Neigung führten ihn zum Studium der bildenden Künste; auch schrieb er ein Lustspiel: „Der gute Vater", das den Damen gefiel. Seine persönliche Liebenswürdigkeit erwarb ihm die Gunst Ludwigs XV., der ihn zum Gentilhomme ordinaire bei seiner Person ernannte. Späterhin ging er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg, wo ihn aber Katharina mit ängstlichem Auge beobachtete, dann ward er mit einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz beauftragt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er Voltaire (gestochen von St.-Aubin) auf das bekannte Blatt: „Le déjeuner de Ferney". Dann bekleidete er sieben Jahre lang eine Stelle bei der franz. Gesandtschaft in Neapel. Der Aufenthalt in dieser Stadt, und Reisen nach Sicilien und Malta, gaben ihm Gelegenheit, sein Talent für die Zeichnung und Kupferstecherkunst zu üben. Bei des Abbé St.-Non „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile" führte Denon die Aufsicht über die Kupfer und der Text war größtentheils aus s. Tagebuche entlehnt. Dieses Prachtwerk erschien zu Paris 1788. Der übrige Theil von Denon's Tagebuch, Sicilien und Malta betreffend, erschien einzeln 1788. Der Tod des Ministers Vergennes, seines Gönners — nach Andern, die Ungunst der Königin Maria Karoline — endete Denon's Laufbahn zu Neapel. Doch fesselte ihn das Studium der großen Maler an Italien; besonders hielt er sich mehre Jahre zu Venedig auf. Hier glänzte er in den Cirkeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen galt, und gern berühmte Männer um sich versammelte. Denon hat auch eine Stelle in den „Ritratti" dieser Dame erhalten, wo seinem Charakter, seiner Leidenschaft für die Kunst, seiner Anmuth und Fröhlichkeit die größten Lobsprüche macht, auch jene unschuldige Bosheit, welche das Gebrechliche Andrer in ihm aufregt, in Schutz nimmt. Die Aufmerksamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzosen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig. Zu Hause konnte er ebenso wenig lange verweilen als in der Schweiz; er mußte nach Frankreich zurück, und zwar zur Zeit des Terrorismus; doch selbst Robespierre fand nichts an ihm, weßwegen Denon auch der Nachrede nicht entgangen ist, den jakobinischen Grundsätzen gehuldigt zu haben. Um diese Zeit übte er sich im Kupferstechen. Endlich lernte er Bonaparte kennen, und verband sich sogleich auf das innigste mit ihm. Er begleitete ihn auf den italienischen Feldzügen, dann nach Aegypten, und Desaix nach Oberägypten. Das Werk, welches die Frucht dieser Reise war, hat Denon's Ruhm noch fester begründet, vorzüglich die Kupfer, die es zieren (Paris 1802, 2 Bde., Fol. und 3 Bde. in 12. ohne Kpfr.). D. zeigt sich hier als höchst geschickter und gewandter Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte, und der Arader, der die Wüste durchzieht, sind mit Treue und Wahrheit dargestellt. Als er mit Bonaparte nach Paris zurückgekommen war, ward er zum Generaldirector der Museen ernannt, und die bildende Kunst zur Verherrlichung der Thaten Bonaparte's hervorbringen sollte, Denkmäler, Schaumünzen, die Errichtung der Triumphsäule auf dem Platze Vendôme u. s. w., ward seiner Oberaufsicht anvertraut. Er begleitete Napoleon auf allen Feldzügen, zeichnete, und hatte besonders das Geschäft, in den eroberten Ländern die Kunstwerke auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geschickt wurden. 1815 hatte er die Demüthigung, daß der Raub wieder gefodert wurde, und Jeder zurückerhielt, was ihm gehörte. Bei dem Sturze Napoleons verlor er seine Ämter; er verlor sie erst, als er 1815 sich dem Usurpator wieder genähert hatte; doch blieb er Mitglied des Instituts. Seitdem lebte er zurückgezogen, und die Herausgabe s. reichen Kunstsammlung, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollte, macht die Beschäftigung seines Alters

aus. Er ſtarb zu Paris d. 28. April 1825. Sein Geiſt erhielt ſich Ende in voller Lebhaftigkeit. D. hatte im Alter viel Ähnlichkeit mit 1826 erſchien zu Paris die „Description des objets d'art composant l de feu M. le bar. V. Denon“ in 3 Bdn. (Monumens antiques, und estampes.) Das Cabinet ſelbſt wurde verſteigert.

Departement, die Vertheilung einer Sache auf Mehre; ſo ſag Franz.: le département des tailles, des quartiers etc., d. i. Verthe Steuern, der Quartiere unter das Militair ꝛc. Hiervon iſt der zweite B geleitet: Geſchäftsbezirk, das Fach, die Behörde, und beſonders wird dies Geſchäftseintheilung unter den Miniſtern gebraucht; hiernächſt der Land Amtsbezirk (eine beſondere Abtheilung des Landes). In dieſem Sinne Wort einen Hauptrang in der neuen Statiſtik erhalten, als die Revolutio reichs eine neue Landeseintheilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige, vinzen, abgeſchafft, und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, welch die Menſchenzahl, 2) auf den Flächeninhalt und 3) nach den directen Ste rechnet ward. Der Beſchluß hierzu wurde am 4. Nov. 1789 gefaßt, und bé Siéyes entwarf den Plan dazu, mit der beſondern Rückſicht, daß dadu alten eingewurzelten Geiſte des Provinzialhaſſes ꝛc. entgegengewirkt werd Anfangs war das ganze Reich in 83 Departemente eingetheilt, welche in d durch die allmäligen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, n Frieden von 1814 aber auf 86 beſchränkt wurden. (S. Präfectur Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone und jeder Canton meinden eingetheilt. Man hat dieſe Art der Landeseintheilung in Baiern temberg, Baden u. a. Staaten nachgeahmt.

Depeſchen, amtliche Schreiben, welche eine ſchnelle Ausfertigu dern. Dem heutigen Sprachgebrauch zufolge, verſteht man darunter Brief und Papiere, welche einem Courier zur Beſorgung anvertraut ſind.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, entfalten, heißt in der Krie die Bewegung, wenn die Züge einer geſchloſſenen Colonne, welche ſich, w mangelnden Zwiſchenraums, nicht durch ſchräges Herausziehen in Linie f können, ſich zuvörderſt durch den Marſch auf Linien, die mit der zu errei Aufſtellung gleich laufen, dem ihnen beſtimmten Platze nähern, und dan rechts- oder linksum in denſelben rücken. Indeß wird dieſer Begriff nicht ſo ſtreng feſtgehalten, und man nennt wol auch, im franz. Heere, Entwick geöffneter Colonnen, welche durch ſchräges Herausziehen der Züge erfolge ployements. Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlin daher oft nach gelungenen Bajonettangriffen, ſtets aber im Geſchwindſchrit wendet; und da die ſchnelle Bildung und Entwickelung der Colonnen ein theil der Elementartaktik iſt, ſo muß auch das Deployiren aus allen Art Colonnen fleiſſig geübt und mit Genauigkeit ausgeführt werden. Bei dem Heere ward es 1748 eingeführt.

Deportation, ſchon bei den Römern eine (zuerſt von Auguſt führte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Ver in eine fremde, wüſte Gegend, gewöhnlich auf eine Inſel, geſchafft, ſein Ve eingezogen, und er ſelbſt des römiſchen Bürgerrechts beraubt wurde. D Wahl des Ortes nicht in ſeiner Willkür ſtand, unterſchied dieſe Strafe von Verbannungsarten. Es war alſo keine neue Erfindung, als bei der Revol Frankreich, ſtatt der Guillotine, dieſe Strafe beliebt wurde, ſo ſehr man au den eigentlichen Urheber derſelben geſtritten, und bald Boulay, bald dem von Autun, bald Talot dies Verdienſt zugeſchrieben hat. Gewöhnlich wur Verurtheilten nach Cayenne, oder nach Port-Marat (Port-Dauphin) auf de Madagascar gebracht. Gegen das Ende der Robespierre'ſchen Regierung

hen Deportationen am häufigſten. Zufolge des peinl. Geſetzbuches der ſen, vom 12. Febr. 1810, gehört Deportation noch jetzt in Frankreich zu den äßigen Strafen, wird jedoch, wenn auch die Richter darauf erkennen, nicht r Vollziehung gebracht. Sie iſt, ihrem Range nach, die dritte der infami- Leibesſtrafen (indem nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit, ver- mit dem ſogenannten Kugelſchleppen, ihr vorgehen) und hat den bürgerli- od zur Folge. Der Deportirte verliert den Beſitz ſeines Eigenthums, kann ürgerliche Handlung verrichten, und ſeine Erben treten in den Beſitz ſeines ums und aller ſeiner Rechte ebenſo ein als wenn er wirklich geſtorben wäre; nn die Regierung ihm an dem Orte ſeiner Verbannung, der jederzeit außer- m europäiſchen Feſtlande des Reichs beigen iſt, den Genuß der bürgerlichen , oder einiger derſelben geſtatten. Ein ohne Erlaubniß der Regierung nach rich zurückgekehrter Deportirter wird ohne Weiteres zu der vorerwähnten le- nglichen Zwangsarbeit verurtheilt. Hat er ſich auf fremden Grund und geflüchtet, und geräth auf irgend eine Weiſe von neuem in den Bereich fran- r Gewalten, ſo wird er wieder nach dem Orte ſeiner Verbannung zurückge- Auch in England gehört die Deportation zu den geſetzmäßigen Strafen, iſt dazu eine Niederlaſſung in Auſtralien (ſ. Botanybai) beſtimmt.

Depoſition, Depoſitum. (Jur.) 1) Verwahrliche Niederlegung, ein ig, wodurch ein Theil (der depositarius) die bewegliche Sache des andern, mmenten, zu bewahren, und ihm auf Verlangen zurückzugeben übernimmt. ört zu den Realcontracten der Römer, weil die gegenſeitigen Pflichten durch rkliche Übergabe der Sache zur Verwahrung begründet werden, ohne daß es n Abreden darüber bedürfte. Der Depoſitar haftet für getreue und ſorgfäl- ufbewahrung und muß dem Deponenten die Sache (das depositum) zurück- wenn auch deſſen Recht an derſelben ſtreitig gemacht werden könnte. Er den Schaden an derſelben tragen, welchen er durch grobes Verſehen oder vor- anlaßt; der Deponent hingegen muß ihm die darauf gewandten Auslagen . Brauchen darf der Depoſitar die Sache nicht. — 2) Die Depoſition richt iſt eine Art, Verbindlichkeiten zu tilgen. Wenn der Gläubiger ſich wider- weigert, den ſchuldigen Gegenſtand (die Zahlung) anzunehmen (d. h. in accipiendi iſt), kann ſich der Schuldner von ſeiner Verbindlichkeit (und zu- von der Gefahr der Aufbewahrung, vom weitern Zinſenlauf u. dgl.) befreien, r die Schuld in gerichtliche Verwahrung gibt. Zuweilen iſt ſie auch ein Si- tsmittel; wenn man Einwendungen und Gegenfoderungen nicht hat ſofort ſich machen können, oder ſie noch nicht fällig ſind, der Gläubiger, welchem inſtweilen zahlen muß, aber unſicher iſt. 3) Depoſition iſt auch ſo viel ſage. 37.

Depoſitobank, eine Bankanſtalt, bei welcher Vorräthe von baa- probten Gelde, oder Münzen, oder auch in ausprobirten Barren, niedergelegt , um dadurch die Zahlungen im Großhandel zu erleichtern. Da nämlich ſen Hin- und Herzahlungen in einer großen Handelsſtadt viel Mühe und ſten und die Kaufleute bemerken mußten, daß ſie ſtets große Geldvorräthe zu halten mußten, um ihre Schulden zu bezahlen oder andre Verbindlichkeiten llen, und daß wieder große Geldſummen von Andern in ihre Caſſe einfloſſen, es faſt nicht möglich war, Irrthümer oder Betrug zu vermeiden, indem leichte hwere Münzen unter einander gemiſcht, auch wol falſche Münzen mit ein- da auch Irrthümer beim Zählen nicht ganz zu vermeiden waren: ſo verfielen aufleute einer großen Handelsſtadt leicht darauf, ſich dahin zu vereinigen, ummen, die ſie zur Beſtreitung ihrer Zahlungen an einander gewöhnlich r Caſſe vorräthig halten mußten, lieber an Einem Orte niederzulegen, und ummen, die ein Jeder daſelbſt niederlegte, ihm in einem Buche gut zu ſchrei-

ben, sodaß er nichts weiter nöthig hätte, als dem seiner Mitbürger, an de
zu zahlen hatte, und der ebenfalls Mitglied der Bank war, dasselbe gut
und von seinem Conto löschen oder abschreiben zu lassen. In der Bank wi
und Rechnung über die niedergelegten Summen gehalten, und Jeder konnt
an Andre zahlen und von Andern, welche gleichfalls Geld in der Bank he
pfangen, so viel als nöthig war, ohne daß das Geld zu berühren erfode
Alles ward durch Ab- und Zuschreiben abgemacht. Die Vortheile einer sol
richtung sind für den Kaufmannsstand einer großen Handelsstadt sehr groß
1) liegt das Geld daselbst am sichersten, da ein feuerfestes Gebäude und
Bewachung für das Geld in der Bank, mit den leichtesten Kosten für jede
nen, zu schaffen ist; 2) wenn nur aufgewogene und probirte Münzen gl
in der Bank angenommen werden, so ist ein Jeder sicher, nie durch leichtes
sches Geld benachtheiligt zu werden; nie ist ein Irrthum beim Zählen ꝛc.
gen; an Zeit und Mühe ist viel gewonnen; das Geld ruht, und ist dal
Abreibung oder sonstiger Veränderung unterworfen. Jeder ist sicher, das
zu empfangen hat, stets in den vollkommensten ganz gleichen Münzen zu
gen. Denn so viel auf sein Folium in seiner Einnahme kommt, so viel g
von den in der Bank vorhandenen Geldvorräthen. Die Vollkommenheit
chen Bankgeldes macht auch sehr bald, daß es mehr gilt als das umlaufe
Geld von gleichem Namen und selbst ein Agio gegen solches Courant trägt
nach gleichem Münzfuß ausgeprägt ist. Beschränkt sich eine solche B
darauf, für die Inhaber der in der Bank liegenden Geldsummen Buch u
nung über das Ab- und Zuschreiben der von ihnen auszugebenden oder
menden Summen zu führen, so heißt sie eine Girobank (s.d.) — G
aber Recepisse oder Scheine über die an sie gezahlten Summen aus; so
sie sich gar nicht um Die, welche das Geld an sie zahlen, zu bekümmern, son
Inhaber der Recepissen werden von ihr als Eigenthümer des in der Ban
gelegten Geldes betrachtet, und die Recepissen laufen daher gleich dem Ba
selbst um, und jeder Inhaber eines solchen Scheins hat ein Recht, die Sum
welche der Schein lautet, aus der Bank zu erheben, oder jeden Andern, de
dasselbe Recht von ihm erhält, damit zu bezahlen. Man sieht leicht,
Bank, welche Recepissen ausgibt, mehr Nutzen gewährt als eine Bank
die Eigenthümer des Bankgeldes bloß Rechnung führt. Denn letztere m
Bank selbst anweisen, wem sie die ihnen gehörenden Summen Bankgeldes
ben; die Inhaber der Recepissen aber können Jeden damit bezahlen, ohne d
davon Notiz zu geben. Die Recepissen können daher auch gebraucht
Fremde damit zu bezahlen, da eine Bank, die sich auf Ab- und Zuschr
schränkt, bloß von den Einwohnern des Handelsplatzes, wo sie besteht, unr
benutzt werden kann.

Das Bancegeld hat dadurch noch einen höhern Grad von Vollkomme
reicht, daß man dasselbe nicht durch geprägte Münzen, sondern durch Qua
feinen Silbers bestimmt. Diese Vollkommenheit hat die hamburger Ban
Gelde verschafft. Sie schreibt nämlich einem Jeden, der eine kölnische M
Silber bei ihr niederlegt, 27 Mark 10 Schilling Banco dafür gut. Da
Thaler Banco 3 Mark, und 1 Mark 16 Schilling Banco enthält, so bestir
hierdurch genau, wieviel holländische Asse fein Silber jeder Bancothaler
Mark Banco und jeder Schilling Banco enthält, und so viel ist das ha
Bancegeld unveränderlich werth. Eine hamburger Mark Banco ist da
Rechnungsmünze, welche jederzeit ein vollkommen gleiches Gewicht von
Silber andeutet, und dadurch wird dasselbe geschickt, um alle übrige Mü
zu messen; denn man braucht nur zu erforschen, wie viel holländische A
Münze in feinem Silber enthält, um zu wissen, welcher Summe in ha

anken oder Schillingen dieselbe gleich sei. So erhält man also in dem
de ein festes Geld das für alles andre Geld, als unveränderlicher Maß-
aucht werden kann. Eine solche Bank wird also nichts als Silber in Zah-
ehmen, und wenn bestimmt ist, daß dieses Silber eine bestimmte Feine
aß, so wird eben nicht nöthig sein, daß alles Silber, was bei ihr eingebracht
ese Feine habe, sondern sie kann auch minder feines annehmen, jedoch im-
reducirt auf dasjenige Silber, was in ihren Rechnungen zum Grunde
ird, sodaß alles bei ihr eingehende Silber nach der Quantität des feinen
geschätzt wird, welches den Werth des Bancogeldes bestimmt. Bleibt
eingebrachte Silber, welches dem Einbringer in Bancogeld gut geschrieben
der Bank liegen, so enthält die Bank stets die ganze Summe des Banco-
Silber wirklich in sich, welche in ihren Büchern gut geschrieben ist. Da
diese Weise eine große Quantität Silber ganz ungenützt in den Kellern
k ruht, indem das Bancogeld, welches in ihren Büchern verzeichnet ist,
e des baaren Geldes durch bloßes Ab- und Zuschreiben der Zahlen auf an-
nen vertritt, und Niemand aus der Bank das Silber herauszuziehen ver-
können die Eigenthümer der Bank leicht auf den Gedanken gerathen, einen
: baaren Vorräthe anderweitig zu benutzen. Sie könnten z. E. dieselben
, oder dafür etwas kaufen u. s. w. Die Bank könnte auf diese Weise Ge-
n den in ihren Kellern liegenden Baarschaften ziehen, oder sie könnte auch
Andern Geld verschaffen, daß sie ihnen ein Folio in ihren Büchern eröffnete
n Summen in Banco zu Gute schriebe, wofür Jene keinen gleichen Werth
r eingebracht hätten, sondern deren Werth sie in Zukunft zu ersetzen ver-
. In beiden Fällen wird weniger Silber in den Kellern der Bank enthal-
als die Bücher andeuteten. Indessen würde sich doch die erste Art, der
heile zu verschaffen, besser mit dem Wesen eines solchen Instituts rei-
n als die letztere. Denn wenn die Gelder auf nur kurze Zeit sicher ausgelie-
en, und nach der bestimmten Frist wieder in die Bank zurückkehren, so ist
hr davon für die Bank zu fürchten. Daher ist das Discontiren der Wechsel
eilhaftes und sicheres Geschäft für dieselben. Aber Gelder auf lange Zeit,
dauernde Unternehmungen oder sonst so zu verleihen, daß dem Debitor
e Weise die Mittel, seine Verbindlichkeit gegen die Bank pünktlich zu er-
llen können, ist den Grundsätzen der Solidität einer solchen Bank zuwider.
haben sich Banken dieser Art, die dem Staate große Summen vorgeschossen,
in Speculationen von Unternehmungen mit ihren baaren Fonds eingelas-
ts um ihren Credit gebracht, weil sie in Lagen kamen oder kommen konnten,
ußer Stand gesetzt waren, die von ihnen ausgestellten Recepisse zu realisi-
e das Geld, was in ihren Büchern den Bankthellhabern gut geschrieben
Silber vorzuzeigen und auf Verlangen baar zu bezahlen. Die erste Bank-
dieser Art entstand in Venedig, dem Hauptmarktplatze von Europa, vor
ung der Umfahrt um die südliche Spitze Afrikas; die zweite in Amsterdam
ach dem Plane der venetianischen; die dritte in Hamburg 1619, die vierte
a u. s. w. Nach diesen Mustern wurden noch in andern Städten dergleis
nken errichtet. Auch Friedrich der Große gründete eine ähnliche Bank zu
1765; jedoch erhielt sie daneben noch andre Bestimmungen. Für sie
in eignes Nominalgeld geschaffen, dessen Einheit den Namen ein Pfund
erhielt, und den vierten Theil eines Friedrichsd'or bedeutete, 35 Friedrichs-
der Feine von 31 Karat 9 Gran auf die Mark fein Gold bestimmt. 131½
preußisch Courant sollten 100 Pfund Banco ausmachen. Sie hat indes-
Girobank nie einen großen Nutzen geleistet, sondern ist fast ganz zur Leih-
worden.

51.

Depping (Georg Bernhard), ein in Paris lebender deutscher Gelehrter, geb.

1784 zu Münſter in Weſtfalen, wo ſein Vater Kanzliſt war, verließ ſein L land 1803, nach der Beſitznahme deſſelben durch die Preußen, begleitete einen emigrirten Grafen nach Frankreich, und blieb ſeitdem in Paris. Hier war erſt Lehrer in einigen Erziehungsanſtalten, ſtudirte die verſchiedenen lebenden chen Europas, und nahm dann an vielen Zeitſchriften, ſowol Frankreichs a drer Länder, Antheil. Er trug dazu bei, ſie wechſelſeitig mit ihren verſchi literariſchen Producten bekannt zu machen, und gab eine große Anzahl von S ten, theils für die Jugend, theils im geographiſchen und hiſtoriſchen Fache, h Die philotechniſche, und die königl. antiquariſche Geſellſchaft nahmen ihn ihre Mitglieder auf; 1822 krönte die königl. Académie des inscriptions e les lettres ſ. Preisſchrift „Über die Urſachen der Auswanderungen der Norm im Mittelalter und ihrer Niederlaſſungen in Frankreich". Seine Jugendſ „Les soirées d'hiver", iſt mehre Male aufgelegt worden; von ſ. „Merveil beautés de la nature en France" iſt 1819 zu Paris die 4. Aufl. erſch Eine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne", wovon Bonap Cenſur zehn bereits gedruckte Bogen umzuändern befahl, hat der Verf. nicht f ſetzt. Mit Maite-Brun hat er eine neue Auflage von Levesque's „Histoir Russie" 1812, und mit Villeneuve 1817 eine neue Aufl. von J. J. Rouſſ Werken beſorgt, und 1821 Mentelle's „Géographie de la France" u arbeitet. Ferner hat er die bei Belin in Paris erſchienenen Ausgabe Werke Fontenelle's, Montesquieu's, Labruyère's, Larochefoucault's, Hamil und Diderot's beſorgt, und mit biographiſchen Notizen verſehen. Seit len Jahren ſchreibt er die pariſer Correſpondenznachrichten im „Morgenbl Er gehört zu den Mitarbeitern der „Biographie universelle", der „Revue e clopédique", der Fortſetzung des chronolog. Werkes „Art de vérifier les da u. ſ. w. Noch führen wir an ſ. „Sammlung der beſten ſpaniſchen Roma mit Anmerk. und Einleitung" (Altenburg und Leipzig 1817); „La Suisse" ris 1822, 4 Bdchn.); „La Grèce" (Ebend. 1823, 4 Bde.) und „Voyage étudiant dans les 5 parties du monde" (Ebend. 1822, 2 Bde.).

Deputirtenkammer, ſ. Kammern.

Derflinger (Georg, Freiherr von), früher Dörfling genannt, preu brandenburg. Generalfeldmarſchall, einer der erſten Helden des von Friedrich helm, dem großen Kurfürſten, gegründeten preuß. Militairſtaats, geb. im J 1606, nach einigen Nachrichten, in einem öſtr. Dorfe im Lande ob der war, nach Pauli, der Sohn eines proteſtantiſchen Landmanns in Böhmen. trieb anfangs das Schneiderhandwerk, und wollte, wegen der Unruhen in Böh um ſich den Religionsbedrückungen nach der Schlacht auf dem weißen Ber entziehen, nach Berlin wandern. Als man ihn aber, weil er kein Geld nicht über die Elbe ſetzen wollte, warf er ſein Bündel in den Strom, und zum Schwert. Eine Zeitlang diente er als Gemeiner, unter dem General Thurn; ſchon als Dragoner quälte ihn der Gedanke, wie er einſt General w könnte. Dann trat er in ſchwediſche Kriegsdienſte, wo er unter Guſtav A hierauf unter Banner's und Torſtenſohn's Fahnen focht. Die Botſchaft von Siege bei Leipzig (1642), zu welchem er als Oberſter an der Spitze ſeines R regiments viel beigetragen hatte, überbrachte er der Königin Chriſtina, welche dafür zum Generalmajor ernannte. Nach dem Frieden als Fremder aus ſchwediſchen Heere entlaſſen, wandte er ſich nach Brandenburg, und trat 165 Generalmajor der Cavalerie in die Dienſte des Kurf. Friedrich Wilhelm, der Talente und ſeinen Muth zu belohnen bald Gelegenheit fand. 1657 ward D ling geh. Kriegsrath, 1670 Generalfeldmarſchall, 1677 Obergouverneur pommerſchen Feſtungen und 1678 Statthalter von Hinterpommern und Ka Er hatte ſich ſeit 1654 in allen Feldzügen des großen Kurfürſten, gegen die P

und Franzoſen, durch Klugheit, Schnellblick, Thatkraft und Tapferkeit
ert. Auch brauchte ihn der Kurfürſt zu Geſandtſchaften, und Kaiſer
hob ihn 1674, auf Anſuchen ſeines Landesherrn, in den Reichsfreiherrn-
Von ſeinen Waffenthaten führen wir nur einige an. Durch den Über-
gang an der Havel und die Wegnahme von Rathenau am 15. Juni
ar Derflinger dem großen Kurfürſten die Bahn zu dem Siege bei Fehr-
(ſ. d.), am 18. Juni, wo er den Oberbefehl unter dem Kurfürſten hatte.
ach er Stralſund. 1679 führten er und der Kurfürſt die Truppen auf
über den kurliſchen Haff, überfielen das ſchwediſche Heer und jagten es
ch. Der tapfere Derflinger, deſſen Betragen ſtets einfach, beſcheiden
ine Sprache, offen, nicht ſelten derb war, behielt auch als Greis noch
ren, thätigen Geiſt, und ſein friſches, kräftiges Herz. Er ſtarb 1695,
er von 89 J. Nach ſ. Tode ward auf ihn eine Gedächtnißmünze ge-
Rückſeite Mars und Hercules als ſeine Ahnen darſtellt; die Haupt-
s wohlgetroffene Bruſtbild des Helden. Sein Geſchlecht erloſch mit
riedrich, Freiherr von Derflinger, der als kön. preuß. Generallieut.
rin ohne Erben ſtarb. Vgl. Pauli's „Leben großer Helden", ꝛc. IX;
chent. Nachr. v. dem Leben Derflinger's" (Stendal 1786), und Varn-
ſe, „Biograph. Denkmale" (Berlin 1825, 2. Th.).

chawin (Gabriel Romanowitſch), geb. zu Kaſan 1743, gehört nebſt
nen Cheraskoff und dem Trauerſpieldichter Oſeroff zu den vorzüglich-
Rußlands. Er nahm 1760 Dienſte beim Ingenieurcorps als ge-
t, und zeichnete ſich im Felde aus, beſonders 1774 gegen den Rebel-
ff. Schon damals entwickelte ſich ſein Dichtertalent. Unter Ka-
r 1800 bis zum Reichsſchatzmeiſter, und 1802 bis zum Juſtizmini-
ſich aber bald darauf von den Geſchäften zurück, und lebte ganz den
ühmt iſt ſeine „Ode an Gott", die Czersky zu Wilna 1819 ins La-
ſetzt hat. Der chineſiſche Kaiſer ließ ſie ins Chineſiſche überſetzen
n in Gold gedruckt, in einem Saale ſeines Palaſtes aufhängen. Auch
in's Gedicht: „Der Waſſerfall", vorzüglichen Werth. In andern
t der orientaliſche Bilderdienſt bisweilen in Schwulſt aus. Mehre
ſem Dichter findet man ins Engliſche überſetzt, in Bowring's „Ruſſi-
e", auch in von Borg's „Poetiſchen Erzeugniſſen der Ruſſen" (Riga
823). Seine Gedichte ſind 1808 in 4 Bdn. erſchienen; außerdem
ſchr. und topograph. Werke geſchrieben. Derſchawin ſtarb den 8.
f ſeinem Landgute Swanka, unweit Nowgorod. 20.

iſch, Dervis (perſiſch: arm,) in der Türkei die Benennung
Ordensregeln lebender Geiſtlichen. Sie ſind bei den Mohammedanern
den Chriſten die Mönche heißen, nach ihrem Stifter Mavelava, auch
ſuchen ihren Ruhm in Faſten und in der Beobachtung ſtrenger Ge-
gottesdienſtlicher Handlungen, und ſtehen bei dem Volke in dem Rufe
it. Sie leben zum Theil in Klöſtern zuſammen, zum Theil einzeln,
werden in der Regel die Imans (ſ. d.) gewählt. Sie haben allent-
halben Tafeln der Vornehmſten in der Türkei, freien Zutritt. Bei
ihnen dieſe Mönche den Namen Fakir.

, franz. Feldherr, geb. 1768 auf dem Schloſſe Vegou bei Riom
ner Familie, trat 1784 in das Inf. Regiment Bretagne als Un-
Er trug im Dec. 1793 zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in
ſel, bei welchem er ſtand, zuerſt eindrang. 1794 diente er in der
Pichegru, mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee un-
ſo zurückberufen, vertheidigte er im Nov. den Brückenkopf von Kehl.
Bonaparte nach Ägypten, hatte an den erſten Siegen Antheil,

und wurde hierauf zur Eroberung von Oberägypten entsandt, wo Murat !! seiner Niederlagen, seinen Sieger unaufhörlich beunruhigte. Bonaparte Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El-Arisch mit den Tü Engländern, welchen Desaix unterzeichnet hatte, konnte auch er sich einschi zurückkehren. Bei seiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonapart sier Consul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen sei; er eilte zu ihm hielt den Oberbefehl der Reserve. Ein Drittheil des franz. Heeres stan dem Gefechte, als Desaix's Corps zu Marengo (s. d.) ankam (14. Jun Er rückte sogleich in Schlachtordnung vor, fiel aber von einer Kanonenkugel getroffen. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daselbst einbalsam in das Hospital auf dem St.-Bernhard gebracht, wo ihm ein Denkmal err (S. Bernhardsberg.) Ein andres, ihm auf der Ebene von Mare wo er gefallen war, errichtetes Denkmal wurde 1814 von den Östreichern Desaix war ebenso rechtschaffen und uneigennützig als tapfer; diese Tug ward ihm unter den Einwohnern von Kairo den Namen des gerechten Sult

Desatir (d. i. Einrichtung), eine angeblich uralte, kürzlich wie deckte Sammlung von sechzehn heiligen Schriften der funfzehn altpersische pheten, mit Einschluß eines Buches von Zoroaster. Diese Sammlung ist i jetzt unbekannten Sprache geschrieben, die sich ebenso vom Zend als vom und dem Neupersischen unterscheidet. Der letzte von jenen funfzehn Propheten sau, der zur Zeit des Falles der Sassaniden lebte, als die Araber sich des Rei mächtigten, hat den Desatir wörtlich übersetzt und mit einem Commentar be Nachdem dieses Werk bis ins siebzehnte Jahrh. eine Hauptquelle der altpers mit Astro- und Dämonologie verbundenen Religionslehre gewesen, hierau fast anderthalbhundert Jahre lang vergessen war, entdeckte dasselbe zu Ispah gelehrter Parse, dessen Sohn, Molla Firuz, von dem Marquis Hastings daz anlaßt, eine Ausgabe des Desatir zu Bombay 1820 veranstaltete, welche E mit einer englischen Übersetzung begleitete. Erskine hält jedoch die Sammlu macht; auch Sylvestre de Sacy („Journ. des savans", Febr. 1821) g daß der Desatir das Fabricat eines Parsen im 4. Jahrh. der Hegira sei, d Sprache absichtlich erfunden habe, um der Sammlung, welche an sich alte T tionen und sinnreiche Mysterien enthalte, das Ansehen der Glaubwürdigk geben. Jos. von Hammer dagegen soll, wie öffentliche Blätter behaupten Desatir für echt halten. In jedem Falle muß es interessant sein, aus dem D ein altes Religionssystem der Orientalen genauer kennen zu lernen, in welcher neben dem Pandämonismus und der Metempsychose, alle Stoffe des Sterndie der Astrologie, der Theurgie, der Amulete, sowie die Elemente der Religio Hindus, namentlich die der brahmanischen Kastenlehre, und viele Element christlichen Religion, beisammen finden. Doch hat man in der Lehre des D keine Spur von einer Beziehung auf den Zendavesta und den Magismus der sen entdeckt. 2

Desault (Pierre Joseph), einer der berühmtesten Wundärzte Frankr geb. am 6. Febr. 1744 zu Magny Vernais in der ehemaligen Franche-Co Als er, zum geistlichen Stande bestimmt, in seiner Jugend sich mit Mather und Philosophie beschäftigt hatte, zog ihn seine Neigung bald zur Wundarzneik und er kam in das Kriegsspital zu Befort, wo er die Mangel des dürftigen U richts durch seine glückliche Beobachtungsgabe ersetzte, und die Gelegenheit, di Krieg ihm gab, gut benutzte, in der Behandlung der Schußwunden sich zu worin er später zu hoher Auszeichnung gelangte. 1764 kam er nach Paris ward einer der zahlreichen Schüler des berühmten Petit. Zwei Jahre später be er selber den Lehrstuhl, und obgleich es ihm an der Gabe des Vortrags fehlte ward er doch bald einer der berühmtesten Lehrer, da er in der Behandlung der

ie eine neue Bahn brach, und indem er, bei der Betrachtung der Theile des schlichen Körpers, über die diesem Organe eigne Krankheiten sprach, ward er Vervollkommner der chirurgischen Anatomie. Nachdem er einige Jahre dem tal de la charité vorgestanden hatte, wo er durch Angabe neuer Behandlungs-im, oder Verbesserung und Vereinfachung bekannter, seinen Ruhm erhöhte, kam 1788 an die Spitze des großen Hôtel-Dieu zu Paris. Hier ward er der Stifter neuen chirurgischen Schule, in welcher sich mehre der vorzüglichsten Wundärzte mittelbar oder unmittelbar bildeten. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie einführte, die Be-der Knochenbrüche durch Angabe verbesserter Verbandarten vervollkomm-erst die klinische Behandlung der Wundarzneikunst in Frankreich einführte, Schülern eine edle Begeisterung für ihre Kunst einflößte. In seinen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus, selbst wo er bekannten Methoden folgte, zeigte er immer so sehr das Gepräge Genies, daß man einen Erfinder zu sehen glaubte. Diese glänzende Natur-, dieser chirurgische Instinkt, der ihn in den schwierigsten Fällen sicher leitete, ihm den Mangel gelehrter Kenntnisse, wogegen er so gleichgültig war, daß spätern Jahren gar nichts mehr las, wie er denn auch der Kenntniß innerer völlig ermangelte, und in dem Stolze auf die glänzenden Fortschritte, die Chirurgie seit 50 Jahren in Frankreich gemacht hatte, sehr unwillig als man in den ersten Jahren der Revolution bei der Stiftung der Ecole de wo er Lehrer der chirurgischen Klinik ward, das Studium der Medicin und in die nothwendige Verbindung brachte, welche der Geist der Wissen-schaft fodert. Er starb, während er den Sohn Ludwigs XVI. im Temple 1. Juni 1795 an einem heftigen Fieber. Desault schrieb nur zwei Abhandlungen; in einer seit 1791 herausgegebenen Zeitschrift („Journal de") aber, worin seine Zöglinge die im Hôtel-Dieu gemachten Beobach-aufzeichneten, sowie in den von Bichat unter Desault's Namen heraus-„Oeuvres chirurgicales" ist seine ganze Lehre enthalten. 26.

Descartes (René), Renatus Cartesius, ein Selbstdenker und Reforma-der Philosophie, mit welchem man oft die neuere Philosophie anfängt, zugleich einzige streng-systematische Philosoph der Franzosen; geb. 1596 zu la Haye in , gest. zu Stockholm 1650. Schon auf der Jesuiterschule zu la Fleche, Philologie, Mathematik und Astronomie studirte, zeigte sich sein Scharfsinn. dem er viel gelesen, ohne dadurch zu sichern Resultaten zu gelangen, ging er Reisen, um seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Geburt und Nei-bestimmten ihn für den Kriegsdienst. Er focht als Freiwilliger bei der Be-von Rochelle, und in Holland unter dem Prinzen Moritz. Während er Holland die Waffen trug, war einst an den Straßen von Breda eine mathema-Aufgabe angeschlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber Problems, Professor Beeckmann; er lächelte über den jungen Officier, und sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf die Aufgabe gelöst hatte. Von ging er nach Deutschland und trat in bairische Dienste. Allein seine Verhält-gaben ihm für seinen Zweck wenig Gewinn. Er verließ daher 1621 das Mi-. Nach verschiedenen Reisen arbeitete er in Holland seine meisten Schriften 1629 — 49) aus, zog viele Schüler an sich, und wurde in mehre gelehrte rigkeiten, besonders mit den Theologen, verwickelt. Sein berühmtes Sy-ist zwar voller Seltsamkeiten, allein da durchgehends der Geist des Selbstden-darin herrscht, so hat es viel dazu beigetragen, diesen Geist auch in Andern zu cken. Es hat auf Jahrhunderte dem philosophischen Geiste eine neue Rich-gegeben, und vorzüglich in Frankreich, England und Deutschland viele An-

hänger gefunden. In diesem strengdogmatischen System ging er vom Zweifel
Gewißheit, die er einzig im deutlichrn Drnken fand. Von diesem erst schloß er
das Daseyn des denkenden Wesens, nach dem Hauptsatze seines Systems: „
denke, also bin ich" (cogito, ergo sum). Diesen neuen Rationalismus
er, im Gegensatz des Empirismus der Engländer, und der Aristotelisch-scholastis
Philosophie, welche er lebhaft bestritt, mit vielem Scharfsinn aus, und wen
die strrngsystrmatische (mathematische) Methode mit vieler Schärfe auf den
an. Durch ihn verbrritete sich aber auch unter drn Nruern das Vorurtheil, a
stehe das Wesen der Philosophie und ihre Gewißheit in Definitionen, Beweisen
drren schulgerrchter Anordnung. Das denkende Wesen, oder die Seele, ist ver
Körpern, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, wesentlich verschieden, durch
Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unsterblichkeit hervorgeht,
durch die Freiheit, welche der Seele zukommt, weil sie sich frei denkt. Die
abrr denkt nicht Alles deutlich, in Vielem ist sie dem Zweifel unterworfen, und
fern nur ein unvollkommenrs, endliches Wesen. Diese eigne Unvollkommen
führt auf die eines vollkommrnsten Wesens, zu dessen Vollkommenheit auch das D
grhört. (Er bediente sich also hier des sogenannten ontologischen Beweises für
Dasein Gottes [s. d.] auf eine andrr Weise, als sich desselben früher schon
selm von Canterbury bedient hatte; daher auch der Cartesianische Bew
Die Idee eines absolutvollkommenen Wesens, welche er für eine angeborene
hielt, stellte er an die Spitze seines Systems, und leitete von ihr alle übrige Erk
niß drr Wahrheit ab. Seine Untersuchungen rrstreckten sich aber nur auf die the
sche Philosophie, namentlich Logik und Metaphysik, welche nicht genau gesch
wurden. Für die oberstrn Probleme der letztern hielt er die Substantialität
Causalität. Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat er sich
Verdienste. Noch größrrr erwarb er sich um Mathematik und Physik. Er be
fremde Entdeckungen und Beobachtungen, bestimmte sie genauer, und wies
ihre Stelle im System an. Die höhere Geometrie, auf welche er die An
glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mrchanik sind von ihm außerord
lich erweitert, ihre Methode vereinfacht, und dadurch die großen Erfindungen
che nachher Leibnitz und Newton in diesrn Wissenschaften machten, vorbereitet
den, wie er denn auch selbst durch seinrn rechnendrn Scharfsinn manche glück
Entdeckungen in dirsen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Bestimmung
Erläuterung des wahren Gesetzes der Strahlrnbrechung bei. In der Kosmol
war er weniger glücklich. Hier stellte er die sonderbare Hypothese von den
lischen Wirbeln (Cartesianische Wirbel) oder den ungeheurn Strömen
ätherischer, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung
Planeten herleitete. In der Astronomie wirkte er sehr zur Verbreitung des Co
niranischen Systems. Seine Werke sind mehrmals einzeln und zusammen he
gekommen (z. B. Amsterdam 1692, 9 Bde., 4.). Sein Leben haben Baill
Tepelius beschrieben. Vgl. seine Briefe, Buhle's „Geschichte der neuern P
sophie", Bd. 3, S. 1, und die Lobschriften, von Gaillard, Thomas und Me
nebst Leibnitz in seinen Briefen über ihn. Auch hat Heidrnreich über die Entw
lung des Geistes und über die Philosophie von Desrartes lehrreiche Betracht
geschrieben im 1. Th. s. „Originalideen" ꝛc. Descartes liebte die Unabhä
keit; dennoch ließ er sich bereden, nach Stockholm zur Königin Christina (16
zu gehen, die seinen gelehrten Umgang und Unterricht wünschte. Er starb da
4 Monate nach seiner Ankunft. Sein Körper ward 1666 nach Paris
gebracht, und in der Kirche der heiligen Génévière du Mont von neuem begra
Desrartes hatte sich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine T
ter Franziska, welche im 5. J. in seinen Armen starb. Untröstlich über diesen V
gestand er, nie einen größern Schmerz empfunden zu haben.

)escendenten, s. Absteigende Linie.
)escension, s. Absteigung.
eserre (Hercule), Graf, franz. Staatsminister, und seit 1822 Bot-
am Hofe zu Neapel, ein durch Talente und Energie ausgezeichneter Staats-
d Redner, geb. zu Metz 1774, stammte aus einer adeligen Familie Lo-
s. 1791 wanderte er aus und machte mehre Feldzüge in der Armee des
Condé mit. In der Folge erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zu-
ern, und bildete sich zu einem Sachwalter. Bonaparte ernannte ihn
eraladvocaten beim Appellationshofe zu Metz, dann zum Präsidenten des
shofes zu Hamburg, wo er sich durch Rechtlichkeit, Mäßigung und Thä-
igung erwarb. Er verließ Hamburg kurz vor der Einschließung 1813.
te ihn Ludwig XVIII. als ersten Präsidenten des Appellationshofes zu
. Während der hundert Tage hielt er sich bei dem Könige in Gent auf.
nählte ihn das Depart. des Oberrheins zum Abgeordneten bei der Kam-
1815; hier machte er sich durch die Kraft, mit welcher er die ultraroyali-
hörheit bekämpfte, dem Ministerium ebenso bemerkbar als er das Ver-
r Nation gewann. 1816 bis 1818 bekleidete er die Stelle eines Präsi-
r Kammer mit Würde und Unparteilichkeit; zugleich war er Mitglied des
ths in dem Ausschusse für die Gesetzgebung. Im Dec. 1818 ernannte
König zum Großsiegelbewahrer und Justizminister. Als solcher schloß er
s System von Decazes an; insbesondere zeichnete er sich 1819 durch seine
gung der drei Gesetzvorschläge über die Presse aus, welche den 17. Mai, den
und den 9. Juni an die Stelle der bisherigen Censur traten. Auch wi-
r sich mit Nachdruck der Abänderung des Wahlgesetzes. Heftig klagte er
Rede am 23. März 1819 die Parteisucht der Ultras als die Ursache an, daß
im Süden begangenen Verbrechen unbestraft geblieben wären. Das un-
Verlangen der Liberalen aber, daß alle Königsmörder zurückgerufen wer-
ten, wies er durch sein berühmtes Jamais! zurück (am 17. Mai 1819).
folge trennte er sich von den Doctrinairs, deren Grundsätze auch die seinigen
waren, und unterstützte Decazes, als dieser im Febr. 1820 das Wahlge-
1817 abzuändern vorschlug. Als hierauf in dem parlamentarischen Kampfe
drei Gesetzvorschläge des abgegangenen Premierministers die Erbitterung
hen auf das Höchste gestiegen war, vollendete er, durch die Annahme der
ingenen Abänderungen des neuen Wahlgesetzentwurfes am 9. Juni 1820,
s der gemäßigten rechten Seite und des Ministeriums. Indem er so der
rheber des neuen Wahlgesetzes von 1820 wurde, leistete er den Royalisten
en Dienste, machte sich aber die Liberalen gänzlich zu Feinden. Zur Be-
erhob ihn der König in den Grafenstand, und ertheilte seinem Sohne ein
von 20,000 Fr. jährl. Einkünfte. Deserre selbst hatte kein Vermögen
zahlreiche Familie. Als die neuen Wahlen von 1820 und 1821 eine
hl von Ultraroyalisten in die Deputirtenkammer brachten, bildete sich eine
e Opposition der rechten Seite gegen das Ministerium. Die Wortführer
n Corbières und Villèle, strebten, selbst in das Ministerium zu kommen,
Einfluß bewirkte endlich die am 14. Dec. 1821 erfolgte Ministerialverände-
nach welcher Deserre, Pasquier, Latour-Maubourg, Simeon, Portal und
s dem Ministerium traten, und Herr Peyronnet an Deserre's Stelle Ju-
ster und Siegelbewahrer wurde. Deserre selbst soll zu des Letztern Er-
ung mit beigetragen haben. Er trat jetzt nicht auf die Seite der Opposition,
sich dem Gesetzentwurfe des neuen Ministeriums, das die Jury bei dem
n über Preßvergehen aufheben wollte, entgegen war, und deßhalb in der De-
rkammer (im Febr. 1822) durch seinen Freund, Herrn Froc de la Boulaye,
n ließ, daß er fester als je von der Nutzbarkeit des Geschwornengerichts über-

zeugt sei. Das Ministerium indeß erreichte seinen Zweck. Öftere Kränklichk hinderte den Grafen Deserre, an den Verhandlungen persönlich Theil zu ne men. Im Mai 1822 begab er sich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Neap wo er den 21. Juli 1824 gestorben ist. (Vgl. s. Leben in den „Zeitgenossen Heft XIX.) 20.

Deserteur, der Soldat, welcher ohne Urlaub sein Regiment verläß sein Verbrechen wird **Desertion** genannt. Dieses Verbrechen, welches imm als Eidbruch zu betrachten ist, wird durch Umstände (z. B. wenn der Soldat v seinem Posten desertirt, zum Feinde übergeht) vergrößert oder vermindert, u hiernach auch die Strafe. Ferner heißt Desertion die heimliche Entweichun einer Frau von ihrem Manne, oder umgekehrt, welche die Scheidung durch ein angestellten Proceß (**Desertionsproceß**) bewirken kann. In der Rechtsspra wird oft auch die Versäumniß **Desertion** genannt, z. B. Desertion des Beweis

Deseze (Raymond), Ludwigs XVI. Vertheidiger vor den Schranken d Nationalconvents, stammt aus einer alten Familie ab, und ist der Sohn eines b rühmten Parlementsadvocaten in Bordeaux, in welcher Stadt er 1750 gebo ward. Aus Neigung widmete er sich der Advocatur, und entwickelte dabei un wöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure ward er de Minister de Vergennes bekannt, und durch diesen nach Paris gezogen. Sein Ruh war schon gegründet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, Ludwig XV zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherb und Tronchet, die Unmöglichkeit vorausſahen, es allein zu beendigen. Für d Verfertigung der eigentlichen Schutzschrift blieben ihm nur vier volle Nächte; d Tage verstrichen unter den Untersuchungen der Actenstücke und den nöthigen Unt redungen mit seinen Collegen. Deseze lieferte aber dessenungeachtet in seiner V theidigungsschrift ein Meisterstück, welchem nur der Vorwurf zu machen ist, daß darin zu sehr als bloßer Advocat spricht, und sich nicht zu dem höhern Standpunk des Staatsmanns erhebt. Daß der Erfolg seinen Bemühungen nicht entsprech würde, war vorauszusehen. Er überlebte die Schreckensregierung. Nach d Zurückkehr der Bourbons ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum ers Präsidenten des Cassationshofes und zum Großschatzmeister der königl. Orden nannt. 1815 folgte er dem Hofe nach Gent, und wurde nach dessen Zurückku Pair von Frankreich und, an Ducis's Stelle, Mitglied der Akademie.

Desfontaines (Pierre François Guyot, Abbé), geb. zu Rouen 16 gest. zu Paris 1745, einer von denjenigen Literatoren Frankreichs, die bei a mehr durch ihre Streitigkeiten mit Voltaire, und durch die groben Schmähschrif dieses Helden der franz. Literatur des 18. Jahrh., als durch ihre eignen Geis erzeugnisse bekannt geworden sind. Wenn indeß Voltaire durch die Überlegen seines Witzes die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, so sind die unparteiis Beurtheiler doch längst darüber eins, daß das Recht keineswegs so ganz auf sei Seite war, und daß die Kritiken des Abbé Desfontaines zwar strenge, aber n ungerecht zu nennen sind. Eine der Schriften des Abbé, welche besonders das U glück hatte, die Galle des verwöhnten und reizbaren Dichters in Bewegung setzen, war das bekannte „**Dictionnaire néologique**", wovon 1750 (Amsterd. u Leipz.) die 6. Aufl. erschien. Es war bestimmt, die Reinheit der franz. Spr in der Art, wie die großen Schriftsteller des 17. Jahrh. sie ausgebildet hatten, bewahren und zu vertheidigen, und in diesem Betracht hat es unstreitig viel G tes gewirkt.

Deshoulières (Antoinette), geb. Du Ligier de Lagarde, lebte zu P ris von 1638 bis 1694. Mit einer einnehmenden Gestalt verband sie ein vorz liches Talent zu leichten, gefälligen Gedichten, das sie unter Leitung des Dich Hainault ausbildete. Sie verstand Lateinisch, Italienisch und Spanisch, und

sich in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie viele anhaltende Krankheiten mußte, mit der Philosophie. Voltaire urtheilte, daß sie unter allen Dichterinnen die meiste Aufmerksamkeit verdiene. Verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie zu ihrem Mitgliede auf, sowie ihre einnehmenden Sitten und unterer Witz, der nur selten einer sanften Schwermuth wich, sie zur Zierde der besten damaligen Gesellschaften machten. Aus einer uns unbekannten Ursache sie im Febr. 1658 zu Brüssel von den Spaniern in Verhaft genommen von ihrem Gatten, einem Officier, befreit. Ihre Werke sind nebst denen ihrer Tochter, Antoinette Thereſe, die 1718 starb, und sich gleichfalls, jedoch weniger glücklich, mit der Poesie beschäftigte, am vollständigsten zu Paris 1753 in 10 Bdn. 12., und zu Brüssel 1740 in 2 Bdn. unter dem Titel: „Oeuvres de Mr. et de Mademoiselle Deshoulières", erschienen. Sie enthalten 1) Idyllen, die immer zu den bessern der Franzosen gehören. Die schönste derselben, „Les moutons", ist indeß beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des 1580 geborenen Antoine de Cotel oder Coutel genommen, und ihr gehört dabei fast nur der Kunst, alte Wendungen und Ausdrücke verwischt zu haben. 2) Oden, die höchst mittelmäßig. 3) Ein Trauerspiel „Genserich". Auch zu dieser Gattung hatte unsere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, unter Anwendung einer bekannten franz. Redensart, zu ihren Moutons zurückzukehren. 4) Poetische Briefe. 5) Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, die einige manche treffliche und feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprichwörtern geworden sind. — König Friedrich II. hat eine bekannte Auswahl von ihren und Chaulieu's Gedichten drucken lassen unter dem Titel: „Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de Mr. de Chaulieu" (Berlin 1777).

Desmologie, die Bänder- und Flechsenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d.).

Desmoulins (Benoit Camille), geb. 1762, war einer der Ersten, welche in den ersten Zeiten der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar wurden. Sein Äußeres war unedel, seine Gesichtsfarbe schwarz, sein Blick abstoßend. Mit einige der Revolutionen verband er sich mit seinem ehemaligen Schulfreunde Robespierre. Die nächtlichen Zusammenkünfte, die er damals zu Mousseaux mit dem Herzog von Orleans hatte, lassen schließen, daß er anfangs nur der Sachwalter dieses Prinzen war. Er wählte das Palais Royal zum gewöhnlichen Tummelplatze seines Bürgerapostolats. Man sah ihn daselbst unaufhörlich von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Bastille vorbereiteten. Nach diesem ersten Triumphe ließ er sich ferner angelegen sein, den Volkshaufen, bald durch seine Rede, bald durch seine Schriften, und nannte sich Generalprocurator der Laterne. In der Folge war er einer der Begründer des Clubs der Cordeliers, verband sich seitdem aufs innigste mit Danton und blieb unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er der Anstifter der Versammlung des Marsfeldes. Bei dem Aufstande vom 10. Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, und am 10. August that er sich besonders hervor. Um diese Zeit ward er Secretair des Justizministers Danton, und bereitete mit ihm die Septemberscenen vor. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvent vertheidigte er am 16. Dec. den Herzog von Orleans; den 16. Jan. 1793 stimmte er für Ludwigs XVI. Tod. Seine Freundschaft an Danton ward die Ursache seines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses, näherte sich mit großen Schritten der Tyrannei. Danton, unterstützt von den Anführern der Cordeliers, wollte sich diesem Ausbruche entgegenstellen, und Camille begann den Angriff in s. Journale: „Le vieux Cordelier", worin er sich gegen das Schreckenssystem erklärte, und sogar das Wort

Milde (clémence) aussprach. Darauf ward er auf den Antrag von St.-Ju den Camille ebenfalls in s. Journale bespöttelt hatte, in der Nacht vom 31. M 1794 nebst Denen, welche man seine Mitschuldigen nannte, eingezogen, am 4. Ju vor das Revolutionstribunal gebracht, und zum Tode verurtheilt: „weil er d Revolutio..system beschimpft habe, und die Monarchie wiederherzustellen Willen gewesen sei". Den 5. ward er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatz geführt; sträubte sich aus allen Kräften, den Karren zu besteigen. Seine Gattin, die anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine schöne, muthige, geistreiche Fr verlangte sein Schicksal zu theilen. Robespierre ließ sie zehn Tage nach ihm au Blutgerüst bringen. Sie zeigte während ihres Processes eine bewundernswürdi Ruhe, und starb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desnoyers (Auguste Boucher), Kupferstecher, Mitglied des Institu Ehrenmitglied der Akademien zu Wien und Genf, geb. 1779 zu Paris, wo s Vater in Ludwigs XVI. Diensten Schloßverwalter war, bildete sich anfan zum Historienmaler und studirte in Rom, wo er mehre Gemälde in Wasserfarb copirt hat. Hierauf wandte sich seine Neigung zur Kupferstecherkunst, wo Tardieu sein Lehrer war. Sein erster größerer Versuch 1805, **La Vierge, d la belle jardinière**, nach Rafael, deren Stich er in Jahresfrist vollendete, gefa vorzüglich und gründete seinen Ruf. Desnoyers's Grabstichel vereinigt Bervi breite Art in der Behandlung der Köpfe mit Drevet's enger und fleißiger Man in der Behandlung der Gewänder, sowol in Hinsicht auf Stoff als Faltenwu Beide Arten erkennt man in dem von D. gestochenen Portrait Napoleons, im K nungscostüme, ganze Figur, nach Gerard's Gemälde von 1805. Dieses ebe effectvolle als fleißig gearbeitete jetzt sehr seltene Blatt ist zwei franz. Fuß hoch 18 Zoll breit. Der Kaiser hatte D. den Stich übertragen, und für die Platte, er ihm nach abgezogenen 1000 Exemplaren ganz ließ, 50,000 Fr. bezahlt. A stach D. das Bild des jungen Königs von Rom nach Guerin. Außerdem vollen er die schönen Blätter **Phèdre et Hippolyte**, und die **Vierge au linge**. arbeitet außerordentlich schnell; er verfertigt die Zeichnungen zu seinen Plat selbst. Er hat einen einfachen edlen Vortrag und wählt glückliche Stoffe für s Kunst. Indeß scheint er die große Kunst, durch mehre Mitteltinten dem Kup stiche die Kraft eines Gemäldes zu geben, nicht in demselben Grade wie z. B. verst. Müller der Jüng. zu besitzen, so sehr auch übrigens seine Blätter durch Sch ten und Licht eine glänzende Wirkung machen. Als die vorzüglichsten Blätter ihm werden, außer dem Kaiserportait, sein 1806 ganz nach Gerard's Gemälde stochener **Bélisaire**, seine **Vierge aux rochers**, nach Leonardo da Vinci, seine **Madonna da Foligno**, nach Rafael, geschätzt. Einige halten die Vie **aux rochers**, Andre die **Madonna da Foligno** für sein gelungenstes Werk. neueres Blatt, das 1822 erschien, ist die **Madonna del pesce**, nach Rafael, Escorial. Desnoyers hat mehre Schüler gebildet, doch kein Atelier in der Art gelegt, wie Wille, Bervik, oder Müller der Ältere die ihrigen zu einer wah Kunstschule erhoben hatten. 20.

Despotie, nach dem jetzigen Sprachgebrauch diejenige Regierungsa vermöge deren ein Einzelner seine Willkür dem Volke als höchstes Gesetz auf (unumschränkte Alleinherrschaft); — im engern Sinne: jene Art der Alleinh schaft, welche die von der Natur gesetzten Grenzen der Staatsgewalt übersch oder Gewaltherrschaft. Der gerechte Regent gesteht ein, daß der Staat nicht ihn da ist und daß er die Macht des Ganzen dem Wohl des Ganzen gemäß anw den soll; der Despot hingegen bedient sich desselben als bloßen Mittels zur Er chung seiner willkürlichen Zwecke. Ursprünglich bedeutete dieses Wort, im Gri schen, nichts weiter als Herr, im Gegensatz von Diener; späterhin ward es Ehrentitel, den die griechischen Kaiser ihren Söhnen und Schwiegersöhnen b

wenn ſie ihnen die Verwaltung einer Provinz übertrugen. Alexis III., mit Zunamen Angelus, ſoll dieſe Würde zu Ende des 12. Jahrh. zuerſt eingeführt, ihr den erſten Rang nach dem Kaiſer beigelegt haben. So gab es einen Des- von Morea, von Servien ꝛc. Der türkiſche Titel der Fürſten von der Moldau Valachei (Hospodar) iſt ein Überbleibſel davon.

Deſſalines, ſ. Haiti.

Deſſau (Anhalt-), eins von den drei anhaltiſchen Fürſtenthümern, wel- bei der letzten Theilung 1603 an Johann Georg kam. (S. Anhalt.) nhält, den 1793 geerbten Antheil der zerbſter Lande mitgerechnet, 17 □M. 6,000 Einw. Die Einkünfte ſchätzt man auf 510,000 Gulden. Außerdem der Herzog an Schatullgütern unter preuß. Hoheit, 26 □M., 66,000 E. Städt., 4 Fl. und 940 D. mit einem Einkommen von 200,000 Gld. Das ir beträgt 600 Mann. Seit 1807 führen die Fürſten den Herzogstitel. ehige Herzog iſt Leopold Friedrich, geb. den 1. Oct. 1794, welcher ſeinem Großvater, Leopold Friedrich Franz, folgte. (S. Franz, Leo- Friedrich.) Die Reſidenzſtadt Deſſau, an der Mulde, hat 9400 Einw. höne Kunſtanlagen, Parks u. ſ. w. Eine Meile davon liegt Wörlitz (ſ. d.).

Deſſert, Nachtiſch, die zum Schluſſe eines Mahls gegebenen Confituren, ze ꝛc. Die italieniſche Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behaup- at zeigt das wunderſame Deſſert auf der Hochzeittafel zu Kanaan, in dem be- m Gemälde von Paul Veroneſe. Ein nicht weniger berühmtes Deſſert zierte nigl. Hochzeittafel Ludwigs XV. bei der Vermählung mit der Maria Lescinska , und noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künſtliche Deſſerts ten, und die ältern Künſtler, Desfreyes und Delorme, ſind durch den Dat- lig verdunkelt. Seine Deſſertaufſätze ſtellen die ſchönſten Muſter der Bau- und Bildnerei dar, enthalten mythologiſche und hiſtoriſche Gruppen; beſon- chnet man die zierlichen und niedlichen Tafelfeuerwerke, welche er dabei anzu- n weiß. In einem Nu verwandelt ſich der Aufſatz in ein Miniaturfeuerwerk, ſtiſche Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleich- wird ſelbſt der feinſte Stoff durch den ergoſſenen Feuerregen nicht im mindeſten t. Doch auch die Leckerei darf bei dieſen Deſſerts nicht zu kurz kommen; die n Früchte aller Zonen, die ausgeſuchteſten Bäckereien, Compots und Gelées nehmen ihre Reize in Form und Weſen, um dem übervoll gekitzelten Gaumen in Intereſſe abzugewinnen. Bei deutſchen und engliſchen Gaſtereien, be- s bei letztern, pflegt ſich das Deſſert in die Trinktafel zu verlieren, und wird nlich erſt durch den Caffee auf der Serviette verdrängt.

Deſſolles (Jean Joſeph Paul Auguſtin, Marquis), Generallieutenant ee von Frankreich, Staatsminiſter u. ſ. w., ſtammt aus einer angeſehenen n Familie in Gascogne. Er ward zu Auch im Gersdepart., den 3. Jul. geboren und erhielt eine ſorgfältige Erziehung. Beim Ausbruche der Re- n ſtellte er ſich unter die Fahnen der Freiwilligen, diente 1792 als Capitain weſtlichen Pyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und kam Generalſtab. 1796 ward er als Generaladjutant und Bataillonschef bei lieniſchen Armee unter Bonaparte angeſtellt, und überbrachte die Urkunde des oben 1797 abgeſchloſſenen Präliminarfriedens nach Paris. Hierauf zum degeneral ernannt, ſchlug er die Öſtreicher im Veltlin bei Santa Maria, dann (im April 1799) Diviſionsgeneral und Chef des Generalſtabes unter er bei der Armee von Italien, wo er ſich Moreau's Achtung und Freundſchaft b. Vorzüglich zeichnete ſich D., nebſt ſeinem Freunde, Gouvion St.-Cyr, Heldenmuth in der Schlacht bei Novi aus. Als Moreau im Frühling 1800 e Spitze der Rheinarmee kam, verlangte und erhielt er den tapfern Deſſolles Chef ſeines Generalſtabes. Dieſer berühmte Feldzug und die Schlacht bei

Hohenlinden gründeten den militairischen Ruf Dessolles's, dessen Berichte r
als musterhaft angesehen werden. 1803 commandirte er provisorisch, nac
tier's Abgang, die Armee von Hanover, in welchem Lande er sich durch M
und Uneigennützigkeit allgemeine Achtung erwarb. Nach Bernadotte's
ging er nach Paris, wo er sich, nebst Macdonald und Lecourbe, in Moreau
cesse für die Unschuld seines Freundes lebhaft erklärte. Bald nachher zo
auf sein Landgut bei Auch zurück. 1808 übertrug ihm der Kaiser ein Com
in Spanien, das er mit ebenso viel Tapferkeit als Menschlichkeit führte.
1810 bis 1812 lebte er wieder als Privatmann in Frankreich; denn seine A
stimmten nicht zu den Planen des Kaisers. Gleichwol ernannte ihn Bo
1812 zum Chef des Generalstabes bei dem Armeecorps des Vicekönigs; alle
der Eroberung von Smolensk nahm er, weil er den Zug in das Innere vo
land mißbilligte, zur Herstellung seiner Gesundheit, seine Entlassung, ur
nach Paris, wo er mit Talleyrand in Verbindung stand. Am 31. März 1
theilte ihm die provisorische Regierung den Befehl über die pariser Nationc
Damals erklärte er sich, ebensowie Talleyrand, in der Nacht vom 6. Apr
dem Kaiser Alexander, gegen die von Bonaparte als Bedingung seiner Abd
vorgeschlagene Regentschaft der Kaiserin Maria Louise, und für die Wieder
lung der Bourbons. Bald darauf wurde er zum Militaircommandant
Seinedep. und zum Chef des Generalstabes der von Monsieur, dem Brud
Königs, befehligten Nationalgarde von Frankreich ernannt. Ludwig XV
hob ihn zum Pair und Staatsminister. Während der hundert Tage lebte
Privatmann auf seinen Gütern. Den 7. Jul. 1815 trat er wieder als Pair
Kammer ein, und Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitgliede des Geh
raths. Weil er aber das Reactionssystem der Ultras mißbilligte, und in der
kammer für die Befolgung constitutioneller Grundsätze sprach, so sah er sich
laßt, im Oct. 1815, das Commando der pariser Nationalgarden niederzu
welches hierauf dem Herzog von Reggio verliehen ward. Er lebte nun abwec
auf seinen Gütern und in Paris, wo er in den Commissionen der Pairskamm
thätig war, und vorzüglich das Recrutirungsgesetz unterstützte. Am 29.
1818 erhielt er in dem von Decazes gebildeten Ministerium die Verwaltu
auswärt. Angelegenheiten und den Vorsitz im Ministerium, wodurch er an
lieu's Stelle trat. Zugleich erhob ihn der König zum Marquis. Als Mi
dem constitutionellen System treu, widersetzte sich D. mit großer Lebhaftigk
Abänderung des Wahlgesetzes von 1817; dies war auch die Veranlassung, w
er, nebst seinen mit ihm gleichgesinnten Collegen, St.-Cyr und Louis, ar
Nov. 1819, aus dem Ministerium des Grafen Decazes (s. d.) herau
Sein Nachfolger war Baron Pasquier. Dessolles wurde damals seiner Fes
wegen von der Nation nur le ministre honnête homme genannt. Auch d
nig, der ihn 1814 zum Großkreuz der Ehrenlegion, 1818 zum Commande
St.-Ludwigs- und 1820 zum Commandeur des heil. Geistordens erhoben
behielt ihn als seinen Staatsminister bei und fragte ihn öfter um seine Meinu
Mitglied des Geheimenraths. Diese Stellen verlor er jedoch 1822, the
Folge seiner bei den Deputirtenwahlen im Mai ausgesprochenen Gesinnu
theils weil er sich zur gegenwärtigen Opposition hält. Dessolles zeichnet si
Staatsmann durch Geradheit, constitutionelle Festigkeit und Freimuth aus.
den Verhandlungen der Pairskammer hat er bei mehren Gelegenheiten wie T
rand gestimmt. (Vgl. „Zeitgenossen", Heft XIX.) 2

Destilliren, ein chemisches Verfahren, bei welchem man durch
gewissen Grad der Wärme die flüchtigen Bestandtheile der Körper in verschlo
Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufsteigen, sich vereinigen und in vorgel
kalten Gefäßen wieder verdichtet zum Vorschein kommen. Man scheidet dur

Destillation nicht nur gewisse Substanzen von einander, sondern vereinigt auch manche dadurch. Die Destillationen werden in nasse und trockene eingetheilt. Jene geschehen bei Körpern, die schon an sich flüssig sind; diese bei trockenen, deren Dämpfe erst durchs Abkühlen eine tropfbare Flüssigkeit geben. Die Geräthschaften, die zu Destillationen erfodert werden (Destillirapparat), wozu auch der Destillirofen gehört, heißen überhaupt Brennzeug. Sie sind von verschiedener Art. Greifen die zu behandelnden Substanzen die Metalle nicht an, und erfodern sie nur die Hitze des siedenden Wassers, so kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblase. Bei Substanzen, welche die Metalle angreifen, muß man sich gläserner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten sind. Da die Feuerbeständigkeit und Flüchtigkeit der zusammengesetzten Körper sehr verschieden ist, so muß auch das Verfahren bei der Destillation sehr verschieden sein. Wenn die flüchtigen Bestandtheile der Körper, welche bei der Destillation aufsteigen, sich oben in Flüssigkeiten sammeln, so nennt man diese Operation im engern Sinne Destillation. (Vgl. Sublimation.) Bei den flüchtigen, gasartigen Substanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zustande, ohne sich weder in eine Flüssigkeit noch in feste Theile zu sammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufsteigen, und also keine feuerbeständigen Theile mit sich fortführen sollen, so muß man die Destillation so regieren, daß erstere nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Absonderung und Trennung von letztern nöthig ist. Diese Vorsicht muß besonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Bestandtheile eines Körpers, der durch die Destillation zersetzt werden soll, kein großer Unterschied stattfindet. Ein deutliches Beispiel hiervon geben alle feste ölige Stoffe, wenn man die Säure und das Öl, woraus sie bestehen, von einander scheiden will. Da diese Bestandtheile fast denselben Grad der Flüchtigkeit besitzen, so kann es nicht fehlen, daß sie zugleich, und ohne sich von einander getrennt zu haben, in die Höhe steigen, sodaß mithin der zusammengesetzte Körper, ohne zersetzt zu sein, übergeht. Bei dem Destilliren hat man außerdem viel Vorsicht nöthig, da gläserne und irdene Gefäße leicht zerspringen, wenn sie zu schnell und zu stark erhitzt werden, und besonders, wenn die Dämpfe zu geschwind und in zu großer Menge aufsteigen, als daß sie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerspringen zu verhüten, bringt man in Vorlagen eine kleine Öffnung an, durch welche man im Nothfall die allzu große Menge Dampf ausströmen lassen kann. Empfehlenswerth ist Lentin's Schrift: „Über d. Proceß d. Destillat." (Göttingen 1799). Die neuesten Verbesserungen des Brennzeuges beschreiben Klaproth und Wolf im „Chemisch. Wörterb." (Berlin 1807 fg.), im 1. Suppl.-Bd., S. 589 fg., wo auch die in Zeitschr. zerstreute Literat. angeführt ist. — Eine allgem. Übers. gewährt Schreger's „Beschreibung d. chem. Geräthschaft" (Fürth 1802, 3 Bde.).

Destouches (Philippe Néricault), einer der ersten Lustspieldichter der Franzosen, geb. zu Tours 1680, und in Paris erzogen, war anfangs Freiwilliger bei einem Infanterieregimente, verließ aber diesen Dienst und begab sich zu dem Marquis von Puisieux, Gesandten in der Schweiz, dessen Liebe er sich erwarb. In der Schweiz entwickelte er sein Talent für das Theater, und schrieb mehre Schauspiele, die großen Beifall erhielten. Auch durch seine Kenntnisse in der Diplomatik erwarb er sich die Gunst des Regenten, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesen bei seinen Geschäften zu unterstützen. Als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb Destouches in London, wo er sich verheirathete. Er entledigte sich seiner Geschäfte auf eine so ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Beweise seiner Zufriedenheit zu geben versprach, über die Frankreich erstaunen würde; aber da dieser Fürst starb, verlor er mit seinem Beschützer seine Hoffnungen. Er zog sich auf sein Landgut Fort-Oiseau bei Melun zurück,

und ſuchte durch Landbau, Studium der Philoſophie und Umgang mit den M den Eigenſinn des Schickſals zu vergeſſen. Der Cardinal Fleury wollte ihn Geſandten nach Petersburg ſenden, allein er ſchlug dieſen Antrag aus. Er 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe ſ. Werke auf Befehl wigs XV. beſorgte. Nach Molière und Regnard gilt Destouches für den d Luſtſpieldichter der Franzoſen, und ſ. Luſtſpiel: „Le glorieux“, und „Le losophe marié“, werden als Hauptwerke der franz. Bühne betrachtet. W jedoch die komiſche Wirkung der moraliſchen unterordnete, ſo gehören ſeine S mehr zu der Zwittergattung der Schauſpiele, welche das ſogenannte weinerliche ſpiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte ſich in der feinſten Charakter nung, in einer leichten Erfindung, angenehmen Witz, Eleganz, Lebhaftigkeit Anſtändigkeit des Dialogs. Seine zahlreichen Epigramme ſind ſchwach. Prachtausgabe ſ. Werk erſchien 1750 in 4 Bdn., 4.

Deſtutt de Tracy (Antoine Louis Claude, Graf), der geleſenſte u den jetzt lebenden philoſophiſchen Schriftſtellern der Franzoſen, war, als die volution ausbrach, Oberſt bei der Infanterie und Deputirter bei den Generalſta für den Adel von Bourbonnois. Er zeigte ſich als Freund der liberalen Id wollte die katholiſche Religion nicht Staatsreligion genannt wiſſen und ſtim für die Abſchaffung der Adelsprivilegien. Als Lafayette nach dem 10. Aug. 1 Frankreich verließ, begleitete er ihn, und theilte auch ſeine Gefangenſchaft bis 17 Während der ganzen Dauer der Herrſchaft Bonaparte's war er Senator, obſ er keineswegs zu den Schmeichlern des Gewalthabers gehörte. 1814 wurd von Ludwig XVIII. zum Pair des Reichs ernannt, und da er während der hun Tage von Napoleon kein Amt annahm, ſo behielt er dieſe Würde. Von der Gr dung des Nationalinſtituts an war er Mitglied deſſelben und 1816 erhielt er ei Sitz in der Akademie der Vierziger. Die Franzoſen ſchätzen ihn als einen d beſten Metaphyſiker. Sein „Commentaire sur l'esprit des lois de Mon quieu“ enthält eine Deduction der Hauptprincipien der Staatswiſſenſchaft, dient auf mehren Univerſitäten der nordamerikaniſchen Freiſtaaten als Compend Noch berühmter iſt er durch ſeine „Elémens d'idéologie“ (zuerſt Paris 1 — 4, 2 Bde., und dann in mehren Aufl.), welche auch ins Italieniſche und S niſche überſetzt worden iſt. Als 4. Thl. dieſer „Elémens d'idéologie“ erſch 1823 ſ. „Traité d'économie politique“; die 3 erſten Thle. bilden eine Abha üb. d. Verſtand (l'entendement), die 3 folg. eine über d. Willen (la volon Jene behandeln die Grammatik und Logik, dieſe die polit. Ökonomie, die M und die Geſetzgebung.

Detachement, eine von dem Hauptcorps abgeſendete Truppenabt lung, die, wenn ſie einige tauſend Mann beträgt, auch detachirtes Corps gena wird. Detachirte Werke ſind unter den Außenwerken einer Feſtung diejeni welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenſeits des Glacis vorge liegen, und zur Feſthaltung einer dominirenden Höhe, oder eines andern wich Punkts dienen. Sie haben die Form der Baſtions, Sternſchanzen, Redouten, ſchen u. ſ. w. Jetzt braucht man auch zu ihnen häufig die Montalembert'ſchen, bombenfeſte, mit mehren Geſchützreihen beſetzte Thürme. (S. Ar: ßenwer

Detail, die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die genauern Umſtä einer Sache. Daher: ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umſtä erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannsſprache der Handel en gros entgeg ſetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausſch händler). In der Kunſt, einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Kü ler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derſelben gibt, er kann aber nachher die Gelenke, Nägel, Grübchen, Falten, Haare, Po Adern, Flechſen im Einzelnen beſtimmter ausführen. Hier iſts ein wicht

t, zu unterſuchen, wie weit man in dieſer Ausführung gehen dürfe, ohne die ſtellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff unſtwahrheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und ner (ſ. d.) übertrifft darin vielleicht alle Andern. Von der andern Seite iſt n Unduliſten (von unda, undulatus, Welle, wellenförmig; Maler ꝛc., die ogarth'ſchen Grundſatz: daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, nſchuldigung ihres Mangels an Correctheit der Zeichnung und an genügender führung ihrer Werke gebrauchen) angenehm zu hören, die alten Bildner hät- as Detail vernachläſſigt. Bisweilen mag das der Fall geweſen ſein, er iſt es nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber mit mehr Geſchmack und Kunſt ausgedrückt als in irgend einem Werke der n Plaſtik. Im Allgemeinen kann man ſagen, der Künſtler ſolle darnach ſtre- die Wahrheit als ſchönen Schein darzuſtellen, und dazu iſt ihm nichts behülf- , als die Gegenſtände ſo zu bilden, wie ſie aus mäßiger Entfernung ſich als es darſtellen. Wie in den bildenden Künſten, ſo in der Poeſie. Wer das ll ganz vernachläſſigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte ver- ; wer aber allzu ſehr ins Detail geht, und überall dieſes recht gefliſſentlich aus- , verliert ſich ins Breite, und wird ſchwerlich einen rechten Geſammteindruck rbringen, weil das Enſemble fehlt, welches man dem Detail entgegenſetzt. Enſemble.)

Determinismus, in der Metaphyſik und Moral diejenige Anſicht, welcher Alles, was geſchieht, mithin auch jede menſchliche Handlung, durch Nothwendigkeit des Cauſalzuſammenhangs aller Dinge vollkommen beſtimmt Wer dieſer die Freiheit aufhebenden Beſtimmungslehre huldigt, heißt Deter- iſt, und wenn er dieſen Cauſalzuſammenhang auf ein Schickſal zurückführt, taliſt.

Detmold, ſ. Lippe.

Deukalion, Vater des Hellen und Stammvater der Hellenen, Sohn Prometheus und der Pandora, führte aus Aſien eine Colonie nach Griechen- , und ließ ſich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnaß nieder, von wo er in der ge einen Einfall in Theſſalien machte, und die Pelasger vertrieb. Hier war es, n die berühmte Überſchwemmung (Deukalion'ſche Flut im 16. Jahrh. v. Chr.) t, welche durch den Fluß Peneus entſtand, und welche die Fabel alſo erzählt: Jupiter das menſchliche Geſchlecht, wegen ſeiner Verderbtheit, durch Waſſer rtilgen beſchloſſen hatte, und der Regen die fürchterlichſten Überſchwemmungen rſachte, rettete ſich Deukalion mit ſeiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des rnaſſus. Nach Abfluß des Waſſers fragten ſie das Orakel der Themis, wie ſie Erde wieder bevölkern ſollten. Dies gab zur Antwort: ſie ſollten die Gebeine r Mutter hinter ſich werfen. Dieſen dunkeln Ausſpruch deuteten ſie alſo, daß Mutter, die Erde, deren Gebeine aber die Steine ſeien. Sie thaten demnach, das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden ner aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Übrigens werden re Umſtände von den alten Schriftſtellern über die Überſchwemmung erzählt, mit denjenigen, welche die heiligen Bücher von Noah anführen, viel Ähnlich- haben. (S. Sündflut.)

Deutſche Baukunſt, ſ. Baukunſt (Geſchichte der).

Deutſcher Bund. Seitdem die Souverainetät der deutſchen Reichs- nde unwiderruflich geworden war (Kaiſer Friedrichs II. Conſtitutionen von 1220 d 1232 und der weſtfäliſche Friede 1648 können als die entſcheidenden Punkte rachtet werden), lag in der Reichsverfaſſung ein großer innerer Widerſpruch zwi- en der geſetzlichen Unterordnung der Reichsſtände unter die Reichsgewalt und n oberſten Inhaber, den Kaiſer, und dem naturgemäßen Streben der einzelnen

Staaten nach Selbständigkeit und ungehinderter Entwickelung ihrer Kr
einzige Vermittlung zwischen diesen entgegenstehenden Principien lag in de
einheit der Deutschen, der Gemeinschaftlichkeit der Sprache und Literatur, de
und ihrer Geschichte. In allen innern Angelegenheiten hatte sich Östreich sch
Maximilian I., die sächsischen Provinzen durch ihre alte Autonomie, späterh
ßen durch die allgemeinen Appellationsprivilegien im dresdner Frieden (1745
Reichsregierung frei gemacht, und der presburger Friede (1805) sicherte
nenen Königreichen, Baiern und Würtemberg, dieselben Exemptionen zu.
kannte deutlich, daß nur im Verhältniß gegen das Ausland die Einheit Deut
aufrecht zu halten sei, und gründete auf dieses sehr richtige Princip den Rh
welcher nur dadurch in der Anwendung des Grundsatzes fehlerhaft und u
wurde, daß er erstlich nicht alle deutsche Staaten umfaßte, und zweitens die Be
ten in eine antinationale Abhängigkeit von Frankreich versetzte. Nur jene A
ßung der zwei größten deutschen Staaten vom Rheinbunde, welche in jedem
blicke sogar eine feindliche Stellung werden konnte, und diese unnatürliche A
tung in die Politik Frankreichs konnten dem Rheinbunde den Namen einer
schen Fessel zuziehen; daß die Grundlage des Bundes die richtige war, hat si
Folge bewährt. Denn als die Niederlagen Napoleons in Rußland den Zaube
chen hatten, welcher das französische Kaiserreich bis dahin umgab, sicherten
Baiern und Würtemberg in ihren Verträgen mit Östreich (zu Ried und Full
bisherige Souverainetät; alle andre deutsche Staaten erklärten sich bereit, si
Einrichtungen anzuschließen, welche die Sicherheit Deutschlands erfodern
Der größere Theil der Machthaber und Staatsmänner, in deren Hände da
Geschäft gelegt war, eine neue Formel der Verbindung für die deutschen S
aufzustellen, hegte den aufrichtigsten Willen, diese Verbindung so innig und
machen als möglich, und selbst für die innern Angelegenheiten der einzelnen
ten, wo nicht eine kraftvoll eingreifende Centralregierung, doch eine festbes
gemeinschaftliche Gesetzgebung zu gründen, und die Schranken wegzuräumen,
die Deutschen in so mancher Beziehung von einander trennten. Allein man
bald überzeugt werden, daß der Charakter der Selbständigkeit bereits zu tie
allgemeine Wurzeln geschlagen habe, als daß man bei aller Geneigtheit zum
geben und selbst zu Aufopferungen hoffen durfte, auf diesem Wege das Ziel
reichen. Man mußte sich also begnügen, nur die allgemeinen Grundlage
festen Staatenverbindung gegen das übrige Europa zu legen, für die innern
stigkeiten einen friedlichen Weg der Entscheidung zu bahnen, und im Übrige
die Möglichkeit künftiger engerer Verbindung frei zu halten. So ist der de
Bund entstanden (Stiftungsurkunde v. 8. Jun. 1815), dessen nächster und
ger wesentlicher Zweck nur gegenseitige Garantie der Integrität und Unabhäng
gegen Außen und Aufrechthaltung des Friedens in seinem Innern ist, und sein k
und welcher auch in seiner spätern Entfaltung immer mehr auf diesen einzigen
zurückgeführt worden ist.

Die Verfassung des Bundes ist sehr einfach; 35 monarchische St
von sehr ungleichem Umfange und 4 freie Städte sind mit vollkommen gl
Rechten in eine Verbindung getreten, welche bloße Foderation, keine Unio
Staatenbund, kein Bundesstaat sein soll. Diese Mitglieder (Bundesstaaten)
1) Östreich, 2) Preußen, 3) Baiern, 4) Sachsen, 5) Hanover, 6) Wü
berg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Hessen-Darmstadt, 10) Dänemark
Holstein und Lauenburg, 11) Niederlande wegen des Großherzogthums L
burg, 12) Mecklenburg-Schwerin, 13) Nassau, 14) Sachsen-Weimar, 15)
sen-Gotha, 16) Sachsen-Koburg, 17) Sachsen-Meiningen, 18) Sachsen-Hild
hausen, 19) Braunschweig, 20) Mecklenburg-Strelitz, 21) Holstein-Olden
22) Anhalt-Dessau, 23) Anhalt-Bernburg, 24) Anhalt-Köthen,

erzburg-Sondershausen, 26) Schwarzburg-Rudolstadt, 27) Hohenzol-
Hechingen, 28) Liechtenstein, 29) Hohenzollern-Siegmaringen, 30)
ck, 31) Reuß ältere Linie, 32) Reuß jüngere Linie, 33) Schaumburg-
34) Lippe-Detmold, 35) Hessen-Homburg, 36) Freie Stadt Lübeck,
r. St. Frankfurt, 38) Fr. St. Bremen, 39) Fr. St. Hamburg. Das
und die Repräsentantin des Bundes ist eine Gesandtenversammlung, welche
nent ist und ihren Sitz in der freien Stadt Frankfurt hat. (Die hohe Bun-
sammlung des durchlauchtigsten deutschen Bundes.) Die Bundesversamm-
besteht in einer doppelten Form: 1) als allgemeine Versammlung (vol-
ch, Plenum), in welcher jedes Mitglied wenigstens eine, die größern aber
Stimmen zu führen haben; nämlich Östreich und die 5 Königreiche jedes 4
4), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg jedes 3
3), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau jedes 2 (= 6),
mit den übrigen 26 Stimmen das Plenum 71 Stimmen zählt. Da aber
Gesetze und Abänderungen der bestehenden, organische Einrichtungen, Auf-
neuer Mitglieder in den Bund, und Religionssachen durch Stimmenmehr-
nicht entschieden werden können, so ist nur der Fall einer Kriegserklärung
Genehmigung eines Friedensschlusses übrig, in welchem jene mehre Stim-
einen Nutzen haben können. Übrigens sind im vollem Rathe nur zwei Drit-
der Stimmen entscheidend. 2) Als Bundesregierung handelt die Bundes-
mlung in der Form eines engern Rathes, wo die 39 Stimmen der Bun-
glieder auf 17 reducirt sind. Östreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Ha-
Würtemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein, und Luxem-
führen jedes eine Einzelstimme (11), die übrigen sind Gesammt-(Curiat-)
n, und zwar wird die 12. von dem Hause Sachsen ernestinischer Linie, die
n Braunschweig und Nassau, die 14. von Mecklenburg-Schwerin und
, die 15. von Oldenburg, den 3 anhaltischen und den 2 schwarzburgischen
n, die 16. von den Häusern Hohenzollern, Liechtenstein, Lippe, Schaum-
Lippe und Waldeck, und die 17. von den vier freien Städten gemeinschaftlich
t. Der engere Rath hat die Initiative und Vorbereitung der an das Ple-
u bringenden Vorschläge (im Plenum wird nicht discutirt, sondern nur mit
er Nein abgestimmt), die Vollziehung der Bundesbeschlüsse und die Sorge
e Bundesangelegenheiten überhaupt. Er beschließt mit einfacher, doch ab-
Stimmenmehrheit; es sind 9 Stimmen erfoderlich und genügend. Öst-
ibt in beiden Räthen den Vorsitz und gibt bei eintretender Stimmengleichheit
scheidung. Die Gesandten haben die Eigenschaft völkerrechtlicher Abgeord-
und sind nur ihren Regierungen verantwortlich, daher auch stets nur an die
ctionen ihrer Höfe, nicht an ihre eigne Überzeugung gewiesen. (Eine Aus-
hiervon machen aber die Fälle, wo die Gesandten als Commissarien der Bun-
sammlung, oder als Referenten derselben, zu handeln haben.) Mit der
Frankfurt sind über die Verhältnisse des Bundestags und der Gesandten eigne
edungen getroffen. Über die zu ihrem Wirkungskreise gehörigen Gegenstände
n ihre Berathschlagungen, theils von Amtswegen, theils werden sie durch
eilungen fremder Regierungen oder Anträge der Bundesmitglieder eingeleitet.
Privatpersonen können sich an dieselbe wenden, und erhalten Resolution durch
ollertracte. Die Sitzungen der Bundesversammlung sind theils vertrauliche,
hen vorläufige Besprechungen stattfinden und worin kein Protokoll aufgenom-
ird, theils förmliche. Die letzten werden, insoweit die öffentliche Bekannt-
ng zweckmäßig gefunden wird, gedruckt, und ein weiterer Abdruck davon einer
andlung überlassen (Frankf. Andreä, 16 Bde., 4., geht bis 1824); über
Gegenstände, welche sich nicht zur allgemeinen Bekanntmachung eignen, wer-
Separatprotokolle aufgenommen und diese nur als Handschrift (loco dictaturae)

gedruckt, und an die Gesandten und Ministerien vertheilt. Die Streitig
Bundesglieder unter sich sucht die Bundesversammlung zuvörderst durch
mission in Güte beizulegen, wenn das nicht gelingt, wird ein rechtliches
eingeleitet und von den Parteien das oberste Gericht eines Bundesstaat
welches den Streit in rechtlicher Form als Austrägalinstanz zu entsch
(S. Austrägalinstanz.) Dafür bestehen die Beschlüsse vom
1817 und 3. August 1820 und es sind schon verschiedene Streitigkeite
Weise geschlichtet worden. Dem engern Rathe der Bundesversammlung
ob, die Bundesbeschlüsse nöthigen Falls durch Gewalt zur Execution zu
nach der Executionsordnung vom 3. August 1820.

Es sind in der Stiftungsurkunde des deutschen Bundes mehre th
meine Einrichtungen zugesichert, theils einzelnen Classen, vorzüglich der
gen Reichsständen (fürstlichen und gräflichen Inhabern oder Theilnehm
Reichstagsstimme) besondere Rechte garantirt worden; für die Erfüllu
Zusicherungen hat die Bundesversammlung zu sorgen, sowie sie durch die
meine Garantie einer landschaftlichen Verfassung auch die Berechtigung
pflichtung erhält, für die Aufrechthaltung derselben zu sorgen, und darü
hende Streitigkeiten gütlich oder durch compromissarische Entscheidung zu
Diese Garantie ist jedoch nur von wenigen Bundesstaaten der Bundesvers
übertragen worden. Der Zweck des deutschen Bundes (und der durch ihn b
Umfang der Bundesgewalt, sowie die Competenz der Bundesversammlung,
also auf folgende Hauptpunkte zurückführen: 1) Aussere Sicherheit, d. i. U
gigkeit der Bundesstaaten von fremder Oberherrschaft, und Integrität des
gebiets. Kriege können die Bundesstaaten gegen fremde Mächte nur inso
ren, als sie selbst noch andre Länder und Reiche ausserhalb des Bundes
Angriffe auf Länder, welche zum Bunde gehören, verpflichten den Bund
theidigung, und ziehen also de facto einen Bundeskrieg nach sich. D
Pflicht steht in genauester Verbindung die weitere Pflicht und das aus
ausgesprochene Recht des Bundes (Schlußacte der wiener Ministerialcor
vom 15. Mai 1820, Art. 36 — 47), Streitigkeiten der einzelnen Bund
mit auswärtigen Staaten zu prüfen, und jene, wenn sie Unrecht haben, zu
giebigkeit zu nöthigen. 2) Innere Sicherheit der Bundesstaaten unter s
Aufrechthaltung des Bundesfriedens. Die Bundesstaaten haben unter
aller Selbsthülfe und gewaltsamen Vertheidigung entsagt, und die Gericht
des Bundes anerkannt. Dabei kann die Natur der Streitigkeiten keinen
schied machen, nur muß eine wahre Rechtsverletzung dabei zum Grunde lieg
aufgefodert (ohne angebrachte Klage) kann sich der Bund in solche Streitigkeit
mischen, wenn nicht wirkliche Störungen des Bundesfriedens vorfallen, dem
sem Falle muß sie unaufgefodert Einhalt thun und den jüngsten Besitzstand
erhalten. (Dazu beauftragt sie ein unbetheiligtes Bundesglied und dessen
Gerichtshof, um den jüngsten Besitzstand, sowie die angezeigte Störung, sum
zu untersuchen und darüber einen rechtlichen Bescheid abzufassen.) Den
Theile, welcher diesen Besitzstand für unrechtmäßig erklärt, bleibt es unbenc
sein Recht mittelst einer formlichen Klage durch das bundesmäßige Austr
fahren auszuführen. 3) Der Landesfrieden, die öffentliche Ruhe in dem Inn
einzelnen Bundesstaaten liegt zwar zunächst nur in dem Wirkungskreise der
rungen selbst, aber wenn Widersetzlichkeiten der Unterthanen gegen die Re
ausbrechen, so ist der Bund berechtigt, derselben zur Herstellung der Ruhe
leisten zu lassen. Dieses Eingreifen tritt auch unaufgefodert ein, wenn die
ben einen gefährlichen Charakter annehmen, oder wenn mehre Staaten di
fährliche Verbindungen und Anschläge bedroht werden. Auf diesem Grun
ruht die Ernennung der Centraluntersuchungscommission zu Mainz, welc

siebente Jahr mit der Aufsuchung revolutionairer Umtriebe beschäftigt ist, h, wenn sie auch keine bedeutenden Entdeckungen gemacht haben sollte, doch eben großen Nutzen gehabt haben wird, den Beweis zu liefern, daß dergleichen straf- r Plane nur wenigen unerfahrenen jungen Leuten zur Last gelegt werden können, ihe nicht allein in ihrem Mangel an Weltkenntniß, sondern auch in dem, was 1806 an von den gesetzmäßigen Führern der Völker selbst angeregt wurde, e sehr große Entschuldigung finden. Die Bundesversammlung hat aber, wenn zu Unterdrückung ausgebrochener Unruhen mitgewirkt hat, auch das Recht und Pflicht, die Ursachen derselben zu untersuchen, und dahin zu sehen, daß die ne nicht bloß momentan wiederhergestellt, sondern durch Maßregeln der öffent- hen Ordnung befestigt werde. (Schlußacte v. 1820, Art. 27) Denn 4) die Ruhe an sich nichts werth, sondern nur dann und insofern, als sie öffentliche, rechtliche d sittliche Ordnung, d. h. ein solcher Zustand ist, welcher der höhern Bestim- ung der Menschen, dem Gesetz ihrer vernünftigen Natur, dem Willen Gottes an- essen ist. Es kommt ja nicht darauf an, daß die Menschen leiblich wohl ge- et, mit Sinnengenuß reichlich ergötzt (panem et circenses), allenfalls auch in ehr körperlichen Künsten und Fertigkeiten wohl abgerichtet werden (was man as Nützliche und Praktische der Wissenschaften nennt), sondern sie sollen sich in Herrschaft des Geistes über die Materie üben, Recht und Sittlichkeit höher ach- ten, als allen äußern Schimmer und Genuß, und sich durch Reinheit der esinnung und des Handelns zu einem vollkommenern Zustande vorbereiten. ieraus ergibt sich eine sehr wesentliche Verschiedenheit der Begriffe von öffentlicher ube und öffentlicher Ordnung, und wer für die erste sorgen will, muß auch noth- endig für die letzte sorgen. Daher gehören denn auch die sogenannten b e s o n- ern Bestimmungen der deutschen Bundesacte (Art. 12 — 19) zu den wesentli- en und integrirenden Theilen der Bundesverfassung und die Stifter derselben ha- en in denselben die nothwendigsten und allgemeinsten Grundlagen der öffentli- en Ordnung gelegt. Nämlich a) landständische Verfassung (Art. 13), welche n fast in allen deutschen Staaten wirklich eingerichtet ist, und überall ihre Wohl- ätigkeit bewährt hat. Sie ist, außerdem daß sie den höchsten Grundsatz des echtsrechts festhält, die stärkste, ja fast die einzige wahrhaft reale und bleibende aranție der Bundesverbindung selbst. Daß man den Landständen nicht allent- alben die Rechte beigelegt hat, welche bei dem wiener Congreß von Preußen als as Minimum aufgestellt wurden, daß man die Einrichtung derselben lediglich in as Gutbefinden der Regierungen gestellt und fast überall vielleicht zu viel auf blo- en Besitz, zu wenig auf geistige Fähigkeit gesehen hat, sind Nebendinge, welche em Bedürfniß der Zeit nach und nach fügen. b) Trennung der gerichtlichen ewalt von der regierenden, Nothwendigkeit einer dreifachen Instanz und Sicher- eit des rechtlichen Gehörs in Rechtssachen. (B.-A. Art. 12 Schlußacte Art. 36.) Appellationsgerichte.) c) Rechtsgleichheit der christlichen Religions- heilen und bürgerliche Verbesserung der Juden. d) Ein Anfang eines allgemeinen ischen Bürgerrechts, Auswanderungsfreiheit, Besitz unbeweglicher Güter in je- em Bundesstaate, Aufhebung des Abzugsgeldes (Bundesbeschluß vom 23. Juni 17), Freiheit, in die Civil- und Militairdienste jedes Bundesstaats zu treten. Sicherstellung eines festen Rechtszustandes für die mediatisirten, vormals reichs- ischen Fürsten und Grafen und die ehemalige Reichsritterschaft.

Alles dieses ist zuerst in der Stiftungsurkunde vom 8. Juni 1815 bestimmt; nn in der Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820 genommen als Bundesgrundgesetz am 8. Juni 1820) und in mehren einzelnen ndesgesetzen und Schlüssen weiter entwickelt worden. Außer der oben angeführ- Sammlung der Protokolle sind diese Bundesgesetze auf eine zum Handgebrauche zweckmäßige Weise zusammengestellt in dem „Corpus juris confoederationis

germanicae" von Meyer (Frankf. 1822) und in dem „Corpus juri germanici academicum" von Ad. Michaelis (Tübingen 1825).

Deutsche (jetzt lebende) dramatische Dichter. Sieht namentlichen Verzeichnisse deutscher jetzt lebender dramatischer Dichter, we Zeit zu Zeit gegeben werden, so sollte man fast auf den Gedanken kommen, lands dramatische Dichtkunst habe dermalen ihre höchste Höhe erreicht; d menreich genug sind allerdings diese Register, aber an dem, was man so im rechten Sinne des Worts dramatische Dichter nennt, hat das Vaterlan ungeachtet weniger noch wie jemals Überfluß. — Das „Lembert'sche Taschen Schauspieler für 1823" gibt auf 10 Seiten die Namen von nicht weniger dermalen lebenden dramatischen Dichtern an, worunter manche, in andern der Literatur oder Kunst sehr achtungswerthe Personen aufgeführt werden, i zen aber doch eine nur mäßig strenge Kritik kaum den zehnten Theil wirklic matischer Dichter herauszufinden vermag, indem für die Bühne schreiben, gend einen Stoff in Dialoge und Monologe zu bringen, keineswegs hinreich dürfte, um Anspruch auf das Prädicat dramatischer Dichter zu machen, selb auch sonst die Musen dem damit Beehrten nicht abhold sein sollten. — U Tragöden begegnen wir hier zuerst den Herren v. Auffenberg, Fouqué, Gril Houwald, Zimmermann, Klingemann, Müllner, Raupach, Reinbeck, Sod land und Werner, als den bedeutendsten, deren Dichtungen zum Theil, we nur eine Zeitlang, die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahmen. ner, Grillparzer, Uhland, Werner, Raupach und Houwald stehen oben an, u dienen es auch, wenn man das, was sie lieferten, in Parallele mit dem setzt, w her von jenen Andern gefördert wurde. Daß übrigens die Bahn, welche A Müllner und Grillparzer (Letzterer in der „Ahnfrau") einschlugen, früher scho unsern unsterblichen Schiller in der „Braut von Messina", diesem, als Dicht sich betrachtet, Meisterwerke, das aber dessenungeachtet als deutsche Tragödie ei d'oeuvreist, gebrochen wurde, ist bekannt, und man darf mit Zuverlässigkeit ann daß ohne dieses, in ihren Grundprincipien auf eine keineswegs lobenswerthe falsansicht gegründete Trauerspiel, die Erscheinungen eines „Vier und zwanzi und des „Neun und zwanzigsten Februars", einer „Schuld", einer „Ahnfrau" nicht ins Leben getreten wären. Wenn man aber auch insofern den großen D nicht ganz von der Schuld freisprechen kann, die Schuld späterer Dichter verau haben, so dürfen ihm doch keineswegs die absurden Verirrungen beigemessen den, denen sich eben jene spätern hingaben. Er konnte wol einmal, im re und tüchtigen Streben nach dem Höchsten in der Kunst, irren, aber völlig i Labyrinth einer ungereimten türkischen Prädestinatien und eines echt jüdische talismus vermochte ein Geist wie Schiller sich nie zu verlieren. Dieser Ruhr Andern aufbehalten, und der vernünftige Denker und der Mensch von gesu Gefühl sah mit Erstaunen und Unwillen die heilige Kunst, bestimmt, das G und Edelste im Leben mit den erhabensten Zügen zu versinnlichen, so weit mi chen, daß offenbare klägliche Sünder und Verbrecher zu Helden geadelt, a leichtfertige Vergehen eines Weibes, das Geschick mehrer Generationen gek und durch welche die Gottheit, der Inbegriff der reinsten Gerechtigkeit, zu zornmüthigen, nachtragenden Dämon, zu einem Wesen, ähnlich dem fluchende hovah der Juden, gemacht wurde. — Daß ein solches Wirken in der Poesie nur auf kurze Zeit Glück machen konnte, würde unbegreiflich sein, wüßte man wie eben die Zeit, in welcher es sich verlautbarte, gerade keine klare, in sich einige war; was aber, hier recht im eigentlichen Sinne, der Augenblick geba hob, mußte nothwendig auch wieder ebenso schnell verschwinden, und wenn zum Theil schon jetzt bei den Hauptwerken dieser Art, einer „Schuld", einer „ frau" u.s.f., geschehen ist, wie viel schneller mußte dies nicht der Fall mit jenen na

thmten Producten, wie „Die That" der Therese von Artner u. a. ähnlichen Machwerken der Fall sein! — Genug, der Geschmack an Schaustellungen dieser Tendenz ist vorüber, wie manches Andre flüchtig vorübergegangen ist, und die Koryphäen in dieser Dichtart haben sich entweder, wie Müllner, entschlossen, die dramatische Poesie ganz aufzugeben, oder, wie Werner und Grillparzer, in andre Bahnen gewor-fen, die freilich auch nicht immer die besten sind, wie „Die Mutter der Makkabäer" und „Das goldene Vließ" beweisen. Darum, warum es eigentlich zu thun ist, und was von Göthe in seinem „Götz", von Schiller in seinem „Wallenstein" glänzend be-gonnen wurde, um Aufstellung eines echt nationalen Theaters nämlich, hat sich im Grunde in neuester Zeit unter den Dichtern des Vaterlandes fast Niemand gemüht und es bleibt uns in dieser Hinsicht fast Keiner zu nennen übrig als Uhland, der durch das Wenige, was er bisher in dieser Art lieferte, rühmlich zeigte, was er wol, bei emsig fortgesetztem Streben, hierin würde leisten können. Zwar haben auch Klingemann und Fouqué (versteht sich, Jeder in seiner Art) mehre Versuche in die-ser Hinsicht gemacht, allein eben weil es Jeder in seiner höchst abgeschlossenen, um nicht zu sagen, einseitigen Art that, konnte bis jetzt nicht recht Gedeihliches daraus werden. Während nämlich der Erstere — wie dies seine sämmtlichen dra-matischen Werke beweisen — einzig in seinen Tragödien darauf hinarbeitet, das Ziel zu erreichen, welches als das Höchste im gewöhnlichen Schauspielerleben dasteht, den Effect nämlich, und, diesem momentanen Bühneneffecte zu gefallen, nicht sel-ten seine Personen sich in bloß tönende Redensarten verlieren läßt und überhaupt die ganze Handlung darnach motivirt, vertiefte sich der Andre, um, seiner Mei-nung nach, recht deutsch zu werden, in das geliebte Mittelalter so mit Leib und Seele hinein, daß es uns Deutschen, die wir denn doch einmal das Unglück haben, nicht in jener frommen und adeligen Periode zu leben, zur reinen Unmöglichkeit wurde, der Sache einen besondern Geschmack abzugewinnen. Die Muse Rau-pach's schlug einen andern Weg ein, und sich weder in die Irrgänge des Fata-lismus, noch in die unerfreulichen Nebel des aristokratisirenden Mittelalters aus-schließend verlierend, behandelte der Dichter historische Stoffe mit einer, meist des Gegenstandes würdigen Art und Ansicht, leider aber im Styl zu sehr nach declama-torischem Pomp haschend und in den Charakteren und Stoffen oft Ideen statt Hand-lungen und Personen gebend. Weniger heroisch und gleichsam mehr auf ein oft überspanntes Gefühl gestellt, zeigen sich die Dichtungen des gleichfalls in neuester Zeit erst aufgetretenen v. Houwald, auf dessen Bildungsgang die Poesie des Tages einen fast zu großen Einfluß gehabt zu haben scheint, wie man denn überhaupt in den meisten Productionen unserer neueren Dichter das Schicksal zwar genugsam walten sieht, aber leider fast immer jenes große Schicksal vermißt, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Zu den dramatischen Dich-tern einer frühern Periode gehört noch Julius Graf von Soden. Einige seiner Sachen, noch ganz der Sturm- und Drangperiode angehörend, in welcher sie ent-standen, erscheinen noch bisweilen auf den Bretern; da sich im Ganzen aber der Geschmack des Publicums an Stücken dieser Art satt gesehen, so macht natürlich auch jetzt ein „Julius von Sassen" und Ähnliches nicht mehr den Eindruck, den es viel vor einigen Jahrzehnden hervorbrachte. Hält sich doch das Vorbild zu diesem Trauerspiele, Schiller's „Kabale und Liebe", selbst fast nur noch durch den Namen seines großen Verfassers auf den Repertorien! Derselbe Fall ist mit Zschokke's „Abäl-lino", einst eins der ersten Cassen- und Zugstücke, gleichwie „Die Räuber" es waren, ohne deren Erscheinen schwerlich der große Bandit je aus den Coulissen würde her-vorgetreten sein. So bewahrheitet sich auch hier bei Schiller's großem und Zschok-ke's und Soden's anerkennungswerthem Talent die Wahrheit des Satzes: daß das, was nur die Farbe der Zeit trägt, von der Woge der Zeit abhängig ist, und dagegen nur stehen bleibt, was aus rechter und echter Tiefe frei und ungebunden hervortritt.

Zu den fleißigsten, wenn auch nicht zu den glücklichsten dramatischen Dich gehören Reinbeck und von Auffenberg. Beide behandelten verschiedene hi rische Stoffe nicht ohne Geschick, ja, von Auffenberg auch nicht ohne ein n diges Erfassen der im höheren Drama stets walten sollenden höhern Idee. Ge ler, aber ebendeßwegen dem dermaligen Zustande der deutschen Bühne und Geschmacke ihres Publicums weniger zusagend, sind die Trauerspiele von K. Imm mann, der sich das höchste Ziel der Nachahmung, aber freilich auch das Unn ahmlichste vorgesetzt hat, den Shakspeare, und die dramatischen Versuche des G fen von Platen.

Das seit Kotzebue fast verwaiste Lustspiel hat jetzt noch weniger Pf als das ernste Drama. Hier sind die Namen: Weißenthurn, Steigentesch Schmidt (Theaterdirector in Hamburg) beinahe noch die einzigen, welche mit A zeichnung genannt werden können und von denen man Originalstücke hat, die m oder minder sich des Glücks erfreuen, eine Zeit lang mit Beifall auf der Bühne sehen zu werden. Man muß es daher wirklich für einen Verlust erkennen, Müllner zugleich mit der tragischen, auch die komische Dichtung für das Th aufgegeben zu haben scheint, indem er gerade für das feinere Lustspiel den richtig Takt und das meiste wirkliche Talent unter den neuern jetzt Lebenden entwick wenn er auch nur nachzubilden, nicht zu schaffen verstand. Eine andre neu standene dramatische Dichtung, die man nicht füglich weder dem bürgerli Schauspiel, noch dem eigentlichen höhern Drama anrechnen kann, und sie halb, des Berufs der darin vorkommenden Hauptpersonen wegen Malerschaus zu nennen pflegt, fand an dem Hofrath Kind gleichsam ihren Begründer und Gu Deinhardstein u. A. schlugen seitdem verschiedentlich denselben Weg ein. — D mehren durch das, was sie in verschiedenen Gattungen bisher für die Bühne lie ten, bekannt gewordenen dramatischen Schriftstellern geben wir, außer Obig nur noch die Namen, dabei die große Zahl Jener vorübergehend, die entweder diesem Zweige der Literatur dem Bühnenpublicum ganz fremd blieben, oder vi leicht nur gelegentlich einmal ein Gelegenheitsstück schrieben, oder, was d Schlimmste ist, mit dem, was sie gaben, das reine Gegentheil selbst von ein momentanen Beifall fanden. Bäuerle (in Wien), v. Biedenfeld (in Wien), Gu ren (eigentlich: Heun, in Berlin), Matth. v. Collin, Contessa, v. Einsiedel Weimar; überseßte einige Lustsp. des Terenz für die deutsche Bühne), Gebe Dresden), Aloys Gleich (in Wien), Th. Hell (eigentlich: Winkler; Übersetzer ei Menge Lustsp. von Picard und andrer Ausländer), Herklots (Theaterdichter Berlin), v. Holbein (Theaterdirector in Hanover, pflegt mehrentheils die Werke A rer, wie z. B. von Heinr. v. Kleist, bühnenrecht zu machen), v. Holtei (gibt ein dramatischen Almanach heraus und schrieb selbst einige kleine Lust- und Gelegn heitsspiele), Jeitteles (Doctor der Arzneikunde in Brünn), Karl Klähr (Mahl Meißen), Kratter (in Lemberg, Verf. des Mädchens v. Marienburg u. a. Stück Kuffner (Beamter in Wien), v. Kurländer (in Wien; Herausgeber eines dram tischen Taschenbuchs), Lebrün (Schauspieler in Hamburg; Herausgeber des vor Kotzebue'schen Almanachs), Lembert (Schauspieler in Wien), Gustav Lind (eigentlich: Karl Stein, Privatgelehrter in Berlin), Mahlmann (Hofrath in Le zig; Verf. der geistreichen Parodie der Hussiten vor Naumburg, „Herodes vor Be lehem", und mehrer mit Beifall aufgenommenen dramatischen Arbeiten für Mari nettentheater), v. Maltitz (in Berlin; Fortsetzer des „Demetrius" v. Schiller Meisl (in Wien; Verf. einer Menge wiener Spektakel- und Zauberstücke u Opern), Mich. Beer (in Berlin), Öhlenschläger (zwar kein Deutscher, aber dennoch da er seine Dramen zugleich in dänischer und deutscher Sprache zu schreiben pfleg billig unter die lebenden deutschen dramatischen Dichter — und zwar die des erst Ranges — zu zählen), v. Poißl (in München; Verf. und Componist mehrer Opern

raf v. Riesch (in Wien), Rochlitz, Schall (Privatgelehrter in Breslau; Verf. rherr, sehr beifällig aufgenommener Lustspiele), Wilhelm von Schütz (in Dres- n), v. Seyfried (in Wien), von Steigentesch (östr. General; einer von unsern ch lebenden besten Lustspieldichtern), v. Thumb (Kammerherr in Stuttgart), öpfer (Schauspieler), Vogel (Theatersecretair in Wien), Jul. v. Voß (in Berlin; ürde bei minderer Flüchtigkeit und Eile im Produciren Bedeutendes im eigentli- en Volkslustspiel leisten können), Weichselbaumer (in Bamberg), Frau von Wei- nthurn (Schauspielerin in Wien), West (eigentlich: Schreyvogel, Theatersecretair n Wien), P. A. Wolff (Regisseur des Theaters in Berlin und ausgezeichneter Schauspieler). Alle diese schrieben oder übertrugen wenigstens eine Menge Schau- iele, Komödien, Dramen, Opern u. dgl., und die mehrsten dieser Sachen fanden ufnahme auf den Repertoiren der Bühne und auch wol den Beifall des Publi- ums, das, immer nach Neuem begierig, gern und willig — und in den meisten llen auch ohne Parteilichkeit — das Anerkennungswerthe anerkennt. Im anzen muß man jedoch sagen, daß, seit Göthe aufhörte, im Fache der dramati- hen Dichtkunst (der ernsten sowol wie der launigen) zu arbeiten, und seitdem in Schiller der tragischen Muse in Deutschland ihr erster Liebling entrissen wurde, die ramatische Poesie unter uns sehr von der Höhe herabzusinken begonnen hat, auf elche sie durch die eben Genannten, und durch Lessing und einige wenige Andre oben worden war. Ein gleiches Schicksal hat das sogenannte Conversationsstück ach den Tod Iffland's und Kotzebue's und den frühern von Jünger betroffen nd die Plätze dieser drei als dramatische Schriftsteller sind dermalen noch ebenso ll unter uns erledigt, wie die der Vorhergenannten.

Deutsche Geschichtskunde, Gesellschaft für ältere (Societas aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi), eine der merk- ürdigsten literarischen Unternehmungen des neuern Deutschlands, theils durch e Wichtigkeit des Zweckes, theils durch den Umfang der zu Gebote stehenden Mit- l; beachtbar als eine noch nie gesehene Vereinigung der meisten Historiker eutschlands, unter unmittelbarem Schutze des deutschen Bundestags, von des- n Mitgliedern die mehresten selbst der Gesellschaft angehören, und unter ausdrück- r zugesicherter Begünstigung fast aller deutschen Regierungen. — Seit drei ahrhunderten erschienen gegen 50 allgemeine und specielle Quellensammlungen r die Geschichte des deutschen Mittelalters, dem Umfange nach leicht auf 100 ände, meist des größten Formats; aber weder eine einzige, noch alle zusammen, ren vollständig, meist dem Stoffe nach bloß zusammengerafft, fast ohne Kritik s den Manuscripten abgeschrieben und fehlerhaft abgedruckt. Legenden und ttenregister, Urkunden und Briefe, Geschichtbücher, Chroniken und Annalen, sich oft unter einander selbst copirt hatten, Brauchbares und Werthloses, Wah- und Falsches, wie meist geistliche Federn im Mittelalter es zu verzeichnen für gefunden haben, begegneten sich ohne Wahl und Plan in diesen Sammlungen. anche Schriftsteller fehlten ganz, manche waren 4 — 6 Mal abgedruckt. Dar- , und aus sehr kostspieligen Quellensammlungen benachbarter Länder, hatte Deutsche sein Mittelalter zu schreiben, aber dunkel und trübe wie seine Quellen d auch sein Werk. Es hatten daher schon Männer, wie Eckhardt, Gatterer, ller, Semler, Krause, Woitmann, Joh. v. Müller, den Plan, eine allgemeine kritische Sammlung dieser Quellen zu veranstalten; aber das Unternehmen r für den Einzelnen und für jene Zeiten zu groß. Endlich trat in einer Zeit, die s Große anzuregen und zu vollbringen Kraft zu haben schien, der k. preuß. aatsminister, Freiherr von Stein aus Nassau, von Staatsgeschäften zurückge- n, vertraut mit vaterländischem Geschichtsstudium und dessen Bedürfnissen, n einige gleichgesinnte Freunde 1818 mit dem Plane zu einem ähnlichen Un- ehmen hervor, fand bei ihnen und der hohen Bundesversammlung zu Frank-

furt Beifall und zugesicherte Unterstützung, brachte eine bedeutende, durch spät Beiträge noch zu vermehrende Summe zur Deckung der Druckkosten zusamm und ließ nun durch den großherz. bad. Generallandesarchivrath, D. Dümge, d Plan der Hauptsache nach entwerfen und den zur Theilnahme geeigneten Männ vorlegen. So constituirte sich am 20. Jan. 1819 zu Frankfurt eine Gesel schaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, zur Herstellu einer Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller deutscher Geschichten des Mitte ters, mit eignen, nach Übereinkunft Aller abgefaßten Statuten. Constituiren ordentliche und beitragende Mitglieder derselben sind die Staatsminister und H herren von Stein, v. Aretin, v. Berkheim, v. Plessen, v. Wangenheim, fer die Freiherren v. Landsberg, Mirbach, v. Romberg, die Grafen von Solms-La bach und von Spiegel. Die Centraldirection wurde durch die 5 zuerst genannt Minister, dann durch den Secretair der Gesellschaft, den großherz. bad. Lega Rath Büchler, durch den die Redaction übernehmenden D. Dümge und den Bu kler Th. Mühlens (für Comptabilität und Buchführung) gebildet. Hierzu kam als außerordentliche und Ehrenmitglieder der Direction der bremische Sena Smidt und Rath Schlosser zu Frankfurt a. M. Einheimische und auswärti außerordentliche, correspondirende und Ehrenmitglieder der Gesellschaft sind: d König von Baiern, der Fürst Metternich, die Fürstäbte Ambrosius von Mu Konrad IV. von Einsiedeln, der Landamman Müller von Friedberg zu St.-G len, der Graf von Müllinen in Bern, die Staatsminister v. Humboldt, Falck u Göthe, der k. k. Geheimerath Graf Ossolinski, der bairische Vicepräsident v Aretin (verst.), v. Gagern, die Freiherren und Herren v. Hormayr, Niebuhr, Schlichtegroll B. (verst.), u. S., Lanz, Laßberg, Koch-Sternfeld, Merian Paris), Raumer, Lehr in Stuttgart, Adelung in Petersburg, Arx zu St.-G len, Arnoldi, Bucholz (in Wien), van der Vivere in Rom, v. Fink, Barth, v. Fichard, v. Ittner, v. Besnard in Göttingen, von Delling in Mü chen, v. Gaal; die übrigen Mitglieder sind: Münter, Bischof zu Seeland, Bar lechner, Batton, Beck (zu Leipz.), Beyschlag, Beuecke (zu Hamburg), Bloch Mury), Boerfch, Böttiger (in Erlangen), Bodmann, Büsching, Creuzer, Dah Dahlmann, die beiden Delius, Docen, Dobrowski, Ebert, Eichhorn (B. u. S. Engelhardt, Feßmaier, die beiden Fuchs zu Mury und St.-Gallen, Gens J. Grimm, Grotefend, Hase (in Paris), Hauntinger, Heeren, Heinz, He bach, Hesse, Hottinger, Hohenecken, Höck, Hüllmann, Hug, Huber, Herr schneider, Jäck, Kiefhaber, Kloß, Kölle, Kohlrausch, Kopp, Kopitar, Kurz, L bert, Matthiä (zu Frankfurt), A. Majo, Mannert, Michaelis, Mone, Mo bech, Müller (in Trier), Moser, Österreicher, Pertz, Pfister, Raiser, Rikle Rink, Rump, Sartorius, Saalfeld, Schottky, Schleiermacher (in Darmstad Storck, Stenzel, Troß, Uckert, Vogt, Voigt, Wachler, Wedekind (zu Lüneburg Wigand, Wilken, Wüstemann, Wyttenbach (in Trier) u. A. m. Von einer solchen Verein, von fast 120 Männern, zu einem echt deutschen Zwecke, läßt sich um so eher etwas Großes erwarten, als einem Jeden nur nach seinen Kräften zug muthet ist, theils Geldbeiträge, theils Verschaffung von Zugängen zu bisher ve schlossenen Archiven und Manuscriptenschränken, theils Aufsuchung und Vergle chung von Handschriften und Urausgaben, theils Auszüge aus größern, nic ihrem ganzen Umfange nach hierher gehörigen Sammlungen, theils nach eige Wahl (nur mit dem Beding, sich ebenso viel als man selbst wählt auch von d Direction noch dazu übertragen zu lassen), Bearbeitung und Herausgabe v Quellenschriftstellern selbst. Die gelieferten Arbeiten werden von der Directio geprüft und honorirt, und schon sind eine große Anzahl von wichtigen Quellen na Wahl und Vertheilung in sehr gewichtige Hände gefallen, wenn anders jeder Mi arbeiter Wort hält, worüber von fünf zu fünf Jahren ein Generalbericht gegeb

werden könnte. Daß bei der zu Grunde gelegten chronologischen Ordnung des Abdrucks das ganze Unternehmen, von den Zeiten der Völkerwanderung an bis zum Anfange des 16. Jahrh. (die Reformation ausgeschlossen), leicht ein Werk von 30 Foliobänden werden wird, darf die Sache selbst, da man sie einmal so weitläufig beschlossen, weiter nicht stören. Bereits ist ein „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", herausgeg. von J. Lambert, Büchler und D. C. G. Dümge, zu Frankfurt a. M. bei Andreä, seit 1824 aber, mit dem 5. Bde., welcher die italienische Reise des D. Pertz (vom Nov. 1821 bis Aug. 1823) enthält, bei Hahn in Hanover erschienen. Da sich nämlich Hr. Dümge zurückgezogen hat, so ist die Redaction dieses Archivs in die Hände des Archivarius Pertz übergegangen. Die ersten 4 Bde. enthalten den Plan, die Statuten, das Mitgliederverzeichniß und eine Menge Vorarbeiten zu dem Hauptwerke selbst; z. B. Bemerkungen über das Unternehmen der Gesellschaft von der berliner Akademie der W., von Delius, von Hrn. von Merian und von Moser; ferner den Briefwechsel zwischen der Redaction und einzelnen Mitgliedern; Untersuchungen über einzelne, hierher gehörige Geschichtsquellen, die Beschreibung einer von Mone und Dümge unternommenen Reise nach Schwaben und in die Schweiz nebst der literarischen Ausbeute derselben. Man findet nachgewiesen, wie die hohe Bundesversammlung, wie die Regierungen von Östreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Braunschweig, Hanover, von der Schweiz u. A. m. der Unternehmung Unterstützung zugesagt, welche Gelehrte zu Vergleichung und Herbeischaffung von Materialien, oder zur unmittelbaren Herausgabe bestimmter Werke sich erklärt haben. Schon sind nicht allein die Bibliotheken der meisten deutschen Residenzen und größern Städte, vor Allem die so reichhaltigen Schätze der Bibliotheken von Wien, von deren historischen Handschriften der, von dem Reisenden der Gesellschaft, D. Pertz, Genealog und Archivar des Königreichs Hanover (Archiv, 2. Bd. Heft 5 und 6), gemachte Auszug eine deutliche Übersicht gewährt, von München, Dresden, Heidelberg, Stuttgart, Berlin, Karlsruhe, Jena (wo Göthe mehre Codices sehr genau im Archive beschrieben) u. s. w., sondern auch mehre Bibliotheken des Auslandes zu diesem Zwecke und nicht ohne Erfolg durchsucht worden, z. B. die des britischen Museums zu London, die königl. Bibliothek zu Paris, die von Bern, St.-Gallen, Strasburg, die vaticanische u. a. italienische. Die in Italien vorhandenen Denkmäler für deutsche Geschichtskunde beschreibt die oben angeführte Reise im 5. Bd. des Archivs. Welche Menge von Manuscripten, die man bisher noch gar nicht kannte oder verloren erachtete, ist dadurch wieder ans Licht gezogen, und wie sehr das Feld der historischen Literatur des deutschen Mittelalters dadurch erweitert worden! Überhaupt bildet dies Archiv durch Mittheilungen und Bemerkungen, durch darin niedergelegte gelehrte Erfahrungen, durch Berichtigungen irriger Meinungen, u. s. w. den gelehrten Markt des Instituts, sowie die Centraldirection den organischen Mittelpunkt, von welchem aus und zu welchem zurück alle Fäden laufen, die das Ganze vereinen. Sehr förderlich dem Unternehmen ist der doppelte Umstand, daß sich erstlich für gewisse Perioden der Geschichte mehre Gelehrte vereinigt, und die dahin gehörigen Quellenschriftsteller unter sich getheilt, sodann, daß sich in einzelnen Provinzen Deutschlands Töchtervereine zur vermehrten Thätigkeit in ihrem Kreise gebildet haben, die, nach dem Vorgange der Centraldirection, ihre Haupt-, Quartal-, und besonderen Sitzungen halten. Vor Allem ist hier das für seine Landesgeschichte, wie wenige Staaten, thätige Baiern, unter dem (1823 verst.) Generaldirector von Schlichtegroll, mit gutem Beispiel vorausgegangen. Dadurch ward es möglich, daß der erste Band des großen Werks, welches unt. d. T.: „Monumenta historica Germaniae ab anno Chr. 500, usque ad ann. 1500", (Fol.) in fünf von einander unabhängigen Abtheilungen: 1) Scriptores, Chroniken, Annalen; 2) Leges; 3) Diplomata; 4) Epistolae; 5) Antiquitates (Ju-

schriften, Todtenbücher ꝛc.) erscheint, 1826 bei dem Hofbuchhändler Hahn in H nover, von dem Archivarius Pertz herausgegeben werden konnte. Er enthält urkundlichen Annalen der ältern Schriftsteller für Quellenstudium der vaterländ schen Geschichte. So erfreut sich das Vaterland eines literarischen Unternehmen wie es bis jetzt fast nur in den magdeburgischen Centurien aufzuweisen hat, u eines Nationalwerkes, auf welches der einstige Johannes Müller Deutschlan seine Nationalgeschichte der Deutschen gründen kann; auch ihm gelte dann d Wahlspruch der Gesellschaft: Sanctus amor patriae dat animum! 7.

Deutscher Handel. Deutschland im engern Sinne, d. h. der deutsc Staatenbund, hat eine sehr glückliche natürliche Lage, um durch Blüthe des Ha dels seinen Nationalwohlstand zu erhöhen. Im Mittelpunkte von Europa liegen ist es durch seine Angrenzung an drei Meere und durch Richtung seiner zahlreich Flüsse von der Natur zu einem Handelsstaate erster Größe bestimmt. Denno nimmt es seit der Mitte des 17. Jahrh., wo die Hansestädte, sowie Nür berg und Augsburg, die ersten und reichsten Handelsstädte Europas zu sein aufhö ten, mit Ausnahme der preuß. und östr. Bundesprovinzen, unter den Handel staaten nur einen untergeordneten Rang ein, was ursprünglich zum Theil als Fol seiner großen Zerstückelung anzusehen sein dürfte. Diese hat sich zwar durch S cularisationen und Mediatisirungen in jüngerer Zeit bedeutend vermindert; allei es ist an die Stelle der politischen Kriege ein Kampf der Parteien in der deutsch Finanzwelt getreten, der auf Deutschlands Handel feindseliger einwirkt, als selb die Prohibitivsysteme verschiedener seiner Nachbarstaaten. Die gute Zeit ist vo vorüber, wo die Regierungen Deutschlands ganz stille der Arbeit und dem Hand zusahen, wo sie sich darauf beschränkten, Hindernisse hinwegzuräumen, die Weg zu ebnen, auch Ordnung und Einklang im Ganzen zu erhalten. Damals wa der Wohlstand besonders Süddeutschlands noch auf Landwirthschaft und den Han del mit Erzeugnissen begründet. Manufacturen und Fabriken waren untergeord nete Räder in der Maschine. Jetzt, wo das unbeschränkte Eingreifen der Regie rungen in die mercantilischen Verhältnisse an der Tagesordnung, und Deutschland den Preis seiner Bedürfnisse an Fabricaten und Manufacturen größtentheils mit Producten zu bezahlen außer Stand gesetzt ist, kann man mit den Kaufleuten eines bedeutenden britischen Handelsplatzes, die ein englischer Minister fragte: wa er für ihr Interesse thun könne, nur wünschen, daß unsere deutschen Regierungen, besonders deren Finanzminister, sobald ihr mercantilisch-finanzieller Krieg unte sich beendet ist, des Handels künftig weder im Guten noch im Bösen gedenken mö gen. – Um Deutschlands Handelsverhältnisse richtig beurtheilen zu können, müs sen wir überblicken, wie sie sein könnten, wie sie wirklich sind, welche Hindernisse ihr Fortschreiten aufgehalten haben, und ob die Mittel existiren, sie zu beseitigen, oder wenigstens größerem Verfall derselben vorzubeugen.— Landhandel kann Deutschland führen mit Frankreich, der Schweiz, Italien, den Niederlanden, Polen, Rus land und Ungarn; am stärksten führt es denselben mit der Schweiz, Polen, Rus land und Ungarn. — Seehandel kann es treiben mit Frankreich, Spanien, Por tugal, England, den nordischen Staaten, Italien, der Türkei und Amerika. Seinen vorzüglichsten Seehandel führt es mit England; aber eben dieser gewährt ihm mehr Nachtheile als Vortheile. Sein Handel zur See wird vorzüglich beför dert durch die Benutzung seiner Hauptflüsse, der Donau, Elbe, des Rheins, der Weser, Oder u. s. w. — Ausführen kann Deutschland Getreide, Holz, Salz, Flachs, Leinwand und Leinengarn, Weine, Obst, Rindvieh, Pferde, Schafe, Butter und Käse, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, Honig und Wachs, Eisen- und Stahlwaaren, Kupfer, Blei und Zinn, Quecksilber, Silberarbeiten, Glas und Spiegel, Taback, Rübsamen, Mühlsteine, Mineralwasser, Porzellan, Lum pen, Pottasche, Schmelztiegel, hölzerne Uhren, Pech, Theer und Kienruß, auch

che und gemahlene Tuffsteine. — An zum Theil reellen und zum Theil erkünstelten Bedürfnissen erhält Deutschland von dem Auslande Zucker, Kaffee, Thee, Gewürze, Baumwolle, Reis, Seide und Seidenwaaren, Wollenwaaren, fremde Weine, Bijouterie- und Quincailleriewaaren, Leinsamen und Hanf, Taback, Kampher, Hopfen und Ölpflanzen, Seefische, Käse, Rindvieh, Pferde, Papiere, Bücher, Flintensteine, Farbehölzer und Indigo, auch Medicinalwaaren. Versucht man die große Zahl deutscher Ausfuhr mit den fremden Einfuhrartikeln, so sollte man nicht glauben, daß nach der Handelsbilanz, insofern sie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit von den verschiedenen Ländern, die der Name Deutschland in sich fasst, ziehen läßt, in Hinsicht der Exporten und Importen die Handelseinbuße auf deutscher Seite so groß sein könne als sie wirklich ist. Es läßt sich mit Gründen annehmen, daß es gegen Frankreich, England, die Niederlande, Italien und die Türkei in den Handelsverhältnissen bedeutende Summen verliert. Nur in dem Handel mit den nordischen Staaten und der Schweiz ist es zum Theil in Gewinn, zum Theil in ziemlich gleicher Bilanz. Die Handelsverhältnisse mit Spanien und Portugal haben sich sehr vermindert, und mit Amerika sind sie noch nicht bedeutend genug, um bei der Hauptbilanz in Anschlag gebracht zu werden. Die Veranlassung zu diesen mercantilischen Mißverhältnissen Deutschlands gegen das Ausland, die man durch die Einwendung, daß wir keine fremden Güter kaufen würden, wenn wir nicht im Wohlstande wären, nicht in Zweifel ziehen kann, gehen theils aus den Prohibitiv- und Zollsystemen, theils aus den im Handel wie der Politik gewöhnlichen Revolutionen, der gesteigerten und erleichterten Fabricationsindustrie einiger fremden Reiche, sowie ihrem durch größere Hülfsmittel gewonnenen Übergewichte hervor. Hierzu kommt noch, daß mercantilischer Übermuth, finanzielle Speculationen, angemaßte Monopole, und gewaltsame Seeherrschaft uns auf verschiedenen Punkten die directen Verbindungen mit auswärtigen Staaten hindern oder erschweren, und daß wir daher an Zwischenhändler einen Theil des Gewinnes überlassen müssen. Amerika hat viele frühere Abnehmer am Markte Deutschlands an sich gezogen, neuerdings Odessa. — Frankreich sucht nichts mehr von unserm Material; denn seine Production hat sich seit der Revolution auf das Fünffache gehoben. Spanien will nichts von uns, weil sein Boden der hervorbringenden Arbeit wiedergegeben ist, und Portugal, das seine Äcker wüste und brach liegen lassen mußte, und dessen Weberstühle die englische Factorei zerbrach, treibt nun den Pflug und webt Zeuge. — Factionen sind in der Weltrepublik des Handels überhaupt erfunden. Den ersten Impuls gab Englands Regierung durch die Navigationsacte, da es bis noch vor Kurzem ihr einziger Gesichtspunkt war, den Handel eines jeden Volkes wo nicht zu vernichten, doch von dem seinigen abhängig zu machen. Alle, welche gleich Deutschlands meisten Provinzen gegen die herrschende Faction nicht auf ihrer Hut waren, mußten dabei verlieren. Sowie einmal die Regierungsgewalt ihres finanziellen Vortheils wegen die Handelsrepublik angegriffen hatte, ahmten andre Regierungen das Beispiel nach. Östreich und Preußen waren unter den deutschen Staaten die Ersten, obwol nur jenes sein Gebiet gegen eine überwiegende ausländische Concurrenz zu schützen vermag. Ihnen folgte bald unter den deutschen Staaten zweiten Rangs zuerst Baiern. Daß in den jüngern Zeiten unter dem Deckmantel des Mercantilsystems mehre andre deutsche Regierungen zur Vergrößerung ihrer Finanzeinnahmen der Handelsfreiheit unter sich selbst entgegenarbeiteten, darin liegt noch mehr als in den nachtheiligen Zeitumständen und nachbarlichen mercantilischen und Mauthsystemen der Grund unserer Handelsrückschritte. Hätten die 30 Mill. Menschen, welche den deutschen Staatenbund bewohnen, auf ihren 11,869 □M., überall unter sich freien Markt, um ein- und auszuführen, und wäre ihr mercantilischer Krieg einzig nur gegen feindselige auswärtige Staaten, besonders gegen Holland und England, gerichtet, so würden wir

uns gegenseitig leisten, was uns das Ausland verweigert. Allein der deutsche Bund, mercantilisch unter sich selbst getrennt, läßt Heere von Douaniers gegenseitig anrücken, und man unterhält mit großen Kriegskosten solche Zolllegionen, um zum Nachtheile der Moralität im Volke die Staatsfinanzen zu bereichern. Der beschränkte Umfang des innern Marktes in mehren deutschen Staaten, ihre Isolirung, oft unverhältnißmäßige Zölle oder mit Zeit- und Kostenverlust verknüpfte Erschwerungen der Einfuhr, die hauptsächlich den kleinen Verkehr, als die wohlthätige Mutter des großen, hemmen, nöthigen uns gleichsam, in unserm Productenreichthum zu ersticken. Die Getreidepreise müssen sinken, und mithin der Tagelohn immer geringer werden. — Die Quelle, woraus die städtischen Gewerbe während vieljähriger Kriege ihre Nahrung schöpften, ist versiegt, und ihr gegenwärtiger Zufluß verhältnißmäßig unzureichend, um Blüthen für den Handel zu treiben. Den minlern und kleinern wehrlosen deutschen Staaten, die einzeln zu schwach sind, um den ungleichen Handelskampf bestehen zu können, stehen Ausland und größere Bundesstaaten mit exclusiven Mercantilsystemen schlagfertig gegenüber — oft mit mehr Feindseligkeit als Fremde, deren manche wenigstens zu Handelsverbindungen geneigt sind. Gehen wir aber, um uns dagegen zu schützen, zu dem Extreme vergekommener Retorsionsmaßregeln gegen das Ausland über, so ist unser deutscher Handel eher vernichtet als emporgehoben; denn eine unmittelbare Folge wäre, daß Frankreich und England aufhören würden, uns einen Theil des Handels mit ihrer Manufactur- und Fabrikwaaren als Zwischenhandel nach dem Norden und Osten zu überlassen. — So weit ist freilich unser Handel noch nicht herabgekommen, wie ihn der deutsche Handels- und Gewerbverein schildert; denn hätten wir, wie er glaubt, überall nur Passivhandel, so müßte seit dem Frieden fast all unser cursirendes baares Geld, das man in ganz Deutschland nur auf 500 Mill. Gulden annehmen kann, ausgewandert sein. So viel ist aber gewiß, daß Deutschlands Handelsbilanz, mit Ausnahme Östreichs, längst schon hätte tiefer fallen müssen, existirte nicht der Zwischen- und Speditionshandel, den es seiner glücklichen Lage, der Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit seiner Bewohner, und der Freiheit seiner ansehnlichen Messen verdankt. Hierin liegt vorzüglich der Grund, warum die in jüngster Zeit besonders von dem deutschen Handelsverein verkündete Verarmung noch nicht eingetreten ist, auch nicht sobald eintreten wird, obwol die deutschen Staaten, ungeachtet der Aushülfe durch ihre Silberbergwerke, in gewissermaßen Verschwendern gleichen, die einen großen Theil ihres Vermögens im Auslande verzehren.

Auf den deutschen **Zwischen- und Speditionshandel** konnten die oben angeführten Umstände nicht so nachtheilig einwirken als auf seinen Industriehandel; denn in der Mitte zwischen allen fabricirenden Staaten (England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien) einerseits, und andererseits zwischen denen gelegen, die von ihnen Manufacte und Fabricate beziehen, ist Deutschland gleichsam von der Natur bestimmt, der Markt von Europa zu sein. Zuweilen haben sich daher, selbst in den Zeiten der deutschen Handelsfreiheit, die in dem Zwischenhandel angelegten Capitale reichlicher verzinst als die auf die inländische Production verwendeten. Mit dem Zwischenhandel bezahlen wir einen Theil der Verbrauchsartikel, die wir dem Auslande abkaufen. Baiern z. B. gewinnt allein auf diese Art für die Gesammtheit seines Nationaleinkommens im Durchschnitt die jährliche Summe von 1,180,000 Gulden. Der Speditionshandel ist um so einträglicher für die deutsche Nationalwirthschaft, als er mit fremden Capitalien betrieben wird. Von einem besondern Werthe sind überdies für unsern Handel die schon in frühern Jahrhunderten begründeten **Messen**, auf welchen wahrscheinlich mehr als 60 Mill. Gulden jährlich umgesetzt werden. Sie rücken zum Austausch der Güter und Genußmittel den Osten und Westen, den Süden

Norden von Europa gleichſam in einen Punkt, beſonders zu Frankfurt und Leipzig, zuſammen, und der größere Theil ausländiſcher Manufacturwaaren geht durch ſie über Deutſchland hinein und in das Ausland hinaus. Der franz. Seidenwaarenhandel iſt faſt ausſchließend in den Händen unſerer deutſchen Kaufleute, und der Meßhandel mit engliſchen Manufacturwaaren dient als qualificirter Tranſito auch die vielen Gewerbe, welche von ihm in Thätigkeit und Nahrung verſetzt werden, zur Vermehrung unſeres Nationaleinkommens. Von großem Vortheil ſind unſern Meſſen ferner dadurch, daß die nordiſchen Meßeinkäufer ihre eignen Fuhrwerke mit Producten befrachten, die uns wieder zum Zwiſchenhandel nach Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien dienen.

Der Lichtſeite dieſes deutſchen Zwiſchen- und Speditionshandels ſteht in jüngſter Zeit die Schattenſeite des bis zur mercantiliſchen Wuth geſteigerten Handels mit Staatspapieren gegenüber. Der mit demſelben verknüpfte müheloſe und oft plötzliche Gewinn reizt die Capitaliſten in Hoffnung des Glücks, dem politiſchen Wechſel der Reiche und Staaten einen Theil ihres Vermögens zu vertrauen. Cirkulirende Capitalien werden jetzt dadurch der inländiſchen Werkthätigkeit mittelſt Entziehung der Production, der ſtädtiſchen Gewerbe und des Induſtriehandels entzogen. — Inzwiſchen würden alle dieſe Verhältniſſe, wenn ſie auch durchaus günſtig wären, Deutſchlands ſucceſſive Handelsſchwächung und damit fortſchreitende Verarmung, die bei Nationen nur minder ſchnell als bei Individuen bemerkbar wird, in der Folge doch nicht aufhalten, wenn die mercantiliſche Iſolirung der meiſten deutſchen Bundesſtaaten unter ſich noch eine geraume Zeit ſo bleiben ſollte, wie ſie gegenwärtig iſt, und wenn wir verabſäumen würden, alle die Hülfsmittel zu benutzen, welche unſerm Induſtriehandel, der die eignen Producte des Bodens mit der Nationalarbeit zum Gegenſtand hat, wieder mehr empor zu heben geeignet ſind. — Als zum Theil nothwendige, zum Theil nützliche Mittel, dem geſunkenen deutſchen Handel wieder empor zu helfen, ſind anzuſehen: 1) Freiheit des Handelsverkehrs im Innern der deutſchen Bundesſtaaten. So ſchwer es werden möchte, durch zureichende Maßregeln den deutſchen Bund gegen das Ausland, beſonders England und Frankreich, in einem vollkommenen Retorſionsſtand zu verſetzen, ſo ausführbar iſt es, alle Douanenlinien zwiſchen den einzelnen deutſchen Bundesſtaaten aufzuheben, und ſie, ohne bedeutenden Verluſt für einzelne Bundesſtaaten, an die Grenze Deutſchlands zu verſetzen. So lange die deutſchen Handelsbewegungen von Volk zu Volk, von Staat zu Staat gehemmt ſind, ſo lange man deſſen Bewohnern unter ſich ſelbſt die Benutzung ihrer natürlichen Hülfsquellen erſchwert, iſt wahrlich an keinen dauerhaften Flor des Induſtriehandels Deutſchlands zu denken. Selbſt ſein Zwiſchenhandel bleibt in ſteter Gefahr der Vernichtung und die Spedition in dem Grade erſchwert, als man durch die künſtlichen Veranſtaltungen der Regierungen die natürlichen Vortheile in der Folgezeit unterbindet. Es iſt nicht ſchwer zu beweiſen, daß die Prohibitivſyſteme deutſcher Bundesſtaaten eben ſo gegen ſie ſelbſt als gegen das Ausland gerichtet waren, und daß ſie ſich durch den unter ihnen herrſchenden mercantiliſchen Zwieſpalt am meiſten ſchwächten. So leicht dieſe Wahrheiten einzuſehen ſind, ſo dürfen wir, ungeachtet des 19. Art. der deutſchen Bundesacte, doch nicht die Hoffnung nähren, alle deutſche Bundesſtaaten aus dem Zuſtande ihrer Iſolirung in den der natürlichen, einem Bunde angemeſſenen Handelsfreiheit unter ſich ſelbſt eintreten zu ſehen. Die Finanzgewalt einiger großen Staaten gibt dies nicht zu, und manche Regierungen, beſonders in Norddeutſchland, bleiben ſelbſt gegen ihren Willen genöthigt, aus Rückſicht für ihre Lage und politiſchen Verhältniſſe, ſich von dem mercantiliſch-finanziellen Syſteme der Nachbarn ferner fortreißen zu laſſen. Unſere kühnſten Hoffnungen würden ſchon übertroffen werden, wenn nur der Verein der ſüddeutſchen Staaten, wie

er in einer momentanen patriotischen Aufwallung dem Ministerialcongresse zu Wi in der Idee vorschwebte, sich ganz zum Vortheile der innern deutschen Handelsfr heit erklären sollte. Durch viele Erfahrungen mit den bisherigen Resultaten de scher Vereine vertraut, mag es uns einstweilen genügen, wenn der Darmstädt Handelscongreß (s. d.) so glücklich ist, den Grundstein zu einiger Entfe lung der innern deutschen Handelsfreiheit zu legen, und einen Mittelweg zu find der mit der Zeit zu einem vollkommnen mercantilischen System der Gemeinsc führen kann. — 2) Besserer Haushalt in den Bundesstaaten, dad seltener werdende Staatsanleihen, und sofort stärkere Benutzung der Capitalien den Industriehandel. Der vieljährige Kriegsaufwand wurde nur zum kleine Theil aus dem Einkommen der Regierungen und Unterthanen bestritten. Staa anleihen kamen an die Tagesordnung, und wurden seitdem besonders von den de schen Kriegsstaaten so fleißig wiederholt, daß die Capitalisten ihre Gelder mehr zu Papierhandel als zur Förderung der Industrie verwenden. Dem Gewerbsta fehlt es daher an numerairen Kräften, und je geringer diese sind, desto mehr ge der Handel in Stockung. — 3) Eine Deutschlands Verhältnissen angemess Handelspolitik. Wir dürfen diese nur von dem süddeutschen Staatenver erwarten, sobald er einmal mehr als dem bloßen Namen nach bestehen wird. He delstractate, besonders mit Preußen, Östreich, der Schweiz und den Niederland können sich als wohlthätige Folgen zeigen, wenn sie nicht nach dem Katechism der neuern Diplomatie, von dem Grundsatze wechselseitiger Überlistung und der B rechnung der Vortheile des Augenblicks, sondern der Beförderung eines gleichmä gen Interesse der unterhandelnden Staaten ausgehen. — 4) Verbesserun der Land- und Wasser-Handelsstraßen. Für erstere ist im südl Deutschland schon viel geschehen, und in den norddeutschen Staaten hat sich jüngerer Zeit Preußen am meisten ausgezeichnet; doch bleibt darin noch viel der Z kunft vorbehalten. Letztere haben ihre Verbesserungen von Anwendung der auf d wiener Congresse ausgesprochenen Schifffahrtsgrundsätze zu erwarten. (S. Donau Elbe-, Main-, Neckar-, Rhein- und Weserschiffahrt.) Der nützlichen, z Theil auch nöthigen Schiffbarmachungen der kleinen Gewässer, welche die südde schen Vereinstaaten in verschiedenen Richtungen durchströmen, wollen wir nur v übergehend erwähnen, damit die Summe der gerechten deutschen Ansprüche m lichst klein bleibe. — 5) Handelskammern, die man nur in einem klei Theile Deutschlands findet, obwol sie längst unter die allgemeinen Wünsche ge ren, und ihre Vortheile sich durch Frankreichs Beispiele erprobt haben; — ei Schifffahrtsbehörden in den Landen, deren Handelsschifffahrt von einiger Bed tung ist; Handelscompagnien, wie gegenwärtig die Rheinisch-westindische Co pagnie das erste Muster gibt; — Vereine zur Beförderung des Gewerbfleißes, gl dem, der sich in Preußen gebildet hat, und möglichste Begünstigungen unserer M sen sind, außer einer größern Einheit des deutschen Postwesens, eines gleic Münzfußes und eines übereinstimmenden Maß- und Gewichtsystems (bloße fr me Wünsche deutscher Patrioten!) die weitern mächtigen Hebel zur Belebung u sers deutschen Handels, den nur Kurzsichtige zu einem bloßen Diener der Fabr herabwürdigen können. — Haben wir uns unserer innern Handelsfesseln entled und durch weise Beschlüsse des darmstädter Handelscongresses der mercantilisc Welt gezeigt, daß unsere Regierungen zu dem natürlichen Principe zurückgek sind, nur den Nettogewinn als Früchte der Handelszweige zu belasten, dann d fen wir uns zuerst mit etwas mehr Recht beklagen über den Egoismus fremder H delsstaaten, der viel natürlicher erscheint, als der neun und dreißigfache Egoism der deutschen Bundesstaaten. 73.

Deutsche Industrie. Mit Recht nennt der Dichter das deutsche L „an Kunst und edeln Sitten reich." Denn seit der Deutsche an festere Wohn

war, zeigte er großen Erfindungsgeist, Eifer und Fleiß in der Betreibung
ste. Natürlich aber entwickelten sich zuerst die Künste des äußern Bedürf-
dem Schoße der Städte, in den Händen des sich hier ausbildenden Bürger-
(S. Anton's „Geschichte der deutschen Landwirthschaft", und Fischer's „Ge-
es deutschen Handels".) Künste und Gewerke wurden ein Zweig der bür-
Nahrung. So ward seit dem 13. Jahrh. die Wollenweberei, Leinweberei
Tuchmacherkunst in Deutschland eifrig betrieben, besonders in den kunstrei-
ten Augsburg, Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkom-
Webers, Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14. Jahrh.),
n Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüsteten,
vom Kaiser Maximilian in den Grafenstand und zu den bedeutendsten Äm-
eben. Ihr Reichthum begünstigte wiederum die Künste und Gewerbe.
tromer, Rathsherr in Nürnberg, soll gegen 1390 daselbst die erste Pa-
le angelegt haben. Im nördlichen Deutschland waren in dieser mittlern
raunschweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendsten
dte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeich-
der Deutsche aus. Das zu große Ansehen der Handwerker in mehren
Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deut-
ifern und von einzelnen Fürsten aufgehoben wurden. Aber sie wurden im-
rhergestellt. Der Bergbau fing in Deutschland seit Entdeckung der goslari-
ndern an, wodurch Wohlhabenheit, besonders in Niedersachsen, entstand;
in: „Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues". Durch den nörd-
n sächsischen Handel wurden Wisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und
; im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rheine blühten Köln,
Speier, Strasburg zuerst auf. Aber Handel und Gewerbfleiß wurden
ch Fehden und Kämpfe, Unsicherheit und schlechte Beschaffenheit der Stra-
ßen. Daher die Bündnisse der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt
che Hansa (s. d.). Auch viel mechanische, vorzüglich mathematische und
sche Instrumente verfertigten und erfanden die Deutschen, z. B. Peter
te Guericke, v. Kempelen, Reichenbach. (S. Deutsche Manufactur.)

Deutsche Kaiser, s. Deutschland, Deutsches Reich und

Deutsche Kirche nennt sich vorzugsweise die katholische Kirche in Deutsch-
eil sie die evangelische als Kirche nicht anerkennt, und dieselbe vor den durch
Revolution veranlaßten Secularisationen auch an Macht und Reichthum
traf. Den Nationalkirchen andrer europäischen Reiche war sie vor der
ation an Umfang und nach derselben noch an Grundeigenthum und Ansehen
n. Die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Lübeck,
g, Schwerin, Schleswig, Verden, Minden, Halberstadt, Merseburg,
urg, Meißen, Brandenburg, Havelberg, Kamin und Lebus (Fürstenwalde),
meisten Collegiatstiftern, Abteien und Klöstern im nördlichen Deutschland,
durch die Reformation und den westfälischen Frieden an die Protestanti-
e Territorien der Bisthümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich.
rg blieb nur als Bisthum im Reichsverbande. Dennoch bildeten die
der geistlichen Reichsfürsten (die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und
as Erzbisthum Salzburg, die Bisthümer Bamberg, Passau, Würzburg,
, Speier, Konstanz, Basel, Chur, Freisingen, Brixen, Trient, Eichstädt,
rg, Regensburg, Fulda, Hildesheim, Paderborn, Lüttich, Münster, Osna-
d Korvey, der deutsche Orden und der Johanniterorden, mehre gefürstete
e große Anzahl reichsunmittelbarer Abteien und Propsteien) eine Macht, die
olischen Reichsständen auf dem Reichstage eine überwiegende Mehrheit der
en und ihrer Kirche, in Verbindung mit den unter östreichischer und andrer

Reichsstände Hoheit stehenden Erzbisthümern, Bisthümern und Abteien und Ansehen gab. Ihre Domcapitel boten dem alten Adel, der alle andre Be davon ausschloß, eine Menge ehrenvoller, einträglicher und meist ganz ge loser Pfründen dar, die den Ehrgeiz und Eigennutz dieses Standes an die kath Kirche fesselten und ihr seinen Einfluß auf Fürsten und Völker, wo sie dessen be dienstbar machte. Dabei wimmelten die südlichen und westlichen Staaten D lands von Klöstern der verschiedenen geistlichen Orden, die im Besitze großer thümer die Bande der Abhängigkeit des Volks von der Kirche durch tausend zu befestigen wußten. Wo von dem Interesse der deutschen Kirche die Rede w stand man darunter nicht das Gedeihen religiöser Bildung und wahrer Fr keit unter den deutschen Katholiken, sondern den Besitzstand der Güter, Ein Privilegien, Macht- und Ehrenvorzüge der Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Pr Capitularen und Ritter, welche sich mit den ihnen untergebenen Weltgeistlich Mönchen für den Inbegriff der deutschen Kirche hielten. Und diese, aus Tausenden bestehende Masse geistlicher Personen bildete ein durch die Ran der Hierarchie wohlgegliedertes, stets gerüstetes Heer, das zum strengsten sam gegen den Papst eidlich verpflichtet war, und Millionen abhängiger M an sein Interesse band. Für die Feststellung dieses Verhältnisses hatten die seit der Entstehung der christlichen Kirche in Deutschland gesorgt. Mit dem stenthume zugleich empfing sie römische Liturgie und Disciplin, und blieb, als ter der römischen Kirche, abhängig von den Rathschlägen und Verordnung Päpste, denen die politische Verwirrung Deutschlands im Mittelalter, die sta Kaiserwahlen und häufigen Händel der Reichsstände mit den Kaisern, bei den anwachsen der deutschen Bischöfe und Prälaten zu regierenden Landesherrn, Gelegenheit gaben, sich hier mehr als in andern geschlossenen monarchischen chen einen überwiegenden Einfluß zu verschaffen, ihre Anmaßungen zum Na des bischöflichen Amtes und der deutschen Kirchenfreiheit in herkömmliche Re verwandeln, und unter allerlei Vorwänden die Abgaben der Deutschen nach zu vermehren. Umsonst stellte die Kirchenversammlung zu Basel (s. B dadurch eingeschlichenen Mißbräuche und Bedrückungen von Seiten des Papst das durch den listigen Unterhändler, Äneas Sylvius, 1448 abgeschlossene a fenburger oder wiener Concordat der deutschen Nation mit dem röm Stuhle sicherte diesem die Erhebung der Annaten, die Bestätigung der Bischö Äbte, die Besetzung der Pfründen in den Papstmonaten und andre ihm w hafte Reservationen. Und auch über diesen Vertrag griffen die Päpste so e so weit hinaus, daß ihrer Curie 1522 hundert Beschwerden über die von ihr henden oder beförderten Ungerechtigkeiten und Mißbräuche von der deutschen vorgehalten werden mußten. Die Kirchenversammlung zu Trient half ihnen Hauptsache gar nicht ab; vielmehr zogen die Päpste nur unter dem Vorgeb durch die Reformation zerrüttete Kirche wiederherzustellen und größern Übeln beugen, die Zügel ihrer Regierung über das katholische Deutschland immer an, und bedienten sich dazu vorzüglich der Jesuiten, die sich mit den Bettelm in die Universitäten theilten, an den Höfen als Beichtväter und Rathgeber de sten in Alles mischten, und des Erziehungswesens bemächtigten. So wur Aufschwung zu wissenschaftlicher Bildung im südlichen Deutschland, der in d ten Decennien des 15. Jahrh. und den ersten des 16. so viel versprach, plan niedergedrückt, jeder Zugang des Lichts aus der protestantischen Welt gen versperrt, neuer Aberglaube mit altem in Umlauf gebracht und durch eine schlauberechneter Anstalten zur Beförderung desselben dafür gesorgt, die Laien blenden und einzuwiegen, daß sie sich zu allen Zwecken der Hierarchie gebra brauchen ließen. Neben finsterer Bigotterie und selbstzufriedener Unwissenh cherten in diesem Zustande der deutschen Katholiken die gröbsten Laster und

ſuiten ganz gedeihlich. Man hatte Mittel genug, die Kirche zu verſöhnen. Rom
pensirte und absolvirte für Geld, so viel begehrt wurde; die Moral der Jesuiten
richtigte die Gewissen; Ablässe, Wallfahrten, Büßungen mit Rosenkranz und
lenspeisen, fromme Vermächtnisse und Seelenmessen wuschen alle Sünder rein.
r für entschlossene Wahrheitsforscher und freidenkende Gelehrte hatte die Kirche
e Gnade. Statt der guten Ansichten Ferdinands I. und Maximilians II. zur
besserung der Kirche, trieb Verfolgungssucht ihre Nachfolger zu Grausamkeiten
en ihre protestantischen Unterthanen, und der dreißigjährige Krieg erweckte Hoff-
ng zu einem vollkommnen Siege des Katholicismus in Deutschland. Freilich
ng fehl, da der westfälische Friede beide Religionsparteien gleichstellte und die
theilen bedeutend schwächte; aber dafür gab dieser vom Papste ohnehin verwor-
e Friede ihrem Glaubenseifer neue Nahrung, und nicht nur ihren wirklichen
chtsamen, sondern überhaupt allen Eigenheiten, die sie von den Protestanten
nschieden, größeres Gewicht. Nicht sowol den Verlust an Land, Leuten und
ünften, den die deutsche Kirche in Folge der Reformation und dieses Friedens
t, vielmehr der Ärger über die wachsende, wegen allzu großer Nähe häufige Rei-
gen veranlassende Macht des Protestantismus in Deutschland und die dadurch
ärkte Neigung, alle, auch die verkehrtesten Formen ihrer Religionsübung für
e viele Vorzüge anzusehen und um so beharrlicher festzuhalten, je lauter sich
ort und Tadel dagegen erhoben, brachte ihr wirklichen Nachtheil. Um die Ge-
r der Ketzerei abzuwenden, trug sie die Schmach einer methodischen Verfinste-
ng; um katholischer zu sein als die franz. Kirche, ließ sie sich von der römischen
rie unterjochen. Noch im 16. Jahrh. hatte diese in Wien und Köln, wie bald
auf in Brüssel und Luzern, beständige Nuntien (s. d.) als päpstliche Statt-
ter eingesetzt, vorgeblich, um durch sie die Beschlüsse der tridentinischen Versamm-
ng in Ausübung zu bringen, eigentlich aber um in Deutschland ohne Mittelin-
anz zu herrschen. Die Nuntien rissen die Jurisdiction der Bischöfe, besonders
Dispensationssachen, an sich, und gewöhnten die Deutschen, sich in geistlichen
chtsnissen unmittelbar nach Rom zu wenden. Nach dem westfälischen Frieden
chte der Papst es dahin, daß die deutschen Bischöfe sich zur Ausübung der ihnen
h gebliebenen Amtsrechte Indulte von 5 Jahr zu 5 Jahr nicht ohne Bezahlung
om auswirken, und die deutschen Theologen und Kanonisten an die Untrüglich-
des ultramontanischen (päpstlichen) Kirchenrechtes glauben lernten. Die Herr-
ft dieses, zur Herabsetzung der bischöflichen Gewalt und Unterdrückung aller
heit der Nationalkirchen erfundenen Rechts auf den katholischen Lehranstalten
derte die Erniedrigung der deutschen Kirche, die daher bis in die Mitte des 18.
ht, das traurige Bild einer eingeschüchterten Magd der römischen darstellte, und
e wahre Bestimmung fast ganz aus den Augen verlor. Wohlgemeinte Versuche
Veredlung des Priesterstandes, wie die Bemühungen der Bartholomiten, hatten
ngen Fortgang, einzelne würdige Bischöfe waren nicht Herren in ihrem Hause,
nme Leser Jansenistischer Schriften mußten sich verbergen, geistiges Leben kam
t auf, auch die Behandlung der historischen Wissenschaften, in der einige Be-
dictinerklöster mit der berühmten franz. Congregation von St.-Maur wetteifern
ten, blieb meist roh und geschmacklos, wie die Predigten der Nachahmer des
underten Abraham a St.-Clara, sodaß die Literargeschichte dieser Periode aus
katholischen Deutschland kaum sechs Namen aufzuführen hat, die der Nach-
t bekannt zu werden verdienen. Für die geistig unmündige Menge noch zu früh,
nen 1750 die wahrhaft christlichen Hirtenbriefe einiger östr. Bischöfe (Traut-
n's in Wien und Thun's in Gurk), und 1752 die von dem edeln Friedrich Karl
Schönborn (später Bischof von Bamberg und Würzburg) betriebene Vermin-
ung der Festtage in den östr. Staaten. Dagegen konnte die wachsende Theil-
hme der höhern Stände und selbst des Klerus an franz. Geschmacks- und Gei-

stesbildung nicht ohne Folgen bleiben. Führte sie gereiste Edelleute und leb
Domherren zu frivoler Freigeisterei, so machte sie ernstere Staatsmänner u
logen aufmerksam auf die Gebrechen ihrer Kirche und auf die gleichzeiti
schritte der deutschen Protestanten in religiöser Aufklärung und Wissensch
nicht mehr zu hemmende Verbreitung heller Ideen über die heiligsten Ang
ten der Menschheit warf auch in die deutsche Kirche die ersten Strahlen des
roths innerer Veredlung. Hontheim (s. d.) hatte schon 1763 in einem
gelesenen Werke seine Glaubensgenossen mit gründlicher Gelehrsamkeit
den ältern Formen des Katholicismus entsprechende freie Verhältniß der
kirchen zu dem Papste aufgeklärt, und nun, da die Jesuiten 1773 aufgeh
ren, wagte man auch in Deutschland die Lehren dieses in Rom verdamm
ches zu würdigen. Die Verbesserung des Unterrichts der Kleriker und
eine günstige Pflege der Wissenschaften in den Staaten von Östreich, Main
und Franken machte Bahn, die kräftigen Reformen Josephs II. fanden
auch unter den höhern Kirchenbeamten, und die deutschen Erzbischöfe v
sich 1786 durch die emser Punctationen zu entschiedenem Widerstan
die päpstlichen Anmaßungen. Obgleich ihr Unternehmen an ihrer Uneinig
den Bischöfen und dem Zurückstreben Baierns zur alten Finsterniß scheiter
Einfalt und Trägheit viel von Josephs Absichten vereitelten, und das
Interesse sehr bald durch die Sorgen der Revolution in Frankreich v
gen wurde, so blieben doch die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze de
kopalsystems, die in Umlauf gekommenen freien Ansichten von
und Gottesverehrung in vielen Herzen, und die Gesetze der Duldung gegen
testanten, aufrecht. Während nun geistreiche Schriftsteller und gebildete
ger für die Erleuchtung des katholischen Deutschlands arbeiteten, führte di
lage seiner Heere zu einem Frieden mit Frankreich, der die Einziehung der
eigenthums der deutschen Kirche zu einer durch die Politik der Noth geboten
regel machte. Ein Reichsdeputationsrecess entschied 1803 die Secularisation
licher geistlichen Staaten in Deutschland. Alle Regalien, Domainen, Ze
und grundherrliche Einkünfte der reichsunmittelbaren Erzbisthümer, Bi
Domcapitel, Abteien und Prälaturen fielen weltlichen, zum Theil protest
Landesherren zu, denen es überlassen blieb, das vorhandene geistliche Per
pensionniren, oder, soweit es noch zum Dienste der Kirche verwendet werden
verhältnißmäßig zu dotiren. Um eine neue Verfassung der deutschen Kir
gründen, wurde zufolge jenes Reichsschlusses der ehemalige Kurf. von Ma
kanzler des Reichs, Erzbischof und Primas von Deutschland, bestätigt, mit
hoheit über Reste der mainzischen Lande am rechten Rheinufer, und das bi
Gebiet von Regensburg ausgestattet, sein erzbischöflicher Stuhl auf die D
von Regensburg übertragen und das katholische Deutschland diesseits des
mit Ausnahme der östr. und preuß. Lande, seinem erzbischöflichen Sprengel
geben. Die dazu gehörigen bischöflichen Sprengel hatten zwar zum Theil
Bischöfe, oder wo diese fehlten, doch bischöfliche Generalvicariate, die sie
ten, aber unter den mannigfaltigen politischen Territorialveränderungen i
deutschen Ländern, die die Auflösung des Reichs, die Verwandlung des Kur
lers in einen Fürst Primas des Rheinbundes, und der Glieder desselben in so
Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten mit sich brachte, erlitt diese Ver
durch das von den Regierungen auch gegen die katholische Kirche immer
dener geltend gemachte Territorialsystem mancherlei ungewohnte Beschrän
Die neuen Souveraine secularisirten nun auch die noch vorhandenen Geb
Güter des deutschen und des Johanniterordens und die nicht reichsunmittel
wesenen Stifter und Klöster, sodaß nach wenigen Jahren außer Östreich,
seit Josephs Zeiten die Kirche schonte und begünstigte, das kirchliche Grun

Stiftungsvermögen im westlichen Deutschland fast ohne Ausnahme zum
geschlagen, veräußert oder andern Zwecken gewidmet war. Wegen
Kriege und Rüstungen kamen die Souveraine nicht zur Erfüllung der
neuen Verbindlichkeit, neue Dotationen für Bischofssitze und Domcapitel
zu und Niemand konnte sie dazu anhalten, da Napoleon der Kirche nicht
er den protestantischen Fürsten ohnehin fremde Papst sein Gefangener,
erst Primas, Karl von Dalberg, sonst der thätigste und einsichtsvollste
eines veredelten, kirchlichen Lebens, von dem Protector abhängig gewor-
Daher blieb die deutsche Kirche allen Widerwärtigkeiten eines Provisо-
rlassen, bei dem zwar das Wohl der Kirche, insofern es von treuer Ver-
et Pfarramtes abhängt, immer noch ungehindert gedeihen mochte, auch
sche Aufsicht und die unentbehrlichsten bischöflichen Functionen durch die
niate und Weihbischöfe ausgeübt werden konnten, aber doch den Fode-
päpstlichen Stuhles und den Ansprüchen der Hierarchie alle Aussicht auf
ng gebrach. Die Befreiung Deutschlands von der franz. Herrschaft
der Erfolg bewies, nur den Fürsten Vortheil bringen; der Congreß zu
chen vom Papste und einzelnen Bittstellern für die deutsche Kirche be-
lte den Rechten der Landesherren über dieselbe nicht vorgreifen. Zwar
t dem 16. Art. der deutschen Bundesacte in der Geschichte
en Kirchenstaatsrechts eine neue Periode; denn es ward durch den-
t bloß Gleichstellung der christlichen Religionsparteien im Ge-
rlichen und politischen Rechte begründet, sondern auch in Gemäßheit
r Begriff einer herrschenden und bloß geduldeten Kirche aufgehoben.
brigen ward die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen
n den deutschen Fürsten überlassen, und nun ein Gegenstand schwieriger
ngen mit dem Papste. Baiern schloß 1817 ein förmliches Concordat
b. (S. Baiern und Concordat.) Für die Katholiken in der
rchie, welche über 3200 Parochien ausmachen, schloß der König von
in Concordat, sondern nur eine Verabredung oder Übereinkunft. (S.
und Concordat.) Die Erzbischöfe und Bischöfe, die in Baiern
ernennt, werden von ihren Capiteln, die Pröpste und Domherren auf
sich in den Papstmonaten erledigen, vom Papste, die Dechanten, übri-
ren und Vicarien von ihren Erzbischöfen und Bischöfen gewählt, jene
ht auf die durch den Willen des Königs bezeichneten Personen, die letzten
behalt landesherrlicher Genehmigung; Annaten, Confirmations- und
er sind, wie in Baiern, dem Papste, nach einer neuen Taxe der aposto-
mmer bewilligt, sodaß die Erzbischöfe 1000, der Bischof von Breslau
e übrigen Bischöfe jeder 666⅔ Goldgulden und die übrigen Dignitaren
mäßige Abgaben für ihre Einsetzung nach Rom zahlen müssen. Über den
r Geistlichkeit mit Rom, den das bairische Concordat freigibt die Her-
r Klöster, die es verspricht, die Ausdehnung des bischöflichen Einflusses
Sachen und öffentlichen Unterrichtsanstalten und das Verhältniß der
den Staatsbehörden überhaupt setzt die preußische Übereinkunft nichts
h hat Preußen die bisher in Hinsicht auf seine katholischen Unterthanen
e Unterordnung kirchlicher Personen und Sachen unter die geltenden Ge-
das Recht des Schutzes und der Aufsicht über die Kirche in rein geistlichen
cht aufgegeben. (Vgl. Concordat.) Die im Art. Concordat er-
Verhandlungen der deutschen Fürsten (Würtembergs, Badens, beider
Hessens und der übrigen minder mächtigen Glieder des deutschen Bundes
Ruf der freien Städte) führten erst, nachdem ihre Gesandtschaft 1819
ten Sache von Rom zurückgekehrt war, 1821 zum Abschluß einer provi-
Übereinkunft mit dem Papste und zum Erlaß einer Bulle desselben, welche

die neuen Diöcesen für die Katholiken in den Ländern dieser Fürsten, nach l
schlägen derselben bestimmt. Demnach wurden für Würtemberg zu Roten
Neckar, für Baden und Hohenzollern zu Freiburg, für Hessen-Darn
Mainz, für Kurhessen zu Fulda, für Nassau und Frankfurt zu Limbur
Lahn Bisthümer errichtet, unter denen das zu Freiburg die erzbischöfliche W
Jurisdiction über die übrigen hier genannten Bisthümer erhielt. Dies
Domcapitel sind von den betheiligten Staaten bedeutend geringer dotirt als
ßischen, auch die Domherrnstellen geringer an Zahl und überdies mit den N
tern eines Weihbischofs, Generalvicars, Dompfarrers u. s. w. verbunde
Bisthums Konstanz ist noch nicht gedacht, es wird daher, wie Worms, a
hoben anzusehen sein. Den Weihbischof Keller zu Rotenburg hat der P
Vollzieher seiner Bulle ernannt, und der seitdem verstorb. Prof. Wank
in Freiburg war von seiner Regierung und seinen Diöcesanen zum Erzbi
signirt. Doch außer der päpstlichen Circumscription der Diöcesen und de
tigung der Dotationen, die der Papst in einer Note des Cardinals Conse
10. Aug. 1819 in Hinsicht auf Fulda und Limburg allzu armselig (tro
schino) nennt, hat Sr. Heiligkeit noch keine definitive Bewilligung abg
werden können. Vielmehr setzt die an die Gesandtschaft der deutschen Fü
richtete Note, den von dieser Gesandtschaft dem Papste vorgelegten Gru
einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in den deutsch
desstaaten eine Menge von Einwürfen entgegen, die ganz den alten herrschs
Geist der römischen Curie aussprechen, und gerade das tadeln oder gefährlic
was die deutschen Fürsten zur Herstellung wahrer Religiosität und einer ch
Regierung der deutschen Kirche beabsichtigten, z. B. die Wahl der Bischö
Capitel und Landdecane des Sprengels, was demokratische Umtriebe ver
die Bedingung achtjähriger Verwaltung eines Pfarr- oder Lehramtes für d
petenten zu den bischöflichen Würden, was Edelleute und Reiche, die also d
auch ohne solche Pastoral- und Lehramtserfahrung für tüchtig hält, vo
Würden ausschließen und der Kirche den von dergleichen Subjecten zu h
zeitlichen Nutzen entziehen, die Studien der Geistlichen auf Universitäten,
Religion und Staat gefährdet werden soll. Allerdings gaben jene, auf
geltende Recht des Staates circa sacra und die ältere durch päpstliche Anm
abgebrachte Kirchendisciplin gebauten, sehr zweckmäßigen Grundzüge ein
chenoberhaupte, dem sein Macht- und Geldinteresse wichtiger ist, als das
durch stets verhinderte Gedeihen religiöser und sittlicher Bildung unter den
liken, manchen Anlaß zu solchen Anstellungen. Dennoch ist bei dem
Willen der Fürsten und bei dem guten, mehr christlichen als papistischen G
Mehrzahl ihrer katholischen Unterthanen zu hoffen, daß, wenn die streitigen
nach dem Wunsche des Papstes umgangen werden, kirchliche Ordnung
Hauptsachen für sie ins Werk gesetzt werden könne. Hanover hat keine
kunft mit dem Papste getroffen. Der Bischof zu Hildesheim, der einzige i
Reiche, verwaltet zugleich die nordische Mission. (S. Mission.) Die
kleinern deutschen Staaten schließen sich für ihre katholischen Unterthan
Maßgabe der Localität an die genannten wiederhergestellten Bisthümer an
wiederauflebende Eifer der Papisten und Jesuitenfreunde in Deutschland wi
noch manche Reibung in der deutschen Kirche veranlassen, aber das Rad
das auf Verbesserung strebt, nicht zum Stillgang oder Rückgang zwingen
Vgl. die Schrift: „Preußen und Baiern im Concordate in Rom, im Li
16. Art. der deutschen Bundesakte, und nach den Grundsätzen der heil. Allian
Alex. Müller (Neustadt a. d. O. 1824).

Deutsche Kirche. Das Christenthum drang zuerst in di
Theile Deutschlands ein, welche von den Römern erobert und cultivirt

zum Theil zu Gallien gerechnet wurden. Hier erhoben sich zuerst die Bischofssitze Trier, Köln und Mainz. Man hat sie bis zu den apostolischen Zeiten hinaufführen wollen, was aber keinen Vertheidiger mehr findet. Im 2. Jahrh. bestand schon Christenthum in Deutschland, wie daraus unzweideutig hervorgeht, daß Irenäus und Tertullian sich auf den Glauben der deutschen Kirchen berufen. Im 3. Jahrh. war das Christenthum schon vollkommen ausgebreitet in dem römischen Deutschland. Die Verbindung der gallischen und deutschen Kirchen mit dem Bischof von Rom, als Oberhaupt der Kirche, läßt sich schon für jene Zeit nicht bestreiten, wie aus der Übersendung der lyoner Concilbeschlüsse, und aus der Absetzung des Marcian hervorgeht. — Als die Frankenkönige Christen wurden und in Deutschland Eroberungen machten, wurde das Christenthum dort weiter ausgebreitet. Im 6. Jahrh. kamen Gallus und Columbanus als Missionaire nach Deutschland, und bekehrten in Schwaben und Baiern Viele zum Christenthum. Im 7. Jahrh. vollendete Rupert, erster Bischof von Juvavien (in Salzburg), die Bekehrung in Baiern und bei den benachbarten Volksstämmen. Willibrand, erster Bischof von Utrecht, bekehrte die Friesen, Bataver und Angelsachsen. Im 8. Jahrh. bekehrte Kilian das östliche Franken; Egbert, Suibert, Bonifaz und seine Gehülfen bekehrten fast das ganze übrige Deutschland. Karl d. Gr. bekehrte gewaltsam die Sachsen. Das Christenthum war Bedingung der Cultur, und keine Eroberung konnte dauerhaft sein, ehe die Bewohner durch das Christenthum in den immer größerwerdenden Familienverband des fränkischen Reichs getreten waren. — Staat und Kirche hingen im fränkischen Reiche mannigfaltig zusammen. Wie überhaupt jede Nation in der Art der Annahme und dem Gebrauch des Christenthums ihren besondern Charakter gezeigt, so haben die Deutschen für den christlichen Glauben, nachdem sie ihn einmal angenommen, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann aber das Christenthum nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern im vollen herzlichen Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch ihr ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet, und auf die Kirche gebaut und gegründet. Die Bischöfe nahmen an den Reichsversammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil, sowie hinwieder nicht selten die Könige, Herzoge und Grafen bei den Synoden der Geistlichen zugegen waren. Karl der Große, der die Geistlichkeit wie den Adel auf die ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte, trennte und bestimmte, so weit es sein mochte, die gegenseitigen Rechte der Geistlichen und Weltlichen, sowie er auch die Bischöfe und den hohen Adel auf den Reichsversammlungen in zwei Kammern abtheilte. Nichtsdestoweniger war aber die fränkische Kirche nicht eine abgeschlossene Nationalkirche; sie stand vielmehr mit der allgemeinen Kirche und mit dem Papst in enger Verbindung: eine Verbindung, die sich nach der Natur der Sache immer mehr erweiterte. Für ein Patriarchat war um so weniger eine geschichtliche Veranlassung, da die deutschen Kirchen durch Missionen der occidentalischen Kirche gestiftet waren. Ein Primat konnte sich ebenso wenig ausbilden, da, besonders seit das Kaiserthum zu den Deutschen gekommen war, seitdem der Kaiser als weltlicher und der Papst als geistlicher Herr die Welt beherrschten, die Ansicht Deutschlands, der weltherrschenden Nation, mit einer bloßen Nationalkirche viel zu beschränkt gewesen sein würde. — Eine Folge des immer enger werdenden Zusammenhangs zwischen dem Papst und den deutschen Kirchen war es, daß die an sich nur zufällige Mittelinstanz der Erzbischöfe wichtige Rechte an den Papst, und in Folge dessen auch das Synodalsystem vieles an seiner Bedeutung verlor. Isidor's falsche Decretalen kamen der Zeitstimmung entgegen. — Die Kirche war auf den Boden gegründet. Sie wurde also auch in die Veränderungen mit hineingerissen, die sich mit dem Boden begaben, und die man mit dem Namen des Feudalsystems zu belegen gewohnt ist. Die Kirchen hat-

ten auf diese Weise ebensowie die Edeln geliehenen Besitz, um dessen wille Bischöfe und Äbte, ebensowie die Edlen, vom Kaiser als Haupt dieses Fe staates beliehen wurden. Bischöfe und Äbte wurden mit Ring und Stab beli und die frühern, selbst noch in den Capitularen Kaiser Karls wiederholten tzungen, daß die Bischöfe von Geistlichkeit und Volk zu wählen seien, kame Abnahme. — Grade dieses Verhältniß war es nun, was die Einigkeit zwi Kaiser und Papst aufhob. Nachdem nämlich Kaiser Heinrich III. einen übe genden Einfluß zu Rom geltend gemacht hatte, zeigte sich die Reaction unter ser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Zu sehr hatte der Kaiser das Inves recht mißbraucht, als daß der Papst länger hätte ein durch den Feudalismus geschlichenes Unrecht anerkennen können. Gregor verbot alle Investituren Laien. Der große Investiturstreit wurde erst unter Heinrich V. durch einen zu Worms mit Papst Calixtus II. geschlossenen Vertrag dahin geschlichtet, da Kaiser auf das Recht der Investitur durch Ring und Stab verzichtete, und sich der Investitur durch das Scepter begnügte, und zwar so, daß die Wahl, de Kaiser Commissarien beiwohnen lassen konnte, frei durch das Capitel gesch vom Papste die Bestätigung erfolgen und der Gewählte vom Kaiser die R lien zu Lehn empfangen sollte. Von diesem Calixtinischen Concord datirt sich die unangefochtene Wahlfreiheit der Capitel.

Nachdem die päpstliche Macht aus dem Investiturstreite siegreich hervo gangen, stieg sie immer höher. Der Papst erhielt viele Rechte auf die Verlei und den Früchtegenuß deutscher Beneficien: Rechte, die man Reservationen Annaten nannte. Deutschland fand sich dadurch beschwert; auf den Con von Konstanz und Basel wurden diese Beschwerden vorgetragen, zu Basel auch päpstliche Reservationen, die nicht im „Corpus juris electum" enthalten, verwo jedoch eine anderweite Dotirung des päpstlichen Stuhls in Aussicht gegeben. schlossen die deutschen Fürsten zu Frankfurt und Aschaffenburg über die Anwend der baseler Decrete ein Concordat ab, welches man Concordata princi nennt. — Die katholische Kirchenverfassung bestand in ihrem Wesen fort zur Reformation. Die Landeshoheit, welche die katholischen Bisthümer im der Zeit erlangt hatten, gab sie jetzt vorzüglich den Angriffen der evangelischen sten Preis. Viele katholische Bisthümer gingen dadurch unter. Erst der im ligionsfrieden von 1555 bedungene geistliche Vorbehalt machte einigermaßen Kirche sicherer. Eine Folge der Reformation war, daß durch den westfäli Frieden die katholische, lutherische und reformirte Confession im Reiche gleich rechtet wurden, obgleich der Kaiser Vogt der katholischen Kirche blieb. Die in ligionssachen gestattete Itio in partes, und das diesemnach gestiftete Corpus E gelicorum, und das demselben entgegengesetzte Corpus Catholicorum sorgten für, daß die kirchliche Freiheit in Deutschland nicht beschränkt ward. Die S falt der Evangelischen ging so weit, daß, wenn ein bisher evangelischer Fürst tholisch ward, er die Ausübung der sonst vom Landesherrn auf die protestant Kirche ausgeübten Rechte einem unabhängigen Consistorium überlassen mußte Die katholische Kirche behielt ihre Verfassung. Ihre hohen Stellen waren fa eine Domaine des Adels, der es im Mittelalter ungeachtet des Widerspruchs Curie durchzusetzen gewußt hatte, die Capitel für die Bürgerlichen zu schl Mit dem Papste lebte man so ziemlich im Frieden, der so mächtig gegenüberste Protestantismus gebot Einheit von Innen, Anschließen an die Kircheneinheit. Erst in den 1780er Jahren kam es zwischen dem Papste und mehren deutschen bischöfen zu offener Fehde, durch den Nuntiaturstreit. Seit mehr als ei Jahrtausend war es nämlich unverrückte Kirchenpraxis, daß das Dispensati recht der Kirche von allgemeinen Kirchengesetzen nur dem Papste zustand. besondere das Dispensationsrecht von Ehehindernissen wegen Verwandtschaft

die Bischöfe um so bereitwilliger dem päpstlichen Stuhle überlassen zu haben, wieriger es ihnen oft war, fuglosen Dispensationsanträgen Mächtiger zu stehen. Ebenfalls war es eine uralte Kirchenpraxis, daß gegen bischöfliche heidungen, und zwar seit Verfall des Metropolitansystems mit Umgehung Metropoliten, die Appellation an den Papst ging. Eine nicht ganz klare Bestung des baseler Concils, welches die Beauftragung von Judices in partibus utschland zur Aburtheilung der Appellationen verordnete, war nicht zur Aus- ng gekommen. Bei den mannigfaltigen Berührungen, in die auf diese Weise atholiken mit dem Papste kamen, mußte die weite Entfernung von Rom als große Unbequemlichkeit erscheinen. Zur Erleichterung der Christen, und weil es das unstreitige Aufsichtsrecht des Papstes oft örtliche Untersuchung erfo- wurden daher in verschiedene Länder der Christenheit päpstliche Legaten, ien, gesandt, welche für die meisten Fälle die Stelle des Papstes versahen, andere für Dispensationssachen und Appellationen. Namentlich bestand ehren hundert Jahren beständig in Köln eine Nuntiatur. Da die deutschen fe, welche zugleich Landesherren waren, ihre geistliche und weltliche Gerichts- gewöhnlich durch das geistliche Officialatgericht ausüben ließen, so entstand h der Mißbrauch, daß gegen die Entscheidungen dieser Officialatgerichte weltlichen Sachen der Recurs an die Nuntiaturen versucht ward: ein Miß- , dem aber durch die Reichsgesetze kräftig begegnet ward. Im Übrigen man die Nuntiaturen als eine heilsame Anstalt betrachten, die päpstlichen atrechte mit der mindest möglichen Unbequemlichkeit der Christen auszuüben. Kurfürst von Baiern erkannte Dieses auch, und ersuchte daher den Papst, 1785, ichen, eine eigne Nuntiatur für die pfalzbairischen Lande, die sich sonst an ntiatur zu Köln wandten, zu errichten. Der Papst bewilligte das. Hier- trat nun der Erzbischof von Salzburg, unter dessen Sprengel Baiern gehörte, Indessen erklärte der Papst, daß der münchner Nuntius in Pfalzbaiern keine päpstlichen Rechte als bisher dort der kölner Nuntius ausüben solle, und ohne alle Beschränkung der bischöfl. und erzbischöfl. Rechte. Es war ein- nd, daß der Erzbischof von Salzburg gegen die Übertragung der kölner Nun- efugnisse auf die münchner Nuntiatur keine gegründete Einwendung vor- n konnte. Allein nunmehr vereinigte sich der Erzbischof von Salzburg mit rzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, und diese erhoben bei dem Kaiser erde über das Institut der Nuntiaturen überhaupt, erlangten auch wirklich Kaiser, der damals bei vielen andern raschen Neuerungen auch die Gerichts- des Nuntius zu Wien aufgehoben hatte, am 12. Oct. 1785 ein Schreiben, derselbe erklärte, daß er die Nuntien nur als päpstl. Abgesandten zu politi- Gegenständen und jenen Gegenständen geeignet erkennen, welche unmittelbar apste als Oberhaupt der Kirche zustehen, daß er aber diesen Nuntien weder urisdictionsausübung in geistlichen Sachen, noch eine Judicatur gestatten Zugleich rief der Kaiser die Erzbischöfe auf, in Verein mit den Suffra- bischöfen ihre Metropolitan- und Diöcesanrechte gegen alle Anfälle aufrecht zu n, und all Dasjenige, was innere Einschreitung oder Eingriffe des päpstl. und dessen Nuntien wider solche Rechte und die gute Ordnung sein könnte, ist hintanzuhalten, worüber er denselben zugleich allen seinen kaiserl. Beistand wobei jedoch der Kaiser auf die Concordata nationis germanicae verwies. rzbischöfe versagten hierauf den Nuntiaturen die Ausübung ihrer Befugnisse. zugleich von fünf zu fünf Jahren vom Papste die Erlaubniß bekommen , im 3. und 4. Verwandtschaftsgrade zu dispensiren, und nun nach Ablauf fenden Quinquenniums die Einziehung dieser Erlaubniß befürchten mußten, n sie ihren Vicariaten, diese Dispensationen nicht mehr wie bisher „auctoritate delegata", sondern „auctoritate ordinaria" zu ertheilen. Hierbei konnten

indeſſen die Erzbiſchöfe nicht ſtehen bleiben, ſie ließen vielmehr am 25. Aug. 1
durch ihre Räthe (Heimes, Beck, v. Tautphäus, Bönicke) im Bad Ems ein
ſammenkunft halten, und hier diejenigen Beſchlüſſe faſſen, welche unter dem
men der emſer Punctationen bekannt ſind. Das Streben der P
tanten war, in Folge der kaiſerl. Aufmunterung vom 12. Oct. 1785, jene bi
Rechte, in deren Ausübung ſie ſchon ſeit Jahrh. gehindert worden, zuſamm
tragen und das deßhalb Angemeſſene zu berathen. Sie gingen davon aus
alle Vorzüge und Reſervationen, die mit dem Primate in den erſten Jahrhu
ten nicht verbunden geweſen, ſondern aus den nachherigen Iſidor'ſchen Decr
zum offenbaren Nachtheil der Biſchöfe gefloſſen ſeien, jetzt, wo die Unterſch
und Falſchheit derſelben hinreichend erwieſen und anerkannt, nicht mehr in den
fang der päpſtl. Jurisdiction gezogen werden können. Die Punctanten
alſo die Uhr der Kirche um faſt ein Jahrtauſend zurück, und was ſie auf dieſe
nach Anleitung von Febronius, gefunden, ſollte ſtracks ins Leben treten.
ließen ſie ſich bewegen, die deutſchen Concordate wenigſtens noch einſtweilen
hen zu laſſen. Über den ungeſchichtlichen Sinn dieſer Menſchen, die ihre
mittenten gleich freigewordenen Sklaven auftreten ließen, kann es nur wenig
merkungen bedürfen. Von den neuern Hiſtorikern iſt es anerkannt, daß die I
ſchen Decretalen nicht ſo ſehr den Zuſtand der Kirche geändert, als vielm
ſtiſſen geweſen ſeien, dem durch die Zeit bereits geänderten Zuſtande anpaſſ
ſein. Unmöglich konnten einige Erzbiſchöfe befugt ſein, eine ſeit einem Ja
ſend beſtehende, von ſo vielen Concilien als beſtehend anerkannte Kirchenverf
mit einigen Federſtrichen aufzuheben und in die Rechte der alten Metropolite
der einzutreten. Die Reſſortverhältniſſe zwiſchen Papſt und Biſchöfen
Allgemeinen zufällig, und ſo wenig der Papſt, wenn ſeine Rechte in den Zu
wie ſie vor tauſend Jahren waren, zurückverſetzt werden, aufhört, die weſen
Rechte des Papſtthums zu beſitzen, ebenſo wenig konnten umgekehrt die B
des 18. Jahr. über einen Mangel weſentlicher Rechte klagen, noch ſich au
Unverjährbarkeit berufen. Ein weſentliches Recht des Papſtthums aber, w
Dinges, das ein Recht auf Exiſtenz hat, iſt es, daß in dem hergebrachten
zuſtande nicht willkürliche Abänderungen geſchehen. Was würden jene Erz
und Kurfürſten wol geſagt haben, wenn man ſich die Mühe genommen hätte,
den Zuſtand ihrer Landeshoheits- und Kurrechte im 10. Jahrh. zu erklären?
den ſie ſolchen hiſtoriſchen Forſchungen ihrer Unterthanen u. ſ. w. wol pr
Gültigkeit zugeſprochen haben? Oder wenn man, da ſie doch einmal verg
Zuſtände herſtellen wollten, gleich bis zum 1. Jahrh. zurückgegangen, und
kleiner Gemeinden mit apoſtoliſcher Armuth zum Muſter aufgeſtellt hätte,
man wol darauf eingegangen ſein? Sowie die weltliche Landeshoheit das
hatte, die Territorien immer mehr gegen den Einfluß des Reichsoberhaupts zu
ßen, ſo ſcheinen die Erzbiſchöfe auch ihre geiſtlichen Territorien gegen den Papſt
möglich abſchließen gewollt zu haben. Indeſſen war den Suffraganbiſchö
beabſichtigte Herſtellung des Metropolitanſyſtems ſehr ungelegen, ſie wären d
gleichſam mediatiſirt worden. Kaiſer Joſeph hatte daher ſchon im Schreibe
12. Oct. 1785 die Verſtändigung mit den Suffraganbiſchöfen vorausgeſet
als der emſer Congreß heimlich ohne dieſe Verſtändigung abgehalten, und de
ſer die Punctationen zur Beſtätigung vorgelegt wurden, erwiderte die
Schreiben vom 16. Nov. 1786, daß es vorzüglich und weſentlich erſt nec
Einverſtändniſſes bedürfe. Hieran vorzüglich und an dem beharrlichen
ſpruch des Papſtes — der 1789 eine ſehr gründliche Schrift: „Responsio
P. M. ad Metropolitanos Moguntin., Trevirens., Colonien et Salisbu
super nunciaturis apostolicis", herausgab — ſcheiterten die emſer Punctat
Bald darauf trat der Revolutionskrieg ein, die rheiniſchen Erzbiſchöfe wurd

In Folge des Friedens von Amiens geschahen die bekannten Secularisationen
eutschland, welche der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 nä-
estimmte. Die auf der linken Seite des Rheins gelegenen Bisthümer erlo-
. Der Stuhl zu Mainz ward auf die Domkirche zu Regensburg übertragen,
essen Metropolitangerichtsbarkeit auch die auf der rechten Rheinseite gelegenen
le der ehemaligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Köln, jedoch mit
ahme der k. preuß. Staaten, unterworfen. Für den Kurfürst Erzkanzler
noch eine leidliche Ausstattung, in Territorien bestehend, aufgefunden. Die
m sonst geistlichen Lande wurden zu Entschädigungen der weltlichen Fürsten
endet. Alle Güter der Domcapitel und ihrer Dignitarien wurden den Domai-
en Bischöfe einverleibt, und mit den Bisthümern auf die Fürsten, denen diese
iesen worden, übertragen. Ebenso wurden die Güter der Stifter, Abteien
Klöster in den alten und neuen Besitzungen deutscher Landesherren der freien
ollen Disposition der betreffenden Landesherren, sowol zum Behuf des Auf-
es für Gottesdienst, Unterrichts- und andre gemeinnützige Anstalten als zur
hterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalt der festen
leibenden Ausstattung der beizubehaltenden Domkirchen, und der Pensionen für
fgehobene Geistlichkeit (§. 35). Die erzbischöfl. und bischöfl. Diöcesen wurden
m bisherigen Zustande belassen, bis eine andre Diöcesaneinrichtung auf reichs-
iche Art getroffen sein werde, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen
apitel abhangen sollte (§. 62). Die bisherige Religionsübung eines jeden
s sollte gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere
Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts,
Schulfonds nach der Vorschrift des westfälischen Friedens ungestört verbleiben,
andesherrn jedoch frei stehen, andre Religionsverwandte zu dulden und ihnen
llen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten (§. 63). — Unstreitig war die
t des Reichs, indem es aus Noth einen Mitstand seiner Güter beraubte,
fgerichtet, im Übrigen der Kirche ihre Verfassung zu lassen. Indessen star-
lmälig die Bischöfe, neue wurden nicht ernannt, weil Verwirrungen auf Ver-
ungen folgten. Der rheinische Bund zerstörte nun gar das deutsche Reich,
an fing an, ernsthaft zu untersuchen, ob nun überhaupt noch irgend eine der
gen Rechtsnormen gelte. Die ungemessene Souverainetät, welche die Rhein-
fürsten von Napoleon zu Lehn trugen, zog hier, wie allenthalben, ein Heer
ger Schmeichler nach, welche in der Theorie das zu begründen wußten, was
nde Praxis zur Betrübniß rechtlicher Gemüther darbot. Als vollends Napo-
it dem Papste brach, wußten die Schmeichler der Gewalt nichts Eiligeres zu
ls sich zu einem System zu bekennen, was der weltlichen Gewalt kaum be-
n Einfluß auf die Kirche gab. Der Ausdruck: Landesbischöfe, ward beliebt,
an drückte damit aus, daß der Fürst das Recht habe, für sein Land einen Bi-
ernennen, und nach den Grundsätzen des, sonst nur um die Abhängigkeit
testantischen Kirche zu erklären, erfundenen Territorialsystems zu behandeln.
s Wahlrecht der Capitel war kein Gedanke mehr; selbst der Kurerzkanzler
noch vor Entstehung des Rheinbundes eigenmächtig den Cardinal Fesch zu
Nachfolger ernannt.

Der Rheinbund hörte auf, der Papst ward aus der Gefangenschaft befreit,
dem man das wiedereroberte linke Rheinufer nicht dazu benutzte; nunmehr,
Grund jener Secularisationen wegfiel, den Status quo herzustellen, und die
des Kurerzkanzlers vertheilte, erinnerte man sich doch mit einiger Lebhaftig-
die Pflicht, der Kirche wieder ihr Recht und Gestaltung zu verschaffen. Es
s überhaupt mit der Vertreibung des Usurpators die rechtlose Zeit geendet ha-
elbst ein heiliger Bund sollte die Völker und die Kirche vergewissern, daß man
che nicht forthin aus dem heidnischen Gesichtspunkte des Territorialsystems

als eine selbst wieder zu bewachende Bewachungs- und Zähmungsanstalt de
kes, sondern als etwas Sittliches, geschichtlich Gewordenes, auf eignem
Ruhendes betrachten werde! Diejenigen gingen allerdings von sehr sanguin
Hoffnungen aus, die von einer deutschen Nationalkirche träumten, Einri
eines deutschen Patriarchats oder doch wenigstens Primats in Antrag br
Dem Reiche war ein einfacher Staatenbund gefolgt, und wenn schon im
seit der Reformation eine eigentliche Nationalkirche allein darum undenkba
weil der Reichstag bei jeder Religionssache in partes ging, so mußte nach aufg
nem und nicht hergestelltem Reichsverbande der Gedanke an eine Nationalkir
so mehr chimärisch sein. Obgleich es sich nicht leugnen läßt, daß der Bund
Kenntniß zu nehmen haben würde, wenn ein einzelner Staat die reichsdeput
hauptschlußmäßige Pflicht zur Herstellung und Dotation der katholischen B
mer verkennen wollte, so blieben doch die Verhandlungen der einzelnen Länd
diesen Gegenstand Sache der einzelnen Bundesglieder. Plank's Vorschla
Corpus Evangelicorum herzustellen, konnte ebenfalls nicht angewandt werd
ja ohnedies schon jeder Einzelne beim Bundestage den Beschlüssen der Mehr
der Regel widersprechen kann. — Von Östreich kann hier keine Rede sein,
neuern Begebnisse auf die östr. Kirche von gar keinem Einfluß gewesen. Un
übrigen deutschen Staaten war Baiern der erste, der mit dem Papste das C
dat schloß. Die bisherige rechtliche Kirchenordnung ward darin anerkannt.
sehr zu beklagen ist es, daß der Papst sich bewegen ließ, die alte Wahlfreih
deutschen Kirche aufzuheben und ein königl. Ernennungsrecht an die Stelle
zu lassen. In dem übrigen Theile von Süddeutschland gaben die Wessenber
Angelegenheiten (s. Konstanz) den Anstoß zur Eröffnung von Verhandl
Es traten die protestantischen Regierungen des nördlichen Deutschlands hing
Ausnahme jedoch von Preußen, Sachsen und Hanover. Eine Commission
sich in Frankfurt, welche über die Art, wie Bisthümer zu errichten, sich
Nachdem alle die Vorbehalte und Clauseln, welche bald diese, bald jene Reg
wünschte, in den Grundzügen zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse
tholischen Kirche in deutschen Bundesstaaten aufgenommen waren, wuchsen
100 Paragraphen an, deren letzterer sich noch die Adoptation all Dessen, wa
falls im östr. Kirchenrecht noch Vortheilhaftes gefunden werden könnte, vor
Aus diesen Grundzügen wurde nun eine Declaration in lateinischer Sprache
mengesetzt, welche dem Papste zur Annahme vorgelegt werden, und deren A
Bedingung der Errichtung der Bisthümer sein sollte. Eine Gesandtschaft
diesem Zwecke nach Rom. Sie erhielten am 10. Aug. 1819 als Antwort d
stellung der Gesinnungen des Papstes. Er verzichtete gern auf alles ihm p
Nützliche, z. B. auf die Vergebung von geistlichen Stellen in den Papalm
gemäß den aschaffenburger Concordaten; ebenso beeilte er sich, die, obgleic
tigen (z. B. des limburger und fulder Capitels), Ausstattungen anzunehmen
die ihm zugemuthete Einwilligung in Abänderung der Grundsätze der Kirche k
nicht annehmen. — Die beabsichtigte Vereinigung, oder vielmehr Anerkenn
zu Frankfurt ausgearbeiteten Declaration kam also nicht zu Stande, un
möchte sich hierüber weniger als darüber wundern, wie man es auch nur e
konnte, daß der Papst schwach genug sein werde, die Unfreiheit der Kirche a
lich anzuerkennen. Man hat also nur dem Papste Gelegenheit gegeben, a
vortheile zu verzichten, und die Freiheit der Kirche vertheidigend, in der M
freigeborene Gemüther zu gewinnen. Indessen eröffnete Consalvi am Sch
päpstlichen Darlegung einen Ausweg, indem er auf den Fall, daß die bed
Modificationen der Declaration nicht angenommen werden sollten, in sein
haften Wunsche, dem dringendsten Bedürfnisse der Gläubigen, nämlich de
Seelenhirten zu haben, abzuhelfen, und in beständiger Beziehung auf das,

Betreff der regelmäßigen Einrichtung der kirchlichen Sachen in diesen Staaten von ihm gesagt worden, den Vorschlag machte, einstweilen die bezeichnete neue Begrenzung der Diöcesen in Vollzug zu setzen, um hernach in gutem Einverständnisse den Sachen weiter vorzusehen. Die Gesandtschaft ging in der Note verbale vom 3. Sept. 1819 hierauf ein. Nach weitern Unterhandlungen ward beschlossen, in Freiburg das Erzbisthum für Baden, in Rotenburg das Bisthum für Würtemberg, in Mainz für das Großherzogthum Hessen, in Limburg für Nassau und in Fulda für Kurhessen — welchen verschiedenen Bisthümern einzelne kleine Bundesstaaten sich anschließen — zu errichten. Die erste Ernennung der Bischöfe kann nur mit wechselseitigem Einverständnisse der Regierungen und des Papstes geschehen. Ob die Bischöfe Ersprießliches werden wirken können, wird abhangen von der Klugheit und Umsicht, die die Bischöfe, und der Mäßigung, die die Cabinette bewähren haben werden. — Die Krone Preußen hatte schon seit mehren Jahren mit Rom wegen der kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen Unterthanen unterhandelt. Als 1821 die Verhandlungen des laibacher Congresses dem nun verewigten Fürsten Staatskanzler einige Muße gewährten, reiste er nach Rom, und im Laufe weniger Tage war das Concordat in seinen Grundlagen abgeschlossen, welches vom König 1821 genehmigt ward. Über die Erziehung der Geistlichen ist bestimmt, daß in jeder erzbischöfl. und bischöfl. Stadt ein geistliches Seminar erhalten oder neu gegründet werden solle, damit darin eine solche Anzahl angehender Klerker unterhalten und nach Vorschrift der Beschlüsse von Trient unterrichtet und gebildet werden möge, als es der Umfang und der Bedarf der Sprengel fodern und der päpstliche Commissair bestimmen wird. — Die Unterhandlungen der hanöv. Regierung mit dem päpstlichen Stuhle sind noch nicht beendigt, und es handelt sich noch darum, ob die bestehenden zwei Bisthümer Hildesheim und Osnabrück nach dem Wunsche der Regierung in Eins verschmolzen werden sollen. v. e. K.

Deutsche Kritik. Ein freies Erzeugniß des Volkes war die deutsche Literatur entstanden. Die politische und bürgerliche Verfassung hatte sich die Nation nur von den höhern Ständen geben lassen, aber ihr geistiges Leben schuf sie sich selbst. Zwar waren es vornehmlich Fürsten und Edle, welche die fruchtbringende Gesellschaft stifteten; aber dieser, einen großen Einfluß auf die Literatur beabsichtigende Verein würde bald unthätig geworden sein, wenn er nicht auch bürgerliche Mitglieder gehabt hätte, und andre ähnliche Vereine stellten sich in Kurzem demselben gegenüber. Zu einem mit allgemeiner Anerkennung herrschenden literarischen Gerichtshofe, wie es in Frankreich die Académie française war, konnte es wegen der Vereinzelung der deutschen Staaten nicht kommen; kein der Literatur gebietender Hofton engte die Schriftsteller in gewisse beliebte Formen und Weisen ein, und die Universitäten waren, selbst für die eigne Provinz, ohne allen Einfluß auf die Nationalliteratur. Jedem Einzelnen war unbenommen, sich auszusprechen, wie es ihm der Gott oder der Reim gab. Die Dichter seit Opitz sangen in ganz verschiedenen Weisen friedfertig neben einander; das Publicum hörte Jeden. Nirgends war Streit, und auch Opitz's „Deutsche Poeterei", welche er selbst nicht als einen allgemein gültigen Kanon aufstellen wollte, unterbrach den Frieden nicht. Bei dieser innern Ruhe konnten nur äußere Einflüsse Widerspruch und Partelgeist erzeugen. Die Notiz, welche man bisher von der ausländischen Literatur genommen hatte, war eines solchen Einflusses nicht fähig, da man bloß die matten und gehaltlosen italienischen Schriftsteller aus dem Ende des 16. und dem Laufe des 17. Jahrh. studirte und nachahmte, aus der franz. Literatur aber, mit einer merkwürdigen Vernachlässigung der ersten Classiker, bloß einige werthlose Romane und Gedichte sich aneignete, oder auch aus den Holländern, den Nachahmern der Franzosen, schöpfte. Fast ein volles Jahrhundert nach Opitz war es erst, wo eine Vergleichung des dermaligen Zustandes der deutschen Literatur mit dem der ausländischen die

deutsche Kritik weckte und ins Leben rief. Zwei Schweizer, Bodmer und Breitinger, gaben seit 1721 die sogenannten Discurse der Maler heraus. Beide hauptsächlich durch das Studium der englischen Literatur genährt, legten an die bisherigen deutschen Leistungen einen neuen Maßstab, indem sie nach Ansichten, welche sie sich zunächst aus Milton's Paradies abstrahirt hatten, die Poesie zu größerer Höhe und Würde zu erheben strebten. Weniger die Form als den Stoff beachtend gingen sie bei ihren Untersuchungen mit ebenso viel Scharfsinn und Gründlichkeit als republikanischer Unparteilichkeit zu Werke. Andern Ansichten huldigte der leipziger Prof. Gottsched, welcher, der franz. Literatur sich zuneigend, die deutsche Literatur bloß dem Allverständlichen durch einen gewissen Conversationston zuzuführen beabsichtigte. Indem er aber dieses Ziel durch Sorgfalt für Reinheit der Sprache, gefälligen Fluß der Rede und leichte Versification zu erreichen strebte, vernachlässigte er über der Form den Stoff und verkannte nicht selten den Geist und die Bedürfnisse seines Volkes. So war freilich bei beiden Parteien das Heil nicht. Gottsched sank bis zur Plattheit und Leere herab; die Schweizer beförderten wenigstens mit ihren oft scholastischen Grübeleien das Produciren nicht. Und doch verdankt den Reibungen, welche zwischen beiden Parteien entstanden, die deutsche Literatur ein neues Leben und die deutsche Kritik ihre Begründung. Eine neue Richtung riefen hervor Haller's gedankenschwere und kräftige Gedichte und Klopstock's von altclassischer Bildung zeugende „Messiade" (1748). War der Streit, welcher über sie entstand, auch eben nicht reich an Resultaten, so weckte er doch die Kritik und das eigne Urtheil mehr als es durch die oft überschätzte ästhetische Theorie Baumgarten's und durch den um dieselbe Zeit in Deutschland eingeführten Batteux und Du Bos geschah.

Kurz nach dieser Zeit war es, als der größte Kritiker, welchen Deutschland gehabt hat, der herrliche Lessing, auftrat. So auf eignen Füßen hatte noch Niemand gestanden wie er. Ohne Vorliebe für irgend eine Nation und alle richtig würdigend, durch keine Convenienz befangen und frei von aller Menschenfurcht, mit redlicher und tiefer Forschung und einer sich selbst nicht schonenden Unparteilichkeit nur das Wahre suchend, vereinigte er vielseitige Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils, Klarheit des Bewußtseins, Feinheit des Geschmacks und schlagende Bündigkeit in Darlegung der gewonnenen Resultate in einem solchen Grade, daß er zu gleicher Zeit als eigentlicher Stifter der deutschen Kritik und als unvergeßliches Muster für dieselbe zu betrachten ist. Seine eignen originellen Productionen erhöhten und verstärkten den Eindruck, den er als Kritiker gemacht hatte. Mit und neben ihm wirkte der berliner Buchhändler Nicolai durch Errichtung mehrer kritischen Zeitschriften. Weder durch Genialität noch durch tiefe Kenntniß ausgezeichnet, verband Letzterer doch mit einem natürlich gesunden Verstande ein gewisses Gefühl des Wahren und Richtigen und eine Gabe unerschrockener Freimüthigkeit, welche ihn bei der von ihm selbst getroffenen Wahl seiner Mitarbeiter leiteten. Zuerst stiftete er 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", welche er aber bald seinem Freunde Weiße übergab, und an deren Stelle er 1759 die „Literaturbriefe" und 1760 die „Allgemeine deutsche Bibliothek" unternahm. Die „Literaturbriefe", an denen Lessing, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Resewitz und Grillo Theil nahmen, zeichneten sich vor dem letztern Institute, welches sich mehr auf kurze und strenge Rüge der eben gangbaren Fehler und Verirrungen beschränkte, durch eigne Reflexionen und weitere Durchführungen einzelner ästhetischer Gegenstände aus; beide Zeitschriften verstärkten ihren Einfluß durch ihren entscheidenden und rücksichtslos freimüthigen, nicht selten selbst schonungslosen und verwundenden Ton. Neben ihnen gab Weiße, mit geringerer Originalität, obgleich im Ganzen nach denselben Grundsätzen, die „Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften" fort, welche sich durch ruhigen Ton und feinen Anstand, durch Klarheit und Anmuth der Darstellung

rch besonnene und überlegende Empfänglichkeit für dasjenige Neue charakteri-
was sich als tüchtig bewährte. Gegen das Nicolai'sche Tribunal lehnte sich
mlich der hallische Professor Klotz auf, welcher seit 1768 eine eigne „Biblio-
r schönen Wissenschaften" herauszugeben anfing, die aber ungeachtet der guten
ben Bildung ihres nicht geschmacklosen, aber oberflächlichen Urhebers keinen
n Einfluß gewinnen konnte, da sie nur der unredlichen und selbstischen Absicht,
f jede Art eine Partei zu machen, fröhnen mußte. Auch wurde Klotz's An-
urch Lessing in Kurzem gänzlich vernichtet. Mit besonderer Eigenthümlich-
t dagegen Herder in seinen „Kritischen Wäldern" (1769) auf. An Origi-
vielleicht über der Nicolai'schen Partei stehend, hatte er nur das mit ihr ge-
daß er sich durch keine Convenienz beschränken ließ. Aber seinen hellen Ver-
überwältigte oft seine sehr feurige Phantasie, und seiner Kritik fehlte es nicht
n Klarheit und an scharf bestimmten Begriffen. Auch blieben die um dieselbe
n Meinhard auf deutschen Boden verpflanzten Grundsätze der Kritik des
länders Home, welcher die Ästhetik auf rein psychologischem Wege zu con-
suchte, nicht ohne Einfluß. Den durch die meisten der bisherigen kritischen
bungen bekämpften französischen Geschmack brachte Wieland durch seinen
schen Mercur" wieder zurück, ohne ihn doch unbedingt in seine frühern Rechte
einsetzen zu wollen. Wieland war zu vielseitig und gründlich gebildet und
: ältern und neuern Literatur der gebildetsten Nationen zu sehr vertraut, um
Andres als das allgemein Anwendbare und dem Wesen der deutschen Lite-
Verwandte aus der franz. Literatur herüberleiten zu wollen. Und wirklich
an es diesem Einflusse, wenigstens zum Theil, beimessen, daß die deutsche
bei unverminderter Regsamkeit und Tiefe einen vielseitigern Charakter und
Ton des feinen und milden Anstandes annahm, welcher sich namentlich in der
gestifteten jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" kund gab. Aber
1790 drohte Kant's „Kritik der Urtheilskraft", eine gewaltige Revolu-
rbeizuführen. Da nach seiner Lehre das reine Geschmacksurtheil von Reiz
rührung unabhängig und lediglich auf die reine Form eines schönen Gegen-
beschränkt ist, so wurde, wo man bisher mit Interesse und Gefühl zu prü-
wohnt gewesen war, eine sich selbst verleugnende Geschmackskälte sanctionirt,
zumal seit sie selbst von Schiller in seinem „Reiche der Formen" anerkannt
war, der deutschen Kritik eine andre Gestalt gegeben haben würde, wenn
ein der menschlichen Natur begründet gewesen wäre. Zwar säumten die
ger der neuen Schule nicht, an alle Erzeugnisse der Literatur sofort des Mei-
chtscheit anzulegen, aber sie selbst stimmten in ihren Systemen der Ästhetik
verein, die Nation (welche sich überhaupt in Sachen des eignen Gefühls noch
der Schule etwas aufdringen lassen) nahm nicht Partei, und der geniale
trat durch seine „Kalligone" mit einer Heftigkeit als Gegner der neuen Lehre
elche nicht ohne Wirkung bleiben konnte, wenn auch sein dafür aufgestelltes
itätsprincip bei strengerer Prüfung selbst als ungenügend erscheinen mußte.
e's ungerechte Kritik der Bürger'schen Poesie war allein schon hinreichend,
n, wohin die Kant'schen Grundsätze führten. Bloß vorübergehend war die
g der 1797 ins Publicum geworfenen weimarischen „Xenien". Aber ein der
hen prosaischen Ansicht der Poesie entgegengesetzter Geist frischen und jugend-
ebens, durch Schärfe und kühne Unparteilichkeit an Lessing erinnernd, sprach
in dem „Athenäum" der Gebrüder Schlegel, in welchem tiefe Reflexion mit
ger Anschauung des Schönen gepaart erschien. Von noch ausgedehntern
war der innige Verein, den sie mit Tieck, Bernhardi, Novalis und andern be-
ten Geistern schlossen. Auch das Mittelalter zogen sie in ihre Betrachtung,
hmen aus demselben einen romantischen und selbst mystischen Geist in sich
elcher viele Freunde und in der Schelling'schen Lehre eine neue Stütze, aber

auch seine Gegner fand. Unter Letztern machte sich Kotzebue durch die 1803 ihm gestiftete Zeitschrift: „Der Freimüthige" (an welchem auch Merkel nahm) am bemerklichsten, während die „Zeitung f. d. elegante Welt" die Ans der Schlegel'schen Schule in Schutz nahm. Mit Entwickelung der mannigfalti Ansichten scheint die deutsche Kritik mündig geworden zu sein, aber leider ers sie nun in den Unterhaltungsblättern als ein vielköpfiges Ungeheuer, welches Unendliche vervielfältigt bellt und lästert.

Deutsche Kunst. Die schönen Künste wurden von den Deutschen Glück betrieben, und unter diesen vorzüglich Poesie und Musik. (S. Deut Poesie und Deutsche Musik.) Die bildenden Künste, die Baukun d.) ausgenommen, wurden wegen Mangels an Öffentlichkeit und Gelegenheit, zu zeigen, in Deutschland weniger begünstigt. Die Plastik wurde mehr als zierungskunst betrieben, und in ihr manches Erzeugniß höchster Kunstfertigkeit fert. Aber die Verzierungen waren mehr symbolisch bedeutsam, als von anm ger Form. Doch lieferte auch die Bildhauerkunst einige bedeutende Werke. Bildhauer der Deutschen.) Ferner erzeugte Deutschland viele tref Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Elisabeth zu Marburg) bekannt sind. Dieser vervollkommnete auch die Form- oder H schneidekunst (s. d.) welche seit Anfang des 14. Jahrh. in Deutschland ent den war, und die (auch deutsche) Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitete. die Erfindung der Kupferstecherkunst (und zwar der Arbeit mit dem Grabst schreibt man einem Gold- und Silberschmied in Oberdeutschland (Nürnberg Augsburg), welcher 1460 lebte, zu (s. Kupferstecherkunst und St schneidekunst), die der Ätzkunst (die Arbeit mit der Radirnadel) einem a deutschen Künstler (Einige sagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519), w aber Beides noch des Beweises bedarf. Um die Richtung zu bezeichnen, welch bildende oder zeichnende Kunst insbesondere unter den Deutschen neuerdings gen men, ist es nothwendig, aus der Geschichte derselben die geschichtlichen Mom hervorzuheben, die zu ihrer eigenthümlichen Entwickelung früherhin gewirkt h Im 13. bis zum 16. Jahrh. hatte Deutschland eine eigenthümliche Baukunst sich im Hochstrebenden, mit der höchsten Fülle der Gestaltungen beurkundete. 14. bis zum 15. Jahrh. blühte am Rhein eine deutsche Malerschule, welche sich die untergehende Kunst der Griechen anschloß. (S. Deutsche Schule Byzantinische Kunst.) Im 15. bis zum 16. Jahrh. lebten die gr deutschen Maler, Bildgießer, Schnitzarbeiter, Formenschneider ꝛc. und üppig st der Baum deutscher Kunst in eigenthümlicher Fülle, besonders in dem Süde Deutschland. Religion war der Gegenstand und Mittelpunkt aller Künste. religiösem Gemüthe, eigenkräftig aufgefaßt, mußten die heiligen Sagen, sow weltlichen Geschichten, als das versichtbarte Gemüthsleben der Künstler, als eigne, innere Geschichte, und alle Ereignisse des Lebens in höherer, religiöser ziehung erscheinen. Dies war der Hauptzug der Kunstwerke jener Zeit; die echte deutsche Nationalphysiognomie mit allen ihren Zügen, Biederkeit, T Frömmigkeit und Tapferkeit, war ihnen unverlöschlich aufgedrückt, ja selbst Einfluß der in Italien blühenden Malerkunst vermochte diesen Charakter lange zu verdrängen. Die Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrh. zerstörten diese Bl und was auch einzelne deutsche Fürsten dieser Zeit zum Vortheil der Kunst ge haben mögen, Haß und Zweifel erschütterten innerlich die Gemüther und gr die Kunst in ihrer Wurzel an, während die rohe Gewalt fanatischer Bilderstü und dann die Schreckniſse des dreißigjährigen Kriegs den Baum der deutschen K entlaubten. Nach den Stürmen dieses Krieges, der die Trennung der Nation fühlbarer machte, hob sich in den protestantischen Staaten Deutschlands verm lich eine gelehrte Bildung hervor, welche die Ausbildung deutscher Sprache

Eigenthümlichkeit lange zurückhielt; aber noch schädlicher war dem deutschen Charakter und der strengen Sitte, die bis dahin obgewaltet hatte, die lächerliche Nachahmung des Französischen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Wie sollte unter solchen Umständen die deutsche Kunst in nationaler Eigenthümlichkeit sich emporheben? Nicht nur die ursprünglichen Gegenstände der Kunst waren ihr fremd geworden, sondern auch der Geist eigenthümlicher, nationaler Auffassung verloren gegangen. Unter diesen Umständen konnten die, ohnedies nach dem Muster der Franzosen eingerichteten Kunstakademien, welche einige deutsche Fürsten errichteten, von geringem Erfolge sein. Die Bildergalerien aber, welche damals angelegt wurden, erregten besonders das gelehrte und kritische Interesse. Entscheidend wirkten auf die deutsche Kunst Winckelmann und Mengs ein. Der Enthusiasmus des Erstern für die Werke der alten Kunst wendete den Blick der Kunstfreunde und Künstler auf das classische Alterthum. Heyne's archäologische Untersuchungen wirkten zu demselben Ziele hin. Winckelmann zog sogar (in seiner Abhandlung über die Nachahmung der griechischen Werke der Malerei und Bildhauerkunst) die Nachahmung der Alten der Nachahmung der Natur vor. Dieses Resultat eines ausschweifenden Enthusiasmus hatte auf die Künstler einen nachtheiligen Einfluß, indem man unter dem lockenden Titel des schönen Ideals, das an griechischen Formen haften sollte, zur Nachahmung eines fremden, nicht erlebten und angeeigneten Lebens verleitet ward. Mengs's großes Talent fand sich auf demselben Wege. Aber alle Nachbildungen der Antike drangen nicht in das Leben des Volks ein, und konnten nur erst bei tieferm Verständnisse des Alterthums, welches nicht allein durch die fortschreitenden philologischen und archäologischen Studien, sondern auch durch die geistvollen Nachbildungen der classischen Poesie, wie sie z. B. in Göthe's „Iphigenie" und andern Dichtungen neuerer Meister erschienen, dem gebildeten Theile des Volks nahe gebracht werden. Aber bald zeigte sich auch eine entgegengesetzte Richtung der Kunst, welche durch die wahrhaft nationalen Schöpfungen der größten deutschen Schriftsteller und durch die freier werdende Kritik aufgeregt, durch die Schicksale der Nation aber nicht wenig genährt wurde. Man begeisterte sich für das Nationalalterthümliche und verachtete das Hohle, Geistreiche, das aus den regelrechten akademischen Nachbildungen sogenannter schöner Formen hervorging. Göthe, Schiller, Herder hatten der Nation das Vaterländische in ihren Schriften wieder nahgebracht; doch förderte der Erste in Verbindung mit den weimarischen Kunstfreunden mehr die Bearbeitung griechisch-römischer Mythe und Geschichte, wie auch der Inhalt ihrer Preisaufgaben (seit 1799) beweist. Von großem Einflusse auf die jüngern Künstler waren Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797), dann Tieck's und Novalis romantische Poesien, der Gebrüder Schlegel geistvolle Beurtheilungen, und die darauf folgende Erneuerung mehrer Denkmale alter vaterländischer Poesie, wie z. B. des Liedes der Nibelungen; endlich auch die Sammlungen der herrlichsten alten Malereien durch die Brüder Boisserée u. A. So hat sich ungefähr seit 1802 und vornehmlich unter den deutschen Künstlern in Rom eine große Neigung entwickelt, im Geiste der altdeutschen und der ihr verwandten altitalienischen Malerkunst, Religion und Geschichte darzustellen, welche Richtung Göthe die neudeutsche, religiös-patriotische Kunst genannt und nicht ganz gerecht beurtheilt hat. (S. Dessen „Kunst und Alterthum", 1. Bd., 2. Hft., S. 135 fg., vgl. 3. Hft., S. 39; wogegen sich Docen in einer Abhandlung im 8. und 9. Bde. der „Wiener Jahrbücher der Literatur", erklärt und Alles, was sich den hellenistischen Gegnern der altdeutschen Kunst entgegensetzen läßt, fast erschöpft hat.) Im Allgemeinen muß wol das Bestreben der Deutschen in Malerei und Plastik dahin gehen, in dem eigenthümlichen deutschen Geiste — denn wo anders dürfte eine Nation die feste Grundlage ihres Kunstwirkens suchen als in ihrer Nationalität?

— mithin in dem Geiste fortzuarbeiten, der die Künstler des 14. und 15. J
beseelte, und zunächst die eigenthümlichen Ereignisse und Zustände unserer Z
zum Gegenstande der Darstellung zu machen; denn nur das Selbsterlebte und
wandte kann in vollkommen lebendiger Gestalt aus des Künstlers Geiste
Wirklichkeit treten. Um nun in jenem Geiste fortzuarbeiten, kann auch das
dium der altdeutschen und altitalienischen Malerkunst sehr vortheilhaft sein,
der Ausdruck in der Darstellung aufgefaßt, nicht die Unvollkommenheit der Fo
als gleichwesentlich nachgeahmt wird. Der Künstler kann sich durch die stille
falt und Gemüthlichkeit dieser Werke anregen und begeistern, während die S
der Spätern, in äußern Formen weit vollendeter, ihm schon die Absicht zu ge
unverholen ankündigen, und durch dieselbe die reine Natur so leicht verlieren.
damit ist freilich nicht gesagt, daß der Künstler bei der Nachahmung der Alten
bleiben, oder daß er gar Zustände der Religiosität und Nationalität in sich er
gen solle, die in der Entwickelung der Völker schon verschwunden sind, und V
lungsweisen festhalten müsse, denen das Leben und Wirken in der Gegenwart i
lich widerspricht. Sonach gilt es, in Allem was die bildende Phantasie n
kann, nicht die Form, sondern den Geist zu ergreifen, und dadurch angere
eignem Geiste darzustellen. — Nicht zu leugnen ist es nun, daß aus jenem
ben der jüngern deutschen, besonders in Rom verbundenen Maler, die, wi
Lage es selbst mit sich bringt, von der Antike ebensowol als von den herrli
Werken der ältern und neuern italienischen Schule berührt, an ihre Arbeiten
schon manches Erfreuliche hervorgegangen ist, und daß, wenn auch manch
irrung und Einseitigkeit bei minderm Talent sich hier und da hervorgethan ha
Anfoderung der Gegenwart, und die mächtig eingreifenden Bewegungen der
einer beschränkten und das Alte sklavisch nachahmenden Kunstübung kein dauc
Interesse versprechen. Wir erwähnen nun die jüngern deutschen Maler, v
hauptsächlich jene Richtung genährt und ausgebildet haben. Zu ihnen gehör
nehmlich Peter Cornelius aus Düsseldorf (s. d. u. Carton) und Overbe
Lübeck, die Brüder Riepenhausen, der zu früh verstorbene Pforr, Joseph Ko
Tirol, die Brüder Veith aus Berlin, Wilhelm Schadow aus Berlin, J
Schnorr (s. d.) aus Leipzig u. A. Ihnen schließen sich die bedeutenden Künstler J
und Karl Vogel (s. d.) (beide aus Dresden) an. Wenn wir nun auch nicht mit gl
Lobe bemerken können, was durch die in den vorzüglichsten Residenzen Deutsch
vorhandenen Kunstakademien für die bildende Kunst geleistet wird, so könne
doch noch mehre deutsche Maler und Bildhauer nennen, welche unsere gegenw
Zeit besitzt. (S. Deutsche Malerkunst und Bildhauer). Unte
deutschen Kupferstechern neuerer Zeit verdienen Chodowiecky, Bause, Müll
Vater in Stuttgart und der leider so früh verstorbene jüngere Müller in Dr
der das berühmte Blatt der Sixtinischen Madonna vollendete, Kohl, Jury, C
Krieger, Darnstedt, Senfert, Böhm, Bolt, Schwerdgeburth, Heß ehre
Auszeichnung. In der Linienmanier insbesondere sind Clemens, Gmelin, S
Klauber, J. Schmuzer, Rahl, Reindel, Amler; in der Radirnadel Bo
Ford, Kobel, C. Reinhard, Kolbe, Formel, Koch (in Manheim), Grimm, L
Ellenrieder; in der Schabkunst Pichler, Friedhof, Wenk; in der aqua tin
G. Preßel und seine Gattin Katharina, Haldenwang, Kunz und Wilhelm K
in der Punktirmanier Dürner, John, Sintzwich. Sehr geübte Zeichner
Ramberg, Kolbe, Schnorr (der Vater). Ersterer hat so viel Talent als leide
Manier. Die vorzüglichsten Kunstsitze in Deutschland sind: Wien, Mün
Dresden, Berlin. An diesen 4 Orten sind auch bedeutende Kunstakademie
Außerdem dürfen wir nicht übergehen, was in den letztern Jahren in Hinsic
bildende Kunst Auszeichnungswerthes zur öffentlichen Kunde gekommen ist.
zu würden gehören die Denkmale Blücher's, Scharnhorst's, sowie das Den

Luther's, welches 1821 auf dem Markte zu Wittenberg feierlich aufgestellt wurde. Ferner gehören hierher die lithographischen Werke, welche aus den Officinen in München, Wien, Hamburg hervorgegangen sind, z. B. das über die Boisserée'sche Gemäldesammlung, von Strixner, Piloty ꝛc., die Abbildungen denkwürdiger Gebäude von Quaglio, Moller. Von größern Kupferwerken ist bemerkenswerth: das Boisserée'sche Werk über den Dom zu Köln; die Apostel von Vischer, gestochen von Reindel; die in Wien (bei Haas) erscheinende Abbildung der Gemälde der k. k. Bildergalerie zu Wien, nach Perger's Zeichnungen; das „Neue Taschenbuch von Nürnberg"; die Ansichten von Frankfurt a. M. und dessen Umgegend; die Decorationen des berliner Theaters, auch in der Erfindung ausgezeichnet; und manches Gute, was in den jährlichen Taschenbüchern, z. B. der „Aglaja", zu Tage kommt. — Von der deutschen Schauspielkunst s. d. Art. Deutsches Theater. Die Mimik wurde in den letzten Zeiten auch selbständig z. B. von Madame Hendel-Schütz, von Seckendorf u. A. geübt. (S. Attituden.) Ebenso erhob sich die Declamation (s. d.) der Deutschen, vorzügl. als lyrische Declamation seit Anfang dieses Jahrh. zur Selbständigkeit. 44.

Deutsche Literatur und Wissenschaft. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutschen gar keine Literatur, sondern seien höchstens auf dem Punkt, eine zu bekommen. Allein er schloß dabei den Begriff der Literatur in die französischen Grenzen ein, und von derselben die gelehrten und wissenschaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen unverdauten Wust, ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist beseelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist: wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Bessern sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Bestrebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geistesarmuth und fratzenhafter anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter bestimmte Gestaltung der Poesie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verschiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre: dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutschen eine von den hauptsächlichsten Mächten Europas sind". Da nun in diesen Worten die Einheit oder Verbindung der schriftlichen Werke der Deutschen zu einem Ganzen durch Nationalität geleugnet wird, so hängt die Beantwortung der Frage: „ob die Deutschen in diesem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die sich durch eine Art von System untereinander vervollständigen, und worin eine Nation die herrschenden Anschauungen der Welt und des Lebens niedergelegt findet", von der aufgeworfenen Frage ab: Haben die Deutschen einen Nationalcharakter? Denn Schlegel sagt: „daß diese Schriften sich der Nation für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewähren müssen, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt", wird durch die Bildungsstufen und Schicksale, welche eine Nation durchläuft, gar sehr beschränkt; und man dürfte auch nicht einmal von einer französischen Literatur überhaupt, welche Schlegel ja nicht zu leugnen scheint, sondern nur vielleicht von einer franz. Literatur des Siècle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Ansicht Friedrich Schlegel's über die Deutschen, in welcher er sie mit den Römern vergleicht. „Was sie", sagt er, „von den Römern besonders unterscheidet, ist die reinere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht bloß ein Wort und eine Regel, sondern angeborenes Gefühl. Zu groß gesinnt, ihre Sitten und ihren Charakter den Nationen aufprägen zu wollen, schlug derselbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünstig war, und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieser ur-

sprünglichen Freiheit des Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nati erscheint sie auch in guten Zeiten ursprünglicher und dauerhafter romantisch selbst die orientalische Märchenwelt. Ihre Begeisterung war fröhlicher, cher, zweckloser, nicht so einseitig und zerstörend, wie der Enthusiasmus je wundernswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch schneller und allgemein zündeten, als selbst die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr ist, Gerechtigkeit des Gesetzes und der Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschü liche Treue und Herzlichkeit der Gesinnung ist der tiefste, und hoffentlich nie zu vertilgende Zug des deutschen Charakters". Schon diese Züge, welche a den schriftlichen Geisteserzeugnissen der Deutschen sich zeigen müssen, und nachzuweisen sehr leicht sein würde, mußten die deutsche Literatur zu einem G verbinden und vor Andern bezeichnen, wenn auch schon die Geisteswerke der schen aus den verschiedenen Zeiträumen ihrer Bildung sich so unähnlich sch als oft die Literatur verschiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitssinn cher der freien Ausbildung der Einzelnen und der Stände so günstig war, entw sich auch jene Vielseitigkeit der deutschen Literatur, mit welcher sie die Schät den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu den ihrigen machte, u in der Geschichte, Wissenschaft und Kritik einen universellen Standpunkt n Wo aber Freiheit ist, da sucht sie sich nach allen Seiten des menschlichen L auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher m deutsche in allen Fächern des menschlichen Wissens mit gleichem Ernste u gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine so verschiedenartige Ansichten des Leb ausgebildeten Formen (Systeme) aufgestellt, als die deutsche, keine überhaup so systematische Geistesbildung gezeigt, und die systematischen Anforderungen dem Zweige des Wissens so geltend gemacht, als diese. Ist dies keine Eigen lichkeit der deutschen Literatur? Ja, wenn auch dieser Freiheitssinn gar oft in kür, Zügellosigkeit, und in der Literatur in Schreibsucht, Nachahmungslust, worrenheit, Paradoxie, Formlosigkeit und Verkehrtheit ausgeartet ist, so w gegen die Literatur andrer Nationen nur durch Einseitigkeit und sklavische A tätenfurcht vor den Fehlern unserer Literatur gesichert, und deßhalb von na lerm Gepräge; wie überall mit der Bestimmtheit auch Beschränktheit verb ist. Viele Nationen konnten nicht fehlen wie wir. Ja, wenn ferner der speculirende, durch keine Form zu fesselnde Geist der Deutschen, der das Leb seine Zustände nicht verlassen kann, ohne sie auch begriffen zu haben, die G lichkeit derselben in jeder Wissenschaft weit mehr begünstigte als ihre Poe Kunst, so dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: Besitzen nicht die schen poetische Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in Nation so gefunden ward, und die den gleißnerischen Schein äußerlich abg derer Formen weit übertrifft? Endlich, wenn man behauptet, daß bei unver barer Originalität der einzelnen und trefflichsten Erzeugnisse der Literatur (den Literatur hat eine Flut des Schlechten, welche sich allmälig verläuft) die de Literatur doch selbst keine Originalität und Selbständigkeit habe, so bedenke nur, mit welcher eigenthümlichen Kraft dieselbe nach vielen verderblichen und z renden Kriegen, die immer im Herzen Europas wütheten und den Frieden der tur oft brachen, sich mehrmals verjüngte, und immer in andrer Gestalt auft ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfassung Deutschlands, von A weniger begünstigt, als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. eine solche Höhe erreichte, daß mit demselben Journale, welches die entgegengesetzte Behauptung A. W. S gel's mittheilte („Europa", 1. Bd., 1. St.) sagen kann: „Die wichtigsten rarischen Erscheinungen, sowol im Fache der Wissenschaft als der Poesie, chen jetzt in Deutschland ein so vielfach in einander greifendes, zusam stimmendes und zugleich weit umfassendes Ganze aus, daß man nicht

den modernen Zeiten, sondern selbst im Alterthume vergeblich sich nach ein Beispiel umsehen würde, von einer ähnlichen rastlosen Thätigkeit und gegenseitigen Wechselwirkung aller der Künste und Wissenschaften, deren einzi- oder vorzügliches Augenmerk es ist, den Menschen seiner göttlichen Natur und Bestimmung näher zu führen oder würdiger zu machen". Übrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schicksalen und Thaten eines Volks ab; in ihr spiegelt sich gleichsam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichsam ein Bild zurück auf die gleichzeitigen Gestalt des Volks, unter dem sie entstanden; und auch in dieser Hinsicht muß die deutsche Literatur ein Ganzes bilden, wie schwer es auch immer sein mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unübersehliche Gewebe zusammenhängt.

Die Literatur theilt sich in die poetische und prosaische; von jener werden wir unter d. Art. Deutsche Poesie besonders handeln. Hier geben wir eine ge- drängte Übersicht des Ganzen der deutschen Literatur. Da eine Literatur schriftli- cher Denkmäler voraussetzt, so ist es begreiflich, warum wir vor Karls des Großen nicht einmal den Anfang der deutschen Literatur suchen dürfen. Erst nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältnisse der deutschen Stämme dauernder; sie erlangten einen festern Aufenthalt; eingewanderte Völker, die sich mit ihnen vermischten, theilten ihnen von ihrer Bildung mit, Gesetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen (der Burgunder, Alemannen, Baiern, Franken, Sachsen) zu den ersten Urkunden deutscher Bildung gehören. Das Chri- stenthum verbreitete sich vorzüglich durch Bonifacius im 8. Jahrh. immer weiter. Seine Lehrer und zugleich die Bewahrer der Bildung unter den Deutschen wa- ren Geistliche; sie fingen zuerst an, die noch rohe Sprache zu schreiben, und wähl- ten dazu das ihnen geläufige lateinische Alphabet. So ist des Bischofs Ulphilas Übersetzung der vier Evangelisten in das Mösogothische (um 360) das älteste schrift- liche Denkmal der deutschen Sprache. Die Franken, welche sich in Gallien nie- derließen, stifteten schon im 6. Jahrh. Schulen, in welchen sich ihre Geistlichen bil- deten und die nachher auch auf die übrigen deutschen Stämme übergingen. Allein diese Bildung beschränkte sich meist nur auf Lesen, Schreiben und ein wenig schlechtes Latein. Indessen ist es bemerkenswerth, daß nur die deutsche Sprache den Anfang geschriebenen Prosa vor Karls des Großen Zeiten aufweisen kann, und unter den neueuropäischen Sprachen zuerst zur Schriftsprache ausgebildet worden ist. (Koch's „Compendium der deutschen Literaturgeschichte", 1. Bd., 2. Ausg., S. 27 fg.) Die ältesten schriftlichen Sprachdenkmale sind aber größtentheils Übersetzungen aus der lateinischen Sprache, welche dadurch, daß sie gleichsam Organ der Religion war, und noch viele spätere Jahrhunderte von den Geistli- chen, die allein das Bedürfniß eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugs- weise geschrieben wurde, zwar die Bildung der Landessprachen hemmte, aber auch den Stamm einer freien Bildung so lange aufbewahrte, bis die deutsche Schrift- sprache sich aus eigner Kraft entwickelte; die alten herrlichen Liedersagen aber, aus denen das „Nibelungenlied" und das „Heldenbuch" erwachsen sind, waren vor Karl noch nicht gesammelt, sondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Mithin gab es vor diesem noch keine Literatur in dem oben gedachten Sinne. I. Der erste Zeitraum der deutschen Literatur aber beginnt mit Karl dem Großen und kann mit dem Ende der schwäbischen Kaiser oder der Minnesänger geschlossen werden. Er umfaßt, nach Koch, von 768 bis 1137. Karl der Große ließ viele Klosterschu- len, Fulda, Korvey ꝛc., errichten, aus welchen die damals berühmtesten Gelehrten und tauglichsten Geschäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Ver- breitung der Bildung bemüht, und wollte in dieser Absicht besonders, daß auch die Armen Unterricht in den Schulen seines weiten Reichs bekommen sollten. Er stif- tete auf Alcuin's Rath, eine Art gelehrter Gesellschaft an seinem Hofe, an welcher er selbst Antheil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutschen Sprache, beson-

ders Gesetze und Lieder, sammeln, in der deutschen Sprache predigen, und Eini
für den Unterricht des Volks aus dem Lateinischen übersetzen. (S. Deutsche Sprache.) Nur fuhren seine Nachfolger nicht in demselben Geiste fort. D
war die Trennung Deutschlands von dem fränkischen Reiche der selbständigen E
wickelung der deutschen Sprache und Bildung sehr vortheilhaft. Die größten Fo
schritte machten die Deutschen unter den sächsischen Königen (von 919 an), be
ders unter den drei Ottonen, und unter den fränkischen Kaisern (von 1024). S
10. Jahrh. zeichneten sich mehre Stifts- und Klosterschulen in Deutschland a
welche mit Bibliotheken ausgestattet wurden. In diesen Zeitraum fallen die Ch
nikenschriftsteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Pol
storen und philosophischen Schriftsteller Alcuin und Rhabanus Maurus (776
856), und vorzüglich die, welche in deutscher Sprache schrieben, Otfried von W
ßenburg, dessen metrische Bearbeitung der Evangelien, in ihrer Treue und Kl
bewundernswürdig, als eigentlicher Anfang der deutschen Literatur gelten ka
(S. Otfried.) Notker (Abt zu St.-Gallen, st. 1022), Willeram (Abt
Ebersberg in Baiern, st. 1085) und A., deren Schriften bei Koch (1. Bd., S.
— 33) verzeichnet sind, und der Verfasser des Liedes auf den heiligen An
II. Ein neuer Zeitraum beginnt von den schwäbischen Kaisern (1138) und geht
zur Reformation (Anfang des 16. Jahrh.). Deutschland war jetzt nicht mehr
Wildniß der Germanen im Tacitus; die Moräste waren getrocknet, die Wälder
lichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Kl
Lebensart und Einwohner hatten sich gemildert. Der fortgesetzte Umgang mit I
lien und andern Ländern von Europa, bei den vielen Römer- und andern Reis
gen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen;
bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich
werden, hatten eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Deutschen angef
gen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterwesen verfei
die Ideenmasse vergrößert. Ton und Denkungsart vergeistigt, und da die Spr
immer mehr der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der
lere Theil von Deutschland allmälig zum Besitze alles Dessen gelangt, was zur Bi
dung einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und
in Alemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Sch
und die alemannische Mundart gewann als Sprache des Kaiserhofs eine so entsc
dene Ausbildung von allen andern Mundarten, daß sie, fast wie das spätere H
deutsch, literarische Gesammtsprache wurde. Von da verbreiteten sich ihre Sc
len bald über die übrigen Provinzen Deutschlands. Dieses ist das Zeitalter
Ritterpoesie und des Minnegesanges, gewöhnlich das schwäbische genannt. D
Minnesängern schließen sich die Meistersänger an unter welchen die Poesie wi
sank. Die deutsche romantische Poesie, kräftig und wohltönend, beginnt die eig
liche Nationalliteratur. Daneben zeigte sich bei den Deutschen eine besondere S
für ihre volksthümlichen Anstalten und Sitten dadurch, daß deutsche Urkun
Land- und Stadtrechte und Gesetze seit der Mitte des 13. Jahrh. niedergeschri
und gesammelt wurden. Hierher gehört der „Sachsenspiegel" und
„Schwabenspiegel" (s. d.). Vom 11. Jahrh. an wurde auch das rö
sche Recht von Deutschen bearbeitet, und leider auch auf deutsche Anstalten
gewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeschichte mit
licher Treue und religiösem Sinn bearbeitet. Hierher gehört des Bischofs Otto
Freisingen Chronik und seine Geschichte Friedrichs I., die Werke von Heinr.
Herford (starb 1370), Gobelinus Persona (1420) u. m. A., in latein. Spr
Ottokar's von Horneck (um 1264 geb.) Reimchronik, das älteste große hi
rische Werk in deutscher Sprache (s. über ihn T. Schacht's Schrift, Mainz 18
und die Chroniken des Jak. von Königshofen, Joh. Rothe, Joh. Thurmm

...) u. A., deutsch abgefaßt. Seb. Franke's Weltchronik ist die erste ...schichte der deutschen Literatur. Die Philosophie wurde nun eifriger ...dem vorher nur philosophische Werke der Alten und der Araber übersetzt ...rieben worden waren; sie wurde mit der Theologie verbunden und zur ...ung der kirchlichen Grundsätze gebraucht, aber auch von diesen beherrscht. ...n scholastischen Philosophen zeichnen sich mehre Deutsche seit dem Anfange ...Jahrh. aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lau... der Donau (starb 1280), welcher in Paris und mehren deutschen Städten ...die lehrte, wie auch große Forschungen in der Naturwissenschaft anstellte. ...ischer deutscher Schriftsteller ist der Mystiker Joh. Tauler (starb 1361).

Ihm folgte im folgenden Jahrhundert der Theolog zu Strasburg Goy... ...kersberg, der satyrisch strafende Sebast. Brant (geb. 1458, st. 1520) ...Nachfolger Thomas Murner (geb. 1475). Auch wurde zu Ende dieses ...s die Mathematik, Astronomie und Mechanik von Deutschland aus flei... ...et und ausgeübt; daher mehre der wichtigsten Erfindungen. Was bis... ...sche prosaische Literatur sehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Man... ...büchern, und daher Kostbarkeit derselben, beschränkte Schulanstalten und ...Abhängigkeit der Wissenschaften von den Mönchen und Geistlichen, in ...dem sie blieben. Seit dem 14. Jahrh. aber wirkten die überall neugestif... ...ten Lehranstalten (s. Universitäten), und seit dem 15. die Erfindung ...Druckerkunst so mächtig zu einer neuen Bildung hin, daß man von ihnen ...den der Literatur datiren muß. Erst durch letztere konnte eine gelehrte ...wie sie Deutschland vor allen übrigen Völkern sich erworben hat, und ...auf möglichst leichtem und allseitigem Umtausch der Ansichten und Kennt... ...t, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieser neuen Bildung der Un... ...s griechischen Reichs (1453), dessen Gelehrte nach Italien entflohen, und ...s die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung ...samkeit ausstreuten. Der freie Geist aber, welchen das Studium der ...chen vorzüglich auf Universitäten aufregte, bewirkte und begünstigte die ...strebungen der Reformation. Zu den Männern, welche schon früher ...breitung der sogenannten Humanitätsstudien die höhere Bildung förder... ...ten vorzüglich Rud. Agricola (1442 — 85), Lehrer an der Universität ...berg, Konrad Celtes (1459 — 1508), der erste gekrönte deutsche Dichter ...d, der Polyhistor Joh. Trithemius (1462 — 1516), vorzüglich aber ...n, Professor in Tübingen (1454 — 1525) und Ulrich von Hutten (1458 ...3), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von ...m. Endlich war auch die Aufhebung des Faustrechts und die Stiftung ...meinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der ...d Wissenschaften, sowie die Gründung einer festern Reichsverfassung, und ...n Grad von Wohlstand sehr förderlich für die aufblühende freiere Bildung.

...Zeitraum der neuern Literatur, von der Reformation bis auf unsere Zeiten. ...zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618); 2) bis zum Ende des ...Krieges (1763); 3) von da bis auf unsere Zeiten. 1) Von dem durch Wohl... ...denden Kursachsen ging die große Umwälzung aus, welche alle geistige Kräfte ...Bewegung setzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derselben ermunterten ...rer Ausbildung, und übten die Geisteskraft ihrer Vertheidiger. Mit Lu... ...m echten deutschen Manne, der die Freiheit des Geistes von willkürlichen ...en mit kräftiger deutscher Zunge predigte, und die Urkunden des Christen... ...so meisterhaft in deutsche Sprache übertrug, daß man ihn mit Recht den ...der deutschen Prosa genannt hat (obgleich auch die deutschen Übersetzungen ...vor zur Bildung der Prosa beitrugen), verband sich der milde und gelehrte ...Reuchlin's, Melanchthon; und wie Jener öffentlich und mehr nach Außen,

so wirkte Dieser mehr im Stillen, durch Verbesserung der Schulen und Verbre
gelehrter Kenntniß, zu einer freiern Bildung. Die protestantischen Fürster
sonders die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, unterstützten ihre Bemüh
durch Anlegung von Lehranstalten, besonders Schulen, welche auf die Univers
vorbereiteten (seit der Mitte des 16. Jahrh.), und Bibliotheken. Während i
katholischen Deutschland die gelehrte Bildung durch kirchliche Vorurtheile, besc
mit Hülfe der Jesuiten, gehemmt wurde, boten sich Theologie und Philolo
den protestantischen Ländern, namentlich in Sachsen und seinem damaligen g
ten Mittelpunkte, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegri
protestantischen Kirche fester wurde, gerieth das philologische Studium (sei
17. Jahrh.) wieder in Verfall, und eine scholastische und polemische Theologie
die Oberhand, mit welcher die Theosophie und Mystik in einen wohlthätige
gensatz trat. Früher hatte Melanchthon durch seine brauchbaren philosophischen
bücher die barbarische Schulphilosophie zu ersetzen gesucht. Seitdem suchte ma
der ursprünglich peripatetischen Lehre zu nähern. Die Mystiker schlossen sich
an die Kabbalah, auf welche der treffliche Reuchlin bei seiner Bearbeitung d
bräischen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Astronomie, weld
mals fast nur Alchymie und Astrologie waren; an ihrer Spitze der berühmte
celsus, Val. Weigel, Jak. Böhme u. A. In den Naturwissenschaften that
die Deutschen seit dem 16. Jahrh. hervor. Hier sind unter den Ersten der
Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Konrad Gesner (1542), der
der Naturgeschichte, zu nennen. Der Chemie gab der genannte Theophrastus
racelsus (seit 1526) eine andre Wendung, wandte sie glücklich auf Medicin an
erfand mehre chemische Arzneien, die Mercurialzubereitungen und Opiate.
gewann die Heilkunst einige Fortschritte, sowie die Mathematik und Med
Dürer schrieb sogar ein Werk über die Perspective in deutscher Sprache.
der Astronomie ragten schon Nik. Copernicus und Tycho de Brahe, später
hervor. Die Rechtswissenschaft wurde nur in der Art, das römische Recht
tragen, verändert, und mit dem protestantischen Kirchenrechte vermehrt. Üb
wurde der Anfang eines deutschen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrer Rei
setze seit dem 16. Jahrh. gemacht. Das Civilrecht fing mit mehren Gesetzen an, an
che die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. (Carolina genannt) folgte. Di
schichte wurde weniger gebildet. Nur Carion's deutsch geschriebene Chronik (1
erregte allgemeine Theilnahme und wurde sogar in verschiedene Sprachen übe
noch größere Sleidanus's in lateinischer Sprache geschriebene Universalhistorie.
wurde die Specialgeschichte bearbeitet. In der Mitte des 16. Jahrh. fing man nic
an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln, sondern an
ausländische Geschichte zu treiben, und die magdeburgischen Centuriatoren sch
mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literargeschichte begann mit Konrad Gesner;
schon 1564 erschien ein Bücherverzeichniß von der frankfurter Buchhändler
Auch zwischen den Gelehrten selbst waren genauere Verbindungen eingetreten dur
lehrte Gesellschaften und Briefwechsel. 2) Der dreißigjähr. Krieg drohte alle Bil
zu vernichten; indeß blieb den vielfach bedrückten und aller öffentlichen Unterstü
beraubten Gelehrten doch die Möglichkeit, in die tiefste Einsamkeit zurückge
in der Literatur ihren Trost zu suchen. Ja, die Bearbeitung der deutschen Sp
und Poesie erreichte sogar während desselben durch die sogenannten schlesischen
ter, Mart. Opitz (1597 — 1639), Flemming, Andr. Gryphius ꝛc. und dur
Stiftung mehrer literarischen Gesellschaften (z. B. die fruchtbringende ode
Palmenorden, der Schwanenorden, der Blumenorden, der Pegnitzschäfer)
neuen Flor. Höchst wohlthätig wirkte auf das erschöpfte Deutschland der westfä
Friede (1648). In den verschiedenen, besonders protestantischen Staaten wurde
Fürsten, die in der Sorge für literarische Bildung weitteiferten, ein freies Stud

eine Denk- und Preßfreiheit begünstigt, welche wir in diesem Grade fast bei keiner
en Nation finden; keine Hauptstadt erhob sich zum Gerichtshofe der National-
ng. Vorzüglich fand die Geistesfreiheit in dem aufblühenden preuß. Staate
tz und Begünstigung. Man begann über einzelne Wissenschaften, z. B. Ge-
te, Rechtswissenschaft, zu philosophiren, und dieses zeigte bald einen vortheil-
n Einfluß auf die Bearbeitung der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften,
auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam.
fendorf sind große Namen, welche hierher gehören, sowie Otto Guerike an der
e der deutschen Physiker glänzt. In der Theologie herrschte der gröbste Dog-
smus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und andrer frommen Män-
en wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutschen Literatur
immer dieses, daß auch in diesem Zeitraume die deutsche Prosa noch keine Selb-
igkeit erhielt. Zwar empfand man schon das Bedürfniß einer deutschen
chlehre (s. Deutsche Sprache), und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte
Dan. Morhof (starb 1691) und der fleißige Just. Georg Schottel gehörten,
n es zu heben bemüht, auch wurde die deutsche Sprache seit Chr. Thomasius
ssenschaftlichen Vorträgen gebraucht; allein immer blieb sie mit fremden, vor-
h latein. und franz. Wörtern geschmacklos vermischt. Mit dem Wachsthum des
schen Einflusses von Frankreich wuchs auch diese Sprachvermengung und die
hmungssucht in der deutschen Literatur. Ja der größte Genius, welcher da-
unter den Deutschen auftrat, Leibnitz (1646 — 1716), wollte seine Gedan-
eber in der französischen als in seiner Muttersprache mittheilen. Von Wich-
it waren daher die Bemühungen Christians von Wolf, die Philosophie auch in
cher Sprache verständlich reden zu lassen. Diese Philosophie wurde von zahl-
Anhängern bearbeitet, von Andern, z. B. Crusius, geprüft, und so das Den-
nd Schreiben in Deutschland ungemein gefördert. Die vermittelst Leibnitz's
tete Akademie der Wissenschaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in
mathematischen und Naturwissenschaften. Überall gründeten sich literarische
llschaften und Vereine. Der Buchhandel fing an aufzublühen und kritische
ten traten als Gerichtshöfe über Wissenschaften und Künste hervor. Die
rtung des durch Wolf beförderten systematischen Bestrebens in den Wissen-
en wurde bald durch Liebhaberei für schöne Literatur verdrängt, und die Deut-
schienen, was ihnen noch fehlte, Reinheit und Geschmack in ihrer Mutter-
e, nachholen zu wollen. Hierzu wirkte Alex. Baumgarten, der Stifter der
tik, und Gottsched (1700 — 66), der Sprachreiniger, der aber den franz.
mack einer genielos zahmen Poesie und Prosa einzuführen strebte. (S.
tsche Kritik.) Glücklich arbeitete seiner Schule (die leipziger genannt)
rchische unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Ha-
n, Gellert, J. E. Schlegel gaben der Muttersprache Schwungkraft, Leich-
t und Schmuck. Von einer andern Seite wurde die deutsche Kraft auf das
che Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Mat. Gesner, Joh.
Michaelis, J. A. Ernesti, Christ u. A.), besonders seit der Stiftung der
rsität Göttingen, hingeleitet. 3) Diese Bestrebungen reiften in dem dritten
mitte dieses Zeitraums durch Lessing, Klopstock, Winckelmann, Heyne, die
berge, Herder, Wieland, Voß, Schiller, Göthe, Namen, welche jede ge-
e Nation verehren muß. Ersterer trat, mit Witz und Scharfsinn reich aus-
tet, als Gegner des franz. Modegeschmacks und Stifter einer geistreichen Kri-
äftig auf. Mit Recht sagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung):
n Geist, sein dialektischer Scharfsinn und polemischer Witz, seine ganze litera-
Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungs-
iges Beispiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zustand der Literatur
r". Winckelmann's Begeisterung für das Alterthum und die Kunst, in einem

unsterblichen Werke dargestellt, als eine gewaltige Masse erhabener Bildung n in die Verderbtheit und Armseligkeit der damaligen literarischen Welt hingestel die Grundlage des Besten und Edelsten unter uns geworden. Klopstock erh deutsche Sprache und Poesie durch seine unsterblichen Werke zu einer vorher geahneten Höhe und Fülle der eigenthümlichen Entwickelung. Hierzu wirkte au Einfluß der englischen Literatur auf Deutschland, namentlich die Übersetzu Riesengeistes Shakspeare. Während Untersuchungen über die Sprache durch lung, Voß u. A. angestellt wurden, übte sich dieselbe in allen Gattungen der W schaften und Poesie. Kritische Anstalten bemühten sich, das Ganze der überstr den deutschen Literatur zusammenzuhalten und in Übersicht zu bringen. Nam werden die Verdienste der Deutschen um eine gründliche Theologie (seit Mic und Ernesti, Mosheim, dann Reinhard, Schleiermacher, de Wette), und sophie (besonders Metaphysik) (s. Deutsche Philosophie), zu welcher Jacobi, Kant, Fichte, Schelling u. A. durch eigenthümliche Ansichten wirkten Philologie (man denke eines Heyne, Wolf, Hermann, Böckh u. A.), Geic forschung (Joh. Müller, Woltmann, Schröckh, Schmidt, Eichhorn, H Zschocke, Manso, Dohm, Niebuhr, Luden ꝛc.), Mythologie (Voß, Creuzer, K. Görres) und Kritik, der umfassendsten, welche je ein Volk gehabt, in der Gesc der Literatur unauslöschlich sein. Unzählig sind die originellen Geister, n Deutschland in diesem Zeitraum erzeugt hat; kein Volk kann deren so viele au len, und bei keinem Volke hat die Literatur ein so umfassendes Ganze ausgem als bei den Deutschen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit recht den Vorwurf, daß sie über den Inhalt zu oft die Form vernachlässige und einem Äußersten zum andern übergehe. Überhaupt aber ist bei dem Deutsche Wissen herrschend über die Darstellungskraft, und die Gründlichkeit und Tief deutschen Geistes verträgt sich nicht mit einer leichtfertigen und oberflächlichen handlung. Wir verweisen die Leser auf das Werk der Frau von Staël Deutschland, und auf das Urtheil eines Engländers über die deutsche Literatu dem 52. Stücke des „Edinburgh reviews", (deutsch in der „Isis" 1817), zwei eigenthümliche Ansichten der Fremden von unserer Literatur kennen zu ler

Wollen wir selbst die jüngste Zeit der deutschen Literatur schildern, dies ein mißliches Unternehmen. Denn, wie bedeutend oder unbedeutend die scheinungen sein mögen, die sich innerhalb derselben zusammendrängen, wir b sie ganz vor Kurzem selbst mit durchlebt und stehen mehr oder weniger auch jetzt unter ihrem Einflusse. Weisen wir daher auf das hin, was uns als vorherrsch Richtung in dem literarischen Streben der letzten Jahre vorgekommen, so besch wir uns gern, nichts zu geben, als eben unsere Ansicht, womit wir keiner frem zu nahe zu treten gedenken. Wir vergessen zuvörderst nicht, daß jede Literatur zu einem gewissen Grade der Wiederschein ihrer Zeit ist, und nehmen an, daß e der Gang der jüngsten Zeitereignisse nicht ohne Einfluß auf das neueste deut Schriftstellerwesen geblieben sein werde. Künftige Literatoren werden, wenn nicht Alles trügt, mit 1813, dem Jahre der Befreiung von einem fremden Jo einen neuen Zeitraum in der Literaturgeschichte unsers Volks beginnen müssen, so gehen auch wir bis dahin zurück, um die Enden der Fäden aufzusuchen, aus nen sich im Laufe weniger Jahre das bunte Gewebe der Tagesliteratur entwi hat. Wie das Unglück den einzelnen Menschen auf sich selbst zurückführt, so ten auch die deutschen Völker während einer langwierigen Unterdrückung sich das Unzulängliche ihrer Lage besser kennen lernen, als eine Reihe glücklicher Ja ihnen verstattet hatte. Das dunkel gefühlte Bedürfniß des Besserwerdens ve nigte sie alle zu Einem Wunsche und, als die Tage der Befreiung erschienen, zu ner Begeisterung. Wie nun aber das Joch gefallen war und mit zurückgeke Besonnenheit man sich fragte, was man denn nun eigentlich gewollt und was m

gt habe, so ward es sichtbar, daß, so einig man im Herbeiwünschen eines Bes- gewesen war, dennoch in Hinsicht dieses Bessern selbst die entgegengesetztesten hten obwalteten. So geschah es, daß, während die Einen jede Fessel, die den in Zwang und Bann halten, zerbrechen wollten, Andre den Geistern geboten, lindlings unter das Scepter des Positiven zu beugen; daß, indem die Einen eist des untergegangenen Alten herauf beschworen, Andre ein dunkel geahn- eue zu verwirklichen trachteten; daß hier mit frecher Stirn das Göttliche ver- t ward, während der Aberglaube seinen Götzen Altäre baute. Natürlich mußte Zwiespalt der Meinungen auch der Literatur einen entschiedenen Charakter er- n, und dieser konnte kein andrer als ein polemischer sein. Alle Versuche durch Censurzwanz die laute und freie Äußerung der Meinung niederzuhalten, rten an der Begeisterung für die Idee und an der lebendiger gewordenen Über- ng, daß dieselbe nicht das Eigenthum einiger Wenigen, sondern das Besitz- Aller sei, nicht der Wissenschaft, sondern dem Leben angehöre und folglich ur in dieses hinübergeführt werden müsse. Denn auch dies gehört zu den hümlichen Merkmalen dieser Zeit, daß das ganze Schriftenwesen eine praktische ung, auf Verwirklichung der Idee durch die That, gewonnen hat. Nachdem den Standpunkt gewonnen haben, von dem aus der gegenwärtige Zustand utschen Literatur, bei aller Verschiedenheit der Richtungen, als Einheit sich lt, wenden wir uns zu den besondern Zweigen derselben, um in einem Über- hier und da bedeutenderes Einzelne hervorhebend, zu zeigen, was in jedem den geschehen.

In der Theologie ward der Kampf zwischen Rationalismus nnd Super- alismus nicht ohne Lebhaftigkeit fortgesetzt, und die Vermittelungsversuche er, wie A. L. Kähler's („Hinweisung auf eine höhere Einheit zwischen Ratio- mus und Supernaturalismus") und Fr. A. Klein's („Grundlinien des Reli- mus"), waren ohne sonderlichen Erfolg geblieben; dennoch hielt sich dieser t mehr in den Grenzen der Schule, während außerhalb derselben Mysticismus Schwärmerei die Köpfe erhitzten und zu ernster Gegenwehr aufriefen. (Wir rn nur an den Schriftenwechsel über die Harms'schen Thesen und die in mehr Büchern und Büchlein verhandelten Wundercuren des Fürsten von Hohen-

Es konnte hierbei dem ruhigen Beobachter nicht entgehen, daß in jener un- ren Hinneigung eines großen Theils der Zeitgenossen zum Mysticismus, bei groben Verirrungen eines falsch geleiteten Gefühls, etwas sehr Löbliches und liches wahrzunehmen sei, und darauf hinzuweisen, blieb immer verdienstlich, es auch, wie neuerdings in Ewald's „Briefen über alte Mystik und neuen icismus", in einer von mystischer Unklarheit selbst nicht ganz freien Darstellung ch. Ein andrer, durch die begonnene Vereinigung in den beiden protestan- Kirchen erregter Meinungenkampf neigte sich zwar, wie es scheint, zu einem chen Ende, dem durch die „Christliche Glaubenslehre" von Schleiermacher, Schrift, welche zum ersten Male die Glaubenslehre der evangelischen Kirche alle dogmatische Scheidewand darstellte, das Siegel aufgedrückt werden sollte; en aber fühlten sich hellsehende protestantische Schriftsteller durch die immer um sich greifende Herrschaft des Katholicismus zu erhöhter Wachsamkeit be- . Zu gleichem Ende ward von mehren Seiten auf eine Reformation des stantischen Kirchenwesens gedrungen(von Schuderoff, Greiling u.A.) und man- arauf Bezügliche bereits ins Werk gesetzt. Während so von Einigen das Äu- er Kirche in Obacht genommen ward, suchten Andre die Wissenschaft weiter ingen. Im Fache der Bibelerklärung wirkten mit Erfolg: Gesenius, Bret- ider, Umbreit, Justi, Winer u. A.; die christliche Sittenlehre fand an de te einen geistvollen und sorgfältigen Bearbeiter; die allgemeine theologische En- pädie ward von Stäudlin und Bertholdt bearbeitet. Das Feld der praktischen

Theologie blieb daneben nicht unangebaut. Muster der Kanzelberedtsamkeit lie
ten: Ammon, Dräseke, Schuderoff, Tzschirner u. A. — Wie die Theologie kon
auch die Rechtswissenschaft dem Einflusse der Zeit nicht entgehen. I
genug, daß einzelne hochwichtige Rechtsfragen, wie über die Zulässigkeit des N
drucks, über die Freiheit der Presse und über die freie Beschiffung der Ströme,
Sprache kamen oder weiter erörtet wurden, drang der unaufhaltsam vorwärts
bende Geist der Zeit auf gänzliche Umgestaltung der bestehenden Rechtsverfas
und foderte, neben der bürgerlichen Freiheit des Volks, als Grundlage derse
Theilnahme des Volks an den öffentlichen Geschäften und öffentliche Gerechtigk
pflege. Auch hier blieb der Kampf zwischen den Anhängern des Alten und den
günstigern des Neuen nicht aus, und die Eigenthümlichkeit der Deutschen, vor
lem Schreiben nicht zum Handeln zu kommen, bewährte sich hier und da aufs
Mannigfaltige Erörtungen wurden mündlich und schriftlich gepflogen. Als
der neuesten und reifsten Früchte nennen wir, statt aller, Feuerbach's „Betrach
gen über die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege" (1821).
gleich gewann aber auch durch Savigny's, Eichhorn's, Göschen's u. A. Bemü
gen die histor. Behandlung des bürgerlichen Rechts neue Freunde, und wen
von Vielen lediglich dazu benutzt wurde, das Alte zu empfehlen und das pedan
Formelwesen nicht aussterben zu lassen, so ist doch nicht zu verkennen, daß durch
selbe ein gründlicheres Verständniß der noch gültigen alten Gesetze und die Aus
dung des darin enthaltenen Untauglichen und Zeitwidrigen vorbereitet worden
wie auch zu eben der Zeit für die legislative Ausbildung des Criminalrechts
Kleinschrod, Feuerbach, Konopack, Mittermaier u. A. wirksame Fortschritte ge
hen. Zahlreiche encyklopädische und methodologische Lehrbücher der Rechtswi
schaft, unter denen die von Wening und Falck gerühmt werden, kamen dem
dium zu Hülfe. — Die Philosophie, die sich nur zu lange an dem Nieb
ßen alter und dem Aufbaue neuer Systeme abgemüht hatte, hörte den Ru
Zeit und trat aus der Begrenzung der Schule heraus in das Leben, nachdem
Staat und Kirche würdige Gegenstände ihrer Thätigkeit gefunden hatte.
todte Formalismus einer frühern Schule hatte längst zu genügen aufgehört,
auch die spätern dialektischen Kunstwerke konnten nicht mehr zusagen in einer
die die Speculation nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf das Leben wer
halten gelernt hatte. (S. Deutsche Philosophie.) Glücklicher waren S
ten, welche auf dem Gebiete der Politik, in einer von der Schulform entkle
Sprache, obwol meist auf den Augenblick berechnet, für diese oder jene Par
die Schranken traten. Wie Manche von ihnen auch den unbefangenen Sinn
ben oder empören mußten, und wie Wenige die Zeit, in der sie entstanden, über
möchten, so haben sie doch Alle das Verdienst, jene Reibung entgegengesetzter
sichten unterhalten zu haben, ohne die nach unserer Überzeugung etwas Großes
gedeihen kann. Man denke an K. L. v. Haller's Restaurationslehre, die e
herausnahm, einen zweihundertjährigen politischen Grundirrthum, wie si
nannte, auszurotten, und an die Menge von Gegenschriften von Krug, Tzsch
Troxler u. A., in denen die liberalen Ideen einen glücklichen Kampf gegen die
fechter des Alten bestanden. Je leichter in solchem Streite das Wesentlich
den Augen verloren und über dem Einzelnen das Ganze vergessen wird, u
wünschenswerther war es, daß einmal wieder die Idee des Staats nach allen
Beziehungen aufgefaßt und dargestellt wurde. Eine solche Darstellung ist
K. S. Zachariä's „Vierzig Büchern vom Staate" geboten worden. — Das nach
lich vollendetem Kampfe gegen fremde Übermacht unter den Deutschen neu er
Gefühl der Selbständigkeit erwarb der vaterländischen Geschichte neue Fr
ermuthigte zu fortgesetzten Forschungen die alten, und vereinigte die Thätigsten
Tüchtigsten unter ihnen zu gemeinsamen Unternehmungen, denen zum kün

Gedeihen vaterländischer Geschichtschreibung und zum Ruhme unsers Volks
ihr glücklichste Fortgang zu wünschen ist. Wir meinen vor Allem die 1819 zu Frank-
furt a. M. gegründete Gesellschaft zur Herausgabe der Quellenschriftsteller deutscher
Geschichten des Mittelalters. (S. Deutsche Geschichtskunde.) Wie hier
zunächst den Quellen deutscher Geschichte ein rühmlicher Eifer sich zuwandte, so
ward auch andern Denkmälern deutscher Vorzeit eifrige Forschung zu Theil. (S.
Alterthümer, deutsche.) Sodann hat Luden in seiner „Geschichte der
Deutschen" (2 Bde., 1826) ein edles Werk begonnen. Daneben fand, während
die neueste Zeit von Fr. Saalfeld mit Umsicht dargestellt wurde, das oft zu tief her-
abgewürdigte, von manchen Seiten kenntnißlos zurückgewünschte Mittelalter schon
jetzt einen selbständigen Darsteller an H. Luden; die allgemeine Weltgeschichte
hier außer demselben Schriftsteller an Fr. Chr. Schlosser einen kundigen Erzähler,
und die Periode der Kreuzzüge an Wilken einen gründlichen Forscher. Auch die
alte und älteste Geschichte ward nicht vernachlässigt. E. Ritter's „Vorhalle europäi-
scher Völkergeschichten" gab neue, wenn auch theilweis zu gewagte Ansichten. In
G. Raumer's „Vorlesungen über alte Geschichte" schlug die besonnene Forschung
einen eignen Weg ein. Namentlich ward die Geschichte des alten Griechenlands
in mehren wesentlichen Punkten aufgehellt durch C. O. Müller und Fr. Kortum;
auch über die ältere Geschichte des römischen und des griechischen Staats gab nach
Becker W. Wachsmuth Beachtungswerthes. Der schon früher begonnene Kampf
über die Mythengeschichte der alten Völker, für deren Behandlung der geniale Creu-
zer neue Wege eröffnet hatte, ein Kampf, in welchem manche wiederum nichts, als
den alten Widerstreit zwischen Mysticismus und gesundem Menschenverstande auf-
leben sahen, ward für und gegen die neue Ansicht — wir hoffen, zum Heil der
Wissenschaft — fortgesetzt von Creuzer, Moser, Ritter, Voß, Hermann, O. Müller,
Lobeck, Baur u. A. und so viel mindest erkannt, daß man in Zurückführung alles
Griechischen auf indische Urweisheit hier und da zu weit gegangen. — L. Wachler's
neu bearbeitete geistvolle Arbeiten im Gebiete der Literaturhistorie dargelegt in der neue-
sten Auflage seines großen Werks, setzten die Resultate sorgfältiger Forschungen in
einen größern Kreise in Umlauf. Um die Geschichte der alten Kunst, die in Lord
Elgin's Marmors und den Entdeckungen auf Ägina neue Anhaltpunkte gewonnen
hatte, erwarben sich neue Verdienste Böttiger (durch Herausgabe der „Amalthea"),
Fr. Thiersch, Hirt, Grotefend, O. Müller u. A. — Gleichen Dank verdient, was
über die Geschichte der ältern vaterländischen Kunst von Stieglitz, Büsching, Fiorillo,
Heller, v. d. Hagen, Johanna Schopenhauer, Waagen und vorzüglich durch die
Brüder Boisserée („Kölner Dom") u. A. neuerdings geschehen ist. (S. auch Alter-
thumskunde.) — Die rein philologischen Wissenschaften, denen sich der
Deutsche von jeher mit Liebe zugewendet, wurden unter diesen Untersuchungen nicht
vernachlässigt. Wir erinnern nur an die Ausgaben alter Autoren von Ast (Plato),
Heyne (Thucydides), Böckh (Pindar), Hermann (Sophokles), Lobeck (Phrynich),
Mitscherlich (Horaz nach Fea), Bekker (Attische Redner), Schäfer ꝛc., an die Übersetzun-
gen von Thiersch (Pindar), J. H. Voß (Aristophanes), v. Knebel (Lucrez), an die
kritographischen Arbeiten von J. G. Schneider, Passow, Lünemann u. A., an das
große Unternehmen der berliner Akademie das „Corpus inscript. graec.", besorgt
durch Böckh, an die treffliche lateinische Sprachlehre von K. L. Schneider und an
Manches, was auch in dieser letzten Zeit in Progammen und Geiegenheitsschriften
für deutscher Sitte ans Licht gestellt worden. Für hebräische und orientalische Li-
teratur und Sprachkunde überhaupt arbeiteten Gesenius, v. Hammer, Görres
(Übersetzer des Schah-Nameh) u. A., und die indische Literatur, bis vor Kur-
zem den Deutschen fast nur in Übersetzungen zugänglich, fand nun auch unter uns
Förderer und Bearbeiter an A. W. Schlegel, J. G. L. Kosegarten, O. Frank
und Franz Bopp. (Von dem, was für deutsche Sprache und altdeutsche Literatur

geschehen, s. Deutsche Sprache, von der Deutschen Poesie s. l
Wie dem encyklopäd. Streben der Zeit das vorliegende Wörterbuch
erfreuliche Weise entgegen gekommen war und noch kommt, so ward nach ein
fassenderen, aber auch weiter aussehendem Plane von Ersch und Gruber ei
größeres encyklopädisches Werk begonnen, das, als ein Werk der Nation, ni
das Bedürfniß des Augenblicks befriedigen, sondern zugleich ein Denkmal d
dungsstufe der Gegenwart werden soll. — Für die allgemeine Bücherkund
ten wir von Ebert in dessen „Bibliographischem Lexikon" den Anfang eines Un
mens, das als das erste seiner Art in Deutschland und als ein Muster de
Fleißes, eine längst fühlbare Lücke auszufüllen verspricht, und Ersch's biblio
Werk wurde in einer neuen Auflage erweitert und verbessert. Noch ist der
rarischen Zeitblätter in dieser Übersicht nicht gedacht worden, die
Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur nicht fehle
sen. Eben jenes encyklopädische Streben der Zeit, dessen oben Erwähnu
schah und das freilich nur zu oft als eitle Allerleiwisserei sich darstellt, komm
diesen flüchtigen Blättern zu statten, sodaß wir nicht bloß das Vorhandene b
theilweisen Gestalt- und Gehaltlosigkeit sich behaupten, sondern auch Neu
Art entstehen sahen. Minder Bedeutendes übergehend, nennen wir hier vor
zwei neuere kritische Institute, die neuen „Wiener Jahrbücher" und den „Her
welche, obwol in einem sehr verschiedenen Geiste geleitet, darin übereinkor
daß sie Beide, in ihrer innern Einrichtung den britischen Reviews nachgebild
weiser Beschränkung auf das, nach der Ansicht einer jeden, Wichtigste, eine
und Gründlichkeit des Urtheils erstreben, die andre beurtheilende Blätter nur
vermissen lassen. Dagegen ward in dem „Literarischen Conversationsblatt"
Juli 1826: „Blätter für literarische Unterhaltung") eine Tagesschrift er
die, da sie alle Stimmen in sich aufnimmt, sodaß in ihr Partei und Gegen
unter der Bedingung des Anstandes und der Mäßigung eine Rednerbühne gefu
für die Controle des Gesammtertrags der Schriftstellerei in Deutschland
willkommene Beiträge liefert. — Über die Geschichte der deutschen Nationall
tur insbesondere hat man treffliche Vorlesungen von Wachler (Frankfurt
1818, 2 Thle.).

Deutsche Malerkunst. Das Eindringen der Römer an die U
Rheins und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der
schen Völker. Sinn für Kunst wurde hier zuerst durch sie geweckt. Die by
nische Malerschule herrschte in allen ihren Verzweigungen am Rhein wie übe
ganzen Westen. Ihre orientalisch-düstere Trockenheit erheiterte sich nicht vo
13. Jahrh.; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die
stik eilte auch in Deutschland der Malerei voraus, doch diese folgte fromm und
nach. Die Kennzeichen der Gemälde aus jener frühesten Zeit sind: der Goldg
mit eingedruckten Heiligenscheinen um den Häuptern, dessen glänzende Metall
oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemustert ist, und durch braune U
und Schattirungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt scheint; klare,
Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umrisse. (S. By
tinische Kunst.) Betrachten wir die verschiedenen deutschen Lande in
frühern Zeit, so war es in Östreich besonders der Abt Reginbald, Stifter de
sters zu Mure 900, der die Liebe für Kunst weckte. Ihm folgten dort der
Thiemo zu Salzburg, und besonders Gisela, Königin von Ungarn und Gem
des heil. Stephanus, hierin. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantin
Kaiser schon kostbare Kunstgeschenke. Die schlesischen und mährischen Fürste
ten in freundschaftlicher Verbindung mit den griechischen Kaisern. Der heil
thodius, der 863 als Missionnair zu den Slaven geschickt wurde, wird als e
übter Maler gepriesen, der seine Kunst zur Unterstützung des Bekehrungsgesc

uchte. Die ersten schlesischen Bischöfe waren Italiener, welche die frommen ilde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Elisabethskirche r Kirche der heil. Barbara zu Breslau findet man noch höchst merkwürdige ilde aus jener Zeit. Das berühmteste Monument dieser Art ist aber die soge- e gemalte Hedwigstafel in der St.-Bernhardinskirche zu Breslau; auf dieser sind in 32 Vierecken lauter verschiedene Begebenheiten aus dem Leben der Hedwig dargestellt. Kaiser Karl IV. rief besonders viele geschickte Maler nach en, wo sich schon 1348 eine Malerzunft bildete. 1450 fing eine bedeutende rschule in Breslau an zu blühen, früher also noch als die nürnberger. In n suchte Herzog Theodor II. durch den heil. Rupert, den er 696 von Worms Baiern berief, die christliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, te sich die Einführung der Malerkunst an die des Christenthums. In den dictinerklöstern wurden die Künste am eifrigsten ausgebildet. Alfred und Ari- von denen der Letztere ein Mönch von St.-Emmeran war, werden ie größten bairischen Künstler jener Zeit genannt. Wernher von Te- e zeichnete sich besonders durch seine herrlichen Glasmalereien aus. Als e des 15. Jahrh. in Baiern werden Gleißmyller, Maier, Mächselkircher, Fü- nd Zawnhack gerühmt. In Franken finden wir die ersten Spuren der Kunst i Zeiten des heil. Bruno, der 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf bauen ließ. Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin, die heil. Kunigunde, gten hier die Künste sehr. In dem Kloster Heilsbronn findet man noch mehre ilde aus den Zeiten des heil. Otto, Bischofs zu Bamberg, der 1139 starb. nberg müssen wir besonders erwähnen, als denjenigen Ort, wo die mühsam- iche Bildschnitzerei sowol als die Malerei sehr früh zu einer hohen Stufe der ldung gebracht wurden. Die uralten Malereien in der Marienkirche und in t.-Sebaldskirche daselbst sind merkwürdig. Zu den frühesten nürnbergischen n gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wohl- th. Es gab überdies viele treffliche Glas- und Miniaturmaler daselbst. In aden wurde zuerst das Kloster Hirschau durch viele Kunstschätze berühmt. viele Klöster und Kirchen gaben der Kunst Gelegenheit, sich hier zu entfalten, auch viele Handschriften hier mit köstlichen Miniaturen geschmückt wurden. ugsburg, Ulm, Nördlingen gab es schon früh kunstgeschickte Meister. Am hein wurde durch Karl den Großen der Sitz aller Bildung errichtet. Mainz, und ganz besonders Köln waren die ersten Kunstsitze jener Zeit. Wir können men, daß die Periode von 1153 bis 1350 für deutsche Kunst, sowie für Poe- d Sprache entscheidend war. Damals blühte in Köln die älteste deutsche rschule, welche die spätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und stiller Lieb- t weit übertraf. Die meisten ihrer Gemälde sind auf Holz gemalt, welches it einem Kreidegrunde, dann mit Leinwand überzogen wurde, auf welche ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen ward. farbenpracht erhielt sich darauf im wundersamsten Glanze. Das berühmteste rk jener Zeit ist das herrliche Altargemälde im Dom zu Köln, von welchem nicht einmal bestimmt den Maler kennt; man schreibt es bald einem Wilhelm Köln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraf, Boiſ- e (s. d.), und Bettendorf enthalten die köstlichsten Gemälde jener Kunstperiode. ich Schlegel machte zuerst darauf aufmerksam. In Frankfurt zeichneten sich ders die trefflichen Glasmaler aus. Auch blühte in gedachter Kunstperiode der ngsreichste der altdeutschen Meister, Hemmelink, dessen Werke voll Kühnheit Glut sind. In Hessen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Ludwig II., auch der erste Beschützer der Kunst. Die alte Elisabethkirche zu burg enthält noch viele Denkmale uralter Kunst. In Sachsen beschützte Hein-

rich I. am frühsten die Künste. Nicht allein in Kirchen und Klöstern, sondern auch in zierlichen Handschriften und auf den in Nonnenklöstern gestickten Meßgewänden und Altarbehängen muß man die Kunstgebilde jener frühern Zeiten suchen. In Niedersachsen und Westfalen lebten zuerst ausgezeichnete Künstler in den Abteien Korvei, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es ist unglaublich, wie viele Kunstdenkmale aus dieser frühesten Zeit sich noch überall in Deutschland finden; sie wurden sonst zu wenig beachtet, und in neuester Zeit werden sie überschätzt.

Eine zweite wichtige Kunstperiode war die Zeit für Deutschland, wo der tiefsinnige Albrecht Dürer, den selbst Rafael hochschätzte, lebte (von 1471 bis 1528), der sich zuerst in Wohlgemuth's Schule und dann durch eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb sich schon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutschen Perugino nennen; seine Werke haben große Ähnlichkeit mit denen dieses Meisters, und Beide standen auch in freundschaftlichem Briefwechsel. Lukas Cranach's (geb. 1470, gest. 1553) Gemälde gewannen besonderes Interesse durch die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, die er darin anbrachte. Viele geschickte Maler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetste darunter war Hans Holbein (geb. 1493, gest. 1554). Diesen kann man wol den deutschen Leonardo da Vinci nennen. Ferner müssen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penz, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schoreel, Lukas von Leyden, Heemskerk, Füger, Joan von Mabuse, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Christoph Schwarz, Rottenhammer, und besonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichsten Künstler der deutschen Schule im 16. Jahrh. nennen. Die Mehrsten waren auch Kupferstecher. Ihre Ideen waren oft sehr poetisch, bisweilen zu tiefsinnig allegorisirend. So fleißig ihre Ausführung war, so fehlte ihnen meist höherer Schönheitssinn, der sich in der Wahl edler Formen zeigt, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Helldunkel und durch ein willkürliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge. Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. war die Kunst in Deutschland ganz gesunken. Die deutsche Malerschule erlosch gewissermaßen ganz mit Albrecht Dürer und Holbein. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung muß in der Reformation und in dem dreißigjährigen Kriege gesucht werden. Mengs kann wenigstens in Hinsicht auf Deutschland, keineswegs als Hersteller der Kunst gelten. Sein plastisches Princip war dem Wesen der Malerei überhaupt, besonders aber dem Geiste der deutschen Schule, geradezu entgegengesetzt. Nur die Franzosen sind seinem Beispiele gefolgt, bloß mit der Abweichung, daß sie, wie früher den Sophokles und Euripides, nun auch die Antiken theatralisch zustutzten. Mengs hatte wenigstens ein reineres Streben. Sein strenger Ernst wurde von seinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die Meisten neigten sich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit, bei ihren lieblichen, gefälligen Compositionen; wir nennen hier besonders Maron, Unterberger, Öser und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tischbein, aus Hessen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte, und sich jetzt in Eutin befindet, gehört zu den merkwürdigsten neuern Künstlern. Sein Geschmack ist rein, sein Styl edel, seine Phantasie ungemein schöpferisch und dichterisch; er weiß in seinen geistvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Physiognomie zu geben. Seine Umrisse zu den Homer'schen Gedichten sind berühmt. Füger stiftete eine treffliche Malerschule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheitssinn und echter Idealstyl zeichnen ihn besonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopstock's „Messias" sind berühmt. Hetsch in Stuttgart ist nicht allein selbst sehr geschickter Künstler, sondern er bildete auch manches jugendliche Talent. Wächter daselbst zeichnet sich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob ist groß gedacht und ausgeführt. Man könnte ihn den deutschen Garofalo nennen. Der 1820 ermordete Gerhard von

Kügelgen, Professor an der dresdner Kunstakademie, gehört zu den sinnigsten und ausgezeichnetsten deutschen Künstlern. Seine Ideen sind außerordentlich schön und tief durchdacht; seine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italienischen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits sind ebenso treffend wahr als seine historischen Gemälde bedeutend und vollendet. Professor Hartmann in Dresden ist einer der wissenschaftlichsten jetzigen Künstler. Sein Äneas, sein Hektor ꝛc. sind ebenso trefflich in Zeichnung und Composition als sein Eros und Anteros, sein Erlkönig ꝛc. dichterisch schön sind. Seine neuern Werke sind geistvoll und kühn, ahmen aber zum Theil den Michael-Angelo Buonarotti fast zu sehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben sprechende Wahrheit. Professor Matthäi zeichnet sich in Portraits aus, besonders in männlichen Köpfen, und hat schon in mehren historischen Gemälden bewiesen, welch ein braver Zeichner, und wie erfahren in allen technischen Theilen der Kunst er ist. Professor Rösler hat sich neuerlich in mehren Gemälden aus der sächsischen Geschichte als einen denkenden und auf dem richtigsten Wege fortschreitenden Künstler gezeigt. Prof. Seydelmann steht einzig in seiner Geschicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verstorbene Graff gehörte zu den trefflichsten Portraitmalern. Prof. Weitsch in Berlin ist sehr geschickt in Behandlung sowol als Erfindung; Wach in Berlin, als Portrait- und Historienmaler ausgezeichnet; Hummel und Nahl in Kassel verdienen die ehrenvollste Erwähnung. Retzsch in Dresden ist geistvoller Erfinder kleiner romantischer Scenen. Seine Skizzen sind schön. Vogel war der lieblichste Kindermaler; er hatte sehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, jetzt Professor in Dresden, ist ausgezeichneter Portraitmaler; hat aber auch schon während seines langen Aufenthalts in Rom einige historische Gemälde geliefert, worin sich nicht sowol die Manier der alten Meister, als vielmehr ein dem ihrigen ähnliches, durch das Studium ihrer Werke im Innern angeregtes selbständiges Streben nach Bedeutung und Innigkeit zeigt. Hierher gehören seine Frescogemälde im neuen Schlosse zu Pillnitz, die er seit 1821 ausführte. Viele junge deutsche Künstler ließen sich in neuern Zeiten allerdings verleiten, sich jener alterthümlichen Manier hinzugeben, die von dem wahren Wege der Natur und echten Kunst lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachlässigung der Perspective verführt. Die erste Richtung bekam dieser neu-alterthümelnde Kunstgeschmack durch die mystische Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftsteller. (S. Deutsche Kunst.) Die Brüder Riepenhausen aus Göttingen, die seit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten sich sonst sehr zu dieser Partei, doch kehrten sie dem bessern Wege der Rafael'schen Schule seit mehren Jahren wieder zu, Overbeck, Cornelius, Schadow der Jüngere, lauter höchst talentvolle, tieffühlende Künstler, folgten gleichfalls jenem Wege, doch zeigte sich in den Werken, die sie auch während dieses Zeitabschnitts ihrer Ausbildung hervorgebracht haben, so viel Geist und Kraft, daß man in jenem unsichern Streben schon mit Freude die Schritte erkennt, die sie auf ihren eignen Weg führen. Unter den jüngern Künstlern, die sich in Rom bilden, sind vorzüglich die Historienmaler Veith aus Berlin, und Näke aus Dresden ausgezeichnet. Zu den größten Erwartungen berechtigt Julius Schnorr (aus Leipzig), dessen Frescomalereien in der Villa Massimi in Rom nach Ariost dem deutschen Namen Ehre bringen. Mit unendlich zarter Phantasie begabt war der frühverstorbene Runge, dessen liebliche Hieroglyphen und Arabesken wahre Dichtungen sind. Im Landschaftsfach zeichnen sich die deutschen Künstler Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Veith, Zinngg, der geniale Rhode in Rom und der geistvolle Tiroler Koch, dann Steinkopf in Stuttgart, Dahl, Dorner, Catel in Rom, Rebel u. A., endlich Kunz in Karlsruhe, ein vortrefflicher Thiermaler und ebenfalls in der Landschaft glücklich,

besonders aus. Ein neues Fach schuf sich der geniale Friedrich in Dresden, cher mystisch-religiöse Bedeutung in die Landschaftsmalerei zu legen weiß. Au verschmäht oft alle Kunstregeln, doch hat er den großen Vorzug, nur seine düstern, aber stets erhabenen Phantasie zu folgen, und nicht altdeutsche M nachzuahmen; so bleibt ihm die anziehendste Eigenthümlichkeit. Um ausführli Kunde über deutsche Malerkunst zu bekommen, sind Fiorillo's „Geschichte der nenden Künste in Deutschland und den Niederlanden", Göthe's Hefte über „K und Alterthum" ganz vorzüglich nachzulesen. (S. auch Boisserée'sche mäldesammlung.)

Deutsche Manufactur- und Fabrikindustrie.

Deutschen haben in der Vorzeit nicht nur einen großen Theil ihrer inländischen ducte, sondern auch viele fremde Materialien verarbeitet. Sie versorgten mit Fabricaten und Manufacten ihres Kunstfleißes nicht bloß deutsche und andere päische Staaten, sondern führten sie selbst nach Amerika aus. Deutschland die ersten und ältesten Fabriken in Europa aufweisen. Verschiedene seiner blüh sten Fabrikstädte, wie z. B. Nürnberg und Augsburg, zeichneten sich schon funfzehnten und sechzehnten Jahrh. mit ihren Waaren auf Englands, Frankr und Italiens Märkten aus. Doch war damals deutscher Kunstfleiß noch weit der Höhe entfernt, zu der er sich unter Friedrichs des Großen Regierung in preuß. Staaten emporhob. Die Freiheit des Handels erschien in jener Zeit Fabricanten und Manufacturisten in einem wohlthätigen Lichte, weil sie im In Deutschlands einen freien Spielraum, und von Außen keine erdrückende Concur gegen sich hatten. Verheerender Kriege ungeachtet, hob sich Deutschlands W stand fortan, bis ihm, wie mehren andern Staaten, Englands, durch perm sisches Geld gewonnenes Übergewicht fühlbar wurde. Es war aber nicht in Lage, gleich Spanien und Frankreich, einer solchen Rivalität zu begegnen, sond mußte vielmehr die Folgen des mercantilischen und Industriekampfes doppelt pfinden; sobald England, um seine mächtigen Gegner zu besiegen, zu Prohibi maßregeln schritt, die den Factionsgeist allgemein verstärken, weil sie zugleich Bereicherung der Staatsfinanzen zum Zwecke hatten. Deutschland schien, Ausnahme Östreichs und Preußens, dem Verfalle seiner Manufactur- und Fab Industrie ruhig zusehen zu müssen, bis Napoleon das sogenannte Continentalsy zum Sturze der englischen Industrie in allen Zweigen systematisch begründete, mit allen nur möglichen zerstörenden Maßregeln ausgestattet, durchzuführen su In dieser Epoche sahen Deutschlands Fabricanten und Manufacturisten ein w erwärmendes Licht über ihre Industrie verbreitet. — Der Kürze der Zeit ungea steigerte sie sich daher bald zu einer die Erwartungen übertreffenden Höhe. In ei hermetisch geschlossenen Handelsstaate glaubte jetzt der Fabrikstand das gol Zeitalter für den Industriehandel zu finden, und nur wenige Fabricanten forsc mit ernstlichen Blicken auf die Zukunft nach der wahrscheinlichen Haltbarkeit i Glückssterns, obwol nicht schwer vorauszusehen war, daß eine so unnatürliche M regel wie die Continentalsperre unmöglich von sehr langer Dauer sein könne. eigenthümlichen deutschen Bedachtsamkeit war indessen doch zu danken, daß nicht viele Unternehmer ihre Kräfte zu hoch spannten, um, nach Aufhebung des Co nentalsystems, in der erneuerten Concurrenz mit England, dem inmittelst m ausländischer Absatz in die Hände gekommen war, desto tiefer zu fallen. — D der gegenwärtige Zustand unserer deutschen Fabrik- und Manufacturindustrie n als jemals in Verfall gerathen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Leinwandfabr tion in Schlesien, die noch vor zwanzig Jahren für 9 Mill. Fabricate jährlich Werth lieferte, kann jetzt kaum mehr für 1 Mill. Thaler versenden, weil die in dische Leinwand der heimischen den vaterländischen Boden streitig macht. Se

nengarn, wovon England 1814 noch 45,926 Centner bedurfte, werden jetzt 6000 Centner versendet, weil die Engländer Leinwand ähnliche Stoffe aus wolle verfertigen. Hanover verspinnt zwar noch seine Menge Flachses, muß s Garn gebleicht oder ungebleicht ausführen. Nach England ist die Ausfuhr wie vernichtet. Einen der wichtigsten Gegenstände der deutschen Industrie, die manufactur, hat England an sich gerissen, obwol Deutschland die Wollenwaa- Auslandes ganz entbehren könnte. Östreich erhält sich zwar noch im Besitz der seiner Wollenmanufacturen durch geschlossene Mauthanstalten. In Baiern dagegen kaum ein Schatten mehr von dem, was sie in der Vorzeit waren. chland vermag Englands Concurrenz, für die kein Opfer gescheut wird, hierin szuhalten, daher bedeutende Summen für die zum Theil aus deutscher verfertigten Tücher nach England, das sogar einen Theil der sächsischen Elec- olle erhält, nach Frankreich und den Niederlanden auswandern. Seit 1819 durch die in England auf die Wolle gelegte Zollabgabe deren Ausfuhr aus hland sehr vermindert worden; aber ohne Nutzen für dessen Fabricanten, am nur das schlechtere, oder das zu theuere Material übrig bleibt. Noch die Baumwollenweberei, die sich seit kurzer Zeit sehr ausgebreitet hatte, kommen, weil die Engländer das Material aus erster Hand beziehen, und hre Maschinen wohlfeiler verarbeiten können. Unter allen erhält sich das ich Sachsen, einer der ersten Manufacturstaaten, dessen Baumwollenfabri- Güte der englischen in jeder Hinsicht erreichen, noch am meisten in der Höhe. der- und Tabacksfabricationen sind die einzigen, die sich nicht seit 1813 im mm befinden. In Hinsicht der Eisen- und Stahlfabricate, Messing, Gold ilber, Holz- und Stroharbeiten, u. m. A., würden wir das Ausland nicht n, und doch fließen dafür jährlich große Summen aus, ohne daß wir unsern ß an Fabricaten gegen einen Theil des Auslandes als Tauschmittel gebrau- nnen, vielmehr an Frankreich allein über 14 Millionen jährlich für Seiden- aller Art bezahlen müssen. Daß der Absatz unserer Manufacte und Fabri- ht noch tiefer gesunken ist, als wir aus diesen angeführten Beispielen ersehen, en wir unter Anderm auch der Thätigkeit unserer Seestädte, die ihre Capitale den, um die Fabricate unmittelbar aus den Händen der Hervorbringer zu be- und den besten auswärtigen Markt zu ihrem Verkaufe zu wählen. Sie al- en schon in den bedrängten Zeiten, wo aller Handel stille stand, Millionen Geldes an die schlesischen, böhmischen u. m. a. Werkstätte gesendet, um deren im Gange zu erhalten. — Woher dieser Verfall unserer Manufactur- und ndustrie — woher das Übergewicht auswärtiger Reiche, wird man aus dem mit Recht fragen, weil es den Deutschen weder an Hülfsmitteln noch an ie und Thätigkeit gebricht? — Die Angabe der Zusammenwirkung vieler des ausländischen Übergewichts wird die Frage lösen. Mehre sind aus der der Zeitverhältnisse und der ihnen folgenden Umstände an und für sich ohne fremder Concurrenz entsprungen; andre sind nur dieser zuzurechnen. Zu n gehören, daß bei der Stockung des europäischen Handels überhaupt, der , als Theil des Ganzen, gleichfalls leidet, und auf das Sinken der Gewerbe haben mußte, — daß seit einiger Zeit ein großes Mißverhältniß zwischen Fa- n und Consumtion eingetreten ist. Ferner gehört dazu das Aufhören des , der immer das Signal zum Stillstand derjenigen Gewerbe ist, die er in ng brachte. Viele Artikel deutscher Fabrication, wie z. B. Nürnbergs kurze n, mußten auch, des veränderten Geschmacks und verminderten Bedarfs an Absatz bedeutend leiden. Besondere, nur ausländischer überwägender enz zuzuschreibende Ursachen des Verfalls unserer Fabrication sind: 1) Der ß an Handels- und Gewerbscapitalien, und der sich hieraus ergebende nie- insfuß in fremden Staaten, der besonders dem englichen Fabricanten erlaubt,

Zollsysteme unter sich geschlossen gegen das Ausland dastehen als ein wahrer
deshandelsstaat. Sie sollen nicht das Ausland nöthigen, den Erzeugnissen u
Industrie seinen Markt zu öffnen, auch ebenso wenig allen Productenhandl
demselben stören. Sie sollen nicht den Betrieb solcher Industriezweige, die u
Urproduction nicht angemessen sind, erzwingen wollen. — Sie sollen vie
durch zweckmäßige Zolleinrichtungen an den Grenzen des mercantilisch geschlo
süddeutschen Bundes den Verbrauch ausländischer Waaren nur in so weit bes
ken, als solcher nicht ferner, ohne des Inlandes Verarmung zur Folge zu
bestritten werden kann, auch die der Verarbeitung der rohen inländischen Stof
gegenstehenden Hindernisse beseitigen. Eine vorzüglich dahin führende Ma
wird sein, daß die Einfuhr derjenigen Erzeugnisse der ausländischen Industrie
lichst beschränkt werde, für die der inländische Gewerbfleiß, ohne dazu die U
aus der Fremde zu beziehen, Surrogate darbietet. So z. B. können die baum
lenen und seidenen Fabricate, für welche so viele Millionen nach Englan
Frankreich ausfließen, durch deutsche gewebte wollene und leinene Zeuge ohne
quemlichkeit ersetzt werden. Hohe Eingangszölle auf erstere gelegt müssen dal
letzteren in eine vortheilhafte Concurrenz mit denselben setzen. Überhaupt m
künftige gemeinschaftliche Zollsystem der Vereinstaaten ganz verschieden von de
bestehenden, die meistens nur für den Gewinn der Staatscassen berechnet sind,
Anordnungen enthalten, die es Nachbarstaaten wünschenswerth und möglich
Vereine aber nützlich machen, Unterhandlungen anzuknüpfen und Handelsv
abzuschließen, was so lange unmöglich ist, als mehre deutsche Staaten Prohi
systeme in mannigfaltigen Abstufungen besitzen, andre dagegen unbedingte Ha
freiheit gewähren. Steht der Verein der süddeutschen Staaten geschlossen d
wird selbst Frankreich bald einsehen, daß es sein Vortheil erheischt, mit ihm
gegenseitigen höchst einträglichen Zwischenhandel und Transito zu treiben. —
einem modificirten Reciprocitätssi steme wird auch das finanzielle Interesse der
einstaaten seine Rechnung finden können, ohne es zum Nachtheil des national
mischen zu gebrauchen. Das gemeinschaftliche Zollsystem gegen das Ausland
daher nicht die Grenzlinie überschreiten, über welche hinaus der Handel, ob
hemmt zu werden, die Abgabe nicht mehr tragen kann. Erzeugnisse des Au
des, die entweder nothwendige Lebensbedürfnisse sind, oder die zur Befriedigu
gend eines inländischen Fabrikbedürfnisses dienen, wie z. B. die höhern Num
des in Deutschland bisher nicht zu producirenden Baumwollengespinnstes, m
ganz freigelassen, oder wenigstens nur sehr gering belegt werden. Erzeugni
Auslandes, die zwar Gegenstände des unmittelbaren Verkehrs sind, aber doch
zu den nothwendigsten Bedürfnissen gehören, wären, im Verhältnisse ihrer Ent
lichkeit, mit mehr oder minder hohen Einfuhrzöllen zu belegen. Ähnliche Rü
ten müßten hinsichtlich der Manufactur- und Fabrikwaaren eintreten. In
Grade nämlich, wie sie die inländische Industrie in gleicher Güte und hinreic
Menge hervorzubringen im Stande ist, würden sie hoch zu belegen sein; doch
bei ihrer Einfuhr Rücksicht zu nehmen auf ihr specifisches Gewicht im Verhält
ihrem Werth, ferner darauf, ob sie roh oder mehr oder weniger bearbeitet sind
ob sie zu Befriedigung der Bedürfnisse der niedern Volksclassen oder zum Lux
Vornehmern und Reichern dienen. In Hinsicht der Ausfuhr wäre auf die g
oder geringere Entbehrlichkeit für das Ausland zu achten; so z. B. müßte d
Engländern unentbehrlichste feinste Schafwolle mit einer, den neuen engl
Wollzoll wieder vergeltenden Auflage belegt werden. Bei einem solchen Zoll
werden auch die Finanzen der Vereinstaaten um so weniger verlieren, als sie v
inländischen Consumtion ausländischer Artikel verhältnißmäßig beträchtlichere
als in ihrem bisherigen Zustand der Isolirung erheben, die Erhebungskosten in
kunft weit geringer sind, und doch eine strengere Grenzbewachung und Aufsich

heit, als in den einzelnen Staaten bis jetzt stattfinden konnte. — Auf diesem Mittelwege wird, ohne finanziellen Schaden, der deutschen Fabrik- und Manufacturindustrie die Hülfe geleistet werden, die mit Sicherung der Rechte aller einzelnen dem wahren Staatszweck angemessen ist. Besondere Begünstigung werden aber immer unsere Fabriken verdienen, da wir reich an Mineralien und Fossilien sind, das Hüttenwesen viele Menschenhände beschäftigt und das Ausland unserer Fabrikate nicht bedarf, dagegen in Hinsicht der Manufacte einen zu großen Vorsprung vor uns hat. 73.

Deutsche Medicin und Chirurgie. Sowie in dem wissenschaftlichen Thun und Treiben des einzelnen Menschen, so spiegelt sich auch in der Cultur der Wissenschaft, bei einem gegebenen Volke, alle geistige Eigenthümlichkeiten, der volksthümliche Charakter treu wieder. Es wird daher dem Denker überall nicht fehlen werden, aus der Art, wie er bei einem Volke die Philosophie, die Theologie, die Medicin u. s. w. bearbeitet vorfindet, sich den geistigen Charakter eben dieses Volkes zurück zu construiren, und eben diese Wechselbeziehung, in welcher die volksthümliche Geschichte der wissenschaftlichen Cultur zu der volksthümlichen Geschichte des menschlichen Geistes steht, macht das Studium jener so anziehend, so lebendig. Demnach würde es also darauf ankommen, bei einer Entwickelung der Charakteristik und des neuesten Zustandes der deutschen Medicin und Chirurgie, die wir hier versuchen wollen, zu erforschen, ob und inwiefern dieser Nationalcharakter sich in unserer deutschen medicinischen Art und Kunst wiederfinde? — Dem deutschen Geist eigenthümlich ist zunächst ein endloser Hang zur Speculation, und wie die kalte Vernunft in der Deutschen Seele das vorherrschende Princip sein dürfte (vgl. Französische und Englische Medicin), so suchte er durch sie Alles möglichst zu erfassen, Alles zu begreifen, und es ist, dünkt uns, eine sehr sprechende Erscheinung, daß der Geist, der ins Endlose schweifende Metaphysiker, der Lieblingsgegenstand gerade der deutschen Volksphantasie ist. Wenige Völker haben daher wie wir eine solche große Zahl philosophischer Systeme aufzuweisen, und keine Nation theilt mit der deutschen den merkwürdigen Hang zu Systemen in der Medicin: ein Umstand, der bei Betrachtung unserer Arzneiwissenschaft zu allernächst ins Auge fällt. Muß man dem Deutschen den Ruhm lassen, daß wir über viele Probleme in der Philosophie der Medicin klarer geworden sind als andre Völker, daß wir in unsern Systemen Vieles entwickelt, hier getrennt und dort zusammengestellt haben, was ohne unsere theoretischen Forschungen dem rein praktischen Sinn noch lange unenthüllt geblieben wäre: so ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß eben unsere deutsche Systemsucht hier und da reine Lächerlichkeit ausgebrütet hat, sodaß in der deutschen medicinischen Literatur ein System der Medicin zu finden ist, welches so beginnt: „Das Leben oscillirt zwischen zwei Punkten", und gar ein andres mit dem wunderlichen aller Vordersätze: „Die Natur muß construirt werden!" Wo die Speculation sich wie hier in so schwindelnde Höhen verirrt, da wird sie zur Schwärmerei und leider! entfaltet zum Hohne des gesunden Menschenverstandes die Schwärmerei so manche wackere und lobenswerthe Bestrebungen im Reiche der deutschen Arzneiwissenschaft. Die Anwendung, die einige hyperspeculirende Ärzte von der sogenannten Naturphilosophie auf unsere Wissenschaft gemacht haben, und immer, wenn auch seltener, noch täglich machen, die Bearbeitung unserer physischen Krankheitskunde, und die Erfahrung, daß nirgends der sogenannte thierische Magnetismus mit mehr Vorliebe gehegt und gepflegt ist als in einigen Schulen Deutschlands, bestätigen jene Wahrheit. Denn, wenn wir auch das viele Geistvolle und Vortreffliche, das in der Naturphilosophie liegt, keineswegs verkennen, so kann doch kein Unparteiischer bergen, daß für die Arzneiwissenschaft, für das Krankenbette, diese Philosophie, die so oft mit Bildern spielt, wo sie untersuchen sollte, und in der nur zu häufig phantasiereiche Träume die Stelle metaphysischer Forschung einnehmen,

nur höchst behutsam und eingeschränkt anzuwenden sei. Mögen Irritabilität u
Sensibilität immerhin in den Büchern und auch so lange am Krankenbette
Grundkräfte des Lebens und als Angeln, um die die ganze Pathologie sich dre
angesehen werden, bis die Krankheit selber andre Indicationen fodert, als hier
Sensibilität, dort die Irritabilität zu erhöhen oder abzustumpfen: was soll m
aber sagen, wenn man den Lehrer auf dem Katheder seinen Schülern vorsagen hö
„Die Vernunft liegt am Wasserstoffpole", welchen curiosen Ausspruch einst der V
fasser, mit mehren ganz ähnlichen, erstaunt auf einer unserer berühmtesten Uni
sitäten gehört hat! Man würde lachen über jene Verirrungen, gälte es nicht
die Kunst, die das Menschenleben zu ihrem Zwecke hat, gälte es nicht die Ehre de
scher Wissenschaft! Denn das eben war die unausbleibliche Folge, die jene Schwä
mer herbeiführten, daß das Ausland, so wenig vertraut mit unserer Sprache u
Art, nun glaubt, die ganze deutsche Gelehrtenrepublik lebe und webe in dem Ne
dieser mystisch-poetischen Philosophie, und, um bei unserm Thema stehen zu bl
ben, mit der deutschen Medicin sei es auf einen Punkt gekommen, wo es sich kau
mehr lohne, sich darnach umzusehen, was jetzt die deutschen Ärzte leisteten! Ma
lese nur, was unaufhörlich die besten französischen und englischen Zeitschriften un
in dieser Hinsicht vorwerfen, und man verurtheile die Ausländer immerhin, daß s
das Kind mit dem Bade verschütten, aber man sei auch ferner, zur Ehre unsre
deutschen Medicin, nicht so gleichgültig gegen jene Ultratheoretiker und Schwärme
auf daß das Ausland einsehe, wie der größere und gesundere Theil der deutsch
Ärzte über jene Tendenz denkt und spricht. Die Bearbeitung unserer psychische
Krankheitskunde haben wir ferner für unsere Behauptung angeführt, und wa
diesem Felde heimisch ist, wird uns, denken wir, nicht geradezu widersprech
Statt daß Engländer und Franzosen in den großen Irrenanstalten ihrer Hauptst
mit unermüdlicher Sorgfalt immer wieder durch die Fackel der pathologischen An
tomie das dunkle Gebiet der Geisteskrankheiten zu erhellen strebten, stellte sich d
philosophirende Deutsche auf den Standpunkt der Metaphysik und meinte, von h
aus die Sphinx zu stürzen. Daher auch die Erscheinung, die wir bei unsern Na
barvölkern nirgends fanden, daß bei uns Philosophen von Fach, also Laien in d
Arzneikunde, dreist ihr Urtheil in den Verhandlungen über psychische Krankheit
abgeben, wobei aber die deutsche psychische Heilkunde Namen aufzuweisen hat, w
Reil, Hoffbauer, Greding, Meckel, Horn, Nasse, Heinroth u. A., die wir sie
ausländischen Autoritäten gegenüberstellen dürfen. — Was sollen wir endlich üb
das vielbesprochene Thema vom thierischen Magnetismus sagen? Uns über die
Agens auszubreiten, ist hier nicht der Ort, daß der Magnetismus aber neuerdin
von Deutschland wieder ausgegangen, und in seinem Geburtslande wie nirgen
selbst Frankreich nicht ausgenommen, gehegt und besprochen worden sei, darüb
sind alle Parteien einverstanden, wenn uns eine derselben auch nicht den Zusamm
hang dieser Thatsache mit der behaupteten Neigung der deutschen Medicin zur e
centrischen Physik zugeben dürfte.

Wir haben mit der Schattenseite der deutschen Medicin begonnen, und wen
den uns zu ihrer, hoffentlich überwiegenden und glänzenden Lichtseite. Das Au
land ist längst gewöhnt, unser Vaterland das gelehrte Deutschland zu nennen, un
wie Gründlichkeit und Gelehrsamkeit der Charakter deutscher Wissenschaft überha
ist, so ist sie auch, vorzugsweise vor allen andern Nationen, der der deutschen Ar
neiwissenschaft. In keinem einzigen Lande der Welt zählt die Gelehrsamkeit so vie
Schulen als in Deutschland, das seit der Entstehung der Universitäten bis he
mit 44 Hochschulen auftritt, während das übrige Europa zusammen nur 80
zählt. Wenn der rühmliche Wetteifer, den viele unter den deutschen Univer
sitäten und Staaten unter einander stets rege erhalten, gewiß nicht wenig dazu
beigetragen hat, die Wissenschaften so sehr zu heben, als es in Deutschland seit j

fall war, so muß man freilich auf der andern Seite auch nicht übersehen, daß
e dies Zertheilen in viele Herde wissenschaftlicher Cultur einer gewissen Einheit
cher medicinischer Art und Kunst sehr nachtheilig gewesen ist, weßhalb es auch
Bewanderten unmöglich sein dürfte, die deutschen Ärzte, z. B. in einer Über-
wie diese, alle unter einen Hut zu bringen; man müßte denn mit jener Ober-
ichkeit und Unwissenheit aburtheilen, die Broussais unlängst in seinem crassen
ile über unsere Medicin so staunenerregend dargethan hat. — Jene deutsche
ichkeit nun nöthigt unsere Schriftsteller zu einer gewissen Universalität des
ns, in welcher sie die Schriftsteller aller andern Nationen hoch und glänzend
ffen: es genügt dem deutschen Arzte nicht, nachgedacht und beobachtet zu ha-
er muß auch wissen, was Andre vor uns gleichzeitig mit ihm gedacht und ge-
haben, er muß seinem Publicum zeigen, daß er dieses wisse, und daher sehen
e wissenschaftlich-ärztlichen Werke mit den Scharen ihrer Citate stets einem
terium der europäischen (jetzt sogar auch schon der amerikanischen) Gesammt-
ur über den gegebenen Gegenstand ähnlich, während Engländer und Franzo-
uch die Bessern unter ihnen, oft in einer Unkenntniß selbst ihrer eignen, va-
dischen Literatur sich überbieten. Wie Alles übertrieben werden mag, so ist
oft diese, an sich gewiß so herrliche Tendenz gemißbraucht worden, und das da-
eingerissene Citatenunwesen, mit welchem viele deutsche Autoren die eigne
igkeit glänzend zu verhüllen glauben, hat wol die Ausländer zu dem Urtheile
rt, ihre Literatur enthalte mehr Eignes, die unsrige sei mehr compilatorisch:
rtheil, das viel begründeter und wahrer wäre, wenn es sich bloß auf die neueste
ur der deutschen Journale erstreckte, von denen die meisten wirklich immer
und mehr auf fremden Boden Wurzel zu schlagen beginnen. Da wir bei dem
rauch der vortrefflichen deutschen Universalität stehen, so darf hier einer nicht
ähnt bleiben, der für die neuere deutsche arzneikundige Literatur höchst charak-
sch ist, wir meinen die Sucht zu Übersetzungen. Wir mögen die meist etwas
igen Triebfedern der vielen Übersetzungsanstalten, die Deutschland jetzt zählt,
untersuchen, und es genüge hier, die Erscheinung selber festzuhalten und zu be-
n, daß durch die, sich einander an Flüchtigkeit meist überbietenden Übersetzun-
en, ohne alle Rücksicht auf innern Werth gewählten, ausländischen Büchern
Broschüren unsere Literatur einerseits mit einem Ballast überschwemmt wird,
em es immer schwerer wird, das wahrhaft Brauchbare herauszusuchen, wie
ndrerseits die deutsche Literatur dadurch gewissermaßen vor dem Ausländer her-
würdigt, der täglich jetzt sieht, wie Alles, was er schreibt, der Ehre einer, ja
mehrer Übersetzungen in Deutschland gewürdigt wird, während Vieles davon
ruse oft in demselben Augenblick geboren und — zu Maculatur wird! Dafür
n aber gleich, als Schluß der Betrachtungen über die gründliche, universelle
ung des deutschen Geistes, die vortrefflichen Werke deutscher Schriftsteller
medicinische Bibliographie erwähnt sein, eine Wissenschaft, die das Ausland
t als gar nicht kennt. Was aber die Haller, Ploucquet, Blumenbach, Pu-
Burdach, Wildburg u. a. wackere Männer durch ihren eisernen deutschen
geleistet haben, das erkennen und verehren die dankbaren Schriftsteller nach
, und der Name jener Männer wird genannt werden, so lange es eine deutsche
tur gibt.

Wir wollen jetzt die Betrachtung der deutschen Bearbeitung einzelner medici-
r Disciplinen auf alle Theile unserer viel umfassenden Wissenschaft in so weit
hnen, als es der Zweck dieses Artikels gestattet. Was die Anatomie be-
so ist es wahr, daß Deutschland in den frühern Jahrhunderten in der Ausbil-
derselben, namentlich den Italienern, Holländern, Engländern und Franzo-
achstand: seit dem großen Haller aber zählt die deutsche Anatomie Namen, wie
ckühn, J. F. Meckel sen., Zinn, Wrisberg, Ph. F. Meckel, Mayer, Wal-

ter, Sömmerring, Loder, Gall (für Anatomie des Gehirns) u. A., die ihre Syn durch Entdeckungen bezeichnet haben. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist auch eine Vorliebe für die vergleichende und die pathologische Anatomie in Deutsch land erwacht, deren Resultate heut zu Tage im letztern Fache dreist neben die de Engländer und Franzosen, im erstern Fache aber ganz besonders weit darüber g stellt werden müssen, wenn man bedenkt, daß der erste vergleichende Anatom d Franzosen, Cuvier, ein Schüler Kielmayer's, also einer deutschen Schule is Beide Nationen erkennen es, was sie in diesen Zweigen den neuern und neuest Bestrebungen unserer Blumenbach, Sömmerring, J. F. Meckel jun., Rudolphi Tiedemann, Treviranus u. A. zu danken haben. Ebenso stolz darf Deutschland auf seine Physiologie sein, die durch seinen Haller neu begründet wurde, de die Irritabilität (nicht die Irritabilität der Schelling'schen Schule, sondern die Hal ler'sche Reizbarkeit) als Grunddedingung alles Lebens aufstellte, und lange vorher ehe die franz. Physiologie sich durch Vivisectionen so zu bereichern suchte, als es in die sem Augenblicke der Fall ist, experimentirten in Deutschland die Blumenbach, Ar nemann, Humboldt, Gruithuisen u. A. — Es geht sehr natürlich aus dem intellectuellen Volkscharakter der Deutschen hervor, daß keine Nation die sogenannte allgemeine Pathologie so ausgebildet habe wie eben wir, als ein Disciplin, die nur ein systematischer Geist erfinden und pflegen konnte. Die Zahl deutscher Handbücher und Schriften über allgemeine Pathologie beweist schon durch ihre Quantität jene Vorliebe der Deutschen für dies Fach, verglichen mit andern Nationen. Gaub, Brandes, Rose, Hufeland, Conradi u. e. A. ha ben Geniales darin geleistet. Was nun die strenger sogenannte praktische Me dicin betrifft, so gebührt hier, trotz allem Systemwesen, das aber doch meist nur in den Büchern stecken bleibt und nicht ins Leben tritt, den deutschen Ärzten die Ober hand. Die Deutschen behaupten den Ruhm, die treufleißigsten Beobachter am Krankenbette zu sein, wie denn zweitens ihre Therapie auch immer zwischen jener ein dringend-heroischen der Engländer, und der allzu passiven der Franzosen die beste nene Mitte hielt. Wir wollen nicht bis in die mittlern und spätern Decennien des vorigen Jahrh. hinaufsteigen, wo die Werlhof, de Haen, Auenbrugger, R. A. Vogel, S. G. Vogel, Störk, Stoll u. A. beobachteten und schrieben, und deren Werke classisch und praktisch unentbehrlich bleiben werden, wie viel neuere Systeme sich auch darüber erheben und wieder vergehen mögen, wir wollen nur in diesem Überblick bei der neuern und neuesten Zeit stehen bleiben, die des Wichtigen im Ge biete der deutschen praktischen Medicin so Vieles aufzuweisen hat, daß fast in alle wichtigsten Krankheitsformen des nosologischen Systems ein Deutscher als classisch zu nennen ist. So unterschied Leutin zuerst am genauesten Gicht und Rheumatis mus, und beschrieb die Krankheiten der Metallminenbergleute meisterhaft; Lafon taine und Schlegel sind noch heute die Einzigen, die in dem Capitel vom Weichsel genannt werden; Peter Frank, der Stolz der Deutschen, wird bei allen europäi schen Nationen studirt, und in seinem praktischen Handeln nachgeahmt; Horn und Hufeland haben in ihren vielen Schriften die wichtigsten praktischen Thatsachen nie dergelegt; Schmidt brachte Ordnung und gereifte Erfahrung in das Fach der Sy philidotklinik; Stütz gab eine Methode zur Heilung des Starrkrampfes, die als die bewährteste überall angenommen ist; um die Bräune, den Keuchhusten, den Ty phus machte sich Marcus sehr verdient, wie das wichtige letztgenannte Fieber an Hildebrand seinen Mann fand, der mit meisterhafter Hand seine wichtigen Verhält nisse untersuchte; Albers's vortreffliche Arbeit über den Croup ward selbst von dem höchsten Forum Frankreichs als Preisschrift gekrönt, und wie diese Schrift sich an den gepriesenen franz. Arbeiten von Royer-Collard und Jurine, so verhält sich Kreys sig's großes Werk über die Krankheiten des Herzens zu denen der ausländischen Clas siker Testa, Corvisart, Senac und Burn, mit ihnen nämlich ganz auf gleicher Linie stehend. Das Wesen der Exantheme suchte Reuß scharfsinnig zu ergründen,

in mehr praktischer Hinsicht traten auf diesem Felde Autenrieth mit wichtigen
hrungen über die Krätze, sowie Stieglitz mit der Angabe einer auf die Natur
ndeten Behandlung des Scharlachfiebers hervor, welche Curart seitdem allge-
geworden ist und die Furchtbarkeit dieser mörderischen Krankheit ungemein ge-
t hat, sodaß die Stieglitz'sche Methode der Jenner'schen Entdeckung wenigstens
e Seite gestellt zu werden verdient. Gölis lehrte den hitzigen Wasserkopf der
er kennen und behandeln; Louvrier und Rust lehrten eine radicale Heilung der
ten syphilitischen Formen durch die Inunctions- und Hungercur; Pucheit
suchte die Krankheiten der Venen — aber schon genug glauben wir für eine
narische Übersicht unser Urtheil über den Werth der praktischen Medicin der
chen durch Thatsachen begründet zu haben. Was die therapeutische Seite
Heilkunde betrifft, so ist es schwer, ein allgemeines Urtheil darüber zu fällen.
eine, dünkt uns, dürfte noch am meisten seine Anwendung finden, daß —
nicht gerade ein Modesystem Alles in seinen Strudel reißt, wie es z. B. beim
mianismus der Fall war, der indeß jetzt (trotz Herrn Broussais!) nur noch hier
da bei einigen Ärzten und Schriftstellern spukt — daß dann im Allgemeinen die
apie der deutschen Ärzte eine etwas polypharmaceutische ist, ein Umstand, der
der gelehrten Bildung in unsern Schulen sehr natürlich folgt. Der deutsche
hat so viel Mittel bei seinen Vorfahren und bei den Engländern, Franzosen u.
empfohlen gehört und gelesen, daß er leicht auf den Gedanken kommt, dies und
Medicament im gegebenen Falle anzuwenden. Hiermit hängt sehr genau eine
Tendenz der deutschen Therapie zusammen, ich meine die experimentirende,
leichfalls für die deutsche Medicin charakteristisch ist. Alle Jahre streiten sich
iern Krankenanstalten, periodischen Schriften u. s. w. einige neue Modeärz-
um den Vorrang des Experiments, und die Bewanderten wissen, wie viele
che nur allein Blausäure und Jodine veranlaßt haben! Daß die bessern deut-
Ärzte des jetzigen Jahrzehends im Allgemeinen eine antiphlogistische Methode
haben, mag auch noch hier angeführt sein; dagegen wird man es uns verzeihen,
wir von Homöopathie und Wundercuren schweigen.

Die deutsche Chirurgie ist deutlich von ihren Nebenbuhlerinnen, der fran-
hen und englischen, unterschieden. Aus literarischen Ergebnissen ist es schon
mt, was wir auch noch aus eigner Anschauung bestätigen können, daß wir
schen in Muth und Gewandtheit in der operativen Chirurgie unsern Nachbarn
t des Rheins und Canals nachstehen; Operationen, wie die Unterbindungen
Carotis, ja der Iliaca, der Exarticulation aus dem Hüftgelenk, der Excision
Lippen über dem Herzen, die alle von Franzosen und Engländern zuerst gewagt
en, haben wir nichts entgegen zu setzen, als daß wir dergleichen Wagstücke
und da auch nachgemacht haben, wie es uns denn an kühnen und vollendeten
nateurs (Klein, Gräfe u. A.) nicht fehlt; fragt es sich aber, ob es der Triumph
chirurgie sei, Künste zu wagen und auszuführen, deren Endresultate doch nie
ällich sein können, oder ob nicht vielmehr eine genaue Diagnose der chirurgischen
Krankheitsformen, und dadurch naturgemäßere Heilung, ein viel würdigeres Ziel
Bestrebungen sei: so wird man wol nicht anstehen, diese zweite Frage zum
Theil der erstern zu bejahen. Dann aber wird auch die Wage sich weit mehr
Gunsten der deutschen Wundarzneikunst neigen. Wir legen dann nämlich mit
ctischer Freude hinein: die Werke der in ganz Europa nach Verdienst geschätz-
Heister und Richter, Sömmerring's chirurgische Arbeiten, Hesselbach's und
enbeck's Arbeiten über die Brüche, Rust's Meisterwerke über die Geschwüre
über die Verrenkungen aus innern Bedingungen; Wenzel's und Walter's Un-
chungen über den Hirnschwamm, ohne einmal der Leistungen zu bedürfen, die
Deutschland in den Zweigen der Chirurgie, der Augenheilkunde nämlich und der
Geburtshülfe, geleistet hat, in welchen beiden die neuere deutsche Chirurgie keine

Nebenbuhlerin kennt. Richter und Beer bilden in England, Frankreich un
lien, Länder, die alle große Augenärzte aufzuweisen haben, den Codex der O
mologie, und was nach ihnen J. A. Schmidt, Himly, Langenbeck, Rust,
horn, Walther, Gräfe u. A. auf diesem Felde geleistet haben, das wissen un
ten selbst die Franzosen und Engländer sehr hoch. — In der Geschichte der
bindungskunst gebührt Deutschland das Verdienst, die ersten Entbindun
len für Männer eingerichtet, also zu einer wissenschaftlich-rationellen Gebur
den Grund gelegt zu haben, auf den auch später seine Nöderer, Stein, C
Boer, Osiander, Siebold, Wenzel, Nägele, Wigand, Jörg, Schmitt u.
wacker fortgebaut haben, und bis auf den heutigen Tag mit so erfolgreicher A
keit darauf fortarbeiten, daß in keinem Lande die wissenschaftliche Cultur der Ge
hülfe so hoch steht als bei uns. — Noch unbesiegter steht Deutschland a
Gebiete der Staatsarzneikunde, und es wäre eine sehr anziehende Au
zu untersuchen, wie die merkwürdige Übermacht wol erklärlich sei, deren die
schen sich hier über alle Mitvölker zu erfreuen haben; denn es läßt sich nachr
daß Italien von wichtigen ältern Schriftstellern hier nur den Fortunatus
und den Zachias nennen kann, daß Frankreich, England, ja das ganze übrig
ropa keinen einzigen Classiker aus einer Zeit aufzuweisen haben, aus welcher D
land seine Valentin, Zittmann, Bohn, Alberti, Teichmeier, Tropaneger,
streit, Peter Frank, Plouequet, Büttner, Uden, Pyl, Metzger u. A. nennt
daß auch die neueste Zeit überall in Europa nur einzelnstehende Bestrebung
während bei uns die Henke, Berndt, Rausch, Kopp, Wildberg, Langer
Horn und viele Andre ununterbrochen dies interessante Gebiet durch ihre Erfa
gen und Untersuchungen bereichern, und Staatsarzneikunde in Deutschland
als alle übrige Disciplinen der Medicin in allen Schulen cultivirt wird. So
auch zur Geschichte der Arzneikunde und zur Erhaltung und Erklärung der
Ärzte die gründlichen, gelehrten Deutschen von jeher die meisten und die gelehr
und wichtigsten Werke geliefert, wofür wir nur an Krause, Grimer, Kühn
die Werke von Sprengel, Choulant und Hecker zu erinnern brauchen.

Deutsches Meer, oder das Meer zwischen Großbritannien, Ho
Deutschland, Dänemark und Norwegen, hat den Namen Nordsee wegen
nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland erhalten. Seinen Flächeni
schätzt man auf 10,000 □M. Es hat Ebbe und Flut, welche sich am stärkst
den Küsten von Holland und England zeigen, weil es hier am meisten eingeen
Das Wasser ist salziger, als das Wasser der Ostsee, und zeigt häufig den C
über dessen Ursachen der Art. Mollusken nachzusehen ist. Der Engländer
bert Stevenson hat eine auf viele Sondirungen der Tiefe gegründete Beschrei
des Bettes der Nordsee, mit einer erläuternden Charte, im 5. Hefte des „E
burgh philosophical journal" bekannt gemacht. Nach den Ergebnissen s. U
tersuchung nimmt die Tiefe des Meeres von S. gegen N. zu, wechselt jedoch
Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichsten Shetlandsinsel bis
Ostende, in unregelmäßigem Verhältnisse. Die Unregelmäßigkeiten der Tiefe
gen von den häufigen, in der Mitte am ausgedehntesten, Sandbänken ab, d
gen $\frac{3}{4}$ des ganzen Flächenraums (den Stevenson zu 153,709 engl. □M. bestim
einnehmen.

Deutsche Musik. Von jeher äußerten die Deutschen große Fähi
und Neigung zum Gesange. Schon Tacitus gedenkt ihrer kriegerischen Ges
Auch bei ihrem Götzendienste scheinen sie sich blasender Instrumente bedient zu h
Mit der Annahme der christlichen Religion vermehrte sich ihre Neigung zur
kunst; der lateinische Gesang ward bei ihrem Gottesdienste eingeführt, und sie
ren bald wegen ihres Gesanges und ihrer Geschicklichkeit im Spiel der Blasin
mente (besonders der Zinken, Posaunen, Waldhörner und Trompeten) unter

ristlen berühmt. Gesang und Unterricht im Gebrauche dieser Instrumente ge-
te zu dem Schulunterrichte im Mittelalter, und wurde in den Klöstern getrieben.
hann, Mönch von Fulda, Schüler des Rhabanus, soll den harmonischen Ge-
g in Deutschland verbessert haben. Notker Labeo zu St.-Gallen (im 8. Jahrh.)
ich zuerst unter den Deutschen von Musik und componirte sequentias missales.
Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat,
die Solmisation wurde von Bischöfen (im 11. Jahrh.) eingeführt. Franko
Köln verbesserte die Theorie des Mensuralgesanges und die Zeichen desselben.
Italien kam die Lehre vom Contrapunkte, der nun von vielen künstlich bearbei-
wurde. Seit dem 12. Jahrh. wurde die Musik durch die Minnesinger und spä-
durch die Meistersänger ausgeübt. Im 14. und 15. Jahrh. wurde die Har-
nie besonders in Frankreich und England gründlich ausgebildet, wozu die Erfin-
der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienst viel beitrug. Doch finden
auch im 15. Jahrh. berühmte Contrapunktisten unter den Deutschen, z. B.
Obrecht, Johann Bonadies ꝛc. An den Domkirchen wurden Cantoreien
Singschulen errichtet. Die Einführung der Figuralmusik zu Anfange des 16.
. zog auch eine Verbesserung und größere Verbreitung der musikalischen In-
mente nach sich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutscher
tier, das Pedalclavier. Luther stellte den einfachen Kirchengesang wieder her,
Mettmer, „Über den Kirchengesang zur Zeit der Reformation"), erwarb sich große
dienste um den einstimmigen Choralgesang, und begünstigte die Musikanstalten
den Städten, besonders auf Schulen (die Stadtzinkenisten und das Thurmbla-
kamen auf). Durch einige Volkslieder haben sich sehr gemüthliche Melodien
dieser und der Zeit der Meistersänger erhalten. Auch scheint die Entstehung
deutschen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutschen Lustig-
trägt, in diese, oder vielleicht schon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem dreißigjäh-
Kriege wurde die Musik besonders von dem kaiserl. Hofe zu Wien, von den
, den Baiern und von den Bischöfen begünstigt. Sie hatten Chöre von Sän-
und Instrumentisten, zu geistlichem und weltlichem Gebrauch. Der Kurfürst
Baiern hatte den berühmten Rolandus Lassus (Orlando Lasso) zum Capellmei-
. Aber jener Krieg zerstörte viele herrliche Keime dieser Kunst. Jetzt wurde
vorzüglich der eigentliche deutsche Marsch, welcher den gemessenen, aber kräftigen
der Deutschen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell
die Tonkunst nach dem dreißigjährigen Kriege wieder auf, besonders an dem Hofe
Kaisers Leopold und seiner Nachfolger. Hier bildete sich, seit dem 18. Jahrh.
Kammer- und Concertstyl, obgleich der Kirchenstyl noch die Oberhand behielt.
VI. hatte das größte bekannte Orchester. Fuchs und Caldara waren seine
pellmeister. Die deutsche Musik trat hier zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit auf,
hat sich seitdem von der italienischen immer unabhängiger gemacht. „Gründlich-
ohne Pedanterie", sagt Schubert (in s. „Ästhetik der Tonkunst"), „immer lachendes
Colorit, großes Verständniß der Blasinstrumente, war der Charakter der sich hier
bildenden wiener Schule". Noch höher stieg die Musik unter Maria Theresia, de-
n musikalischer Lehrmeister Wagenseil war. So wurde namentlich in Österreich
die glänzende Periode der deutschen Tonkunst vorbereitet, welche Gluck, Mozart
und Haydn herbeiführten, und die sich bis auf gegenwärtige Zeit erhalten hat, wozu
auch die Fertigung vortrefflicher musikalischer Instrumente viel beiträgt. In Sach-
sen blühte ebenfalls schon früh der Gesang; die Italiener nannten alle deutsche
Musiker Sachsen. In Dresden bildete sich unter den Königen von Polen ein eigner
Styl und eine treffliche Capelle. Der Capellmeister Schütz componirte Opitz's
„Dafne" mit großem Erfolg; Hasse, Sebastian Bach, Händel, Homilius, Hiller,
Naumann, Schweitzer, Benda, Wolf, M. v. Weber u. A. machten den sächsischen
Namen in der Tonkunst groß. Die Schule der Tonkünstler in Berlin wurde

vorzüglich durch Friedrich den Großen gestiftet. Graun (ein Sachse) wur
Capellmeister. Große Instrumentalisten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer
Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermusik. Auch ging
dieser Schule große Theoretiker wie Marpurg und Kirnberger hervor. Hi
auch Schulz, der treffliche Liedercomponist. Ihnen folgten ein Fasch, Rei
Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der de
Tonkunst sind. Auch in Baiern und an den übrigen deutschen Höfen,
Braunschweig, und in den blühenden Handelsstädten, wurde überall die To
geliebt und beschützt. Tonsetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr,
gehören zu den ersten in Deutschland. Durch den Theaterstyl wurde die M
dem höchsten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterstyl und die Concert
sich ausbildeten, wurde der Kirchenstyl immer galanter, und mit dem Thea
vermischt; man sah sich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchens
zurückzukehren. Die deutsche Musik, die in großen, tiefen Harmonien den r
tischen Charakter der Tonkunst vorzüglich entwickelt hat, scheint am Ende d
Jahrh., und am Anfang des 19. ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine N
kann dieser Musik etwas Gleiches an die Seite stellen. Ihre Tiefe der Har
Reichthum der Instrumentation und Fülle der Melodie setzten Italiene
Franzosen in Stannen. (S. Deutsche Sänger und Deutsche
tuosen.) In den letzten Jahren artete der Geschmack in harmonische Ü
dung, welche den Gesang unterdrückt, Seltsamkeit und Streben nach Origin
vorzüglich seit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeschmack, der
einförmiger und unkräftiger Liederei, vorzüglich durch die beliebte Guitarre beg
einige Zeit ergötzte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechanische
tänzerei und sucht Entschädigung am Ausländischen. Da bei uns die I
mentalmusik verhältnißmäßig immer das Übergewicht über die Vocalmusik
für welche der Italiener eine besonders günstige Anlage und darauf gegründete
thode besitzt, so ist es wol zu erklären, warum jetzt in einem großen Thei
Deutschland und namentlich an den Orten, wo bisher die Tonkunst vorzüglich
geübt ward, eine Spaltung in Hinsicht des musikalischen Geschmacks herrscht
dem ein Theil des Publicums mit fast leidenschaftlicher Vorliebe der neuen it
schen Opernmusik und ihrem Anführer Rossini wie einem Götzen anhäng
andrer Theil aber fortdauernd den echt deutschen Nationalwerken, und was si
sen annähert, huldigt. Diese Parteien sind vorzüglich in dem südlichen Theil
Deutschland, und an den Orten, an welchen selbst die Koryphäen der deutsche
tionalmusik lebten, namentlich in Wien und München, im lebhaften Kampfe.
beiden Orten scheint die italienische Partei um so mehr die Oberhand zu beha
je mehr hier die italienische Musik selbst durch italienische Gesangsvirtuosen
führt wird, und durch ihren kunstfertigen Vortrag eine bedeutende Empfehlu
winnt; dahingegen im nördlichen Deutschland, vornehmlich in Berlin und
zig, die eigentlich deutsche Partei bis jetzt noch die herrschende zu sein scheint, u
Berlin namentlich der Geschmack an Gluck, durch treffliche Aufführungen,
durch Spontini's verwandte Strebungen einen Damm gegen die Überschwem
durch italienischen Modegeschmack zu bilden scheint. Für jene Partei ist es
sehr günstig, daß es wenig deutsche Sänger von Bedeutung gibt, welche nic
italienischen Vortrag durch Unterricht oder Hören angenommen hätten, we
selbst die echt deutschen Gesangwerke ganz fremdartige Ausschmückungen sich
len lassen müssen. Unter diesen Umständen könnte die deutsche Oper, die bi
noch eine der herrschenden Musikgattungen ist, sich nur dadurch selbständig erh
wenn es mehre Tonsetzer gäbe, die, wie K. Maria von Weber in seinem so b
gewordenen „Freischütz" that, den wesentlichen und ursprünglich deutschen Ge
der vorzüglich im volksmäßigen Liede sich kund thut, auf die Oper sinnig anwer

den blendenden Neuigkeiten, welche so zahlreich aus Italien kommen, eine
von Musikwerken entgegensetzten, in welchen sich der deutsche Gesang in ei-
tischen Sphäre entwickeln könnte. Immer tiefer aber möchte diese Gattung
sinken, wenn selbst deutsche Tonsetzer wie Mayer Beer sich unter das Joch
remden Geschmacks zu schmiegen nicht schämten, oder wenn blinde Partei-
as im Sinne und Geiste der deutschen Tonkunst empfangen ist, zu mißhan-
gte. Hiermit haben wir den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Mu-
Deutschland so weit angedeutet, als derselbe durch die vorhandenen Tonsetzer
n wird. Allein von der andern Seiten wirken auch Directionen, Sänger
ublicum auf dieselbe ein. Untergeordnete Directionen wagen selten, die
ringungen junger oder noch ungekannter Tonkünstler in die Scene zu setzen;
ingen in der Regel schon das Zeugniß, daß eine Oper auf den Hauptbühnen
gemacht habe". Letztere aber stehen in der Regel unter einer Leitung, welche
Tonsetzern ebenfalls nicht günstig ist, und die entweder das sogenannte Clas-
em Publicum ausschließend vorführen zu müssen glauben, oder durch irgend
seitigkeit des Geschmacks oder wol gar Eifersucht gegen aufstrebende Talente
, Alles, was ihrer Ansicht entgegen ist, unbarmherzig niederdrücken. Sol-
alt können Tonsetzer in den äußern Verhältnissen keine besondere Aufmunte-
r dramatische musikalische Arbeiten finden. Aber gefällt einmal eine deutsche
vorausgesetzt, daß sie anständig und vollkommen gut in die Scene gesetzt wurde),
nt der günstige Erfolg doch mehr den Directionen als dem Tonsetzer zu Gute.
kfallen gehören aber auch hauptsächlich noch gute Sänger und Schauspie-
ihre Schuldigkeit thun, und den eigenthümlichen Charakter der Musik auf-
und wiederzugeben im Stande sind. Nun fehlt es gegenwärtig fast durch-
Sängern und Sängerinnen, welche zu recitiren vermögen; doch werden
Sänger durch Weber's, Spohr's und Andrer neueste Werke in diesem Fache
genöthigt werden, sich hierin eine Geschicklichkeit zu erwerben, wie ehemals
ischen Schauspieler an den Vortrag der Verse durch Schiller's und Göthe's
e gewöhnt worden sind. In Hinsicht des melismatischen Vortrags halten
ire deutschen Sänger fast größtentheils an Das, was sie von italienischer Ge-
ise unmittelbar oder mittelbar aufgefaßt haben, und fodern entweder nur ita-
e Musik, in deren Vortrag sie ihren fremden Mustern meistens natürlich
gen müssen, oder überladen die einheimische mit ungebührlichen Verzierun-
nd lassen Das fallen, was ihnen zu denselben nicht hinlängliche Gelegenheit
t. Außerdem muß bemerkt werden, daß die guten und reinen Stimmen
selten werden; namentlich fehlt es jetzt in Deutschland nicht bloß am hohen
sondern auch am hohen Sopran und an den tiefen Baßstimmen, welche sonst
lten waren; dagegen findet man den tiefen Sopran (mezzo soprano) häu-
nd die meisten Tenoristen und Bassisten sind Baritonisten. Wir wollen
cht den Grund dieser Erscheinung untersuchen; aber das scheint uns gewiß,
Verdeckung der Stimmen durch überladene Instrumentalbegleitung, worin
deutsche und franz. Operncomponisten sehr weit gegangen sind, und die in-
ntartige Behandlung der Stimmen, welche sich die neuern Italiener und ihre
eter vornehmlich erlaubten, nicht geeignet sind, Stimmen in Ruhe auszu-
und zu entwickeln. Daher ist auch im Vortrage das Portament fast verloren
en, und die schlechteren Stimmen mühen sich, durch Passagenwerk, ewig
holte Schwebungen, oder durch Schreien zu ersetzen, was ihnen an Anmuth
. Ein gutes Ensemble von Theatersängern ist ungeachtet der Summen,
von den bedeutendsten Directionen auf die Oper verwendet werden, doch äu-
selten; und wenn es ein solches z. B. in Wien und München, hauptsächlich
e italienische Opergattung, und in Berlin besonders für die Gluck'sche und
tini'sche Opermusik gibt, so sind doch auch diese nicht ohne empfindliche Lücken.

Außer den Anfoderungen an die nur mit schwerem Gelde zu erwerbenden G kommen aber noch andre Anfoderungen und Ansichten des Publicums hinzu, der deutschen Opernmusik gegenwärtig sehr ungünstig sind. Das Opernpublicu sich in die Gattung der eigentlichen Musikliebhaber und Kenner, und in diejeni tung der Zuschauer, welche die Musik nur als eine angenehme Zugabe zum Sc betrachten. Erstere nehmen es mit einem langweiligen Text und mit Mäng Spiels nicht zu genau, aber scheinen auch oft zu verlangen, Jedermann wie sie an einer in Vocalstimmen gesetzten Symphonie begeistern, und über de reichen musikalischen Aufführung den plattesten Unsinn der Handlung ve oder nicht einmal wahrnehmen. Diese Gattung ist jedoch jetzt an Zahl die Partei. Die größere verlangt rasche Handlung und Ohrenkitzel dazu. Man an jene die Anfoderungen der gemeinsten Wahrscheinlichkeit, und vergißt, d über diese schon hinaus sein muß, wenn nur von Oper die Rede sein soll, in musikalischen Darstellungen keine Nachahmung des wirklichen Lebens, wie liegt, denkbar ist. Fast müßte man bei solchen Voraussetzungen dahin k daß nur dann Gesang eintreten dürfte, wo in dem wirklichen Leben ein Liedch dergleichen gesungen werden kann; und doch haben wir von Leuten, die sich nennen, Beurtheilungen dieser Art erlebt. Hier befinden sich die itali Opernmacher in weit günstigerm Verhältnisse, weßhalb es auch kein Vorn die deutschen Tonsetzer ist, wenn man die Fruchtbarkeit italienischer Operncom erhebt und einige Dutzend italienische Opern mehr nennt, welche in Süde guten Ruf erlangt haben. Denn man kennt wol die Art, wie die Mehr italienischen Opern fabricirt und gehört wird. Eine Oper wird in Italien machen, wenn die Hauptstücke, d. h. diejenigen, in welchen die erste Sänge der erste Sänger auftreten, eine glänzende Wirkung hervorbringen, wozu hört, daß sie für dieselben vortheilhaft gesetzt sind, und einige wenige den schmeichelnde Melodien haben, welche durch diesen Vortrag sich günstig he ben; von dem Zusammenhange der Musikstücke, welche die Oper bilden, un auch von dem Charakter einzelner Partien ist nicht die Rede, und da die A samkeit sich nur auf einzelne Stücke wendet, so ist das Glück einer Oper leich schieden, und poetischer Unsinn oder Ungeschicklichkeit kann die Absicht eins setzers nicht so leicht vereiteln, wie dies in Deutschland der Fall ist. Man r hier mit Recht von der Oper, daß ihr eine poetische Handlung zum Grund welche sich nicht allzu langsam bewege, und einen leichten, singbaren Ter man geht überhaupt zu weit, wenn man bei Situationen, bei deren Schi der Tonsetzer verweilen muß, wenn er das Wesen seiner Kunst enthüllen so Dichter und Tonsetzer keine Aufmerksamkeit gestatten will, wenn man ein schon langweilig nennt, die nicht mit französischer Frivolität vorüberrausch wenn man eine Vollendung und Ausführung des Textes im Einzelnen fodert es, weil hier nicht die Poesie allein und für sich wirkt, gar nicht einmal bed setzt auch, die besten vorhandenen Dichter wollten sich der Oper annehmen sie jedoch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig anreizen kann. S indeß von dem Standpunkte eines Unbefangenen, welcher die beiderseitigen derungen der Poesie und Musik zu würdigen weiß, einzusehen ist, warum die (s. d.) eine Mischung von Kunst und Unsinn nothwendig sein muß, so sehr sich bei Fortdauer der gegenwärtigen Umstände, und den entgegengesetzten rungen des Publicums eine bessere Epoche der deutschen Oper erwarten. wir endlich erwähnen, daß auf der deutschen Opernbühne alle fremde Gat nämlich französische und italienische opera seria und buffa, Operette und ville, neben den deutschen, und in steter Abwechselung mit ihnen, verübergeh haben wir mehr den Umfang deutscher Kunstrichtungen als den innern und sichen Gehalt derselben bezeichnet.

ietrachten wir die deutſche Kirchenmuſik, ſo müſſen wir vor allen bemerken, daß die Herrſchaft der weltlichen Muſik derſelben großen Eintrag hat. Den reinen Kirchenſtyl finden wir in den jetzt erſcheinenden Kirchenionen äußerſt ſelten, und es wird den Componiſten ſchwer, den Prunk eitler icht, oder den Schein der Gelehrſamkeit aufzugeben, und die reine Empfinr Andacht in Tönen einfach auszudrücken. Hierzu wirkt auch die große ität im Sologeſang und Inſtrumentenſpiel, welchem man, auch am ungeen Orte, Gelegenheit zu geben ſucht, ſich hervorzuthun. Noch tiefer greiende Umſtände ein. Sonſt wurden Sänger und Orcheſter für geiſtliche n gebildet; die Kirchen waren reich genug, Capellen zu beſolden, welche dem der geiſtlichen Muſik ſich widmen mußten; gegenwärtig werden dazu häuert- und Theatervirtuoſen gebraucht. Im katholiſchen Deutſchland, wo viele biſchöfliche Capellen exiſtirten, und die Muſik ein noch weſentlicherer es Gottesdienſtes als in dem proteſtantiſchen Deutſchland war, iſt die muſik faſt noch mehr verfallen als in dem letztern. Doch hört man mit den die galanteſten und frivolſten Theatermelodien in der Kirche; hier verm doch wenigſtens Ernſt und Würde, wenn man gleich oft durch überlaſtrumentation und gehäufte Kunſtaufgaben ſündigt. Der proteſtantiſche ienſt dagegen läßt der Muſik nur geringen Raum, und die Muſik ſteht noch g mit der Liturgie in Verbindung. Die größern Kirchenſtücke, Oratorien, n Cantaten werden daher immer ſeltener; doch haben die Werke von Friedſchneider (ſein „Weltgericht", ſeine Vocalmiſſen), Gottfr. Schicht, von t, Fesca u. A. gezeigt, daß es noch Männer gibt, welche den beſſern Weg Übrigens ſcheint es, als könne unſere Kirchenmuſik künftig von einer anſeite an Einfachheit gewinnen. Noch immer gibt es in Deutſchland mit n verbundene Singchöre, eine wohlthätige und herrliche Anſtalt früherer und obgleich es in denſelben neuerdings ſehr an tiefen Bäſſen gefehlt hat, die Schulen gegenwärtig faſt überall zu einer Zeit verlaſſen werden, wo ſich iſt des Baſſes noch nicht entwickelt hat, ſo erhält man doch durch dieſe Anine Menge von Stimmen, welche für Kirchengeſang ſich ausbilden. Wo en Singchöre nicht exiſtiren, oder nicht zureichend gebildet ſind, da finden an mehren Orten zahlreiche Singakademien und Muſikvereine, welche ſich trage geiſtlicher Vocalmuſiken üben, und die beſten Werke der ältern Kirſik eifrig ſtudiren, weshalb auch die Muſikverleger jetzt häufig ältere kirchgeſänge erneuern, und junge Componiſten ſich dieſelben zum Muſter nehmen. uttgart und an einigen andern Orten bildeten ſich insbeſondere die Gemeinden timmigem Choralgeſang und ſtellten die dazu gehörigen Übungen an. Dazu daß der Chorgeſang auch Gegenſtand des Unterrichts in den Bürgerſchulen en iſt, und durch zweckmäßigere Methoden der Jugend lieb gemacht wird. ackere Componiſten haben darauf Rückſicht genommen, und begeiſtert durch druck, welchen reine Vocalmuſik, beſonders wenn die Stimmen ſtark beſetzt vorbringen kann, Lieder, Chöre, für Singſtimmen geſetzt, die zu den erfreulichzeugniſſen unſerer neueſten muſikaliſchen Literatur gehören. Alle dieſe Umlaſſen hoffen, daß der geiſtliche Geſang ſich in Zukunft wieder emporheben vielleicht gelingt es ſogar mit Hülfe jener Vereine, beſonders in Kirchen, deren bisher keine Kirchenmuſik geſtatteten, die höhere kirchliche Vocalmuſik zu Erg wahrer Andacht einzuführen, und die glänzende Kirchenmuſik durch das hgroße der von reinen Menſchenſtimmen geſungenen Hymnen, wenn nicht drängen, doch zu vereinfachen und auf ihren wahren Wirkungskreis zu beken, indem die Ausſchweifungen derſelben ins Weltliche auch den Laien fühlb unerträglich werden. Der letztere Punkt iſt ein Streitpunkt zwiſchen dem

Verf. der Schrift von der „Reinheit der Tonkunst" und dem Schweiz geli geworden, der die Fortschritte der neuern Musik gegen jenen in Schutz nir

Was die Concertmusik anlangt, so wird ihr Eigenthümliches ger in Concertstücke gesetzt, in welchen die Virtuosität auf irgend einem Inst sich geltend macht. Was aber diese Virtuosität anlangt, so ist sie nicht nu neuesten Zeit auf ihre Spitze getrieben worden, d. h. man hat die höchsten rigkeiten auf irgend einem Instrumente zum Gegenstand des Kunstbestreb Genusses gemacht, sondern mit ihr ist auch der Gipfel in der Ausbildung strumentalmusik überhaupt erreicht worden. Es gab nicht leicht ein Inst welches in Deutschland nicht virtuosenmäßig behandelt worden wäre, selbst nen, Violon und Mundharmonica, sonst Brummeisen genannt, haben in tern Zeit Erstaunungswürdiges leisten müssen. Die Mechanik in der Hand der Instrumente wurde zuletzt so hoch getrieben, daß wir Knaben, ja Kinde ser Hinsicht anstaunen mußten. In dem Maße aber, als das Virtuosenn vermehrte, welches in der mechanischen Tonkunst, in der Fertigkeit der des Bogens, des Athems, der Zunge, das Höchste möglich zu machen suc mithin dahingeht, in der kürzesten Zeit möglichst viele Töne, gleichzeitig einander folgend, so hervorzubringen, daß das Ohr einigermaßen gereizt, sehr allgemeinen Anfoderungen eines durch bloßes Hören gebildeten Gesch friedigt werden, in dem Maße fing man an einzusehen, daß auch die ang Kunstfertigkeit noch eine größere zu denken übrig lasse, und daß es in der T etwas gebe, was bloßer Fertigkeit unerreichbar ist. Viele sogenannte Dil hatten die Musikübung schon trostlos aufgegeben, da sie sich in dem, was das Wesentliche der Kunst gehalten hatten, selbst von Kindern übertroffe bis der Ekel an den leeren Virtuosenkünsten, der tiefere Drang, sein G Tönen auszusprechen und das Beispiel wahrer Künstler ihnen ein edleres Nacheiferung und den Gegenstand wahrer Musikliebe zeigten. Wir besitz lich mehre deutsche Künstler, welche bei der größten Herrschaft über das Me der Tonerzeugung doch stets die Fertigkeit nur als Mittel angesehen und die der musikalischen Darstellungskunst unter den Deutschen dadurch aufrecht haben, daß sie dieselbe von der innern Begeisterung abhängig machten. Dies Künstler (s. Deutsche Virtuosen) haben auch dem Concertstück sein Bedeutung erhalten; und wenn der Werth des Concertstücks, gleich dem sten Bravourarien sonst nur darein gesetzt wurde, daß es dem Virtuosen heit verschaffte, seine Fertigkeit möglichst vortheilhaft zu zeigen, so haben je setzer ihren Concerten nicht nur einen selbständigen Werth gegeben, sonde mannigfaltige Formen des Concertstücks erfunden, welche es der monotone kung entziehen. Betrachten wir aber bei dieser Gelegenheit die virtuose Ausbildung der deutschen Instrumentalmusik in Hinsicht einzelner Inst so finden wir, daß dem Pianofortespiel in letzter Zeit die meiste Au gewidmet worden ist, wozu, außer der Beschaffenheit dieses Instrument haupt, vorzüglich die sehr vervollkommneten Instrumente, die wir besonders wiener Officinen eines Andreas Stein, Streicher, Graf, Lauterer ꝛc. und a andern Orten herbeziehen, ferner die verhältnißmäßig leichtere Mechanik des fortespiels und der immer neue Zuwachs guter oder wenigstens brillanter C tionen für das Pianoforte, sehr viel beigetragen haben. In Wien namen det man auch eine Unzahl tüchtiger Dilettanten, welche anderwärts als V auf diesen Instrumenten auftreten dürften. Indessen dürfen wir doch nic merkt lassen, daß der übertriebene Umfang der Pianofortes, besonders in d eine leere Klingelei sehr begünstigt und die intensive Ausbildung des Pianofo nicht befördern kann. Die Violine hat große Meister aufzuweisen, aber i zen werden die Orchesterinstrumente in Deutschland schon weniger zum Gr

ettantismus gemacht, weil bei ihnen die Bemühung nicht sobald belohnt
ls beim Pianofortespiel. So mangelt es überhaupt an tüchtigen Spielern
Streichinstrumte in demselben Maße, als der übertriebene Lärm der Messing-
ente eine Verstärkung derselben erfodert. Privatübungen in Quartetten für
nstrumente haben sich zum Nachtheil wahrer Musikpflege in der letzten Zeit
mindert. Unter den Blasinstrumenten hat die Clarinette gegenwärtig
Vorrang, der ihr auch wegen der Mannigfaltigkeit des Tonausdrucks zu ge-
scheint; doch wird die süßere, sanfte Flöte, der man jetzt auch größere
d Stärke zu geben sucht, immer ihre Liebhaber behalten. Sehr zu bekla-
daß die Hoboe, ein wegen seiner eigenthümlichen Wirkungen in der Or-
usik so schätzenswerthes Instrument, jetzt so sehr vernachlässigt wird und
ute Hoboisten auch in den Orchestern weit seltner sind als Clarinettisten
ssen. Der Fagott scheint in der letzten Zeit ebenfalls etwas vernachläs-
den zu sein; guter und starker Ton ist selten, vielleicht wäre es gut, ihn
s Serpent im großen Orchester zu verstärken, welches durch die militairische
hr empfohlen worden ist. Die letztere hat auch zur Cultivirung der Po-
Veranlassung gegeben, die vielleicht gegenwärtig ihren Flor erreicht hat;
er muß man klagen, daß die Virtuosen dieses Instruments sich aus dem
zu sehr hervordrängen, und daß die Trompeten in der letztern Zeit an Güte
haben. Die Hörner, scheint es, haben durch Stölzl's Vorrichtung ge-
; sonst aber muß man wünschen, daß mit den Messinginstrumenten keine
erungen vorgenommen werden, durch welche der Naturton dieser Instru-
ch verlieren könnte. Ein gutes Zeichen der Zeit scheint es zu sein, daß man
n der zuletzt genannten Instrumente von dem alten herkömmlichen Zu-
der concertirenden Musikstücke abgegangen ist, und statt das Ohr der Zu-
desmal mit drei Sätzen zu quälen, mehre freiere Formen angewendet hat,
er Natur beschränkter Instrumente zusagen; womit jedoch keineswegs dem
n Quodlibet das Wort geredet werden soll. Die erhabene Orgel steht
ß noch nicht von großen Künstlern ganz verwaist; aber ihr Spiel ist in der
Zeit doch weniger kunstmäßig betrieben worden und es mangelt oft den treff-
Orgelspielern theils an Gelegenheit, die Macht und Fülle ihres Instru-
n selbständiger Weise zu zeigen, theils an guten Orgeln, da die besten die
ltern Meister sind, und neuere Orgelbauer von Ruf wenig Arbeit und Auf-
ung finden. — Die Zahl der Instrumente ist in der neuesten Zeit durch viele
findungen vermehrt worden, aber nur wenige (z. B. das Terpodion) haben
gemeinen Bedürfnisse der Musikliebhaber entsprochen. Die Liebhaberei an
tarre endlich hat sehr abgenommen, weil man das Unvollkommene dieses
rentes wol mehr eingesehen hat; dagegen ist mit Unrecht die Harfe noch
m Verfall, und wird es vielleicht so lange bleiben, als die bessern Instru-
die wir von Paris aus beziehen, zu theuer sind. Wir haben von den In-
ten und ihrer Cultur zuerst gesprochen, weil diese auf die höchste Gattung
rumentalmusik, ich meine die große Symphonie (s. d.), den bedeutend-
ßfluß gehabt hat. Die Meister, welche sich dieser Gattung gewidmet haben,
sind die größten Componisten unserer Nation, haben durch die Anfoderun-
lche sie in ihren Symphonien an die Instrumente machten, die deutschen
r vorzüglich auf ihre Höhe gebracht. Die sich verbreitende Virtuosenkunst
hte diese Anfoderungen, und jene Meister konnten daher bald von dem Or-
leistungen verlangen, welche sonst nur von Virtuosen gefodert worden
sie konnten in die Massen der Töne, die ihnen ein solches Orchester darbot,
n, wie ein Meister im Clavierspiel in die Töne seines Pianofortes, auf wel-
im schnellen Fluge phantasirt. Und dies geschah in der That durch Beet-
. A., welche in dieser Hinsicht unübertroffene Originalwerke aufgestellt ha-

ben. Mit diesen Werken beschäftigt, haben unsere Orchester einen hohe der Vollkommenheit erreicht, ja selbst unsere Dilettantenorchester sehen Schwierigkeiten überwinden, welche sonst für unüberstieglich gehalten worde Aber die riesenmäßigen Werke Beethoven's scheinen die Nachfolger in dieser abzuschrecken. In den letzten Jahren ist wenig Neues in dieser Gattung er und reisende Virtuosen, denen es darum zu thun war, durch leichte Waare len, verdrängten die große Symphonie, und setzten an deren Stelle die mei terioſe Ouverture (oft eine Einleitung ohne ein Einzuleitendes). Diesem l nen feststehende Concerte am besten entgegenwirken; aber leider besitzt De nur wenige von der Art, wie die Concertinstitute in Leipzig und Frankfur Mangel an Aufmerksamkeit einer durch Ohrenkitzel verwöhnten Menge für ßern Musikwerke solcher Art, und der daraus hervorgehende Mangel ar stützung der Tonsetzer von Seiten der Musikverleger (derselbe Fall findet sta Herausgabe großer Kirchenstücke und Cantaten), welche Ouverturen, leid monien und Potpourris vor Allem verlangen, möchte jedoch in Zukunft r nachtheiligern Folgen sein. Denn es ist klar, daß mit dem Fall der Sy die Blüthe der reinen Instrumentmusik fallen muß. Für das Concert v wir ferner jetzt sehr schmerzlich Cantaten über poetische Texte, in welchen d certmusik ebenfalls einen von Kirchenmusik und Theatermusik unabhängig rakter entwickeln könnte; aber auch hieran hat wol der Mangel stehender mit Schuld. Übrigens mangelt es ebendeßhalb nicht minder an Solosäng Sängerinnen im Concert, und man hat häufig Gelegenheit zu bemerken, berühmtesten Theatersänger und Sängerinnen am Concertgesange scheite hier ein selbständiger musikalischer Vortrag erfodert wird, und manche A keiten, welche den Bühnensänger begünstigen, hier nicht stattfinden. Z führung der nur für kleinere Cirkel geeigneten Instrumentalquartette, Qui haben sich an vielen Orten, z. B. in Wien, Berlin, Dresden, Leipzig ꝛc., d Instrumentalisten, von den Liebhabern dieser feinen Musikgattung unterstü einigt. Auch fehlt es nicht an guten Compositionen, und die deutschen handlungen finden bei der Herausgabe derselben, wie überhaupt bei der gabe leicht besetzbarer Instrumentalstücke, noch immer ihre Rechnung, d da die bessern Werke dieser Art häufig im Auslande gekauft werden. wahren Liebhaber der Tonkunst fühlen sich indessen oft genöthigt, über die nisten zu klagen, daß sie nur für Virtuosen ersten Ranges schreiben, und d derherstellung des reinen Kunstgeschmacks durch zu große Rücksicht auf die entgegenwirken. Für das Privatstudium mangelt es nicht an guten Lehrm für Instrumentalisten, an zweckmäßigen Übungsstücken, besonders für Clav aber die Sucht zu glänzen, aus welcher Manche Musik treiben, verleitet Dilettanten nach dem Schwierigsten und Glänzendsten zu greifen; And die Liebhaberei an gedankenlosem Ohrenkitzel zum Gebrauch schlechter Aus Opern, oder mangelhafter Arrangements, zu denen die neue, aber nicht würdige Erfindung der Clavierauszüge **ohne Worte** gehört. Ja wir daß das ewige Wiederholen arrangirter Musikstücke bei jeder Gelegenheit Kruge und bei Karten), insbesondere aber die Aufführung großer Musikwerk sogenannten Gartenconcerten, wo man ohne eigentliche Andacht mithöre wie schlecht auch Gesungenes sich oft, von Instrumenten vorgetragen, ausnim eigentliche Ruin und die Entweihung wahrer Musik sei, weil hier selbst das der Musik zum Gegenstand flüchtiger Unterhaltung gemacht wird, wo ein T Marsch, eine Serenade und dergleichen am Orte wäre, und weil auch da dadurch verlieren muß, daß es durch unvollkommene Wiederholungen al Gleichgültiges behandelt wird. Bei solcher überhandnehmenden Neigung charakterlosen Klingklang scheint die ausgeführte Sonate nebst den mit ihr ve

ungen bald verdrängt zu werden. — An Liedercompoſitionen iſt land, beſonders das nördliche, außerordentlich reich, aber ſelten zeigen die niſſen derſelben einen poetiſchen Geſchmack, und öfters iſt die ſchwierige, ige und viel modullrende Begleitung dem Charakter des Liedes auch wider- d. Neuerdings ſind an mehren Orten muſikaliſche Geſellſchaften zum kleiner mehrſtimmiger Geſellſchaftslieder (beſonders für Männerſtimmen) worden, welche den Namen Liedertafeln (ſ. d.) führen, worin ſich der Deutſchen für das Lied eigenthümlich beurkundet. Dagegen iſt die Lieb- an Balladencompoſitionen faſt verſchwunden. Häufig ſingen Liebhaber rnſtücke am Pianoforte; aber es fehlt doch an Orten, wo keine ſtehende s italieniſche) Opernbühne iſt, an der Anleitung im Sologeſang, welche die ſtücke der neuern Opern verlangen. Im Ganzen darf man wol behaupten, edle und, wir möchten ſagen, keuſche Ausübung der Tonkunſt, welche ſteht, daß der Liebhaber oder der Geweihte in unbelauſchter Einſamkeit ne ſeinem Herzen Ausdruck und Bewegung gibt, ſeltener iſt als ſonſt, wo t weniger Gegenſtand der Oſtentation war. — Daß die deutſche Mili- nd Tanzmuſik, um auch dieſe Gattung der Inſtrumentmuſik nicht zu , gegenwärtig wenig Eigenthümliches hat, und daß die Deutſchen, wie in Gebieten, alle fremde Charaktere (franzöſiſch, ſchottiſch, polniſch, ruſſiſch ꝛc.) ſen haben, kann jedem nur oberflächlichen Beobachter bekannt ſein. Hier n gegenwärtig durch Verſtümmelung von Opernmelodien den augenblick- derungen der Mode entgegenzukommen, und allzu oft nur den Ekel zu ver- der durch unaufhörliche Wiederholungen pikanter Neuigkeiten zu entſtehen - Zu den Erſcheinungen, aus denen ſich die Pflege der Tonkunſt beurtheilen hören auch noch folgende. In der Theorie der Muſik, vornehmlich in der lehre ſind verdienſtliche Verſuche gemacht worden, auch dieſem Zweige der haft die längſt vermißte ſyſtematiſche Form zu geben. Hierher gehört Weber's „Theorie der Tonſetzkunſt". Während dieſe zunächſt für den Mu- immt iſt, ſucht Logier's, eines geborenen Deutſchen, treffliche Methode des ſchen Unterrichts in Verbindung mit einer einfachen Harmonielehre, den einer gründlichen Kenntniß und Behandlung der Elemente der Muſik all- u machen. Von Berlin aus wirkte ſeine Thätigkeit auch auf entfernte n Deutſchlands. Daneben ſtehen viele Verſuche, den Geſang in den ulen zu begründen. Wie die Theorie der Muſik ſo iſt auch die Kritik t jetzt kräftiger und geiſtvoller geworden; eine lange einzigſtehende und un- lig's Redaction ehemals mit großem Verdienſt wirkende „Leipziger muſi- eitung", iſt jetzt durch die von Marx redigirte „Berliner muſikaliſche Zei- as tiefer eindringende, umfaſſendere und geiſtvollere Beurtheilung der neu- einungen in der Muſik anlangt, übertroffen worden. Ihr ſtellen ſich das Journal „Cäcilia", in welchem man z. B. Gottfr. Weber's Unterſuchungen Echtheit des Mozart'ſchen Requiems las, und mehre kleinere muſikaliſche ätter zur Seite. Zum Schluß erwähnen wir noch der ſehr vermehrten ndlungen, unter welchen Leipzig allein gegen acht, und unter ihnen vier n Verlagshandlungen hat. 44.

Deutſcher Orden, ſ. **Deutſche Ritter**.

Deutſche Philoſophie. Dieſe konnte nicht eher auftreten, als eutſche Proſa einen gewiſſen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange chen ihre philoſophiſchen Werke vorzugsweiſe in lateiniſcher Sprache ſchrie- ſſen ſie ſich an die herrſchende Philoſophie, z. B. der Scholaſtiker an, oder be- ieſelbe, ſeit dem 15. Jahrh., und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, humaniſtiſche Kenntniß beſſere philoſophiſche Anſichten, geſchöpft aus den uellen des claſſiſchen Alterthums. (S. Deutſche Literatur und

Wissenschaft.) Die eigentlich deutsche Philosophie charakterisirt sich sowo das rastlose Streben nach Systemen und Ableitung wissenschaftlicher Sätze v fachen und möglichst umfassenden Principien, als auch durch ihre kosmop Richtung. Sie beginnt mit Leibnitz (s. d.), dem ersten philosophischen Ge ter den Deutschen am Ende des 17. Jahrh. Leibnitz's Lehre von den angeb Ideen, seine Monadologie und Theodicee, sein Streben nach einem höchsten cip, gaben allen denkenden Köpfen seiner Zeit zu thun. Er legte den Gr einem rationalistischen Realismus, welcher sich dem Locke'schen Sensualism gegenstellte, und das philosophische Wissen auf nothwendige und angeborene heiten der Vernunft durch Demonstration zurückzuführen suchte. Wolf diese Ansicht in der demonstrativen Form des Systems aus, das zu den Z Regierung Friedrichs des Großen herrschend war. Er stellte schon die phi schen Wissenschaften in einem deutlichen encyklopädischen Zusammenhang allein der Hauptfehler seiner Philosophie lag darin, daß er die Wahrheit nur finitionen und Beweisen (in der demonstrativen Methode) beschlossen Seine unzähligen Schüler bildeten diesen Formalismus bis zum Ekel. an Chr. A. Crusius (seit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, jedoch im Einzelnen als im Ganzen. Unter seinen Anhängern aber finden sich Philosophen, welche einzelne Wissenschaften, besonders Logik, mit Glück deten, z. B. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten u. A. Darauf bildete sich von 1760 — 80 ein Eklekticismus in der phie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpe Geistes zu einem Grundcharakter der neuern Philosophie erhob, bald den p gischen Forschungen eines Locke, wie Feder, Garve u. A. Durch Hume's cismus und Locke's Prüfung des Verstandes angeregt, suchte endlich der sc nige Denker Immanuel Kant (s. d.) (seit 1780), mit welchem die n Philosophie (die zweite Periode der eigentlich deutschen Philosophie) die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker bestimmen, und das Verfahren der Vernunft im Philosophiren, unter V tzung psychologischer Begriffe, zu prüfen, wodurch er das Resultat fand: die liche Erkenntniß gehe nicht über das Gebiet des Bewußtseins und der Erf hinaus, und es gebe keine Erkenntniß des Übersinnlichen. Die praktische V aber, welche kategorisch gebietet, überzeuge uns von Dem, was die speculat beweisen könne. Reinhold suchte diese Kritik in eine Theorie des Vorstellu mögens zu fassen, welchen Versuch jedoch Schulze (als Äneside m) mit den des Skepticismus glücklich bestritt. Obwol nun der Gegensatz des Denk Seins durch diese Lehre erst recht grell hervorgehoben wurde, so weckte doch Kritik den Geist eines freieren Philosophirens unter den Deutschen. De kräftige Denker Fichte sah, wie diese Philosophie auf halbem Wege zu den lismus stehen blieb, und stellte mit der strengsten Folgerichtigkeit ein Syst Idealismus, seine Wissenschaftslehre auf, in welchem er aus einem Princ Ich, alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten suchte. An die Kant'sche tivitätslehre sich anschließend, machte Fichte das Ich, das Subject des S wußtseins, zur absoluten, auch das Object producirenden Thätigkeit, wo gentlich die Realität der Objecte aufgehoben war. Von Fichte ging Schelli der zu einer neuen Ansicht den Grund legte, als er der subjectiven Idealphil gegenüber, einen objectiven Idealismus, oder eine Naturphilosophie aufst welcher man von der Natur zum Ich aufsteigt, sowie in der ihr gegenüberst Idealphilosophie vom Ich zur Natur fortgegangen wird. Diese beiden Sei Philosophie suchte Schelling durch die später ausgebildete Identitätslehre binden, in welcher das Absolute als Identität des Denkens und Seins und tellectuelle Anschauung, als die Erkenntniß dieser Identität, gesetzt wird.

elling ausgehend, ſucht Hegel (ſ. d.) nun einen abſoluten Idealismus in
ger dialektiſcher Methode aufzuſtellen, indem er die abſolute Idee, als die ſich,
as Abſolute, erfaſſende Vernunft, in ihrer nothwendigen Entwickelung betrach-
und dieſelbe in ihrem Fürſichſein (in der Logik), in ihrem Sein im Andern (in
Naturphiloſophie) und endlich in ihrer Rückkehr in ſich ſelbſt (in der Philoſophie
Geiſtes), darſtellt.

Die bisher angeführten philoſophiſchen Syſteme kann man als eine fortlau-
Reihe philoſophiſcher Anſichten und Standpunkte betrachten. Viele andre
ſophiſche Anſichten und Syſteme entwickelten ſich entweder durch Oppoſition
n hier genannten, oder ſuchten einen der angeführten Standpunkte feſtzuhal-
und die auf demſelben liegende Anſicht zu berichtigen, oder in vollkommen aus-
ter Form darzuſtellen. Das letztere gilt z. B. von Fries's neuer Kritik der
Vernunft, und Krug's transſcendentalem Synthetismus, in welchem
alle Hauptlehren der Kant'ſchen Kritik in ſyſtematiſcher Form verbunden
. Bardili ſuchte ebenfalls das Abſolute zur Baſis aller Philoſophie zu ma-
Er fand es in dem Denken und wollte daher die Logik zur Quelle realer
ntniſſe erheben. J. J. Wagner und Eſchenmayer ſuchten Schelling's Lehre
zu berichtigen, theils weiter zu bilden. In der Reihe eigenthümlicher Den-
r, welche vornehmlich im Gegenſatz gegen die obigen Anſichten die ihrige ent-
ten, gehören Jacobi durch ſeine Gefühls- und Glaubenslehre, nebſt Köppen,
ehre ſeiner Schüler, ferner der hier ſich anſchließende Rationalismus Bouter-
der auf den Glauben an die Vernunft gebaut iſt; Platner's und Schulze's
ter Skepticismus, und Herbart's ſcharfſinnige metaphyſiſche Bruchſtücke,
iſt als Kritik andrer Syſteme erſcheinen. Die meiſten dieſer zuletzt ange-
philoſophiſchen Anſichten fallen, wenigſtens ihrer Ausbildung nach, noch
erſte und zweite Decennium des gegenwärtigen Jahrh., und es verdient be-
zu werden, daß die Forſchungen der Deutſchen im Gebiete der philoſophiſchen
ſchaft ſich in demſelben Zeitpunkte um ſo tiefer und vielſeitiger entwickelt ha-
welchem ſich die größten politiſchen Ereigniſſe drängten, und eine faſt welt-
e Kühnheit auch Deutſchlands politiſche Selbſtändigkeit gefeſſelt hielt.
enſo großen Ereigniſſe, durch welche die Herrſchaft des Welteroberers geſtürzt
und das wieder erwachte Streben und Drängen der von einander getrennten
n fremden Druck entfeſſelten Länder nach einem neuen ſelbſtändigen politi-
ben, ſcheinen dagegen mit ganz entgegengeſetzten Erſcheinungen im Gebiete
tſchen Philoſophie zuſammenzuhängen. Von der einen Seite bemerkt
ß gegenwärtig keine der angeführten philoſophiſchen Anſichten eigentlich
nd iſt, und die meiſten, welche ſich mit Ausbildung und Mittheilung philo-
r Lehren beſchäftigen, ſich entweder an eine der eben genannten Hauptan-
welche die neuere Periode der deutſchen Philoſophie hervorgebracht hat,
irgend eine frühere anſchließen, dieſelben nach Form oder Inhalt, im Gan-
: Einzelnen, kritiſch oder dogmatiſch entwickeln und ausbilden, und nach
n einzelne Disciplinen, z. B. Moral, Äſthetik, bearbeiten; oder die von
vorausgeſetzte pſychologiſche Grundlage zu berichtigen, und die Philoſophie
Wege der Erfahrungsſeelenlehre zu begründen ſuchen, wie neuerdings z. B.

Und in der That iſt die pſychologiſche und anthropologiſche Richtung un-
n Philoſophen durch den Gegenſatz der willkürlichen Speculation ſeit Kur-
lebhaft hervorgerufen worden, wie man auch aus den zahlreichen Schrif-
Anthropologie und Pſychologie abnehmen kann, welche in den letzten Jah-
ienen ſind. Mit dieſer pſychologiſchen Richtung iſt die hiſtoriſche Anſicht
oſophie und die fleißige Bearbeitung der Geſchichte der Philoſophie
enhangend, indem die Verſchiedenheit und der Streit ſpeculativer Anſichten
ſt zur Recapitulation des Vorhandenen, zur Betrachtung über den Zuſam-

menhang der gleichzeitigen und aufeinander folgenden Ansichten, und über d
schritte in der Entwickelung der Wissenschaft führen mußte. Aber aus der
schen Ansicht der Philosophie entwickelt sich bei Schwäche des Verstandes leic
heit und Indolenz; man sagt, an einer Wissenschaft, über deren Principi
sich noch immer streiten könne, müsse überhaupt wol wenig Wahres sein
Wahrheit ist diese gemeine Ansicht im Publicum neuerdings sehr häufig ge
und es ist nicht zu leugnen, vielleicht durch den gegenwärtigen Zustand der
phischen Literatur erwiesen, daß sich das wissenschaftliche Studium jetzt ent
mehr zu dem Positiven und Historischen hinneigt, als zu den Systemen der
sophie; ja man möchte fast behaupten, daß in Beziehung auf dieselben ein
der Abspannung eingetreten, welcher bloß der Kritik, und der Anwendung
Umlauf gekommenen philosophischen Ansichten auf die Bearbeitung einzelner
schaften günstig ist, was sich besonders in den Naturwissenschaften, in de
kunde, Rechtswissenschaft und Theologie bemerken läßt. Viele haben den Wec
Systeme unter den Deutschen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber ist
über die Wahrheit einer umfassenden Ansicht nur dann vollkommen geurthei
selbst der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn sie sich in Form der
rechten Systems dargelegt hat; und dies war das Bestreben des gründlichen De
Je mehre und verschiedene Systeme dann auftreten, desto umfassender wird d
sicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegenden Vortheile mus
der Deutsche von seinen Systemen erhalten. Dazu kommt, daß nicht nur di
nen philosophischen Wissenschaften, sondern alle Wissenschaften überhaup
diesen streng philosophischen Geist eine höhere Gestalt gewonnen haben, u
keiner andern Nation so sehr als ein einziges organisches Ganze dargestellt
sind als von den Deutschen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenstand der W
heit bei ihnen ohne wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist, wie oft auch
wendung der jedesmal herrschenden Systeme auf dieselben zu lächerlichen E
keiten, Ausschweifungen und geschmackloser Pedanterei verleiten mußte; d
lich eben darum keine neuere Nation einen solchen Einfluß auf die wissensch
Bildung in Europa geäußert hat als sie. Von ganz entgegengesetzter A
ist das seit Kurzem herrschende encyklopädische Streben, welches jetzt
die Philosophie einschleicht und mit schmeichelnder Popularität der Oberfläc
großen Vorschub thut. — Unter Denen, welche sich Philosophen nennen,
jetzt Viele der praktischen Sphäre ihre Thätigkeit zu, und die Krisis, in wel
die Staaten der alten Welt gegenwärtig befinden, ladet sie ein, aus dem ab
Gebiete, in welchem sie vorher lebten, in die Wirklichkeit herabzusteigen, i
Theorien zur Anwendung zu bringen, oft ohne die gehörige Kenntniß der ge
Verhältnisse, auf welche die Anwendung zu machen ist. Viele endlich versc
auch diese praktische Wirksamkeit der Philosophie, welche die Wichtigkeit der
lichen Verhältnisse veranlaßt, und suchen die Philosophie mit den theol.
Dogmen in Übereinstimmung zu bringen weßhalb man den Unterschied chr
und unchristlicher oder heidnischer Philosophie jetzt öfter als früherhin hör
sie werfen sich, an allem philosophischen Forschen verzweifelnd, mit frömm
Sehnsucht dem blinden Glauben in die Arme. Solche Verschiedenheit der
herrscht gegenwärtig in der Philosophie und über dieselbe in Deutschland.
dies ist der gegenwärtige Stand unserer Kritik dem gründlichen Fortschreiten
Philosophie nicht eben günstig. Nicht zu gedenken, daß in den meisten liter
Blättern die ärgste Parteisucht und weniger ein Streit der Ansichten als de
sonen herrscht, und daher fast jedes kritische Institut einige tüchtige Schre
welche die Parole ihrer Partei unermüdet ausrufen, so ist auch gegenwä
solches Mißverhältniß zwischen Lesen und Schreiben eingetreten, daß es bei
senten, welche von Amts wegen viel lesen müssen, sehr selten zu einem grün

mmt. Aus diesem Grunde wird man eine tiefere Beurtheilung aufgestell-
ichten, welche bis auf die Grundlage derselben ginge, und mehr als einen
n Witz, oder eine trockene Bemerkung darüber enthielte, in unsern meisten
len oft vergebens suchen. Überhaupt legt man jetzt mehr Gewicht auf
en als auf das Forschen; daher so vieles Oberflächliche und Unverdaute
der Philosophie, daher jenes Streben nach einer flachen Popularität, die
e Lebensansicht zu nennen beliebt, und daher besonders in praktisch-philoso-
Schriften, wie z. B. in der Masse von Broschüren über Staatsverhältnisse,
ten unsere Literatur jetzt überschwemmt wird, das Buhlen der Schriftsteller
ffentliche Meinung, um die Sucht, den Geist der Zeit in abgedroschenen Ge-
chen zum Reden zu bringen. Überall aber, wo die gründliche Forschung nicht
e Empfänglichkeit und die ihr gebührende Prüfung gefunden, hat sie sich
verloren, weil die Wissenschaft nur durch rege Wechselwirkung der Geister
— Nicht minder ungünstig als die Kritik und das literarische Treiben
pt, ist der gründlichen Behandlung der Philosophie gegenwärtig die Be-
eit des akademischen Studiums. Meist noch unreif, und zwar mit einer
ammatisch-historischer Sprachkenntniß, welche man Philologie nennt, aus-
aber ohne alle, oder ganz unzureichende Vorbereitung zur Philosophie,
größere Zahl der Studirenden in die philosophischen Hörsäle, beeilt sich,
d Psychologie oder Naturrecht zu hören, um so schnell als möglich an die
ssenschaften" zu kommen, zumal da in den meisten deutschen Ländern phi-
e Prüfungen nicht eingeführt, und Logik und Naturrecht fast die einzigen
lichen Disciplinen sind, welche gehört zu haben man bescheinigen muß.
Klopstudium huldigen viele Lehrer, denen es nicht wahrer Ernst um die
i, und sie sind im Stande, alle philosophische Disciplinen in weniger als
ch, mit Einrechnung langer Ferien, glücklich abzuthun, wodurch jedem
ern Studium der Raum benommen wird. Und doch müssen sich die
, welche das akademische Studium durchlaufen, mit solchem philoso-
Unterricht auf Lebenszeit begnügen, da die Wenigsten auf ein gründ-
haftstudium der Philosophie Zeit, Lust und Kräfte zu wenden haben.
geht hervor, wie Noth es gegenwärtig thut, dem philosophischen Unter-
Schulen und Universitäten größere Aufmerksamkeit zu widmen, damit
die edelste Grundlage aller humanen Bildung verloren gehe. 44.

Deutsche Poesie. Auch in ihr offenbart sich der Charakter der
(s. Deutsche Literatur und Wissenschaft), vorzüglich durch
Tiefe und Gemüthlichkeit in einer kräftigen, bildsamen und bedeu-
en Sprache. Ihre Entstehung, wie überall, viel älter als die der
lt in Zeiten, wo die übrigen neuern Sprachen entweder noch gar nicht
, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verbor-
n. Wir nehmen die drei im Art. Deutsche Literatur bezeich-
iträume auch für die Geschichte der deutschen Poesie an. **I. Die**
der alten deutschen Sänger, von denen uns Tacitus erzählt,
h, wenn auch fälschlich, Bardenlieder genannt, sind verschollen. Sie
bei dem der Schreibekunst nicht mächtigen Volke die Stelle der An-
Chroniken und pflanzten das Andenken großer Helden und Fürsten fort.
Lieder es waren, die Karl der Große sammeln und aufschreiben ließ, ist
, aber nicht bewiesen worden. Doch auch von diesen Denkmälern hat
erhalten, es müßte denn das Bruchstück aus dem Hildebrandsliede, wel-
Jebrüder Grimm aus einer kasseler Handschrift bekanntgemacht haben
812), dahin zu rechnen sein. Nach der Einführung des Christenthums
hland, und namentlich seit Karl dem Großen, bietet die deutsche Poesie fast
biblische Übersetzungen und Paraphrasen dar, die meisten nur als Sprach-

denkmäler werthvoll. Ottfried's „Evangelienharmonie" in kurzen vierzeiligen Strophen aus Ludwigs des Deutschen Zeit ist unter diesen biblischen Gedic bedeutendste. Das erste deutsche Lied feiert den Sieg des Westfrankenköni wigs III. über die Normannen (881) und aus den Zeiten Kaiser Heinri hat sich der Lobgesang auf dessen Erzieher, den heiligen Anno, Erzbischof vo in niederrheinischer Mundart erhalten. In den übrigen Gedichten, die w führt haben, herrscht die oberdeutsche Mundart, und namentlich die fränkis

II. Die Regierung der schwäbischen Kaiser aus dem Geschlechte der staufen nimmt den ersten Theil dieses Zeitraums ein, das eigentliche Blüt der romantischen Ritterpoesie und des Minnegesanges, gewöhnlich das sch sche Zeitalter auch in der Geschichte der Poesie genannt, theils wegen jener herrschaft, theils weil die meisten und vorzüglichsten Dichter dieser Periode e nischer Abkunft waren, theils weil die schwäbische Mundart, als die gebilde reichste, die allgemeine Sprache der Poesie geworden war. Der zunehmend stand Deutschlands und die dadurch beförderte Cultur, die nähere Bekan mit Italien und Frankreich, vorzüglich mit der gesangreichen Provence, die züge, welche dem ritterlichen Geiste der Deutschen einen schwärmerisch-roma Schwung gaben, der edle Kunstsinn des Hohenstaufischen Kaiserstammes b mit manchen andern kleinern Förderungsmitteln die schnelle und reiche E lung der Poesie in diesem Zeitraume. Deutsche Kaiser und Fürsten sang Minnelieder oder schmückten ihre Höfe mit den Liedern einheimischer und wandernder Sänger, und poetische Wettspiele (Krieg auf der Wartburg) w mit Turnieren. Dem Beispiele der Fürsten folgten die Ritter, und die Po auf diese Weise als ein wesentlicher Bestandtheil in das Leben und die S höhern Stände ein. Die Reihe der Minnesänger oder Minnesinger, d. h. de ger der Liebe, beginnt mit Heinrich von Veldeck (1170), und man k Namen von beinahe 300 Dichtern, welche in diesem kurzen Zeitrau Liebe, die Frauen und ritterliche Ehre und Zunft in Liedern gefeiert haben. von dem Züricher Ritter Rüdiger von Manessa um 1313 vera Sammlung enthält ihrer 140. (Herausgeg. von Bodmer und Breitinger, 1758 — 59, 2 Bde., 4.) Als die berühmtesten nennen wir Wolfra Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich vo terdingen, Hartmann von Aue, Ulrich von Liechten Gottfried von Strasburg und einen der letzten Konrad von W burg. Die meisten Minnesänger haben sich auf Das beschränkt, was diese bezeichnet: sie besingen die Liebe und ihre Geliebten in lyrischen Weisen, v muth, Zartheit, Tiefe und Wärme der Empfindung, jedoch, bei aller roma Schwärmerei, nicht überall ohne sinnlichen Beigeschmack. Aber viele unte haben auch große epische Gedichte geschrieben, theils nach vaterländischen, nach fremden Stoffen. Der vaterländische Sagenkreis, zum Theil wol n innerungen aus der heidnischen Vorwelt mit sich führend, bewegt sich in den men und Zügen der großen Völkerwanderung, und Attila, der Hunne (Etzel) und Theoderich, der Gothenkönig (Dietrich von Bern) sind die Haup desselben, deren geschichtliche Herkunft am sichersten nachgewiesen werden Die Gedichte aus diesem Sagenkreise sind: das große Nationalepos, das belungenlied", das Werk eines unbekannten, aber ewigen Ruhms n Sängers aus der schönsten Blüthenzeit der Ritterpoesie, und die von verschi Verfassern herrührenden größern und kleinern Gedichte des sogenannten „H e buches". (S. beide Art.) Die fremden Stoffe sind größtentheils prov schen, nordfranzösischen und altbritannischen Ursprungs, nämlich die Sage Karl dem Großen und seinen Paladinen, und von der Tafelrunde des Königs und dem heiligen Graale (d. h. Sang royal, der Schüssel, aus welcher de

heilige Abendmahl genoß und welche nachher dessen Blut aufnahm). Un-
Gedichten aus diesem Fabelkreise zeichnen sich vorzüglich aus: Wolf-
von Eschenbach „Markgraf von Narbonne", „Titurel" und
l", Gottfrieds von Strasburg „Tristan", Hartmanns
r Aue „Iwain" u. A. m. Endlich bearbeitete man auch die antike Sage
hichte, jedoch in ritterlich modernem Gewande. Dahin gehört Heinrich
eldeck's „Eneidt" und „Der trojanische Krieg" des Konrad
rzburg. Mit Rudolf von Habsburg und der ihm folgenden unruh-
it des Faustrechts beginnt der Verfall des eigentlichen Ritterthums in
nd und der ihm eigenthümlichen und von ihm untrennbaren Poesie. In
angsperiode des Minnegesanges und der Ritterpoesie zu dem Meistersge-
d der bürgerthümlichen Dichtkunst finden sich einige didaktische und satyri-
e von Bedeutung, namentlich „Der Renner" des Hugo von Irymberg (um
nd die Fabeln des Boner, „Der Edelstein" betitelt (um 1324). Die epi-
ie geht zu den Reimchroniken über und die alten Rittergedichte werden zu
n Volksbüchern verarbeitet. Die Gesangkunst, vorher ein freies Eigen-
gebildetsten Stände, und vorzüglich der Ritter, wird, durch zünftige Re-
Gesetze beschränkt, in den Meistersängerschulen eingeschlossen ge-
Diese Schulen bildeten sich um die Mitte des 14. Jahrh., namentlich in
, Strasburg und Mainz, als ein Mittelding zwischen Akademien und
tsgilden aus, und die Handwerker würdigten die poetische Kunst zu hand-
ger Reimerei herab. Nichtsdestowenigen gingen aus diesen Instituten,
h nicht als Ergebnisse ihrer zünftigen Thätigkeit, ein Hans Sachs
vor ihm die ersten Keime des deutschen Theaters in den Fastnachtsspie-
hans Rosenplüt und Hans Folz hervor. Überhaupt wurde
zweiten Hälfte des zweiten Zeitraums nur eine Dichtungsart mit entschie-
lück behandelt, nicht ohne Einfluß des großen geistigen Umschwunges, welcher
e Reformation herbeiführte, nämlich die moralisch-satyrische. Wir nen-
Belege dafür den „Reineke Fuchs" des Heinrich von Alkmar, das
mte „Narrenschiff" des Sebastian Brand, Thomas Mur-
„Narrenbeschwörung" und „Schellenzunft", Rollenhagen's
Frosch" und den deutschen Rabelais, Johann Fischart. Es
sich in dem Zeitalter der Meistersänger eine überschwenglich komische
ische Laune, wie sie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutschen
ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger
t und Derbheit, welche den Deutschen angehörte. Als ein tüchtiger Re-
t dieser Volkslaune ist der Eulenspiegel aufzuführen. In diesen Zeitraum
wie schon oben bemerkt worden, die orginellen Anfänge der dramatischen
der Deutschen (seit der Mitte des 15. Jahrh.), welche wir der Schule der
nger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mysterien,
rungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans
Barbier, Rosenplüt u. A. führten die Fastnachtsspiele ein (s. d.).
rifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), viel-
n dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wie-
Göthe ein Denkmal zu setzen, nicht unter ihrer Würde achteten. Andre
men, wie z. B. „Faust", blieben ungedruckt. Diese dramatischen Ver-
inen vorbereitet worden zu sein durch die im 13. Jahrh. sich ausbildenden
Volkslieder, welche durch die Mannigfaltigkeit im Stoffe, indem sie sich
Stände, Stimmungen und Lagen des damaligen Lebens beziehen, ferner
n sinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische
nterkeit, eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch,
andre lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder Veit Weber's

(1476) kein Erzeugniß der Meistersängerschulen. Im 14. und 15. Jahrh. w
das Singen und Musiciren dem deutschen Volke Bedürfniß geworden. Dies
zeugte eine in allen Classen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlo
handwerksmäßigen Meistergesang gewissermaßen verdrängte. Im 17. Jah
schadete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Ruin des Wohlstandes.
diesem Zeitraum (15. und 16. Jahrh.) fangen auch die epischen Gedichte an, al
gorisch und historisch zu werden, z. B. Melchior Pfinzing's „Teuerdank", welc
Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Prosa anzunehmen, wodu
der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; aus den größern romantischen G
dichten hatten sich früher schon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgesond
Aus den erstern entstanden die deutschen Volksbücher: „Die Melusine", „Ma
lone" und viele andre, welche bis auf unsere Zeiten das Volk ergötzt haben; un
ihnen sind einige Originale, wie der berühmte „Till Eulenspiegel".

III. Groß wie ein Heros steht der kräftige Luther in dem dritten Z
raume als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind". Eine neue
begann, als die romantische verschwand, und mit ihr die neuere Poesie, an de
Spitze ein achtungswerther Deutscher, Martin Opitz von Boberfeld (geb.
Bunzlau 1579, starb 1639) mit der sogenannten schlesischen Dichterschule ste
Sein kräftiger Vorläufer war Rudolf Weckherlin (1584 — 1651.) Das N
tionalepos der Deutschen war vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche
ben sich im entschiedensten Gegensatze der alten Ritterzeit entwickelte; sonach r
der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten
auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach classisch
Mustern, oder solchen, die man dafür hielt, namentlich nach Franzosen und H
ländern, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahm
herabsank, und die Gallomanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des
Jahrh. in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigt. In diesem Zeitabschnitte finden
viele Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, wie ein Jak. Balde (16
— 62), und auch mehre ausgezeichnete deutsche Dichter wie Flemming, D
u. m. A. haben auch lateinische Verse hinterlassen. Opitz ist durch die Einführ
der Sylbenmessung statt der Sylbenzählung und durch die Begründung eines eig
poetischen Styls der Vater der neuern deutschen Dichtkunst geworden; sein po
sches Talent war reich genug, um durch das Eigenthümliche desselben die deut
Poesie zu beleben und zu bereichern. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflich
Zu seinen geistreichen Nachfolgern, worunter viele religiöse Liederdichter beka
sind, gehören Paul Flemming (1606 — 40), Sim. Dach (1605 — 59),
Tersching (1611 — 59), Paul Gerhard (1606 — 76), F. v. Logau (1
— 55), A. Gryphius (1616 — 46), Johann Rist (1607 — 67), G
Phil. Harsdörfer und Joh. Klai, die Stifter des Blumenordens. Überhaupt
len in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringe
welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, der Blumenor
der Pegnitzschäfer, welche 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde, und noch jetzt
Namen nach vorhanden ist, u. A., deren Dasein das gemeinschaftliche Str
nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch art
viele in kleinliche Correctheit und Ziererei aus. Mit der politischen Bedeut
Deutschlands, seit dem dreißigjähr. Kampfe durch Frankreichs Übergewicht,
auch die deutsche Poesie wieder herab, die man durch gezierte Nachahmung der
länder auszubilden strebte; dies geschah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von H
mannswaldau (1618 — 79), einen witzigen, aber gemüthlosen Dichter,
den Geschmack des Marino und Ähnlicher einzuführen suchte. Er ward von se
Zeitgenossen angestaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schm
zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwülstigen

rzug, um die Unwahrheit und Leerheit des Gemüths zu verbergen, und die der Empfindung sollte eine unerträgliche, süßliche Empfindelei vertreten. esen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. von Lohenstein (1635 — 83) unter. Doch kann man ihm Feuer und hümlichkeit in Behandlung seiner Muttersprache, trotz Überladung, Schwulst, ersenſucht und Sophistik, nicht absprechen. Hätte es zu seiner Zeit in Deutsch- ine Bühne gegeben, so wäre wahrscheinlich auch sein dramatisches Talent auf ichtigern Wege ausgebildet worden. Sein Roman „Arminius und Thus- auf patriotische Ideen gebaut, vereinigt die seltenste Kraft und die kräftigsten ungen eines in fremdem Schein befangenen Zeitalters. Seine Nachahmer n in aufgeblasenen Schwulst und klägliche Empfindelei, z. B. Heinrich An- on Ziegler (1663 — 97), Verfasser der „Asiatischen Banise", Barthold z. A. Das Vorzüglichste, was in diesem Zeitraum die Poesie hervorbrachte, noch die geistlichen Lieder, welche wir mehren der oben angeführten Dichter ten. Diese Gestalt oder Ungestalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte . Jahrh. Einige, wie Wernike, bekämpften sie durch Witz. Wir sehen ne wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der gen Richtung, welche die Verstandsbildung der Deutschen in diesem Zeit- nahm, zu erklären, wie man an einem Freih. von Canitz (1654 — 99), ch, Besser ꝛc. Geschmack finden konnte. Nur der geniale Günther ging n der Leerheit seines Zeitalters unter. Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedi- der bisherigen Poesie durch einen, mit großer Heftigkeit lange hindurch ge- r Streit zwischen Gottsched, welcher nebst seinem zahlreichen Anhange den anz. Poesie verwässerten Geschmack und die Tugend der Correctheit empfahl, n Schweizern Bodmer und Breitinger, welche vorzüglich auf die Muster erthums und auch schon auf die Engländer hinwiesen. Viel trug zum Siege weizer bei, daß während ihres Kampfes einer ihrer Landsleute, Albrecht Haller, mit seinen kraftvollen und gedankenreichen Gedichten auftrat. An ller's Schule knüpfte sich dagegen der leipziger Verein jüngerer Dichter und ftteller, von denen einige als Vorläufer des goldenen Zeitalters der deutschen zu nennen sind, wie z. B., J. A. Cramer (st. 1788), Chr. Fürchteg. ert (st. 1769), G. W. Rabener (st. 1770), denen sich auch F. W. Gleim 03), Chr. F. v. Kleist (st. 1759), J. P. Uz (st. 1796), F. W. Zacha- t. 1777), verbanden. Ferner zeichneten sich Friedrich von Hagedorn 54) und Salomo Geßner (st. 1788) als glückliche Beförderer des Wohl- und der Leichtigkeit des poetischen Styles rühmlich aus, und Chr. M. and leistete das Unglaubliche in der graziösen und witzigen Verfeinerung hten, dem französischen Geschmacke zusagenden Gattungen der deutschen unst. Am meisten wirkte F. G. Klopstock, der Schöpfer einer neuen rsprache und der Begründer der dem griechischen und römischen Alterthume bildeten Prosodie (Hexameter und höhere Odenversmaße), und in seinen Dich- n an Schwung, Tiefe und Erhabenheit Alles weit hinter sich lassend, was chland bisher angestaunt hatte. Neben ihm wirkte als erster echt deutscher er fast in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft, besonders mächtig aber s Theater, G. F. Lessing. Um diese Zeit wirkte auch die erste Verpflan- Shakspeare's auf deutschen Grund und Boden anregend und bestimmend ie größten deutschen Geister, und der göttinger Dichterverein, Bürger, ty, Voß, die Stolberg kräftigten ihre lyrische Muse an ältern und hen und englischen Volksliedern. Überhaupt dehnte der deutsche Geist, ge- t von dem Besten, was die alte und neue Welt in Kunst und Wissenschaft ge- , sich nach allen Richtungen fruchtbar aus, ohne doch dadurch seinen nationa- Mittelpunkt zu verlieren, nicht unähnlich seinem in dem Herzen Europas gele-

nen Vaterlands. Keine Gattung der Poesie blieb unversucht, und neue (z. B. das ländliche Epos) wurden erfunden.

Zur Bezeichnung der höchsten Blüthe der deutschen poetischen Literatur genügt es, die Namen Herder, Göthe, Schiller anzuführen. Wenn man die Fülle Dessen, was diese drei Heroen geschaffen und gewirkt haben, überschaut, so möchte man glauben, die Geschichte großer Zeiträume in ihnen personificirt dargestellt zu finden. Der Reichthum und die biegsame Beweglichkeit der deutschen Sprache errangen in dieser Periode durch die Nachbildung fremder Dichterwerke fast aus allen bekannten Sprachen der alten und neuen Welt den höchsten Grad, und die Namen Voß, A. W. Schlegel, Gries, Streckfuß erinnern an die glänzendsten Erscheinungen auf diesem Felde. Der Zweck dieser Übersicht erlaubt keine einzelne Musterung dessen, was die deutsche Poesie in jeder einzelnen Gattung der Poesie bis zu Ende des 18. Jahrhunderts geleistet hat. Wir verweisen daher theils auf die Übersichten dieser einzelnen Gattungen, theils auf die biographischen Artikel welche hier einschlagen. Der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung während ein benachbartes Reich sich im Kampfe erhob und dem ganzen deutschen Vaterlande Vernichtung androhte, konnte nicht ohne Einfluß auf den Gang der Poesie sowie überhaupt auf Kunst und Literatur, bleiben. Der Deutsche, äußerlich erschüttert und innerlich in seiner tiefsten Nationalität angegriffen, flüchtete aus der drängenden und niederschlagenden Gegenwart in das herrliche Alterthum seines Volkes zurück, Trost und Ergebung suchend in den Sagen und Gesängen, welche aus jenen Fernen als lebendige Zeugen herübertönten. Andre gingen den verwandten Nachklängen des romantischen Mittelalters in Italien, Spanien und dem hohen Norden nach, und so bildete sich aus der Zeit heraus jene oft in zeitwidrige Alterthümelei und welsche Süßlichkeit und Ziererei freilich ausgeartete, aber doch ursprünglich und im Allgemeinen den Geschmack erweiternde, kräftigende und reinigende Schule der neuen Romantiker. Unter ihnen glänzen als Kritiker die beiden Schlegel und L. Tieck hervor. Die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten deutschen Poesie stehen mittelbar oder unmittelbar unter dem Einflusse der durch diese Männer bewirkten Geschmacksrevolution, und von den ganz selbständigen und nur aus sich selbst erklärbaren Geisteswerken möchten wol nur die von Jean Paul eine Auszeichnung in einer Gesammtübersicht der deutschen Poesie verdienen. Ein gewisser Stillstand, ein Fortbauen auf alten Grundlagen, ein Weiterspinnen abgerissener Fäden, ist in dem Zustande der vaterländischen Dichtkunst zu Anfange des neuen Jahrhunderts nicht zu verkennen, und die überhandnehmende Ausländerei, die encyklopädische Sammelsucht und das anthologische Zusammentragen aus alter und neuer Welt zeugt von eigner Erschöpfung. Daher fragt jeder Gebildete mit Fug: Was wird nun kommen? — Zwar hat es nicht an einzelnen beifallswürdigen Bestrebungen gefehlt, und wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht bekennen wollten, daß manches Erfreuliche, die nächste Zeit gewiß Überdauernde, daraus hervorgegangen sei; aber darum wollen wir nicht in eigenliebiger Verblendung über unleugbare Mängel hinwegsehen oder wol gar da Vorzüge erblicken, wo das unbefangene Auge, bei aller Neigung, das Bessere herauszufinden, nur Unvollkommenes und Tadelnswürdiges erblickt. Es gibt Zeiträume in der Literaturgeschichte eines jeden Volks, in welchen die schöpferische Kraft desselben wie erstorben und der lebendige Geist, der in eignen, selbständigen Erzeugnissen sich kund thut, wie untergegangen erscheint. In solchen Zeiten pflegt die geistige Kraft sich an dem Vorhandenen zu üben. Das Bekannte wird geprüft und gesichtet, wol auch nach dem Geschmacke der Zeit zugerichtet; das Alte, minder Bekannte wird aus dem Dunkel hervorgezogen, erläutert und umgestaltet, Alles aber, Altes und Neues, zu einem Gegenstand kritischer Verurtheilung gemacht. Dahin gehören die encyklopädischen Bestrebungen der Zeit, die Verbreitung und Vereinigung

klassischer Werke zu großen Sammlungen in wohlfeilen Taschenausgaben, die Übersetzungssucht ꝛc. Der menschliche Geist kann und will nicht ruhen; ist er nicht mehr fähig, Neues zu schaffen, so will er mindest das Bestehende erhalten, oder durch Prüfung und Sichtung Neues vorbereiten. Dies dauert so lange als die Ahnung des Bessern nicht ganz verloren gegangen. Wir berufen uns statt alles Beweises auf bekannte Thatsachen unserer eignen frühern Literaturgeschichte. Ob auch uns eine solche Zeit nahe bevorstehe, oder ob sie wol gar bereits angebrochen sei, lassen wir unentschieden; aber das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß viele lebendige Kräfte nöthig sind, um sie lange noch von uns fern zu halten. Die Lobredner der Zeit verweisen auf die Menge poetischer Erzeugnisse, die alljährlich zur Freude des müßigen Haufens im Norden und Süden Deutschlands die Presse verlassen und in Tageblättern und Taschenbüchern zur Schau liegen. Aber wie wenig sind wahrhaft Selbständigen und Eigenthümlichen möchte da eine strengere Sichtung übrig lassen! wie Weniges davon möchte zu einer Begeisterung hinreißen, wie wir deren der eine nicht längst verflossene Zeit so häufig Zeuge gewesen! Niemand schilte die Lesewelt, und sage, sie wolle es nicht anders, sie begehre nur leichten, bequemen Genuß und verschmähe die Fessel des wahrhaft Schönen. Mit welcher Lust hat sie jede neue Erscheinung begrüßt, die etwas mehr als die gemeine Dürftigkeit zur Schau trug! Mit welcher lebendigen Theilnahme hat sie die ersten Gaben Meinert's, das geistige Vermächtniß Ernst Schulze's in Empfang genommen! Sie glaubte in ihnen glückliche Vorzeichen einer bessern Zeit zu sehen und hieß sie willkommen. So allgemein verbreitet ist das Gefühl der Unzulänglichkeit Dessen, was die Gegenwart bietet, und die Sehnsucht nach würdigern Leistungen. Daher rührt zum großen Theile der Eifer, mit welchem das längst Vergessene hervorgesucht, das Zerstreute vereinigt, das Untergegangene aufs neue ins Leben gerufen ward. Was von älterer deutscher Poesie irgendwo noch ungekannt vorhanden ist, wird fort und fort aufgespürt und zu allgemeiner Kunde gebracht; Volkslieder, die als traute Stimmen untergegangener Tage alle Achtung verdienen, werden eifrig gesammelt (Sammlungen von Meinert, von Schottky und Ziska), alte Sagen und Märchen, in denen oft allein die Poesie einer ganzen Zeit niedergelegt ist, vom Untergange gerettet (Sammlungen der Brüder Grimm), halbvergessene Dichterwerke einer spätern Zeit, mit zweckmäßiger Auswahl des Bessern, in neuen Ausgaben der Lesewelt näher gebracht („Flemmings Gedichte" von G. Schwab und L. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.", Hagen's „Gottfried von Strasburg", desselben und Primisser's „Heldenbuch", Büsching's „Hans Sachs", Münch's „Hutten" ꝛc.) und auch wol neuere Dichterwerke, mit dankbarer Anerkennung ihres Verdienstes, zu vollständigen Sammlungen vereinigt, aufs neue in Umlauf gesetzt. Wo die Gegenwart volle Befriedigung gewährt, da mag wol dann und wann die Vorliebe Einzelner dem Vergangenen zuwenden, aber nie kann die letztere so zur herrschenden Neigung werden, wie dies in unsern Tagen unläugbar der Fall ist. Damit scheint uns die kritische Sichtung der Zeit auf das engste zusammenzuhängen. Es ist noch nicht gar lange her, daß Deutschland an einigen wenigen namhaften kritischen Instituten genug hatte; jetzt sehen wir nicht nur die Anzahl der eigentlichen Recensiranstalten bedeutend vermehrt, sondern auch in fliegenden, der leichtesten Unterhaltung gewidmeten Tageblättern, die sich bis dahin mit gelegentlichen Anzeigen und Theaterkritiken begnügt hatten, beurtheilende Aufsätze hinzugefügt, sodaß wir in Kurzem für jede Art einsamer und geselliger Unterhaltung, für Theetische, Caffeehäuser, für feinere Conversationscirkel, Gesellschaftszimmer und Tabernen besondere kritische Blätter aufzuweisen haben werden. Ob die so vervielfältigte Gelegenheit, auch bei mittelmäßiger Kraft vor aller Welt Richter zu spielen, der Kritik selbst ersprießlich gewesen oder künftig sein werde, mag hier füglich unerörtert bleiben; wenn uns aber dabei oft eine wehmüthige Er-

innerung an die geistreichen Wortführer einer frühern Zeit, die mindest wu
was sie wollten, angewandelt hat, und wenn diese Empfindung nur noch verü
wird durch das einzelne, obwol seltene Treffliche, was hier und da sich darbietet,
bedarf auch dies wol keiner Erklärung. Könnten uns diese Thatsachen zusamm
genommen leicht in dem Glauben bestärken, als neige es sich wirklich mit dem
poetischen Schaffen unter uns bereits zum Ende, so belebt wieder manches
würdige, was die jüngste Zeit zum Vorschein gebracht, aufs neue den Muth
die Hoffnung. Und so wenden wir uns denn sogleich zu dem, was in den neu
dichterischen Erscheinungen der Zeit Erfreuliches und Hoffnungsreiches sich dar
tet, ohne das Entgegengesetzte ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Da
hierbei nicht darauf abgesehen sein könne, Einzelnes zu entwickeln und zu beur
len, sondern vielmehr, in allgemeinen und flüchtigen Umrissen auf Das hinzuw
was sich uns aus den Bestrebungen der jüngsten Zeit als eigenthümlich bemerk
ben, versteht sich von selbst. — Es ist schon von Andern bemerkt worden, w
die Poesie des Tages vorzugsweise dem lyrischen Elemente zuneige, und achte
auf die anschwellende Masse von Liedern und Liedlein, die unsere Almanache
Zeitblätter Jahr aus Jahr ein zu Markte bringen; sehen wir, wie Epos
Drama dasselbe Element in sich aufzunehmen kein Bedenken tragen; nehmen wi
neben wahr, mit welcher Emsigkeit die lyrischen oder dem Lyrischen verwan
Werke des Auslandes auf deutschen Boden verpflanzt werden, so dürfte gegen
Sache selbst kaum ein Zweifel zu erheben sein. Gedenken wir dann der letzt
ereignißschweren Zeit und wie eine solche wol geeignet sein könne, den Geist in
selbst zurückzudrängen und ihn zu nöthigen, in dem Mittelpunkte seiner eigne
fühle vor der Übermacht der äußern Erscheinung Schutz und Ruhe zu suchen,
scheint uns auch eine der Hauptursachen gefunden, warum es also hat kommen m
sen. Manches Andre mag mitgewirkt haben; so leugnen wir nicht, daß diese
tung schon in einem frühern Zeitraum unserer Literatur vorbereitet worden; so g
wir gern zu, daß es leichter sei, ein fehlerfreies Lied zu dichten, als ein untade
Epos oder Drama; und die Mittelmäßigkeit und Werthlosigkeit werden gar
durch diese Kleinarbeit in unserer poetischen Literatur immer heimischer und
Raßmann's namenreiche Dichterverzeichnisse zu Bänden anzuschwellen. M
ohne Gedanken, wohlfeile Gedanken ohne Klang, abgenutzte Phraseologie —
viele lyrische Erscheinungen des Tages — Eintagsfliegen im strengsten Sinne
Wortes — ließen sich auf die eine oder andre Art treffend genug bezeichnen!
nicht auch Andres, namentlich eine gewisse Scheu vor dem, was man unter
Namen Reflexionspoesie vielleicht zu unbedingt in Verruf gebracht, die Schuld
trage, bedürfte einer ausführlichern Erörterung, zu der es hier an Raum gebr
möchte. — Doch wir würden undankbar sein, wenn wir über dem Unerqu
chen der Zeit das wahrhaft Erfreuliche unbeachtet lassen wollten. Und so gi
es, daran zu erinnern, wie auch in dieser letzten Zeit Göthe, dem keine flache
kritik das Recht des Meisterstuhls streitig machen wird, nicht geschwiegen und
nem „Westöstlichen Diwan" aufs neue dargethan hat, wie leicht es ihm sei, die E
thümlichkeit jeder Zeit und jeder Zone in sich aufzunehmen; wie Tieck mit
Sammlung seiner Gedichte allen Freunden des echten Liedes eine unerwartete
raschung bereitet; wie Uhland, den wir, gewiß ohne Widerspruch, den Treffli
beizählen, das Vorurtheil, als sei kein neuer Lorberkranz zu verdienen, zu Sch
den gemacht; wie W. Müller in seinen begeisterten „Griechenliedern" das Auf
hungsfest eines schmachvoll unterdrückten Volks würdig gefeiert und wie m
andre Dichter und Dichterinnen — wir nennen aus mehren Tiedge, Heln
von Chezy, Gr. v. Löben, Fr. Rückert, Fr. Kind, Gust. Schwab, P
v. Schenkendorf — in Sammlungen oder einzelnen Spenden Schönes und D
kenswerthes geliefert. — Minder Erfreuliches haben wir von den neuern

lungen im Gebiete der epischen Poesie zu berichten. Ernst Schulze's „Bezauberte Rose" und „Cäcilia", sowie Fouqué's „Corona" gehören nicht mehr der neuesten Zeit an, und doch dürfen und müssen wir hier an sie erinnern, da seit ihnen nichts, was mit ihnen um den Preis wetteifern könnte, in dieser Gattung erschienen ist. Daß das sogenannte Homer'sche Epos, das in der Sage, also in dem innersten Seelenleben des Volks seine Wurzel hat, in unserer historisch abgeklärten Zeit nicht mehr gedeihen könne, sieht man, scheint es, nach gerade ein; daß aber jene Versuche im romantischen Epos so wenig Nacheiferer gefunden, dürfte bei der herrschenden Vorneigung zum Lyrischen auffallen, wenn nicht die Schwierigkeit der Fassung und ein gewisser Starrsinn des größern Lesepublicums gegen metrische Dichterwerke von einiger Länge, vielleicht auch die Scheu der Dichter selbst vor Arbeiten, an deren Vollendung Jahre zu setzen wären, die Erscheinung hinlänglich erklärten. — Und hier gedenken wir sogleich, da es uns nicht um ein kunstgerechtes poetisches Fachwerk zu thun sein kann, der Romanze, deren innerstes Wesen, seitdem ihre Klänge auf spanischem Boden verhallt sind, von keinem Volke so tief und rein ergriffen worden ist als von dem unsrigen, und wenn wir hier abermals, und zwar vor Allen, Uhland nennen, so geschieht es, weil wir ihn gerade zu dieser Dichtung vor allen andern deutschen Dichtern berufen glauben. — Gern schwiegen wir von einer Gattung, die lange und mit Recht zu den begünstigsten gehört hat, wenn aber, mit unverdienter Vernachlässigung, nur von wenigen unserer bessern Dichter, meist von solchen, die ihr von jeher ihre Kräfte zugewendet haben, bearbeitet wird. Wir meinen den Roman. Was von Schilling, Fr. Laun, Fr. Kind, Clauren und van der Velde, von Hoffmann und Fouqué in dieser Gattung gespendet worden, hat immer dankbare Leser gefunden; dennoch scheint es, als ob seit Kurzem die Novelle oder novellenartige Erzählung die besten Kräfte für sich dahin nehmen wolle, sodaß selbst Göthe in seinen vielfach besprochenen „Wanderjahren" recht, als wäre es ihm darum zu thun, diese Eigenheit der Zeit zu parodiren, öfters den Gang des Romans unterbricht, um an schicklicher Stelle eine andere Erzählung der Art einzuschalten. Was auch die nächste Ursache davon sein möge; ob mehr die engen Grenzen, welche die räumliche Beschränkung unserer Zeitschrift dem erzählenden Dichter vorschreibt, oder die größere Leichtigkeit und Schnelligkeit des pecuniairen Gewinns, oder aber jene echte Vorliebe, die, bei entschiedenem Talente, Beruf heißt: so viel ist gewiß, daß wir uns dieser veränderten Richtung höchlich zu erfreuen hätten, wenn jedes Jahr nur eine Erzählung uns brächte, wie Tieck's neueste Novellen, „Die Gemälde" bis zum „Dichterleben" (in der „Urania" 1826). Indeß mag das schon Freude gewähren, was in dieser Gattung von v. Löben, H. v. Chezy, von Arnim, F. Horn, Fr. Kind, Wilib. Alexis u. A. Ehrenwerthes, zum Theil Meisterliches geboten worden ist. Auch steht zu hoffen, daß eine gewisse weiche Verschwommenheit und Breite, die hier und da in dieser Art Darstellungen noch wahrzunehmen gewesen, bei fortgesetztem Studium kräftigen, gestaltreichen, von Lindau und einigen Andern mit Glück übertragenen W. Scott'schen Romane allmälig verschwinden werde.

Unter allen Dichtarten ist keine in der letzten Zeit so eifrig bearbeitet worden als die dramatische, namentlich die Tragödie und das ernstere Schauspiel, und fast scheint es, als ob kein junger Dichter auf solchen Namen Anspruch machen zu können glaube, wenn er nicht ein oder ein paar Trauerspiele über die Bretter gesendet habe. Mag die Erkenntniß der hohen poetischen Bedeutung dieser Gattung, mag die Zeit selbst, die mit mehr Glück, als die meisten ihrer Dichter, den tragischen Dolch geschwungen, ihr Theil daran haben, das läßt sich dennoch nicht verkennen, daß manche unreine Triebfeder auch mit untergelaufen, von der unsere frühern dramatischen Dichter, denen es um die Kunst ein heiliger Ernst war, nichts wußten. Die theatralische Darstellung des eignen Werkes hat, auch bei den

schwachen Kräften, die den meisten heutigen deutschen Bühnen zu Gebote stehe so viel Verführerisches, Applaus der Menge, wenn es gelingt, oft nur durch Hü der Bühnenkünstler gelingt, so viel Reiz, die Aussicht auf pecuniaire Vortheile ist bei der dermaligen Einrichtung, nach welcher ein dramatisches Gedicht, bevor in den buchhändlerischen Vertrieb kommt, mehrmals handschriftlich zu Kaufe g tragen wird, so sicher, daß man sich nicht wundern darf, wenn junge Dichter, den ein gutes Auskommen und das laute Lob der Menge über Alles geht, dadurch ve führt, einer Gattung sich hingeben, der sie leider nur allzu selten gewachsen sin Daher so viele verunglückte Versuche, daher bei aller dramatischen Fruchtbarke die bejammernswürdige Leerheit unserer Theaterrepertorien. Gute Versificatio und eine reine Sprache findet man nun wol in den meisten jener Versuche; leid aber gelten diese unerlaßlichen Erfoderniße bei Dichter und Publicum nur zu oft fü Surrogate der Poesie selbst, sodaß man die Correctheit und Geschmeidigkeit de Ausdrucks schon hoch anrechnet und zufrieden ist, wenn hier und da ein anmuthige Bild die innere Leere verbirgt. Aber wie arm erscheint nun das Meiste an wahr Poesie, an innerm frischen Leben, an dramatischer Vollendung. Eine bis an da Gräßliche hinabgetriebene Unnatur, mit der man die nächstvergangene Zeit übe bieten zu wollen scheint, kann doch unmöglich die rechte tragische Größe ersetzen Möchten doch unsere jungen Dichter, die bald von einem übermächtigen Stoffe sie erdrückt sehen, bald in geistloser Form sich selbst verlieren, endlich einmal sich entschlie ßen, bei Shakspeare und Calderon in die Schule zu gehen um von ihnen zu lernen, wi nur bei der innigsten Vermählung des Stoffes und der Form von einem Kunstwerk die Rede sein könne. Die Übersetzerlust unserer Tage kommt ihnen zu Hülfe. Ein gro ßer Theil der Meisterwerke Shakspeare's liegt in theilweis trefflichen Übertragungen vor Aller Augen, und auch Calderon ist uns durch die meisterhaften Übersetzungen von Gries, Schlegel und v. d. Malsburg näher gebracht worden. So knüpfen sich auch hier wieder Hoffnungen an, gegründet auf manches auch in verfehlten Bestrebungen noch sichtbarr Talent, gegründet aber auch auf einzelne mehr oder weniger erfreulich Dichtungen, mit denen von Houwald, Werner, Grillparzer, Kind, Raupach, Öhlen schläger, Immermann, Robert u. A. in dieser letzten Zeit die Lesewelt und die Bühne beschenkt, oder, wie von Kleist, nach ihrem Tode noch erfreut haben. Wenn so im Felde der tragischen Poesie das Bedürfniß doch nicht ohne alle Befriedigung geblieben ist, so läßt dagegen der Blick auf das neueste deutsche Lustspiel kaum die Hoffnung des Besserwerdens aufkommen. Das ältere Gute ist zum großen Theil veraltet, das neuere will nicht zusagen. Ist das Komische aus der Zeit entwichen? Haben sich die Charaktere so abgeschlacht, daß sie in ihrer Allgemeinheit der Darstel lung nichts mehr bieten? Ist die Welt so einförmig geworden in ihren Verhält nissen, daß sie nicht einmal mehr zu neuen Situationen auf der Bühne Stoff gibt? Oder hat — um das Äußerste zu sagen — der Ernst unserer Tage selbst die Lust an der Lust vertrieben? Das letztere möchte kaum glaublich erscheinen, wenn wir der Klagen gedenken, die sich von allen Seiten über den Mangel guter Lustspiele vernehmen lassen. Unstreitig sind diese Klagen gerecht, und wie zahlreiche Versuche auch gemacht worden sind, die fühlbare Lücke auszufüllen, so möchten dennoch Wenige zu widersprechen geneigt sein, wenn sie behaupten hören, der verschmähte und nicht ohne Grund getadelte Kotzebue stehe immer noch einzig da, und keiner seiner Nachfolger gebe sonderliche Hoffnung ihn je zu ersetzen. Wenn wir auch hier das altengli sche und spanische Lustspiel als eine Schule, in der noch viel zu lernen sei, nennen und anpreisen, so haben wir darin die vorurtheilsfreien Kenner des Alten und Neuen auf unserer Seite, aber die Versuche, welche in der neuesten Zeit bei uns darin ge macht worden sind, scheinen noch zu sehr Versuche und zum Theil noch zu ferne, um Erwähnung zu finden. Daß in einer Zeit voll widerstrebender Ansichten und ver unglückter Bestrebungen das Feld der Satyre nicht unangebaut bleiben konnte, war

ſtlich, und wir hätten uns deß freuen müſſen, wenn ſie nicht unter feindſeligen
den zu einem Dolche geworden wäre, der gegen den Einzelnen ausſtößt. Jene
ere, die es nur mit der Sache zu thun hat, iſt immer willkommen; nicht ſo
loß perſönliche, die, im Dienſte eines beleidigten, überſpannten und krankhaf-
Selbſtgefühls und der Erbitterung ſich an dem Charakter des Individuums hä-
und boshaft, ja ſelbſt pöbelhaft vergreift. Wir haben nicht nöthig, Namen
nnen, da Jedermann ſie ſich ſelbſt nennen wird; aber wol wünſchen wir, ohne
unbedingten Lobrednern einer dahin geſchiedenen Zeit zu gehören, daß auch
em Gebiete die Gutſinnigkeit und die beſſere Sitte früherer Tage zurückkehre.
nuriges Zeichen der Zeit in der neueſten ſchönen Literatur Deutſchlands iſt
mmer mehr überhandnehmende und immer frivoler werdende Ausländerei.
Ebbe der deutſchen Poeſie, das Gefühl des Mangels an etwas wahrhaft Gro-
durch Eigenthümlichkeit und Vollendung Epoche Machendem im Vaterlande,
n unſere Blicke vorzüglich nach England, wo durch Byron, Scott und Moore
neue Periode der Poeſie auf eine glänzende Weiſe erſchaffen worden war.
Theilnahme des Deutſchen an dem wahrhaft Großen und Neuen in der Lite-
einer fremden vielfach verwandten Nation konnte an und für ſich nicht tadelns-
ſcheinen, aber ſie artete gar bald in Überſchätzung und modiſche Begier aus,
ch nicht beſchränkend auf die Meiſter, führte ſie wetteifernd auch des Schü-
ten, welches jenen beliebten Geiſtesrichtungen des Einen oder des Andern von
Chorführern nachlief, nicht ohne Nachtheil und Ungerechtigkeit für deutſche
alproducte in Nachdrücken, Überſetzungen und Nachahmungen zu uns über.
ſe Anglomanie bald Mode wurde und durch die Scott'ſchen Romane auch
ße Lesewelt ergriff, ſo konnte es nicht fehlen, daß die buchhändleriſche
chriftſtelleriſche Speculation dadurch rege wurden, und die Überſetzungskunſt
uf dieſe Weiſe in ſchnelles Fabrikweſen unter. Die Beiſpiele davon liegen
zu ſehr am Tage, als daß wir ſie namentlich anzuführen brauchten. Das
nnsgabenweſen und der Wetteifer in Wohlfeilheit der Drucke brachten dieſes
Überſetzen immer tiefer herunter, und ſo wurde nicht nur das ausländiſche
al, ſondern auch die Ehre der deutſchen Literatur durch dergleichen Arbeiten
Unternehmungen geſchändet. Frankreichs Modeliteratur blieb nun auch
rück, und da ſie weniger reich und anziehend als die engliſche iſt, ſo müſſen
n Claſſiker derſelben ſich wol auch in die liederliche Übertragungsjagd der
nbibliotheken fügen, ja ſelbſt die alten Heroen der Poeſie, Cervantes und
peare hat man auf ſolche Weiſe für die Gemeinheit des großen Modege-
ks zurecht gemacht. Meyer's ſogenannte freie Bearbeitung des Shakſpeare
Nonplusultra Deſſen, was auf dieſem Felde frecher Unverſtand zu leiſten
t hat.

Dabei gedenken wir aber auch Deſſen, was in dieſen letzten Jahren die deutſche
ur aus dem Auslande in würdigen Übertragungen empfangen hat, und vor
des „Dante" von K. Streckfuß. Tieck iſt damit beſchäftigt, A. W. Schle-
Überſetzung des Shakſpeare zu revidiren und vollſtändig zu machen. Un-
re Erweiterungen unſers poetiſchen Horizonts ſind die Übertragungen von
iedern, wie Talvj uns ſolche aus Serbien, W. Müller aus dem neuen Grie-
nd nach Fauriel's Sammlung und Rheſa aus Litthauen geliefert haben. 50.

Deutſche Proſa. Dem, was wir in d. A. **Deutſche Literatur** hier geſagt haben, fügen wir noch Folgendes hinzu. Die deutſche Proſa durch Herrſchaft der fremden, d. i. der lateiniſchen und romaniſchen Spra-
ange Zeit von derjenigen Ausbildung zurückgehalten, welche jede Sprache Schriftſprache erhält. Die erſten Beiträge zur Bildung derſelben finden den Überſetzungen (vom 11. Jahrh. an). Ein freieres Feld eröffnete ſich ihr, man deutſch predigte (denn die Kanzelberedtſamkeit iſt faſt der einzige Zweig

der öffentlichen Beredtsamkeit bei den Neuern) und polemisirte *); später als m die Wissenschaften in deutscher Sprache bearbeitete und vortrug (seit Thema 1694). Darum ist auch der didaktische Vortrag der herrschende in der deutsch Prosa geblieben. Diesem zunächst ist der historische und erzählende am meis von den Deutschen ausgebildet worden. Die erste deutsch geschriebene Weltch nik ist von Steinhörel (Ulm 1473). Es genügt hier, die wichtigsten und g vollsten der neuern Prosaiker der Deutschen, deren Werke classisch genannt wer können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuern deutsch Prosa: Lessing, der große Theolog Lor. Mosheim, Vater der neuern deutsch Kanzelberedtsamkeit (geb. 1694, st. 1755), und s. Nachfolger: Jerusalem, And Cramer, Spalding, Zollikofer, Teller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanstein, R beck, Stolz, Löffler, Schleiermacher, Niemeyer, Ammon, Marezoll, Schm Veillodter, Harms, Dräseke, Krummacher, Tzschirner, Schuderoff; ferner Winckelmann (st. 1768), Justus Möser (st. 1794), Helf. Pet. Sturz (st. 179 Dusch, Joh. Kasp. Lavater (st. 1801), M. Heinse, Georg Forster, Lichtenberg, Zimmermann, Engel (st. 1802), Moriz, Sulzer (st. 1779), Thom. Abbt (st. 177 Garve (st. 1798), Moses Mendelssohn (st. 1786), Musäus, Wieland, Herd vorzüglich aber Göthe, v. Thümmel, Klinger, J. P. Miller, Kotzebue, die G Schlegel, besonders A. W. Schlegel; in der Gesch.: Spittler, Heeren, Eichh Joh. Müller, Joh. N. Voigt, Posselt, Schiller, Woltmann, Plank, Lu Pölitz; in dem philosophischen Vortrag: Kant, Heidenreich, Fichte („Reden an deutsche Nation", Muster kräftiger Beredtsamkeit), Schelling (z. B. „Rede das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst"), Friedr. Heinr. Jacobi, Steff („Über die gegenwärtige Zeit"), Köppen, der wahrhaft populaire Matth. Clau Voß, E. M. Arndt, Görres u. A.; in der eigentlichen Rede: Gedike, Nicola Jacobs, Delbrück; ja selbst in der Bearbeitung besonderer wissenschaftlicher Gegen stände: Feuerbach, Zachariä; in der Schilderung der Natur: von Humboldt, u im Kleinen Matthisson. (Vgl. Deutsche Sprache.)

Deutsches Recht (Jus germanicum). Die germanischen Stämm welche sich endlich zu einem deutschen Volke in der engern Bedeutung vereinigt u darin einen eigenthümlichen gemeinschaftlichen Charakter entwickelt haben, fan großen Verschiedenheiten ihres Culturfonds und der davon abhangenden Rechts griffe auch zu sehr weit auseinanderliegenden Zeiten und unter sehr verschiede Umständen in diese Volksgemeinschaft eingetreten. Ein Theil des westlichen u südlichen Deutschlands war bereits römische Provinz, auf ihn wirkte römische Cu tur bedeutend ein, im Norden und Westen sind slawische Stämme eingedrung welche erst lange nachher zu deutscher Sprache und Sitte gewonnen wurden. D Christenthum war der erste entscheidende Schritt zur gesetzlichen Ordnu gleichzeitig mit der Bekehrung dazu wurden die ersten Gesetze angenommen, w man sehr unrichtig für bloße schriftliche Aufzeichnung vorhandener Rechtsnor ansieht, da der bei weitem größte Theil ihres Inhalts aus Regeln besteht, die rade in diesem Zeitpunkt neu festgesetzt wurden. Das Zeitalter dieser ältesten G setze, welche zum Theil als Capitulationen zwischen den Eroberern und den Be ten, zum Theil als Vergleiche zwischen dem Heidenthume und der alten Ungeb denheit einer Seits und den christlichen Religions- und Rechtsbegriffen and Seits, hier und da auch als Verträge zwischen der Volksfreiheit und der fürstlic Herrschaft, zwischen dem Gefolge und seinem Führer, zwischen der Volksgem und der Schar der fürstlichen Leute zu betrachten sind, geht vom fünften Jahrh dert bis in das neunte. (Gesetze der Westgothen, von König Eurich, 466 — 48 der salischen Franken gegen Ende des 5. Jahrh.; der Burgunder um 517;

*) Es ist bemerkenswerth, daß mehre deutsche Prediger zugleich Satyriker w ren z. B. Geyler von Kaisersberg, Murner ꝛc.

ipuarischen Franken zwischen 511 und 534; der Baiern und Alemannen zwi-
en 613 und 638; der Friesen, Sachsen, Angeln aus den Zeiten Karls des
ßen; der Longobarden von 643 an bis 724; der Angelsachsen von Athalbert
n Kent 501 — 604 bis zur normannischen Eroberung.) So übereinstimmend
Charakter derselben im Ganzen ist, so unsicher ist doch der Schluß von einem
Volksstamme auf den andern in Ansehung der einzelnen Verhältnisse, und sie bedür-
sämmtlich einer viel isolirtern historischen Behandlung als ihnen bisher zu Theil
rde. (Einen Anfang dazu macht Philipp's „Geschichte des angelsächsischen
chts", Göttingen 1825.) Den zweiten Abschnitt bilden die königlichen Capi-
rien der spätern Zeit, wo sich die königliche Gewalt schon mehr zur Staatsge-
walt erhoben hatte, deren Wirkung für das eigentliche Deutschland aber in An-
ung ihres Umfangs und ihrer Dauer noch genauerer historischen Untersuchungen
rftig und fähig ist. Von dem 10. Jahrh. an wurde das Lehnverhältniß fast
meine Form des Grundbesitzes und selbst die Grundlage des öffentlichen Rechts;
te aber doch das Bedürfniß eines vollständigern und geregeltern Rechtssystems,
es die zunehmende Bevölkerung, Landesanbau, Gewerbfleiß und Handel
das ganze westliche Europa erweckte, so wenig befriedigen, daß das römische
ht, welches bald nachher im obern Italien von neuem gelehrt wurde, Schüler
allen Ländern an sich zog, und alle Rechtsverfassungen mehr oder weniger
drang. Theils Nachahmung, theils Opposition ward die Veranlassung, auch
einheimischen Rechte in systematischer Form zusammenzustellen, wovon
Bearbeitung Eike's (Ekkard's) von Repkow, später der Sachsenspiegel genannt
(zwischen 1215 und 1235) in Deutschland eine zahlreiche Nachkommenschaft von
Verbesserungen, Umarbeitungen, Auszügen und Nachträgen nach sich gezogen hat,
während um dieselbe Zeit fast in allen europäischen Ländern von Neapel (Kaiser
Friedrichs II. Gesetzbuch durch Peter de Vineis 1231) bis in den Norden (K. Wol-
mars II. jütisches Recht 1240) ein Ähnliches geschah, und eine Menge von
Städten sowol durch ausdrückliche Gesetze als durch Gewohnheit ihre eignen Rechte
bildeten. Das Ansehen des römischen Rechts (zu welchem das longobardische Lehn-
recht einen Anhang bildete) wurde dessenungeachtet immer größer und allgemeiner,
bekam selbst in öffentlichen Angelegenheiten bedeutenden Einfluß; die gemein-
schaftliche Gesetzgebung des Reichs wurde durch die immer mehr hervortretende Lan-
deshoheit noch mehr gelähmt; die einheimischen Rechte lebten aber in den Gerichten
(Schöppenstühlen, Landgerichten) ebenfalls fort, und hatten, bei großer Abwei-
chung im Einzelnen, doch auch manche gemeinschaftliche Grundlagen; bis sich end-
lich vorzüglich vom 15. Jahrhundert an, eine seitdem immer höher gestiegene
Thätigkeit der Landesgesetzgebung (der Particularrechte) hervorthat. Fast
jedes Land bekam seine Landesordnung, der Reichskammergerichtsordnung v. 1495
folgten spätern Umarbeitungen und Zusätzen folgten Landesproceßordnungen, der
Criminalordnung K. Karls V. (welche den fürchterlichsten Mißbräuchen der Straf-
justiz entgegengesetzt wurde) peinliche Gerichtsordnungen der einzelnen Staaten.
Im Staatsrecht verließ man um die Zeit des dreißigjährigen Krieges die romanisi-
rende Methode, und fing an die nationalen Quellen desselben historisch zu brauchen,
durch welche man endlich auch wieder auf die wissenschaftliche Bearbeitung des Privat-
rechts geleitet wurde. Man muß hieran dem berühmten Hermann Conring (st.
1681) einen großen Antheil zuschreiben, obgleich Georg Beyer der erste war, wel-
cher 1707 zu Wittenberg eigne Vorlesungen über das deutsche Privatrecht hielt.

Wenn man jetzt von deutschem Recht spricht, so versteht man darunter nur
das Privatrecht, insofern die Quellen des in Deutschland geltenden Rechts nicht
in römischen und päpstlichen Gesetzgebung gesucht, auch nicht aus der particula-
ren Gesetzgebung der einzelnen Länder abgeleitet werden. In welcher Art man hier von
dem gemeinen deutschen, wirklich gültigen und brauchbaren Rechte sprechen könne,

ist sehr bestritten worden. Zuerst war man sehr freigebig damit, allgemeine de sche Rechtsgewohnheiten, und Entwickelungen aus gewissen Grundbegriffen de scher Rechtsverhältnisse anzunehmen, aus welchen sich Theorien über dieselben sammenfügen, wovon aber die einen oft so unsicher waren als die andern, und von sehr localen und zufälligen Bestimmungen das Allgemeine abzuleiten vers ten. Andre leugneten daher lieber das Dasein eines gemeinen deutschen Rec als wahrer unmittelbar verbindlicher Rechtsnormen ganz, und ließen sich nur Erklärung der Particulargesetze und Ergänzung ihrer Lücken aus einer allgemei Theorie und Analogien gefallen. Das ist auch im Ganzen die Ansicht der neue Bearbeiter des deutschen Privatrechts, nur daß Eichhorn („Einleitung in das d. P vatrecht", Göttingen 1823, 2. Ausg., 1826) die leitenden Principien jedes Rec instituts, welche zu Erklärung und Ergänzung des positiven Rechts der einzel Länder dienen sollen, bloß auf dem historischen Wege aus der Übereinstimmung ältesten Rechtsdenkmäler und ihrer Fortbildung abzuleiten sucht. (Neben ihm zu nennen Mittermaier's „Grundsätze d. d. Privatrechts", Heidelb. 1823, 2. A 1826). 37

Deutsches Reich. Das deutsche Reich entstand durch die Theil der fränkischen Monarchie im Vertrage zu Verdun 843. 924 kam Lothrin hinzu. König Otto der Große verband 961 das Königreich Italien und 962 römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche, das hierauf das heilige römi Reich deutscher Nation genannt wurde. Doch waren die italienischen Staa nicht Stände des deutschen Reichs, sondern standen mit demselben in bloßer Leh verbindung, welche erst in den neuesten Zeiten gänzlich aufgelöst worden ist. B men ward seit Otto dem Großen als ein Theil des deutschen Reichs betrachtet, blieb es bis zur Auflösung desselben. Auf kürzere Zeit erkannten selbst die Kö von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Polen wegen Schlesien Ottos III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als solche, von 1045 zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung, die Oberlehnsherrlichkeit des deutsc Reichs an. In ähnlichem Verhältnisse gegen dasselbe stand Preußen, als Besitzth der deutschen Ritter, von 1230 — 1525, und Liefland, das den Schwertritt gehörte, von 1205 — 1556. Mit der deutschen Krone hatte Konrad II. (10 auch das arelatische oder niederburgundische Reich verbunden, welches die Fran Comté, das Delphinat, Lyonnois, die westliche Schweiz, die Provence und S voyen in sich begriff. Aber nach und nach gingen alle diese Länder verloren, nach 1648, wo auch die Schweiz und die Vereinigten Niederlande als unabhäng Staaten vom deutschen Reiche getrennt wurden, behielt das letztere von seinen maligen Lehnsstaaten nichts weiter als Savoyen, Mömpelgard und das Bisth Basel. Gleichmäßig verlor es, bis zu seiner gänzlichen Auflösung, durch Kriege mit Frankreich, in Deutschland selbst bedeutend. (S. Friedensschlüs Diejenigen Reichsgrundgesetze, wodurch die Verhältnisse des Kaisers zu den St den, und der letztern unter einander bestimmt wurden, verdankten nicht, wie in dern Staaten, der monarchischen Gewalt des Reichsoberhaupts, sondern der öff lichen Berathung des Kaisers mit dem Reiche, d. h. den Reichsständen auf Reichstagen, ihr Dasein. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherkommen) ren dergleichen grundgesetzliche Bestimmungen vorzüglich enthalten: 1) in dem e gen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewissen Beding gen erlaubt gewesenen Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und ordnungen zur Errichtung und Besetzung eines Reichskammergerichts gemacht w den; 2) die goldene Bulle (s. d.) von 1356; 3) die Reichsabschiede, die von den Kaisern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beschlüsse, insof sie wesentlich sich auf die Reichsverfassung, und nicht bloß auf privatrechtliche Verh nisse beziehen; 4) die Wahlcapitulationen (s. Capitulation); 5) der passa

Vertrag, von 1552, oder eigentlich der auf diesen Vertrag begründete, auf Reichstage zu Augsburg 1555 geschlossene Religionsfriede, sicherte den Reichsden und der Reichsritterschaft augsburgischer Confession freie Religionsübung, den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre gion zu ändern und auszuwandern; 6) durch den westfälischen Frieden (1648) den nicht bloß den Reichsständen die nach und nach erworbenen landesherrlichen te bestätigt, sondern auch die Religionsfreiheit auf die Protestanten des refor- Bekenntnisses ausgedehnt. Die schon 1438 vom Kaiser Albrecht II. in gebrachte Kreisverfassung des Reichs entstand, um den Landfrieden ten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände mit Ausschluß der sten in Deutschland 6 Kreise theilten: den fränkischen, bairischen, schwäberrheinischen, westfälischen und sächsischen, welche 1512 auf 10 ver- wurden, indem man die östreichischen und burgundischen Lande hinzufügte den Ländern der vier Kurfürsten am Rhein und der zwei in Sachsen, zwei se bildete. Die Lausitz, Schlesien mit Glatz, Böhmen, Mähren, Mömund andre, selbst im Umfange der Kreise belegene Länder und Bezirke wader Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte einen oder zwei kreisende Fürsten, einen geistlichen und einen weltlichen. Der kreisausschreifürst rief die Kreisversammlungen zusammen, in seinem Namen wurden die schäfte besorgt, und an ihn die kaiserl. Verfügungen erlassen. Außerdem der Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kriegsober- der die Kriegsgeschäfte besorgen mußte, und andre Beamte. Späterhin wurKreisen, außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das sen des Kreises, die Präsentation der Kammergerichtsassessoren, die Vollder reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht über das Münz- und Zollwe- Reichsmatricularanschläge u. s. w. übertragen. In den Kreisversammgalt Stimmenmehrheit, aber die Beschlüsse mußten den Reichsgesetzen gesein. In religiöser Rücksicht theilte man die Kreise nach dem westfälischen in katholische, protestantische und gemischte ein. Zu den erstern wurden sche, burgundische und bairische, zu den zweiten die beiden sächsischen letztern die übrigen Kreise gerechnet. Bis auf Karl den Dicken (st. 888) Kaiserwürde in der Familie Karls d. Gr. erblich. Aber von seines Nachs Arnulfs Zeiten an ward Deutschland ein Wahlreich, obgleich man anfangs gewählten Familien eine Zeitlang treu blieb. Anfangs wurden die durch alle, sowol weltliche als geistliche, Stände gemeinschaftlich erwählt. des Interregnums (1197 — 1272) behaupteten aber die höchsten oder des Kaisers das ausschließliche Wahlrecht. Durch die Kurvereine von die Ludwig der Baier im selbigen Jahre und Karl IV. durch die goldene (1356) bestätigte, versprachen die Kurfürsten einander, sich mit aller Macht angemaßten Rechte zu schützen. Der Kurfürst von Mainz berief die Für- Kaiserwahl. Frankfurt am Main war durch die goldene Bulle zum Wahlbestimmt. Die Kurfürsten konnten selbst, oder durch Gesandte wählen, aber sollte ein größeres, als 200 Mann starkes Gefolge mitbringen, von denen bewaffnet sein durften. Zuerst wurde die Wahlcapitulation von den Kurfürbestigt und dann zur Wahl geschritten. Alle Fremde, selbst Reichsfürsten und auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Kurfürsten waren, mußten lichen Wahltage die Stadt verlassen. Die Wahl ging in einer Capelle Bartholomäuskirche vor sich. Mainz sammelte die Stimmen, und gab zuerst ge an Sachsen ab. Nach geschehener Wahl mußte der Kaiser die Wahlation beschwören, oder in seiner Abwesenheit durch seine Gesandten eidlich lassen, und nachher noch selbst vor seiner Krönung beschwören; dann ward der Kirche als Kaiser ausgerufen. Früher ward der Papst um die Einwei-

hung und Krönung gebeten. Aber Ludwig der Baier verordnete 1338, daß durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch diese Wahl rechtmäßiger Kaiser, keine päpstliche Krönung und Weihe nöthig sei. Die Krönung wurde, sow Karl der Große eingeführt hatte, zu Aachen, später immer zu Frankfurt vollz Die Reichsinsignien und Reichskleinodien, welche man bei der Kaiserkrönung brauchte, wurden theils seit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg, theils zu Aachen wahrt. — Als späterhin die deutschen Kaiser schon bei ihren Lebzeiten ihre N folger wählen ließen, führten Letztere bis zur Gelangung zum Kaiserthron den t schen Königstitel. Der erste römische König dieser Art war Heinrich VII. Sohn Kaiser Friedrichs II., gewählt 1220. Auch ein solcher römischer K mußte eine Wahlcapitulation unterschreiben, durfte sich aber während der Le zeit des Kaisers nicht in die Reichsregierung mischen. Außer den Reichserzb ten gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von jenen zu Lehn trugen. Kurfürst, Erbämter und Erzämter.) Auf den Fall des Absterbens, Minderjährigkeit oder langen Abwesenheit des Kaisers, waren durch die go Bulle der Kurfürst von Sachsen für Ober- und Niedersachsen und Westfalen, der Kurfürst von der Pfalz in dem fränkischen, schwäbischen und den beiden R kreisen zu Reichsvicarien bestimmt. Sie übten, jeder in seinem Vicariatsb alle kaiserliche Rechte (mit Ausschluß der Fürsten- und Thronbelehnungen, di Kaiserthrone selbst gesucht werden mußten) aus, hatten die Einkünfte des R die oberste Gerichtspflege, und setzten ebenfalls jeder in seinem Bezirke eine V riatsregierung ein, welche die Befugnisse des Reichshofraths versah, dessen schäfte mit dem Tode des Kaisers aufhörten. Das Reichskammergericht hing setzte im Namen der Reichsverweser sein Amt fort. Auch konnten die Vicarien Reichstage berufen, und die angefangenen fortsetzen. Östreich und Baiern erk ten kein Reichsvicariat an. In Italien war der Herzog von Savoyen Reichsv

Die Stände des Reichs (Reichsstände) oder die unmittelbaren Gl desselben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder liche, zu denen die geistlichen Kurfürsten, die Erz- und Bischöfe, Prälaten, Äbtissinnen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gere wurden, oder weltliche, nämlich die weltlichen Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, L grafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen und Reichsstädte. Nach dem we lischen Frieden wurden die Stände auch in protestantische und katholische eingetl (S. Corpus catholicorum.) Zur Erlangung der Reichsstandschaft wa Besitz eines reichsunmittelbaren Fürstenthums, einer dergleichen Graf- oder H schaft, die Einwilligung des Kaisers und Reichs, und die Erlegung eines ange senen Reichsanschlags erfoderlich. Die unmittelbare Reichsritterschaft (Edell welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt erkannten) gehörte nic den Reichsständen. Ihren Ursprung und den größten Theil ihrer Unabhängi verdankten sie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Re ritterschaft in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreis, und diese K waren wieder in Cantone eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, R und einen Syndicus, welche die Streitsachen der Reichsritter unter sich schlicht Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte. Die Reichsritter hielten Ritter welche durch ihre Directoren und Hauptleute zusammenberufen wurden. Übri hatte die Reichsritterschaft als ganzes Corps und kreisweise das Recht, Gesa zu schicken, welche Abgeordnete hießen. Sie waren Landesherren, jedoch mit beschränkten Rechten, durften keine Steuern für sich von ihren Unterthanen e ben und hatten in der Regel nur die Gerichtsbarkeit in erster Instanz. Verr des Einstandsrechts konnten die nächsten Verwandten, und in deren Ermange jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterschaft selbst, ein einen Fremden veräußertes unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. S

ers her beriefen die Kaiser jährlich zweimal ordentliche und auch außerordent-
eichsversammlungen (Comitien) zur gemeinschaftlichen Berathung mit den
über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem
gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrechte, mit Ausschluß der kaiser-
Reservate. Alle von der Entscheidung des Kaisers und Reichs abhängenden
nheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieser wurde
3 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erschien der Kaiser per-
uf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Principalcommissarius,
Reichsfürst war und einen Concommissarius zur Seite hatte. Kurmainz, als
Kanzler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Die
ndischen Gesandten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowol dem
alcommissarius als dem Kurfürsten von Mainz, bei welchem Letztern sich
auswärtigen Gesandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkanz-
trat ihn sein Directorialgesandter. Alles an den Reichstag Gerichtete ging
mainz und wurde von der mainzischen Kanzlei den übrigen Kanzlisten in
t dictirt, späterhin gewöhnlich gedruckt vertheilt, welches die Dictatur hieß.
handlungen geschahen in drei Collegien, nämlich: 1) Dem Kurfürstencolle-
In diesem sammelte Kurmainz die Stimmen, und gab die seinige an Sach-
2) Dem fürstlichen Collegium, welches sich in die weltliche und geistliche
heilte (die protestantischen Bischöfe von Lübeck und Osnabrück saßen auf
rbank). Die Reichsgrafen hatten in diesem Collegium keine Virilstim-
ndern waren in die wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische
nk, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt.
) die Reichsprälaten oder Äbte, Pröpste und Äbtissinnen. Sie theilten sich
chwäbische und rheinische Bank, und hatten zusammen nur zwei Stimmen.
irectorium in dem Fürstencollegium führten abwechselnd der Erzbischof von
g und der Erzherzog von Östreich. 3) Dem reichsstädtischen Collegium, ge-
i die rheinische und schwäbische Bank. Die Reichsstadt, wo der Reichstag
wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsstadt hatte eine Stimme
Reichstage. Regelmäßig entschied die Stimmenmehrheit, nicht aber in
is- und solchen Sachen, welche Rechte der einzelnen Reichsstände betrafen.
rpus catholicorum.) Jedes der drei reichsständischen Collegien faßte
schlüsse besonders. Darauf versammelten sich das kurfürstl. und das fürstl.
m in einem Saal, wo sie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinschaftli-
schluß fortsetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierbei ward das
tische Collegium nicht zugelassen; doch ward ihm jener Beschluß mitge-
nd sodann, er mochte nun die Beistimmung der Städte erhalten oder nicht,
bsgutachten dem Kaiser übergeben. Erhielt er nun durch ein kaiserliches
ions- oder Bestätigungsdecret Gesetzeskraft, so hieß er Reichsschluß oder
nclusum. Den Inbegriff sämmtlicher Beschlüsse eines Reichstags nannte
chsabschied oder Reichsreceß. Waren der Kaiser oder die beiden Collegien
so ward der Gegenstand ausgesetzt. Wenn bloß die Reichsstädte nicht ein-
, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz
eißungen des westfälischen Friedens, der auch ihnen auf dem Reichstage eine
nde Stimme zusicherte. Nach erfolgter Unterschrift der Reichsbeschlüsse
dieselben bekannt gemacht, und den Reichsgerichten zur Einregistrirung und
tung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche
ieordentliche Reichsdeputationen (s. d.) entschieden. Die Reichs-
lung hatte das Recht, Gesetze zu geben, aufzuheben und auszulegen, Krieg
den zu beschließen, Gesandte anzunehmen und zu schicken, Bündnisse und
e zu schließen u. s. w. In Rücksicht der zu unternehmenden Reichskriege,
: die Berathschlagung durch ein kaiserl. Commissionsdecret vorgeschlagen

werden mußte, entschied Mehrheit der Stimmen; und auch die Stände, welch in einen beschlossenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten, nach Maßgab der Reichsmatrikeln, ihre Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren un ter Autorität des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsständ und der Summen, welche jeder von ihnen zu den Kosten des Reichs zu zahlen hatt Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kai ser unternahmen, um sich vom Papste krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reich mußten sie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe, ihre Lehen zu ve lieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leistenden Kriegsdienste wa auf 6 Wochen bestimmt, welche man Römermonate nannte. Als man nun z Siegmunds Zeiten (1411 — 37), da der Gebrauch des Schießpulvers mehr i Gang kam, anfing, besoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekomme waren, wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu stellen hatte, 12, für jede Fußgänger 4 Fl. festgesetzt, und diese Gelder, welche man Römermonate nannt wurden den Kaisern in außerordentlichen Fällen, namentlich in Reichskriegen, b willigt. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu schließen, gebührte freili dem gesammten Reichskörper, und ward den Ständen durch den westfälischen Fri den ausdrücklich zugesichert; doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, we halb in der Wahlcapitulation Karls VII. (1742) bestimmt ward, daß die Kai nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Kurfürste collegiums Präliminar- und Definitivverträge für das Reich sollten schließen kö nen. In frühern Zeiten hatten die Kaiser das Recht, ohne Zuziehung der Stän Reichsbündnisse zu schließen; allein schon Maximilian I. mußte 1495 versprech sich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulassen. Karl V. verpflicht sich, keine Allianz ohne den Rath der Kurfürsten einzugehen, und Ferdinand I mußte bei seiner Wahl zum römischen König (1653) angeloben, daß er nur höchst eiligen Sachen bloß die Kurfürsten, sonst aber alle Stände, um ihre Me nung befragen wolle. In dem westfälischen Frieden ward den sämmtlichen Stä den in Rücksicht der zu schließenden Reichsbündnisse das Stimmrecht zugesich Die fremden Gesandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demsel durch Denkschriften, die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen ließen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wu den. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsisch Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regierten, Päpste, Erzbisch und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberie so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der fränkischen Heinriche diese ten Rechte allmälig dahin, und die Päpste beschränkten die kirchliche Macht der K ser so sehr, daß kaum der Schatten davon blieb. Durch den westfälischen Frie wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun drei herrschende Kirchen. der katholischen Kirche galten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste Bischöfe sich angemaßt hatten, und die Vorschriften des kanonischen Rechts. protestantischen Stände hingegen hoben jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit auf, ließen die geistlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen durch dazu eingesetzte C sistorien entscheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Rei hofrath sowol in protestantischen als katholischen Kirchensachen incompetent. Rücksicht der Kaiser hatte schon unter Heinrich IV. (1056 — 1106) der P Gregor VII. das Recht der erstern, Bischöfe u. s. w. zu ernennen, in Zweifel zogen, und unter Calixtus II. mußte Heinrich V. dem Rechte entsagen, Bisc zu ernennen und mit Ring und Stab zu investiren. Nur die Belehnung der schöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiser. In Fällen, denen das Beste des ganzes Reichs abhing, wo also auch gleichförmige polizei Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiser und dem Reich die polizei

Gesetzgebung. Die erste allgemeine Polizeiverordnung war vom J. 1530. Übrigens hatten die Stände das Recht in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Bildung und der politischen Verfassung ein beständiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfassung war. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutschland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiserliches Regal. Karl der Große verbot sogar, anderswo als in seinem Palast Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich um kaiserl. Verleihungen dieses Rechts zu bemühen, übten späterhin viele weltliche Reichsstände dasselbe aus, und schon zu Friedrichs II. Zeit (1218 — 46) muß das Münzrecht der Fürsten außer Zweifel gewesen sein, da dieser Kaiser ihnen versprach, keine Münze in ihren Landen schlagen zu lassen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Karl IV. (1349 — 78) bestätigte den Kurfürsten nicht nur das Münz-, sondern auch das Bergwerksrecht, und durch den westfälischen Frieden wurde den sämmtlichen Reichsständen, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieses versichert. Doch blieb die Ausübung desselben den Reichsgesetzen unterworfen; aber nie sind die wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen gehörig befolgt worden. (S. Münzfuß.) Unter Andern sollen auch, nach den Reichsabschieden von 1570 und 1594, alle neugeschlagene Münzen auf den jährlich in jedem Kreise zu haltenden Münzprobationstagen geprüft werden, ehe sie in Umlauf gesetzt wurden. In frühern Zeiten übten die Kaiser das schon im 9. Jahrh. gebräuchliche Zollrecht, insofern es nicht einem Reichsstande verliehen war, allein aus. Unter den schwäbischen Kaisern und während des Interregnums eigneten sich die Stände in ihren Ländern dieses Recht zu, welches auch den Kurfürsten in der goldenen Bulle, und den sämmtlichen Reichsständen im westfälischen Frieden bestätigt wurde; nur ward in letzterm bestimmt, daß unter Privatautorität angelegte, dem Besten des Reichs schädliche Zölle aufgehoben sein sollten. Früher war in Karls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Kurfürsten zur Anlage neuer Zölle zuerst angeordnet, und den Reichsständen untersagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ꝛc. einzuführen. In dem westfälischen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, in ihren Ländern Messen und Märkte anzulegen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. M. und Hamburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein, und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. 1747 wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem erblichen fürstlichen Thronlehen erhoben. (S. Post, Postwesen.) Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. (1619 — 37) in seinen Erbstaaten landesherrliche Posten, und seinem Beispiele folgten, obschon mit Widerspruch von mancher Seite, die meisten größern Reichsstände. Die kaiserl. Einkünfte (aus Domainen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und nachher unter Rudolfs I. Nachfolgern, theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst, so beträchtlich verringert, daß die letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, von den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt seiner Erbstaaten. Unter kaiserl. Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehnsherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früherhin auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten

Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es Kaiser im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhung Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anstandsbriefen ꝛc. seinem Namen wurden von den Universitäten die Gelehrtengrade ertheilt. A durch seine Pfalzgrafen ließ er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalau Notarien ernennen, Dichter krönen u. s. w. — Die erste Art der Reichssteuern (1427) der gemeine Pfennig, eine Vermögenssteuer. Nach und nach trugen Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei, und vertheilten die hierzu verwan Summen auf ihren Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die mermonate waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Zu einem Rön monat gehörten für das ganze Reich 20,000 M. Infanterie und 4000 M. Ca lerie, welche nach dem oben angeführten Anschlage zu 4 und 12 Fl., die Sum von 128,000 Fl. ausmachten. Übrigens stand es den Reichsständen frei, Tr pen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Sub lecturrechts. Die Einnehmer dieser Steuern in den Legestädten, Augsburg, Fr furt am Main, Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeister. — Die ersten K ser verwalteten die Gerichtspflege selbst, oder durch die von ihnen eingese Herzoge und Grafen. Diese maßten sich nach und nach, während der vielen ruhen, welche das Reich erschütterten, die weltliche, sowie die Bischöfe ꝛc. die g liche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtssachen behielten jedoch die Kaiser Recht, die Urtelssprüche der Stände aufzuheben und zu verbessern. Die Stre keiten der Reichsstände ließen die Kaiser in frühern Zeiten durch ihr Hofger schlichten. Da aber dasselbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, so wu 1495 das kaiserl. Reichskammergericht errichtet, und bald nachher der Reichsh rath gegründet. Außer diesen beiden höchsten Gerichtshöfen gab es noch an Reichsgerichte, deren Gerichtsbarkeit sich aber nur über gewisse Provinzen erstre Austräge waren durch Gesetz oder Vertrag bestimmte Richter, welche in erster S stanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschieden. Sie waren 14 vom Kaiser Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 bestät Die Vollstreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchsten Reichs richte geschehen, und an diese ward von den Entscheidungen der Austräge appell

In Beziehung auf Kaiser und Reich waren die Länder der Reichsstände th Lehen, theils Allodien, und man theilte sie in weltliche und geistliche ein. U Landesherrschaft (Landeshoheit) der Reichsstände verstand man, seit dem w fälischen Frieden, die Befugniß derselben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, weit solche nicht durch die Reichsgesetze oder durch Verträge beschränkt waren, a zuüben. Diese Hoheitsrechte waren nach und nach den Ständen zu Theil gew den, anfangs durch Anmaßungen der größern Reichsfürsten, endlich allgemein durch Gesetze oder ausdrückliche Verträge. Den Grund dazu legten zuerst Häupter der Volksstämme, welche sich dem Frankenreiche unterwarfen, aber d doch einige Reste ihrer alten Unabhängigkeit behaupteten. Dahin gehörten westlichen Franken die Herzoge von Bretagne und Aquitanien, im östlichen die H zoge von Baiern, die sächsischen Fürsten, die böhmischen Herzoge. Karl d. Gr suchte diese Mittelregierung abzustellen, aber vergeblich, unter seinem Nachfol bekamen schon mehre Stämme dergleichen Fürsten, welche nach dem Maßstabe rer Macht königliche Rechte in größerm oder geringerm Umfange ausübten und d Könige nur eine sehr oft streitig gemachte Oberherrlichkeit zugestanden. Grafenämter wurden erblich; die Geistlichen bekamen Immunitäten und gräfli Rechte. In den Grenzländern, deren Besitz gefährlich und zweifelhaft war, stattete der König gern dem tapfern Vertheidiger und glücklichen Eroberer aus dehntere Rechte. Der Investiturstreit kam den Fürsten zu Hülfe, welche

rich III. beinahe wieder zu bloßen kaiserlichen Beamten gemacht worden wären. Hohenstaufen sprengten zwar die Macht der alten großen Herzogthümer, allein kauften den Beistand der Großen des Reichs zu ihren auswärtigen Unterneh- durch Bewilligung erweiterter Regierungsrechte. Nach dem Fall Herzog chs des Löwen traten mehre bisher untergeordnete Landesherren in die erste der unmittelbaren Fürsten mit Herzogsrecht ein, und die meisten Grafen, große Zahl Städte, auch die Reichsritterschaft wurden unmittelbar, und erlang- desherrliche Rechte. Der Mangel einer wirklichen Kaiserregierung von Fried- I. Absetzung bis auf Rudolfs Wahl begünstigte und der westfälische Friede die Ausbildung der Landeshoheit. In vielen deutschen Staaten war die heit durch gewisse, den Provinzialständen zustehende Rechte beschränkt, nicht überall gleich waren, und mehre Staaten hatten gar keine Landstände. lange vor dem westfälischen Frieden übten die Reichsstände das Gesetzge- recht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden ward ihnen dies Recht Einschränkung, daß sie keine den Reichsgrundgesetzen widersprechende Ge- durften, bestätigt. Nur in privatrechtlicher Rücksicht konnten sie gesetz- ligungen erlassen, die nicht mit den Reichsgesetzen übereinstimmten. Als der Gesetzgebung standen ihnen die peinliche und bürgerliche Gerichtsbar- falls zu. In Rücksicht der Reichsgerichte hatten sämmtliche Kurfürsten andre Reichsstände das **Jus** oder **Privilegium de non appellando**, noch das **Privilegium electionis fori.** (S. Privilegium.) In die Ausübung ständischen Gerichtsbarkeit durften, außer im Fall der verweigerten Justiz, der Kaiser, noch das Reich mischen. Übrigens hatten sie das Recht, Pri- zu ertheilen, das Recht der Begnadigung u. s. w. Auch stand ihnen die über ihre Gemahlinnen und Kinder, über apanagirte, in ihren wohnende Prinzen, wie auch über andre unmittelbare Reichsglieder, in der Güter, die zu ihrem Gebiete gehörten, zu. In kirchlicher Hinsicht sie das Reformationsrecht (**Jus reformandi**) und konnten in ihren Ländern dem westfälischen Frieden) einführen und dulden, welche von den drei Reli- sie wollten. Doch durften sie die kirchlichen Rechte und den Besitz- jenigen Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 (s. d.) sich in Staaten befand, nicht kürzen. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die nach dem Normaljahr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden so mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugestehen, und dazu fünf bewilligen, wenn sie vor, drei Jahre aber, wenn sie nach dem westfälischen sich angesiedelt, oder eine andre Lehre als die des Normaljahrs angenom- hatten. In Schlesien und den dem Hause Östreich unterworfenen Staaten sich der Religionszustand nicht nach dem J. 1624. Auch galt dasselbe schen Reformirten und Lutheranern. Die protestantischen Stände waren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten sie die Oberaufsicht und des Gottesdienstes, das Ernennungsrecht der Kirchendiener, und jede her Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Consistorien übertragen war, an die Regierungen oder an den Landesherrn selbst appellirt wurde. Die n Reichsstände hatten hinsichtlich ihrer protestantischen Unterthanen Gewalt; aber die geistlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Unter- wurden vor den Bischöfen ꝛc. verhandelt. Viele Reichsstände übten Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöster, Stifter und Abteien aus, Kastenvogtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsstände Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse. Die Geschichte aller des deutschen Reichs gibt uns Beispiele von Bündnissen der Reichsstände sich und mit Fremden, und obgleich die Kaiser dieses Recht wegen des Miß- zu beschränken suchten, so ward es doch im augsburgischen Vergleiche von

1555 förmlich bestätigt. Nur durften die Bündnisse der Reichsstände nicht gegen Reichsoberhaupt, und ebenso wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet, oder Reiche nachtheilig sein. Auch sollte kein Reichsstand ein Offensivbündniß g seinen Mitstand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthätigkeit, deren Ve tung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der westfäl Friede erlaubte dann dem Beleidigten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffe

Dies waren die Grundzüge einer Verfassung, welcher man sehr viel tes, und sehr viel Böses nachsagen konnte. Sie gab den Deutschen n Einheit noch Kraft, und machte das größte Volk Europas zu einem der mächtigsten. Aber eben dadurch bewahrte sie die Deutschen vor dem glück, ein eroberndes und unterdrückendes Volks zu sein, und führte sie zu Allgemeinheit, Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Cultur, in welcher sie viell von keinem andern übertroffen werden, den meisten aber weit voraus sind. Reichsverfassung hatte wenig Mittel positiven Wirkens, allein manches Übel mochte sie zu hindern; die Zerstückelung Deutschlands machte es allein mög daß die Reformation gedeihen konnte, welche der Bekenner des evangelischen C stenthums für die segensreichste Begebenheit der neuern Zeit zu halten berechtigt gedrungen ist. Diese Zerstückelung ist eine Aufgabe, welche die Vorsehung Deutschen gegeben hat, um daran seine Kräfte zu üben, und in bestimmter R tung zu entwickeln, dergleichen Aufgaben sich in der Geschichte eines jeden an Volkes gleichfalls erkennen lassen. Das Princip der Reichsverfassung war von fang an mehr das eines Staatenbundes als das eines einfachen Staats, un hat sich auch in der neuern Zeit ebenso rasch als consequent weiter fortgebildet. Krieg gegen das revolutionaire Frankreich und die verschiedenen seit 1795 geschl nen Friedensschlüsse zeigten die gänzliche Unhaltbarkeit der Reichsverfassung, ihnen danken wir eine Zusammenziehung der ehemaligen 300 Staatsgebiete 39 größere Massen. Die Auflösung des deutschen Reichs am 6. Aug. 1806 das Zerfallen einer nur dem Schein nach noch bestehenden Form. Selbst der Re tag war schon vorher durch die Secularisationen der geistlichen Gebiete desorgan und die Vorschläge der Reichsdeputation zu dessen neuer Einrichtung waren vom ser verworfen worden. Der Rheinbund (s. d.) beruhte auf denselben Grundl als jetzt der Deutsche Bund (s. d.), der Mißbrauch, welchen Napoleon jenem machte, war nur ein zufälliges Übel, welches nicht in seinem Wesen lag gehoben werden konnte.

Deutsche Ritter, auch deutsche Herren genannt. Dieser geist Ritterorden wurde 1190 von Herzog Friedrich von Schwaben zur Zeit der Be rung von Akkon, während eines Kreuzzuges in dem heiligen Lande gestiftet, weil nur Deutsche von gutem Adel darin aufgenommen werden konnten, der l sche genannt. Sie erhielten eine den Tempelherren ähnliche Regel, welche durch ihren trefflichen Großmeister Hermann von Salza weiter ausgebildet wi Der ursprüngliche Zweck des Ordens war, die christliche Religion gegen die Un bigen zu vertheidigen, und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Weil Orden der Jungfrau Maria geweiht war, so nannten sich die Ritter auch: Br des deutschen Hauses U. L. Frau zu Jerusalem, oder Marianer. Die Ordens dung bestand in einem schwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem schwarzes Kreuz mit einem silbernen Rande getragen wurde. Der Hochm (Deutschmeister, Großmeister), d. i. das Oberhaupt dieses Ordens, wohnte anf zu Jerusalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verlore gangen war, zu Venedig und zu Marburg (seit 1297). Nach und nach mach mehre Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchsten Gipfe ner Macht hatte er zu Anfange des 15. Jahrh. erreicht, wo er sich von der Ode zum finnländischen Meerbusen erstreckte, und seine jährlichen Einkünfte auf 800, Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, S

dung und Zwiespalt allmälig in Verfall. Um das Jahr 1229 wurden tschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nem 53jährigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die he Religion annehmen mußten. Durch den deutschen Orden wurden die hen Länder am baltischen Meere germanisirt, vorzüglich seit seiner Ver- g 1237 mit dem Orden der Schwertbrüder in Liefland. 1309 nahm der eister seinen Sitz zu Marienburg in Preußen. Aber die Regierung des war in der Folge so drückend, daß sich Vorderpreußen schon im 15. an Polen ergab. Auch für Hinterpreußen mußte der Orden die polnische errschaft anerkennen, und als er sich derselben zu entziehen suchte, gerieth er len in einen Krieg, welcher sich damit endigte, daß er auch Hinterpreußen welches 1525 dem damaligen Hochmeister, Markgrafen Albrecht von Bran- g, als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Hoheit ertheilt wurde. Hier- te seit 1527 der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz zu Mergentheim in den (jetzt würtembergisch), und war ein geistlicher Reichsfürst. Die 11 n (Provinzen) dieses Ordens waren in Commenthureien abgetheilt, denen dcommenthur vorstand, und lagen in verschiedenen Ländern zerstreut; zu- n 40 □M. mit 88,000 E. Davon hatte Mergentheim 10 □M. und) E. Durch den presburger Frieden (1805) erhielt der Kaiser von Östreich rde, Rechte und Einkünfte eines Großmeisters des deutschen Ordens. Im mit Östreich 1809 hob Napoleon zu Regensburg den 24. April den Orden ie Güter desselben sind den Fürsten anheim gefallen, in deren Landen sie sich be- . Der Erzherz. Anton nennt sich noch jetzt Großmeister des deutschen Ordens serth. Östreich. Vgl. Marienburg, u. Joh. Voigt's „Gesch. Preußens ltesten Zeiten bis z. Untergange d. deutsch. Ordens" (Königsb. 1826, 7 Thle.).

Deutsche Sänger. Es gibt wenige deutsche Sänger, welche bloß als oder Concertsänger aufträten, wenn gleich viele deutsche Theatersänger mehr ngsänger als Opernsänger sind. Daß aber fast alle deutsche Sänger zugleich ngsänger sind, davon liegt der Grund weniger in dem Mangel stehender Con- d Capellen, als vielmehr in der Eitelkeit der Sänger, in den glänzendern n guter Opernsänger, und in der großen Duldsamkeit des Publicums gegen eichnete Sänger, welche schlecht repräsentiren. In d. Art. Deutsche k haben wir auch über das Verhältniß der Sänger gesprochen; es bleibt o hier nur übrig, die Namen der bekanntesten deutschen Sänger und Sän- n zusammenzustellen, und auf die Eigenthümlichkeit der Einzelnen, so weit bekannt geworden, mit einigen Worten hinzudeuten. Wir wollen I. die n in alphabetischer Reihe vorausgehen lassen. Dem. Bamberger (Sängerin nkfurter Stadttheaters; soll eine vielversprechende Anfängerin mit viel Um- r Stimme und nicht unbedeutender Fertigkeit sein; sie singt erste Partien); Becker (war bei der Oper in Prag und in Hamburg; Bravoursängerin, de- be bis ins Übernatürliche geht); Mad. Bender (jetzt in Petersburg; bedeu- Sängerin); Dem. Albertine und Gianina Campagnoli (beide in Deutsch- geboren und gegenwärtig beim Theater zu Hanover; die ältere hatte sonst nfang, Stärke und Geläufigkeit der Stimme, aber es mangelte ihr an nack und Seele; die jüngere war sonst mehr Altstimme, und soll jetzt die ster übertreffen); Dem. Canzi (ungeachtet ihres italienischen Namens eine he, in Baden bei Wien geboren, Schülerin Salieri's; lichte Stimme mfang und Geschmeidigkeit, ihre Methode hat sich durch ihren Aufenthalt lien sehr vervollkommnet, wiewol die Stimme etwas gelitten hat; sie ist vorzüg- Gebiete des Sanftreizenden, Heitern und Spielenden, für dessen Darstellung in per sich auch die Lebendigkeit der kleinen Figur am meisten eignet; überall in schland hat sie gefallen, ja entzückt; im Allgemeinen neigt sie sich mehr zur ital. le, doch ohne den deutschen Ernst ganz auszuschließen, davon hat sie während

ihres Engagements in Leipzig 1825 — 26 als Zemire in Spohr's Oper Proben gelegt); Mad. Cornet (in Braunschweig brauchbare Sängerin); Mad. Devri (ältere Tochter der berühmten Schauspielerin Schröder beim Theater in Dresd als Eurvanthe, Jessonda, Emmeline, Agathe ausgezeichnet, und überall, wo leid schaftliches Spiel sich mit Gesang verbindet); Mad. Devrient, (sonst Böhler die j gere, gehört mehr durch ihr Spiel als durch Gesang der Oper an, wiewol a dieser ihr Talent beurkundet); Mad. Eberwein (bei der Oper in Weimar, geschätzte und schätzbare Sängerin zweiten Ranges, verständiger und gesch voller Vortrag bei einer nicht gerade brillanten Stimme, und lobenswert Spiel); Dem Erhart (singt mit einer beschränkten Stimme meist Altpar in ital. Manier; in Leipzig); Dem. Eunike (singt zweite Partien bei der berliner O besitzt Talent und viel Kunstfertigkeit, womit aber viel geschnörkelt und coquet wird; ist jetzt von der Oper abgetreten); Dem. Fischer (Schwester des Bassis und der sonst so ausgezeichneten Sängerin Fischer-Vernier; jetzt in Stuttgart, dem Vernehmen nach, nicht nur eine sehr bedeutende Stimme, sondern auch ei gründlichen und kunstmäßig gebildeten Vortrag besitzen; die Vestalin wird zu ei ihrer vorzüglichsten Leistungen gerechnet); eine andre Dem. Fischer (Pflegetoch des Bassisten; hat durch einige Concerte, die sie im nördlichen Deutschland mit rem Vater gegeben, sich als eine angehende Concertsängerin von Fleiß und Tal gezeigt, welche aber mit einigen organischen Hindernissen zu kämpfen hat); M Frank (bei der darmstädter Oper, wenn wir nicht irren; hat vor einigen Jahren g ßen Beifall gefunden); Dem. Funk (bei der dresdner deutschen und italienisc Oper; ursprünglich wohllautende Stimme, hoher Sopran, in guter italienisc Schule gebildet, aber sehr veränderlich, was Kraft und Reinheit der Intonation langt); Mad. Gervais (erste Sängerin bei der Oper in Karlsruhe; soll viel B vour und Ausdruck besitzen); Mad. Grünbaum (erste Sängerin der kaiserl. O in Wien, Sängerin vom ersten Range, hoher Sopran, wegen ihrer Leichtigk und Feinheit im Vortrag schwieriger Passagen, die sie fast immer mit hal Stimme ausführt, vornehmlich bewundert, daher auch vorzüglich in leichten B vourpartien, weniger im gehaltenen Vortrag ausgezeichnet); Mad. Häs Fera (s. d.); Frau v. Heigendorf (sonst Dem. Jagemann, erste Sängerin der Oper in Weimar, und sonst in gleich hohem Grade als Sängerin u Schauspielerin geachtet); Dem. Herzenfeder (sehr liebliche Sängerin beim Thea in Frankfurt a. M.); Dem. Kar. Hornick (Theatersängerin im Theater an Wien); Dem. Kainz (aus Wien oder Prag; hat eine sehr ausgebildete Fertigkeit der ital. Manier; am Vortrage und Spiel fehlt es); Mad. Köhl-Valesi (zulet Bremen; sonst als Bravoursängerin geschätzt); Fr. v. Knoll (wackere Sängerin der stuttgarter Oper); Mad. Kraus-Wranizky (k. östr. Hofsängerin, Schüle Salieri's, früher in der Oper sehr beliebt; eine der ausdrucksvollsten und reizend Concertsängerinnen); Mad. Krüger-Aschenbrenner (erste Sängerin bei der O in Darmstadt, durch Kraft und großen Vortrag ausgezeichnet); Dem. Mal (wird ausgezeichnet für die große Oper in Darmstadt); Mad. Marschner (g Wohlbrück, angenehme Stimme, unausgebildet); Mad. Metzger-Vesperm (bei der deutschen Oper in München; Sängerin ersten Ranges, und wenn die nigste Verbindung von Ausdruck und Fertigkeit die vollkommene Sänge machen, vielleicht die erste jetzt lebende Sängerin; sie ist Schülerin Wint und eigentlich Mezzosopran; aber die Anmuth ihres Vortrags ersetzt, u ihr an Umfang der Stimme fehlt; in der schönen Müllerin ist sie unv gleichlich); Mad. Metzner (jetzt in Königsberg); Mad. Milder-Hauptma (Sängerin bei der berliner Oper; in der einfach-grandiosen Gattung, z. B. Glucks Opern, einzig, wo ihre große, volltönende Stimme sich ihrer Natur mäß bewegen kann; für Concertgesang nicht geeignet); Mad. Müller-Anschütz (Altistin schätzbar, jedoch ohne gediegene Schule); Mad. Neumann-Sessi (ka

in Italien geboren und aus ital. Schule, insofern sie schon im ersten Jahre ihres nach Wien kam und auf der deutschen Opernbühne einheimisch gewor- auch an dieser Stelle aufgeführt werden; ihr Vortrag, der vornehmlich ältere italienische Gattung geeignet ist, beruht auf der vortrefflichsten Me- sie ist im großen, gehaltenen Styl und im Recitativ Meisterin; sie ist, seit- am leipziger Stadttheater angestellt war, nicht wieder aufgetreten, indem krankheit der Stimme leidet); Dem. Paasche (bei der Oper in Hamburg; rechendes junges Talent, mit einer schönen Stimme begabt), Dem. Pohl ängerin bei der Oper in Hamburg; wird in Bravourpartien gelobt); Dem. Sängerin bei der Oper in München; guter Vortrag, aber etwas schwache e; sie ist ebenfalls Winter's Schülerin); Dem. Schäfer (eine talentvolle rin, Schülerin der Dem. Schmalz, welche mit Beifall die Bühne betreten Dem. Schechner (eine in München geborene und ausgebildete Sängerin, die Wien großes Aufsehen macht); Dem. Schmalz (in Berlin; jetzt von der abgetreten, war eine wackere Bravoursängerin); Dem. Schmidt (junge- me Sängerin beim Theater in Weimar); Mad. Schütz, (Theatersängerin; Wien, jetzt in Paris); Mad. Schulz (große Bravoursängerin in Berlin); Schweitzer (eine unter Winter gebildete fertige Sopranistin; jetzt in Kassel); Steil (Hofsängerin in München; Schülerin Winter's; durch geschmackvolle r im neuern ital. Concertgesang ausgezeichnet); Mad. Seidler-Wranitzky ängerin der Oper in Berlin, Schwester der oben angeführten Mad. Kraus; durch die Leichtigkeit und Anmuth, mit welcher sich ihre Stimme in eleganten bewegt, z.B. als Prinzessin von Navarra im „Johann von Paris", eine n Stellen unter den deutschen Sängerinnen ein; ihre Erscheinung ist eben- genehm, doch ohne Spiel); Dem. Siebert (Tochter des Bassisten; eine ge Sängerin, welche viel Fertigkeit besitzt); Dem. Sigl (hoher Sopran, als Bravoursängerin auf der Bühne einen vorzüglichen Rang ein, und den Vortrag der neuern italienischen Schule in hohem Grade angeeig- München); Dem. Sontag (früher in Prag und bei der kaiserlichen Wien, jetzt in Berlin beim königsstädter Theater; jugendlicher Reiz, Stimme und erfreulicher Aufschwung in der Ausbildung derselben, zogen Paris 1826 die Aufmerksamkeit auf sie); Mad. Spitzeder (brauchbare ängerin an der Wien jetzt beim königsstädter Theater in Berlin); Dem. in Hanover); Mad. Strauß (in Karlsruhe; Sängerin zweiten Ranges, und Methode nicht ausgezeichnet); Dem. Veltheim (jetzt bei der deutschen Dresden, verspricht im Bravourgesange etwas zu werden); Dem. Vio kaiserl. Oper in Wien angestellt; eine angenehme Sängerin für zweite); Mad. Waldmüller (bei der kaiserl. Oper in Wien; eine in Altpartien, nfred, ausgezeichnete Sängerin); Mad. Weichselbaum (singt erste Par- er Oper in Manheim; sie besitzt einen sehr anmuthigen italienischen Vor- ist selbst italien. Abkunft).

Das männliche Personal der deutschen Sänger. 1) Tenoristen: Bab- cher bei der kaiserl. Oper in Wien, jetzt in Pesth und Ofen; hoher Tenor, Ausbildung, weniger Spiel); Bader (bei der berliner Oper; Tenorist er- ges, kräftige Bruststimme, angenehmer Vortrag, leichtes gefälliges Spiel); mm (bei der deutschen Oper in Dresden; zarter hoher Tenor, etwas schwach, ausgebildet im Vortrag, weniger im Spiel); Braun (in Hamburg); Cor- l eine der schönsten Tenorstimmen besitzen, und ist zuerst auf der braun- r Bühne aufgetreten); Eunike (in Berlin, war einer der vorzüglichsten sen, tritt jetzt selten mehr auf); Hähnle (bei der Oper in Darmstadt); Ham- urger Theatersänger bei der stuttgarter Oper); Haßloch (bei der Bühne in ng); Haitzinger (Tenorstimme von seltnem Umfange, bedeutende Fertigkeit Gesang ohne Spiel; jetzt in Karlsruhe, früher beim Theater an der Wien);

Höfler (schätzbarer Theatersänger; beim leipziger Theater); Jäger (viel Umfang Ausbildung, eine Kopfstimme, aber steif auf der Bühne; angestellt beim königsst Theater in Berlin); Klengel (jetzt beim hamburger Theater; unter den deutschen T terſängern durch gründliche Methode und Fertigkeit sehr ausgezeichnet, bei et kränklicher falsetirender Stimme; auch nicht zu verachtendes Spiel); Löhle der deutschen Oper in München; einer der vorzüglichsten Tenoristen, angene doch kräftige hohe Stimme, Einförmigkeit im Vortrag und Spiel); Jul. M (bisher bei der Oper in Amsterdam; die Stimme mehr Bariton; seltene Fertig sein zuweilen überladener Vortrag ist doch im Heroischen ausgezeichnet, und d Spiel unterstützt); Moltke (bei der Oper in Weimar; angenehmer Theaterſä etwas veraltete Methode); Nieser (schöner Tenor; in Frankfurt a. M.); R (passirte Stimme, nicht ohne Vortrag); Rebenstein (in Berlin; singt wenige deutende Partien, und scheint sich jetzt mehr auf Schauspiel zu beschränken); J ner (beliebter Tenorist mit vortrefflicher Brustſtimme; bei der kaiserl. Ope Wien); Rosenfeld (für zweite Partien; jetzt in Dresden); Stöger (bei in Oper Prag); Strobe (in Hanover); Stümer (in Berlin; schwache Stim guter Vortrag, besonders in Gluck'schen Opern); Urspruch (in Magdeb seine angenehme Stimme wird gelobt); Vetter (erhebt sich zum Tenor erſten Ranges, jetzt in Leipzig); Weichselbaum (in Manheim; Virtuos e Ranges, mit ungemeiner Fertigkeit, aber unbelebtes Spiel); Wild (sonst bei Oper in Darmstadt, jetzt in Kassel; der deutsche Troubadour; Ton und Vor ausdrucksvoll, die Stimme soll an Umfang und Stärke verloren haben); Z (jetzt in Riga; sonst ein sehr ausgezeichneter Sänger von viel musikalischer dung), Zimmermann (Theaterſänger in Pesth). 2) Bassisten: Berthold (in sel); Devrient (Neffe des Schauspielers in Berlin); Deny (in Buffonpartien b angestellt beim Theater in Weimar); Dobler (schöner Baß, hölzern im Spiel Frankfurt a. M.); Fischer (bisher in Berlin und München angestellt; Bassist Schauspieler ersten Ranges, ausgezeichnet durch kunstmäßigen Vortrag und herrschung einer ziemlich umfassenden, gleichen Stimme, in Buffonpartien eb unübertrefflich, wie in serieusen; in den ersten mag er sowol in Hinsicht des sangsvortrags als in Hinsicht des lebendigen Spiels mit den Italienern wetteife Fischer (in Leipzig; schwache, doch angenehme Stimme, in vielen komischen P tien beliebt); Fries (Buffon; in München); Fürst (in Hanover; bedeutende Stim fehlerhafter Vortrag, nicht unbedeutendes Spiel); Gay (beim leipziger Theater zweiten Baßpartien sehr brauchbar, nicht ohne Talent im Spiel und Gesang); ling, der Vater (bei der deutschen Oper in Dresden; äußerst launiger Buffon, Sänger jetzt unbedeutend); Genast (in Leipzig; in Spielpartien schätzbar und ohne Fertigkeit); Gern (in Berlin; in serieusen Partien, auch durch Spiel au zeichnet); Günther (ausgezeichneter Baßbuffon beim braunschweiger Thea Hillebrand (in Hanover; hohle, noch nicht ausgebildete Stimme, angenehme scheinung); Köckert (schöne gute Baßstimme, die sich ausbildet, zum Spiel Anlage; singt beim leipziger Theater tiefe Baßpartien); Krebs (bei der Op Stuttgart; eigentlich Baritonist, sang früher Tenorpartien, und war einer kunstfertigsten Sänger); Metzner (ein in vielen Partien beliebter Buffon; jet Königsberg); Meyer (bisher erster Bassist bei der Oper in Dresden; viel M anständiges Spiel, bei einer etwas hohlen Stimme); Mosevius (in Breslau; sikalisch, schätzbares Spiel, als Sänger nicht ausgezeichnet); Pillwitz (jetzt Dir in Bremen; Bassist ersten Ranges, wohlklingende Stimme, viel Ausbildung Musik, weniger als Darsteller); Reitemaier (erster Bassist in Braunschweig; gelobt); Sehring (erster Bassist bei der Oper in Karlsruhe); Seipelt (tüch Bassist beim Theater an der Wien); Siebert (serieuser Bassist ersten Ranges, gezeichnet durch seine umfassende Stimme und musikalische Kunstfertigkeit, z

rlsruhe; man wirft ihm vor, daß er zu viel schnörkle und tenorisire; sein
hat sich etwas gebessert); Spitzeder (einer der ersten deutschen Buffons; am
ststädter Theater in Berlin); Strohmeyer (Bassist ersten Ranges, vielleicht
ste deutsche Bassist, durch Fülle und Kraft der Stimme, wie durch geschmack-
Ausbildung; Regisseur der Oper in Weimar); Wauer (starke Stimme, brauch-
Sänger in zweiten Partien; bei der Oper in Berlin); Wehrstädt (beim braun-
ger Theater; in Spiel und Gesang schätzbar); Woltereck (bei der Oper in
urg; soll eine gute Stimme haben, und sich im Vortrag fleißig ausbilden).
itonisten: Blum (in Berlin; angenehme Stimme, gefälliges Spiel); Eh-
in sonst braver Sänger und im Spiel nicht minder ausgezeichnet); Heigl
Haußner (wackerer Sänger; jetzt beim dresdner Theater); Häser (Bruder
rühmten Sängerin; ein in musikalischer Hinsicht ausgebildeter Sänger und
obenswerther Schauspieler); Hintze (Buffon in Stettin); Keller und Laroche
eutsche Schauspieler); Mittermeier (bei der Oper in München; eben-
genehme Stimme als höchst anziehender und kunstfertiger Vortrag, wegen
Spiels mehr zum Concertsänger geeignet); Rede (s. Deutsche Schau-
er); Staudacher (bei der Oper in München; spielt und singt vorzüglich se-
Baßpartien mit Ausdruck und Beifall); Unzelmann (s. Deutsche Scha-
er; Buffonpartien in der Oper); Wächter (in serleusen und Mittelpartien
ichnet; bei dem königsstädter Theater in Berlin); Walter (Buffon in
nde; besonders in dem Localkomischen gern gesehen); Wurm (s. Deutsche
uspieler).

Deutsche Schauspieler, jetzt lebende. Wenn man bedenkt, wie
Bühnen, stehende und wandelnde es in Deutschland gibt, so leuchtet ein,
Deutschland bedeutend mehr Schauspieler zählt als Musiker und bildende
ler. Wenn man aber wiederum erwägt, was der Schauspieler sein und lei-
ll, so findet man, daß von dieser bedeutenden Anzahl von Schauspielern nur
e Künstler sind. Der Grund davon liegt darin, daß gerade bei Ausübung
Kunst der Naturalismus den meisten Spielraum hat. Dieser Naturalis-
dehnt sich an den Trieb zur Nachahmung, die sich beim Schauspieler auf die
hmung des in der wirklichen Welt Geschehenen oder, wenn von Phantasie-
n die Rede ist, des auf den Bühnen Üblichen richtet, dem die meisten, nach
ihrer Individualität, mehr oder weniger hinzuzusetzen wissen. Dieser
alismus, der sich instinktmäßig der Nachahmung des Vorhandenen hingibt
ei dem die Meisten stehen bleiben, wenn sie wahrnehmen, daß eine gewisse
in solchem Repräsentiren sich einstellt und die Menge damit zufrieden zu stel-
wird auch in der Regel durch die Verhältnisse Derer, welche zur Bühne ge-
egünstigt. Aus einem verworrenen, zügellosen Leben, ohne Kenntniß der
ur und insbesondere der Dichterwerke, deren Ideale sie uns vor Augen füh-
len, betreten viele die Bretter nur, um sie zum Schauplatz eigner Eitelkeit
chen; sie trauen sich die Gewandtheit zu, noch weit mehr vorzustellen, als
b, und rechnen es nur dem Schicksal zu, wenn sie nicht geworden sind, was
liebsten vorstellen. Die höhern Anfoderungen einer poetischen Bildung, die
igkeit vorbereitender Studien ist den Meisten unbekannt, und so hängt das
von ihrer Individualität ab; ist diese einem gewissen Fache angemessen, ha-
in der Wirklichkeit und auf der Bühne genug gesehen, was sie sich im dun-
Nachahmungstriebe angeeignet haben, so ist ihre Laufbahn als Schauspieler
eben, und sie werden, wenn nicht als die Ersten glänzen, doch wenigstens
n den Ersten Beifall finden. Diese Art von Schauspieler, welche die grö-
ahl ausmacht, wird sehr begünstigt durch das auf der deutschen Bühne über-
herrschende Natürlichkeitsprincip, bei welchem es ziemlich dahin gekommen
ß Kleider und Decorationen die Hauptsache sind, und daß eine Rolle spielen,

fast so viel als Kleider wechseln heißt. Das größere Publicum nämlich, welches Schauspiele eigentlich nur Mannigfaltiges sehen und hören will, und von den Cl rakteren nur die gröbern Züge auffaßt die zur Handlung unentbehrlich sind, fin seine Einbildungskraft durch die der Wirklichkeit fast gleichkommenden Prosp und durch das Charakteristische oder Glänzende des Costüms schon so sehr in A spruch genommen und beschäftigt, daß nur eine leidliche Körperhaltung und Be gung, und etwas Declamation für die schönen Bilder und Sentenzen des Dichte die ja doch nicht so selten ist, erfodert wird, um die Menge glauben zu machen, m habe einen Charakter dargestellt. In der That, seit die Kunst der Decorate und Garderobiers bis zur höchsten Täuschung gestiegen ist, hat sich die Kunst Schauspielers immer mehr verloren. Der Beweis würde sich durch den Aug schein liefern lassen, wenn man den Versuch machen wollte, einige Schauspi ohne Costüme und Decorationen aufzuführen. Im Trauerspiel würde man find daß die meisten Schauspieler nur Declamatoren mit Costüme sind. Im Conv sationsstück, wo zwar das Costüme die Täuschung weniger begünstigt, zeigt s daher gewöhnlich um so deutlicher die Schwäche und Unfähigkeit, einen Charak nach des Dichters Anleitung zu erschaffen, und an eigner Person fortschreitend gestalten. Das Lustspiel ist gegenwärtig nur Conversationsstück, und wo es Bi leske wird, da sehen wir bei unsern Schauspielern den Anzug ebenfalls das Mei thun. Da nun das Meiste heutzutage auf eine grobe Nachahmung des Gegeben gestellt ist, so kommt es hauptsächlich auch darauf an, was ein Individuum erle und was es zu erfahren Gelegenheit gehabt hat. In dieser Hinsicht würde d Wandern der Schauspieler, abgesehen davon, daß es dem Familiairwerden d Schauspielers mit dem Publicum, und der Gewöhnung des letztern an sonst schw zu ertragende Angewohnheiten des erstern entgegenwirken würde, von Vortheil se wenn nur nicht das Nomadisiren andrerseits der humanen Bildung nachtheilig wä Ein gutes Auskunftsmittel bietet das Gastrollenspielen in der neuern Zeit dar; di verhindern, daß die stehenden Bühnen nicht gar zu sehr die Eigenschaft stehend Wasser annehmen, und durch wohlthätige Pensionsanstalten endlich zu theatra schen Invalidenhäusern werden. Aus der Masse routinirter und unroutinir Nachahmer hebt sich nun die geringe Anzahl derer um so glänzender hervor, welc den innern Drang fühlten, die von der Poesie geschaffenen Charaktere äußerlich vergegenwärtigen, und die ihnen von der Natur verliehenen Mittel mit poetische Geiste ausbildeten. Zu diesen hervorragenden Künstlern der deutschen Bühne g hören unter den jetzt lebenden anerkanntermaßen: die Wolff's, Devrient, Eßl und Soph. Schröder; von denen die erstern den letztern an Bildung und Studi ebenso sehr überlegen sind, als diese jenen an Reichthum der Naturmittel. D Wolff's haben sich in Göthe's Schule vornehmlich für die feinere poetische Char teristik, für die gemessene ideale Darstellung, welche sich dem Antiken nähert, g bildet, von diesem Standpunkte aus hat sich ihr Talent unter veränderten Um bungen mit großer Freiheit entwickelt. Ihre plastische Kunst und ihre vollend Declamation der rhythmischen Poesie kann als Muster dienen, und die höchst selte Vereinigung des mimischen und declamatorischen Elements würde noch weit me anerkannt sein, wenn nicht die Natur zu mancher Anstrengung beiden die Kraft v sagte, und das Publicum von dem Schauspieler die Vielseitigkeit eines Tausen künstlers verlangte. In stark gezeichneten heroischen Charakteren feiert die genia Kraft Eßlair's und der Schröder ihren Triumph. Ihre Phantasie ist wirksam, b sonders wo es gilt, große mimische Effecte hervorzubringen, und kolossale Bildu gen der Phantasie den Sinnen zu vergegenwärtigen; aber ihr Streben geht me auf große Momente als auf ein Ganzes. Zwischen den genannten Künstlern ste mitten inne Devrient, durch seine mimische Erfindung und durchaus gehalte Charakteristik ausgezeichneter bürgerlicher Charaktere und komischer Ideale m

gepriesen; ja vielleicht der größte mimische Künstler auf der deutschen Bühne. hier genannten Künstlern gesellt ein ausgebreiteter Ruf noch zu: Mad. Stich erlin); Dem. Lindner (in Frankfurt; durch Wahrheit und Consequenz der llung ausgezeichnet); Mad. Neumann (in Karlsruhe) und den Komiker . Die Erstere ist unstreitig ein reiches Talent, für die Darstellung jugend- heroinen in der Tragödie und vornehmer Damen in Conversationsstücken ge- n, und würde noch mehr sein, wenn sie sich von einer gefallsüchtigen Ma- r befreien wüßte, welche die Kraft ihrer Darstellungen abstumpft. Ihr in r Hinsicht entgegengesetzt erhebt Mad. Neumann die Lieblichkeit ihrer Na- r Kunst, aber sie entfernt sich wenig über die Erscheinung des Weibes in der n feinen Conversation. Der Komiker Wurm (s. d.) endlich hat in der ge- n Schilderung aus dem Leben gegriffener, burlesker Charaktere eine aner- Virtuosität.

folgende alphabetische Reihe der bekanntesten Schauspieler der deutschen : macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; doch glauben wir keinen Künst- iten Ranges übersehen, eher vielleicht manchen vom dritten Range in dasselbe ommen zu haben. I. Unter den Damen bemerken wir: Mad. Anschütz Liebhaberinnen im wiener Burgtheater); Dem. Bauer (angenehm in mun- gendlichen Liebhaberinnen; in Berlin); Dem. Beck (tragische Liebhaberin; nheim); Mad. Birch-Pfeifer tragische Liebhaberin, nicht ohne Manier; in en); Mad. Brede (ausgezeichnet in vornehmen Damen im Lustspiele und en Mittelrollen; bisher in Stuttgart); Fr. v. Busch (in feinen Damen lspiel und Trauerspiel gelobt; beim darmstädter Hoftheater); Mad. Carl iebhaberin; früher in München); Mad. Devrient (Gattin des berliner spielers) und Mad. Devrient, geb. Böhler (in naiven und launigen Soubret- n vorzüglich beliebt; in Leipzig); Mad. Eßlair (Heldinnen und Mütter; in adt); Mad. Feige (in Heldinnen geschätzt; in Kassel); Mad. Fries (ebenso; chen); Mad. Gebhard (Liebhaberinnen; in Reval); Mad. Gehlhaar (An- mmen und Charakterrollen; in Mainz); die durch Bildung ausgezeichnete Genast (sonst Böhler d. ältere, in Liebhaberinnen; Anstandsdamen und , ruhigen Charakteren gern gesehen, als Donna Diana geschätzt; in Leipzig); Hartknoch (in jugendlichen Liebhaberinnen; in Weimar); Frau von Heigen- Weimar; in hohen Charakteren ausgezeichnet); Mad. Hartwig (gegenwär- emischen Müttern und Charakterrollen sehr geschätzt; dresdner Hoftheater); Huber (ältere Rollen; in Hanover); Mad. Keller (mittlere Heldinnen und terrollen; in Hanover); Mad. Klingemann (in Heldinnen von Ruf; in chweig); Mad. Korn und Mad. Koberwein (am Burgtheater in Wien); Lembert (bisher Sängerin, jetzt zum Schauspiel übergegangen; am wiener eater); Mad. Liebich (Mütter; in Prag); Mad. Lorzing (tragische weib- haraktere; in Weimar); Mad. Löwe (in Anstandsrollen und affectvollen im Schauspiel ausgezeichnet; am wiener Burgtheater); Dem. Maaß (in sen und gemessenen Charakteren mittlern Alters schätzbar; in Karlsruhe); Mayer (in Soubrettenrollen angenehm; bisher in Dresden); Mad. Miedke zig; eine der vorzüglichsten Darstellerinnen im Fache der Heldinnen); Dem. (tragische Liebhaberinnen; am Burgtheater in Wien); Mad. Reinhold (in rg; ausgezeichnet in Soubretten); Mad. Schirmer (in sanften tragischen erinnen und Weibern, und in idyllischen Mädchenrollen trefflich; in n); Mad. Schmelka (komische Alte; in Leipzig); Mad. Sontag (in Heldinnen ausgezeichnet; früher in Prag, jetzt auf dem königsstädter Thea- Berlin); Mad. Schröckh (sonst Mad. Fleck, jetzt in mittlern tragischen Rol- häftigt; in Berlin); Mad. Unzelmann (in Breslau, tragische Rollen; dre in Berlin, sonst Dem. Franz); Dem. Rosalie Wagner (in Dres-

den, jetzt in Prag und ihre Schwester Louise am königstädter Theater
Berlin); Mad. Werdy (sanfte Charaktere in mittlern Jahren; in Dresden
II. Unter den männlichen Schauspielern sind zu nennen: Anschütz (spielt Held
im poetischen Schauspiel; im Burgtheater zu Wien); Baudius (Liebhaber u
jüngere Rollen; Breslau); Becker (erste Liebhaber und jüngere Helden; jetzt
Dresden); Beyer (mittlere Helden und männliche Charaktere; prager Theater
Beschort (Väter und ältere Anstandsrollen; Berlin); Blumauer (Väter und ält
Charaktere); Brand (in alten und Charakterrollen geachtet; in Leipzig); Burm
ster (Väter und ältere Charaktere, besonders in Conversationsstücken; Dresden
Carl (vornehmlich in Darstellung komischer Charaktere in der Localposse gewan
z. B. Staberle; früher Director des Isarthortheaters in München); Clauss
(Bonvivants, Schwätzer; früher in Hamburg); Costenoble (in Charakterrollen i
Schau- und Lustspiel geschätzt; im Burgtheater zu Wien); Demmer (Liebhab
und jüngere Rollen; Manheim); Devrient (in Dresden und in Leipzig, Neff
des berl. D.; in jüngern Heldenrollen ausgezeichnet); Dürand (tragische Liebh
ber; Weimar); Feistmantel (komische Personen, besonders in der Localpos
Prag); Gebhard (Liebhaber und Charakterrollen; Petersburg); Gerber (Cher
liers und gewandte Charaktere im Schauspiel; Bremen); Gern, d. Sohn (Kon
ker); Guauth (komische Rollen und Intriguants; Stuttgart); Grüner (Helden u
ältere Charaktere; Darmstadt); Haake (Heldencharaktere und junge Männer i
Conversationsstück; Breslau); Hartmann (Liebhaber und Helden; Berlin); He
ckel (spielt jüngere männliche und markirte komische Charaktere mit Auszeichnun
war in Frankfurt); Heurteur (affectvolle männliche Rollen; jetzt im Burgthea
in Wien); v. Holbein (feine männliche Charaktere und Helden; Director des The
ters in Hanover); Hölken (Liebhaber und jüngere Helden; jetzt in München
Hunnius (ältere komische Charaktere und Väter; Weimar); Jacobi (tragische Li
haber; Hamburg); Jerrmann (Intriguants und poetische Alte in der Tragödi
Regisseur in Königsberg); Julius (in männlichen Charakteren vornehmer Art, v
nehmlich im Schau- und Lustspiel schätzbar; Dresden); Jost (ältere männli
Charakterrollen, auch im Lustspiel; Danzig); Katzianer (in jüngern, kräftig
Helden ausgezeichnet; in Hanover); Keller (in feinkomischen Charakteren im re
tirenden Drama und im Singspiel ausgezeichnet, ebendaselbst); Kettel (erste Lie
haber und jüngere Charaktere; Braunschweig); Koberwein (männliche Charakter
Burgtheater in Wien); Koch (ausgezeichnet in Väterrollen, ebendaselbst); Ke
(in einfältigen und chargirtkomischen Charakteren ausgezeichnet; Leipzig); Korn
sanften männlichen Charakteren, im poetischen Drama und jüngern Männern
Lustspiel höchst ausgezeichnet; am Burgtheater in Wien); Krüger (stellt franz. C
kels und muntere Alte im Schau- und Lustspiel mit feiner Charakteristik dar; eb
daselbst); Krüger d. J. (erste Liebhaber im Trauerspiel; Berlin); Kühne (in H
den und in männlichen Charakteren im Familiengemälde schätzbar; Hambur
Lange (sonst in jüngern Heldencharakteren gefeiert; jetzt pensionirt in Wien);
roche (Komiker, auch im Singspiel; Weimar); Lebrun (in Bonvivants und m
tern jugendlichen Rollen im Conversationsstück sehr ausgezeichnet; Hamburg
Lemm (stellt poetische Charaktere im höhern Drama ausgezeichnet dar; B
ll n); Lembert (Männer im Conversationsstück; Burgtheater in Wien); L
zing (männliche Charakterrollen und Intriguants; Weimar); Löwe (in Wi
em Burgtheater, vorher in Prag; stellt erste Liebhaber und jüngere männli
Charaktere ausgezeichnet dar); Löwe (des angeführten Bruder, jüngere Männ
Helden- und Anstandsrollen; vorher in Kassel, Leipzig, jetzt in Manheim); M
tausch (ältere männliche Charaktere; Berlin); Maurer (Liebhaber und Helde
Stuttgart, vorher Berlin); Mayer (Helden; Karlsruhe), Miedke (männlic
Charaktere; Stuttgart); Ols (tragische ältere Liebhaber und männliche Charakter

r); Polawsky (Chevaliers und jüngere männliche Rollen; Prag); Rei-
der jetzt gefeierte Localkomiker im leopoldstädter Theater in Wien); Neben-
mittlere männliche Charaktere und Liebhaber, auch im Singspiel, ausgezeich-
Berlin); Rohde (starkkomische Rollen; Stuttgart); Rott (jüngere Helden
thaber; jetzt auf dem Theater an der Wien); Rüger (spielt Väter; im Thea-
der Burg in Wien); Schmelka (vielleicht der launigste Komiker auf der
n Bühne; königsstädter Theater in Berlin); Schuster (der gefeierte Local-
auf dem leopoldstädter Theater in Wien); Solbrig (Väterrollen; auf Rei-
Stawinsky (Charakterrollen; Breslau); Stein (in tragischen Liebhabern
ven jüngern Rollen schätzbar; Leipzig); Thieme (männliche Helden und An-
llen im Conversationsstück; zuletzt in Leipzig); Thürnagel (Helden und
Manheim); Unzelmann, Vater (in Berlin, sonst in komischen Cha-
im recitirenden Drama beliebt; hat kürzlich sein Schauspielerjubiläum
); Unzelmann, der Sohn (in Wildfängen, jüngern naiven und bur-
Charakteren äußerst gewandt; jetzt in Manheim); Urban (erste Lieb-
n dem Familiengemälde und in der Tragödie; München); Vesper-
(in seiner Charakteristik, besonders im Conversationsstücke sehr schätz-
spielt Intriguants und Charaktere mittlern Alters; München); Vo-
ter; jetzt Secretair und Regisseur des Theaters an der Wien); Wallbach
er und jüngere Männer; jetzt in Wien); Weidner (scharfgezeichnete Intri-
und Helden; Frankfurt); Werdy (Väter und überhaupt männliche Rollen
nkter und Würde; Dresden); Wilhelmi (feine komische Charaktere im
ationsstück; Prag); v. Zahlhas (poetische Väter, Intriguants und Helden;
h); v. Zieten (Väter in der Tragödie, spielt auch bewegliche Alte im Con-
sstück; Leipzig). 44.

Deutsche Sprache ist ein Zweig des alten germanischen Sprachstam-
Andre schreiben teutsch von Teut, Teutonen. Richtiger ist die Ablei-
n Theut, Deut, Diet (Volk). Der german. Sprachstamm theilt sich in
, den deutschen Hauptzweig, den nordischen oder skandinavischen und den
lischen oder englischen Zweig. Die eigentlich deutsche Sprache zerfällt
grauen Alterthum in zwei Urmundarten, die süd- und norddeutsche, oder
d niederdeutsche, die sich wieder in mehre Provinzialmundarten auflösen.
auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und grammati-
men dieser Mundarten von einander abweichen, so geben sich doch alle als
urzel entwachsen zu erkennen. Gewöhnlich denkt man indeß, wenn man
item Zusatz von der deutschen Sprache redet, bloß an das Hochdeutsche,
meine Schriftsprache, welcher sich die Sprache der gebildeten Stände
ands hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten
schaftlichen Sprache, nähert. Die Frage, wo das reinste Deutsch gespro-
de, läßt sich daher, ohne einseitig zu urtheilen, nicht in der Art beantwor-
man das Gebiet desselben auf eine Gegend beschränkt, wie es z. B. Ade-
t, nach dessen Ansicht das Hochdeutsche bloß die obersächsische oder vielmehr
e Mundart ist. Nach Anleitung der Geschichte der Bildung unserer
nache, versteht man darunter die geläuterte Sprache des Oberdeutschen,
it Luther die vorzüglichsten Schriftsteller aus ihren Grundkräften entwickel-
urch sie auch Eingang in die feinen Gesellschaften aller Gegenden fand, wo
gesprochen wird. Man setze daher dem Niederdeutschen nicht das Hoch-
sondern das Oberdeutsche entgegen, wie es bereits 1701 der wackere
hrer Bödicker that. „Die hochdeutsche Sprache", sagt er, „ist keine Mund-
einzigen Volkes der Deutschen, sondern aus Allem durch den Fleiß der
n zu solcher Zierde erwachsen, und in ganz Deutschland üblich". Am
n frei von landschaftlichen Eigenheiten ist die Sprache, selbst der Gebildeten,

im südlichen Deutschland, zumal in den südlichsten Gegenden, in den Ver der Alpen und Karpathen, und in den westlichen und südöstlichen Flachl Dort (in Oberschwaben, Oberbaiern und Östreich) ist sie rauher in den Gru ten, reicher an Zischlauten; hier (im westlichen Westfalen, am Niederh Mecklenburg und Pommern) verschwimmt sie in breitern Grundlauten und Weichheit. Verschiedenheiten, die größtentheils in dem Einflusse des Kli die Sprachwerkzeuge begründet sind. Freier von jenen Eigenheiten und gel ist das Hochdeutsch im mittlern Deutschland, besonders in Obersachsen, wo dem Riesengebirge sich nähernd, theils rauher, theils singend, und nach de denburgischen Niederungen hin, wieder weich und matt wird; im südliche dersachsen (Hanover, Braunschweig, Göttingen) ist es noch reiner, und Deutschlands Grenzen wird die deutsche Sprache unter den Abkömmlingen scher Ansiedler in Kurland und Liefland am reinsten gesprochen, weil hier ein schaftliche Volkssprache keinen nachtheiligen Einfluß haben kann. Über d sprung der deutschen Sprache weiß man nichts Zuverlässiges. Einige wo aus der indischen, Andre aus der persischen ableiten, und noch Andre ge einen gemeinschaftlichen Ursprung mit der griechischen, ja Morhof leitet s griechische Sprache aus der ältesten deutschen ab. (Vgl. auch Kanne, „Ver schaft der griechischen Sprache mit der deutschen".) „Die Untersuchung de Sprachen", sagt Voß, „ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kind teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgri Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begei Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geschich uns in diesem thrakischen, oder, wie man später es nannte, scythischen Ne ein deutsches Geschlecht, Gothen am schwarzen Meere, die, obgleich über ei tausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine au Ähnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelang Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit zur höchsten Ausbildung, die n sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderu Vorrecht einer unvermischten, kraftvollen, und aus innerm Trieb sich bilden veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen allein mit der griechischen wetteifern darf". Daß die deutsche Sprache ein mischte Stammsprache sei, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentliche mischung mit andern entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit ande nach Adelung's Bemerkung, auch aus der besondern Eigenschaft, daß i Worte die Stammsylbe allemal den Hauptton hat, die Nebensylben aber e ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dem Zeitraum unserer Sprache nur Wenig übrig, nur einzelne Wörter, und m meist Eigennamen; jedoch auch dies Wenige reicht hin, uns zu überzeug sie schon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt beste auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. D eine sehr rauhe Art müsse gewesen sein, erhellt aus den Zeugnissen andrer nen. Mela sagt, daß ein römischer Mund diese Wörter kaum aussprech und Nazarius versicherte, der Klang derselben errege Schauer. Wahrs bestanden sie aus gehäuften harten Consonanten, starken Hauchlauten, tie calen und Doppellauten. Doch ist auch den Zeugnissen der damals schon weichlichten Griechen und Römer kein unbedingter Glaube beizumessen. nannten die Sprache unserer Vorfahren rauh und barbarisch, vielleicht nur, ihnen fremd war; und daß die Anhäufung von Mitlauten eine Sprache no wendig rauh mache, wissen wir aus dem Beispiele der heutigen polnischen S deren Consonantenmenge uns schreckt, und die dennoch in dem Munde g Leute sehr wohlklingend ist. Übrigens mochte wol das Altdeutsche reicher

ichnung sinnlicher als nichtsinnlicher Gegenstände, in deren Gebiet sich der
n des Waldes nicht verstieg. Bei den, mit den Skandinaviern häufig ver-
älten, Gothen, die sich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der
n Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohn-
Mösien, der heutigen Walachei, Mösogothen hießen, zeigt sich, wahrschein-
rgen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erste Spur von Schrift
iteratur, um die Mitte des 4. Jahrh. Ulfilas (s. d.), ein vornehmer Gothe,
ssen Veranlassung seine Landsleute die christliche Religion annahmen, suchte
360 die Schreibkunst einzuführen, und übersetzte, da er Bischof geworden
die Bibel. Der größte Theil der vier Evangelisten und ein Stück des Briefs
Römer sind davon auf uns gekommen, und wir finden in jener Sprache eine
n Oberdeutsch, mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thracischen Wör-
mischt, in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Mundarten
ungt nicht wesentlich verschieden. Eine der sonderbarsten grammatischen Ei-
ten der Sprache des Ulfilas ist der dem griechischen ähnliche Dualis. Wie
nache sich vom Oberdeutschen zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon
lwörter ains, twai, thrins u. s. w. Auch findet man mehre angelsächsische
n Englischen vorhandene Wörter, das Oberdeutsche aber, als die eigentliche
lage, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen Literatur,
mit auch der Sprachbildung, bricht jedoch erst im 8. Jahrh., mit der Zeit
des Großen, an. Was bis auf diese Zeit spärlich von Schriftstellerei er-
(s. Kochs „Compend. der deutschen Lit.-Gesch.", I, 18 — 20), waren
lateinische Übersetzungen aus dem Kirchenlatein, die nicht nur die lateinischen
uctionen, sondern sogar die Beugung der Wörter nachformten. Die herr-
Mundart war die oberdeutsche, aber nach der rohen Aussprache des Volks
ben. Doch fallen auch in diese Zeit die Lieder, durch welche die Sprache
ine poetische Bildung erhielt. Mit Karl beginnt der sogenannte fränkische
ms (von 768 — 1137), in welchem des Guten viel geleistet wurde, da Karl
ß durch Eroberungen und Staatskunst, sondern auch durch das, was er
Sung that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und
n deutsche Namen bei, fing selbst eine deutsche Sprachlehre an, und that
ögliche, um Sprache, Poesie und Wissenschaft zu befördern. Indeß wa-
Fortschritte nur langsam, und zeigten sich erst unter seinen Nachfolgern be-
er. Mit Recht sagt Fulda, daß bei der treuherzigen Bemühung, die Aus-
in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwol immer das
derliche Wesen der deutschen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur
nag Einiges hier stehen: Keserip, Geschreib; Keschrifti, Schrift; Scap,
Schaf; erkipit, ergibt; chaldan, halten; Unchuschida, Unkeuschheit; aikan,
piscauuohe, beschauen; seuunto, schauend; Fiur, Feuer. Als Probe einer
tion: Singularis: Weg, Weges, Wege und Wega, Weg; Pluralis: Nom.
Gen. Wego, Dat. Wegum und Wegon, Acc. Wega. Ebenso wechseln
flgationen; das Präteritum mit dem Hülfszeitwort haben ist noch gänz-
ekannt. Nur allmäligen Fortschritt machte die Bildung der Sprache auch
n sächsischen Königen (912 — 1024), unter denen Notker Labeo u. A.

Da aber unter allen Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit kein so her-
nder Kopf war, daß er für die Übrigen gesetzgebend geworden wäre, so kam
ner Einheit, und man bemerkt an ihnen Mangel an Gleichförmigkeit in
g der Beugungen und Endungen der Wörter, wie noch jetzt bei uns. Eben-
s unter den fränkischen Kaisern (1024 — 1136), in welcher Zeit Willeram,
r noch das Lobgedicht eines Ungenannten auf den 1075 verstorbenen Erz-
n Köln, Anno, sich auszeichnen. Besonders dies letzte Gedicht verkündigt
t und Sprache die Nähe eines schönern Zeitalters, welches unter den schwä-

bischen Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause aufblühte, und den schw
Zeitraum der Minnesinger umfaßt. Merkwürdig ist die Veränderung, we
in der Sprache erfolgte, indem die fränkische Mundart, die bis daher g
hatte, von der alemannischen oder schwäbischen verdrängt wurde. D
schwäbische Deutsch nahm die unvollkommene Bildung des fränkischen leich
auf, und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregte
schen Geistes. Einige übrig gebliebene poetische Denkmäler dieser Zeit ma
schaulich, wie das Fränkische nicht auf einmal, sondern nur unvermerkt n
nach schwäbischer wurde. Die breiten Doppellaute der schwäbischen M
wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzügli
scheint. Eine Menge schallender Selbstlauter in ihr verrathen ein für We
empfängliches Ohr. Zudem hat sie eine Menge kleiner Füllwörter, Pa
Vorwörter, Ellipsen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungs
und setzt mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eins zusammen
Schwierigkeit bei dem Lesen derselben entsteht aus der Menge Wörter, die
gegangen, oder solcher, die eine andre Bedeutung erhalten haben, und endl
der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zusammensetzung. Na
nach verlor die schwäbische Mundart ihr Ansehen in Deutschland, und beim
deutsche Mundarten traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meistersän
günstigte diese freie Bildung der Sprache nicht wenig. Den Werth von
Sachse's gemüthvollen Darstellungen keineswegs verkennend, muß man ab
sagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen wesentlichen Gewinn zog, de
der ihr Reichthum, noch ihr Nachdruck wurden befördert; höchstens gewann
diese Sängerschule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung.
auch dies sollte verloren gehen; denn da den Laien verboten ward, die Bibel
sen, da man, um zu predigen und Processe zu führen, seine Kraft einer fr
todten Sprache widmete, verwilderte mehr und mehr die bildsame Mutterspr
Diese Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Voß sagt, v
begeisternden Entschlusses, daß sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in
cher Einfalt und Würde vernehmen solle, die neu verdeutschte Bibel in jeder
gabe, die Psalmen wol siebenmal, von 1518 — 45, sorgfältig besserte
aus dem Gemeinern zum Edlern, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Sä
gen der Beredtsamkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutsche S
zur Gesetz-, Geschäfts- und später auch zur wissenschaftlichen Sprache er
Ihm, dem Stammvater des neuern Sprachbaues, folgten nach Zwischenr
der Vernachlässigung die fortbildenden Väter: zuerst der männliche Opitz, d
Musen des Alterthums und der Fremde reinern Gesang ablernte; dann H
Lehrer, der feurige Lohenstein, der in seinem „Arminius und Thusnelda" ein
wundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete
endlich der gesellige Hagedorn, der die in Studirstuben etwas ersteifte Spra
die zartern Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen ver
Seit Ende des 17. Jahrh. wurde durch Einfluß der franz. Sprache und Her
die deutsche verdorben. Die Sprachmengerei stieg auf den höchsten Gipfel
ersten Hälfte des 18. Jahrh., und die franz. Sprache wurde herrschend.
„Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa seit dem rastadter F
dargestellt von Radloff", München 1814.) Der neue Purismus, den
sched und seine wässerige Schule übten (der frühere wurde von mehren, zum
der deutschen Sprache gestifteten, Orden geübt, zeigte mindestens von guten
len für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Erzeugnisse der
sched'schen Schule vor sich gehabt, so ließe sich die Verachtung, die Friedrich I
deutschen Sprache in einer franz. Schrift („De la littérature allemande",
1780, übersetzt von Dohm, Ebendas. 1780; beantwortet und widerlegt

ſalem: „Über teutſche Sprache und Literatur", Berlin 1781, von J. nter gleichem Titel, Osnabr. 1791, von Tralles: „Schreiben von der Sprache und Literatur ꝛc.", Breslau 1781, und von Wezel: „Über Wiſſenſchaften und Geſchmack der Deutſchen", Leipzig 1781), wider- ſ, rechtfertigen; allein jene Schrift erſchien zu einer Zeit, der nicht nur bereits vorhergegangen war, ſondern in welcher bereits auch Klopſtock, Wieland, Engel u. A. durch eine edle Bildung des poetiſchen und pro- usdrucks den Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes unbeſtreit- ben hatten. Wieviel aber gewann nicht unſere Sprache ſeitdem noch un- denden Händen eines Voß, Schlegel u. A.? Leſe jeder Deutſche, der uterlande noch nicht ganz entartet iſt, hierüber das vortreffliche Werk von über den Wortreichthum der deutſchen und franz. Sprache, und beider r Poeſie" (Berlin, 2. Aufl. 1819—20, 3 Bde.). Dreierlei iſt es be- aus den Geiſt der deutſchen Sprache charakteriſirt: ihre Bildſamkeit, in nehmenden unerſchöpflichen Kraft beſtehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- ungsſylben, ſowie durch Wortzuſammenſetzungen neue Bildungen zu er- r Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter überſteigt auch die reichſte denden Sprachen, und mehrt ſich, bei der Freiheit unſerer Dichter und faſt täglich; endlich ihre Univerſalität, d. h. das Vermögen, den Geiſt ten Sprachen zu umfaſſen, und das Beſte jeder ſich zuzueignen. Welche möchte Homer's und Virgil's Gedichte wie Voß, Platon's Dialogen wie acher, Shakſpeare's und Calderon's Schauſpiele wie Schlegel, Gries und Arioſto's, Taſſo's Gedichte wie Gries und Streckfuß, den Dante wie der nte u. Kannegießer, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immer- e Verſuche, ausländiſche Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ſein, für Das, weſſen unſere Sprache fähig iſt, beweiſen ſie doch. Und wie würde ſie noch leiſten können, wenn wir nicht einſeitig uns zu ſehr beſchränkt Es iſt in der That ein großer Verluſt, daß das ſogenannte Hochdeutſche ſchriftſprache geworden iſt, und das Niederdeutſche ſo ſehr verdrängt hat. aber, wozu die Verſuche von Voß in plattdeutſchen Idyllen, Hebel's iſche Gedichte", Grübel's „Gedichte in nürnberger Mundart" u. m. och führen! Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unſerer umfaſſen ſoll, muß alle Mundarten berückſichtigen, und nächſt den uch die Gloſſarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, kaliſcher Hinſicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Volgtel, Stoſch, Heinſius ꝛc. geleiſtet haben; es ſind treffliche Vorarbeiten. Die he Sprachlehre ſchrieb im 16. Jahrh. Valentin Ickelſamer unter dem eutſche Grammatica, darauß einer von ihm ſelbs mag leſen lernen". ahrh. verdienen die grammatiſchen Arbeiten eines Opitz, Morhof, Schot- nliche Auszeichnung. Die neuern vorzüglichſten Sprachlehren ſind von Heynatz, Moritz, Roth, Hünerkoch, Reinbeck, Heyſe, Heinſius, Pö- imm (der in der Darſtellung der Geſetze unſerer Sprache eine neue, der en Entwickelung folgende Bahn bricht). Durch Werke, wie Klop- ammatiſche Geſpräche", die Schriften v. Radlof, Voß's „Zeitmeſſung", e, kann unſere ſo bildſame Sprache nur noch gewinnen. dd.

utſche Sprache. Geſellſchaften für deutſche e. Philoſophiſche Unterſuchungen über das Weſen der Sprache im All- Wörterbücher aller Art, Sprachlehren für Alt und Jung, für akade- eſäle und für Dorfſchulen, Hülfsbücher nach unzähligen Lehrweiſen, da- ere, aber vereinzelte Forſchungen über mundartliche Eigenthümlichkeiten an der alten Sprache, ſo weit derſelbe aus längſt vorhandenen oder neuer euern ſchriftlichen Denkmälern zu erkennen war — alles Dies zuſammen-

genommen, schien zu großen Hoffnungen für die Muttersprache zu ermächtig
und es durfte nicht Wunder nehmen, daß eine deutsche Akademie der Wissensch
ten bereits 1807 es an der Zeit hielt, auf ein vollständiges System der deutsch
Sprachgesetzgebung einen namhaften Preis auszusetzen. Daß derselbe von Kein
gewonnen ward, mußte nach solchen Vorarbeiten allerdings befremden, sofern m
nicht schon damals die Überzeugung fest hielt, daß eine Sprache, wie die unser
als ein lebendiges, sich aus sich selbst herausbildendes und nach unumstößlichen G
setzen zum Vollkommneren oder Unvollkommneren fortspinnendes Ganze, sich ke
Gesetze vorschreiben lasse, wie alle ähnliche frühere und spätere Versuche zur Gen
beweisen. Es ist Thorheit, den Entwickelungsgang einer lebendigen Sprache,
wie alles Organische, das Princip ihrer Bildung und Fortbildung in sich sel
trägt, durch Grammatiken binden und aufhalten zu wollen. Mag man in Sch
len, zum Behufe des gemeinen Fortkommens und als Übung des Denkvermöge
die Sprache nach ihrem dermaligen Stande, auf Regeln zurückgeführt, auch fer
noch als Norm aufstellen; die eigentliche Wissenschaft hat damit nichts zu schaff
Für sie gibt es neben dem philosophischen und kritischen, nur noch den historisc
Weg, der allein jenen beiden den Erfolg sichern kann, indem er die in ihrer allm
gen Entwickelung, ohne Vorliebe für diese oder jene Zeit, von Stufe zu Stufe
folgt und nachweist, wie das Vorhandene nach innern nothwendigen Gesetzen
einem frühern hervorgegangen ist, und in diesem frühern seinen Grund, wie s
Erklärung findet. Mit welchem Glücke dieser Weg von Jakob Grimm, dem
sten, der hier richtig sah, in seiner deutschen Grammatik eingeschlagen worden,
über ist unter den Kennern nur Eine Stimme. Sein Zweck, die Führung des
weises: „daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst verwandt und die h
tige Form unverständlich sei, wo man nicht bis zu den vorigen, alten und älte
hinaufsteige, daß folglich die gegenwärtige grammatische Structur nur geschicht
aufgestellt werden dürfe", muß schon jetzt für gelungen erkannt werden. Jetzt
ist der Weg zu tiefer Einsicht in das Wesen der Sprache gebahnt. Die fron
Sorgfalt für die poetischen Überreste einer untergegangenen Zeit, die man ent
als ein theures Erbe, als einen unablöslichen Theil unsers innigsten Wesens zu
trachten angefangen, eine Sorgfalt, der allein die Behandlung der Mutterspr
ihre bessere Richtung verdankt, begnügt sich in den letzten Jahren nicht mehr
dem nothdürftigen Abdrucke und modernisirenden Umarbeitungen des Alten,
dern zeigte in besonnener Kritik und sorgsamer grammatikalischer und lexikogra
scher Erläuterung, daß ihr das höhere Bedürfniß der Zeit deutlich geworden.
Allem werde hier auf die reichbedachten Ausgaben des Boner'schen Edelsteins
des Wigalois von Beneken, auf Groote's und Hagen's Ausgaben des Gottfrie
Strasburg, auf Hagen's und Primisser's Heldenbuch ꝛc verwiesen; dabei
auch der gleichzeitigen Bemühungen Lachmann's, Mone's, Grotefend's u. A
dacht. Die weitverbreitete Liebe für altdeutsche Poesie, die viel von ihrem frü
Ungestüm verloren, dagegen an Innigkeit gewonnen hat, und mancher glück
Zufall bieten einander die Hände, um jene Bestrebungen zu lohnen und zu förd
In den zu Mailand neu entdeckten Bruchstücken der gothischen Bibelüberset
des Ulfilas, wie in dem vom Grafen Mailath herausgegebenen koloczaer C
und der von Laßberg'schen Sammlung altdeutscher Gedichte und in Anderm,
mühsame Forschung unerwünschtes zu Tage gefördert, sind dem sprachlichen W
neue willkommene Fundgruben eröffnet worden.

Hier ist auch der Gesellschaften für deutsche Sprache zu geden
deren der neuerwachte Spracheifer mehre ins Leben gerufen hat. Schon im L
des 17. Jahrh. veranlaßte die überhandnehmende Sprachmengerei den Zusamm
tritt solcher Vereine. So entstanden: der Palmenorden oder die fruchtbring
Gesellschaft zu Weimar (1617), die aufrichtige Tannengesellschaft zu Stras

h); die deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg (1646), der Blumenor-
r Schäfer an der Pegnitz zu Nürnberg (1644) und der wenig ersprießliche
menorden an der Elbe (1660). Der Zweck des Palmenordens, wie ihn sein
chtschreiber, G. Neumark, angibt: „die Muttersprache in ihre uralte an-
ne Reinigkeit und Zierde wieder einzuführen, sie von dem fremden, drücken-
prachenjoche zu befreien und durch alte und neue Kunstwörter zu befestigen", auch von den später entstandenen, die sich jenem als Töchtervereine anschlos-
it Liebe und zum Theil mit schwärmerischem Eifer verfolgt. Wie man auch ese Verbindungen, deren Wirksamkeit in der Regel den prunkvollen Namen nig entsprach und bald in Spielerei ausartete, zu denken geneigt sei, das ist läßt sich ihnen nicht streitig machen, daß sie der zunehmenden Ausländer-m Damm entgegensetzten und eine lebendige Theilnahme an der Fortbildung uttersprache auch in den höhern Ständen der Gesellschaft rege machten (der worden bestand zum bei weitem größern Theile aus Fürsten und Adeligen). viel größern Gewinn brachte die 1697 gegründete und dreißig Jahre später ottsched erneuerte leipziger deutsche Gesellschaft; auch die zu gleichen Zwe-ft um dieselbe Zeit gestifteten Vereine zu Halle, Frankfurt a. d. O., Basel, Jena und Helmstädt entstanden und gingen unter, ohne merkliche Spuren ümmerlichen Daseins zu hinterlassen. Als aber in neuester Zeit mehre Jahre r Gewaltherrschaft von der Nothwendigkeit überzeugt hatten, die gemeinsame prache, als das sicherste Verwahrungsmittel gegen völlige Unterjochung und Zerspaltung, festzuhalten, und die Begeisterung für die Sache des Vater-auch der vaterländischen Sprache sich zuwendete, trat die Idee, durch das mmenwirken vieler Kräfte in gesellschaftlichen Verbindungen die Sprache zu n und die Erforschung ihres Wesens zu fördern, aufs neue ins Leben. Die ne Erkenntniß von dem, was Noth thue, die in größerer Anzahl vorhandenen beiten und die mit jedem Jahre zunehmende Menge von Hülfsmitteln aller fen an dem Gedeihen dieser neuen Vereine nicht zweifeln. Zuerst trat (1815), Falk und Krause begründet und unter der Mitwirkung von Zeune, Jahn, ius, Pischon u. A., die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache zusam-Ihr Zweck sollte, nach der Urkunde vom 20. Dec. desselben Jahres, sein: ffenschaftliche Erforschung des gegenwärtigen Zustandes der Muttersprache e Ausmittelung alles Dessen, was im Geiste derselben zu ihrer weitern Aus-g und Verbesserung geschehen könne. Sie besteht mit einer seit 1818 etwas Verfassung noch jetzt fort und bringt die Ergebnisse ihrer Berathungen rschungen in eignen Jahrbüchern (deren erster Band 1820 erschien) von Zeit zu öffentlicher Kunde. Dasselbe gilt von dem 1817 von Grotefend ten frankfurtischen Gelehrtenverein für deutsche Sprache, der sich gleich-ie allseitige Fortbildung der Sprache zur Aufgabe gemacht und durch die sgabe der aus ihm hervorgegangenen Gesellschaftsschriften („Abhandlun-s frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache", 1. St., 1818) Eifer wie seine Thätigkeit bethätigt hat. So erfreulich dieses Allen uß, denen die Sache der Muttersprache am Herzen liegt, und so sehr ie bestehenden Vereine auf andern Wegen noch als dem der gesellschaftlichen hung und Arbeit, ihre Zwecke zu fördern suchen (die berliner Gesellschaft ver-e die Herausgabe des Otnit von Mone und die schon seit der Mitte des vori-ahrh. bestehende königsberger Gesellschaft gab eine ansehnliche Unterstützung pke's Barlaam), so darf doch nicht geleugnet werden, daß von dem geordneten mmenwirken Vieler zu Einem Zwecke, woran wir bei einem gelehrten Vereine zunächst denken, nur theilweis Einiges zu spüren gewesen, und daß ein Werk, Grimm's Sprachlehre (Gött. 1826, 2 Th.) die Wissenschaft weiter gebracht als die an sich sehr löblichen Arbeiten aller deutschen Sprachvereine zusam-

mengenommen. So wenig wir neben diesen gemeinsamen Bestrebungen, zum Bu hufe der Wissenschaft, aller einzelnen für den Bedarf des gemeinen Lebens zu Tag geförderten Lehr- und Handbücher gedenken können, so dürfen wir doch Eberhard' und Maaß's „Synonymik", 3 Thle., umgearbeit. Augsb. von Gruber (in 6 Bdn Halle 1826 fg.), Th. Heinsius „Volksthümliches Wörterbuch der deutsche Sprache", (Hanover, 1818 — 22, 4 Bde.) und Pölitz's: „Gesammtgebiet d deutschen Sprache ꝛc." (Leipz. 1825, 4 Thle.) nicht unerwähnt lassen. 50.

Deutsches Theater. Marionettenartige Schaudarstellungen au dem Stegreife, Puppenspiele, ohne theatralische Vorrichtung, die vielleicht bis in 13. Jahrh. hinaufgehen, sind die ersten Anfänge des deutschen Theaters. D Carnevalsmummereien gaben dazu Veranlassung. Biblische Geschichten, dram tisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die erste Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mit des 15. Jahrh. wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Re senplüt Schnepperer genannt (die ersten Fastnachtsspiele, welche gedruckt wur den), und Hans Folz, im 16. von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayrer (Deutsche Poesie) gedichtet, und wahrscheinlich von Liebhabern oder von he umziehenden Fastnachtsspielern (etwas Ähnliches waren die sogenannten Spruch sprecher zur Zeit der Meistersänger), vorzüglich in den Reichsstädten dargestell Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch g dichtet. Ihre Darstellungen auf Bühnen ohne Dach mochte dem angemessen sei Die Übersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wir ten auf das Volk nicht, und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu sein. M mische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im 17. Jahrh machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Übersetzungen bildet nur die Dichter und gaben den Schauspielen einen etwas regelmäßigen Zusammen hang. Nach Martin Opitz (s. d.), der auch der ital. Oper einige Singspie nachbildete, z. B. die „Daphne" des Rinuccini, wurden die sogenannten Singkom dien und singenden Possenspiele häufiger. Im Anfange dieses Jahrh. finden w schon geordnete Schauspielergesellschaften (s. Schauspielkunst), welche d Fastnachtsspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stück zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht. Das fremd Theater war schon ausgebildeter als das deutsche, und diese Schauspielergesellscha ten nahmen immer mehr Zunftmäßiges an. Durch Übersetzungen des Guari kamen nun die sogenannten Schäfereidramen (Schäfereien, auch Waldkomödi oder Waldgedichte genannt) in Deutschland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Gro glogau 1616, gest. 1664), arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theate Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und haben der dramatischen Anlage und der Charakterzeichnung bedeutendes Verdienst. L henstein's Dramen waren wegen ihrer langweiligen Schwülstigkeit ebenso wenig f das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall, und ihr Ton, der Ton g zierter Erhabenheit, nahm auf der Bühne, zum großen Schaden des deutsch Theaters, bald überhand. Dadurch entstanden die marktschreierisch sogenannt Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franz. und spanisch Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausstaffirt und ebenso, mit vieler Anstre gung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterstaa aufgeführt. Iffland schildert die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsa über den Vortrag in der höhern Tragödie („Almanach für Theater ꝛc. auf d. 1807"). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sa er: „Sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte, n bei andern Menschen; und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Je me die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer tr

haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten egen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug sen die Gegenwart mit der Vergangenheit ꝛc." In diesen Staatsactionen übrigens in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courtsen, n Pickelhering, und Hanswurst vorkommen. Schon 1669 wurde eine ung des „Polyeuct" von Corneille gedruckt, und von einer wandernden Ge- t, unter einem gewissen Magister Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets lienische Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater ge- Anderntheils wurden Molière's Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. hauspieler aber konnten ihre Kunst, theils wegen jener herrschenden Ver- t der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, l Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit n. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger: die Gesellschaf- mehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In en 30 Jahren des 18. Jahrh. waren jene Staatsactionen und Opern (wie der fruchtbare Hunold unter dem Namen Menantes schrieb), nebst den komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene nochten, auf den deutschen Theater herrschend. In Wien, wo bisher nur Ita- spielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schau- ; er bediente sich dabei der drolligen bairischen und salzburgischen Mundart, wandelte den ital. Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel pt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deut- eaters Johanna Neuber, geb. Weißenborn, welche zugleich Vorsteherin einer n damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und mittelmäßige Übersetzerin war. ete zuerst in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Ge- Deutschlands. Auf sie hatte Gottsched (s. d.) großen Einfluß. Dieser te sie vorzüglich, seine und seiner Freunde franz. Übersetzungen, sowie sein ck, „Der sterbende Cato", zu spielen, und gab sich überhaupt große Mühe, Stelle der bisher herrschenden krampfhaften Schwulst die platte Correct- aufführen. Vom Nationalschauspiel konnte bei so gänzlichem Mangel an ität nicht die Rede sein. Auch die Spuren echtkomischer Kraft hätte er i zu Leipzig (1757) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst gern ausge- enn dieser nicht dem steifen Ernst zum Trotz in immer neuen Gestalten wie- nden wäre, und selbst späterhin (wie an Justus Möser) manchen geistvollen ner gefunden hätte. Zwar traten auch einige geistvollere Dichter auf, Elias Schlegel, in seinem „Hermann" und mehren Lustspielen, Gellert, , Krüger, von Brawe; doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen cke los, z. B. Gellert in seinen Schauspielen. Nur regelmäßiger wurden uspiele und ihre Darstellungen. Größere Verdienste um die dramatische tralische Kunst der Deutschen hat Lessing, sowol durch seine dramatur- itik als durch seine eignen dramatischen Werke. Er suchte die sogenannten nenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Cha- cke, stürzte das Ansehen des französischen Geschmacks und seiner Anbeter, te die Aufmerksamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Da- ihrte er auch das bürgerliche Schauspiel, und mit ihm die Foderung der hen Natürlichkeit ein, und ging so weit, auch die Versification der Dra- chaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine „Miß Sara Samp- urde hierin Vorbild. Bedeutender ist sein Originallustspiel „Minna von lm", und „Emilie Galotti" führte zum Bessern der Tragödie. Natürlich ser Geist viel Nachahmer, und das bürgerliche Familiengemälde, und das e Lustspiel waren bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Jünger, Schröder, Großmann, Wezel, Babo, Hagemeister arbeiteten für das-

ſelbe, am eigenthümlichſten der geniale Lenz). Dennoch bewirkte dieſes eine theilhafte Veränderung in der Schauſpielkunſt. „Die Erſcheinung bürgerl Trauerſpiele", ſagt Iffland (in dem angeführten Aufſatze), „wie „Miß S Sampſon", der „Hausvater" von Diderot u. A., ſetzten den Staatsactionen zuerſt in Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Hier waren Menſchen geſchildert, u Schauſpieler bemerkten mit Erſtaunen, daß dieſe als Menſchen aus dem L wiedergegeben werden mußten. Alle Verſuche, die Schwulſt mit der Men natur zu vereinen, ſcheiterten. Zudem erſchienen einige Schauſpieler und S ſpielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sp des Herzens und die Sitte des guten geſelligen Lebens in dieſen neuen Schauſ auf die Bühne brachten". In dieſem Zeitraum finden wir einen Eckhof (ſt. 17 „der Erſte, welcher der deutſchen Schauſpielkunſt Bedeutung, Werth, Anſehe Namen erworben hat", in Anſtandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Leſſ „Emilia") und feinkomiſchen Charaktern ausgezeichnet: Reinecke, Witthöft, K belin, Brandes u. A. Die Schauſpielergeſellſchaften wurden beſſer, Leſe wurden eingeführt; mehre Höfe und Städte hatten ihre Geſellſchaft auf lä Zeit, z. B. Welmar, München, Wien, wo das Komiſche herrſchend blieb, B Leipzig, Braunſchweig, Hamburg, wo Leſſing ſeit 1767 dramaturgiſirte. die Deutſchen anfingen, die engliſchen Dichter und namentlich Shakſpeare ge kennen zu lernen, beſonders durch Wieland und Eſchenburg, hatten dieſe eb einen großen Einfluß auf die Bildung des deutſchen Theaters. Schröder ſelbſt Luſtſpieldichter, begann in dem Gebiete idealiſcher Darſtellungen eine Periode, indem er Shakſpeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuer die Bühne brachte. Noch müſſen wir unter den beſſern Dichtern, welche d für das deutſche Theater arbeiteten, Leiſewitz, Gerſtenberg („Ugolino", kaum ſtellbar), Hippel (Verf. mehrer Luſtſpiele) und Bock erwähnen. Gotter und T ner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erſcheinung a deutſchen Bühne (ſeit 1752) war die komiſche Operette, aus welcher herna neuere deutſche Oper entſtanden iſt (die ältere ſogenannte Oper hörte gegen auf). Ihr Stifter war Chr. Weiße, und ſie pflanzte ſich durch die Compoſi von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben beſtanden noch Zwiſchenſpiele (Intermezzos), aber die Stegreifkomödien h ſeit 1770 auf. Das bürgerliche Trauerſpiel artete bald in das weinerliche „In dieſer Periode der Empfindelei", ſagt Iffland, „wurde Alles auf dem Th geweint und gewinſelt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing Kopf, war leidend, ſchmachtend, ſah gen Himmel, rang ſich eine Attitude, hatte geſpielt, wenn man viel geweint hatte". Auch die größten Dichter der n Zeit, Göthe („Clavigo", „Stella"), Schiller („Cabale und Liebe"), trugen d Geſchmack ihren Tribut ab, aber ſie erhoben ſich kräftig aus der Verirrung. mentlich war es Göthe, der, begeiſtert durch den Rieſengeiſt des großen Brit einem echt nationalen Schauſpiele, „Götz von Berlichingen", die engen Grenz bisherigen Bühne durchbrechend (ſeit 1773), einen neuen Flug nahm und Geſchmack ſelbſt kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden ſich Nachal durch welche die deutſche Bühne auf einige Zeit in eine neue Übertreibung v Das deutſche Theater wurde nun mit Ritterſchauſpielen überſchwemmt, in d wie Schlegel bemerkt, nichts hiſtoriſch iſt als die Namen und andre Äußerli ten, nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altde als vermeintlich die Rohheit; ſonſt die Geſinnungen ebenſo modern als ge Sie begünſtigten eine andre Art von Natürlichkeit, und brachten dadurch de giſchen Schauſpielkunſt großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, i Regel alle Rohheit der Darſtellung ausſchließt. „Aber der Stiefel, das K

Schwertes ꝛc. sollte die Kraft personificiren; die Herren betrugen sich wie die Lappen, und das harte Wort, das der Zorn herausschleudern soll, wurde oft zu einem Schimpfworte". Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geist der echten Tragödie wieder, und hoben dadurch die Schauspielkunst in eine höhere Sphäre. Den hohen Vorbildern strebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, historischen und romantischen Stoffs, nach. Indessen darf man nicht leugnen, daß hier auch ein Unterschied zwischen dramatischen und theatralischen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutschen Bühne war. Auch mehr durch unmittelbare und persönliche Einwirkung jener großen Dichter stieg die Darstellungskunst, namentlich von dem kunstliebenden Weimar aus, bedeutende Fortschritte. (S. Göthe, „Morgenblatt", 1815, im 16. und 17. Stück.) Die hier sich bildende Schauspielerschule zeichnete sich im höhern Style durch ihre Kraft, ein poetisches Ganze zu bilden, aus; und wirkt noch in den Bestrebungen des Wolfschen Künstlerpaars in weiterm Kreise fort. Ihr gegenüber steht die berliner Schule, an deren Spitze Iffland und ihm zur Seite ein Fleck und eine Unzelmann-Bethmann stand. Dieser Schule schloß sich die leipziger Bühne früher durch Opitz, Christ, Schubert, Ochsenheimer, Mad. Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich an. Das Hauptstreben ist hier auf individuelle, bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meister so einzig war; und diesem Streben ganz angemessen ist die Sphäre der Familiengemälde und sogenannten Charakterstücke, welche Iffland in seinen eintönigen Dramen mehr für den Schauspieler als für ein poetisches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entstandene Schule bildete den Conversationston zur höchsten Feinheit aus. In der Sphäre beider Gattungen stehen die Kotzebue'schen Schauspiele, deren höchster Zweck Neuheit und Überraschung, Mannigfaltigkeit und Rührung ist, und die daher bei dem großen Haufen der Schauspieler und Zuschauer die meisten Freunde fanden. Diesen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Witz und Leichtigkeit des Dialogs nicht absprechen: Erfodernisse, welche man an den leblosen und charakterlosen Werken Derer, welche oft mit höherm Geschmack, aber nach ästhetischen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne gesehen werden, sind unter dem Art. Deutsche dramatische Dichter, sowie die bedeutenden Schauspieler unter dem Art. Deutsche Schauspieler aufgeführt. Durch die versificirten Stücke hat sich leider auch die Schönrednerei hervorgehoben; die Mimik ist von unsern Theatern ziemlich verschwunden, und die charakterlosen Lustspiele und Farcen der neuesten Zeit begünstigen die Charakteristik nicht. Wir verweisen unsere Leser auf die „Geschichte des leipziger Theaters" (von Blümner), in welcher nicht nur Dieses, sondern auch die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Bühne überhaupt gewürdigt worden sind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutschen Musik emporwuchs, erreichte zwar in poetischer Hinsicht ihre Ausbildung nicht; doch fand sie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantischen, und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauspiel davon. Pantomimen und Ballets hoben sich vorzüglich durch Italiener und Franzosen. Die politischen Revolutionen der letzten Jahre erschütterten das deutsche Theater sehr, das gegenwärtig sich großentheils auf Wiederholung des Alten und auf die in der letzten Zeit erschienenen meisterhaften Übersetzungen der Spanier und Engländer wie auf die Fabrikübersetzungen a. d. Französischen beschränkt.

Ein eigentliches deutsches Theater, in dem Sinne, in welchem die Franzosen in ihrer Hauptstadt ein Théâtre français haben, besitzt Deutschland nun zwar eben so wenig wie es eine eigentliche (deutsche) Hauptstadt hat, und kann es auch, vermöge seiner einmal gegebenen staatlichen, bürgerlichen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse, nicht haben: dafür besitzt es aber eine Menge von sich unter einander völlig unabhängiger Anstalten dieser Art, die nicht ihren Prototyp in einem

einzigen von der geschmackbestimmenden Capitale (wie in Frankreich) als normal aufgestellt sehen, sondern im Gegentheil meist, jedes seinen eignen, von Particularansichten oder individuellen Verhältnissen bestimmten Kunstweg gehen, freilich nicht immer zum Vortheil der Kunst, jedenfalls aber doch zum Vortheil einer auch nicht immer unerquicklichen Vielseitigkeit. Diese Vielseitigkeit, sowol in den Bestrebungen als in den Leistungen, ist denn auch der charakteristische Unterschied aller deutschen Bühnen, sowol unter sich als zusammen, gegen die Theater in den großen Städten des Auslandes, und sie bieten hierin, indem fast jedes seine eigne Bahn verfolgt, und in einer oder der andern Gattung der aufzuführenden Sachen sich auszuzeichnen sucht, dabei aber doch alle (mit Ausnahme der beiden wiener eigentlichen Hoftheater, von denen das eine ausschließlich dem recitirenden Drama, das andre der Oper gewidmet ist) durch das Bedürfniß und den Geschmack des Publicums gezwungen sind, in allen Darstellungsfächern wenigstens etwas zu leisten, eine wahrhaft bewundernswürdige Verschiedenheit in der Einheit, und Einheit in der Verschiedenheit, dar. Zum Vortheil der Kunst an sich, sowie zum Vortheil der künstlerischen Ausbildung ihrer darstellenden Mitglieder, gereicht dies verschiedenartige Streben, welches jede deutsche Bühne ihrer Stellung nach haben muß, allerdings nicht; denn theils wird dadurch die nicht immer bedeutende Kraft des Ganzen, die, würde sie gut geleitet, auf einen Zweig ausschließlich gerichtet, immer noch Ersprießliches gewähren könnte, zersplittert, theils wird auch dadurch, daß die Darstellenden häufig gezwungen sind, in den von einander abweichendsten Dingen aufzutreten, nicht allein manches Talent von seiner wahren Bahn abgelenkt, sondern auch bei den Schauspielern jener unselige Hang, in Allem zu glänzen, genährt, welchem wir die Masse von Allesspielern verdanken, die in keinem Fache etwas Tüchtiges leisten. Es ist dies aber in neuerer Zeit bei weitem schlimmer geworden, als es noch vor einigen Decennien war; auf den mehrsten Theatern reichen Fonds und Kräfte nur eben aus, die gesteigerten Anmuthungen der Zuschauer, sowie die gegen sonst ungeheuern des Personals, nothdürftig zu befriedigen, fast kein andres Mitglied findet mehr Anstellung als ein solches, welches in allen Fächern und in allen Arten der Darstellungsweise herumzupfuschen versteht, und heute den Thaddädel in einer Zauberoperette, morgen den Chevalier im Conversationsstück und übermorgen einen tragischen Heros hergesticulirt. — Bei den Bühnen der großen und volkreichen Städte, die sich zum Theil mit dem Prädicat: „Hof" und „National" zu schmücken pflegen, ist dies nun zwar im Betreff der Mitglieder nicht ganz so, jedoch in Betreff der von dem Ganzen verlangten Leistungen. Auch hier sieht man auf denselben Bretern, wo vielleicht gestern der geharnischte Geist vor meist leeren Bänken vorüberwandelte, heute „Unser Verkehr", oder den „Stralauer Fischzug" toben, und wenn auch nicht gerade was singt und trillert, in der Tragödie und im recitirenden Drama überhaupt auftritt, so fehlt es doch nicht an sogenannten Universalgenies, die bald als Frau Ruskachel das Paradies, bald als Lear die Logen entzücken, den Kenner aber und echten Kunstfreund bedauern lassen, daß sie ihr großes herrliches Talent so zersplittern. Nicht minder ungünstig, wie diese eingerissene Vielseitigkeit sowol unter den Darstellern selbst als in Betreff des Darzustellenden, ist zuweilen auch die scheinbar die Kunst begünstigende Auszeichnung, welche sie in neuern Zeiten mehr wie früher von den Großen der Welt genießt. Oft schwankt schon — die Erfahrung mancher Orte bezeugt dies — mit dem Prädicat „Hof" den Geist von den Bretern, welcher allein im Stande ist, die Täuschung wahr, das alte und traurig Wahre zur poetischen Erscheinung zu machen, und nicht selten glaubt der Vorsteher, sowie der Künstler, der seinem Namen und Stande jenes die Menge imponirende Wörtchen vorsetzen kann, sich der Mühe überhoben, die Achtung eben jener Menge durch künstlerische Anstrengung erst noch zu verdienen. Wer dem Hofe dient, kann nicht immer und in allen Fällen der Kunst dienen, denn

nicht immer sind die Ansichten und die Foderungen eines Hofes die der Kunst, und sich die Kritik, die ehrliche, offene, unumwundene, nur das Höchste der Kunst im Auge habende, nicht ohne Rücksicht — die jeder Hof fodert — aussprechen kann und darf, da ist es um so schneller um das Wahre, worauf es eigentlich ankommt, geschehen, je lockender der Schimmer der Sicherheit vor ihr, je äußerlich belohnender das Fügen in Wünsche und Ansichten ist, die unter solchen Verhältnissen als die zu berücksichtigt werden müssen. — Betrachtet man nun nach diesen Rücksichten die dermaligen Theater Deutschlands, so wird man ein Divergiren in ihren Richtungen, ein gleichsam gespaltenes Streben, vereint mit einer überall sich zeigenden Unvollkommenheit der Einrichtung, wie des Personals, finden, welches alles zusammen das Erreichen des wahren Ziels derselben ungemein schwer, wo nicht unmöglich macht. Vorzüglich hemmend tritt hier den Vorstehern solcher Anstalten, wenn sie nun von einem Hofe, oder durch eigne Wahl und Neigung dazu berufen sind, das persönliche Interesse und der Egoismus der Schauspieler in den Weg, sie veranlassen theils, daß die Directionen, ohne Ausnahme, mehr denn zu häufig gezwungen sind, bloß darum manches Individuum zu besolden und ihm Rollen anzuvertrauen, weil die Schwester oder der Bruder, der Mann oder die Frau desselben nicht füglich entbehrt werden kann; andern Theils, daß sehr häufig einzelne Darstellungen allein darum verpfuscht werden, weil dieser oder diese im aufgeblasenen Künstlerdünkel sich nicht entschließen können, eine sogenannte Hülfsrolle zu übernehmen, und selbige daher, aus Noth, Händen übergeben werden muß, deren geschicktes Eingreifen augenblicklich jede Art von Illusion bei dem Zuschauer zerstört; einer Illusion, die, seit der Decorateur und der Maschinist gewissermaßen die Hauptpersonen der Theater geworden sind, ohnedies selten genug sich zeigt. Wenn nun im Allgemeinen, wie wir gezeigt haben, die deutschen Theater sich natürlich (mit einziger Ausnahme der beiden wiener Hoftheater, das an der Burg und das am kärnthner Thore nämlich) der verschiedenartigsten Leistungen befleißigen müssen, und hierin nicht einmal das der Hauptstadt in der preuß. Monarchie zusammen ist: so ist doch fast auf jedem der größern derselben ein besonderes Hinneigen zu dieser oder jener Gattung von Vorstellungen sichtbar, und wird dieses Hinneigen entweder durch den Geschmack des Hofes, von welchem die Bühne gewöhnlich abhängt, öfter aber noch durch die individuelle Vorliebe, Kunstansicht oder Richtung ihres Vorstehers, Regisseurs u. s. w., am seltesten durch den entschiedenen Willen des Publicums bestimmt, das hundertköpfig, wie es ist, bekanntlich selten einen eignen festen Willen für die Dauer hat und sich immer dann im Ganzen am zufriedensten zu zeigen pflegt, wenn ihm recht viel und mancherlei, und nur nicht oft etwas Neues geboten wird. So war z. B. das Theater in Berlin, so lange es unter Iffland's Leitung stand, am stärksten im recitirenden Fache, die Oper daselbst hingegen weit weniger bedacht. Jetzt hat sich dies geändert, und Kenner und Liebhaber stimmen darin überein, das die Musen des Gesanges und der Tanzkunst, oder vielmehr die Göttinnen des Ballets und der rauschenden Instrumentalmusik, den Sieg über das bescheidener und weniger pomphaft auftretende Schwesterpaar, Melpomene und Thalia, davon getragen haben. In Darmstadt derselbe Fall; auch hier ist die Oper der Glanzpunkt des Ganzen, während in Kassel, wie man versichert, das Conversationsstück unter den daselbst gegebenen Vorstellungen die oberste Staffel einnehmen soll. Andre Bühnen folgen andern Impulsen dieser Art, oft mit, oft ohne Glück. So war noch vor nicht langer Zeit das neue leipziger Theater, unter Direction v. Franz Seconda, mehr aus Gewohnheit wie aus künstlerischer Überzeugung, gleichfalls besonders auf das Conversationsstück gestellt und von ihm das bunte Kind der Phantasie, die Sinne bestechende Oper, ganz verbannt, und das jetzige neue leipziger Stadttheater dagegen sich,

wie man sagt, mit einiger Vorliebe zum Trauerspiele hinneigend, erfunden. D dresdner Hoftheater hat gegenwärtig das Glück, einen großen deutschen Dichter feinen Kenner alles Dramaturgischen zum leitenden Berather zu haben und wenn Einfluß dieses Geistes sich bis jetzt weniger als man erwarten möchte, zeigt, so l von der Grund wol mehr in andern Umständen. — Da aber, um aufs Allgemeine rückzukommen, in den mehrsten Fällen in Deutschland bei weitem eine oft völlig gründete Privatliebhaberei, oder Convenienz, oder ähnliches Bedeutendes entsc so entsteht auch fast immer nur Einseitiges und Unzulangendes daraus, und die hat davon so wenig Gewinn, wie der Kenner Freude. Ein schlagendes Beispi hierin die, einst mit vollem Recht, so hochgefeierte Bühne von Weimar, die, tet von einem der größten Kenner und Dichter unserer Nation, beschützt von kunstsinnigen Fürsten, der sie unterstützte, ohne sie in die Fesseln des Ho zu schlagen, mit verhältnißmäßig sehr beschränkten Mitteln, sich zu einem bildete für alle Anstalten dieser Art erhob, und es war, bis der Geist, der das leitete, sich scheu vor dem Gebell des Aubry'schen Hundes zurückzog und nun in Deutschlands einstigem Athen das Histrionenwesen ebenso zersplitternd einseitig waltet wie an den mehrsten andern Orten.

Eine Übersicht der damaligen (bedeutendern) deutschen Theater möge diese Andeutung des künstlerischen Zustandes derselben — der freilich genugsam zei sie im Ganzen nicht mehr sind, was sie waren — noch folgen. Die Quantität Zahl) hat allerdings in neuerer Zeit insofern bedeutend zugenommen, daß in Städten, die sonst nur von gleichsam nomadisirenden Schauspielerhorden zusa gewürfelt, auf gut Glück ohne innern Halt und ohne eine andre Tendenz als F des kunstentfernten, rohen und zerfahrenen Lebens — dann und wann, wie die von Beduinen, heimgesucht werden, eigne, stehende Gesellschaften errichtet den; die Qualität (das Kunstwerthe und das Streben nach Kunst) ging aber immer gleichen Schritt, und wie fast in allen Verhältnissen des neuern chen Lebens, sieht man auch hier, statt der sonstigen innern Gediegenheit, Stellen auf den Schein und auf das schimmernde Äußere, was nothwendig kurz oder lang, da wie hier, den völligen Verfall des Ganzen herbeiziehen Wie billig, erhalten die Theater der Residenzen und Hauptstädte den Vorrang. Wien sind deren zwei. Eins nächst der Burg, oder dem Residenzschlosse, für recitirende Drama, das andre nächst dem kärnthner Thore, für die Oper Ballet. Beide sind eigentliche Hoftheater, genießen Unterstützung von daher ihre Mitglieder sind in einem lebenslänglichen, zu einstiger Pensionnirung sich ficirenden Engagement, gleich andern Staatsdienern. Außer diesen hat noch drei andre Theater, das an der Wien, wo Dramen aller Art, große Singspiele und Ballets gegeben werden; das in der Leopoldstadt und das Josephstadt. Diese drei sind Privatunternehmungen, und die letzten beiden liche Volksbühnen, auf welchen die Localpossen, Operetten u. dgl. zur Darst kommen, die entweder ganz im Geiste des Volks der Hauptstadt gedichtet, oder dem täglichen Leben desselben, oft in der Mundart der Menge, genommen Das neuerdings neu aufgebaute und neu organisirte josephstädter Theater b auch zu manchen Zeiten Presburg und den Badeort Baden. — Berlin hat jetzt königl. Bühne, die sich sonst, in ihrer Blüthenzeit, Nationaltheater, jetzt seltsam königliche Schauspiele nennt. Recitirendes Drama jeder Art, Oper, spiel und Ballet ist hier wie bei allen andern deutschen Bühnen, wie oben bes ben, vermischt; jedoch wechselt das Local, Opernhaus und Schauspielhaus; einiger Zeit wird auch zuweilen in Potsdam und Charlottenburg gespielt. In Königsstadt hat eine Gesellschaft Actionnairs ein neues Theater begründet, das einem Volkstheater bestimmt war. Davon ist aber keine Spur mehr, oder es richtiger nur ein Versuch der Art gemacht worden. Französische Vaudevilles,

r Spectakelstücke u. Ähnl. dominirten hier, und erst seit dem Erscheinen der De-
wiselle Sontag gab man auch glänzende Opern. — München hatte zwei Thea-
r; beide mit dem Prädicat „Hof" geschmückt, obschon das am Isarthore ein
entliches Volkstheater war. Letzteres ist jetzt geschlossen. — Auch Dresden be-
deren gewissermaßen zwei, ein deutsches nämlich, welches sich in neuerer Zeit
er Verbesserung und Erweiterung zu erfreuen hatte, und eine italienische
gesellschaft, auf welche immer viel verwendet worden ist (die einzige noch ste-
ital. Opernbühne in Deutschland). In Stuttgart, Kassel, Braunschweig,
adt, Hanover, Karlsruhe, Schwerin und Weimar befinden sich überall
ater, von denen jedoch manche, wie z. B. das in Hanover und Schwerin,
isch betrachtet, durchaus nur zu denen des zweiten und dritten Ranges ge-
werden können, dessenungeachtet aber sämmtlich, wie die in Wien, Berlin u. s.
unter Oberleitung eines vom Hofe dazu ernannten Hofwürdenträgers stehen.
Städte Augsburg, Bamberg, Bremen, Breslau, Brünn, Danzig, Düssel-
und Elberfeld, Frankfurt a. M., Freiburg im Breisgau, Grätz, Hamburg,
berg, Leipzig, Linz, Lübeck, Manheim, Nürnberg, Pesth und Ofen, Prag,
und einige andre, haben meist stehende, theils auf Actien, theils allein auf
Fonds ihrer Unternehmer gegründete, theils sogenannte ständische, d. h.
den Ständen des Landes gewissermaßen garantirte, Theater, und es gehören
wenige davon in künstlerischer Rücksicht, mit zu den besten des deutschen Va-
, wie z. B. die Bühnen von Leipzig, Frankfurt und Hamburg. Andre
gegen freilich höchst mittelmäßig und oft durchaus um nichts besser als die
lichen wandernden Schauspielergesellschaften, deren Zahl, obschon sie sich
er Zeit durch die Verhältnisse der Gegenwart etwas gemindert hat, noch
sehr ansehnlich ist. Oft jedoch findet der Freund der Kunst mit angenehmer
chung bei solchen sogenannten kleinen Bühnen Talente und eine Rundung der
ung, wie manchem sich brüstenden Hof- und Stadttheater zu wünschen
Bemerkung verdient noch, daß in manchen ihrer Volkszahl nach sehr be-
Städten kein stehendes Theater sich auf die Länge zu halten im Stande
daß dagegen oft weit kleinere Orte allein und aus eignen Mitteln recht an-
fort und fort gut erhalten. So hat z. B. Königsberg und Bremen, bei
Volksmenge und ansehnlichem Handelsstand, nie ein eignes Theater auf die
haben können, und alle Unternehmungen dieser Art scheiterten noch daselbst;
Magdeburg vermag nur einen Theil des Jahres hindurch die Kosten einer
starken Gesellschaft zu decken; dagegen haben Breslau, Brünn, Linz, Man-
u. a. O. (Städte wie Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. f. gar nicht zu
) fast zu allen Zeiten, die oft für diese Orte sehr drückend waren, ihre
aufrecht erhalten, welche zum Theil, wie die in Manheim und Breslau,
bessern gehören, oder wenigstens in manchen Perioden gehörten. 12.

Deutsche Virtuosen. Da man die Namen Vietuos und Virtuosi-
vorzüglich in denjenigen darstellenden Künsten gebraucht, bei welchen die äußere
fertigkeit am sichtbarsten hervortritt (s. Virtuosität), mithin von der aus-
Musik, von der Tanzkunst und Mimik; da ferner, wenn wir an den ge-
deutschen Balletmeister Horschelt (Stifter des in seiner Art einzigen Kinder-
in Wien, jetzt königl. Balletmeister in München) und etwa an die reisende
Kobler erinnert haben, von der kunstmäßigen Ausübung der Tanzkunst in
schland wenig zu sagen übrig bleibt; von den deutschen Schauspielern und
aber schon in bes. Art. gesprochen worden ist, so werden wir unter gegen-
Art. ein Verzeichniß der berühmtesten, jetzt lebenden Instrumentalvirtuosen
heilen. Vgl., was die allgemeinen Beziehungen anlangt, d. Art. Deutsche
sik. I. Die berühmtesten Pianofortespieler sind die schon unter den Com-
nisten (s. d.) genannten Meister: Hummel (seine Spielart verbindet die höchste

Leichtigkeit mit der größten Solidität und seine Phantasien bewähren den M in der Harmonie); Moscheles (lebt gewöhnlich in England; noch brillante Schwierigkeiten fast unübertrefflich, höchst elegant und glänzend); mit ihm eifert Friedrich Kalkbrenner an glänzender Fertigkeit; Ferd. Ries (in Lo und aus der ältern Schule Joh. Bapt. Cramer (in London), und D. Steibel Paris oder Petersburg); ferner Beethoven (spielt nicht mehr öffentlich); Arnold und Aloys Schmidt (Beide jetzt in Berlin, meisterhaft ausgebildete ebenso fertig als ausdrucksvoll); Capellmeister Konradin Kreuzer (angenehm lodiös, ohne große Bravour); Fr. Schoberlechner (aus Wien, bisher in burg; glänzende Fertigkeit). Außerdem sind uns dem Rufe nach bekannt die noforteſpieler M. C. v. Bocklet (aus Prag; auch Violinspieler); Louis Berlin); Leidesdorf (in Wien); Kuhlau; A. Klengel (Hoforganist in Mühlenfeld (auf Reisen); Karl Herzog (in Wien); J. A. Pixis (in Pa cenz Cramer (aus Prag); Hier. Payer (in Wien); W. A. Mozart (der S Lemberg); Louise David (Virtuosin im 16. Jahre, aus Hamburg); und dine Blahetka (in Wien). II. Als Orgelvirtuosen zeichnen sich vor Allen hann Schneider (Organist und Bruder des Componisten; in Dresden); (Organist der Schloßkirche in Altenburg); Rink; Umbreit; Böhner (an ponist, voll Gedanken, aber ungeordnet); Riem (in Bremen). III. Violinspielern sind die berühmtesten: P. Rode (privatisirt jetzt und reiste Italien); Kiesewetter (gegenwärtig in London, in Schwierigkeiten fast windlich); Louis Spohr (jetzt Capellmeister in Kassel; voll Seele und großartig im Spiel); Louis Maurer (aus Berlin, jetzt Concertmeister in brillanter Spieler); Karl Müller (Concertmeister in Braunschweig, in der nik ungemein). Ferner nennen wir Fr. Fränzl (Capellmeister in München) Pixis (Musikdirector des Conservatoriums in Prag); Jos. Mayseder (C tuos in Wien, ein höchst lieblicher, angenehmer Violinspieler); Franz (Orchesterdirector in Wien, Bravourspieler); Möser (Concertmeister in im Concert und Quartettspiel ausgezeichnet); Guhr (jetzt Musikdirector in furt, feuriger Violinspieler); Feska (Concertmeister in Karlsruhe; 1826 Bohrer (auf Reisen); A. Matthäi (Concertmeister in Leipzig; freier zart trag, vornehmlich im Quartettspiel ausgezeichnet); Wilh. Grund (Capel Meiningen; feurig und voll Ausdruck); Hauptmann (in Kassel); Preß certmeister in Dessau; beide Letztere treffliche Schüler Spohr's); Wiele musikus in Stuttgart; glänzende franz. Spielart); Mühlenfeld (auf Strauß (Capellmeister in Manheim); A. Präger (jetzt in Leipzig; viele Fertigkeit); C. Eberwein (Musikdirector in Weimar); Jos. Böhm (in C. M. v. Bocklet (Schüler des obigen Pixis); Bernh. Molique (in M Schüler Rovelli's; in Stuttgart). — Da auf der Viole nur selten vorgetragen werden, so gehen wir IV. zu den Violoncellisten über. Hier Streit der Erste Bernh. Romberg. Er überwindet die Schwierigkeit dieses senden Instruments mit Geschmack und Kraft. Außer ihm nennt man: (Kammermusikus in Meiningen; voll Zartheit und Innigkeit des Vortrags) (in Kopenhagen; besonders was Kraft und Schwierigkeit anlangt); Kraft (in gart); Jos. Merk (Capellmusiker in Wien; fertig, rein und glänzend); (jetzt in Berlin; äußerst angenehm); Bernh. Dotzauer (k. Capellist in V. Als Flötisten sind in Deutschland berühmt: Fürstenau (Capellist in eleganter, lieblicher Spieler, mit einem äußerst vollendeten Staccato); Dreßler (in Hannover); Böhm (Capellist in München; Fülle des Tons vour); C. Keller (angenehm und voll Ausdruck); Schröckh (in Berlin). V rinettisten ersten Ranges besitzt Deutschland an Hermstedt (Capellmeister in dersbausen; grandios und voll Ausdruck); Bärmann (Capellvirtuos in M

und lieblich); Iwan Müller (auf Reisen; höchst elegant und fertig); die
er Bender (k. russ. Capellisten; trefflich zusammen eingespielt und im Sanf-
genehmen ausgezeichnet). VII. Auf der Hoboe sind als Meister bekannt:
mer (besiegt die größten Schwierigkeiten mit starkem Tone); Wilh. Braun
ichvoller Virtuos des berliner Orchesters); Barth (Sohn des berühmten
n in Kopenhagen; schwacher Ton, aber guter, ausdrucksvoller Vortrag).
uf dem Fagott sind ausgezeichnet: C. Bärmann (in Berlin); Ant. Rom-
. H. Kummer (Capellist in Dresden). IX. Unter den Hornisten stehen
: Gugel, Vater und Sohn (in Rußland); Schunke (Vater und zwei Söhne,
n, welche zusammen das vollkommenste Ensemble bilden, das man hören
Schunke (in Stuttgart); Fuchs (Capellist in Dessau). X. Auf der Po-
ie man seit wenigen Jahren als concertirendes Instrument behandelt, wird
g vom Orchestermusiker Queißer, und in Berlin von Belke das Möglichste
Virtuosen auf andern als den angeführten Instrumenten, z. B. Harfe,
eniger Gelegenheit, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. 44.

eutschland. Geschichte, älteste, s. Germanien. Die große Völ-
erung hatte begonnen, und ihre Hauptergebnisse waren die Vernichtung des
ischen Reichs durch den deutschen Odoaker, der sich zum König von Ita-
chwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und die Einrichtung
igsreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutschland, wo die Sach-
sen, Thüringen und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsver-
und einen obersten Herrscher bekommen sollte. Ludwig I. (Chlodwig), der
ig von Frankreich, bekannte sich zur christlichen Religion (496), und mit
nn die Reihe der merovingischen Könige, von denen der letzte (752) ins
geschickt wurde. Die Karolinger bestiegen Frankreichs Thron, und immer
wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten, dem Frankenreich
t einverleibten Deutschen, unter denen die Sachsen die gefährlichsten Feinde
ienlandes waren. Da unternahm es der König dieses Landes, Karl der
768—814), diesen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Sachsen zur
me des Christenthums zu nöthigen und sie in ein politisches Ganze unter sei-
epter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten dreißigjährigen Wi-
; doch Wittekind der Große, der Sachsen Herzog, unterwarf sich ihm end-
sich, um das Blut seiner Sachsen zu schonen, das Karl in Strömen ver-
t seinem Heere taufen, und die große fränkische Monarchie, welche Gallien,
und Deutschland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Übri-
ält man sich diesen langen Krieg sehr irrig, wenn man glaubt, daß bei den
neu entstandenen Unruhen die ganze Nation wider Karl aufstand. Der
theil am linken Weserufer unterwarf sich nach dem ersten Siege Karls,
örte sich seitdem nicht wieder; aber Karls Beamte und Priester regierten
und ein großer Theil der Unterdrückten zog aufs rechte Weserufer, und
dort aus die Franken und seine eignen Landsleute an, die nicht hatten aus-
wollen. Als, nach vielen Niederlagen und Siegen über die Ausgewanderten
die Bewohner des rechten Weserufers, auch dieses Karl den Großen und
ikisches Besatzungsrecht hatte anerkennen müssen, waren es wieder ausge-
e Priester und Edle, die vom rechten Elbufer aus den Kampf erneuerten
ge Jahre fortsetzten, auch die ruhigen Wehrenbesitzer in den Krieg mit ver-
n. Durch die Verpflanzung vieler tausend, besonders unruhiger überelbi-
milien in die Picardie, und durch die Versorgung der übrigen mit herrenlo-
ren, machte Karl sie endlich seßhaft, erlaubte ihnen, sich selbst zu regieren,
te nun Friede. Doch das fränkische Deutschland erhob sich zu einem selb-
n Reiche, als Karls Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbschaft
. So ward Ludwig (der Deutsche) durch den Vertrag von Verdun der

erste König der Deutschen (843 — 76). Damals hatte Deutschla den Rhein auf einer Seite zur Grenze, und besaß noch Speier, Worms u Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer, nicht um der dortigen W wohner, sondern um der Weinberge willen, die dem östlichen Reiche nicht feh sollten; die übrigen Grenzen waren fast die nämlichen, die es noch jetzt sind; se innere Verfassung, fränkischen Ursprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regieru entstanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanstalten gegen die E fälle der Normänner und Slaven, besonders der Wenden. Er vergrößerte d Gebiet durch Köln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Strasburg, Basel und me Ortschaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbschaft sei Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig starb 876, und nun theilten seine d Söhne, Karlmann, Ludwig der jüngere und Karl der Dicke sich in seine Hinterl senschaft. Von 884 an hatte Deutschland mit Frankreich wieder einerlei Regen in der Person Karls des Dicken, der seines Großvaters mächtiges Reich fast in d ehemaligen Grenzen wieder vereinigte; doch des großen Karls Geist, der allein di Masse, aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, zusammenzuhalten v mochte, war längst entflohen, und Karl der Dicke in der Achtung seiner Völker gesunken, daß die Deutschen ihn 887 der Regierung für verlustig erklärten, u seinen Neffen, Arnulf von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Karlmanns, d den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehren harten Kämp mit den Slaven in Mähren, gegen welche er die Ungarn, die seit 889 am Fuße Karpathen sich niedergelassen hatten, herbeirief, erwarb er sich die Kaiserkrone 8 durch die Besiegung des Herzogs Berengar von Friaul. 899 starb Arnulf, u Ludwig das Kind, sein Sohn, ward im 6. Jahre seines Alters König von Deut land, starb aber schon 911, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Karolinger Deutschland. Als Otto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, die Königswür seines hohen Alters wegen, ausschlug, ward, auf seinen Rath, Konrad I., H zog von Franken, zum deutschen König erwählt, und so behauptete Deutschla sich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutsche Kaiserkrone, n der Errichtung des rheinischen Bundes, niederlegte, und der deutsche Reichsverba für aufgelöst erklärt wurde. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke diesen Zeitrau welcher 970 Jahre umfaßt, so sehen wir Deutschland lange noch im Zustande d immerwährenden Schwankens, seine Verfassung in der Gewalt der Willkür, sei Könige mehr und minder, nach dem Maße eigner Fähigkeit und physischer Kra in den Händen der um sich greifenden geistlichen und weltlichen Großen des Land geistige Bildung noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über selbst noch ni begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Lehnswesens, und das Ankämpfen weltlichen Macht gegen die übermüthig emporstrebende Priesterherrschaft, bis Konrads II. (1024 — 39) freiem Blick auch ein Lichtstrahl auf den dunkeln Sch platz fiel. Die Lehnsverfassung ordnete er genau, durch ein neues Grundgesetz, t stellte dem wilden Faustrechte durch den Gottesfrieden den ersten Damm entgeg Durch Burgund vergrößerte er des Reiches Umfang. Hatte sein Nachfolger, Hei rich III. (1039 — 56), die Hoffarth des päpstlichen Stuhles durch Absetzung dre auf einander folgender Päpste gedemüthigt, so gewann dagegen das Papstthu das so einflußreich auf Deutschland war, unter Heinrich IV. (1056 — 1106), u Papst Gregor VII. um so mehr Festigkeit, als dieser Kaiser zu schwach war, Aufstellung des Lehrsatzes, daß alle weltliche Macht der geistlichen Macht und d römischen Stuhle unterworfen sei, und den für die Rechte des kaiserlichen Thron so unendlich nachtheiligen Einflüssen desselben zu widerstehen. So sollte also Thron Deutschlands päpstliches Lehen, der Papst oberster Richter des Kaisers u Vicarius des Reichs sein, und als eine Folge dieser Grundsätze, die nur zu bald tie Wurzeln schlugen, muß man es betrachten, wenn Deutschlands Edle in noch ni

ung befriedigter Kampfbegierde, gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche
te, nach Palästina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge im We-
tlichsten zum Gange der Bildungsgeschichte Deutschlands wie überhaupt Euro-
. Der Deutsche lernte die wirkliche Welt außer seinen Grenzen kennen, und
ward dadurch für die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet.
entstanden bei dieser Veranlassung zu Bündnissen auf Blut und Tod die ersten
rden (Johanniter, Tempelherren und deutsche Ritter), deren Wirksamkeit
ohne Einfluß auf die nächstfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den
Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dicht-
sich entwickelte, und es würden die Minnesinger des Mittelalters uns weniger
n, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in
Morgenland, dem wilden Streite mit den Sarazenen um des heiligen Grabes
vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhält-
und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedei-
der innern Bildung stand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugnisse des asia-
Bodens und Kunstfleißes auch nach Deutschland zu bringen. Nur stand
gelhafte Verfassung des Reichs dem Allen noch zu sehr im Wege, und da
ser immer, entweder mit mächtigen Vasallen, oder äußern Feinden zu sehr
igt waren, als daß sie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun kön-
so schloß man Privatvereine zur Selbsthülfe und Sicherstellung wider Frei-
zu Lande und zur See. So entstand unter Kaiser Friedrichs I. (Rothbart,
—90) Regierung die Hansa, in deren Verfassung man die ersten Grund-
der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigstens etwas
Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkün-
beschränkte, hatte thun wollen, den der vierte seiner Nachfolger, Friedrich II.
—50, der zuerst auch sich König von Jerusalem nannte), noch mehr be-
, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Besitzungen aner-
, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abwesend seine
einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichsständi-
Rathsversammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den einzelnen
des Reichs nachgeahmt, indem sie die Syndici der Städte, die Vorsteher
ster und die innerhalb ihrer Besitzungen befindlichen Gutsbesitzer ebenfalls zu-
zur gemeinsamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, wor-
die Landtage sich allmälig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte
thätig auf ganz Deutschland; nur war er zu sehr in Italien beschäftigt, wo der
ihm mächtig entgegenwirkte, und vorzüglich wurde alles Gute, von seiner
für das Ganze berechnet, durch die zahllosen und mächtigen Feinde gestört,
seine Familie, die Hohenstaufen, hatte. Hier lag der Grund zu dem gro-
Zwischenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250, oder gewissermaßen
1246, durch die auf Betrieb des Papstes geschehene Wahl des Gegenkönigs,
rich Raspe, Landgrafen von Thüringen), eintrat. Sein Sohn, Konrad IV.
1237 zum Könige gewählt, hatte mit seinen Gegenkönigen, Wilhelm von
, Alfons von Castilien, und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und
persönlichen Erhaltung so viel zu thun, daß er es geschehen lassen mußte,
dem ordnungslosen Zustande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Gesetze
nt, und die Gräuel des wieder einreißenden Faustrechts, mit vorheriger
losigkeit, selbst von dem niedern Adel geübt wurden. Die Ritterschaft in
ben, Franken und am Rheine erzwang ihre Unmittelbarkeit, denn hier waren
mächtigen Herzoge, die ihrer unabhängigen Corporation entgegen wirken konn-
So ging Alles, was Friedrich II. für Verfassung, für Künste und Wissen-
gethan hatte, fast gänzlich wieder unter. Der letzte Sprößling der Hohen-
fen, Konradin von Schwaben, starb durch Karl von Anjou zu Neapel auf dem

Blutgerüst, und die Bessern und Gedrückten blickten mit sorgenvollen Herzen umher nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigern zu werden.

Da führte das Schicksal (1272 — 91) Rudolf I., Grafen von Habsburg, auf Deutschlands Thron, und die kräftige Hand dieses großen Fürsten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Adels Raubschlösser wurden zerstört, das Faustrecht fast gänzlich abgestellt und der eigne Vortheil der gegen die kaiserliche Macht immerfort anstehenden mächtigen Fürsten durch Verheirathung mit vieler Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Östreich, Steiermark und Krain eroberte Rudolf von Ottokar, der Böhmen beherrschte, und ward der Stifter einer Dynastie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Österreichs Throne herrscht. Albrechts von Östreich, Rudolfs zweiten Nachfolgers, Regierung (1298 — 1308) ward wichtig durch die während derselben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von Luxemburg; 1308 — 13) erneuerte sich der berühmte Streit zwischen den Guelphen und Gibellinen, als fortgesetzter Kampf der hohenstaufischen Erben gegen den Papst. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Gesetzmäßigkeit in Deutschland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, sah das Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Östreich und Ludwig von Baiern, an seiner Spitze, mit wüthender Erbitterung sich bekämpften. Ludwig siegte, erhielt auch (1313 — 47) die Kaiserkrone vom Papste, konnte aber neue heftige Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutschland mit dem Interdict belegte. Da schlossen sechs Kurfürsten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Kurverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpstliche Einmischung in die Königswahl: jeder Fürst, der die Stimmenmehrheit künftig für sich haben werde, solle ohne Widerspruch König sein. Karl IV., König von Böhmen, Heinrichs VII. Enkel, schon bei Ludwigs Leben (1346) zum Gegenkönig gewählt, war Alleinherr, als auch der sich ihm entgegenstellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, gestorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels, und gab dem Reiche ein Grundgesetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausschließliche Wahlrecht der sieben Kurfürsten, zu Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, das Erstgeburtsrecht in den Kurlanden, die Untheilbarkeit derselben, das pfälzische und sächsische Vicariat, das den Kurfürsten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniell der Wahl und Krönung festsetzte, auch die Aufhebung des Faustrechts gebot. Jetzt schlugen neue Quellen für Deutschlands wissenschaftliche Bildung und Geistesfreiheit; die Universität Prag ward gestiftet, wohin aus England durch Wiclef's Schüler der Geist des Widerspruchs gegen die Mißbräuche des Papstthums kam. Doch die den Deutschen ursprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert sich Recht zu verschaffen, und erfahrene Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weise Sprüche, selbst zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel (1378 — 1410), der seinem Vater Karl nicht ähnlich war, erhob das Faustrecht aufs neue sein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund (sein eigner Bruder) und Jobst von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergestellt. Sigismund (1411 — 37) blieb König nach Wenzels Tode. Sein Zeitraum seiner Regierung umfaßt das Concilium zu Konstanz, den Proceß und Hinrichtung des edeln Huß, der Wiclef's Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Hussitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane schwanger, dem Faustrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen, und eine bestimmtere Eintheilung des Reichs in sechs Kreise einzuführen, starb sein Nachfolger, Albrecht II. von Östreich (1437 — 39), zu früh für Aller Hoffnungen und Wünsche. Noch wichtiger sollte Friedrichs III. Regierung

erben (1439 — 93); zwar nicht durch ihn, den schwachen, kurzsichtigen Mo-
archen, aber durch Aufnahme der Wissenschaften, durch Stiftung mehrer Univer-
itäten, durch die Entdeckung Amerikas erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutsch-
and, frische Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In desto größerm Wider-
ruche standen damit das noch immer waltende Faustrecht und die Willkür der
roßen, die sich unter Anderm in dem mächtigen Bunde der schwäbischen Städte
ussprach, wenn auch der Drang der Umstände ihn rechtfertigen mochte. Mehr
s je that es Noth, daß ein Fürst von Muth, Kraft und Einsichten Deutschlands
hron bestieg. Dieser war Friedrichs Sohn, Maximilian I. (1493 — 1519).
en vorherrschenden dringenden Wunsch aller Stände, besonders der arg bedrück-
n Städte, Vernichtung des Faustrechts, erfüllte er durch die Errichtung des ewi-
n Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht bestellt und eine Kammerge-
chtsordnung bekannt gemacht, ein Reichsregiment und ein Reichshofrath einge-
t, und Deutschland erst (1500) in sechs dann in 10 Kreise (s. Deutsches
eich) getheilt. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerst
n Titel als römischer Kaiser annahm, ja er hatte sogar den Gedanken, den päpst-
hen Stuhl zu besteigen; nur der Cardinäle schnelle Wahl nach Julius II. Tode
rhinderte ihn daran. Das Justizwesen erhielt bestimmtere Formen und einen
ssern Gang durch die Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward
ngeführt und das Postwesen (1516) eingerichtet. Bei dem Kriegswesen wurden
e Truppen in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militairische Würden
geordnet und das Geschütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation
517), auf der kurz vorher (1502) gestifteten Universität Wittenberg, beschließt
e Reihe der für Deutschland so unendlich folgereichen Ereignisse unter Maximi-
ans Regierung. Seinem Nachfolger Karl V. (Maximilians Enkel und König
on Spanien), wurde eine, als künftiges Reichsgrundgesetz entworfene Wahlca-
itulation vorgelegt, die er beschwören mußte; doch der ihm angeborene despotische
haracter verletzte sie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luther's
Reformationswerk machte reißende Fortschritte; der Bauernkrieg unter Thomas
Münzer's Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Hessen und
s Kurfürsten von Sachsen Bündniß zum Besten der Reformation beförderte das
Gedeihen derselben; die feierliche Protestation der Anhänger der neuen Lehre er-
folgte 1529, und nach dem Bunde der evangelischen Fürsten, geschlossen zu
Schmalkalden (1530), brach der schmalkaldische Krieg (1546) aus. Die witten-
bergische Capitulation entschied über das Schicksal des unglücklichen Kurfürsten Jo-
hann Friedrich von Sachsen: die ernestinisch-sächsische Linie verlor die Kurwürde,
das Interim (1548) gestattete den Protestanten nur den Kelch im Abendmahle und
die Priesterehe, bis endlich im Vertrage zu Passau (am 31. Jul. 1552) Karl V.,
durch des Kurfürsten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des schmal-
kaldischen Bundes gezwungen, den Protestanten völlige Gewissensfreiheit und bür-
gerliche Gleichheit mit den Katholiken zusicherte, und auf die Grundlage dieses Ver-
trags der gänzliche Religionsfriede (1555) zu Augsburg abgeschlossen wurde. In
Hinsicht auf Deutschlands innere Verfassung ernannte Karl schon auf seinem ersten
Reichstage in Worms das Reichsregiment, und erneuerte die Gesetze wegen des
Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt
gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte, das in der Folge bis
auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Karl legte endlich, der Last des Thro-
nes müde, die Regierung nieder (1556), und starb 1558 in einem spanischen
Kloster. Mit Ferdinand I. (Karls Bruder) Thronbesteigung ward die Wahl-
capitulation nachgesehen, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentinische Con-
cilium (1545 eröffnet) beschlossen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwischen
den Katholiken und Protestanten befestigt, welche die augsburgische Confession als

Unterpfand ihrer Glaubenssicherheit besaßen. Der päpstliche Stuhl bot Alles au um nur einen festen Punkt in Deutschland sich zu erhalten, und fand die Mittel den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüssel und Köln, und dann in d Verbreitung des schon 1540 gestifteten Ordens der Jesuiten. Ferdinand erli auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., R gierung (1564 — 76) ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streiti keiten unter den Protestanten, die Widersprüche zwischen Melanchthon und Calvi die Erscheinung der Formula concordiae, durch welche die Trennung der Refo mirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die Grumbach'sch Händel. Unter seinem Sohne, Rudolf II., ward allmälig der schreckliche dreißi jährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraqu sten in Böhmen erhielten in dem sogenannten Majestätsbriefe die freie Religion übung, die Universität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulege und kurz darauf, unter Matthias (1618), griff man schon zu den Waffen. Fe dinand II. (1619 — 37), ein fanatischer Katholik, war ganz dazu geschaffen, d glühenden Funken zur verwüstenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Kri beginnt mit allen seinen Schrecken: das Blut der Union fließt in Strömen; Til und Wallenstein unterwerfen den größten Theil des Reichs dem kaiserlichen Willen das Restitutionsedict, nach welchem alle seit 1552 von den Protestanten eingezoge oder secularisirte Stifter, Güter u. s. w. der katholischen Kirche zurückgegeben we den sollten, die katholischen Stände aber das Recht erhielten, ihre protestantische Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten oder zum Auswandern zu nöthigen, wur schon hier und da mit Gewalt vollzogen; Ferdinand glaubte am Ziele zu sein, a Gustav Adolf von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, zur Rache ur Rettung erschien. Nach seinem Tode trat Frankreich gegen Östreich auf, der gro Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergriff 1640 die Sache der Prot stanten als seine eigne; Banner und Torstenson, Wrangel und Turenne erkämpfte sich Ruhm, und der westfälische Friede (1648) gab dem erschütterten Europ nach dreißig schrecklichen Jahren die lang entbehrte Ruhe wieder. Noch bevor si Brandenburg einmischte, hatte, nach Ferdinands II. Tode, sein Sohn Ferdinan III. (1637 — 57), die Regierung angetreten. Dieser mußte, von Frankreich un Schweden besiegt, dem Gesetze jenes Friedens sich unterwerfen, welcher, außerder daß völlige Gleichgewicht und Gewissensfreiheit der Katholiken und Protestanten mit Einschluß der Reformirten, und freie Religionsübung, außer in den östreich Erblanden, festgesetzt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und de Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaiern wurde die achte Kurwürd errichtet, und jeder interessirte Theil, bis auf den Kurfürsten von der Pfalz, erhie seine Entschädigungen. Unter die großen Folgen dieses Friedens, welcher Deutsch lands Verfassung besonders durch scharfe Abscheidung in den Verhältnissen der al gemeinen Reichsverwaltung befestigte, und mit allem Recht ein Actenstück des eu ropäischen Völkerrechts genannt werden kann, gehörte auch die Einschränkung de hanseatischen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben die Beibehaltung stehender Heere und ein ausgebildeteres Besteuerungssystem. S gedieh denn die schon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lich ten Tage, als Leopold I. 1657 den deutschen Kaiserthron bestieg, unter welcher der Reichstag von 1663 an fortdauernd wurde. So friedlich Leopold gesinnt war so sah er sich doch in mehre Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; da Ende des spanischen Erbfolgekrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hano ver errichtete er die neunte Kurwürde. Unterdessen hatte Preußen sich zum Kö nigreich erhoben, und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutsch lands. Leopolds Sohn, Kaiser Joseph I. (1705 — 11), setzte den spanischen Krieg fort, und sprach über die Kurfürsten von Baiern und Köln die Acht aus, d

ıkreich angehangen hatten. Doch unerwartet schnell, an den Blattern, starb und sein Bruder Karl VI. folgte ihm in der Kaiserwürde. Der bald errechter, und der auf seine Grundlage abgeschlossene Friede zu Rastadt und (1714) machte Karls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der spaKrone mit der deutschen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der tischen Sanction, dieses berühmten östreich. Hausgesetzes zur Bestimmung folge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polnischen Kö- (1735) günstig für Sachsen, und der Friede zu Belgrad (1739) den Türken, worin Östreich sich zu Abtretungen verstehen mußte. Mit Karls (1740) erlosch der Mannsstamm der habsburgischen Dynastie, und seine Maria Theresia, übernahm die Regierung der Erbstaaten. Aber Kurfürst recht von Baiern trat gegen sie mit Ansprüchen auf das östreich. Erbe, und nter dem Namen Karl VII. als deutscher Kaiser auf. Der daraus entstanjährige östreich. Erbfolgekrieg ward nach Karls VII. Tode (1745) durch den zu Füßen (1745) und durch den aachener (1748) glücklich für Maria Thendigt, welche unterdessen auch die beiden schlesischen Kriege mit Friedrich II., ßen, geführt. Am 15. Septbr. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum Kaiser gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für land verderblichen siebenjähr. Krieg. Franz I. großer Sohn, Joseph II., inem Vater in der Kaiserwürde (1765). Seine ersten Arbeiten waren eine des Justizwesens und des Kammergerichts; diesem folgten die Aufhebung ütenordens (1773) in seinen Staaten, nach dem von andern europäischen schon früher gegebenen Beispiele. Die Aufhebung der überflüssigen Klö- Toleranzedict vom 13. Oct. 1781, die erweiterte Preßfreiheit gehören unchönsten Diamanten in Josephs Krone. Die Unruhen in Belgien und der Türkenkrieg beunruhigten den edlen Kaiser gegen das Ende seiner Regierung , und er starb (20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., Bruder und bisheriger Großherzog von Toscana, welcher nach geschehener ung der Wahlcapitulation am 30. Sept. zum Kaiser gewählt wurde, schloß ußens Dazwischentreten mit der Pforte Friede. Schon im ersten Jahre Regierung thürmte jenseits des Rheins sich das Gewitter auf, das Deutsch- Untergang drohte. Die franz. Revolution brach aus. Leopold und Friedhelm II. von Preußen vereinigten sich zu Pillnitz am 25. Aug. 1791 zur haltung des Bestandes und der Verfassung des deutschen Reichs, und zur tzung der königl. Rechte in Frankreich. Da starb plötzlich Leopold (am 1. 792), und sein Sohn, Kaiser Franz II., trat in seinen Vertrag mit Preu- Nachdem die franz. Nationalversammlung Östreich den Krieg erklärt eschloß auch das deutsche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald loſſen Preußen und mehre deutsche Fürsten besondere Frieden mit der neuen k, und zwischen Östreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der zu Campo-Formio unterzeichnet. Mit dem deutschen Reiche wurde der u Rastadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieser Verhandlung er Krieg aufs neue aus. Der Friede von Luneville (9. Febr. 1801) beden Rhein zur Grenze Frankreichs und Deutschlands, welches dadurch über M. Land und fast 4 Mill. Menschen verlor. Östreichs Beherrscher grün304) ein erbliches Kaiserthum Östreich, während Frankreichs erster Consul, rte, als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Bald trareich und Rußland vereint wieder gegen den aufstrebenden Nachbar auf, und de von Preßburg (26. Dec. 1805) endigte diesen Krieg, am welchem drei des deutschen Reichs, Baiern, Würtemberg und Baden, als Verbündete eichs, Theil genommen. Im folg. J. sagten 16 deutsche Fürsten sich vom verbande los, errichteten einen Verein, dessen Constitutionsacte in Paris,

12. Juli 1806, entworfen, 19. Juli zu St.-Cloud vollzogen, und durch den fra
Geschäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsversammlung am
Aug. bekannt gemacht wurde. Sie unterwarfen sich durch diese Acte dem fra
Kaiser, als ihrem Protector, und nannten ihren Verein den Rheinbund. D
ser entscheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte
klärt: „Daß er diesen Fürstenbund als eine natürliche und nothwendige Folge d
preßburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längst aufgehört, einen Will
zu haben; durch Hanovers Vereinigung mit Preußen sei ein Kurfürstenthum a
gehoben worden, und ein nordischer König (Schweden) habe eine Reichsprovinz
nen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne also das Bestehen der deutschen V
fassung nicht mehr an, dagegen aber die volle unumschränkte Souverainetät ein
jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, und er wo
mit ihnen in die nämlichen Verhältnisse treten, wie mit den übrigen unabhängig
Fürsten Europas". Als Folge dieser Erklärung verzichtete Kaiser Franz, unter
6. Aug., auf die deutsche Kaiserkrone, legte die Reichsregierung nieder, und
klärte seine deutschen Erbstaaten für getrennt von dem deutschen Reichskörper, e
pfahl aber zugleich die Reichsdienerschaft den ehemaligen Ständen des aufgelöst
Reichs. Hier beginnt die Geschichte des Rheinischen Bundes (s. d.)

Deutschland von 1806 — 15. Noch war das erste Jahr des Bu
des nicht verflossen, als seine Contingente, mit Frankreich vereint, an der Saa
Elbe und Oder gegen Preußen und dann auch gegen Russen an der Weichsel kämpf
mußten. Nach dem Frieden von Tilsit sah der Bund durch den Beitritt von
Fürstenhäusern aus dem nördlichen Deutschland sich erweitert. Alte Fürstenhä
ser wurden verdrängt, und ein franz. Thron ward in Deutschland errichtet. Vi
Könige, fünf Großherzoge und 25 Herzoge und andre Fürsten waren nun von de
neu gewobenen Bande umschlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 180
vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordwestlichen Bestandthei
aber, sowie die Hansestädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden 1810 m
Frankreich vereinigt. 1812 unternahm Napoleon seinen verderblichen Zug na
Rußland, und auf seinen Ruf schlossen sich die zahlreichen Contingente der Souv
raine des Rheinbundes seinem Heer an. Aber die Fürsten und die Völker ware
längst zu der Überzeugung gekommen, daß sie nur Werkzeuge seien, um seinen eh
geizigen Planen zu dienen, und daß unter seinem Joche Recht, Freiheit und Woh
stand, die man immer schmerzhafter vermißte, nicht mehr zu hoffen seien. Jnd
folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutsche fanden i
Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Russen verfolgten ihre Vorthei
bis auf die deutsche Grenze; Preußen verband sich mit ihnen zur Wiederbefreiun
von Europa (zu Kalisch, 28. Febr. 1813); zugleich schlossen einige Stände d
Nordens sich ihnen an; Lübeck und Hamburg standen, mit den Waffen in d
Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutschland waren alle Gemüther b
wegt von dem getrosten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen sei. No
zuversichtlicher ward dieser Glaube, als auch Östreich (10. Aug.) dem Bunde gege
Napoleon beitrat. Bald nahmen die Kriegsereignisse, bei dem einstimmigen Sinn
der Verbündeten, und bei der edlen Begeisterung, die ihre Völker belebte, einen fü
ihre Sache höchst günstigen Charakter an; nun warf auch Baiern das Joch ab, un
vereinigte in Folge des Vertrags zu Ried vom 8. Oct. 1813, seine Macht mit de
der Verbündeten. Zehn Tage später vernichtete die Schlacht von Leipzig die franz
Herrschaft in Deutschland; durch sie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trüm
mern. Es traten am 2. Nov. auch der König von Würtemberg, und nach ihm di
übrigen Souveraine des Südens dem großen Bunde bei. Nach dem Treffen be
Hanau (30. Oct.) hatte sich das fliehende franz. Heer über den Rhein zurückgezogen
Alles bekam von nun an in Deutschland eine neue Gestalt. Einige Festungen aus

nen, war allenthalben die franz. Macht vernichtet. Es gab kein Königreich
len, kein Großherzogthum Berg mehr. Überall kamen die durch franz. Ge-
triebenen Fürsten, mit Jubel und Herzlichkeit von ihren Unterthanen em-
, in ihre Länder zurück. In ganz Deutschland wurden unermeßliche Rü-
zur Behauptung der wiedererlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden
uth griff Alles zu den Waffen, um für die als heilig erkannte Sache zu strei-
lie war seit den Zeiten der Kreuzzüge die gesammte deutsche Nation so mäch-
einer begeisternden Idee ergriffen als in diesen Tagen, nie sah man eine
und rührende Einigkeit unter Fürsten und Völkern. Die Heere der Sieger
am ersten Tage des folg. J. über den Rhein. Bald ward alles Land, das
zosen seit 1793 von Deutschland abgerissen hatten, wieder erobert, und die
Ergebnisse des Feldzuges in Frankreich bestätigten den Besitz der Eroberung.
Mai ward der Friede zu Paris geschlossen. Vermöge desselben gab Frank-
it Ausnahme von Mömpelgard und einigen kleinern Bezirken, die sämmt-
roberungen zurück; ein großer Theil derselben aber wurde dem alten Stamme
gefügt, wie denn der ganze burgundische Kreis, sammt dem Hochstift Lüt-
Bestimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verstärken.
hung der innern Angelegenheiten Deutschlands verfügte der Friede: daß die
n Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter sich verknüpft
ten; welche Verfügung durch den wiener Congreß, der am 1. Nov. 1814
wurde, ihre Vollziehung erhielt, indem man auf demselben nicht nur über
derten Landesverhältnisse in Deutschland übereinkam, sondern auch die
gen des Staatsrechts des deutschen Bundes (8. Juni 1815) bestimmte.
iese Verfügungen hörte Deutschland auf, als ein selbständiges, einen festen
r von Einheit behauptendes Reich zu bestehen, und verwandelte sich in einen
verein, unter dessen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Unterordnung,
bloß das der Beiordnung stattfindet, wie letzteres der Fall bereits in dem
s des rheinischen Bundes gewesen war. Diese Ersetzung der alten Reichs-
ng durch einen nur in föderativer Form zusammenhängenden Bau, die Ma-
welche bei Aufnahme der Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundsätze,
ie Bundesacte über die innern Verhältnisse der deutschen Staaten aus-
täuschten viele zuversichtliche Hoffnungen. Indessen war noch vor Unter-
g der Bundesacte ein Ereigniß eingetreten, welches den ganzen Neubau be-

Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg, dessen Er-
r für die Verbündeten unerwartet schnell und glücklich waren, denn der Ver-
20. Nov. 1815 gab Deutschland, außer Mömpelgard und einigen lothrin-
Enclaven, alle diejenigen Bezirke wieder, die 1814 noch von den neuern
ngen bei Frankreich verblieben waren; es wurde sogar an Landau und sei-
gebungen eine nicht unwichtige Erwerbung gemacht. Die wirkliche Eröff-
s Bundestags selbst ward durch die verschiedenen und schwierigen Landes-
ungen bis zum 5. Nov. 1816 verzögert. Die wichtigsten Grundgesetze
schen Bundes sind: 1) Die deutsche Bundesacte, vom 8. Juni 1815; 2)
er Schlußacte vom 15. Mai 1820; 3) die provisorische Geschäftsordnung
Bundesversammlung vom 14. Nov. 1816; 4) der Beschluß über die Aus-
stanz, v. 16. Juni 1817; 5) die Bundesexecutionsordnung, vom 3. Aug.
6) die 24 Artikel der Kriegsverfassung des deutschen Bundes, vom 9. Apr.
7) die nähere Bestimmung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes
. Apr. 1821 und 11. Jul. 1822. (Vollständig in Meyer's „Corp. ju-
foederationis Germanicae".) (S. Deutsches Reich und Deut-
Bund; und Russ.-deutscher Krieg v. 1812 — 15.) S. überhaupt
s „Gesch. der Deutschen", fortgef. von Pölitz. (Leipz. 1819, 4 Bde.);
's „Gesch. der Deutschen", fortgef. von Milbiller, dann von v. Dresch

(1. Bd. 2. Abth., Ulm 1825, bis 1813; des Ganzen 24. Thl.); Heinrich's „Deutsche Reichsgeschichte" (Leipz. 1805, 9 Thle.).

Deutschland, in geographischer und statistischer Hinsicht Deutschland, in O. von Westpreußen und Posen, Polen, Krakau, Galizien, Ungarn und Kroatien, in S. von dem adriatischen Meer, dem lombardisch-venetianischen Königreich und Helvetien, in W. von Frankreich und dem Königreiche der Niederlande, endlich in N. von der Nordsee, Dänemark und der Ostsee begrenzt erstreckt sich vom 23 bis 37° d. L. und vom 45 bis 55° N. B., und hat einen Flächeninhalt von 11,781 □M. Es wird von 500 Flüssen durchströmt, unter welchen 60 schiffbare. Die wichtigsten sind die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe, und die Oder (s. d.). Unter den Seen sind die wichtigsten der Bodensee, der Chiemsee, der cirknitzer See, der Traunsee, der Würmsee, der mansfelder salzige und süße See, der Dümmersee, der ploener See u. s. w. Der Boden ist im südlichen Theile gebirgig, im nördlichen größtentheils eben. Gegen die Nord- und Ostsee hat Deutschland einen starken und weit von Süden her sich erstreckenden Abhang, und muß beständig, besonders im Nordwest, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Den südlichsten Zug der deutschen Gebirge machen von W. gegen O. die tiroler, nebst den allgauer, die karnischen und julischen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutschlands läuft in einer Schlangenlinie von O. nach W. Sie fängt bei den Karpathen mit den Sudeten an, von welchen das Riesengebirge zwischen Schlesien und Böhmen ausläuft; südwestlich ist das mährische Gebirge, nordwestlich der Böhmerwald. Von letzterm zieht sich nordöstlich das sächsische Erzgebirge, nordwestlich das Fichtelgebirge, mit welchem nordwestlich der Thüringerwald zusammenhängt. Das nördlichste Gebirge Deutschlands ist der Harz. Westlich von ihm ziehen sich über die Weser die Wesergebirge, welche bei Minden die westfälische Pforte bilden. Von diesem Gebirge laufen südlich die sauerländischen Gebirge, der Westerwald und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwald südwestlich erstreckt sich das Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher sich bis an den Rhein zieht. Vom Rhöngebirge südlich läuft der Spessart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher sich bis an den Oberrhein erstreckt, und östlich mit der rauhen Alp in Verbindung steht, und sich den allgauer Alpen nähert. Jenseits des Rheins ist der Donnersberg und Hundsrück, welche mit den Vogesen zusammenhängen, nebst einem Theile der Ardennen. In Norddeutschland gibt es viele sandige, dürre Haidegegenden und Moore, und in mehren Streifen nur längs der großen Flüsse fruchtbares Land. Im Ganzen ist der Boden fruchtbar. Das Klima ist gemäßigt und gesund, im N. feuchter und rauher, im S. trockener und milder. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 30,320,600 Seelen, welche in 2433 Städten, worunter 100 über 8000 E. haben, 207 Mfl., 88,619 Dörfer und 100,000 Weilern und einzelnen Gehöften wohnen. Sie gehören zu zwei verschiedenen Völkerschaften, den Deutschen (24,700,000) und Slaven (5,040,000 Seelen.) Hierzu kommen noch Juden (250,000), Italiener in Illyrien und Tirol (175,000) und Franzosen und Wallonen (35,000). Hinsichtlich der Religion rechnet man über 18 Mill. Katholiken, 10 Mill. Lutheraner und über 2 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 4000 Griechen u. s. w. — Für die allgemeine Bildung sorgen 20 Universitäten (1823) mit 884 Lehrern und 12,827 Studirenden, welchen jährlich etwa 3000 den Abgang der 120,000 Lehr-, Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten, ersetzen, viele Gymnasien (361), Schulen, gel. Gesellsch. u. s. w. Öffentliche Bibliotheken sind in 150 Orten mit 5,113,500 Bdn., 10,000 Schriftsteller liefern jährl. an 3300 bis 5000 neue Bücher. Außer gegen 100 vol. Tagblättern, gibt es gegen 220 nicht polit. Bl. und gegen 150 period. Zeitschrifte.

An Naturerzeugnissen ist Deutschland reich. Es gibt in vielen G

treffliches Rindvieh; in Holstein, Mecklenburg u. s. w. zieht man gute
. Die Schafzucht ist durch spanische Schafe sehr veredelt. Westfalen und
haben vorzüglich gute Schweinezucht. Noch sind zu nennen Ziegen, Esel, zah-
d wildes Federvieh, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fische und
, Wildpret, auch in einigen südlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären,
Gemsen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutschland alle
Getreide in hinreichender Menge, und selbst zur Ausfuhr; auch Spelz und
m südlichen, und Buchweizen im nördlichen Theile, ferner Hülsenfrüchte,
gewächse, Rübsamen, Flachs, Hanf, Tabak, Hopfen, Krapp, Waid,
Safran, Anis, vieles Obst, und im Süden auch gute Kastanien, Mandeln und
firsichen und Aprikosen. Der Weinbau ist am Rhein, in Franken, an der
und dem Neckar, auch im Östreichischen, und zum Theil in Böhmen und
n sehr beträchtlich. Seine nördliche Grenze ist Witzenhausen in Kurhessen.
aldungen bestehen aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Bir-
s. w. Das Mineralreich bringt etwas Gold (in einigen Flüssen Goldsand),
viel Silber (besonders im Erzgebirge und Harz, jährlich 200,000 Mark),
ilber (in Idria und Zweibrücken), Zinn (in Böhmen und Sachsen), Blei,
, Eisen, Galmei, Wasserblei, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglas,
Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle,
r, Kalk, Alabaster, Gyps, Asbest, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Qua-
d Bimsstein, Traß, Jaspis, Chalcedon, Serpentinsteine, Basalt, Gra-
rphyr, viele Arten von Edelsteinen, Bernstein, Oker, Thon, die feinste
merde, Walkererde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinsalz,
annigfache Mineralwasser. Die wichtigsten Gegenstände des deutschen
fleißes sind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollen-
, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porzellan, Fayence, Gold-
ilber-, Eisen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, musikalische
ische Instrumente, Uhren, lackirte Waaren. Holzwaaren, ferner Vitriol,
, Zucker, Tabak, Bier, Branntwein, Liqueure u. s. w. Der Handel
Lande und zur See geführt, im Innern gegenseitig durch Zollsperren er-
. Ausfuhrartikel sind Holz, Getreide (für 10 Mill. Thaler), Wein, Lein-
sonst für mehr als 30 Mill. Thaler), Leingarn, Eisen-, Stahl- und nürn-
Waaren, Porzellan, lackirte Waaren, Quecksilber, Blei, Glas, Spiegel,
besonders Zugpferde, Cichorien, Obst, Wolle, Salz, Mineralien, böhmi-
ranaten, Bernstein, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, irdene Geschirre,
lle, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollwaaren, Spitzen u. s. w. Ein-
dagegen wird Wein, Liqueur, Tabak, Südfrüchte, Spezereien, Zucker,
Thee, Seide, Baumwolle, feine wollene, baumwollene und seidene Zeuche,
und Galanteriewaaren u. s. w. Die vornehmsten Seehandelsplätze sind
Nordsee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Ostsee, Lübeck,
r, Rostock, Stralsund, Stettin; am adriatischen Meere Triest. Zu den
sten Landhandelsstädten gehören in Norddeutschland: Leipzig, Braunschweig,
burg, Frankfurt a. d. Oder und Breslau; in Süddeutschland Frankfurt a.
Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Botzen. Die Reymann'sche
von Deutschland (Berlin 1825 fg.) in 342 Bl., wovon bereits einige
hienen sind, enthält die vollständigste Topographie. Auch ist das „Geschäfts-
rifetableau für Deutschland ꝛc." von Seitz (München 1822) zu empfehlen.

Devalvation, die Herabsetzung einer Münze auf den Werth ihres Fein-
s, in der echten Landesmünze ausgedruckt. Es geschieht nämlich öfter, daß
n ausgeprägt werden, deren Name einen höhern Feingehalt andeutet als sie
h enthalten, und welche daher leicht mit den Landesmünzen, die gleichen Na-
aben, aber einen höhern Feingehalt in sich schließen, zu gleichem Werthe um-

laufen, wodurch das Volk, wo dieſes geſchieht, Schaden leidet, indem es für ein geringern Münzwerth ebenſo viel weggibt als für einen höhern. Es iſt daher Pfli der Regierung, den innern Feingehalt der verſchiedenen curſirenden Münzen unt ſuchen zu laſſen und dem Volke bekanntzumachen, wie viel Feingehalt dergleich Münzen im Vergleich mit den bekannten echten Landesmünzen enthalten, und ſo Werth zu beſtimmen, zu welchem ſie im Umlaufe ohne Verluſt angenommen w den können. Dieſe Devalvation der Münzen iſt insbeſondere in Anſehung cher fremden Münzen nothwendig, welche gleiche Namen mit den Landesmün führen und doch an Feingehalt ſchlechter ſind, und welche um ihres gleichen Nam willen, beſonders in den Grenzörtern, ſich leicht auch gleichen Werth erwerben, ſich in den Umlauf einſchleichen. Aber auch in Anſehung andrer Münzen, zwar nicht mit den Landesmünzen gleichen Namen führen, aber doch durch beſond Umſtände einen gleichen Werth mit denſelben erworben haben, iſt es oft nöthig, Publicum über ihren wahren Feingehalt aufzuklären, und ihren wahren We gegen die Landesmünzen zu beſtimmen. Durch die Devalvation wird zugleich ſetzlich beſtimmt, ob die devalvirten Münzen überall im Lande, oder zu welch Werthe ſie nur angenommen werden ſollen. 51.

Deviſen, Wahlſprüche, meiſt ſinnbildlich ausgedrückt und dargeſt (S. Sinnbild.) Sie ſind aus den Sinnbildern, denen man nachher, zur g ßern Deutlichkeit, eine Aufſchrift beifügte, hervorgegangen, und beſtehen aus z Theilen, einer ſinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigef ten, Wahlſpruch, den man die Seele der Deviſe nennt. In des Äſchylos Tra die: „Die ſieben Helden vor Theben", erſcheinen alle dieſe Helden mit Deviſen ihren Schilden. Zur Zeit des Ritterweſens war es Sitte, daß alle Ritter ſo a traten; auf allen Wappenſchilden waren Deviſen und auf allen Turnieren erſc nen ſie, ſodaß der Graf Theſoro wol Recht hatte, ſie die Philoſophie des Edelman die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angen men Schmeicheleien ſich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume ſelbſt, und man Deviſe auf einem Schilde war ſogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Feſ aller Art ſah man ſie auf Triumphbogen, Fahnen, und Tapeten, in Grotten und Schiffen. Nicht ſelten ſprach ſich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der D viſe einer jungen Witwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Frü beraubten Orangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: „Was k nen Erd und Himmel mir noch nehmen!" Sie wurden auch häufig an Gebäud z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16. Jahrh. vorzüglich Italien im Gebrauche. Paulus Jovius unterwarf 1560 die Kunſt der Dev folgender Theorie: Der Körper der Deviſe ſei einfach, beſtimmt, ſpreche ſich ſelbſt aus (denn er ſoll Sinnbild ſein), ſei edel, der Phantaſie gefällig; die S paſſe zu dem Körper, die Inſchrift ſei kurz, gedrängt, ſinnreich und angemeſſen Noch wird das Wort Deviſe im Geſchäftsſtyl der Banquiers und Kaufleute Wechſelgeſchäften gebraucht, um damit eine gewiſſe Gattung Papiere (Wec anzudeuten; z. B. von allen Courſen iſt bloß die Deviſe Augsburg k. Sicht, die Deviſe London 2 Mt. dato geſucht. dd

Devolution (jur.), der Übergang eines Rechts oder Guts auf e Andern, insbeſondere 1) das in einigen Gegenden von Deutſchland beſteh Recht, daß nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen beider Eheleute Kindern verfangen wird, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davo hält; 2) das Recht, vermöge deſſen das Patronatsrecht, eine erledigte (beſon geiſtliche) Stelle zu beſetzen, wegen Vernachläſſigung oder Verſäumniß, nach gewiſſen Friſt für den gegenwärtigen Fall verloren geht, und auf die höhere Beh (Biſchof, Landesfürſt oder ſein Conſiſtorium) zurückfällt. — Devolutiv

Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unter an den Oberrichter gebracht wird. (Vgl. Rechtsmittel.)

Devonshire, 1) Georgine Cavendish, Herzogin von, berühmt Schönheit und Dichtergaben, die patriotische Freundin des Redners Fox, London 1746, besang den Übergang über den St.-Gotthard (franz. von mit d. Original, Paris 1802), und starb 1806. 2) Elisabeth, geb. , Herzogin von D., lebte seit 1815 in Rom, wo sie den 30. März starb. Ausgestattet mit jeder Art der Anmuth, besaß sie die Kunst, die Gezu gewinnen. Sie erwarb sich das Vertrauen wichtiger Staatsmänner, ichte viel Gutes für ihr Vaterland, bis häusliches Unglück sie bewog, nach n zu gehen. Hier lebte sie, umgeben von ausgezeichneten Männern, besonünstlern. Sie stand mit dem Card. Consalvi in Verbindung, mit Canova, ini, Thorwaldsen u. A. m. Sie ließ auf dem Forum die Säule des Phoflecken, und gab Virgil's Gesänge in der Übers. des Hannib. Caro mit , nach Zeichnungen von den ersten Künstlern Roms, heraus. Diese Aus- nur 150 Exemplaren vertheilte die Herzogin an europ. Souveraine, an üglichsten Bibliotheken und an Freunde. Nach demselben Plane besorgte Ausgabe der 6. Satyre des Horaz. Sie wollte eine ähnliche Ausgabe des unternehmen, als sie der Tod überraschte. Ihr Haus in Rom war ein igungsort der feinsten geselligen Bildung. Ihre Wohlthätigkeit kannte keine n; ihr ganzes Wesen war Sanftmuth und Huld.

De Wette, s. Wette.

Dey, in den nordafrikanischen Republiken, Algier, Tunis und Tripolis, ste Befehlshaber, welcher von der Versammlung der höchsten Kriegsbehörzählt wird, und mit fast unumschränkter Macht herrscht. In Tunis führt Namen Bey.

Dhawalagiri, d. i. der weiße Berg, s. Himalaya.

Diaconus, in der protestantischen Kirche gemeiniglich der zweite oder dritte an einer Kirche. In diesem Falle heißt der erste Hülfsprediger Archidia- — Das Diaconat ist die Stelle, die er verwaltet. — Diaconisse, in stern, die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu besorgen In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin , daß sie Andre, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken rsteten, in den Versammlungen den Frauen ihren Platz anwiesen u. dgl. m. — nicon heißt in der griechischen Kirche die Collecte, die der Diaconus singt, Buch, worin dessen Verrichtungen stehen. Zu den Zeiten der Apostel be- die Diaconen die Interessen der Witwen, der Armen, und zugleich die gestlichen Mahlzeiten. Im 3. Jahrh. brachten die Diaconen dem Presbyter ste beim Gottesdienste, theilten die geweihten Symbola des Abendmahls ne selbst weihen zu dürfen, lasen das Evangelium vor, bedienten den Bi- Nachher wurden sie in der katholischen Kirche die sechste Ordnung der en.

Diadem, eine aus Seide, Wolle, Garn gefertigte Stirnbinde, die, nach Bacchus erfunden haben soll, um das Kopfweh, die Folgen der Trunkenlindern (vielmehr wol hatte er sie, weil er aus dem Orient, Indien, kam), nachher ein auszeichnender Schmuck der Könige wurde. Die Stirnbinde tischen Gottheiten und Könige ist mit dem Symbol der heiligen Schlange . Bei den Persern war es um die Tiare der Könige geschlungen und von er Farbe. Das Bacchische Diadem, das man oft an antiken Darstellunnal des indischen Bacchus, sieht, und das auch Kredemnon heißt, bestand r, die Stirn und Schläfe umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten , mit herabhängenden Enden. Auseinander gefaltet, bildete es einen

wirklichen Schleier, und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. Schleier. Nachher wurde es noch mehren Gottheiten, außer dem Bacchus u den Perſonen in deſſen Gefolge, gegeben, und kam von dieſen auf die Könige. I den älteſten Zeiten war es ſehr ſchmal; Alexander der Große nahm das breite Di dem der perſiſchen Könige an, deſſen Enden auf die Schultern herabfielen, und ſei Nachfolger behielten dieſes Zeichen der königlichen Würde bei. Auf den Münz ſieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt i Die erſten römiſchen Kaiſer enthielten ſich dieſes Schmuckes, um nicht dem Vol zu mißfallen. Conſtantin der Große war der Erſte, der ſich deſſelben bediente u es noch mehr ausſchmückte. Seit dieſer Zeit wurde es mit einer einfachen od doppelten Reihe von Perlen und Edelſteinen verziert, wodurch es einige Ähnlichk mit einem türkiſchen Bunde erhielt. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfp der Damen ſo.

Diagnoſis, Diagnoſe, in der Mathematik, die Lehre von d Eigenſchaften der Größen; in der Heilkunſt die Angabe der weſentlichen Zuſä einer Krankheit, wodurch ſie von andern unterſchieden iſt. — Diagnoſtik, de nach die Kunſt, ähnliche Krankheiten von einander zu unterſcheiden, und jede ri tig zu beſtimmen. — Diagnoſtiſch, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankh dienlich, ein diagnoſtiſcher Umſtand, d. h. ein ſolcher, aus welchem ſich die Na oder der Sitz der Krankheit genau erkennen läßt.

Diagonallinie, Diagonale, diejenige gerade Linie, welche in ei geradlinigen, mehr als dreiſeitigen Figur zwei nicht zunächſt liegende Winkelpun verbindet. Eine jede gradlinige Figur wird durch Diagonalen in ſo viele Drei getheilt, als ſie Seiten weniger zwei hat.

Diagramm bezeichnet eine Figur, oder geometriſche Zeichnung, wel zur Erläuterung oder Löſung geometriſcher Aufgaben angewendet wird; oder ei Entwurf, Abriß überhaupt. In der muſikaliſchen Schrift hat man ſonſt das nienſyſtem, oder die Vorzeichnung der Tonleiter, ja wol auch die Partitur ſo nannt. — Bei den Gnoſtikern heißt Diagramm das doppelte Dreieck, welc mit irgend einem myſtiſchen Namen Gottes beſchrieben und als Amulet braucht wurde.

Dialekt, Mundart, wie eine und dieſelbe Sprache in verſchiedenen G genden geſprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialekte einer Spra beſtehen theils in der Ausſprache, theils in gewiſſen eigenthümlichen Worten, W dungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachſen, Schwaben, den Baier an ſeiner Ausſprache und an einzelnen, Jedem von ih eigenthümlichen Redensarten. Auf der Bühne, wo man jetzt überall reines Ho deutſch fodert, iſt ein Dialekt, der das Geburts- oder Erziehungsland des Sch ſpielers verräth, ein Fehler; die Fertigkeit hingegen, willkürlich einen beſtimm Dialekt zu ſprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauſpie da es Rollen, beſonders komiſche, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dia beruht, z. B. Judenrollen (ſ. Jüdeln), Rollen in wieneriſcher, berliner, ſchw ſcher, nürnberger Mundart. Die letztgenannte beſonders hat einen eignen äſth ſchen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit, und daher bisweilen Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von Grüdet (ſ. d.), die eigens in dieſ Dialekt geſchrieben ſind, und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen w den müſſen. Ebenſo ſind die Localpoſſen auf den Nebentheatern in Wien meiſt wieneriſchen Dialekt abgefaßt, ohne deſſen mündlichen Vortrag ſie den beſten T ihrer komiſchen Kraft verlieren würden. Wo der Dialekt ſolcher Rollen oder D clamationsſtücke nicht heimiſch iſt, da kommt oft viel darauf an, daß der Spre ihn geſchickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutſch inſoweit anzunähern wiſſe, er den Zuhörern verſtändlich bleibt: eine Geſchicklichkeit, welche beſonders dem

amator Solbrig eigen, und deren Mangel den wiener Komikern, wenn sie auf an-
en Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich ist. Vom Dialekt ist der Jargon
s. d.) zu unterscheiden.

Dialektik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von διαλέγεσθαι,
rechen), weil das Denken sich durch die Sprache darstellt, und in diesem Gebrauche
erst beobachtet und geregelt wird, wie denn überhaupt der Geist von dem Beson-
n zum Allgemeinen fortschreitet. Die Logik (s. d.) war also früherhin, diesem
amen zufolge, Sprechkunst, Disputirkunst. Plato verstand unter Dialektik die
thode des speculativen Denkens und die Wissenschaft der übersinnlichen Gegen-
nde selbst. In der Kant'schen Philosophie wird die logische, die transscendentale
d die natürliche Dialektik unterschieden. Unter der ersten versteht man die Logik
Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logischen
heins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche
n Schein transscendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider
rungen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und sie unsern Neigungen möglichst
assen zu machen. Nach Hegel ist die Dialektik ein Moment des Logischen,
Aufheben beschränkter, abstracter Verstandesbestimmungen und das Übergehen
Fortgehen in das Entgegengesetzte, welches dem Gegenstand selbst angehört.
ch versteht man unter einem Dialektiker einen Lehrer der Dialektik, oder
die Kunst des logischen Disputirens besitzt und durch dieselbe Täuschung hervor-
; und dialektisch, was sich auf diese Kunst bezieht (z. B. dialektische
), insbesondere was durch künstliche Schlüsse täuscht, kurz, was den Miß-
derselben betrifft.

Dialog: 1) Gespräch, d. i. mündliche Unterredung zwischen mehren Per-
; 2) die Gesprächsform oder der erdichtete Dialog; daher dialogisiren, et-
in die Gesprächsform einkleiden. Die Philosophen der Alten, besonders die Grie-
, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geistes, diese Form,
sich ihrer zur Mittheilung ihrer Untersuchungen über wissenschaftliche Ge-
nde, und stellten entgegengesetzte Ansichten gleichsam personificirt und in leben-
Zusammenwirkung mit hohem Kunstsinn dar. Man erinnere sich der philo-
chen Dialogen des Platon, welche gleichsam philosophische Dramen sind.
genannte Sokratische Dialog ist ein in Fragen und Antworten dergestalt einge-
t, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst
gen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen
Dieser Dialog setzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen
überhaupt und des Befragten insbesondere voraus (S. Katechetik.) Der
dient heutzutage mehr für den mündlichen Unterricht. Der philosophische
aber scheint für unsere Sitten und die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaf-
gemessen zu sein. Übrigens gilt von dem philosophischen Dialog mehr oder
, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit besonderer Hin-
auf den Zweck des philosophischen Vortrags, Wahrheit in Begriffen zu ent-
. Erasmus von Rotterdam, späterhin Lessing, Moses Mendelssohn, En-
derer, Jacobi, Schelling, Solger, haben ihn unter den Neuern bearbeitet.
mischen und satyrischen Dialog ahmte Wieland den Satyriker Lucian glück-
. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca („De vera sa-
"), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzo-
nach Saraſin und Malebranche, Fénélon; Fontenelle und St.-Mard ahmten
ian nach. Unter den Engländern folgten Ge. Berkeley und Rich. Hurd
aton, Jak. Harris dem Cicero. Werden die Worte durch Entschlüsse zur
, sodaß das Gespräch durchaus Handlung bewirkt, so entsteht das Dramati-
wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den
ang herrscht. Man sieht leicht, wie die Kunst dazu kam, Manches in der

Form des Gespräch darzustellen. Bei diesen Darstellungen ist sie an die B gungen der wirklichen Unterredung gebunden. Daß nicht von Unterredunge gemeinen Lebens die Rede sei (wofern dies nicht absichtlich nachgeahmt wird), dern von Unterredungen Gebildeter, und daß also Verständlichkeit, Richt Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgesetzt werden, v sich von selbst. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke ni sucht und die Verbindungen derselben nicht studirt sein müssen, indem All Schein des augenblicklichen Entstehens haben soll, obschon der Dialog der allerdings gefeilter und strenger sein wird als der Dialog des gewöhnlichen L Der poetische der Kunst soll seinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlung einer ästhetischen Form darstellen, d. h. alles Einzelne soll auf eine wohlg Weise sich an einander reihen und zu einem schönen Ganzen verknüpfen. E Wahrheiten, so sollen diese allmälig entwickelt und von ihrer ersten Dämmer der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; sind es Handlungen, so sol aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entschluß allmälig reifen und in Th gehen. Dort, wie hier, ist beständig innere Handlung, wenngleich nicht äußere Begebenheit. Diese innere Handlung wird lebhafter 1) durch die des Gegenstandes, denn nur ein wenigstens zweiseitiger Gegenstand eignet s dialogische Behandlung, und 2) durch den Widerstreit in den Ansichten der redenden, welche wechselseitig streben, die obwaltende Disharmonie in Ha aufzulösen. Damit wir aber an diesem Widerstreite den vollen Antheil n so muß in dem Dialog, als Erzeugnisse der Kunst, 1) jede Person desselb bestimmten, von den übrigen Personen unterschiedenen Charakter haben, u dieser Charakter durch das Ganze der Darstellung gehalten sein. Wo m mehre redende Personen unterscheiden können, da können wir auch die Red für ein wirkliches Gespräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedanken dem Dialog verschieden sein müsse von der Gedankenfolge des Nachdenkens hier wird sie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe bestimmt, sie Ursachen zugleich in den Reden der übrigen Personen, mit denen sie in jedem blick in Wechselwirkung steht. Sie soll sich aber dennoch so natürlich an e fügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menschlichen Geistes und s nach den Gesetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, in d tuation und dem Charakter der Personen gemäß erscheint. Welch ein Re von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandt Witzes hierzu erfodert werden, springt in die Augen. Zu einem Ganzen v sich das Einzelne, wenn Alles, was gesagt wird, vollständig durch das V hende vorbereitet ist. Im Drama wird der Dialog im engern Sinne dem M log (Selbstgespräch) entgegengesetzt; im Singspiele den Singstücken, deutet die Redepartien. (S. Drama.)

Diamant oder Demant, der erste unter den Edelsteinen, erst Oktaëdern und Rhombendodekaëdern, oft mit zugerundeten Kanten und auch in rundlichen Körnern, meist lose. Wasserhell, auch weiß, grau, g Blaue und Schwarze, selten rosenroth und grün; sehr lebhaft diamantz zend und durchsichtig. In der Richtung der Oktaëderflächen findet sich d Blätterdurchgang. Er ist der härteste aller Mineralkörper. Durch Reib er positiv elektrisch. Seine Eigenschwere ist = 3, 6. Im höchsten Hitzgr unter Zutritt der Luft ist er ohne Rückstand verbrennbar, besteht also aus stoff. Er findet sich im aufgeschwemmten Lande, besonders im Sande de und im Thon, oft unmittelbar unter der Dammerde, in Brasilien und O Man gewinnt die Diamanten durch Verlegung der Flußbetten mittelst eig näle; der Schlamm wird weggebracht, der die Edelsteine führende Sa gewaschen und nun sucht man die Diamanten heraus. Auch erhält man d

dem man ein sie einschließendes Trümmergestein, Cascalho genannt, zerschlägt d dann gleichfalls wäscht ꝛc. Das Cascalho enthält neben den Diamanten auch oldkörner. Man sammelt in der trockenen Jahreszeit dies Trümmergestein und st es in den Regenmonaten durch Neger waschen. Aller Vorsicht ungeachtet, wenden die Neger doch genug Diamanten, indem sie dieselben verschlucken u.s.w. d der Schleichhandel ist sehr bedeutend. Die Kunst, Diamanten mit Diamantpul- zu schleifen wurde 1475 erfunden, vorher wurden sie in ihrer natürlichen Gestalt hist und Spitzsteine genannt. Man hat ihn auf verschiedene Weise geschliffen. e Rosetten haben eine platte Grundfläche (die Einfassung), über welche sich ei Reihen triangulairer Facetten erheben, von denen die sechs obersten (die Stern- ten) in eine Spitze zusammenlaufen. Der Brillant läßt sich als zwei ab- stumpfte Kegel vorstellen, deren Grundflächen zusammenstoßen. Der obere Ke- welcher nach der Fassung des Steins noch sichtbar bleibt, heißt die Krone oder Pavillon, der untere hingegen die Cülasse. Die Fläche der Krone heißt die fel, und die der Cülasse die Calette. Die Brillanten sind entweder viereckig, d oder oval. Man gebraucht die reinen vollkommen durchsichtigen Diamanten n Schmucke, als Ringsteine, oder um andre Ringsteine, Saphire, Smaragde l. w. damit einzufassen (karmesiren). Farbe, Reinheit, Durchsichtigkeit, Voll- ung des Schnittes und Größe bedingen den Werth der Diamanten. Die un- nen benutzt man zum Glasschneiden (hierzu besonders die Krystalle mit zugerun- n keilförmigen Kanten), zum Graviren und zum Bohren der Edelsteine, auch dem dieselben zu Pulver gestoßen, welches Diamantbrod heißt und zum Schlei- den Diamanten und andern harten Edelsteinen dient. — Der Preis der Dia- nten ist zu allen Zeiten sehr hoch gewesen. Rohe Diamanten, die nicht geschlif- werden können, kosten das Karat in Paris 30 bis 36 Franken, solche, die zu leifen sind, kosten 48 Fr. das Karat; die mehr als 1 Karat wiegen, schätzt man ch das Quadrat ihres Gewichts, multiplicirt mit 48 Fr. Geschliffene Dia- nten, ¼ bis 3 Gran schwer, kosten 160 bis 190 Fr. das Karat; 1 Karat schwere 16 bis 288 Fr., 1½ Karat schwere 400 bis 480 Fr., 3 Karat schwere bis 1900 , 4 Karat schwere 2400 bis 3000 Fr.; man schätzt diese über 1 Karat schweren ch das Quadrat ihres Gewichts multiplicirt mit 190 Fr. Ein Brillant von Karat Schwere wurde von Ali Pascha mit 760,000 Fr. bezahlt. — Ausgezeich- große Diamanten sind die des Großmoguls, 279 Karat schwer, der des Kaisers Rußland, 193 Karat, der des östreichischen Kaisers, 139 Karat; alle diese en aus Indien; der größte brasilianische, im Besitz des Königs von Portugal, gt 120 Karat. Den sogenannten Regent in der franz. Krone, den schönsten allen, kaufte Thom. Pitt 1701 für 20,400 Pf. St. in Ostindien. Er wog Karat, Pitt ließ ihn schleifen; nun wog er beinahe 137 Karat. Er verkaufte 1716 für 300,000 Thlr. (damals 2½ Mill. Livres in Bankzetteln) an Frank- ; daher heißt er der Regent. Man schätzt ihn gegenwärtig an 149,000 Pf. St. diesen Pitt'schen Diamant s. Eberl's „Überlieferungen" (Dresden 1826), I, 2. thaupt vgl. d. A. Diamant, in Klaproth's und Wolf's „Chem. Wörterbuch" rlin 1807) und den 1. Supplementband.

Diameter, Durchmesser eines Kreises, diejenige gerade Linie, die durch Mittelpunkt desselben von einem Punkte des Umkreises bis zum gegenüber lie- en gezogen wird, und somit den Kreis in zwei gleiche Theile theilt, auch die ite Sehne ist. Der Halbmesser (Radius) ist die Hälfte dieser Durchschnitts- , und daher das Stück zwischen dem Mittelpunkte des Kreises und dessen Um- e. — Diametralisch, diametral: gerade durch, geradezu.

Diana, bei den Griechen Artemis, Tochter des Jupiter und der Latona, illingsschwester des Apollo. (S. Delos.) Als sie noch Kind war, erzählt Kalli- hus in seinem Hymnus, bat sie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig

Jungfrau zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verha gemacht. Zugleich bat sie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle G birge, 60 Oceaniden und 20 amnische Nymphen schenken, und ihr erlauben möch eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte i mehr als sie bat. Er schenkte ihr 30 Städte zu ihrem ausschließlichen Dienf und viele andre, wo sie gemeinschaftlich mit andern Gottheiten verehrt werd sollte. Nun begab sich Diana auf den waldigen Leukus in Kreta, und von da zu Ocean, wo sie sich eine zahlreiche Begleitung 9jähriger Nymphen auswähl Dann ging sie zu den Cyklopen auf der Insel Lipara, und verlangte von ihnen ein cydonischen Bogen und Köcher und Pfeile. Diese erfüllten den Befehl der Gött und bewaffnet erschien sie jetzt in dem arkadischen Gebiete des Pan, der sie mit sch nen Jagdhunden beschenkte. Mit diesen fing sie am Fuße des Berges Parrhasi vier schöne Hirsche mit goldenem Geweih, spannte sie vor ihren Wagen und fu damit zuerst auf den thracischen Hämus. Auf dem Olymp in Mysien spaltete eine Fackel von einem Baume, und zündete sie an Jupiters Blitzen an. Wenn mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnsitze der Götter zurückkehrte, kam ihr im Vorhofe Mercur und Apollo entgegen; Ersterer nahm ihr die Waffen, Let rer das Wildpret ab. Die amnischen Nymphen spannten die Hirsche vom Wag ließen sie auf den Wiesen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäß Wasser zu trinken. Dann trat Diana in den Götterſaal und setzte sich neben Apol Wie dieser den Wagen der Sonne, so lenkt sie den Wagen des Mondes. An und Venus versuchten umsonst, sie zu besiegen; nur Jagd, Musik und Tanz erg ten sie. Ohne Schonung bestrafte sie die Jungfrauen, die das ihr geleistete G lübde der Keuschheit verletzten; aber noch härter strafte sie Den, der die Heiligk ihrer eignen Keuschheit zu beleidigen wagte. Aktäon, des Kadmus Enkel, der im Bade belauschte, ward von ihr in einen Hirsch verwandelt und von seinen e nen Hunden zerrissen. Dennoch glückte es endlich dem schönen Jäger Endymi sie die Macht der Liebe empfinden zu lassen. Wenn sie des Nachts als Luna leu kete, und den schönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde schlummern s senkte sie sich aus der Höhe hernieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglin der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil wa Ungeachtet ihres Hasses gegen die Liebe, war sie dennoch die Helferin der Kreisende welche in den Wehen der Geburt sie anriefen. Dagegen war sie auch wie Apo die Göttin des Todes. Das weibliche Geschlecht ist das Ziel ihrer Geschosse, n mit sie die Alten und Lebenssatten sanft erlegt, auf daß sie dem aufblühenden G schlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete sie wie Apollo durch Seuch und Krankheiten. Beleidigungen rächte sie ohne Barmherzigkeit. So tödtete den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora sich in ihn verliebt hatte; desgleichen Töchter der Niobe, weil diese sich über die Latona erhob u. s. w. Im trojanisch Kriege half sie wie Apollo den Trojanern, und in den Kriegen mit den Gigant und Titanen bewies sie sich als Heldin. Der Dienst der Diana war in ganz Gr chenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher ebenso Nachtgöttin, zusammenfallend mit Hekate, als auch Lucina, Lichtbringerin, F ckelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt so mit Eileithyia zusammen), Jäger und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemisien waren ein ihr (besonders zu D phi) gefeiertes Fest. Anfangs bildete man sie mit einem Diadem ab, nachher m einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf i ren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. Ih berühmtester Tempel war zu Ephesus (s. d.) und wurde unter die Wunderwer der Welt gezählt. Man verehrte sie hier als Symbol der fruchtbringenden Natu und bildete sie mit vielen Brüsten ab, die mit vielen Binden umwunden waren.

Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, geb. 1499, G

liebte König Heinrichs II. von Frankreich, stammte aus dem alten Geschlechte Poitiers in der Dauphiné. Sehr jung an den Großseneschal der Normandie, Louis de Brezé, vermählt, ward sie im 31. Jahr Witwe, und einige Zeit nachher die Geliebte des jungen Herzogs von Orleans, und als dieser Thronfolger geworden war, entzündete sich der bitterste Haß zwischen ihr und der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz I., welche über die bejahrte Nebenbuhlerin bitter spottete. Diana flüchtete sich an ihr durch Verweisung, sobald Heinrich II. 1547 König geworden war, in dessen Namen sie unbeschränkt herrschte. Bis zu seinem Tode (1559) übte sie durch Geist und Anmuth eine so unerschütterliche Gewalt über ihn aus, daß abergläubige Zeitgenossen ihr Zauberkräfte zuschreiben. Sie zog sich sodann auf ihr Schloß Anet zurück, wo sie eine wohlthätige Anstalt für 12 arme Witwen stiftete, und 1566 starb. Man hat Denkmünzen mit ihrem Bilde, das den Gott der Liebe mit Füßen tritt, und der Umschrift: **Omnium victorem vici**, die Besiegerin des Allbesiegers.

Dianenbaum oder **Silberbaum** ist aus der salpetersauren Silberauflösung, durch Quecksilber gefälltes und in prismatischen Nadeln, welche baumförmig gruppirt sind, krystallisirtes Silber. Um diese dem Auge gefällige Krystallisation zu erzeugen, löst man einen Theil reinen Silbers in Salpetersäure auf, verdünnt die gesättigte Auflösung mit 20 bis 30 Theilen Wasser, und legt darin ein Amalgam aus 8 Th. Quecksilber und 1 Th. Blattsilber, worauf sich nach einigen Tagen die Krystallisation bildet. Hängt man in jene Auflösung Quecksilber in eine Leinwand gewickelt, vermittelst eines seidenen Fadens, so kann man die entstandene Vegetation aus der Flüssigkeit ziehen und sie unter Glasglocke aufbewahren. Auch bilden sich schöne Silbervegetationen beim Abtreiben des Quecksilbers in Amalgamirwerken. Seit Erfindung der Volta'schen Säule ist es gelungen, den Dianenbaum auch durch Einwirkung derselben auf Verbindung von Metallen mit Silber darzustellen; leitete man den elektrischen Strom z. B. durch salpetersaures Silber, so setzten sich die Silbernadeln auf eine ganz ähnliche Weise an den Draht der Säule an. Vgl. Biot's „Experimental-Physik", deutsch durch Fechner, 2. Bd. S. 303 fg.

Diapason hieß bei den Alten die Octave; sowie **Diapante** die Quinte (s. d.).

Diastimeter, ein von dem als Physiker, Mathematiker und erfinderischen Kopf bekannten D. Rommershausen in Aken erfundenes Meßinstrument, mittelst dessen jede Entfernung von einem Punkte aus bestimmt werden soll. Der Diastimeter hat ganz die Gestalt eines Fernrohrs ohne Gläser, jedoch sind an der Stelle des Objectivglases 4 Pferdehaare in verschiedenen Abständen parallel ausgespannt. Sieht man nun in der Entfernung einen Gegenstand, dessen Größe bekannt ist, z. B. einen Menschen, eine aufgestellte Stange u. dgl., so versucht man, welchen weichen der Fäden dies Object scheinbar paßt, und kann nun, da man zwei ähnliche in einander liegende Dreiecke (das im Fernrohr durch den Abstand des Auges von den beiden Haaren und dem Abstand dieser unter sich und das größere durch die Entfernungen des Objects vom Auge und durch das Object selbst gebildet) erhält, von denen man das eine (im Fernrohr) in allen seinen Theilen, von dem andern aber eine Seite (die Größe des Objects) kennt, auch die Größe der zweiten Seite des größern Dreiecks (die Entfernung des Objects vom Auge) leicht finden. Theoretisch ist dies wahr, praktisch dürfte es sich aber nicht stets als genau richtig bewähren, indem die Größe des Menschen, die meistens zum Object genommen wird, so sehr differirt, und bei der Kleinheit der einen und der bedeutenden Größe der andern Seite schon die geringste Abweichung der erstern, eine große Differenz geben muß. Zu eigentlichen Messungen, wie der Erfinder will, dürfte daher der Diastimeter sich wol nicht, dagegen aber zum flüchtigen Croquiren und zur unge-

führen Bestimmung einer Entfernung für Militairs im Felde, z. B. für die tillerie, zur Erkennung des Abstandes einer anrückenden feindlichen Abthei recht gut eignen. 3

Diasyrmus, eine redekünstlerische Figur, welche darin besteht, daß Verkleinerung eines Gegenstandes übertrieben wird. Er ist Gegensatz der Hyp bel (s. d.), welche ins Große übertreibt; sein Zweck und seine Wirkung ding fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zusammen; denn hier dort ist es darauf abgesehen, diejenige Anschaulichkeit, welche durch Vergleic hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterschiedes zwischen den beiden Gli des Gleichnisses oder Verhältnisses zu steigern.

Diät, die Lebensordnung in Speise und Trank, Bewegung und R Schlafen und Wachen u. s. w., oder die Gesundheitspflege. — **Diätetik**, die sundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Gesundheit erhalten soll. Ein diäte sches Verhalten ist ein der Gesundheitspflege gemäßes. (Vgl. **Makrobiot**

Diatonisch, eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe T fortschreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter: diatonische Scale. (S. T **Tonleiter**.)

Diatribe (von διατριβη) bedeutet ursprünglich entweder eine gelehrte terhaltung, oder eine gelehrte Schrift, namentlich Schulschrift. Der n Sprachgebrauch aber verknüpft damit den Begriff einer, in bittern Ausdrück faßten, besonders literarisch-kritischen Schmähschrift; und in diesem Sinne dienen z. B. die sogenannten Recensionen einer, nach kurzer Dauer untergeg nen, after-kritischen Schule unserer Zeit den Namen von **Diatriben**.

Diaz, 1) **Michael** ein Aragonier, Gefährte des Christoph Colu entdeckte 1405 die Goldminen von St.-Christoph in der neuen Welt, trug viel zur Gründung von Neu-Isabella (nachher St.-Domingo) bei. Er 1512. 2) **Bartholomäus**, ein Portugiese, Er wurde 1486 von s. K rung (unter Johann II.) ausgesendet, um einen neuen Weg nach Ostindien zu chen. Er segelte muthig nach Süden, und fand glücklich die südliche Spitze Afrika. Allein die Meutereien seiner Soldaten und die gefährlichen Stürme hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Lissabon. Diaz nannte die liche Spitze von Afrika Vorgebirge aller Ängste (de todos los tormentos) sein König, Johann II., gab ihm den Namen des Vorgebirgs der guten Hoff weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefund

Dibdin, 1) **Charles**, geb. 1748, englischer Theaterunternehmer, T terdichter, Componist und Schauspieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das T ter, und ward auch schon Componist. Er gefiel außerordentlich, erwarb sich Fre und Unterstützung. Für ihn wurde bald das unter dem Namen Circus bek Theater erbaut. Er wurde hier der Erfinder einer neuen Gattung von Unterhalt die aus Musik, Gesängen und öffentlichen Declamationen bestand, und die er und allein selbst dichtete, componirte, sang und darstellte. 20 Jahre hind gelang es ihm, sich beim Publicum in dieser Gattung zu erhalten. D die unendliche Mannigfaltigkeit und Derbheit in seinen patriotischen Gesä die glückliche Benutzung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken, ihn in dem langen und schweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laun erhalten, und ihn für Land- und Seedienst geneigt zu machen, hatte er in den ten 20jährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die tern Volksclassen, sodaß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung eigne Rechnung ihm mißlang, eine Pension von 200 Pf. St. bewilligte. M hat von ihm eine Menge Theaterstücke, Romane, Gesänge und sonstige Schrift Sein Sohn, **Charles Dibdin jun.**, ist Miteigenthümer des unter dem Na

adlers wells bekannten londner Theaters, für welches er zahllose kleine Stücke nd Gelegenheitsgesänge gedichtet und geschrieben hat. Sein zweiter Sohn, Thomas Dibdin, ist ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. 2) Thomas Frognall, einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Er ist Geistlicher, Mitglied der Gesellschaft der Alterthümer in London und Bibliothekar des Grafen Spencer, und hat als solcher eine der reichsten, kostbarsten und erlesensten Privatbibliotheken unter sich. Man hat über die Bibliographie und Bibliomanie von ihm mehre wichtige und geschätzte Werke, von denen wir die bedeutendsten anführen wollen: „Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the greek and roman classics“ (London, 3. Aufl. 1808, 2 Bde.); „The Bibliomania, or bibliogr. romance“ (Lond., 2. Aufl., 1811); „Bibliography, a poem“ (Lond. 1812.). In seiner Art einzig ist s. „Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century, and of many valuable first editions in the library of George John Earl Spencer“ (3 Bde., 1814). Ferner s. „Bibliographical Decameron, or ten days pleasant discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography“ (Lond. 1817, 3 Bde.). Es ist mit einer Menge der trefflichsten Holzschnitte und Kupferstiche geziert, und eins der vollendetsten Prachtwerke der Buchdruckerkunst. Endlich hat er seine Reise durch Frankreich und das südliche Deutschland (1818) in folgendem Werke beschrieben: „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany“ (London 1821, 3 Bde. mit vielen Kupfrn. und Holzschn.). Es ist mit gleicher typographischer und artistischer Pracht ausgestattet, aber der innere Gehalt desselben kommt der äußern Ausschmückung nicht bei. Der Verf. hat ohne Auswahl, häufig auch ohne Geschmack zusammengerafft, ist bei dem, was nicht mit der Bibliographie zusammenhängt, meist nur Copist, und selbst seine bibliographischen Mittheilungen sind nicht immer neu, noch ganz zuverlässig. (Vgl. die Anzeige im „Hermes“, XI.) Seine Ausbeute gibt sein neuestes Werk: „Aedes Althorpianae“, welches einen Nachtrag zu seiner „Bibliotheca Spenceriana“ und ein Verz. der Spencer'schen Bildersammlung enthält. Seine 1797 herausgegebenen Gedichte sind selten geworden, weil er sich alle Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten.

Dichotomie, s. Eintheilung.

Dichten heißt, durch Bilder vorstellen und Bilder verknüpfen und wird vom Denken im engern Sinne, als dem Vorstellen durch Begriffe, entgegengesetzt. In vorzüglichsten Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunst angewendet wird, heißt es, Ideen in entsprechenden Bildern fassen, oder in einem harmonischen Ganzen sinnlicher Anschauungen versinnlichen. Hierdurch ist das Dichten auch von dem Erdichten, d. i. Ausdenken, Ersinnen solcher Gegenstände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet sind, verschieden. Das Vermögen zu dichten im obigen Sinne beruht hauptsächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, geregelten Phantasie. Im engsten Sinne heißt dichten, jene idealen Bildungen der Phantasie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darstellen, und die Kunst der Darstellung insbesondere Dichtkunst; ein Erzeugniß dieser Art ein Gedicht; besondere Classen derselben Dichtungsarten. (S. Poesie.)

Dichtigkeit (Densität). Die Erfahrung lehrt, daß die kleinsten Bestheile (man denke sie sich als körperliche Punkte) der verschiedenen Körper bald mehr, bald weniger eng vereinigt sind. Dies nennt man die verschiedene Dichtigkeit der Körper. Ganz dicht würde ein Körper genannt werden können, dessen Zusammenfügung gar keine Zwischenräume darböte; dergleichen Körper gibt es aber, wie man sich durch Versuche überzeugt hat, in der uns bekannten Natur nicht. Der Begriff ist also ein relativer, und um die Dichtigkeit eines Körpers zu bestimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und diesen dabei zur Einheit annehmen.

Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwasser, oder auch destillirtes, von allen fremden Beimischungen befreites Wasser, bei gleichem Wärmegrade eine stets gleiche Dichtigkeit behält, so nimmt man dieses gewöhnlich zur Einheit an, und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundsätzen aus: 1) Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten sich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Massen, für welche man das Gewicht der Körper setzt, weil man kein andres Mittel hat, die Quantität der in einem bestimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2) Haben die Körper gleiche Massen, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie die Räume, die sie einnehmen. — Man denke sich jetzt einen Körper, der, bei einem Gewichte von 4 Pf. einen Raum von nur 2, und einen andern Körper, der bei einem Gewicht von nur 2 Pf. gleichwol einen Raum von 4 Kubikfuß einnimmt, so wird, wie man durch bloßes Nachdenken findet, die Dichtigkeit des erstern viermal größer als die des letztern sein, ein Resultat, welches man allgemein so ausdrückt: die Dichtigkeiten zweier Körper verhalten sich wie die Quotienten der Gewichte dieser Körper durch die Räume, die sie einnehmen (hier also $= \frac{4}{2} : \frac{2}{4} = 2 : \frac{1}{2} = 1 : \frac{1}{4}$). Nun muß des Unterschiedes gedacht werden, den die atomistische und dynamische Naturlehre in ihrer Ansicht von der Dichtigkeit macht. Nach dem atomistischen Systeme (s. Atome) ist ein Körper dichter als der andre, wenn er, bei gleichem Rauminhalte, mehr Atome und weniger leere Zwischenräume enthält; nach der dynamischen (s. Dynamik) heißt Dichtigkeit dagegen der Grad der Erfüllung eines bestimmten Raumes durch ursprüngliche Grundkräfte. Scharfsinnige Ideen über diese verschiedene Ansicht trägt namentlich vor Kastner in s. „Einleit. in die neuere Chemie" (Halle 1814).

Dichtkunst, s. Poesie.

Dickstein, s. Diamant.

Dictator, die höchste obrigkeitliche Person in dem republikanischen Rom, die nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Kraft der vollziehenden Gewalt erfoderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war fast ganz unumschränkt, sowol in der Staatsverwaltung als bei dem Heere, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach seiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur sechs Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt, nach Beendigung ihres Geschäfts, noch vor diesem Zeitpunkte nieder. Nur wenige Beispiele finden sich von einem längern Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäsar. Alle obrigkeitliche Ämter, die an den eigentlichen Staatsgeschäften Theil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators sogleich auf, die der Volkstribunen allein ausgenommen. Die Consuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen, und in seiner Gegenwart ohne die Zeichen von Macht; dagegen hatte dieser sowol inner- als außerhalb der Stadt Lictoren mit Fasces und Beilen zu seiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beschränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkürlich verwenden, nicht Italien verlassen und in der Stadt kein Pferd besteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung seines Amts zur Rechenschaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magistraten, durch die Stimmen des Volks entschieden, sondern einer der Consuln ernannte ihn auf Befehl des Senats aus Willkür. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Wahl einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren, wurden in der Folge noch zu gewissen feierlichen Geschäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Mittel zur Wahl neuer Consuln anzustellen, um Feiertage anzuordnen u. dgl. In einer abgeleiteten spätern Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Mensch genannt, der auf seinen bloßen Machtspruch Glauben, Beistimmung oder Gehorsam verlangt, daher dictatorisch, gebieterisch, machthaberisch; ein dictatorischer Ausspruch, ein Machtspruch ohne Grund und Beweis.

Dictatur, 1) Amt und Würde des Dictators; 2) die Art, wie etwas gesetzmäßig zur Kunde des deutschen Reichstags gebracht und ein Stück der Reichsacten oder ein Gegenstand der Berathschlagung wurde. (S. Deutsches Reich.)

Diction, Styl, mit welchem sie oft zusammenfällt. Im engern Sinne beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engern Sinn aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswissenschaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geistige Kraft des Menschen zur Freiheit und zur möglichsten Vollkommenheit entwickeln soll. An sie schließt sich die Methodik, welche von der Anwendung und Beschaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittels, oder dem zweckmäßigsten Verfahren bei demselben, nach Verschiedenheit der Lehrgegenstände und der Zöglinge handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieser Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunst, genannt.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalien, bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauspiels selbst, bald schriftliche Aufsätze, worin Nachrichten gegeben wurden von den Verfassern und dem Inhalt der Schauspiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorstellung, ob sie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob sie von Dichtern, denen sie zugeschrieben wurden, wirklich seien u. s. w. Viele alte Schriftsteller haben derselben geschrieben, und es scheint, daß sie nicht bloße Theateranzeigen, sondern auch dramatische Kritik enthalten haben, Zergliederung des Plans, Entwickelung der Schönheiten und Fehler. (S. Dramaturgie.)

Diderot (Dénys), geb. 1713 zu Langres, in Champagne, und erzogen in der Schule der Jesuiten, die ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen wollten, auch von s. Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt und der Leitung eines pariser Anwalds übergeben. Allein der Jüngling beschäftigte sich lieber mit den schönen Wissenschaften. Selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er suchte Hülfsquellen in seinen Talenten, und fand sie. Er legte sich mit Eifer auf Mathematik, Physik, speculative Philosophie und schöne Wissenschaften, und machte sich bald unter den schönen Geistern der Hauptstadt einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine „**Pensées philosophiques**“, 1746, eine gegen die christliche Religion gerichtete Flugschrift, die viel Leser fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ sie durch den Scharfrichter verbrennen. Der Beifall, welchen diese Schrift erhielt, ermunterte ihn darin fortzufahren; doch wagte er es nicht, eine Fortsetzung herauszugeben. Auch in s. „**Lettres sur les aveugles**“ (London 1749), in welchen er seine Wahrnehmungen an Blindgeborenen mittheilt, sind Angriffe auf die christliche Religion eingewebt. In s. „**Lettres sur les sourds**“ stellt er die Entstehung unserer sinnlichen Vorstellungen dar. Mit Eidous und Toussaint gab er ein „**Dictionnaire universel de médecine**“ (6 Bde., Fol.) heraus. Der Beifall, mit welchem dieses Werk, so mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyklopädisches Lexikon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu, und vereinigte sich zur Ausführung desselben mit d'Aubenton, Rousseau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, besonders aber mit d'Alembert, der nächst ihm den größten Antheil an dieser weitumfassenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel, und füllte, als Herausgeber, auch in andern Fällen manche von seinen Gehülfen gelassene Lücke aus. (S. Encyklopädie.) Der Gewinn der 20jährigen Anstrengung, die ihm diese mühsame Arbeit kostete, war bei seiner wenig

geordneten Haushaltung so unbedeutend, daß er sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 50,000 Livres, und ließ ihm den Gebrauch derselben auf Lebenszeit. D. war selbst in Petersburg, mißfiel aber der Kaiserin durch ein zweideutiges Quatrain, worauf er bald abreiste. Während er mit der Encyklopädie beschäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derselben oft Jahre lang hemmten, zu erfahren hatte, gab er Werke anderer Art heraus, als den sinnreichen, aber schlüpfrigen Roman: „Les bijoux indiscrets", und die beiden rührenden Lustspiele: „Le fils naturel" und „Le père de famille". Sie sind u. d. T.: „Théâtre de Diderot", oft gedruckt und mit einem Aufsatz über dramatische Kunst begleitet, der viele scharfsinnige Bemerkungen enthält. Diderot starb 1784. Über seinen Charakter ist man nicht einig. Seine Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennützigen, biedern Mann; dagegen ihm seine Feinde Hinterlist und Eigennutz zur Last legen. Gegen das Ende seines Lebens gab er manche Blöße durch den Streit, in den er sich mit Rousseau, von welchem er sich gelästert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieser Verdacht war, zeigt der zweite Theil der „Confessions", in welchem er als das ehrenvollste erwähnt wird. Aus seinem Nachlaß sind nach s. Tode einige treffliche Werke erschienen. Dahin gehört sein „Essai sur la peinture", von Cramer ins Deutsche übersetzt; ferner ein schon 1772 geschriebener Dithyrambe: „Abdication d'un roi de la fève", welcher äußerst demokratische Gesinnungen verräth; und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: „La religieuse" (Paris 1796), und „Jacques le fataliste et son maître" (Ebendaselbst). Von dem letzten Roman besaß der Prinz Heinrich von Preußen eine Abschrift und übersetzte sie zum Druck nach Frankreich; in Deutschland hatte man bereits vorher eine Übersetzung. Von Diderot wurde zuerst gesagt, was man nachher oft wiederholt hat, daß er schöne Seiten, aber kein gutes Buch habe schreiben können. Seine materialistischen, das Positive in der Religion leugnenden Ansichten und seine auf sentimentarische Psychologie gegründete klare Moral, sowie überhaupt sein lebhafter encyklopädischer Geist empfahlen seine philosophischen Schriften bei seinen Zeitgenossen und Landsleuten sehr. In der Poetik und Poesie verbreitete er die Richtung des moralisch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerspiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatorischen Vortrage hat man Dunkelheit vorgeworfen. „Wer Diderot", sagt Marmontel, „nur aus seinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein System über die Kunst, gut zu schreiben, verdarb seine natürliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde und der Reichthum seiner Gedanken gleich einem Strome dahin floß, dann war er einzig und hinreißend. Diderot, einer der aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts, war gleich einer der liebenswürdigsten. Die Fülle seiner Empfindungen ergoß sich, wenn bald seine Herzensgüte in Anspruch genommen ward, und verlieh ihm dann einen ganz eigenthümlichen Reiz (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'éloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier). Seine ganze Seele lag in seinen herrlichen Augen, auf seinen Lippen; und nie prägte sich auf einer Physiognomie Reinheit des Herzens so aus, wie auf der seinigen". Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien London 1773, 5 Thle., die in 6 Bdn., Paris 1818.

Dido, Erbauerin von Carthago, nach Einigen die Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Karchedon, nach dem auch Carthago genannt worden sein soll. Noch Andre nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Ihr Vater hatte sie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichsten Phönicier, der zugleich Priester des Herkules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um so mehr durch seine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare selbst vollbracht hatte

sich seiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erschien im Traume der Geist ihres mahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht, und zeigte den verborgenen Ort an, wo seine Schätze befindlich waren, die Pygmalion ver= ins gesucht hatte. Hierauf ging sie mit allen Schätzen und ihren treuen Ge= ten zu Schiffe nach Afrika, nachdem sie zuvor auf Cypern eine Anzahl junger ner an Bord genommen hatte, deren sie zur Stiftung einer neuen Pflanzstadt ste. Sie landeten auf der afrikanischen Küste, nicht weit von Utica, einer ten Pflanzstadt, deren Einwohner sie aufs beste empfingen und ihr den Rath n, auf der Stelle, wo sie gelandet sei, sich anzubauen. Sie erkaufte dazu von Eingeborenen ein Stück Land und erbaute erst die Festung Byrsa, und später thago (s. d.) um d. J. 888 v. Chr., welches bald zu einem ansehnlichen Orte hte. Dadurch ward ein benachbarter Fürst, Jarbas, veranlaßt, der Dido Hand anzubieten, und da sie diesem Antrage ebenso wenig willfahren wollte ausweichen konnte, opferte sie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. gibt die Untreue des Äneas als die Ursache ihres Todes an; allein seine Erzählung von dem Zusammentreffen des Äneas und der Dido ist Erdichtung, de über 200 Jahre auseinander waren.

Didot. Diese pariser Buchdrucker= und Buchhändlerfamilie hat sich durch ihren kunstsinnigen Sinn in Betreibung ihrer Kunst und ihres Gewerbes und durch die guten und schönen Werke, die aus ihren Pressen hervorgingen, so ausgezeichnet, daß man sie wol mit den Elzeviren zusammenstellen kann. 1) **François Am=broise**, Sohn des Buchdruckers und Buchhändlers François Didot, geb. 1730, hob die gegossenen Stege und die Pressen mit einem Zuge. Aus seiner Schrift=gießerei gingen die schönsten Typen hervor, die man bis dahin in Frankreich gesehen hatte, und bei ihm wurde zuerst auf Velinpapier gedruckt. Auf Fehlerlosigkeit wandte er die größte Sorgfalt. Auf Befehl Ludwigs XVI. besorgte er eine Samm=lung franz. Classiker, für den Unterricht des Dauphins bestimmt. Ähnliche Samm=lungen ließ der Graf von Artois bei ihm drucken. Er starb 1804. 2) **Pierre François D.**, Bruder des Vorhergehenden. Ihm wurde von seinem Vater das Buchhändlergeschäft übergeben; er kaufte aber auch eine Druckerei dazu, und wurde Buchdrucker von Monsieur, dem Könige Ludwig XVIII. Er trug durch Verbes=serungen zu den Fortschritten seiner Kunst bei, und hat einige sehr schöne nachherige Werke, z. B. die „Voyages d'Anacharsis", geliefert. Er starb 1795. 3) **Pierre D. der Ältere**, der sich an die Männer des ersten Ranges in seiner Kunst gereiht hat, Sohn von François Ambroise, geb. 1761, übernahm 1789 von Vater die Druckerei. Er vollendete zuerst die von Jenem angefangene Samm=lung für den Dauphin. Bald aber genügte ihm dies nicht mehr; bei dem allgemei=nen Schwunge, den so viele technische Bestrebungen durch die Revolution nahmen, strebte er nach dem Ruhme, Frankreichs Bodoni zu werden, und faßte den Plan zu Prachtausgaben von classischen Schriftstellern in Folio, die die besten vorhandenen möglich übertreffen sollten. Er scheute keine Kosten, sie mit allem Glanze aller Zierden der zeichnenden Kunst, wozu er die ersten Meister berief, auszu=statten. Selbst einen Theil seines Vermögens opferte er diesem Lieblingsgedanken. Sein Virgil (1798) erschien dieser Anstrengungen würdig, noch mehr aber sein Ra=mus von 1801, den die Franzosen für das erste typographische Erzeugniß aller Län=der und Zeiten halten. Von diesen und einigen andern ähnlichen Ausgaben sind nur 250 Exemplare abgezogen. Unter den aus seiner Presse hervorgegangenen Werken bemerken wir noch Visconti's Ikonographie als vorzüglich ausgezeichnet. Der Schriftgießerei widmete D. der Verbesserung der Lettern die Anstrengungen von 10 Jahren. So brachte er Typen von 18 verschiedenen Arten, nach einem neuen Verhältnisse abgestuft, hervor: mit diesen druckte er 1819 einen Boileau und die „Henriade". Auf die Correctheit und Reinheit des Textes, auf vollkom=

mene Gleichheit in der Orthographie wendet D. nicht geringere Sorgfalt, als a typographiſche Schönheit. Auch als Literator hat er ſich bekannt gemacht; vor d Ausgaben des Virgil und Horaz ſtehen lateiniſche Vorreden von ihm, und außerde hat er Mehres in franz. Proſa ſowol als in Verſen geſchrieben. Von allen R gierungen hat er Ehrenbezeugungen erhalten, von der Republik, Napoleon und Lu wig **XVIII.**; von Letzterm den Orden des heil. Michael. 4) Firmin D Bruder des Vorhergehenden, Drucker und Schriftgießer. Er iſt Erfinder ein neuen Schreibſchrift, und eines beſondern Verfahrens, die Lettern zu verbinde welche er Stereotypen nannte. (S. Buchdruckerkunſt.) 1826 gab er „N tes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817“, deren Verf. er iſt, heraı 5) Henri D., Sohn des Pierre François und Vetter der beiden Vorhergehende zeichnete ſich ſchon früh als Schriftſchneider aus; dann ſuchte er beſonders das G ßen der Lettern zu vervollkommnen, welches ihm auch durch Erfindung eines neu Gießinſtruments gelang. Er nennt ſein Verfahren fonderie polyamatype; es daſſelbe nicht nur bei weitem zeiterſparender als das alte, ſondern die gelieferten L tern ſind auch wohlfeiler.

Didymäus (eigentlich Zwilling), Beiname des Apollo, entweder w er Zwillingsbruder der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne u des Mondes, welches er den Menſchen verlieh. Apollo hatte unter dieſem Bei men einen der berühmteſten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Mileſie Pindar gibt auch Dianen den Beinamen Didyma.

Diebsinſeln, ſ. Ladronen.

Diemen (Anton van), Oberbefehlshaber des holländiſchen Oſtindie geb. 1593 zu Culenburg. Unglücklich als Kaufmann und von ſeinen Gläubig verfolgt, ging er nach Indien, wo er durch ſeine Schönſchreibekunſt den Grund ſeinem Glücke legte, und ſchnell bis zur höchſten Würde ſtieg. Er zeigte in di Stelle ein ausgezeichnetes Talent zur öffentlichen Verwaltung, und trug viel Befeſtigung der holländiſchen Handelsmacht in Indien bei. Abel Tasman, er 1642 mit zwei Schiffen ins Südmeer ſchickte, gab hier einem Lande, das la für einen Theil von Neuholland gehalten, aber durch ſpätere Unterſuchungen eine Inſel erkannt worden iſt, den Namen Vandiemensland, und entde Neuſeeland. Ein andrer Seefahrer, den er ausſandte, machte in den Gewäſſ nördlich von Japan Entdeckungen, welche durch Seereiſen in unſern Tagen be tigt worden ſind. Ein Theil des nordweſtlichen Neuhollands, den man auch V diemensland nennt, wurde wahrſcheinlich erſt ſpäter, vielleicht auch durch Tasm entdeckt. Van Diemen ſtarb 1645.

Dienſtbarkeit, ſ. Servitut.

Dienſtag, vermuthlich von der galliſchen Göttin Dis benannt, welche Deutſchen unter dem Namen Thuiſt verehrten.

Dienſte, Dienſtleiſtungen, ſolche Handlungen oder Verricht gen, die nicht mit Hervorbringung materieller Beſtandtheile des Reichthums ſchäftigt ſind, wol aber unmittelbar zu Befriedigung der menſchlichen Bedürfn dienen. Dahin gehören die Dienſtleiſtungen, die theils zur Erhaltung des mer lichen Daſeins, theils zu ſeinem beſſern Befinden, zur Erhaltung oder Herſtell ſeiner Geſundheit, zur Erhöhung ſeiner Gemächlichkeit oder ſeines Vergnüg theils zur Ausbildung ſeiner körperlichen oder geiſtigen Kräfte, zu ſeiner mo ſchen Bildung, zur Sicherung ſeiner Rechte u. ſ. w. beſtimmt ſind. Alle Handlungen bilden eine Gattung von Arbeiten und Induſtrie, welche weder Beſtandtheile des Reichsthums ſind, noch dergleichen unmittelbar hervorb gen, die doch ihren Werth haben. 51

Dienſtthuer, diejenige Claſſe der Glieder der Geſellſchaft, welche die übrigen Dienſte (ſ. d.) verrichtet. Da ſie keine Bedürfnißmittel ſelbſt

verbringt; so müssen die, welche sie gebrauchen, sie für ihre Dienste erhalten, wenn die Dienstthuer nicht sonst Güter besitzen, aus welchen sie ihre Subsistenzmittel beziehen; man sieht daher, daß nicht mehr Dienstthuer in der Gesellschaft vorhanden sein können, als die übrigen Glieder ernähren können, und daß eine Gesellschaft um so mehr Dienstthuer wird haben können, je reicher sie ist, oder je mehr Bedürfnißmittel die Glieder derselben über Das, was ihr Bedarf an reellen Bedürfnißmitteln erfordert, übrig behalten. 51.

Dies irae. So nennt man nach den ersten Worten eine in lateinischen Versen gedichtete kirchliche Schilderung des Weltgerichts, welche man dem Thomas von Celano zuschreibt, welcher im 13. Jahrh. lebte und Minorit war. Diese kräftige Hymne macht einen Haupttheil der Seelenmesse (des Requiems) aus. Deutsche Übersetzer derselben sind Ringwalt, Riedel, Hiller, Clodius, A. W. Schlegel, Fichte, Ebeling, Fr. Kind, Follen. Compositionen haben wir von den Componisten des Requiem, Mozart, Vogler, Neukomm ꝛc.

Dietrich (Johann Wilhelm Ernst), der sich aus Sonderbarkeit öfters auch Dietricy schrieb, k. polnischer und kurfürstl. sächsischer Hofmaler, Professor bei der Akademie der Künste zu Dresden, Director der Malerschule bei der Porzellanfabrik zu Meißen, Mitglied der Akademien zu Augsburg und Bologna, ein berühmter deutscher Maler des 18. Jahrh., wurde 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Schlachten- und Bambocciadenmaler bekannt, war daselbst Hofmaler, und unterrichtete seinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in seiner Kunst. Wie viel sich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländischem Geschmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königl. Kupferstichcabinet zu Dresden unter seinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Um seine Anlagen noch mehr auszubilden, schickte ihn sein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In seinem 18. J. entwarf er nach der Angabe König Augusts II. ein Dianenbad von neun Figuren, in Gegenwart des Königs und seines Gefolges, binnen zwei Stunden und erhielt dann vom Könige eine Besoldung. Nach dessen Tode fand er einen Beschützer an dem Grafen Brühl, durch dessen Unterstützung er in den Stand gesetzt ward, die Galerie zu Salzdahlen und die wichtigsten Cabinette Hollands und Italiens zu besuchen, und seine Kunstkenntniß immer mehr zu erweitern. Er besaß eine unbeschreibliche Geschicklichkeit im Copiren, und ahmte mit gleichem Glück Gemälde von Teniers und Mieris, Correggio und Ostade nach. Vornehmlich aber bildete er sich nach Rembrandt, van der Neer, Palenburg, Everdingen, Berghem und Claude Lorrain. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung stehen, sondern erwarb sich auch durch eigne Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in historischen Stücken vermochte, zeigen seine biblischen Geschichten sowol in Gemälden als radirten Blättern; unter seinen Bauernstücken zeichnen sich die Musiciens ambulans aus. In diesen allen erkennt man jedoch Rembrandt's Geschmack, sowie in seinen Gesellschaftsstücken Watteau; eigenthümlich und mit großem Ruhm zeigt er sich hingegen in der Landschaftsmalerei. Mannigfaltigkeit und Reichthum der Composition, Geschmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, schöner, durchsichtiger Baumschlag, wirksame Wiederscheine, fröhliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth sind seine Vorzüge. Die Erfindung ist jedoch nicht der beste Theil seiner Bilder, und seine ungemeine Fertigkeit ließ ihn bisweilen nahe an die Grenze der Manier streifen. Seine besten Werke (er hat sehr viele geliefert) verfertigte er von 1730 — 60, nach welcher Zeit man eine Abnahme spürt. Doch hörte sein eiserner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens siech und untüchtig für die Kunst. Er starb 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde sind beinahe durch ganz Europa zerstreut. Die dresdner Galerie besitzt deren 34; seine Handzeichnungen befinden sich theils im dortigen

Kupferstichcabinet, theils in Privatsammlungen. Seine radirten Blätter
zwei Sammlungen herausgekommen, von denen die erste sehr selten ist,
wenige Abdrücke davon gemacht, und die meisten Platten ausgeschliffen sind.
zweite, aus 34 Platten bestehend, erschien nach seinem Tode. Zingg hat
Verdienste um sie erworben.

Dietrichsteine, die. Das alte gräfliche, in einer Linie fürstliche
Dietrichstein, katholischer Religion, stammt aus Kärnthen, besitzt Güter in
östreich, ob und unter der Ens, in Mähren und Böhmen. Man leitet
ab von den alten, im Saan-, Sau- und Gurkthale mächtigen Grafen
schach und Friesach, die, nach Hormayr, Nachkommen des großmährischen
Zwetbach, eines Günstlings des Kaisers Arnulf, sein sollen. Der erste
Stammvater des Hauses, Reinpert, starb 1004. Das Johanneum in
sitzt Urkunden von 1103 und 1104, worin ein Ruprecht von Dietrichstein vo
was schon darum bemerkenswerth ist, weil vor der Erlöschung der
und vor dem Ausgang der salischen Kaiser, nirgends Familiennamen in
gefunden werden. In den Fehden des Herzogs von Kärnthen, aus dem
Sponheim, mit Bischof Eckbert von Bamberg, focht Heinrich von Di
unter den Fahnen des Herzogs, und endigte den Kampf durch die Gefangen
des Bischofs in dem Treffen im Lavanthale 1296. Auch in der welthis
Schlacht im Marchfelde (unfern des Wahlplatzes von Aspern und Wag
schen Rudolf und Ottokar, am 26. Aug. 1278, wo ein Liechtenstein
reichs Banner trug, und 22 Trautmannsdorfe ritterlich fielen, focht ein
von Dietrichstein. In dem Streite 1335 um Kärnthens Besitz, zwischen
und Otto, Herzogen von Östreich und der tirolischen Gräfin, Marg
Maultasche, war das Geschlecht der Dietrichsteine eins der ersten, die ihre
und ihre Burgen der Sache des Hauses Habsburg weihten. Damals
Stammburg Dietrichstein das erste Mal zerstört, als sie Niklas, genannt
ner, gegen die kriegerische Maultasche vertheidigte. Unter dem Herzoge Ern
Eisernen trugen Niklas und Dietmann von Dietrichstein viel zu dem Sie
Radkersburg (Stadt in Steiermark) bei, durch welchen des Herzogs
mann, Günther von Herberstein, 1418, Innerösterreich zum ersten Mal
Türken schützte. Denselben Heldenmuth für das Vaterland bezeugt noch
Ruine des Stammschlosses Dietrichstein im villacher Kreise. Pankraz
Dietrichstein vertheidigte nämlich die väterliche Burg 1483 gegen das sieg
des ungarischen Königs Matthias Corvinus so lange, bis die Mauern und
eingestürzt waren und der Hunger die Übergabe gebot. Nun warf Pank
eigner Hand Feuer in die Burg, und schlug sich mit den Seinigen durch die
durch. Pankrazens Söhne, Siegmund und Franz, stifteten die beiden
Hauses: die weichselstädtische und die hollenburgische, welche sich in mehr
theilen. Siegmund von Dietrichstein, Maximilians I. Liebling, focht mit
zeichnung an der Seite Georgs von Frondsberg, Rudolfs von Anhalt und
gegen die Venetianer. Der Kaiser belehnte ihn 1507, nach dem Aussterben
Schenke von Osterwitz mit dem Oberst-Erblandmundschenkenamte in Kärnthen,
sowie die Oberst-Erblandjägermeisterwürde in Steiermark, dem Dietrichstein
Geschlecht noch jetzt gehört; auch übertrug er ihm die Verwaltung der inne
Provinzen. Derselbe Siegmund stiftete zu Grätz den 22. Jun. 1517 den
des heil. Christoph, wider das damals gewöhnliche Laster des Trinkens und
chens. Maximilian erhob ihn um dieselbe Zeit in den Freiherrnstand, und
der Dietrichstein solle in einem Grabe mit ihm, zu seinen Füßen beigesetzt,
jedem Todtenamte für den Kaiser solle auch dieses Helden gedacht werden.
mund starb 1533. Seine beiden ältesten Söhne, Siegmund Georg und
wandten sich zu der protestantischen Lehre. Der dritte, Adam, blieb Katholik.

Siegmund Georg theilten die hollenburgische Linie in zwei Äste: Siegmund
t Hollenburg. Adam nannte sich in der Folge von Nikolsburg, einer mäh-
n Herrschaft, die er 1575 erworben hatte. Dieser berühmte Staatsmann
an mehren wichtigen Verhandlungen Theil, z. B. bei dem passauer Vertrage
und bei dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555; auch befand er sich zwei-
als Botschafter des Kaisers Maximilian am Hofe Philipps II., und sein Be-
ber das unglückliche Ende des Infanten Carlos (am 24. Jul. 1568) ist viel-
das Zuverlässigste und Freimüthigste, was man über jene Begebenheit kennt.
frühere Sendung 1561 nach Rom an Pius IV., dem der duldsame Maxi-
II. vorschlug: „zur Verhütung blutiger Meinungskriege solle die Kirche in
Landen auch den Laien den Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zu-
und den Cölibat auf die Art aufheben, wie er schon seit Jahrhunderten in
schen Kirche nicht mehr bestehe, war bei der Beharrlichkeit des römischen
erfolglos. Derselbe Adam Dietrichstein bewirkte die Wahl des Erzherzogs
milian zum König von Polen. Auf seinem Schlosse zu Nikolsburg widmete
Muße den Wissenschaften, schrieb über die Erblichkeit der ungarischen Krone,
te mit seinem Freunde Hugo Blotius, dem ersten Vorsteher der kaiserl.
thek, einen vertrauten Briefwechsel über die interessantesten Gegenstände
terthums und der damaligen Zeitgeschichte. Adam starb 1590; auch er
einem Grabe mit Maximilian II. Sein Sohn, der Cardinal Franz,
zu Olmütz und Statthalter in Mähren, geboren zu Madrid den 22.
1570, verdient als Gründer der Größe seines Hauses besondere Erwäh-
Er war nach dem gelehrten Stanislaus Pawlowsky Gesandter in Rom,
schafter an mehren Höfen, endlich Präsident des kaiserlichen Staatsraths.
sämmtliche Erzherzoge den blödsinnigen Kaiser Rudolf genöthigt hatten,
und Östreich an Matthias abzutreten, krönte der Cardinal von Dietrich-
Fürsten als König von Ungarn. Er verweigerte standhaft, die Aus-
des Majestätsbriefs und der Toleranz auf Mähren, schlug durch eigne
den ungarischen Rebellen Bocskay aus Mähren hinaus, wurde späterhin von
Insurgenten geächtet, und entzog sich ihrer Verfolgung in einem
chen Gemache seines Schlosses Nikolsburg. Als nach Tilly's und Wal-
Siege auf dem weißen Berge (1620) Böhmen dem Kaiser Ferdinand II.
unterworfen war, rettete des Cardinals Fürbitte allen Aufrührern, mit Aus-
der beiden Anstifter, Teuffenbach und Bitowa, das Leben. Hierauf refor-
mit vieler Schonung den Protestantismus in Mähren, und führte zur Be-
seines Werks, statt der verhaßten Jesuiten, den Piaristenorden ein. 1621
den Frieden mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor. Rudolf II.
bereits 1587 das Haus Dietrichstein in den Grafenstand erhoben. Ferdi-
gab demselben, durch des Cardinals Verdienste dazu bewogen, 1631 die
würde. Der Cardinal starb zu Brünn den 19. Sept. 1636. 1653
das Haus Dietrichstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe auf
Reichstage, und wurde zur Behauptung derselben 1684 vom Kaiser mit der
im Engadin liegenden Herrschaft Trasp belehnt: als diese aber 1803 an
überlassen ward, erhielt der Fürst zur Entschädigung die Standesherr-
-Ravensburg (Schloß und Dorf an der Argen, seit 1806 unter wür-
Landeshoheit, mit 900 Einw. und 8000 Fl. Einkünfte). Die Fürsten von
stein, welche fortwährend die höchste Würde in Östreich, am Hofe und in
die bekleidet haben, besitzen große Majoratherrschaften in Mähren und Böh-
unter denen sich Nikolsburg auszeichnet. Zu dieser Herrschaft (im mährischen
Kreise) gehören die Stadt Nikolsburg mit einem prächtigen Schlosse und
Einw., worunter 3000 Juden, ferner vier Marktfl. und acht Dörfer. Nur
Geborene führt, immer in absteigender Linie, die fürstliche Würde. Die

Reichsgrafen von Dietrichstein besitzen ansehnliche Güter in Östreich, Steierm und Illyrien. Der jetzt lebende Fürst, Franz von Dietrichstein, geb. 1767, k. k. Wirkl. Geh.-Rath und Kämmerer. Vormals Generalmajor bei dem In nieurcorps, erhielt er beim Sturm auf Valenciennes den Theresienorden, ward ter Thugut's Ministerium zu diplomatischen Sendungen nach Petersburg, Be und München gebraucht, und schloß 1800 mit Moreau den parsdorfer Waffens stand, trat aber dems. J. ganz außer Dienst. Sein Vater, Fürst Joh Baptist, hatte 1804 die steierischen Fideicommißherrschaften der gräfl. Familie K lie geerbt, Proskau in Schlesien aber, wovon das Haus bisher sich nannte, 17 an den König von Preußen verkauft. — Des regierenden Fürsten Franz Bru Graf Moritz (geb. 1775), k. k. Wirkl. Geh.-Rath, Kämmerer, Hofmusikgraf Obersthofmeisters-Stellvertreter des Herzogs von Reichstadt, war in dem Feldz von 1796 Adjutant des Feldzeugmeisters Alvinzy, in dem von 1797 Adjutant Erzherz. Karl, und 1798 bei Mack, dem Generalissimus des neapolitanis Heers, dann mit ihm Gefangener in Paris und dessen Gefährte auf seiner Fl aus jener widerrechtlichen Gefangenhaltung. Auch war er Adjut. des Gen. M 1805 bei Ulm. 1815 wurde er Oberstihofmeister des damaligen Prinzen Parma (jetzt Herzog von Reichstadt), und stand in vertrauter Freundschaft mit Dichter und Hofrath, Heinrich von Collin, dem er in der Karlskirche in Wien schönes Denkmal errichtet hat. 1826 wurde er zum k. k. Hofbibliothekpräfe ernannt. — Zu der gräfl. Dietrichstein-Hollenburgischen Linie gehörte der K Joseph Karl, geb. 1763, k. k. Kämmerer, Gouverneur der östr. Natio bank, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, welcher mit seltenem Überblick die au dehnten Geschäfte dieses Instituts seit seiner ersten Entwickelung acht Jahre durch leitete. Er starb den 17. Sept. 1825. Die Stelle eines Gouverneurs Bank vertritt seitdem Melchior von Steiner, Chef des Großhandlungshauses S ner und Comp. — Das neue Schloß Dietrichstein liegt im villacher Krei Illyrien, auf einer Landspitze, der Ruine der alten Burg Dietrichstein gegen

Dietsch (Barbara Regina), eine geschickte Malerin aus der berühm Künstlerfamilie dieses Namens, geb. zu Nürnberg 1716. Ihr Vater wie an, die Natur in Vögeln, Blumen und Insekten nachzuahmen und getreu Wasserfarben darzustellen. Den Ruf als Cabinetsmalerin an manche Höfe ve sie sich und zog Freiheit und Ruhe im Schoße ihrer Ältern und Geschwister a auswärtigen Glanze vor. Sie malte noch zwei Jahre vor ihrem Ende, obglei schon 1775 der Schlag an einer Seite gelähmt hatte, und starb 1783. Ihre me Stücke sind nach England gegangen. Nach ihren Originalien erschien zu N berg (1772 — 75) eine Sammlung meist inländischer gefangener Vögel, welc Kupfer gestochen und mit natürlichen Farben sehr genau ausgemalt sind, au Tafeln nebst Text. Ihre nicht weniger berühmte Schwester Margaretha Ba geb. 1726, starb 1795. Sie malte Blumen, Vögel und Früchte und ätzte einige Blumen sehr nett in Kupfer. Ihre meiste Zeit wandte sie auf ein Wer welchem sie alle in der Gegend von Nürnberg wachsende fruchttragende Kr Stauden und Bäume, in Zweigen mit ihren Blüthen und Früchten, der N getreu, in saubern Kupferstichen darstellte. Die Abbildungen verrathen sehr r Fleiß. Sie trug gleiche Sorge für den Stich und für die Illumination. Lieferung enthält sechs Bl. Fol. Sie erschienen in derjenigen Ordnung, wi Früchte von Zeit zu Zeit von der Natur hervorgebracht werden. Schreber hat Text dazu geliefert.

Diffamation, die Verbreitung einer übeln Nachrede gegen Jem (diffamatorische Schrift, Schmähschrift), besonders aber auch schon das Verfa mit einem Anspruche gegen Jemand. Gegen die Regel, daß man Niema gerichtlicher Verfolgung seines Rechts nöthigen kann, hat nach Analogie einer C

nischen Rechts Derjenige, gegen welchen ein solches Gerücht verbreitet wird iffamat) eine Klage (Provocation ex lege diffamari) gegen den Diffaman- in, daß dieser entweder seine Behauptung erweise, oder für immer damit Stillschweigen verwiesen werde. Wegen bloß beleidigender Nachrede, ohne ei einer Foderung zu berühmen, concurrirt die Diffamationsklage mit der nklage. 37.

Differenzialrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Diffession (von diffitiren), in der Rechtssprache die Handlung, wo- emand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde, ein producirtes Instrument, für ab untergeschoben erklärt; daher der Diffessionseid, oder der Eid, durch Jemand eine Urkunde, dem Inhalt und der Unterschrift nach, abschwört. lecognosciren.)

digeriren, beim Scheidekünstler oder Apotheker die Behandlung eines hrer Körper, die erweicht oder aufgelöst werden sollen, indem man solche ich gepulvert, mit einer Flüssigkeit übergossen in einem verschlossenen Ge- r gelinden Wärme kürzere oder längere Zeit aussetzt, wodurch unter andern , Elixire und Tincturen gewonnen werden.

digesta, s. Römisches Recht.

dignitarien (von Dignitas, Dignität, Würde, Grad), Würdenträ- onders Diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher nitarien, grands-dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich, oder die eichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Generalgouverneurs der Provinzen. rden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand- , Grand-Veneur und Grand-Maître des cérémonies, mit letzterm Na- annt. In der englischen Kirche sind Dignitarien diejenigen Geistlichen, hen Bischöfen und Pfarrherren in der Mitte stehen, also Archidiaconi, , Praebendarii. — Dignitas heißt in der römischen Kirche ein mit einer keit oder Verwaltung verbundenes Kirchenamt.

dijon, ehemalige Hauptst. des Herzogthums Burgund, am Fluß Ouche, Hauptst. im franz. Departement der Côte d'Or. Sie ist groß, wohlge- festigt, und enthält mit ihren drei Vorstädten ungefähr 20,000 Einw. r Sitz eines Bischofs, zu dessen Kirchsprengel jetzt die Depart. der Côte der Obermarne gehören, und der unter dem Erzbischof von Besançon s gab hier ehemals reiche Klöster, vorzüglich eine weibliche Cistercienser- che die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentlichen Gebäuden ch das alte, aber weitläufig und gut gebaute Residenzschloß der vormaligen von Burgund aus. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen mpfen, Spielkarten, Wollenzeuchen und Wachslichtern; überdies be- n Weinhandel. Die Akademie der Wissenschaften, jetzt Gesellschaft tur, Künste und Wissenschaften zu Dijon, ist 1725 errichtet, und dem Könige bestätigt worden. Außerdem hat sie eine Akademie von drei , eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bdn., ein Museum und andre tl. Anstalten. — Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijon- In dem Pfarrdorfe Fontaine le Dijon, eine Stunde von der Stadt, ge Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

e, s. Asträa und Horen.

emma, Dilemm, in der Logik, ein verfänglicher und gewöhnlich bei ngen gebrauchter Schluß, in welchem ein Satz zur Voraussetzung erho- aus welchem man zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppel- er mehre (Polylemma, Vielschluß) falsche und ungereimte Folgen ablei- also der Obersatz ein hypothetisches Vorderglied und ein disjunctives Hin-

terglied hat, im Untersatz ferner, die in dieser Disjunction enthaltenen Fälle d
Folgen aufgehoben werden, und dann im Schlußsatze auch das Vorderglied oder
Voraussetzung aufgehoben wird. Das Verfängliche dieses Schlusses liegt darin, d
man die möglichen Folgen, welche in demselben angenommen werden, nicht imm
gleich genau übersehen und als solche prüfen kann. Der Satz z. B., Gott k
sich in seinen Entschließungen ändern, wird durch ein Dilemma so widerlegt: E
Gott seine Entschließungen änderte, so hätte er entweder nicht Alles von Ew
überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Wi
Nun aber ist alles dreies ungereimt (hier müssen die Gründe hinzugefügt wer
folglich ist es falsch, daß Gott in seinen Entschließungen veränderlich sei.

Dilettant, nach einem italienischen Ausdrucke, der Liebhaber von K
und Wissenschaft, der diese jedoch nicht zu seinem Geschäft macht; sein Ver
gen an diesen Gegenständen, sowie seine Beschäftigung damit, heißt Dilett
tismus. Letzterer ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, obgl
diese oft an Wärme übertrifft.

Dillenius (Johann Jakob), Pflanzenkenner, geb. 1687 zu Darm
machte sich schon vor Linné (s. d.) durch Untersuchungen über die Fortpflanzu
Gewächse, besonders der Kryptogamen, bekannt. Auf die Einladung des n
Pflanzenkenners, Wilh. Sherard, ging er 1721 nach England, wo er theils in
theils auf dem Landsitze seines Freundes zu Eltham lebte. Hier gab er versch
Werke heraus, besonders das 1732 erschienene Prachtwerk: „Hortus Elth
sis", wozu er alle Abbildungen mit der größten Treue selber gezeichnet hatte,
seine letzte Schrift über die Moose („Historia muscorum"), die seinem R
die Krone aufsetzte. Sherard stiftete, wie man glaubt, eine eigne Lehrstelle
Botanik auf der Universität zu Oxford, zu Gunsten seines Freundes, der auch
hier starb.

Dillis (Georg), geb. in einer Einöde des bairischen Landgerichts K
zeigte schon in früher Jugend vorzügliche Talente. Sein Vater konnte bei
zahlreichen Familie, für die Bildung des Sohnes wenig thun. Als aber der K
fürst, Max III., von den Gaben des 6jährigen Knaben hörte, rief er ihn
München, und wollte denselben schon im S. J. nach Rom senden. Die Jes
baten um diese Gnade für die Jünglingsjahre des Sohnes, und überließen ihn
den Studien, wobei er sich besonders im Zeichnen hervorthat. Allein der K
starb. Der junge D. wählte nun, um die Studien fortsetzen zu können, das
sterstand, zu dem er sich im albertinischen Collegium in Ingolstadt rüste
Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt fand er in angesehenen Häusern G
als Zeichenmeister; zugleich studirte er die Gemälde in der Galerie. Max
v. Freising, ließ ihn 1788 in die Schweiz und die Rheingegenden reisen, wo
Ferd. Kobell Bekanntschaft machte und von ihm in der Ölmalerei Unterricht
1790 ernannte ihn der Kurfürst Karl Theodor zum Inspector der Galerie.
Grafen von Rumford ermuntert und unterstützt, unternahm er 1792 eine
nach Dresden und Wien, um die dortigen Kunstschätze kennen zu lernen.
wurde er auf des Grafen Rumford Veranlassung zu dem britischen Vicekö
Corsica, Gilbert Elliot, berufen, um Ansichten und Costums zu zeichnen.
dort ging D. nach Rom. Hier begann für seine Kunstbildung eine neue Ep
Als nach seiner Zurückkunft 1796 die franz.-republikanischen Heere sich
nahten, erhielt D. den Auftrag, die Gemälde und Kunstsammlungen nach
flüchten; 1797 reiste er in Gesellschaft des Lords Ossuliston in die Schweiz
bildete sich dort als Landschaftszeichner noch mehr aus. Bei dem abermaligen
anrücken der Heere 1800 erhielt er vom Kurfürst Max IV. den Befehl, die Z
lungen nach Ansbach zu begleiten, wo er bei einem 17monatlichen Aufenthalt
dem preußischen Minister von Hardenberg sich besonderer Auszeichnungen

805 begleitete D. ſeinen jüngern Bruder Cantius, der ſich der Landſchaftsmalerei widmete, nach Rom. Hierauf ernannte ihn die Regierung zum öffentlichen Lehrer der Landſchaftsmalerei in der Akademie der Künſte. Bald nachher ſandte man ihn nach Paris, um in dem daſigen Muſeum ſeine Kunſtſtudien zu erweitern. Dort dem Kronprinzen, jetzigen König von Baiern vorgeſtellt, erhielt er die Erlaubniß, denſelben auf der Reiſe ins mittägliche Frankreich und nach Spanien zu begleiten. Hier zeichnete D. alle römiſche Alterthümer und maleriſche Anſichten für das von dem Kronprinzen ſelbſt geführte Tagebuch. 1808 beauftragte ihn der König, in Italien Gemälde zu kaufen, bei welcher Gelegenheit er das herrliche Portrait des Herzogs d'Urbino bekam. 1811 ſchickte ihn der Kronprinz nach Verona, um die daſige Sammlung von Bevilaqua zu kaufen, welche in der vom Kronprinzen errichteten Glyptothek aufgeſtellt werden ſoll; auch beſorgte er 1812 den Transport der in Rom für denſelben erkauften plaſtiſchen Kunſtwerke; worauf er 1815 nach Paris ſich begab, um die von den Franzoſen aus München entführten Gemälde nach dahin zurückzubringen. 1817 wurde er nach Como geſchickt, um die von der Königin von England in einer Villa aufbewahrten griechiſchen Denkmäler zu unterſuchen, und erhielt die Erlaubniß, den Kronprinzen nach Italien und Sicilien zu begleiten, wo er mit neuen Zeichnungen das Tagebuch deſſelben vermehrte. 1820 ordnete D. die Gemäldeſammlungen in den königl. Schlöſſern zu Würzburg und Aſchaffenburg in Ordnung; 1822 wurde der ſchon früher mit dem Kreuze des Civilverdienſtordens geſchmückte Künſtler zum Centraldirector der königl. Gemälde und der übrigen Kunſtſammlungen ernannt. Der König, der Oberceremonienmeiſter Graf von Rechberg, General Graf von Ekart, der Freiherr von Aretin und andere Privatperſonen ſind im Beſitze vorzüglicher Gemälde und Handzeichnungen dieſes Meiſters, der in Italien unter dem Namen des Giorgio Bavareſe bekannt iſt.

Dimenſion, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten, ſowie überhaupt Länge, Breite, Dicke Dimenſionen (Richtungen) im Raume genannt werden. In dieſer Bedeutung wird das Wort auch in der Baukunſt genommen, wo unter Dimenſion eines Gebäudes das Maß ſeiner Länge, Höhe und Breite verſteht. In den zeichnenden Künſten verſteht man unter Dimenſion, welche von Proportion wol zu unterſcheiden iſt, das Verhältniß der Gegenſtände zu ihrer natürlichen Größe. Der Künſtler wird hierbei theils durch Nothwendigkeit geleitet, theils beſtimmen ihn Neigung, Kunſtvermögen und äußere, zufällige Urſachen. Manche Gegenſtände, wie Bäume, Felſen, Seen ꝛc., laſſen ſich ſchon durchaus nur in ihrer eigenthümlichen Dimenſion nachbilden, und ein Decken- oder Wandgemälde erheiſcht, begreiflicher Weiſe, ein andres Maß als eine niederländiſche Tafel oder ſonſt ein Staffeleibild. In der Malerei kann die natürliche Dimenſion der menſchlichen Geſtalt nicht füglich überſchritten werden, außer wo das Bild an einem Orte aufgeſtellt wird, von welchem aus die Figuren für den Beſchauer wieder ihr natürliches Verhältniß zurücktreten. Figuren über Lebensgröße haben etwas Rieſenhaftes. Bisweilen entſcheidet hier auch die Individualität des Künſtlers. So gefiel ſich M. Angelo nur in rieſenhaften Geſtalten, während Pouſſin ſich gewöhnlich auf $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ der menſchlichen Figur beſchränkte. Werke der Skulptur überſchreiten häufig das Maß der Malerei, und mit Recht, indem hier der Mangel lebender Farbe durch eine größere Annäherung an das natürliche Maß der Menſchen und Thiere erſetzt werden muß. Hierbei iſt auch noch der Standort einer Figur oder Gruppe zu beachten, ſowie der Raum, inner welchem ſie aufgeſtellt iſt. Eine Bildſäule auf einem öffentlichen Platze muß bedeutend größer ſein als in einem Saale, und der berühmte olympiſche Jupiter von Phidias mußte in der Cella bei ſeiner Höhe von 60 Fuß, einen ſeltſamen Eindruck machen, wenn die Höhe des Tempels, wie Pauſanias berichtet, nur 68 Fuß betrug. Hierauf beruht das Koloſſale. (S. Proportion und Perſpective.)

Diner, das Mittagsmahl, der Mittelpunkt der Tafelfreuden, zerfällt in der Regel in drei Hauptgänge mit beliebigen Einschiedseln: Suppe und Vorrichte, Fleisch und Braten, Nachtisch. Diese drei Abtheilungen weiß die Kunst des Geschmacks mit den raffinirtesten Genüssen auszufüllen, ja die Feinschmecker alter und neuer Zeit haben diese Kunst in ein System gebracht. Sie unterscheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speisen im dunklern oder hellern Colorit erscheinen, und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunst. Ein Diner muß sich eröffnen mit einer heißen Suppe, und diese wird am füglichsten nach neuer französischer Manier servirt, sodaß den Tafelzimmer eintretenden Gäste auf ihren Couverts die rauchende Suppe finden. Dann folgt (der köstliche Effect des Caviars ist nicht überall anerkannt) der Vin d'après, d. h. ein Spitzglas feiner adstringirender Weine: Madera, Port (nur diese und die feinen Dessertweine pflegt man in Frankreich als Regel vor Tisch zu trinken, den gewöhnlichen Tischwein aber mit Wasser zu vermischen), um die durch die Suppe erschlafften Verdauungsfibern zu stärken, und mit gehöriger Kraft auf die tüchtige Portion Rindfleisch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Ragoûts müse erleichtern diese Arbeit, und sind der Mörtel des Grundsteins, auf welchen nachfolgende hohe und höchste Genüsse gesetzt werden. Dann kommen die reizendere Zwischen- oder Voressen, und hieran ordnen sich die Fische, bis der dritte Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Gelées ꝛc. Alles verdrängen. Hier muß der Koch seine Talente glänzen lassen, denn der Haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleisch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verwesung ihm vor die Zähne rücke. Die Hauptaufgabe eines guten Essers ist damit gethan, und bloß zum Spaß, oder dem Wirth ein Compliment zu machen, schifft er auf Cremen und Geléen in das Lustgefilde des Nachtischs hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt seines Regiments verkündet, strenges Embargo auf die Zungen legt. Obst und Käse (le biscuit des ivrognes) sind, wenn das Gebäude der Tafel bis zum höchsten Gipfel errichtet ist, die Schlußziegel auf dem Forste des Daches. Nie wird ein braver Gourmand nie veradsäumen, die Vollendung seines Mahls mit einer Tasse schwarzen Caffees, der auch wol eine Dosis reizenden Liqueurs beigesellt wird, auf der Serviette zu feiern. Ein solches schulgerechtes Diner hat seine natürlichen Folgen, noch manche andre. Der begnügte Gast hat binnen den nächsten acht Tagen dem Wirth einen Besuch, die sogenannte Visite digestion, zur schuldigen Danksagung zu machen, und, will er bald wieder hungrig sein, binnen vierzehn Tagen zu wiederholen. Dies nennen die Pariser den Tag d'appétit. Ferner muß er seinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiderung der angethanen Ehre seinen Verhältnissen nicht zusagt, sein Talent für die Unterhaltung der Tafel durch Anekdoten, witzige Einfälle ꝛc. thut (in der Sprache payer en monnaie de singe), in jedem Fall aber unter acht Tagen über den Wirth medisirt. Die Feinheit der franz. Küche verdient ihre Verbreitung auf den feinen Ton vollkommen, die sich in unzähligen Tafelregeln ausspricht, und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. **Diner parisien** nennen die Franzosen, wenn man die Zeit des Mittagsmahls versäumt hat, und nun den Appetit mit einem Gerichte frischen Obstes stillen muß. **Diner prié**, wenn man ohne besondere Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen verbeten oder veranlaßt.

Dingliches Recht, s. Realrecht.

Dinte (gemeine). Dieses Schreibmaterial kann man von mancherlei Farben bereiten, doch ist die schwarze Dinte die gebräuchlichste. Ein Engländer, Lewis, gibt folgende Vorschrift: In 3 Nößeln weißen Weins oder auch

läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vi-
eine halbe Stunde lang kochen, ſetzt dann 1½ Unze arabiſchen Gummis hinzu,
ßt die ganze Miſchung, wenn das Gummi gehörig aufgelöſt iſt, durch ein
eb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zuſammenſetzung: 4 Un-
läpfel, 2½ Unze bis zur Weiße calcinirtes ſchwefelſaures Eiſen und 2 Pin-
ſſer läßt man 24 Stunden lang in der Kälte ſtehen, thut 1½ Unze arabiſchen
is hinzu, und verwahrt es in einer offnen, oder bloß mit Papier leicht ver-
Flaſche. Ein anders Recept iſt: Man nehme ein Pfund Galläpfel, 6
rabiſchen Gummis, ebenſo viel Eiſenvitriol und 4 Pinten Bier oder Waſſer.
läpfel werden zerſtoßen, und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß
hierauf ſetzt man das gröblich zerſtoßene Gummi hinzu und läßt es auflöſen;
a thut man den Vitriol zur Maſſe, der dieſe ſogleich ſchwarz färbt, und ſeiht
ich durch ein Haarſieb. Im Allgemeinen gilt die Bemerkung, daß die
hten Dinten dem Verſchimmeln weniger ausgeſetzt ſind als die gekochten.
te rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des
ernamburholzes wird mit 2 Loth geſtoßenen Alauns und ebenſo viel Wein-
m in einem Maß Waſſer bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen
Zucker und gutes arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöſt. Blaue
geben mit Alaunerde abgeſtumpfte und mit Gummi verſetzte Indigo-
igen. Grüne Dinte erhält man aus Grünſpan, deſtillirt mit Weineſ-
mit etwas Gummi vermiſcht. Safran, Alaun und Gummiwaſſer ge-
e gelbe.

Dinten (ſympathetiſche), Flüſſigkeiten, ohne alle, oder doch ohne merkliche
mit welchen ſich eine unſichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Be-
urch gewiſſe (jeder Art von ſympathetiſcher Dinte eigne) Mittel ſichtbar
kann. Schon Ovid ertheilt den unter ſtrenger Aufſicht gehaltenen Mädchen,
an ihre Liebhaber ſchreiben möchten, den Rath, die Schrift mit friſcher
aufzutragen, und wenn ſie getrocknet, Kohlenſtaub oder Ruß darüber zu
In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und beſſere Dinten dieſer Art
m gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Waſſer auflößt, und etwas
azu ſetzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eiſenniederſchlag nicht nieder-
elcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entſtehen pflegt,
man mit dieſer Auflöſung eine unſichtbare Schrift aufſetzen, die ſehr ſchwarz
, wenn man ſie mit einem gut geſättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man
ch aus der gemeinen ſchwarzen Dinte eine ſympathetiſche verfertigen. Zu
wecke benimmt man ihr durch beigemiſchte Salpeterſäure die Farbe. Die
die man damit aufträgt, kommt zum Vorſchein, wenn man ſie mit auf-
flüſſigen Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte un-
aber nach einer mäßigen Erwärmung ſichtbar iſt, kann man auf eine ziem-
te Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käuf-
ffer, Saffera (ſ. Schmalte), und zieht daraus vermittelſt der Digeſtion
ſswaſſer das aus, was die Säure davon auflöſen kann, d. h. die metalli-
e des Kobalts, welche bei der Verglaſung das Blau gibt; dann verdünnt
ſe Auflöſung mit etwas Waſſer, damit ſie nicht durch das Papier ſchlage.
rift von dieſer Dinte iſt unſichtbar, erſcheint aber ſchön grünblau, wenn man
inen gewiſſen Grad erhitzt. Sobald ſie wieder erkaltet, verſchwindet ſie gänz-
ſo kann man ſie durch wechſelsweiſe Erhitzung und Erkältung bald ſichtbar,
ichtbar machen. Nur muß man ſich hüten, ſie nicht mehr zu erhitzen, als zur
rmachung nöthig iſt, weil ſie ſonſt immer ſichtbar bleibt. Mit dieſer ſym-
chen Dinte kann man Landſchaften zeichnen, in denen die Bäume und die
ren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die ſich
an will, in Frühlingslandſchaften verwandeln müſſen, ſobald man ſie einem

gehörigen Grade von Wärme aussetzt. Man hat diesen Einfall schon auf Fe schirmen ausgeführt.

Dinter (Gustav Friedrich), Pädagog, geb. 1760 zu Borna, wo sein ter Gerichtsdirector war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und die Univer zu Leipzig, wo er 1783 Magister ward. Nachdem er als Pastor zu Kitzsche Borna mehre junge Leute zu Landschullehrern vorbereitet hatte, kam er 179 Director des Schullehrerseminariums nach Friedrichsstadt bei Dresden, vertau 1807 diese Stelle mit dem Pastorat zu Görnitz bei Borna, und ward 1817 k preuß. Consistorial- und Schulrath zu Königsberg und D. der Theologie. U Bildung vieler Landschulen, besonders im Königreich Sachsen erwarb sich D. bestrittene Verdienste, indem er bei unermüdlichem Fleiße, die Gabe einer nich meinen Klarheit und stete Berücksichtigung des Praktischen beim Unterrichte b Seine Schriften, welche großentheils ohne Vorsetzung seines Namens erschi sind, umfassen mehre Gegenstände der Unterrichtskunst, des theoretischen und tischen Schulwesens und der Volksbildung überhaupt. Er begann seine schrif lerische Laufbahn mit: „Erklärender und ergänzender Auszug aus dem dre Katechismus" (Neustadt a. d. Orla 1800, 12.); derselbe mit beigefügten Sp erklärungen (1801, 5. Aufl. 1815.) (Beide u. d. T.: „Glaubens- und Si lehre des Christenthums".) Diesen folgte: „Die vorzüglichsten Regeln der D chetik, als Leitfaden beim Unterricht künftiger Lehrer in Bürger- und Landsch (1802, 4. Aufl. 1818); „Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Me und Schulmeisterklugheit", (1806, 3. Aufl. 1818); „Anweisung zum Gebr der Bibel in Volksschulen", (1814 u. 1815, 2 Thle., 2. Aufl. 1816). Nach schrieb er: „Malvina, ein Buch für Mütter" (1819); „Unterhaltungen üb Hauptstücke des lutherischen Katechismus"; Schulverbesserungsplane; Rechn aufgaben, auch dgl. für preuß. Landschullehrer; Anweisungen zum Rechnen; wendiglernereien für Rechnenschulen; Schulgebete zu allen Jahreszeiten; S gebete für Bürger- und Landschulen; Gedächtnißübungen, mehre Schulsch und Vorlesungen, als: „Ein gründliches Studium der alten Classiker ist kr Gegengift gegen die Schwärmerei unserer Tage" (1818). Im J. 1803 g heraus: „Kleine Reden an künftige Volksschullehrer" (4 Bde., 1803 – neue Aufl. 1820). In der neuen Ausgabe dieser gehaltvollen, mit hellem logischen Blick verfaßten Reden hat sich D. als Verf. genannt. Auch schri „Predigten zum Vorlesen in Landkirchen" (2 Thle., 1800, 2. Aufl. 18 Seine „Predigten über die im Königr. Sachsen, statt einiger bisher gewöhnl eingeführten Sonntagsevangelien zum Vorlesen" (1815) enthalten einen S heilsamer und der Beherzigung des Landmanns werther Wahrheiten, erfodern wenn sie gehörig vorgelesen werden sollen, einen nicht gemeinen Leser. An Königsberg fährt dieser unermüdet thätige Mann fort, sich um das Schul verdient zu machen, wie unter Anderm die jüngst herausgeg. „Schullehrercens zen", die „Schullehrerbibel", die große Aufmerksamkeit erregte, und das „ Test." (4 Thle., Neustadt a. d. Orla 1815) beweisen, die, wie alle Dinte Schriften, den hellsehenden, praktischen Volkslehrer beurkunden.

Dio Cassius, zu Nicäa in Bithynien um 155 nach Chr. geboren; Andern wird er auch ein Römer genannt, weil er das römische Bürgerrecht be men, unter Pertinax und dessen drei Nachfolgern viele Ehrenämter in Rom b det und sich lange daselbst aufgehalten hat. Er beschrieb in 80 Büchern, w wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollständig, das Übrige im Au des Xipholinos besitzen, die römische Geschichte von Äneas Ankunft in Italien 228 nach Christus, und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdi die Begebenheiten chronologisch geordnet, und sofern er sie selbst erlebt, richtig gegeben zu haben, zeigt sich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, aber

dig, schmeichelnd und voll Sklavensinns; sein rhetorischer Styl ist der Geschichte nicht angemessen. Herausgeg. von Reimarus (Hamburg 1750 — 52), übers. von Wagner und Penzel.

Dioeces (Dioicésis, Dioekesis), 1) Statthalterschaft. Nach Strabo war schon unter August und Tiber wenigstens in Asien die Eintheilung des römischen Reichs in Diöcesen gebräuchlich. Späterhin theilte Constantin das ganze Reich in 14 Diöcesen, welche zusammen 120 Provinzen enthielten. Jeder Provinz war ein Proconsul, und jeder Diöces ein Reichsvicar (Stellvertreter des Kaisers) vorgesetzt. 2) Kirchsprengel, in der christl. Kirchenverfassung, bei den Katholiken ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs oder Bischofs unterworfen ist; bei den Protestanten die sämmtlichen Pfarrien, welche unter Aufsicht eines Superintendenten stehen. Diese Einrichtung schreibt sich aus der Zeit Constantins (4. Jahrh. nach Chr.), des römischen Kaisers, her, der die christliche Religion zur Staatsreligion machte. — **Diöcesanus**, nicht nur Derjenige, der an einem Orte die bischöfliche Gerichtsbarkeit hat, sondern auch ein jeglicher Geistlicher in einer Diöces.

Diocletian (C. Valerius), mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Herkunft, ward 284 nach Chr. vom Heere zum römischen Imperator erklärt. Er focht gegen die Feinde glücklich, schlug den Carinus in Mösien (286), besiegte die Germannen, und machte sich durch seine Güte sehr beliebt. Doch nöthigten ihn neue Empörungen und Angriffe auf das römische Reich, sich Mitregenten zu wählen, nämlich den (M. Aurel. Valerius) Maximianus (286), einen herrschsüchtigen, rauhen und grausamen Krieger, der, während Diocletian im Morgenlande gegen die Perser glücklich war, und dann in Deutschland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien siegte; später (292) auch den C. Galerius, sowie Maximian den Constantius (Chlorus) zum Cäsar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange Diocletian wirkte, der auch Ägypten wieder einnahm, herrschte die Übereinstimmung; allein dieser legte (305) zu Nikomedien die Kaiserwürde nieder, in demselben Jahre auch Maximian zu Mailand. Diocletian zog sich nach Salona in Dalmatien zurück, vergnügte sich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungestörter Ruhe bis 313. Er hatte die unumschränkte Herrschaft gegründet, welche die Constantinische Familie nun befestigte.

Diodorus, aus Argyrium in Sicilien gebürtig, und daher Siculus genannt, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und August. Um seiner Geschichte die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiste er einen großen Theil von Europa und Asien. Sehr zu bedauern ist es, daß der größte Theil dieser seiner Geschichte, die er historische Bibliothek nannte, und in welcher die pragmatische Behandlung mit der rhetorischen nach dem Muster des Theopompos und Ephoros verband, und an welcher er 30 Jahre gearbeitet hatte, verloren gegangen ist. Sie bestand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt, und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde. Wir haben davon nur die Bücher 1 — 5, und 16 — 20 übrig behalten. Die besten Ausgaben sind von Wesseling und Eichstädt, mit Heyne's Commentar (Zweibrücken und Strasburg 1793 — 1807, in 11 Bdn.). Verdeutscht von Stroth und Kaltwasser.

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, im 4. Jahrh. vor Chr., der berühmteste unter den cynischen Philosophen. (S. **Cyniker**.) Da er mit seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus seinem Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen, und bat den Antisthenes, ihn zu seinem Schüler anzunehmen. Erst nachdem dieser den Dringenden abzuweisen selbst mit Schlägen vergeblich gesucht hatte, ward ihm seine Bitte gewährt. Diogenes widmete sich ganz dem Unterrichte seines Lehrers, dessen Grundsätze er bald noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieser, alles philosophische Wissen, und eiferte

gleich freimüthig gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit, sondern er trieb zugleich die eigne Anwendung seiner moralischen Lehren bis aufs Äußerste. Antisthenes's finsterer Ernst mißfiel; Diogenes hingegen verstand mit Heiterkeit und Witz seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geschickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu sein, so wenig er auch in der That besserte. Zugleich wußte er seinen Grundsatz, alles Entbehrlichen sich zu entäußern, auf die ungezwungenste Art anzuwenden. Er lehrte, der Weise müsse, um glücklich zu sein, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; zu dem Ende müsse er Reichthum, Ansehen, Ehre, Künste und Wissenschaften, und alle Annehmlichkeiten des Lebens verachten. Er selbst wollte seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend sein. Daher unterzog er sich den härtesten Prüfungen, und riß sich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befriedigte ihn mit den schlechtesten Speisen, befliß sich, selbst bei Mahlzeiten, wo der größte Überfluß herrschte, der strengsten Enthaltsamkeit, und streckte seine Hand auch wo zu einem Almosen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, in Athen einher; Nachts ruhte er in einer Tonne, wiewol man dies bezweifelt hat. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Trotz, und ertrug Spott, Schimpf und Beleidigung des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Wasser schöpfen sah. Nie schonte er die Thorheiten der Menschen; laut und unerbittlich sprach er gegen alle Laster und Mißbräuche, und bediente sich dabei der Satyre und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk und selbst die Gebildeten hörten ihn gern, und versuchten ihren Witz an ihm; merkten sie aber seine Überlegenheit, so gingen sie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Fassung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es ist daher nicht glaublich, daß er sich der Ausschweifungen schuldig gemacht habe, welche seine Feinde ihm Schuld gaben. Sein unanständiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch sind viele Anekdoten von diesem Sonderling erdichtet. Auf einer Reise nach der Insel Ägina wurde er von Seeräubern gefangen, und als Sklave nach Kreta an den Korinther Xeniades verkauft. Dieser ließ ihn frei, und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Sein neues Geschäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt, und lebte im Sommer gewöhnlich zu Korinth, im Winter zu Athen. Am erstern Orte war es, wo Alexander, der mit seinem Gefolge zur Staatsversammlung ging, ihn an der Landstraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler seiner nicht zu achten schien, sich in ein Gespräch mit ihm einließ, und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter nichts", antwortete der Philosoph, „als daß du mir aus der Sonne gehst". Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu sein". Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage was er suche, antwortete er; „Ich suche Menschen". Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte. Daher sagte er einst: „Menschen habe ich nirgend gesehen, aber doch Kinder zu Lacedämon". Welches ist, fragte man ihn einst, das gefährlichste Thier? „Unter den wilden Thieren", antwortete er; „ist es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler". Er starb, 324 vor C., in einem hohen Alter. Als er die Annäherung seines Todes merkte, setzte er sich in der Straße nach Olympia nieder, wo er vor den Augen der herbeiströmenden Menge mit echt philosophischer Ruhe starb. — Ein andrer früherer Philosoph dieses Namens war **Diogenes von Apollonia**, der zur ion. Schule geh

hielt die Luft für den Urstoff und erklärte auch das geistige Leben aus dem Athmen. lebte im 5. Jahrh. vor Chr. in Athen.

Diomedes. 1) Der König der Bistonen, der alle sein Land betretende de seinen menschenfressenden Rossen vorwarf. Hercules tödtete ihn und ent- die Rosse. 2) Der Held vor Troja, des Tydeus und der Deïpyle Sohn, Kö- von Argos, verlor seinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zwei- ges nach Theben, und befand sich unter den Freiern der Helena, deren Ent- g zu rächen er mit den übrigen Königen Griechenlands vor Troja entboten , wo er die Argiver, Tyrinther und mehre andre Völkerschaften befehligte. gener Muth machte ihn zu einem der ersten Helden; nach Nestor's Zeugniß er darin alle seine Altersgenossen. Von Pallas beschirmt, focht er nicht mit den tapfersten Feinden, viele derselben erlegend, sondern wagte sich selbst in mpf mit den Unsterblichen. Als Venus ihrem Sohne Äneas gegen ihn zu kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde Äneas entrissen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber gegen diesen drang er dreimal kampflustig an, bis die drohenden Worte des baren Gottes ihn zurückschreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er sich gen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib, und zwang ihn, nach dem zurückzukehren. Auf gleiche Weise that er sich in der Rathsversammlung r. Er widersprach kühn Agamemnon's Vorschlag, Troja unverrichteter Sache lassen, und hintertrieb ihn; auch blieb er bei seiner Meinung, als Achill die tene Aussöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Rhesus er- , erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden . Auch holte er mit Ulysses die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen des Hercules und den Philoktet von Lemnos herbei, und befand sich mit in dem en Pferde, durch welches endlich die Einnahme Trojas gelang. Zwar kam lich in seine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Diese der Gemahlin des Abwesenden, Ägialia, eine strafbare Leidenschaft gegen den eingeflößt, und Diomedes mußte bei seiner Rückkunft versprechen, Argos n und bei Todesstrafe nie zurückzukehren. Er schiffte hierauf mit seinen Freunden nach Italien; doch wird von seinem Aufenthalte daselbst viel rechendes gefabelt. Bald soll er hier in einem hohen Alter gestorben, bald önige Daunus umgebracht, bald auch bloß auf den nach ihm benannten verschwunden sein. Ihm wurde nach seinem Tode göttliche Ehre erwiesen.

Dion, ein Syrakusaner, der sich in der Geschichte dieses Staats einen un- lichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyse, mit er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. er aber versuchen wollte, die tyrannischen Grundsätze des jüngern Dionysius die Lehren der Philosophie zu verdrängen, gelang es seinen Feinden, ihn bei m verdächtig zu machen und seine Verbannung zu bewirken. Dion begab sich h Griechenland, wo er durch seine schöne Gestalt, noch mehr aber durch die lichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens, sich so zahlreiche Anhän- verschaffte, daß er beschloß, Gewalt gegen einen Fürsten zu gebrauchen, der ftern Lehren sein Ohr verschlossen hatte, und sein Vaterland zu befreien. Zu Ende schiffte er sich mit 800 muthvollen Kriegern ein, landete auf Sicilien, eilte, da Dionysius vor wenigen Tagen nach Italien gereist war, nach Syra- , wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte ge Versuche, sein Ansehen wieder herzustellen, ward aber endlich gezwungen, Krone zu entsagen und sich mit seinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber h Dion, gegen den seine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, sah sich ge- higt, die Stadt zu verlassen. Als sich jedoch neue Unordnungen entspannen, man ihn zurück, und er war eben beschäftigt, die republikanische Regierung wie-

der herzustellen, als ihn 354 Jahre vor Chr. sein verrätherischer Freund, Kalippus aus Athen, ermordete. So starb dieser Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerschütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war sein innigster Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Dionäa, muscipula, Venusfliegenfalle. Diese merkwürdige Pflanze wächst in feuchten und schattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Ähnlichkeit mit unserm rundblätterigen Sonnenthau (**Drosera rotundifolia**). Setzt sich ein Insekt, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblatts, so klappt sogleich der lappige Rand desselben zusammen und fängt das Insekt, wie in einer Falle. Die Randborsten verschließen das Blatt von der Seite und die Nebenborsten von vorn, sodaß das Insekt gar keinen Ausgang findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, so muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Insekt todt ist, und also durch seine Bewegung die Theile des Blatts nicht mehr reizt, öffnet sich dieses und läßt das Insekt fallen. Die Insekten scheinen übrigens durch den süßlichen Saft, der aus den Drüsen der Blätter schwitzt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat diese Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter der Venus, daher **Dionäa**, Beiname der Letztern, auch Letztere selbst.

Dionysien, so viel wie Bacchanalien, von **Dionysos** oder **Bacchus** (s. d.).

Dionysius von Halikarnaß in Karien, kam als ein gelehrter Kunstrichter und Lehrer der Beredtsamkeit, etwa 30 vor Chr., nach Rom, und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine römische Archäologie in 20 B., worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis zum ersten punischen Krieg erzählt. Wir besitzen davon die elf ersten Bücher, und von den übrigen einige Bruchstücke. Sie sind nach Hudson von Reiske herausgegeben worden (Leipz. 1774 — 77). Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrtesten Römern und die Benutzung der ältern Annalisten machen ihn für den kritischen Geschichtsforscher sehr wichtig, wiewol seine Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der römischen Sagengeschichte gehabt hat. Auch als ästhetischer Schriftsteller hat Dionysius einigen Werth, nur verdienen die hierher gehörigen Werke eine kritische Sichtung. So gehört die „Ars rhetorica“ (herausg. von Schott, Leipz. 1804) nur zum Theil dem Dionysius, und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. nach Chr.

Dionysius der Ältere schwang sich aus gemeinem Stande zum Feldherrn, und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrscher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigents durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die syrakusanischen Feldherren der Verrätherei an; Dionysius unterstützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andre Heerführer wählte, unter denen er sich selbst befand. Bald aber wußte er auch diese verdächtig zu machen und sich zum Oberfeldherrn ernennen zu lassen. In diesem Posten ward es ihm nicht schwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen sich der Festung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er sich im 25. Jahre seines Alters zum Könige erklärte. Um seine Macht noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, dessen Geschlecht in Syrakus das vornehmste war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt und verschiedene Empörungen glücklich gedämpft hatte, sodaß er sich auch andre Städte der Insel unterwarf, rüstete er sich zu einem großen Krieg gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm anfangs günstig war, wandte sich bald zu seinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Carthagern große Verwüstungen anrichtete. Dionysius, der zu derselben

t eine Verstärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthlosigkeit Feinde, griff sie zu Wasser und zu Lande an, und trug einen vollständigen Sieg on, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf seinen Feldzügen in Unter- ien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen en Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe, und beschäftigte sich mit Dichtkunst, in der er durch seine werthlosen Erzeugnisse nicht minder glänzen te. Er wagte es sogar, bei den olympischen Spielen um den Preis zu ringen, schickte zu dem Ende eine feierliche Gesandtschaft und eine Menge der besten matoren dahin, die seine Gedichte vorlesen sollten, aber mit aller Kunst nicht dern konnten, daß die Zelte des Dionysius vom Volke niedergerissen und det wurden. Noch schimpflicher wurde eine zweite, vier Jahre nachher von abgeschickte Gesandtschaft aufgenommen. Er wurde darüber fast rasend. Den- wollte er seinen Wahn nicht aufgeben, und pflegte Dichter und Gelehrte da- gen Zeit durch Vorlesung seiner Verse zu peinigen. Endlich fing er aus Miß- einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um sie ganz aus Sicilien zu ver- n: er konnte aber diese Absicht nicht erreichen, und mußte einen nachtheiligen den schließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen eines seiner Trauerspiele mt zu sehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit so unmäßiger Freude, daß wurde; die Ärzte aber gaben ihm auf Anstiften seines Sohnes statt der einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So starb er nach 25jähr. Regierung. — Ihm folgte sein ältester Sohn, Dionysius Jüngere. Um ihn von den Ausschweifungen, denen er sich ergab, abzu- machte ihn Dion (s. d.) auf die Lehren des Plato aufmerksam, und stellte , daß dieser große Philosoph allein ihn die wahre Kunst zu regieren, worauf seiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief den Plato an seinen Hof. Dieser folgte seinen dringenden Einladungen, ihn wirklich zur Tugend und zu den Wissenschaften zu leiten, und über- dem ganzen Hofe eine andre Gestalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, machte die Treue des Dion ver- , und bewirkte seine Verbannung. Vergebens suchte Plato seine Zurück- zu bewirken, und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange halten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den Dionys ander- beschäftigte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bit- des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er sich, Dion's Zurückberufung zu be- , aber vergeblich. Er drang daher auf seine Entlassung. Dionys wußte dadurch zu gewinnen, daß er ihm eine scheinbare Aussöhnung mit Dion vor- , vermöge welcher dieser sein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber chen sollte, nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieses rechen erfüllte er nicht, und Plato verließ ihn, nachdem er mehre bittere Krän- erfahren. Jetzt erschien Dion und bemächtigte sich der Stadt Syrakus, in Dionysius erst nach Dion's Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn nur noch grausamer gemacht. Die Vornehmsten flüchteten vor seinen Be- ungen. Inzwischen fingen die Carthaginenser einen neuen Krieg mit Syrakus und verbanden sich heimlich mit dem Icetas, dessen Absicht war, sich der Stadt mächtigen. Allein noch verstellte sich dieser, und billigte sogar die Maßregel, rinth Hülfe zu suchen. Timoleon kam mit einer Flotte nach Syrakus und sowol die Feinde als den Tyrannen. Dionys, der sich ihnen ergeben hatte, nach Korinth gebracht, wo er sein Brot kümmerlich mit Unterricht erwarb, in der Verachtung starb, die er durch seine Zügellosigkeit sich zugezogen hatte.

Dionysius der Areopagit (Beisitzer des Gerichtshofes zu Athen, Areopag genannt wurde), um die Mitte des 1. Jahrh. durch den Apostel ulus zum Christenthume bekehrt, und erster christlicher Bischof zu Athen, wo er

den Märtyrertod erlitt, ist durch die ihm beigelegten griechischen Schriften und als vermeinter Schutzheiliger Frankreichs merkwürdig. Diese wegen schwer verständlicher Mystik dunkeln Schriften über die himmlische Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die mystische Theologie, nebst einer Anzahl Briefe, die durch Styl, Inhalt und historische Beziehungen augenscheinlich einen Verf. verrathen, der nicht vor der Mitte des 4. Jahrh. gelebt haben kann, kamen als Werke des Dionysius erst im 6. Jahrh. auf verdächtige Weise zum Vorschein. Blendende neuplatonische Phantasien über das göttliche Wesen und die Ordnungen der Engel und seligen Geister, glanzvolle Schilderungen der Ceremonien des katholischen Cultus, Verherrlichungen der Hierarchie, Lobpreisungen des Mönchslebens und mystische Deutungen der Kirchenlehre gaben ihnen so großen Reiz, daß die darin vorkommenden Ungereimtheiten für den versinsterten Klerus des 7. Jahrh. kein Hinderniß mehr waren, sie fleißig zu lesen und durch Voraussetzung ihrer Echtheit den apostolischen Ursprung einer Menge viel später aufgekommener kirchlicher Gebräuche und Anstalten in ihnen erwiesen zu sehen. In Frankreich, wo ein Dionysius im 3. Jahrh. die christliche Gemeinde zu Paris gestiftet hatte, wurden sie im 9. Jahrh. begierig aufgenommen, und aus diesem Dionysius ohne Untersuchung der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicanischen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufrücken und einen unmittelbaren Schüler der Apostel als Schutzheiligen des Reichs und Märtyrer verehren zu können. Der Gebrauch dieser oft in das Lateinische übersetzten Schriften gab dem Mönchsleben in der abendländischen Kirche neuen Schwung, und zur Entwickelung der mystischen Theologie den ersten Anstoß. Engelhardt in Erlangen hat sie ins Deutsche übersetzt und mit belehrenden Anmerkungen begleitet (Salzb. 1813, 2 Thle.). Das Kloster St.-Denys bei Paris, ursprünglich dem Stifter des Christenthums in Paris, nun dem Areopagiten Dionysius gewidmet, stritt sich im 11. Jahrh. mit dem Kloster St.-Emmeran in Regensburg über die Echtheit seiner Gebeine, die beide zu besitzen meinten und vom Papste anerkennen ließen, und im 14. Jahrh. hatte eine Kirche in Paris von dem Kopfe des Heiligen noch ein drittes Exemplar. Daß aber ebensowol diese Reliquien als jene Schriften unecht sind, und Dionysius der Areopagit weder solche Schriften hinterlassen, noch je in Frankreich gelehrt habe, ist im 17. Jahrh. durch die franz. Kritiker Daille, Sirmond und Launoi außer Zweifel gesetzt.

Dionysius, der Kleine (wegen seiner kurzen Gestalt), ein scythischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. Abt eines Klosters in Rom war und um 545 starb, ist als Urheber der christlichen Zeitrechnung unvergeßlich. Er berechnete 526 einen Ostercyklus und setzte nach den zuverlässigsten alten Angaben die Geburt Christi in das J. 753 nach Roms Erbauung. Die dadurch begründete, jetzt geltende Zeitrechnung, nach Jahren seit der Geburt Christi kam erst im 8. Jahrh. öffentlich in Gebrauch. Schnellern Beifall fand seine Sammlung von Kirchengesetzen, nämlich von sogenannten apostolischen Kanonen, für die römischen Bischöfe günstigen Beschlüssen der Concilien und amtlichen Briefen römischer Bischöfe seit dem Ende des 4. Jahrh., die man **Decretalen** nennt. Die Gleichstellung der letztern mit den Concilienbeschlüssen war diesen Bischöfen so schmeichelhaft und der Inhalt der Briefe ihrer Vorgänger eine so erwünschte Aufforderung, ältere Anmaßungen zu erneuern, daß diese Sammlung bald das Ansehen einer anerkannten Quelle des kononischen Rechtes erhielt. Dionysius war, wie sein Freund Cassiodor ihm nachrühmt, ein guter lateinischer Stylist und Kenner der griechischen Sprache, aus der er viel übersetzte. Sonst weiß man von ihm nur, daß er den Aberglauben der Theopaschiten begünstigte.

Dionysos (Dionysus), s. **Bacchus**.

Diopter, 1) die Schauritzen eines Astrolabiums oder andern Meßinst

nts, auch die mit Löchern oder Ritzen versehenen, auf einem Lineale senkrecht
ichteten Metallplatten selbst; 2) ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik, die Lehre von den gebrochenen Lichtstrahlen oder von den Ge-
n, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtstrahlen, bevor sie das Auge
ichen, durch verschiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erst noch durch
vors Auge gehaltene Glas des Fernrohrs, gehen. Die Dioptrik macht also
n Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt
st die Lehre von der Berechnung der Lichtstrahlen überhaupt, und bestimmt hier-
ch die Wege, welche dieselben nehmen, wenn sie in ebenen und krummen Flä-
n gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenschaft der Linsengläser, die
haffenheit der Strahlenbrechung im menschlichen Auge, die Erscheinung des
hens durch Linsengläser und die Zusammensetzung derselben, folglich die Theorie
Fernröhre, Vergößerungsgläser ꝛc. her. Die Alten kannten diese Wissenschaft
t. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken.
ch sie, oder vielmehr durch Hülfe der Gläser, die sie bilden lehrte, sind dem
chlichen Auge Gegenstände erreichbar geworden, von denen man bis dahin
s ahnte. Kepler, Snellius zu Leiden, Carteſius, Newton u. A. erweiterten
t nur diese Wissenschaft, sondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Ent-
ungen auf dieselbe. In unsern Zeiten hat vorzüglich Dollond in London durch
wichtigen Erfindungen (s. Achromatisch) die Dioptrik ungemein bereichert.
ner lieferte zuerst eine vollständige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf
Dioptrik. — Dioptrisch, was dieser Wissenschaft angemessen ist, oder sich
f bezieht. (Vgl. Brechung der Lichtstrahlen, Fernrohr, Lin-
gläser.) S. „Dioptrica auctore Leonhardo Eulero“ (Petersburg
9—71, 3 Bde., 4.) Deutscher Auszug durch Klügel „Analytische Diop-
“ (Leipz. 1778, 2 Bde., 4.).

Diorama, s. Drama.

Dioskorides (Pedanius), geb. zu Anazarbus (Cäsarea Augusta) in Ci-
n, im 1. Jahrh. nach Chr., ein griechischer Arzt, der ein berühmtes Werk über
Materia medica in fünf Büchern hinterlassen hat. Es ist besonders für die
unst von Wichtigkeit, da die meisten Heilmittel, von denen der Verf. spricht,
dem Pflanzenreiche genommen sind. Außerdem werden ihm noch zwei andre
ke zugeschrieben, von denen das eine: „Alexipharmaca“, mit der genannten
teria medica als die drei letzten Bücher derselben verbunden worden. Es han-
von den Giften der drei Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andre führt
Titel „Euporista“, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln.
beste Ausgabe des Dioskorides ist von Saracenus (Frankfurt 1598, Fol.),
beste Commentar, von Matthiolus (Veneb. 1565, Fol.).

Dioskuren, Kastor und Pollux, die beiden Zwillingssöhne des Jupiter,
tsgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer. (S. Kastor und Pollux.)

Diphthong, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zusammenge-
n Vocalen, Selbstlautern, besteht, oder eine Verbindung zweier verschiedenen,
einer Mundöffnung ausgesprochenen Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai;
aber ä, ö, ü, welche man sonst fälschlich für Diphthongen hielt, weil man
n der unschicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß sie aus a und e,
e, u und e oder i hervorgegangen seien.

Diplom, (von διπλόω, ich lege zwiefach zusammen), eigentlich ein Doppel-
, d. h. ein Brief, der nur einmal zusammengelegt ist, und dadurch in zwei
ften getheilt wird. Man versteht aber allemal unter Diplom eine mit Unter-
rift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden
eilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in
cher der Adel ertheilt oder bestätigt wird. So auch Doctordiplom, Magister-

diplom u. dgl. m. — Diplomatarium iſt eine Sammlung von Abſch alter Urkunden.

Diplomatie. So hat man in den neuern Zeiten denjenigen Th äußern Politik genannt, welcher lehrt, durch welche friedliche Mittel die St ihre gegenſeitigen Verhältniſſe in einen ſolchen Zuſtand bringen, und ihn unt ten können, daß ſie ihre Zwecke dadurch bei dem fremden Staat erreichen. Di gane des Staats, welchen die Ausübung dieſer Wiſſenſchaft oder Kunſt auf gen iſt, werden Diplomatiker, auch Diplomaten genannt. Man den größern Staaten eigne Collegia unter dem Namen auswärtiges De tement errichtet, deſſen Beſtimmung es iſt, die Geſchäfte und Unterhandl zu leiten, welche auf jenen Zweck abzielen. Ein ſolches Departement und Mitglieder müſſen daher 1) die Rechte, Verhältniſſe und Intereſſen der ver nen Staaten, die mit dem ihrigen in Verbindung ſtehen oder in ſolche gerath nen, genau kennen; 2) ſie müſſen genau mit den Formen bekannt ſein, Rechte, Gewohnheit und Schicklichkeit bei den Unterhandlungen mit fr Staaten nöthig oder üblich ſind. Die Geſchicklichkeit, die Unterhandlungen Geſchäfte mit fremden Staaten zu betreiben, iſt nun zwar eine Kunſt, die ſich bloße Theorie Niemandem beibringen läßt, aber es gibt doch gewiſſe Wiſſenſch ohne welche dieſe Kunſt nicht vollkommen betrieben werden kann, welche man bei einem vollkommenen Diplomatiken vorausſetzt, und die im Departeme auswärtigen Affairen vorhanden ſein müſſen, wenn deſſen Geſchäfte zweck geführt werden ſollen. Dieſe wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zuſammen mach jenige Wiſſenſchaft aus, welche diplomatiſche Wiſſenſchaften Dahin gehören: 1) das allgemeine und poſitive Staatsrecht; 2) das nati und europäiſche poſitive Völkerrecht; 3) die allgemeine Politik und insbeſond Politik der beſtehenden Staaten gegen einander; 4) die Statiſtik aller der Staaten, mit welchen unſer Staat in Verbindung und Verkehr ſteht, insbeſ die genaue Kenntniß aller unter denſelben beſtehenden politiſchen und rechtliche hältniſſe und Intereſſen; 5) das Geſandtſchaftsrecht und das Recht aller an tigen Agenten der Regierung, ſowie 6) die Lehre von den beſtehenden Form üblichen Methoden der Unterhandlungsweiſe zwiſchen auswärtigen Staate Ceremoniell und den Formen ſowol deren ſchriftlichen als mündlichen und perſ Unterhandlungen der Staatsagenten, ſowol unter einander als gegen die tigen Miniſterien und gegen die verſchiedenen Souveraine, ſowie der Sou ſelbſt gegen ſich unter einander. Soll nun neben dieſen Wiſſenſchaften noch beſondere unter dem Namen der Diplomatie beſtehen, ſo hat dieſelbe zu wie von allen jenen Wiſſenſchaften ein ſolcher Gebrauch zu machen ſei, daß d die Zwecke des Staats am ſicherſten und dauerhafteſten erreicht werden. Staaten ebenſo durch das moraliſche Geſetz verpflichtet ſind als Privatper ſo können der Diplomatie keine andern Grundſätze zur Baſis dienen, als die liſche, und ſie kann nichts Andres ſein als eine aus dem Verhalten der Staat gen einander angewandte Moral. Die Geſchichte lehrt, daß die Staaten in Verkehr unter einander ſich häufig auf das ſchändlichſte und unmoraliſchſte delt haben, indem ſie ſich gegen einander Alles erlauben zu dürfen glaubten, ihrem Zweck führte, ſo verächtlich und ſchändlich auch die Mittel waren, dazu gebraucht wurden. Eine wiſſenſchaftliche Diplomatie kann aber derg Principien nicht aufnehmen, ſondern muß alle ihre Maximen durch ſittliche ſätze einſchränken, wenn gleich ſie auch darüber viele Zwecke als nicht erreichb geben müßte. Denn die Vernunft verlangt, daß nicht nur der Zweck, ſonder alle Mittel mit ihren Principien zuſammenſtimmen. Eine ſolche Diplom indeſſen bis jetzt noch in keine wiſſenſchaftliche Form als eigne Wiſſenſchaft gefaß in der Praxis hat man auch in den neuern Zeiten öfters noch den Diplomatik

ren zu Gute gehalten, welches in allen übrigen Verhältnissen der geraden eit eines Biedermannes widerspricht, und welches nur durch den Satz ent- gt werden kann, daß Jemand kein Recht hat, von dem Andern ein andres Be- zu fodern, als er sich gegen ihn erlaubt. Diese Ausflucht wird freilich nicht egfallen als bis die Staaten selbst anfangen, die Tugend über Alles zu ach- Die Bearbeitung einer Diplomatie als Wissenschaft, ist in diesem Sinne i erwarten. Was man in Bielefeld's „Institutions politiques" darüber ist sehr unvollkommen. Die Schriften von Schwarzkopf, Koch und en s dem Älteren, und andre enthalten nur Sammlungen von Actenstücken, zur Belehrung über die zwischen den bestehenden Staaten vorhandenen erhältnisse dienen, und sind daher zwar für den Diplomatiker nützlich, ja hrlich, aber sie geben keine Theorie der Diplomatie. Den Standpunkt, die Diplomatie als Wissenschaft jetzt erreicht hat, kann man ersehen aus lanuel diplomatique par le baron Charles de Martens", (1822). Ei- rsuch zur Theorie hat Luden in seiner „Politik" gegeben. Da er aber die ien derselben in der Geschichte und nicht in der Vernunft sucht, so kann das hmen nicht unter die gelungenen gerechnet werden, und die Ehre, eine gründ- d mit den moralischen Vernunftprincipien harmonirende Wissenschaft der atie geschrieben zu haben, ist noch zu erwerben. 51.

s war freilich eine Zeit, in welcher nur echte und gründliche Gelehrsamkeit, iß der alten und neuen Sprachen, der Geschichte und des Rechts Jemanden bgezeichneten Diplomaten machten. Die feierlichen Reden mußten in der e der Gelehrten gehalten werden, alle Verträge wurden lateinisch abgefaßt, ar die allgemeine diplomatische Sprache. Noch der westfälische Friedens- war zugleich eine Versammlung von Gelehrten; die Namen Grotius und erf bedürfen keines Commentars. Mit Ludwig XIV. beginnt die zweite de Diplomatie, in welcher die franz. Sprache allgemein herrschend wurde; gaben Prinz Eugen von Savoyen und Villars 1715 ein Beispiel, daß der Blick und die entschlossene Handlungsweise des Feldherrn zu diplomatischen dungen nicht untauglich sei. Seitdem hat wol unter dem diplomatischen mancher Name geglänzt, welcher auch in der Gelehrtenrepublik einen ange- Platz einnimmt (Azzara, Luccheſini, Orloff, Souza, Niebuhr u. s. w.), m Vorwurfe konnte die neuere Diplomatie doch nicht entgehen, daß sie sich f die kleinen Künste der Höfe, mehr auf die Kenntniß leerer Formen der te, mehr auf eine schlaue Benutzung menschlicher Schwachheiten beschränkte, sie sich auf den höhern Standpunkt allgemein menschlicher oder nur wahr- ionaler Interessen (welche zuletzt mit jenen immer in Eins zusammenfallen) en versucht hätte. Nichtssagende Formeln von politischem Gleichgewicht einer erträumten Handelsbilanz haben lange Zeit in der Diplomatie die ver großen leitenden Grundsätze von Sittlichkeit und Recht vertreten müssen, hen allein das wahrhaft Nützliche ausgehen kann. Napoleon hatte eine von jenen höhern Gesetzen der Verbindungen unter den Völkern; seine An- von einer großen europäischen Völkerfamilie hätten nur wahr, nicht leere de des kriegerischen Ehrgeizes und der Herrschsucht sein müssen, wenn sie lomatie eine neue dauerhafte Richtung hätten geben sollen. Eine der merk- en Erscheinungen der neuern Diplomatie wird immer die Allianz vom 26. 815 bleiben, welche ohne Zuziehung diplomatischer Agenten oder contrasig- Minister von den Monarchen Rußlands, Östreichs und Preußens in eig- son abgeschlossen wurde, und da sie durchaus auf keinen eigennützigen Zweck rt, mit Recht eine heilige genannt werden kann. Überhaupt ist von dem se zu Wien 1814 an, das persönliche Zusammenkommen der Monarchen wirksamsten Mittel der neuesten Diplomatie geworden, und hat ihr aber-

mals einen ganz andern Charakter, als sie zuvor hatte, gegeben, obgleich vor… sehen ist, daß sie denselben nicht anhaltend werde behaupten können. — Die … senschaft des diplomatischen Verkehrs ist schon längst in einigen Werken beh… worden. „L'ambassadeur et ses fonctions" (1764, 4., 2 Bde.) v. A. de … fort war einst sehr geschätzt und erlebte 6 Aufl. Mably's „Principes de né… tions" sollte s. „Droit public de l'Europe fondé sur les traités" zur Ein… dienen; Pacassi schrieb eine „Einleitung in die sämmtlichen Gesandtschafts… (Wien 1777); Ahnert einen „Lehrbegriff der Wissenschaften, Erfodernisse … Rechte eines Gesandten" (Dresden 1784); von Römer eine „Einleitung … rechtlichen, moralischen und politischen Grundsätze über die Gesandt… (Gotha 1788); von Mosham ein „Europäisches Gesandtschaftsrecht" (… 1805). Von Martens (ein Neffe des ehemal. Prof. zu Göttingen erschien: … nuaire diplomatique" (Leipz. 1823, 25). Zur Gesch. der franz. Diplomat… hält Flassan's „Hist. génér. et rais. de la diplomatie franç." (2. Ausg., … 1811, 7 Bde.) gute Beiträge. Die Frage, wann die lateinische Sprache in … verhandlungen durch die französische verdrängt worden sei, beantwortet K. F. … dor: „De palma linguae latinae ab Europae civitatibns de pace, foe… etc. publice agentibus optimo jure retribuenda" (Breslau 1817). … dem großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, wurde die fra… Sprache am berliner Hofe, und seit dem rastadter Frieden 1714 allmälig … auswärtigen Angelegenheiten in den preuß. Staaten eingeführt.

Diplomatik, Urkundenlehre, ist die Wissenschaft von den schr… Aufsätzen, welche über Rechte und Thatsachen auf eine feierliche und verbi… Art ausgefertigt sind, und den spätern Zeiten zum völligen Beweise dienen. … macht einen Theil der historischen Quellenkunde aus. Nach den drei H… schnitten der allgemeinen Geschichte müßte es eigentlich eine alte, mittle… neuere Diplomatik geben, zumal da es wirklich fast von der Zeit an, als … benschrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Ägypter, Phönizier, … Perser, Hebräer, Griechen und Römer, jedes gebildete Volk der alten Welt … Urkunden, bewahrte dieselben in Archiven, und machte von ihnen histori… ridischen und politischen Gebrauch. Gleichwol datirt man die Diplomatik … weit zurück, indem man weniger auf das Wesen als die Form, weniger auf … halt als den Stoff sah. Weil man bis jetzt kein auf Pergament oder … Papier geschriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5. Jah… Christus hinaufreichte, so hat man dies auch für den Zeitpunkt genommen, … chem die Diplomatik beginnt. Man hört daher höchstens von einer ältern … neuern Diplomatik sprechen: und wenn man nach jener und dieser genauer … so sehen sie einander so unähnlich, daß man kaum begreift, wie man so versch… Dinge mit einem und demselben Namen habe bezeichnen können. Unter der … Diplomatik verstand man die Wissenschaft oder Fertigkeit, die Schrift aller … den und Bücher lesen, erklären, nach dieser Schrift und andern Eigenschaften … ihr wahres Alter urtheilen und sie anwenden zu können. Die neuere … nannte man auch Diplomatie (s. d.). Die ältere Diplomatik scheint dies… Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geschäftsmanne anzugehören. … heißt diplomatisch, was sich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, besonder… fentlichen, beruht; diesem, was sich auf die Verhandlung der vornehmsten … schäfte im Staate, oder wenigstens einen Theil derselben bezieht, ferner, … Gesandtschaft oder zum Amte und Geschäftskreise der Gesandten gehört. … zwischen dem, was man Diplomatik auf Universitäten nannte, und dem, … Staatsmann so hieß, kaum eine andre Ähnlichkeit statt, als daß in beiden … mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich

under, hielt die ältere Diplomatik für einen Theil der Antiquitäten, die neuere
r einen Zweig der Staatswissenschaften, die mit jener eigentlich nichts gemein
be, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere sei die eigentliche Diplomatik.
ieses Verfahren hat unstreitig seinen Grund in der Entstehung der Diplomatik,
m erste wissenschaftliche Begründung durch deutsche Länderstreitigkeiten veran-
st, in die erste Hälfte des 17. Jahrh. fällt. Unter die Ersten, durch welche we-
stens die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft fühlbar gemacht wurde, gehören
esius, Benj. Leuber und Conring. Während der Streitigkeiten, an welchen
e und Andre Antheil nahmen, entstand der erste, freilich nur noch rohe, Versuch
r Diplomatik, deren Erfinder der antwerpensche Jesuit, P. Dom. Papebruch
(1675). Er, nebst P. Gsr. Henschen, bildete Regeln zur Beurtheilung der
kunde. Vielleicht weil sie strenge waren, beschuldigte man ihn der Absicht, er
e die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmsten Stützen ihrer Güter un-
graben wollen. Ungeachtet dies nun schwerlich seine Absicht gewesen, so wurde
ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforschen, und
erschien das erste ausführliche und tiefer begründete Werk v. J. Mabillon: „De
Diplomatica libri VI." (Paris 1681, Fol., Suppl. 1704). In allen Landen ge-
nn die neue Wissenschaft, obschon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn im-
mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erschienen, zeichnete sich zu-
st das „Chronicon Gottwicense" (1732) aus, worin die Lehre von den innern
d äußern Kennzeichen der Diplome zuerst ausgeführt wurde. Nach diesem er-
ienen mehre Compendien, und endlich das große Hauptwerk für diese Wissen-
ft von Toustain und Tassin, zwei Ordensbrüdern Mabillon's, der „Nouveau
é de diplomatique" (6 Bde., 4., mit 100 Kupf.), 1750 — 65, übersetzt
Adelung (Erf. 1769, 9 Bde., 4.), während fast um dieselbe Zeit Joh. Heune-
nn von Teutschenbrunn in s. sehr schätzbaren „Commentariis de re diploma-
Regum et Imperatorum Germanicorum" (Nürnberg 1745 — 49) der Ur-
er der praktischen Bearbeitung ward, und die Benutzung der Diplomatik für po-
sche, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. Eine völlig systematische Form aber
d dieser Wissenschaft der zweite Reformator derselben, J. C. Gatterer, der sie
verschiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatische Theo-
auf drei Hauptwissenschaften: 1) Schriftkunde (Graphik), 2) Zeichenkunde
matik), 3) Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen, oder
n Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mereau. Nach diesen
erschien ein dritter Reformator, K. Traug. Glb. Schönemann, welcher zu-
die Diplomatik mit einem freien Blicke ansah und dem gemäß behandelte. Aber
bei ihm blieben die Spuren der Entstehung dieser Wissenschaft noch sichtbar.
sie von Streitigkeiten über Territorialgerechtsame ausgegangen war, so mußte
Aufmerksamkeit der Forscher vornehmlich auf die Gattung von Urkunden gerich-
sein, welche vor andern zur Schlichtung solcher Streitigkeiten dienen, also auf
unden jener Zeit, in welcher die Verfassungen der neueuropäischen Staaten und
n Verhältnisse sich bildeten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin
einkunft mehrer Parteien, nicht geschehen konnte. Hierdurch wurde ein recht-
r Zustand, rechtmäßiger Besitzstand und Anerkennung der Heiligkeit desselben
ründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrschenden Häuser
er sich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen schlossen,
unter diesen vornehmlich die mit dem Adel und der Geistlichkeit, welche beide
e Vorrechte genossen, bis späterhin, als eine Frucht der entstandenen Städte,
freier Bürgerstand sich bildete und seine Privilegien heischte. Natürlich, daß
r Theil mit Eifersucht die erhaltenen Gerechtsame bewachte, begreiflich aber auch,
Mancher mit Umgehung des Rechts, dieselben zu erweitern und Andre in den ih-
en zu beeinträchtigen suchte; ein Mittel dazu war die Abfassung falscher und die

Verfälschung echter Urkunden. Besonders im 11. und den nächstfolgenden
wurden viele falsche Urkunden gemacht, viele echte verfälscht, um entwed
sprüche darauf zu gründen, oder begründete Ansprüche zu vernichten. Es n
her nichts so wichtig, als eine möglichst sichere Kritik dieser Urkunden. Ma
tete nun sein Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art; man
bloß Rücksicht auf die Form der Urkunden aus dem Mittelalter. Die erste
scher in diplomatischen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angeleg
Die folgenden Diplomatiker aber gingen nun ebenfalls bloß diesen Weg, un
den hierbei stehen, als ob sie die Diplomatik vollständig hätten. Um aber w
dig zu heißen, und das ganz zu leisten, was man von ihr erwarten kann,
sie sich weder bloß mit Exegetik und Kritik der Diplome befassen, noch au
Zeitraum beschränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da d
brauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht bloß an der
Form derselben halten, unbekümmert um den Geist. Eine zweckmäßigere E
tung der Diplomatik als die bisherige scheint folgende. Die Diplomati
betrachtet als eine historische Wissenschaft von den schriftlichen, mit höherer B
sation versehenen Beglaubigungs- und Bestätigungsmitteln, und der Art de
fertigung derselben in einem rechtlichen Zustande der Staaten unter sich und
von der Zeit an, wo die ersten Keime zu einem europäischen Staatensyste
rechtlicher Verfassung der Staaten sich entwickelten, bis auf unsere Zeit. Sie
zerfallen 1) in die allgemeine, und 2) in die besondere Diplomatik. Die
meine Diplomatik handelt von den Urkunden überhaupt, nach deren Äußer
Innern, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verschiedenen B
fenheit in verschiedenen Zeiten und Aufbewahrung, dem Archivwesen. Die
dere Diplomatik zerfällt in die staats- und völkerrechtliche, die kirchenrech
Privatrechts- und Privatdiplomatik. Auf diese Weise umfaßt sie alle wi
wichtige Verhältnisse eines rechtlichen Zustandes des öffentlichen und Privatle
auf diese Weise zeigt sich aber auch, wie die neuere Diplomatik mit der ältern
mehr als den bloßen Namen, oder den Gebrauch der Feder zusammenhängt
aber auch diese neuere von noch weiterm Umfange sein müsse, als man gem
geglaubt hat. Man beschränkte sich nämlich auf die sogenannte Gesandtsch
praxis, die Geschäfte des diplomatischen Corps; allein diese macht offenbar
nur einen Theil derselben aus. Da sich die Staatspraxis nämlich in die einh
sche und auswärtige verzweigt, so wird es auch ebenso viele Arten urkundl
Staatsschriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimischen St
schriften (acta publica) im weitern Sinne, kann man die publicistischen, die
wärtigen diplomatische in engerer Bedeutung nennen. Diesen muß man no
kirchen- und privatrechtlichen Verhältnissen die urkundlichen Ausfertigungen
andre Schriften hinzufügen, und dann erst ist der Umfang der Diplomatik g
bestimmt. Alle Hülfswissenschaften der ältern Diplomatik muß man übrigens
dings noch hinzufügen eine diplomatische Graphik, Sprach- und Auslegungsk
und Kritik. Über den Werth und die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft e
hinzuzufügen, dürfte wol unnöthig sein. Der historische Forscher weiß, w
Dienste ihm die Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leisten, und was Le
darüber Gediegenes in s. Vorrede zum „Codex juris gentium diplomaticus“
sagt hat; eine gute Benutzung von Martens's trefflichen Urkundenverzeichn
wird diese Wichtigkeit außer Zweifel setzen, und selbst dem Laien wird sie in die
gen springen, wenn wir erst mehre so interessante Schriften besitzen, wie Flas
„Histoire diplomatique de la France“. (S. Flassan.)

Dipodie oder Syzygie, in der Metrik ein Abschnitt des Metrums, wel
eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Johann Konrad), ein Schwärmer, geboren auf dem Schlosse ankenstein bei Darmstadt den 10. Aug. 1763, studirte zu Gießen Theologie, n Medicin, weil er die Fesseln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte verschiedenen Gegenden von Deutschland und Holland umher, hielt zu Strass Vorlesungen, und ging endlich nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß n die Geistlichkeit so zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen gesetzt wurde. er wieder loskam, begab er sich nach Schweden, und setzte sich daselbst durch liche Curen in solches Ansehen, daß ihn der König in einer schweren Krankheit Stockholm berief. Auf dringendes Ansuchen der Geistlichkeit mußte er das als ein Religionsspötter verlassen, ging dann nach Berleburg, und starb den April 1734 auf dem Schlosse Wittgenstein. In s. frühern Jahren erschienen Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theosophie, wozu ihn das ge Lesen des Jakob Böhm gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer die Unstatthaftigkeit mancher Dogmen glücklich, aber kühn aufdeckte, und in der Chemie nicht gemeine Kenntnisse hatte. Er soll der Erfinder des berlin Blaus gewesen sein, wenigstens die Zusammensetzung desselben theoretisch ge n haben. S. zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen **Christianus** mocritus heraus.

Diptichon, Diptychum (Griech.), bedeutet ursprünglich dasselbe, Diploma, ein zwiefach Zusammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten sich unter mehren Formen ihrer schriftl. Aufsätze auch die, daß sie metallene, einerne und hölzerne Täfelchen von einerlei Größe an einander legten, und mit n Gelenke, oder mit durchgezogenen Riegelchen befestigten, um sie bequemer tragen nen, oder aus einer Hand in die andere gehen zu lassen. Diese heißen ursprüng **Diplomata** oder **Diptycha**. Jene und diese Benennung erhielten in nern Zeiten andre Bedeutungen. Die Diptycha wurden wichtig in der christ Kirchenverfassung, wo man deren drei Arten hatte: der Bischöfe, der Lebenund der Verstorbenen. Die ersten enthielten Namen und Leben verdienter Bi beide wurden an Feiertagen verlesen, und dies gab Veranlassung zum Ka rium. In den Diptychen der Lebenden standen die Namen um die Kirche ver ner lebender Päpste, Patriarchen, Bischöfe und andrer Geistlichen, Kaiser, Fürsten und andrer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der storbenen waren die in dem Herrn Verstorbenen angeführt, deren auch in dem engebete gedacht ward. Außerdem findet man noch Diptycha mit den Namen ufter. dd.

Directe Abgaben, s. **Abgaben**.

Directorium, die oberste Leitung eines Geschäfts in einem gesellschaftn Verein und der Ausschuß oder die Personen, welchen dieselbe übertragen ist. sen Namen führte ein Collegium von fünf Staatsbeamten, welchem nach der n Constitution die vollziehende Gewalt in Frankreich übertragen worden war, welches auch in andern Staaten, wo dieses einen herrschenden Einfluß hatte, als r Schweiz, Holland u. s. w. nachgeahmt wurde. Die beiden gesetzgebenden he erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab, und wurde durch neues ersetzt. Das Directorium verwaltete überhaupt Alles, was die Constitu von 1791 der königl. Gewalt übertragen hatte. Die sieben Staatsminister den unmittelbar unter ihm, und es hatte freie Macht sie ab- und einzusetzen. ch die Revolution vom 18. Brumaire wurde dieser Staatskörper, wie die ganze mit in Verbindung stehende franz. Constitution vom J. III, aufgehoben. Zur schichte des Directoriums und des 18. Brum. sind die „Mémoires de Gohier" aris 1824, 2 Bde.) (Louis Jérome) des letzten Präsidenten des Directoiums wichtig.

Diren, s. **Eumeniden**.

Dis, Name des Pluto (s. d.) und des Hades bei den Römern.

Dis, in der Musik, die um einen halben Ton erhöhte zweite Stufe der diatonischen Scala; gleich der um einen halben Ton erniedrigten dritten Stufe Es.

Discant, s. Sopran.

Discantschlüssel, s. Schlüssel.

Disciplin, 1) der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einschränkung gesetzwidriger Neigungen und Begierden besteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle spielt; 2) die Zucht selbst, z. B. Kriegs- oder Mannszucht, daher disciplinir en, zur Zucht und Ordnung gewöhnen. Sonst wurde das Geißeln und die Geißel selbst, als ein Mittel der Frömmigkeit, Disciplin genannt. In den positiven Religionen wird die Disciplin der Doctrin, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denselben entgegengesetzt, und begreift die Kirchenzucht, d. i. die Aufsicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienstliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieser Beziehung. In dem wissenschaftlichen Gebiete nennt man so jedes besondere Fach, oder eine besondere Wissenschaft.

Discontiren, abrechnen, abziehen, wird besonders bei Wechseln gebraucht, die erst nach einer gewissen Zeit zahlbar sind, und die der Discontant sogleich, wenn sie vorgezeigt werden, mit einem gewissen verhältnißmäßigen Abzug baar auszahlt und solchergestalt an sich kauft; oder auch gegen baare Bezahlung mit Verlust einiger Procente, an einen Andern abtreten. Disconto ist jener Abzug. Man sagt z. B., der Disconto ist gestiegen oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches sich nach der größern oder geringern Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Discouto wird der Tag, wo der Handel vom Mäkler abgeschlossen wird, als der erste Tag, und an Orten, wo Respecttage bei den Wechselzahlungen stattfinden, die Mitte derselben als der letzte Tag angenommen. Der Discontant pflegt mehr auf den Acceptanten als die Indossanten oder Aussteller des Wechsels zu sehen, und überhaupt gibt es darin, wie bei Waaren, Prima-, Secunda- und Tertiapapier, d. h. der Discont richtet sich nach der auf dem Wechselplatze angenommenen Meinung von der Sicherheit des Acceptanten der zu discontirenden Wechsel. So wird auf demselben Platz und zur selbigen Zeit der eine Wechsel, auf A mit 3 p. C., der auf B mit 4 p. C., der auf C mit 5 p. C., und der auf D mit 6 und mehr p. C. discontirt. Beim Wechseldisconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsstädten, die Banken haben, welche sich mit Discontiren beschäftigen, z. B. in London und Paris, hat man zwar einen festgesetzten Disconto, 5 oder 6 p. C., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügenden Acceptationen kleiner Häuser, und es ist Regel bei ihnen, daß die zu discontirenden Wechsel drei Giri bekannter und solider Häuser haben müssen. In manchen Plätzen, wie z. B. in Amsterdam, erlaubt es die strenge kaufmännische Ehre nicht, discontiren zu lassen, sondern der Kaufmann ist verpflichtet, sein Papier (acc. Wechsel) bis zur Verfallzeit zu behalten. — Discontobanken, Creditanstalten, bei welchen der Betrag von Foderungen, die erst späterhin fällig werden, im Voraus zu erheben ist, gegen Abtretung der Foderung und Vergütung eines Zinses, welcher Disconto heißt, für den geleisteten Vorschuß. Dergleichen Banken sind dem Tauschverkehr ausnehmend nützlich, indem der Verkäufer der Foderung dadurch Capital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen, und sie sind den Privatdiscontanten vorzuziehen, da diese von jedem Vorfalle Vortheile zu ziehen suchen, jene aber in ihrem gemessenen Gange fortschreiten. Das Discontogeschäft ist eine Leihoperation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discontaten gewährt. Die Fortdauer einer solchen Anstalt beruht übrigens auf

ersicht, Klugheit, Redlichkeit und Einsicht ihrer Verwaltung. — **Disconto-isse** (Caisse d'escompte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris 76 von einer Gesellschaft von Privatpersonen mit einem Capital von zwölf Mill. nes errichtet wurde. Während der Revolution wurde sie aufgehoben, und an r Stelle trat in neuern Zeiten die Banque de France.

Discordia, s. Eris.

Discretionstage, im Wechselrechte, Nachsichts- oder Fristtage, welche h der Verfallzeit des Wechsels zugestanden werden. Sie sind nicht auf allen delsplätzen gleich. Amsterdam z. B. gibt deren sechs, Hamburg elf, Leipzig m. Man nennt sie gewöhnlicher Respecttage. Man betrachtet es als ein üb-Zeichen, wenn der Acceptant die Respecttage sämmtlich benutzt, und es ist Sitte, acceptirten Wechsel bei der ersten Präsentation zu bezahlen.

Discus, bei den Griechen und Römern, eine steinerne oder metallene, flach gehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befestigte rfscheibe. Das Discuswerfen gehörte zu den gymnastischen Übungen. Es de in den olympischen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den ern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perseus soll ihn erfunden ha- und Apollo tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, auf die Hostien bei der Consecration liegen, Discus genannt. Desgleichen auch mittlere Theil einer Blüthe.

Disjunction, s. Urtheil.

Dispache, die Auseinandersetzung oder Vertheilung eines Seeschadens r die zur Theilnahme verpflichteten Personen, nach demjenigen Seerecht, wel- Schiff und Ladung zur Zeit des erlittenen Schadens unterworfen waren. Die den großen Seehäfen von der Obrigkeit zu diesem Geschäfte angesetzte Person **Dispacheur**. Dieser entwirft nach Gesetzen, Herkommen, Schiffspapieren Verklarung (dem über den Schaden aufgenommenen Protokoll) die Berech- , und bestimmt die Ausgleichung zwischen den Versicherern, Befrachtern und dem dabei betheiligten Personen. (Vgl. Avarie.)

Dispensation, die Aufhebung oder Modification eines verbietenden ges für einen einzelnen Fall, welche von der höchsten Gewalt ausgeht, und so cher Art sein kann, als die verbietenden Gesetze selbst sind. Sie steht, was liche Angelegenheiten betrifft, in monarchischen Staaten dem Regenten zu, allein e bei allzu häufigem Gebrauch das ganze Gesetz aufhebt, oder auch in einzelnen igen Verhältnissen die Grundlagen der Staatsverfassung erschüttern kann, so es constitutionelle Ausnahmen dieser Befugniß. In geistlichen (vorzüglich in chen) ist die Dispensation in der katholischen Kirche eine Sache der geistlichen igkeit, des Bischofs; in den wichtigern Fällen (z. B. von abgelegten Gelübden) dem Papste selbst vorbehalten. Die weltliche Regierung kann nur verlangen, ihre Unterthanen dergleichen nicht ohne ihr Vorwissen suchen und erhalten. In evangelischen Kirche ist das Dispensationsrecht an die Landesherrn, oder wenn katholisch sind, an die Staatsregierung und die von derselben eingesetzte oberste liche Behörde gekommen. Die Dispensation ist Gnadensache; es kann also Versagung derselben nie ein rechtliches Gehör verlangt werden. Sie hat ihre rlichen Grenzen, indem sie eines Theils den erworbenen Rechten Andrer nichts chen, daher die Ertheilung und ihre Wirkungen wol im Wege Rechtens ange- ten werden können, andern Theils, indem sie niemals mit rechtlicher Wirkung olchen Gesetzen eintreten kann, welche eine schon von Natur oder nach den Vor- ften der Religion unbedingt unerlaubte und schändliche Handlung verbieten. ber ist z. B. das Verbot der Ehe zwischen Ältern und Kindern, und zwischen Ge- wistern einer Dispensation unfähig („Preuß. allg. Landrecht", Th. II, Tit. I, 10) und ebenso würden Dispensationen zu Mord, Diebstahl, Betrug und An-

derm, was schon nach dem Vernunftrecht für Verbrechen ist, ohne rechtliche Wirkung sein. Der Souverain ist schon durch seine Eigenschaft als Regent von den Verboten der gewillkürten Gesetzgebung frei (princeps legibus solutus est), allein von jenen natürlichen Verboten kann er sich auch nicht dispensiren, sondern nur, wenn er sie übertritt, nicht zur persönlichen Verantwortung gezogen werden. Seine eigne Befreiung geht daher rechtlich nicht weiter, als er auch Andre dispensiren könnte, und constitutionelle Gesetze können ihn auch hierin noch mehr beschränken. 37.

Dispensatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin alle Arzneimittel angegeben sind, welche in der Apotheke vorräthig gehalten werden sollen, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeschrieben wird. Fast jedes Land und viele große Städte haben ihre eignen Dispensatorien, nach welchen die Apotheker sich zu richten verbunden sind.

Dispondäus, s. Rhythmus.

Disposition, s. Schlacht.

Disputation, ein von Zweien oder Mehren zugleich mündlich, insbesöffentlich angestellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das Gegentheil von Dem zu behaupten sucht, was die andre (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Der Hauptzweck eines solchen Wettstreits sollte immer nur sein, durch methodische Aufstellung der Beweise und Gegenbeweise Wahrheit und damit Einstimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Übung oder Bewährung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Disputirens stellt die angewandte Logik auf. — Inaugural- (Einweihungs-) disputation, eine solche, die zum Antritt einer akademischen Stelle gehalten wird. — Habilitationsdisputation, durch welche das Recht, Vorlesungen zu halten, erlangt wird. — Promotionsdisputation (pro gradu), durch welche man eine akademische Würde erwirbt. Sie werden mit oder ohne Präses, d. i. einen ältern vorsitzenden Lehrer der Universität oder Schule, gehalten. — Auch wird die beim Disputiren zum Grunde gelegte Streitschrift Disputation genannt.

Dissenters (wörtlich: Widersprechende, Andersdenkende), s. Anglicanische Kirche.

Dissidenten nennen seit 1736 die Polen Alle, die der herrschenden (katholischen) Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben: als Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausschluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Schon bei Luther's Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Augusts Regierung (1548 — 72) so sehr ausgebreitet, daß Viele vom Volke, und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutherisch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder zu einer, auch für politische Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beschworenen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleich gesetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältnisse beider Religionen nicht festzusetzen, und veranlaßte dadurch die blutigsten Zwiste. Den Dissidenten wurden ihre nachher mehrmals bestätigten Rechte nach und nach entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren sie einige Jahre später (1733) unter August III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde sogar ein altes Gesetz erneuert, vermöge dessen jeder König katholisch sein mußte. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowski brachten die Dissidenten ihre Beschwerden, auf dem Reichstage 1766 an, und wurden von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an, und brachte 176

einen Vertrag zu Stande, durch den sie der katholischen Partei wieder gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, so ging nichts in Erfüllung, bis endlich die Dissidenten 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Die neuern Schicksale Polens haben den Dissidenten mit den Katholischen gleiche Rechte verschafft.

Dissonanz, Zusammenklang zweier oder mehrer Töne, deren Verbindung an sich betrachtet dem Ohre widrig ist; dann der Ton oder das Intervall selbst, welches diese Wirkung hervorbringt und um musikalisch zu wirken, regelmäßig in ein consonirendes Intervall übergehen (aufgelöst werden) muß. (S. Intervall und Accord.)

Distanz, die Weite, der Abstand oder die Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzesten Linie zwischen ihnen gemessen wird. Hierbei bedient man sich gewisser gegebenen Mittel, so z. B. um die Distanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu bestimmen, benutzt man seit dem 18. Jahrh. den Vorübergang der Venus vor der Sonne. — **Distanzenmesser**, ein mathemat. Instrument, durch welches man eine Distanz gleich vom Standorte aus bestimmen kann, wie z. B. der **Diastimeter** (s. d.).

Distichon, d. i. ein Doppelvers, besonders ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar. So z. B. Schiller's Distichon auf das Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Da sich der Erguß der Empfindung in dem fortströmenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit zwei fast gleichen Einschnitten versehenen, hemmenden Pentameter sehr lebendig abschildert, so ist dies Versmaß ohne Zweifel die passendste Form für die **Elegie** (s. d.), und wurde daher das elegische Versmaß genannt. Zugleich ist das Distichon zur lieblichen Einfassung einzelner kleiner Gemälde von Gedanken und Empfindungen geeignet. Dies ist die natürliche Ursache, warum der Grieche seine Epigramme fast ausschließlich in diese Form goß; der Deutsche folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des Griechen. Die Nationen, welche das Versmaß nicht haben, nennen wol auch jedes kleine Gedicht in zwei Versen ein Distichon.

Diterich (Johann Samuel), geb. d. 15. Dec. 1721 zu Berlin, zuletzt Oberconsistorialrath und Archidiaconus an der Marienkirche daselbst, wo sein Vater dasselbe Archidiaconat bekleidete. 1738 ging er, vorzüglich um Alex. Baumgarten zu hören, auf die Universität zu Frankfurt, 1742 auf die zu Halle, ward 1744 Hauslehrer, 1748 dritter Prediger an der Marienkirche und Gehülfe seines Vaters, nach dessen Tode 1751 er in die zweite und 1754 in die erste Predigerstelle oder in das Archidiaconat einrückte. 1763 ernannte ihn die Königin zu ihrem Beichtvater; 1770 ward er Oberconsistorialrath, und starb am 14. Jan. 1797. D. war ein Mann von hellem Blicke und achtungswerthem Charakter, der sich auch in der Periode, als Wöllner die kirchlichen Angelegenheiten leitete, durch moralische Klugheit auf seinem Posten zu behaupten wußte und seinem Collegen, dem hyperorthodoxen H. D. Hermes (der nicht mit J. A. und Tim. Hermes zu verwechseln ist), ohne Bitterkeit die große Verschiedenheit ihrer beiderseitigen theologischen Denkart zu verstehen geben konnte. Als ihm einst bei einem Candidatenexamen, da er seine Brille vergessen hatte, Hermes die seinige reichte, um die Stelle aus dem A. T., die Diterich hatte aufschlagen lassen, nachzulesen, äußerte Diterich: „Ich danke Ihnen, lieber Herr College, ich zweifle aber, daß ich durch Ihre Brille werde die heil. Schrift lesen können". — D. machte sich verdient durch s. „Kurzen Entwurf der christlichen Lehre" (neue A. 1781). Er hatte diesen Katechismus 1754

für seine Katechumen aufgesetzt und 1763 vermehrt, 1772 aber u. d. T. „Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu" (neue Ausg. 1788), herausgegeben. Dann schrieb er: „Andachten für Christen, welche zum heil. Abendmahl gehen" (1775). Zweiundvierzig von ihm gedichtete Lieder sind großentheils in unsere neuen Gesangbücher (s. d.) aufgenommen, sowie 26 Nachahmungen alter Lieder, und viele Umschmelzungen älterer Lieder. Durch eine Sammlung, an welcher seine Collegen Kirchhof und Bruhn einigen Antheil hatten, die er u. d. T.: „Lieder für d. öffentl. Gottesdienst" 1765 herausgab, und die zufolge eines königl. Rescripts neben dem Porst'schen alten Gesangbuche bei dem öffentlichen Gottesdienste in Berlin gebraucht wurde, veranlaßte D. die Gesangbuchveränderung in Deutschland. Auch zur Ausarbeitung des neuern berliner Gesangbuchs, von 1780, ward er von Spalding und Teller, welche damit beauftragt waren, zu Rathe gezogen. Endlich schätzt man noch sein „Gesangbuch für die häusliche Andacht" (Berlin 1787). 11.

Dithyrambus, Beiname des Bacchus, weil er zwei Mal geboren worden sein sollte, ein Mal von s. Mutter Semele, und dann aus der Hüfte s. Vaters Jupiter, oder weil ihm mehre Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an seinen Festen gesungen. Da man diese Feste mit allem Übermuth feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der zu diesem Gottesdienst gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raserei athmete. Daher kühnere Bilder und Wortverbindungen; je mehr scheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, desto dithyrambisch wahrer. Nach der wilden phrygischen Tonart ward er in Chören gesungen. Arion aus Methymnä, auf der Insel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerst Lasos aus Hermione ein. Endlich bezeichnet auch ein dithyrambisches Gedicht ein lyrisches Gedicht von wilder, stürmender Begeisterung, wie viele Oden des Pindar.

Ditters von Dittersdorf (Karl), geb. zu Wien 1739, einer der beliebtesten und vielleicht der erste unter den komischen Theatercomponisten unserer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandheit in der musikalischen Declamation und Behandlung seiner Texte, selbst Dichter. Zwölf J. alt zeigte er sich schon als Künstler auf der Violine. Der berühmte Hornist Huboczek empfahl ihn dem Fürsten von Hildburghausen so, daß dieser den jungen Künstler unter seine Pagen aufnahm, und ihm den sorgfältigsten musikalischen Unterricht geben ließ. Lange blieb er am Hof s. Wohlthäters. Eine Verbindung mit Metastasio wurde Ursache, daß er zum Hoftheater nach Wien ging. Darauf begleitete er Gluck nach Italien, und trat nach s. Rückkehr in die Dienste des Bischofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Instrumentalmusik gesetzt; auf Metastasio's Antrieb componirte er jetzt vier Oratorien desselben, die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an, für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Bischof errichtet hatte. Er war dreißig Jahre alt, als er eine Reise durch Deutschland machte und einige Monate bei dem Fürstbischof von Breslau verweilte. Dieser ernannte ihn 1770 zum Forstmeister und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwaldau. Zugleich verschaffte er ihm ein kaiserl. Adelsdiplom, vermöge dessen er s. Name Ditters den Namen von Dittersdorf hinzufügte. Unter s. theatralischen Compositionen erwarb ihm die Oper „Der Doctor und Apotheker", die erste deutsche, welche nach Art der italienischen mit langen Finales versehen ist, und welche er 1786 auf wiener Theater brachte, ferner „Hieronymus Knicker" und „Das rothe Käppchen" den ausgezeichnetsten Beifall. Sogar die Italiener haben s. deutschen Musik italienischen Text untergelegt, und s. Opern wurden in Italien mit Beifall aufgeführt. Er starb, nachdem er zwei Jahre vorher mit 500 Gulden Pension zur Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen auf der Herrschaft des Freiherrn Ignaz von Stillfried, 1799. Seine Selbstbiographie, zum Besten s. hinterlassenen

Digitized by Google

...ille (Leipzig 1801), gibt anziehende Aufschlüsse über ihn und über mehre ...ponisten.

Divan, Diwan, 1) das höchste Staatscollegium bei den Türken. (S. ...manisches Reich.) Auch ist einem jeden Pascha ein Divan zur Seite ...t. 2) In der Türkei, ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüste, wei... man in allen Sälen der Paläste und den Zimmern der Privatpersonen findet. ...s Gerüste ist mit einer kostbaren Tapete bedeckt, nebst vielen gestickten Kissen, ... an die Wand gelehnt sind. Auf diesem Divan ruht der Herr des Hauses ...immt die Besuche an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Di... ...nannt. 3) Nennen die Araber, Perser und Türken eine vollständige Samm... ...gewisser lyrischer Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen, und das Eigen... ...che haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Strophen ... Gedicht durchgeführt ist, Divan. Vollständig ist eine solche Sammlung ...ren Foderungen, wenn sie ebenso viel Abschnitte hat als ihr Alphabet ...aben, und in jedem Abschnitt sich wenigstens ein Gedicht befindet, dessen ...ort mit dem zu diesem Abschnitt gehörigen Buchstaben endigt, wobei jedoch ... Buchstaben ausgenommen sind, weil mit diesem zu wenige oder gar keine ... endigen.

Dividende, derjenige Antheil des Gewinnstes welchen ein Actionair, ein ...aber bei einer Handlungsgesellschaft, von seiner Actie, seinem eingelegten ... jährlich oder halbjährlich erhält.

Division, eine, besonders größere, Truppenabtheilung, gewöhnlich von ...rigaden Infanterie, oder zwei bis drei Brigaden Cavalerie. Daher Divi... ...general. Auch nennt man das Zusammenstoßen von zwei Compagnien oder ...onen oder zweier Züge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarsch, zum ...iren, Division. Daher divisionsweise feuern. Die Division einer ... die unter einem eignen Befehlshaber stehende Abtheilung derselben. — In ...metik heißt Division die Rechnungsart, eine Zahl (den Quotient) oder ... Größe zu finden, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Di... ...dem Dividendus enthalten ist. Ferner heißt Divisio in der Logik die lo... ...Eintheilung. (S. Logik.)

Division (jur.), 1) **Divisio parentum inter liberos.** Älterliche Thei... ...er Verlassenschaft unter die Kinder. Nach römischem Recht haben Ältern ...ältern die Befugniß, ihren dereinstigen Nachlaß ohne weitere Förmlich... ...r die Kinder zu vertheilen. Sie bedürfen dazu keines Testaments (worin ...ungen enthalten sein müßten), sondern nur eines schriftlichen Aufsatzes, ... entweder von ihnen oder von den Kindern selbst unterschrieben ist. Die ... sind dann an die Bestimmung der Theile, auch wenn sie sehr ungleich ist, ge... ..., nur können sie, wenn sie nicht einmal den Pflichttheil haben, dessen Er... ...g fodern. 2) **Exceptio divisionis,** wenn Mehre sich für eine Schuld ge... ...schaftlich verbürgen, so haften sie an sich nur Jeder für seinen Theil (das bene... ...divisionis), aber häufig entsagen sie diesem Vortheil (der exceptio divisio... ...nd erklären damit, daß ein Jeder für das Ganze bürgen will. 37.

Djezzar (Achmet), Pascha von Akre, hemmte Bonaparte's Siegeslauf in ...ten und Syrien. In Bosnien geboren, soll er sich selbst als Sklave an Ali... nach Ägypten verkauft haben. Hier wußte er sich die Gunst seines Herrn in ...hem Grade zu erwerben, daß er sich vom Mamelucken bis zum Befehlshaber ...Kahira emporschwang. Auf seiner fernern Laufbahn verdankte er der Treu... ...keit gegen Wohlthäter nicht weniger, als seinem Muth und seinen Talenten. ...Pascha von Akre machte er sich den Rebellen so furchtbar, daß er zum Pascha ...drei Roßschweifen erhoben wurde. Bald aber zerfiel er mit der Pforte, die jeden ...cha von Unternehmungsgeist mißtraut, und eben dadurch das Streben nach ...bhängigkeit erregt. D. wußte sich durch Gewalt und List auf seinem Po...

sten zu behaupten, ohne daß er den Befehlen von Constantinopel aus mehr ge horchte als ihm gut däuchte. Als Bonaparte 1799 in Syrien einfiel, gerieth D außer sich vor Wuth, daß europäische Christen es wagten, seine Landschaft erober zu wollen. Dieser Ingrimm steigerte seine ungestüme Tapferkeit, und unterstü von dem emigrirten Franzosen Philippeaux, der als Ingenieur die Vertheidigun trefflich leitete, besonders aber von Sir Sidney Smith, der mit einigen englische Kriegsschiffen den nachdrücklichsten Beistand leistete, konnte D. sich rühmen, de Mann, vor dem Europa gezittert hatte, zum Rückzuge gezwungen zu haben. D hatte späterhin blutige Fehden mit dem Großvezir und dem Pascha von Jaffa, u starb 1804. Djezzar's Regierung war so blutgierig und grausam, daß er dave den Namen Djezzar (der Schlächter) führte.

Dobberan, Schloß und Flecken (210 H. und 1400 Einw.) mit Amt eine Stunde von der Ostsee, im Herzogth. Mecklenburg-Schwerin. In der Kirch sieht man die Begräbnisse der alten Herzoge von Mecklenburg und andrer Personen Eine Viertelmeile davon zieht sich der **heilige Damm**, ein hoher Wall dur die Natur künstlich gebildeter und wunderbar gefärbter Steine, weit in die Ostse hinaus. Das Meer soll diese Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeb aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Cistercienserkloster ist jetzt ein fürst liches Jagdschloß. Das eine Stunde von Dobberan entfernte **Seebad**, d älteste deutsche Seebadeanstalt, ward auf Befehl des Herzogs 1793 angelegt. Na an der Ostseeküste liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus welchem das Seewasser durch Pumpen und Röhren zugeführt wird. Man nimm kalte und erwärmte Bäder; auch sind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutte douche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelst Badekarren mit 4 Rädern, welch die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerm Raume, der zum Ent kleiden dient, eine Treppe ins Wasser hinabführt. Gegen die Macht der Meeres wellen ist das Ufer durch eine Mauer geschützt. Ein hohes, schattenreiches Portal vor dem Bade zum Ruhen und zur Abkühlung bestimmt, mit einer schönen Aus sicht auf die weite See, steht am Ufer. Nach dem Bade kann man in einem Lus walde sich Bewegung machen. Seit 1811 ist ein Haus für 12 arme Kranke ei richtet, welche die Bäder ganz frei erhalten. Da nur wenige Curgäste im Bad hause wohnen können, so nehmen alle andre ihre Wohnung in Dobberan, wo ma sehr gutes Unterkommen findet. Für die Verschönerung Dobberans hat der Gro herzog viel gethan. Der Kamp, ein großer Platz, enthält schattenreiche Anlage auch einen Concertsaal. Das große Logirhaus, das zu Wohnungen für Curgä bestimmt ist, hat einen Saal für Spiel und Unterhaltung. Rauschende Vergn gungen sind in das nahegelegene neue Gebäude verwiesen. Seit 1805 ist e Schauspielhaus erbaut. In der Nähe liegen: der Park mit seinem Wasserbecke der Jungfernberg mit seinen Anlagen und der Aussicht auf die mit Schiffen belel See und landeinwärts bis Rostock; der Büchenberg, die Bademühle, die Altho Mühle ꝛc. Entferntere sehenswerthe Orte sind: Dietrichshagen mit seinem Ber einem der höchsten Hügel Mecklenburgs, von welchem aus man den größten Th Mecklenburgs, die Ostsee mit mehren Inseln, bis Holstein überschaut; Warn münde; der koventer Landsee, wo man sich mit der Schwanenjagd belustigen kan u. dgl. m. (Vgl. Vogel's, „Handbuch zur Kenntniß v. Dobberan", Rostock 181

Dobrowsky (Joseph), Abbé, geb. 1754, D. der Philosophie, Mitgl der k. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. u. a. m., lebt zu Prag in der Familie der G fen von Nostitz. Er ist der gelehrteste Slave in der östreichischen Monarchie, u hat sich u. A. durch s. „Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatu (umgearbeitete Ausg., Prag 1818), durch s. „Methodius und Cyrillus", die Ap stel der Slaven, um die Literatur verdient gemacht. Gegenwärtig ist er

kritischen Ausg. des Jornandes für die frankf. Gesellsch. für die ältere deutsche Gesch. beschäftigt. Über s. Leben s. Hormayr's „Archiv", Aug. 1824.

Dobschütz, preuß. Generallieutenant. Nach dem Frieden von Tilsit war er die Auswechselung und Organisirung der Kriegsgefangenen übertragen; er besorgte dieses Geschäft ehrenvoll, und zog sich hierauf in die Stille des Privatlebens auf sein Landgut bei Glogau zurück, wo er jedoch bald den ihm angetragenen Posten eines Kreislandraths übernahm. Als sich 1813 das preuß. Volk zum letzten entscheidenden Kampfe erhob, trat D. wieder in Wirksamkeit, organisirte als Divisionair die 2. Division der schlesischen Landwehr. Er leistete durch die geschickte und entschlossene Behauptung der Stadt Krossen, eines damals für die Armee in Schlesien wie für die Deckung Berlins gleich wichtigen Punktes, seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst, der ihm um so mehr zum Ruhme gereicht, als ihm nur unzulängliche Mittel zu Gebote standen, den, sogar auf den Waffenstillstandsvertrag gestützten Foderungen des Marschalls Victor, zu widerstreben. Er wurde darauf zum Generalmajor ernannt und übernahm nach dem Waffenstillstand das Commando über die zum 4. Armeecorps gehörige Reserve bei Berlin, trug in dieser Eigenschaft bei der Schlacht von Großbeeren sehr viel zur Behauptung der für die Erhaltung Berlins so wichtigen Position von Blankenfelde bei, befehligte in dem Zeitraum zwischen dieser Schlacht und der von Dennewitz eine detachirte Aufstellung in der Gegend von Zahne und vertheidigte sich, von feindlicher Übermacht mehrmals angegriffen, tapfer und nahm an der Schlacht von Dennewitz durch die Vertheidigung der Höhe von Jüterbogk den rühmlichsten Antheil, und trieb endlich den Franzosen bei der Verfolgung nach dieser Schlacht am 19. Sept. bei Mühlberg ein sehr glückliches Gefecht, in dem drei franz. Chasseurregimenter vernichtet wurden. Am 23. Oct. übernahm D. mit s. Brigade die Einschließung von Wittenberg, verwandelte diese Ende Dec. in eine förmliche Belagerung, nahm in der Nacht vom 12. bis 13. Jan. 1814, da das Belagerungscorps schon auf den bedeckten Weg vorgerückt war, und der Feind die Capitulation verweigerte, die Festung mit Sturm. Nach dieser Waffenthat erhielt er den Oberbefehl über das Blockadecorps der Citadelle von Erfurt, ohne jedoch, da die Werke stark und die Mittel zur Belagerung gering waren, etwas Ernstliches gegen dieselbe unternehmen zu können. Nach dem Frieden war Dobschütz als nach Abgang des Fürsten Repnin und des russischen Gouvernements Sachsen bis zur Rückkehr des Königs unter preuß. Verwaltung stand, Militaircommandant in Dresden; während des Feldzuges 1815 Generalgouverneur der Rheinprovinzen und endlich nach Beendigung des Kriegs Commandeur der glogauer Division. 1818 ward er zum Generallieutenant befördert.

Docke (Dockforme), 1) in der Schiffsbaukunst entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen eigentlich liegen, oder auch eine besondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsschiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen, und daselbst aufgeholfen, ausgebessert und kalfatert, oder neu erbaut werden. In diesen Dockenbehältern sind gemeinlich große Schleusen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwasser von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Ist die Arbeit geendigt, und soll das Schiff ablaufen, so werden die Schleusen geöffnet, das Wasser dringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüste befindliche Schiff, und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke ist auch ihre Anlage. Entweder sind sie trocken und erhalten erst durch Schleusen Wasser (Dockforme); oder sie sind an sich voll Wasser (le bassin); oder sie werden nur durch Fluth gewässert (le chantier). 2) In der Baukunst heißen Docken kleine, dicke, unter Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zusammen ein Geländer (Dockengeländer oder Balustrade) ausmachen.

Doctorwürde. Der Name eines Doctors (Gelehrten) kam mit der

Entstehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerst auf der hohen Schule der Rechtsgelehrsamkeit zu Bologna zwischen 1128 und 1158 öffentliche Gewähr, wo der berühmte Irnerius (Werner) seit 1128 die Rechte lehrte, und als Lehrer der Rechte vom Kaiser bestätigt wurde. Dieser soll den Kaiser Lothar II., dessen Kanzler er war, bewogen haben, die Doctorpromotion (die mit angestellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der Juristenfacultät kam diese Anstalt zur theologischen, und man gibt an, die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Bischof von Paris war, habe zuerst die theologische Doctorwürde ertheilt habe. 1329 wurde Wilh. G... vom Collegio zu Asti zuerst zum Doctor artium et medicinae promovirt. Den Philosophen kam diese Würde zuletzt, weil sie sich später zu einer b... Facultät verbanden. Doch behielten sie gewöhnlicher den Magistertitel. Die Doctorpromotionen sind feierlich und öffentlich, oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Die Rangordnung ist: Doctor der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Philosophie. Außerdem werden zu Oxford und Cambridge auch Doctoren der Musik gekrönt. Der große Haydn erhielt von Oxford diesen Ehrentitel, sowie Romberg.

Doctrinairs. In der franz. Deputirtenkammer zeichnete sich seit der zweiten Wiederkehr der Bourbons eine kleine Zahl von Männern aus, welche sich weder zu den Anhängern der unumschränkten Gewalt, noch zu den Vertheidigern der Revolution zählen lassen wollten. Sie stimmten mit dem damaligen Ministerium Decazes und bekleideten zum Theil Stellen im Ministerium, wie die Staatsräthe Camille Jordan und Royer-Collard. Ihr System bezweckte eine constitutionelle Monarchie mit einer größern Kraft der Regierung als die strengern Liberalen zugestehen wollten, aber auch mit mehr Beschränkung der Herrschergewalt, als besonders mit wenigern Rückschritten zur alten Verfassung als die Royalisten verlangten. Mit Decazes traten auch sie von ihren Stellen ab, und haben sich ganz mit der liberalen Opposition vereinigt. Ihr Wortführer war besonders Royer-Collard, ihr vorzüglichster Schriftsteller aber außerhalb der Deputirtenkammer Guizot. (S. Französische Kammern.)

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deukalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der ältesten Orakel in Griechenland war. Das Orakel gehörte dem Jupiter, neben dessen reich ausgeschmücktem Tempel der heilige Hain war, in welchem sich eine prophetische Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe seiner Tochter Theba zwei Tauben geschenkt, welche die Gabe zu sprechen hatten. Diese seien eines Tages von Theben in Ägypten ausgeflogen; die eine sei nach Libyen gekommen, und habe daselbst das Orakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andere sei nach Epirus, wo sie sich auf einen Eichbaum niedergelassen, und mit deutlicher Stimme den Einwohnern angedeutet habe, es sei Jupiters Wille, hier ein Orakel zu gründen. Die weissagenden Priesterinnen gaben die Aussprüche auf verschiedene Art. Bisweilen stellten sie sich nahe an den prophetischen Baum und gaben auf das Gesäusel der Blätter acht; oder sie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entspringende Quelle, und horchten auf das Geräusch des aufsprudelnden Wassers. Auch weissagten sie aus dem Geräusch, das durch das Zusammenschlagen mehrerer an den Säulen des Tempels hängender Kupferbecken entstand u. s. w.

Döderlein (Johann Christoph), Theolog, geb. am 20. Jan. 1745 zu Windsheim in Franken, wo sein Vater Prediger war, besuchte das dortige Gymnasium, bezog 1764 die Universität Altorf, verwaltete dann eine Hauslehrerstelle und ward schon in seinem 22. J. zum Diacon an der Hauptkirche s. Vaterstadt berufen, wo er seine Muße dem Studium der Kirchenväter widmete. Als Schriftsteller machte er sich durch s. „Curae criticae et exegeticae" bekannt und erhielt 1772 die letzte theologische Professur und das Diaconat in Altorf. 1782 nahm

Ruf als 2. Prof. der Theologie nach Jena an, wo er als Geh. Kirchenrath, D. Theologie und 2. Prof. der Theologie am 2. Dec. 1792 starb. Um die Exegese l. T., Dogmatik und Moral erwarb sich D. große Verdienste. Sein „Jesaias" schon bei s. ersten Erscheinung 1775 (3. Ausg. 1789) mit großem Beifall aufnahmen. Seine „Sprüche Salomonis" (1778) galten, vor der Erscheinung der ler'schen Bearbeitung, als die beste praktische Erklärung dieses Buchs. Durch , in Altorf studirende Ungarn bewogen, arbeitete er 1780 s. Dogmatik („Indo theol. christ.") aus, in welchem J. er auch die „Theol. Bibliothek" heraus- zu anfing. Als Dogmatiker war er im südlichen Deutschland der Erste, wel- en dem ältern Lehrsysteme bedeutend abging, streng in der Wahl der Beweis- nach einer gründlichen Exegese verfuhr, reichhaltig in Anführung der verschie- ältern und neuern Meinungen, bündig und behutsam in der Beurtheilung. n Lehrsatz der Dogmatik fügte er die Geschichte der Entstehung und Ausbil- desselben in gedrängter Kürze bei, und bewies auch dadurch seine kritische Be- schaft mit dem Kern der Literatur in der dogmatischen Theologie und Philoso- Sein Compendium der christlichen Moral zeichnete sich durch Umfang, Aus- Gedankenfülle und praktische Anleitung zum Gebrauche derselben für Predi- s. Auch seine Vorlesungen waren sehr praktisch und empfahlen sich durch anziehenden Vortrag. Als Prediger suchte er besonders Rührung zu erwe- Sonntags Nachmittags unterhielt er ein Predigerinstitut bei sich, wo jeder n anwesenden Studirenden kritische Bemerkungen über eine Predigt mittheilte, Döderlein mit bewundernswürdiger Treue des Gedächtnisses nicht nur wie- , sondern auch mit ungemeinem Scharfsinn beurtheilte. (S. Hänlein's mmon's „Neues theol. Journal", 1. Bd., 1. St., und Schlichtegroll's log", 1792. 11.

Doge, Name des Oberhaupts in den ehemaligen italienischen Freistaaten dig und Genua (s. d.). Er ward aus dem Adel, in dessen Händen die rung war, erwählt. In Venedig bekleidete er seine Würde lebenslang, in ei Jahre. Seine Macht war sehr eingeschränkt.

Dogma, 1) Lehrsatz, Lehrmeinung, nach A. ein synthetischer Satz in der sophie, der die Gewißheit in sich selbst, seinem Inhalte nach, trägt. Die sche Philosophie leugnet letztere, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe gehe. 2) Ein Glaubenssatz, eine Glaubenslehre in der Religion; daher matisch, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik, die wissenschaftliche oder systematische Darstellung der christ- Glaubenslehre (Dogmen). Sie sammelt die in den heiligen Büchern einzeln erstreut vorgetragenen religiösen Ideen, entwickelt und beweist dieselben und ver- t sie zu einem Ganzen. Wer diese wichtige und schwere philosophische Wissen- mit Erfolg behandeln will, muß ebensowol der Auslegungskunst als auch der sophie kundig sein. Den ersten Versuch, die christliche Glaubenslehre voll- ig und zusammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im hrh., welchem Aur. Augustinus im 4., Isidorus Hispalensis im 6. und Jo- es von Damascus (s. Damascanus) im 8. Jahrh. nachfolgten. Die Schola- im Mittelalter stellten zwar scharfsinnige Untersuchungen über Gegenstände der stlichen Glaubenslehre an, verfielen aber auf spitzfindige Fragen, und überlu- diese Wissenschaft mit unnützen Feinheiten. Daher die ungünstige Nebenbedeu- des Dogmatischen. Unter den Protestanten schrieb zuerst Melanchthon ein Recht noch geschätztes Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre. Seit dem vori- Jahrh. besonders ward diese Wissenschaft von den protestantischen Theolo- mit vielem Erfolg bearbeitet. N.

Dogmatik, die katholische, ist in neuern Zeiten vorzüglich bearbeitet wor- von Neubauer, Stattler, Zimmer, Gallura, Schwarzhuber, Schwarz, Klü- , Frint, Brenner, Hermes u. A. Die katholischen Bearbeitungen unter'chei-

den sich sehr zu ihrem Vortheil von den protestantischen. Der protestantische matiker hat die unlösbare Aufgabe, das System seiner Kirche nach denen sy schen Büchern darzustellen und doch zugleich die ihm, dem Verfasser, wie Protestanten zustehende Freiheit der Forschung anzuwenden. Aus den Ver diese Aufgabe zu lösen, sind große Widersprüche, gesuchte Wendungen u. s. w standen, und man kann nicht umhin, die Kunst zu bewundern, mit der die stantischen Dogmatiker auf einem so dornichten Felde sich bewegt haben. D tholische Dogmatiker hat in der die Schrift erklärenden Tradition und in de cilien seiner Kirche eine feste Grundlage, auf der er, ohne inconsequent zu fortbauen kann. B.

Dogmatismus, auch **Dogmaticismus**, dogmatische M heißt 1) das streng wissenschaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich da bei welchem man, wie in der Mathematik geschieht, wo die Grundsätze e Wahrheiten sind, von Grundsätzen ausgeht, und aus diesen durch Beweise di sätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Besondern fortschreitet. ses progressive oder synthetische Verfahren ist nur da möglich und anwendbar, der Grundsätze schon gewiß sein kann (daher auch mathematische Methode), auf gesetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene oder in ihm haltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben na heit und Gewißheit der Erkenntnisse die größte Befriedigung. Inwiefe philosophische Grundsätze dieselbe Gewißheit, wie die mathematischen nicht und man sie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Grundsätze ausdrück stillschweigend voraussetzt, um aus ihnen alle philosophische Wahrheiten i rechter Ordnung abzuleiten, insofern heißt 2) Dogmatismus oder dogmatis thode in der Philosophie, der Form nach, diejenige, welche etwas als gewiß oder voraussetzt (behauptet), worauf sie ihr ganzes System baut; besonders i diese Voraussetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angen ist, oder, der Materie nach, diejenige Ansicht, welche die Möglichkeit ein matischen Erkenntniß des Wesens der Dinge (die objective Realität unserer E niß und das Dasein objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der D ker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philosophie befolgt, glaubt nicht es philosophische Sätze gebe, denen an sich objective Gültigkeit zukomme (D ma), und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Abstra Einsicht in das Wissen aller Dinge entwickeln könne. Hierdurch bekommt d druck **Dogmatiker** und **dogmatisch** noch eine doppelte Nebenbedeutung, man unter jenem einen Lehrer versteht, der theils gewisse Grundlehren als un und apodiktisch gewiß (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem matischen Das, was mit apodiktischer Gewißheit oder als untrüglich behaupt theils Dogmatiker Den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und sen, als den Formen des Verstandes, und mithin zu der Folgerichtigkeit steme ein unbegrenztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne schon d richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgesetzte allgemeine Prin lebendige Einsicht in die Natur der Dinge erworben werden; und dogmatis ein solches System betrifft. Dem Dogmatismus in der Philosophie im Sinne, welcher aus willkürlichen und ungeprüften Grundsätzen eine Ansicht Wesen der Dinge systematisch zu entwickeln sucht, und dasselbe **a priori** zu glaubt, ist entgegengesetzt theils der **Skepticismus** (s. d.), welcher die objec wißheit menschlicher Erkenntniß sammt dem Besitz objectiver Unterscheidung der Wahrheit überhaupt, mithin auch die Realität der philosophischen E leugnet oder bezweifelt, theils der **Kriticismus** (oder die kritische Methe cher von einer Prüfung des Erkenntnißvermögens zu der Theorie der Er selbst fortgeht, oder, wie der Kant'sche (mit welchem er nicht zu verwechseln

uptet, daß der Menſch nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich zu erken- vermöge, mithin ſeine Erkenntniß bloß ſubjective Gültigkeit habe, über das ſen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts beſtimmen könne. T.

Dogmengeſchichte. Vermöge ihrer Aufgabe, den Urſprung und die ſänderungen der chriſtlichen Glaubenslehren hiſtoriſch darzuſtellen, ſoll dieſe Wiſ- ſchaft nachweiſen, was in jeder Periode der Entwickelung des kirchlichen Chri- ſtums von der ſich rechtgläubig nennenden Kirche und von einzelnen Secten als ſtliche Religionswahrheit anerkannt und gelehrt wurde, aus welchen Quellen einzelnen Lehren hervorgingen und mit welchen Gründen man ihre Glaubwür- it bewies oder beſtritt, welche verſchiedene Grade der Wichtigkeit ſie in verſchie- n Zeiten erhielten, und welche Umſtände das Urtheil darüber beſtimmten, end- welche Art des Vortrags, der Form und Zuſammenſtellung der Glaubensleh- der Periode eigen war. Die öffentlichen Glaubensbekenntniſſe, Acten der Kir- verſammlungen, Briefe und Verordnungen der Kirchenobern, Liturgien und ſalbücher, die Werke der Kirchenväter und ſpätern Kirchenſchriftſteller, auch richten gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſind die Quellen der Dogmengeſchichte, Studium in den Urſprachen man mit genauer Kenntniß der politiſchen, Li- - und Kirchengeſchichte verbinden muß, um den Stoff dieſer Wiſſenſchaft auf- den; ihn in das rechte Licht zu ſtellen und ſich den herrſchenden religiöſen und ſchen Geiſt jeder Periode mit den Verhältniſſen, Umſtänden und Perſonen, n beſtimmten, treu zu vergegenwärtigen, wird aber nur Der vermögen, der ſchen Sachkenntniſſen auch Scharfſinn, Combinationsgabe und philoſophi- Geiſt genug beſitzt, um bündige Reſultate auszumitteln, Unbefangenheit und teilichkeit genug, um Zeiten und Meinungen zu finden, wie ſie wirklich wa- Umſicht und Billigkeit genug, um, was ganzen Zeitaltern als wahr und gött- ſchien, nach den Bedingungen des Standpunktes ihrer Bildung zu würdigen. Geſchichte der chriſtlichen Dogmen ſeit der Entſtehung des Chriſtenthums bis halt man am bequemſten in acht Perioden. Die 1. von der Stiftung chriſt- Gemeinden bis zum Aufkommen des Gnoſticismus (um 125) iſt das Zeitalter reinlichen Einfalt, die ſich auf Verbreitung der Lehren Jeſu ohne gelehrte ſuchung und ſyſtematiſche Anordnung derſelben beſchränkte. Die 2. (von — 325) zeichnet ſich durch Erwachen der Speculation, zuerſt in den Syſtemen Gnoſtiker, und durch Anwendung griechiſcher Philoſophie auf die chriſtliche aus, Letztere wurde in Alexandrien beſonders von Clemens und Origenes cht, während die durch Juſtin, Irenäus, Tertullian und Cyprian angeregte durchgängiger Einheit der Kirche und des Glaubens zu Verketzerungen und tigkeiten führte. Das Bedürfniß feſter Lehrbeſtimmungen ſollte das Conci- zu Nicäa (325) befriedigen, aber dieſer Verſuch, eine geſetzgebende Gewalt den Glauben der Chriſten aufzuſtellen, entzündete einen Parteigeiſt, der in heftigen Arianiſchen, Neſtorianiſchen und monophyſitiſchen Streitigkeiten mehr mmal ungewiß machte, was rechtgläubige Lehre ſei und die Entſcheidung dar- in die Hände der Hierarchen brachte. Die 3. Periode (325 — 604) iſt daher Zeitalter der kirchlichen Beſtimmung des Lehrbegriffs durch das Anſehen der ſien und Kirchenobern, unter denen einige an Geiſt, Charakterkraft und Thä- hervorragende Lehrer (Athanaſius, Baſilius d. Gr., die beiden Gregore, nymus, Auguſtinus und die beiden Päpſte Leo I. und Gregor I.) die Orakel Rechtgläubigen wurden. Die 4. Periode, von dem Tode dieſes Gregors (604) auf Gregor VII. (1073), zeigt nur im Vordringen der Kirchenregenten zur un- ränkten Herrſchaft Leben, ſonſt aber blinden Kirchenglauben, geiſtloſes Nach- n, Scheu vor Unterſuchung und Neigung zum Abenteuerlichen. Auch in der chiſchen, nun von der lateiniſchen immer mehr geſchiedenen Kirche ſiegte der glaube durch die Entſcheidung des Bilderſtreits für die Bilderverehrung und die

Entartung der Byzantiner drückte den Geiſt dieſer Kirche nicht weniger nie die Verbreitung des Islamismus. Dennoch kam in ihr während dieſer P durch Johannes von Damascus (ſt. 754) die erſte Dogmatik, eine ſyſtematiſc viſion des griechiſchen Kirchenglaubens zu Stande. In der 5. Periode, von VII. bis Luther (1073 — 1517), entwickelte ſich neben dem Glaubensdespo der nun auf den höchſten Gipfel ihrer Macht geſtiegenen Päpſte durch aber Erwachen des philoſophiſchen Geiſtes in der lateiniſchen Kirche die ſcholaſtiſch logie, die ihren ſubtil ausgeſponnenen dogmatiſchen Syſtemen nur dadurch n nach Duldung verſchaffen konnte, daß ſie der päpſtlichen Gewalt dienſtba und das Bemühen, Vernunft und Chriſtenthum in Übereinſtimmung zu b auf eine gezwungene Demonſtration der Erweislichkeit des herrſchenden K glaubens beſchränkte. Die Gegner der Scholaſtik, die Myſtiker, brachten kenntniß der Dogmen ſelbſt nicht weiter, weckten aber durch ihr Dringen auf Religioſität und thätiges Chriſtenthum den Sinn für die wahren Zwecke de lichen Religionslehre, aus dem eine ſeit den Concilien zu Konſtanz und Ba mehr zu unterdrückende Oppoſition gegen das römiſche Kirchenthum her So war die 6. Periode, das Zeitalter der Reformation, vorbereitet. Die liſche Kirche ſchloß darin ihren alten Kirchenglauben mit den durch die P gegen den Proteſtantismus nothwendig gewordenen genaueren Beſtimmung einzelne Dogmen auf der Kirchenverſammlung zu Trient ſchon 1564 ab. D durch die Reformatoren auf die Bibel als einzige Erkenntnißquelle chriſtlicher heit zurückgeführten Proteſtanten legte der Geiſt freier Unterſuchung den G einer neuen lichtvollen und ſchriftmäßigen Behandlung der Dogmen. M thon gab der lutheriſchen, Calvin der reformirten Kirche die dieſem Geiſte e chende Dogmatik. Doch kämpften die Meinungen der Parteien im Innern Kirchen um den Preis der Alleingültigkeit mit einer Hitze, die die Vereinigun der Autorität ſymboliſcher Lehrnormen nothwendig zu machen ſchien. D ſchließung derſelben durch die Concordienformel (1580) für die lutheriſche un die dortrechter Synode (1618) für die reformirte Kirche beginnt die 7. Per Dogmengeſchichte, das Zeitalter des Stillſtandes der Orthodoxen in beiden und der Verketzerung andersdenkender Theologen. Dieſe von den antitrinitariſch fanatiſchen Secten wol zu unterſcheidenden Beförderer freier Forſchung (Co ſeine Schule in der lutheriſchen und die Arminianer oder Remonſtranten formirten Kirche) zeigten in den nun heftiger als je ausbrechenden Strei mehr Talent zur Ausmittelung urchriſtlicher Wahrheit und leiſteten zur Re der Dogmatik von ſchriftwidrigen Vorurtheilen größere Dienſte als die m engten und verfolgungsſüchtigen Orthodoxen. In der katholiſchen Kirche w Hinausſchreiten der Jeſuiten über die tridentiniſche Lehre zu noch größern Papſtgewalt günſtigern Beſtimmungen und ihre Abweichung von der Theol Auguſtinus und Thomas von Aquinum ſtarken Widerſpruch unter den ni diſchen und franz. Theologen auf, die in den Janſeniſtiſchen Streitigkeiten, Hofränke und päpſtliche Machtſprüche mehr als durch Gründe beſiegt, der welt das Bedürfniß tieferer Unterſuchung der Rechte des Papſtes und der da ſammenhängenden Dogmen überlieferte. Während hier der Quietismus den men Gefühlen lebendigere Nahrung verſprach, als die Ceremonien der nu Ketzer eifrigen, aber in der Sorge für die Seelen ihrer Gläubiger ſehr lauen, machte unter den Proteſtanten auf einer Seite der Pietismus die Rechte de zens in Sachen des Glaubens geltend, auf der andern Seite der Einfluß en und franzöſiſcher Freidenker die Welt der Gebildeten geneigt, den kühnſten taten einer kritiſchen Reviſion der ganzen Dogmatik Beifall zu geben. Die riode ſeit der Mitte des 18. Jahrh. bis jetzt iſt das Zeitalter dieſer kritiſchen R und neuen philoſophiſchen Begründung der chriſtlichen Dogmen. Die immer

nten Grundsätze der Lehrfreiheit gestatteten eine durch kein System oder
el gebundene, rein grammatisch-historische Exegese, deren Ergebnisse nun
leitung der philosophischen Vernunft zur Bestimmung des Inhalts der christ-
Glaubenslehre um so mehr hinreichend erschienen, da eine gründlichere Ge-
forschung gleichzeitig nachzuweisen wußte, wieviel von Gehalt und Form der
n Dogmen des alten Kirchensystems Menschenwerk und Folge wechselnder
stände gewesen sei. Der dabei über die Schranken des Heilsamen vordrin-
Neigung zu neuen Gestaltungen setzten sich bald Vertheidiger des alten Sy-
mit ungleicher Consequenz entgegen, um aufgegebene Dogmen zu retten und
würdigten wieder Ansehen zu verschaffen. So entstand ein Kampf zwischen
len und supranaturalistischen Dogmatikern, der, seit im 19. Jahrh. eine
e Mystik und Überfrömmigkeit, sowie der durch den Versuch einer Union
rotestantischen Confessionen aufgeregte Parteigeist und eine mißtrauische Po-
die Seite der letztern getreten sind, in scharfen, unerfreulichen Gegensätzen
irchen und einzelne Gemeinden spaltet. Dieser Zwiespalt fällt unter den
nten am stärksten ins Auge, blieb aber auch der katholischen Kirche nicht
die in dieser Periode wissenschaftlicher und politischer Revolutionen starke
ssung erhielt, an ihren wichtigsten Unterscheidungslehren irre zu werden und
werkennbare Zeichen verrieth, daß die gepriesene Einheit des Glaubens bei
r Wirklichkeit auch nicht zu finden sei. Nur die griechische Kirche hat seit
ennung von der lateinischen, was ihre Dogmen betrifft, wesentliche Ver-
gen nicht erfahren und an jenen Gährungen im Ganzen keinen Antheil ge-
, weil die ihr angehörenden Völker entweder nicht mehr oder noch nicht für
aftliche Bildung empfänglich waren. — Fast in dieser letzten Periode ist die
der Dogmatik und Kirchengeschichte beiläufig mit abgehandelte Geschichte
men durch Ernesti, Semler und Beck zu dem Range einer selbständigen
chaft erhoben und von Münscher („Handbuch der christlichen Dogmenge-
, Marburg 1802 — 4, 4 Bde.), freilich nur bis zum Anfange des
h, am besten bearbeitet worden. Was für die Geschichte einzelner Dogmen-
ieden Verdienstliches geleistet wurde, wartet noch auf eine befriedigende Zu-
stellung, welche in dem kurzen „Lehrbuche der christlichen Dogmengeschichte"
usti (Leipzig 1805) begreiflicher Weise nicht gesucht werden kann. 31.
ohm (Christian Wilhelm v.), k. preuß. Geh.-Rath und Kammerpräsi-
durch Grundsätze, Geist und Verdienst ausgezeichneter Staatsmann und
r, geb. zu Lemgo den 11. Dec. 1751, Sohn des lutherischen Predigers
bildete sich durch das Studium der alten Literatur und der britischen Clas-
Dirs und der Eindruck, den die Werke der aufblühenden schönen Literatur
schen auf ihn machten, gab seiner Neigung zur Geschichte eine höhere Rich-
obei ihn sein gutes Gedächtniß unterstützte. In Leipzig studirte er Rechts-
akeit, Philosophie, Geschichte und alte Literatur und erhielt 1773 den
) Berlin, als Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruders des Kö-
llein diese Stelle war seinen Studien hinderlich; er legte sie daher nach 6
nieder, blieb jedoch in Berlin, wo ihn Büsching zu literarischen Unterneh-
aufmunterte, unter welchen s. Übers. von Ives „Reisen nach Indien und
mit Zusätzen, die wichtigste war. 1774 ging er nach Göttingen, wo er
othek benutzte. Hier begann er s. „Geschichte der Engländer und Franzosen
Indien (Leipz. 1776, erster Bd.). 1776 nahm er den von Schlieffen er-
Ruf als Professor an das Carolinum zu Kassel an, lehrte mit Beifall bei
ittencorps, und gab mit Boje das „Deutsche Museum" heraus. Die Ge-
es östlichen Asiens war sein Hauptstudium, und es erschien von ihm, aus
efundenen Originalhandschriften, des aus Lemgo gebürtigen Kämpfer
ich Japan". 1777 ward ihm die Stelle eines Hofmeisters bei dem zwei-

ten Sohne des Kronprinzen von Preußen angetragen. Dohm ging nach Ber
und wurde dem großen Friedrich vorgestellt; allein er lehnte jenen Antrag ab, u
bat um eine Anstellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. Auf die Em
pfehlung des Ministers von Herzberg wurde er 1779 bei dem Depart. der auswä
Angelegenheiten mit dem Charakter eines Kriegsraths und Geh.-Secretairs, a
Archivars, angestellt. Hier arbeitete er in deutschen Reichssachen; auch hatte er ein
Theil des Haus- und Staatsarchivs unter seiner Aufsicht. Wie er sich hier, im U
gange mit Herzberg, auf demselben Wege, den dieser selbst gegangen war, zum G
schäftsmanne gebildet, bekennt er selbst in der Vorrede des 1. Bds. s. „Denkwü
digkeiten". Außer den laufenden Geschäften lernte er die Begebenheiten der Vorz
mit urkundlicher Gründlichkeit kennen. Insbesondere nahm er an den Arbeit
Theil, welche gegen Östreichs Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gericht
waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. (Vg
Herzberg.) In dieser Zeit gab D., außer s. „Geschichte des bairischen Erbf
gestreits" (Frankfurt u. Leipzig 1779, 4.), zwei Staatsschriften heraus, „Über
danziger Irrungen" und „Über den Fürstenbund". Auch erschien 1781—83
berühmtes Werk „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden", wozu ihn Me
delssohn veranlaßt hatte. Es traf gleichzeitig mit Josephs II. Reformen in der A
handlung der Juden zusammen, ohne daß diese den Verf. auf die Idee s. Buchs
bracht hatten. D. besaß fortwährend das Vertrauen Herzberg's; der König erthe
ihm 1783 den Charakter eines Geh.-Raths, und ernannte ihn 1786 zum kleveschen
Directorialgesandten im westfälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister
kölnischen Hofe. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Adelstand. H. v. D.
nahm den Gesandtschaftsposten nur ungern an. Die Geschäfte waren zu üb
häuft; besonders machten, nach Friedrichs Tode und Herzberg's Abgang aus d
Ministerium, die aachner und noch mehr die lütticher Commission seine Lage hö
unangenehm. Das Reichskammergericht hatte nämlich dem Kreisdirectorium
Beilegung der Unruhen in der Reichsstadt Aachen und die Reform der Verfass
derselben aufgetragen. D. entwarf eine verbesserte Constitution; aber in dem A
genblicke ihrer Einführung (1792) wurde Aachen durch die franz. Waffen v
deutschen Reiche getrennt. Einen ähnlichen Auftrag hatte der Aufstand eines Th
des lütticher Volks gegen seinen Fürstbischof (1789) veranlaßt. Aber der pre
Hof zerfiel über dessen Vollziehung mit den beiden andern kreisschreibenden Fürst
und zuletzt mit dem ganzen Reiche. In Lüttich entstand ein bürgerlicher Kri
den nur Östreichs bewaffneter Zutritt zu Gunsten des Fürstbischofs endigte (179
Dohm's Bemühungen, das Beste des Landes durch eine die Rechte des Fürs
und der Stände wohl vereinende Verfassung zu begründen, sowie des preuß. Ho
Benehmen, wurden erst in der Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Das Vord
gen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. D
Krieg mit Frankreich brach aus (1792), und der Kreistag — nach mehr
50 Jahren der erste! — ging bei der Annäherung des Feindes aus ein
der. Auch Dohm mußte aus Köln flüchten, im Dec. 1792. Außer d
von den Franzosen nicht besetzten Theile des westfälischen Kreises umfaßte sein
sten auch den niedersächsischen Kreis. Als Preußen nach dem baseler Frieden,
Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aus preuß., hanöv. u. bra
schweig. Truppen unter dem Herzog von Braunschweig aufstellte, wurde ihm
Direction des für jenen Zweck nach Hildesheim 1796 und 1797 berufenen C
vents der niedersächsischen, eines Theils der westfälischen und andrer Reichsstä
anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. Nov. 1797) ernan
ihn der jetzt regierende König zu s. Gesandten bei dem Friedenscongreß zu Rast
neben dem Grafen von Görz und dem Freiherrn von Jakobi. Als im April 17
der Con[illegible] den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier fra
Ge[illegible] wurde, entwarf H. v. D. im Namen des diplomatischen Co

richt über dieſe Gräuelthat. Er kehrte hierauf zu den Geſchäften des Neu-
ſyſtems im nördlichen Deutſchland zurück. Nach dem Luneviller Frieden
ab ihm die Entſchädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen
erluſt Beſchäftigung, und bei der Beſitznahme der Preußen zugetheilten
urde ihm die Organiſation der ehemaligen Reichsſtadt Goslar übertragen.
ernannte ihn der König, mit Beibehaltung des Directorialgeſandtſchafts-
in dem noch übrigen weſtfäliſchen Kreiſe, zum Präſidenten der für die Pro-
furt-Eichsfeld-Nordhauſen und Mühlhauſen zu Heiligenſtadt errichteten
und Domainenkammer. Er blieb auf dieſem Poſten, wie der König allen
ienern befohlen, als Preußen 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten,
Provinz Erfurt-Eichsfeld vom Feinde beſetzt war, um zur Linderung des
Schickſals der Unterthanen ſo viel beizutragen, als möglich war, weßhalb er
im Dec. 1806 mit einer ſtändiſchen Deputation nach Warſchau begab,
apoleon vorgeſtellt wurde. Es gelang ihm, die Zerſplitterung des Landes
ei franz. Gouverneurs abzuwenden. Durch den tilſiter Frieden 1807 vom
Staate getrennt, und durch ſ. Beſitzungen an das neue Königreich Weſtfalen
, mußte er wider Willen in demſelben bleiben. Auf Befehl des franz. Ge-
ndanten reiſte er an der Spitze einer Deputation der Landſtände und Ver-
sbehörden im Sept. 1807 nach Paris. Nach ſeiner Rückkehr ward er im
07 in den Staatsrath mitberufen. Allein ſchon im Februar ernannte ihn
g zu ſ. Geſandten am dresdener Hofe. So wenig das diplomatiſche Leben
igung entſprach, ſo angenehm wurde ihm dieſer Poſten. Seine wichtig-
handlung war die eines Handelsvertrags. Endlich bewog ihn im April
e gefährliche Bruſtentzündung ſeine Entlaſſung zu ſuchen. Er erhielt die
ſ, auf ſeinem Gute Puſtleben in der Grafſchaft Hohenſtein zu wohnen,
den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebte er vorzüglich
eſchichtbuche. Dieſes Werk: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Bei-
Geſchichte von 1778 bis 1806" (Lemgo und Hanover 1814 — 19
, (bis zum Tode Friedrich des Großen)", gibt viele Aufſchlüſſe über
e wichtigſten Perſonen und Begebenheiten aus der Zeit ſeit 1778,
ellen und eigner Beobachtung oder Theilnahme; auch wird es ſeines
nd ſeiner klaren Entwickelung wegen geachtet. Liebe des Rechts und
ſche Würdigung menſchlicher Handlungen ſind die Seele deſſelben. D.
rb d. 29. Mai 1820 auf ſ. Gute Puſtleben. Sein Schwiegerſohn, W.
at Dohm's Biographie (Lemgo 1824) geſchrieben.

olce (Carlo), auch Carolino Dolce, ein berühmter Maler der florentini-
ule, geb. zu Florenz 1616 und daſelbſt geſt. 1686, war ein Schüler des
ligniali, und ſeine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausſpruch, den Charak-
, den ſein Name bezeichnet. Sie beſtehen meiſtens aus Figuren von Ma-
nd andern Heiligen beiderlei Geſchlechts, die voll gefälliger Sanftheit ſind.
ihm ſogar charakterloſe Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der
ng nähert er ſich der holländiſchen Manier. Doch hat er ſich beſonders
onnen häufig wiederholt; auch ſchimmert in ſ. Bildern jene Furchtſam-
Schwermuth hindurch, die ihn bis in ſ. Tod beherrſchte. S. Werke ſind
uropa verbreitet; beſonders in Florenz. Zu ſeinen Hauptſtücken gehören
er dresdner Galerie: 1) die Cäcilia oder die Orgelſpielerin; 2) der in
h tauſendmal nachgeahmte Chriſtus, der das Brot und den Kelch ſegnet;
as mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner der in Paris befind-
tus am Ölberge.

ll (Friedrich Wilhelm), Profeſſor der Bildhauerkunſt in Gotha, geb. in
auſen 1750, einer der geſchickteſten Bildhauer Deutſchlands. Herzog

Ernst von Gotha unterstützte den jungen Döll, daß er seit 1770, in Paris, mit Houdon, studiren, dann 8 Jahre lang in Italien, und besonders in Rom sich der Kunst widmen konnte. Der Antiquar Reifenstein leitete seine Studien in Ita und Winckelmann würdigte ihn seiner Aufmerksamkeit. Sein erstes Werk Bedeutung war Winckelmann's Denkmal, das die Ehre erhielt, im Pantheon Rom aufgestellt zu werden. Nach seiner Zurückkunft wurde ihm in Gotha Aufsicht über die herzogl. Kunstkammer und die Galerie der Abgüsse von Antik übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenschule. Die bedeutendsten Werke sind die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe, Glau Liebe und Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Leibnitz's Denkmal zu Ha nover und Kepler's Denkmal zu Regensburg. Aus allen s. Arbeiten leuchtet die Bekanntschaft mit den classischen Werken der alten Kunst hervor. Er starb Gotha den 30. März 1816. Zwei s. Söhne sind ebenfalls Künstler.

Dollart, Meerbusen der Nordsee zwischen Ostfriesland und der holländ. Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems, 2½ deutsche Meilen lang und ½ Meile breit, entstand aus einem vom Meere verschlungenen Strich Landes. Alte Nachrichten zufolge, brach zuerst 1277 das Wasser mit unwiderstehlicher Gewa herein, und da die Fluten sich in den folg. J., vornehmlich 1287, wieder ein ten, so bildeten sie nach und nach den jetzigen Meerbusen, auf dessen Stelle gu an funfzig größere und kleinere Ortschaften gestanden haben sollen. Auf den alt von Sanson, Allart ꝛc. herausgeg. Charten des Fürstenth. Ostfriesland, auch der Homann'schen von 1730, findet man Abbildungen des verschlungenen Land strichs, deren Richtigkeit dahingestellt bleiben muß. Durch die Vervollkommnu der Wasserbaukunst sind in den letzten Jahrh. dem Meere, besonders an der fla ostfriesischen Seite, bedeutende Strecken Landes wieder abgewonnen, und d dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Unfällen gesichert worden.

Dollond (John), ein Engländer, berühmt durch diejenige Verbesse der Fernröhre, von welcher im Art. Achromatisch die Rede gewesen ist. E machte diese Erfindungen, geleitet durch einen Wink des berühmten Euler, 17 Man hatte sich nämlich bis dahin genöthigt gesehen, den Gläsern der Fernröhre verhältnißmäßig sehr geringe Öffnung (Apertur) zu lassen, indem man Blend um ihre Ränder legte, wodurch die farbigen Ränder, welche dem Bilde Deutlichkeit rauben, vermieden werden sollten. Da eine solche geri nung aber anderseits die Helligkeit sehr verminderte, so kam es darauf an andres Mittel zur Vermeidung jener farbigen Ränder zu erfinden. Dies nun D., indem er seine Gläser aus verschiedenen Glasarten (dem Flint- und Cro glase) zusammensetzte, wie man dies im „Account of some experiments con ning the different refrangibility of light, by Mr. John Dollond" („Phil transact.", Bd. 50, Th. 2, S. 733) dargestellt findet. Dadurch gelang es ihm Fernröhre mit so großen Öffnungen und mit so starken Vergrößerungen im V hältnisse zu ihrer Länge, zu Stande zu bringen, daß sie alles bis dahin Gesa weit übertrafen. Sein Sohn, Peter Dollond, trieb diese Verbesserung noch weiter; und man nennt die nach ihrem Verfahren eingerichteten Fern Dollonds. Vor dieser Erfindung hatte er auch Fernröhre mit 6 Augengl verfertigt, die damals großen Beifall fanden. Er starb 1761. S. Priest „Geschichte u. gegenwärt. Zustand der Optik", durch Klügel, S. 339 fg. Z die Ausbildung, die sie nachher in Deutschland erhalten haben, vgl. Benedi beurn, Fraunhofer und Reichenbach. D. N.

Dolmetscher, die siebenzig, s. Septuaginta.

Dolomieu (Deodat Guy Silvain Tancrede), Geolog und Mine geb. zu Malta den 24. Juni 1750, aus Dolomieu im Dauphiné, war schon Kind in den Malteserorden aufgenommen, und trat mit dem 18. J. seine Pa

zeit an. Auf dem ersten Kreuzzuge im mittelländischen Meere gerieth er mit einem Officier seiner Galeere in Streit und tödtete ihn. Das Gericht in Malta theilte ihn, das Kleid zu verlieren, aber der Großmeister begnadigte ihn hinsichtlich seiner Jugend. Endlich gab auch der Papst die dazu erfoderliche Einwilligung. Aber hatte D. neun Monate im Gefängnisse zubringen müssen, und hier Geschmack an der Poesie gefunden. Er setzte dieses Studium zu Metz, wohin er als Unterofficier in Garnison kam, fort. Der Herzog de la Rochefoucault lernte ihn kennen, und bewirkte, daß die Akademie der Wissenschaften Dolomieu zu ihrem Correspondenten ernannte. Um sich ganz s. Studien zu widmen, nahm D. den Abschied und kehrte nach Malta zurück, von wo er 1777 im Gefolge des Bailli Tencin nach Portugal ging. Er erforschte dieses Land, besuchte 1781 Sicilien und die umliegenden Inseln, Neapel und den Vesuv, bereiste 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüstete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die bei s. Rückkehr dem Großmeister machte, und die dem dabei betheiligten Hofe zu Neapel verrathen wurden, hatten zur Folge, daß ihm dies Königreich verboten wurde und daß er in Malta selbst viel Unannehmlichkeiten erfuhr. Indessen durchreiste er die Gebirge Italiens, Tirols und Graubündtens. Um s. Sammlungen in Malta abzuholen, ging er dahin zurück, und kam im Mai 1791 nach Frankreich, wo er sich auf das Landgut seines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Bruders, des Herzogs de la Rochefoucault, Roche-Guyon zurückzog. Nach dem 9. Termidor begann er aufs neue s. geologischen Reisen durch Frankreich, stets mit dem Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. 1796 ward er Bergingenieur und Professor, und bei der Einrichtung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt. Er gab in beiden Eigenschaften verschiedene Schriften, die Theorie der Erde und die Natur der Mineralien betreffend, heraus. Mit Feuer ergriff er die Gelegenheit, welche ihm der Zug nach Ägypten darbot, dieses Land zu besuchen. Doch die Besetzung von Malta, auf dem Wege dahin, verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald sah er sich, durch die Lage, in welche die Armee in Ägypten gerieth, in Unthätigkeit versetzt. Er schiffte sich im März 1799 nach Europa ein, unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, sodaß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die Mannschaft als Kriegsgefangene, und als man ihre Freilassung beschlossen hatte, erkannte man Dolomieu und behielt ihn. Einundzwanzig Monate mußte er in einem ungesunden Gefängnisse Mißhandlungen und Entbehrungen erdulden. Man versagte ihm selbst Bücher und Schreibmaterialien. Aber seine Geistesstärke hielt ihn aufrecht. Zwei oder drei Federn, die er der Aufmerksamkeit s. Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an dem Rand mit einem Holzstift und mit Lampenruß seine mineralogisch-philosophische Abhandlung und andre Abhandlungen niederzuschreiben. Nachdem er, in Folge des am 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossenen Friedens, seine Freiheit erlangt hatte, bestieg er den durch Daubenton's Tod erledigten Lehrstuhl der Mineralogie an dem Museum der Naturgeschichte. Aber seine durch Gefangenschaft untergrabene Gesundheit ward durch eine Reise, welche er im Jahre 1801 in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und des Dauphiné machte, zerstört, und er starb zu Chateauneuf den 28. Nov. d. J. Mit der größten Leidenschaft für die Geologie verband D. alle dazu erfoderliche physische und moralische Eigenschaften. Es ist daher sehr zu bedauern, daß er seine Ansichten und Beobachtungen nicht in ein Ganzes hat zusammenfassen können.

Dolz (Johann Christian), Vicedirector an der Rathsfreischule in Leipzig, als Pädagogik und Unterricht als Lehrer und Schriftsteller verdienter Schulmann, geb. den 6. Nov. 1769 zu Golßen in der Niederlausitz, studirte seit 1782 im Lyceum zu Lübben, wo Thieme, dann Suttinger, seinem Talente die

erſte, ſpäterhin ſo fruchtreiche Richtung gaben. Seit 1790 ſtudirte er zu Leipz vorzüglich Philoſophie, Geſchichte und Theologie; auch bildete er ſich unter Roſen müller's Anleitung zum Katecheten. Er wurde Magiſter und wollte ſich habili tiren; allein ſeine Bekanntſchaft mit Plato (ſ. d.), der als geſchickter Pädago die 1792 vom Bürgermeiſter K. W. Müller (ſ. d.) und Roſenmüller (ſ. d. geſtiftete leipziger Rathsfreiſchule leitete, beſtimmte ihn für das Schulfach, und e fing 1793 an, als freiwilliger Mitarbeiter an gedachter Anſtalt Unterricht zu ertheilen. 1796 trug ihm der Oberhofprediger Reinhard die Stelle eines Directors a Schullehrerſeminarium in Dresden an; er blieb jedoch in Leipzig, und ward 180 zum Vicedirector an der Freiſchule ernannt. Seitdem hat er dieſer wohlthätige Lehranſtalt ſeine Kräfte treu gewidmet, und deßhalb auswärtige Rufe abgelehn Wenn der Geiſt des beſſern Unterrichtsweſens durch jene Anſtalt zunächſt in Leipz angeregt worden iſt, ſo iſt dies Roſenmüller's, Müller's, Plato's und Do Verdienſt. 1793 gab er in Gemeinſchaft mit Plato und Roſt die „Chriſtl. Re gionsgeſänge für Bürgerſchulen" heraus, aus welchen mehre Lieder von ihm in d beſſern neuern Geſangbücher aufgenommen worden ſind. Dann bewogen ih Zerrenner und Roſenmüller, ſeine in den Erbauungsſtunden der Freiſchule geha tenen „Katechetiſchen Unterredungen" drucken zu laſſen, von welchen ſeit 179 drei Sammlungen (3 Aufl., 1801 — 18) erſchienen ſind. Auch von ſ. „Neu Katechiſationen", fünf Samml., 1799 — 1801, wurden die erſten Bde. 1816 1819 neu aufgelegt, und von ſeiner „Katechetiſchen Anleitung zu den erſten Den übungen" (1790) erſchien 1820 die 5. Aufl. des 1. und 1816 die 3. Aufl. des Theils. Durch die genannten Schriften und durch ſ. „Katechetiſchen Jugend lehrungen" (5 Bdchn. 1805 — 18) hat der Verf. das Fach der Katechetik wah haft bereichert, und es möchte die Literatur des Auslandes wol keine ähnlichen b ſitzen. Dieſelbe praktiſche Brauchbarkeit haben ſeine mehrmals aufgelegten Leh bücher über die Geſchichte, unter welchen der Abriß der allgemeinen Menſchen- u Völkergeſchichte (3 Bde., 1813, und die neueſten Ereigniſſe von 1812 — 20, Lei zig 1821) ebenſo fachreich als zweckmäßig abgefaßt iſt. Auch ſ. übrigen Lehrbüch für Schulen ſind mehrmals aufgelegt worden. Außerdem ſchrieb er: „D. F. C Roſenmüller's Leben und Wirken" (1816) und den „Verſuch einer Geſchichte d Stadt Leipzig" (1818). Noch war dieſer Pädagog Redacteur der durch ih 1806 gegründeten und bis 1824 erſchienenen „Jugendzeitung". 20.

Dom, ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (Kuppel), ein runder, mit eine Kugelgewölbe geſchloſſener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen haup ſächlich an Kirchen hatte. (Sophienkirche zu Conſtantinopel, St.-Marcus zu V nedig, Hauptkirche zu Piſa, Santa-Maria-de'-Fiori zu Florenz, der Dom zu A chen, und St.-Peter zu Rom, das Muſter für alle ſpätern), ſo ging die Bene nung Dom auf ſolche Kirchen ſelbſt über, und ſpäter gab man auch andern, haup ſächlich den Haupt- oder Stiftskirchen dieſen Namen. Der Dom hat einen v den griechiſchen und römiſchen Tempeln ganz verſchiedenen Charakter; er erhebt ſi als Sinnbild des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen, zu welchem kaum die Ahnun ſich aufzuwagen darf. (S. Baukunſt, Geſchichte der). Im Mittelalter erhielt d Dom die Form des Kreuzes. Die Ableitung des Namens von dem Griechiſch δωμα, d. i. Dach, iſt daher wahrſcheinlicher, als eine andre von dem Altdeutſch dammen, richten, Urtheil ſprechen (wovon verdammen), welche freilich auf d Hauptkirchen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Obertribunals war, m Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Mehre dieſer Kathedrale (ſ. d.) ſind als Meiſterwerke der altdeutſchen Baukunſt ein Gegenſtand der Kunſ geſchichte. Wir nennen u. a. den Dom zu Oviedo, den zu Mailand, ſ. „Stor e descrizione del duomo di Milano" (erbaut ſeit 1387 und noch nicht voll

von Gaet. Franchetti (m. Kpfrn., Mailand 1821, 4.); die zu Toledo und
os; die zu Rouen, Rheims, Amiens und Notre-Dame zu Paris, (s. „Ca-
ales françaises, dessinées, lithograph. et publ. par Chapuy, avec un at-
storique et descriptif par Jolimont", 36 Liefer., Paris 1823 fg., enthält 25
draten; in der 1. u. 2. Liefer. Notre-Dame.); die zu Lund, Drontheim, Upsala;
York, Salisbury, Westminsterabtei, Canterbury, (s. J. Britton's „Hist.
ntiquities of the metropolitan Church of Canterb.", London 1823, mit
, u. desselb. Verfs. „Cathedratical antiquities); die zu Oppenheim, Ulm,
rg, Freiburg (s. d.) im Breisgau, Meißen, (s. des D. Moller's „Denk-
er deutschen Baukunst", Darmstadt 1825, und „Der Dom zu Meißen,
rgest. u. beschrieb. v. F. W. Schwechten", Berlin 1826, 3 Hfte.). Über den
n Köln s. Boisserée. Die Metropolitankirche zu St.-Stephan in Wien
chrieb. Frz. Ziska (Wien 1823), und die Baugeschichte derselben, Primisser
ichmayr's „Geschichte Wiens". (Vgl. d. A. Münster.) Den Dom zu
ng hat Bergmann auf Stein gezeichnet, in den „Samml. der vorzüglichsten
ürdigkeiten des Großherzogth. Baden" (Konstanz 1825, Fol.). S. auch
delung „Die Kathedralen von Rheims und York, nebst den Grundrissen
andern merkwürd. Kirchen" u. s. w. (München 1825, Fol., mit Kupfern).
ailand erscheint ein großes Prachtwerk: „Chiesi principali d'Europa";
Rom seit 1822 die „Sammlung der ältesten christl. Kirchen oder Basiliken
vom 4. bis 13. Jahrh., aufgenommen u. herausgeg. von J. G. Gutensohn
M. Knapp (Architekten) mit einer archäolog. histor. Beschreibung von Aut.
Prof. der Archäol. an der Universität zu Rom", 7 Hfte., jedes 7 Bl.

Domainen, Güter, welche dem Staat oder dem Regenten und der Fa-
selben gehören, um davon den Staatsaufwand überhaupt, oder den Auf-
es Hofes und den Unterhalt der fürstlichen Familie zu bestreiten. Man un-
et dabei die Ausübung gewisser der Regierung vorbehaltenen Rechte (**nutz-
Regalien**, s. d.) und den Besitz solcher Güter, welche an sich ihrem Gat-
griff nach gemeines Gut sind, und daher von der Regierung und der regie-
Familie nach Privatrecht erworben und besessen werden: Domainen im
Sinne. Diese Güter zerfallen wieder 1) in Staatsdomainen, welche Ei-
n des Staats sind, und entweder dem gemeinen Gebrauche Aller, oder der
ung eines Theils des Staatsaufwands oder der Unterhaltung des Fürsten
t sind. Zu der letzten gehörten die Tafelgüter (bona mensalia) der ehe-
geistlichen Fürsten in Deutschland. 2) Stammgüter der regierenden Fa-
eren Genuß dem jedesmal regierenden Herrn, das Eigenthum aber der gan-
milie zusteht; Kammergüter. 3) Privatgut des Souverains, Schatullgü-
s sind in den deutschen Staaten sehr abweichende Ansichten darüber aufge-
nden, welche Eigenschaft man bei den Domainen im zweifelhaften Fall vor-
n müsse, die des Staatsguts oder die des Familienstammguts, eine Frage,
im Staatsrecht von großer praktischer Wichtigkeit ist. Es ist gewiß, daß
verainen Familien Deutschlands ein bedeutendes Allodialbesitzthum mit-
, als sie zur fürstlichen Würde gelangten und daß sie also einen großen Theil
mainen nicht vom Staate erhalten haben. Sie haben diesen Güterbesitz
durch manche Erwerbungen vergrößert, welche ebenso unabhängig vom
waren; aus Ersparnissen von den Einkünften, welche sie zu verzehren be-
waren, durch Erbschaften u. s. w. Allein auf der andern Seite ist es ebenso
g, daß schon das ursprüngliche Erbgut der fürstlichen Familien großentheils
chtsgütern entstanden ist, welche zur Dotation der Grafen und Fürstenämter
, und daß ein noch größerer Theil später durch solche Erwerbungsarten hin-
mmen ist, welche sich nicht auf die Person und Familie des Fürsten, sondern

auf den Staat bezogen. Dahin gehören vorzüglich die Secularisationen kirchliche Güter nach der Reformation und der Depossedirung der geistlichen Fürsten vo 1803, in gleichen die Occupation der Reichsstädte. Es war daher reichsgrundg setzlich (kaiserl. Commissionsdecret vom 13. Febr. 1671), daß die Kammergüte aus welchen ursprünglich der ganze Regierungsaufwand (Hof, Staatsdienerschaf Kriegswesen ꝛc.) hatte bestritten werden müssen, selbst zu den Kosten der Reichsre gierung (Reichskriege, Römerzüge, Reichssteuern u. s. w.), welche von den Länder getragen werden mußten, verhältnißmäßig beizutragen habe. Wenn die Kammer güter nicht mehr zureichen, die Regierungsausgaben zu decken, mußte das Land zu schießen, welches nun überall der Fall ist, da selbst die Unterhaltung des Hofs un der fürstlichen Familie in vielen Ländern nicht mehr vollständig aus den sogenannte Kammermitteln bestritten werden kann, und also auch hier das Land subsidiarisch verpflichtet ist, das Fehlende, was zu Behauptung des fürstlichen Ansehens nöthi ist, herbeizuschaffen. Deßwegen ist aber selbst der Theil der Kammergüter, we cher nicht als wahres Staatseigenthum, sondern als fürstliches Stammgut anzu sehen ist, nicht reines Privatgut der fürstlichen Familie, sondern der Staat, we cher dem Souverain gegenüber durch die Stände vertreten wird, ist berechtigt, a die ungeschmälerte Erhaltung desselben zu sehen, und es ist der Sache angemesse daß sowol wegen des im Kammergute befindlichen eigentlichen Staatsgutes, al auch wegen der subsidiairen Verpflichtung des Landes, Veräußerungen und Ver pfändungen des Kammergutes nur durch Zustimmung der Stände rechtsbeständi werden, sowie wegen seiner Eigenschaft als Familienfideicommiß auch der Consen der Agnaten erfoderlich bleibt. Vorzüglich wird diese Betrachtung auch dann wich tig, wenn ein regierender Stamm ausstirbt, und die Allodialverlassenschaft ve dem Staatsgute gesondert werden soll. Die Kammergüter können der Regel na von der Staatsverlassenschaft nicht getrennt werden, sondern nur die Privatgüt des Regenten und des erloschenen Stammes. (Vgl. Staatsgut.) I Frankreich unterscheidet man: 1) Staatsgut (domaine de l'état oder public), wohi auch Landstraßen, Häfen, Flüsse, Canäle, Meeresküsten, Flußufer, Festungs werke u. s. w. gehören (Code civ., a. 538 — 541), und wozu auch die Güter un Emigrantengüter gerechnet wurden (Charte const., a. 9,). 2) Dotation der Kron (domaine oder dotation de la couronne Senatsconsc. v. 30. Jan. 1810, un Ges. v. 8. Nov. 1814). Dahin gehören die dazu bestimmten Paläste, Gärten Forste, Meiereien, Kronjuwelen u. s. w., welche unveräußerlich sind und nie m Schulden belastet werden können. Sie gehen immer ganz schuldenfrei in die Hänl des neuen Königs über. 3) Die Privatgüter des Königs (domaine privé), welch er durch besondern privatrechtlichen Titel erwirbt, und über welche er auch ganz fr verfügt. Aber Alles, was er hinterläßt, ohne darüber verfügt zu haben, wird im Au genblick seines Todes mit dem Staatsgute vereinigt, sowie auch das, was er vo der Thronbesteigung besaß, mit dem Augenblicke derselben zu Staatsgut wird, wo gegen auch alle seine Schulden als persönliche Foderungen an ihn erlöschen, und z Staatsschulden werden. Noch hatte Napoleon durch das Ges. v. 30. Jan. 181 4) ein domaine extra-ordinaire, bestehend aus den Früchten seiner Eroberunge welches ganz zu seiner Disposition war und woraus unter Anderm die Donatione für Generale u. A. gemacht wurden. Auch dies ist beibehalten worden (Ges. v 22. Mai 1816). 37.

Die staatswirthschaftliche Benutzung der Domainen geschieht mittelst Verwal tung oder Verpachtung. Im ersten Falle wird durch einen besoldeten Verwalte Einnahme und Ausgabe berechnet; diese Benutzungsart ist in der Regel die schlech tere, weil es gewöhnlich äußerst schwierig ist, den Vortheil der Regierung mit der der Verwalter übereinstimmend zu machen; man zieht ihr daher die Verpachtun

diese ist entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kurze oder re Zeit hindert mehr oder weniger die Fortschritte in der Cultur und die Anung von Fleiß und Capital auf die Grundstücke; Vererbpachtung vereinigt am ßen den Nutzen der Regierung mit dem des Erbpächters und mit dem steigenbau des Bodens. Der erste zu setzende jährl. Erbschaftskanon kann in Meinze oder in Naturalien bestehen; im ersten Falle ist er den Preisschwankunwelchen die edlen Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturasgesetzt sind, unterworfen. Auf welche Weise indessen die im Besitz der Reg befindlichen Grundstücke benutzt werden mögen, höchst selten gewähren sie so ansehnlichen Wirthschaftsertrag, wie Privatländereien, daher scheint es sentlichen Casse sowol als dem Nationalreichthum am zuträglichsten zu sein, ichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verln. Der hin und wieder aufgestellte Grundsatz der Unveräußerlichkeit der inen schreibt sich von der Zeit der Verfassung her, da die Regenten noch keine en von ihren Unterthanen erhoben, sondern von ihren eignen Gütern lebten, eamten Landbesitz als Besoldung empfingen, und sämmtliche Kriegsbedürfurch Naturalleistungen bestritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, gr die Pflicht, seinen Staat so reich und glücklich zu machen als er kann. nun hierzu die allmälige Umwandlung und Aufhebung der Domainen als l, so mag dieselbe ohne Bedenken stattfinden. Werden die aus dem Verkaufe Grundstücke gelösten Summen zur Abtragung der Staatsschulden benutzt, d dadurch ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewiesenen einkünfte frei gemacht, und dem Staate ein größeres Einkommen verschafft, Domainengrundstücke selbst jemals zu verschaffen im Stande wären. Dazu t, daß der Anbau der in Privateigenthum verwandelten Domainen gar bald ht, mit der Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens nimmt aber auch die terung des Landes zu; dadurch vergrößert sich mit der Volksmenge das Naeinkommen, und mit dem allgemeinen Waarenverbrauch nothwendig auch der der Verbrauchssteuer. In der neuesten Zeit sind fast alle Staaten zur Verung der Domainen geschritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Schuld verwendet worden, hat die öffentliche Casse sowol als der Nationalum durch diese Maßregel gewonnen. K. M.

Domainenverkauf im vormaligen Königreich Westfalen. Da die nste dieses Staats zu den großen Ausgaben, welche die beständigen Kriege leons ihm verursachten, nicht hinreichten, so schlug der Finanzminister des s Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu ern. Der westfälische Staatsrath billigte dieses, auch von andern Regien im Nothfall angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer te, und zugleich den Stand der (größtentheils von den frühern Regierungen stellten) Staatsschuldscheine, in denen ein Theil des Kaufschillings erlegt werennte, verbesserte. Nach der Auflösung des Königreichs aber erklärte Kurunterm 14. Jan. 1814 diese Domainenveräußerungen für ungültig, die nern zu Hanover und Braunschweig verfuhren in demselben Sinn, und wurn Verfolg durch landesherrliche Verordnungen darin unterstützt, während die Regierung dieselben bestätigte. Diese hatte nämlich das Königreich Westgnerkannt; die Häuser Hanover, Braunschweig und Kurhessen hingegen hatte Staaten weder förmlich abgetreten, noch die westfälische Regierung als rechtlich vorhanden angesehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der verten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und lästiger Weise erworbenen Eiums ohne die mindeste Entschädigung gewaltsam entsetzt, ausgenommen in Landen, welche Preußen im tilsiter Frieden abgetreten, und Hanover nun in

Beſitz genommen hatte, namentlich im Hildesheimiſchen, wo die Käufer theils ihr Kaufgeld zurückerhielten, theils im Beſitz blieben. Zwar foderte der Freih. von Stein, als Generaladminiſtrator der von den Franzoſen wiedereroberten deutſchen Provinzen, an den ſich jene Domainenkäufer, beſonders die kurheſſiſchen, gewandt hatten, den Kurfürſten von Heſſen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun ſuchten die Domainenkäufer bei dem Congreſſe zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber (ſ. d.) um die Wiedereinſetzung in ihr verlorenes Eigenthum an. Hierauf erhielt derſelbe von dem preuß. Congreßgeſandten, Freih. v. Humboldt, ſchriftlich vom 8. Juni 1815, die amtliche Nachricht: „daß in der von dem Congreß noch zu unterſchreibenden Acte die Rechte ſeiner Committenten wahrgenommen worden ſeien", ſowie von dem kaiſerl. öſtr. Congreßgeſandten, Freih. von Weſſenberg, die amtliche ſchriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „daß der Kurfürſt von Heſſen die Verbindlichkeit habe, die Domainen anzuerkennen". Allein deſſenungeachtet enthielt die Congreßacte durchaus keine Beſtimmung über die Angelegenheiten des aufgelöſten weſtfäliſchen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der kurheſſiſchen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittſchrift vom 12. Febr. 1816, daß der Kurfürſt die Sache der Beurtheilung der oberſten Landesbehörden unterwerfen möchte, erfolgte am 27. Febr. der Beſcheid: „das Geſuch finde kein Statt". Daſſelbe ward auf die Schrift vom 8. April, worin ſie um gerichtliche Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Beſitzſtandes baten, erwidert. Ebenſo erfolglos war die Verwendung der kurheſſiſchen Landſtände zu Gunſten der Käufer bei dem Kurfürſten. Der preuß. Staatskanzler, Fürſt v. Hardenberg, und der öſtr. Geſandte am kaſſeler Hofe, Graf von Buol-Schauenſtein, verwieſen darauf die Käufer an die Entſcheidung des Bundestages; doch wandten ſie ſich, auf den letztern Rath, mit der Bitte um Schutz noch einmal an die kurfürſtl. Regierung in Kaſſel. Allein ſie erhielten keine Antwort. Nun ſandten ſie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf deſſen Vorſtellung ſetzte die Bundesverſammlung 27. März 1817, indem ſie ihre Befugniß in dieſer Angelegenheit ausſprach, durch den kurheſſiſchen Geſandten den Kurfürſten von ihrer Anſicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplicanten zur Ausführung ihrer Einrede des zum Staatsnutzen verwandten Kaufſchillings der Weg Rechtens eröffnet werde, und empfahl die Käufer der kurheſſiſchen Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwieſen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Kurfürſten in der am 5. Mai 1817 zu Protokoll gegebenen Note, die in den heftigſten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ ſie den Verkäufern jenen Beweis offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine im ähnlichen Tone geſchriebene „Antwort auf die Äußerungen des Herrn v. Lepel in Betreff der weſtfäliſchen Domainenkäufer" (Frankf. 1817) in Druck, ſowie einen „Aufruf an die hohen verbündeten Mächte des deutſchen Bundes" (Germanien 1817) und eine Beraubungsklage gegen den Kurfürſten: „Dringendes und rechtliches Reſtitutionsgeſuch der weſtfäliſchen Domainenkäufer" (Frankfurt 1817). Dieſe Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Geſuch: daß er vorläufig auf die Rückgabe des gewaltſam Entnommenen erkenne, nach Vollendung der organiſchen Bundesgeſetze aber in Anſehung des Rechts ſelbſt einen Beſchluß faſſe. Die meiſten Geſandten waren von ihren Höfen beauftragt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigſte mitzuwirken, und der preußiſche gab den 17. Juli 1817 zu Gunſten derſelben eine nachdrückliche Erklärung zu Protokoll. Hierauf erſtattete der Referent, der herzoglich oldenb.- ſchwarzburg.- und anhaltiſche Geſandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten: da den Domainenkäufern der Beweis der oben erwähnten Einrede offen ſtehe, ſo ſeien ſie mit ihrem Reſtitutionsgeſuche ab-, und auf die

führung dieser Einrede zu verweisen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung
ter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die östr. Bun-
gesgesandtschaft erklärte ausdrücklich, die Zuversicht, daß eine solche Empfehlung
m Zweck nicht verfehlen werde, habe sie bisher abgehalten, auf eine weitere Ein-
tung des Bundestages in dieser Angelegenheit anzutragen. Außer dem kur-
schen Gesandten weigerte sich bloß der großherz. badische, in dieser Sache zu
en, „so lange nämlich", war seine Erklärung, „die Hauptfrage nicht entschie-
sei, wiefern die im tilsiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit
(?) Mächten Europas in Verkehr getretene westfäl. Regierung, mit welcher
tlich mehre Bundesstaaten Verträge geschlossen, mit dem Prädicate einer
storischen und deren Folgen belegt werden könne?" Nunmehr führte der Be-
chtigte die Sache der Domainenkäufer auf dem von Kurfürsten angebotenen
Rechtens vor den inländischen Gerichten durch alle Instanzen; allein das
sel. Oberappellationsgericht zu Kassel entschied gegen ihn, und zwar auf den
der kurfürstl. Cabinetsordre vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souve-
in der Eigenschaft des höchsten Gesetzgebers selbst ausgeflossenen Gesetzes.
f übergab der Bevollmächtigte der Bundesversammlung eine gedruckte Bitt-
, worin er ersuchte, entweder eine Commission niederzusetzen zur Aufstellung
Regulirung der Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen, oder
verbündeten Mächten, als europäischen Friedensstiftern und Gesetzgebern,
westfäl. Gebiet erobert und einen Theil desselben an den Kurf. von Hessen
abgetreten haben, die Festsetzung der Grundsätze zu veranlassen, nach welchen
den aufgelösten westfälischen Staat sich beziehenden Gegenstände zu entschei-
ien. Der Bundestag beschloß, da es weder an gesetzlichen Bestimmungen,
ch die Angelegenheiten beurtheilt, noch an Behörden fehle, vor welchen sie be-
und erledigt, dann die Rechtspflege und Vollziehung geschützt werden könne,
da die bereits erbetenen Instructionen über die Grundsätze erwartet würden, so
das Gesuch um Verwendung bei dem Kaiser von Östreich und König von
in der Art, wie gebeten, abgewiesen. Am 12. Aug. 1819 beschloß der Bun-
ferner, die Bitte um Instruction zu wiederholen, wobei Hanover erklärte, daß
seine Zustimmung zu dem Grundsatz geben werde: der feindliche Besitzer dürfe
Domainen verkaufen. Der mehrerwähnte Bevollmächtigte gab inzwischen zu
n, Karlsbad und Wien neue Bittschriften ein, und wandte sich gleichfalls an
betheiligten Höfe. Zu Wien ward, nach der „Allg. Zeit." 1821, Nr. 65,
er Ministerzusammenkunft im Mai 1820 wegen Beschleunigung der Instruc-
Verabredung in dem Sinn getroffen, daß die Beschwerden an die Landesge-
verwiesen, und wenigstens die Fragen ihrer freien Entscheidung überlassen
en, ob und wie weit den Käufern guter Glauben zur Seite stehe, und ob sie
das Gezahlte zu entschädigen seien oder nicht? Auf dem Bundestage ward am
Juli 1821 der 22. Nov. zur endlichen Abstimmung über den Domainenver-
in Kurhessen anberaumt. Es kam dabei zur Sprache, daß am 20. Jun. eine
mission zu Berlin zusammengetreten sei, um eine Auseinandersetzung zwischen
sen, Hanover, Kurhessen und Braunschweig wegen der westfäl. Verhältnisse
wirken. Indeß ward jene Abstimmungsfrist von neuem vertagt, und diese
mission schritt gleichfalls nicht vor. Der Bevollmächtigte wiederholte am 9.
seine Bitten zu Berlin. Seitdem scheint theils ein ungestört gerichtliches
fahren, theils Verhandlung mit den einzelnen Käufern eingetreten zu sein.
Bundesversammlung selbst erledigte die bei dem Bundestage angebrachte Sache
wes. Domainenkäufer durch den Beschluß vom 4. Dec. 1823: „Da die kurf.
Verordnung vom 14. Jan. 1814 keine Justizverweigerung begründe, welche die
ndesversammlung zu einer Einschreitung nach d. 29. Art. der Schlußacte verpflich-

ten könnte, so halte sich dieselbe in der Angelegenheit der westf. Domainenkäufe nicht für competent". S. d. Ausz. a. d. Protokoll in der Beil. zu d. „Allg. Zeit." vom 23. Dec. 1823 b. z. 5. Jan. 1824. Die kurhess. Gesandtsch. hatte schon vor diesem Beschlusse bei dem Bundestage erklärt, daß mit mehren Käufern solche Domainen ein gütliches Abkommen theils getroffen worden sei, theils noch ferner mit voller Beruhigung erwartet werden könne.

Die Rechtsschritte und Gerichtserkenntnisse über diese Sache gehen von entgegengesetzten Grundsätzen aus. Einige sehen in dem Königreich Westfalen bloß ein Raubwerk, und wenden auf die Staatshandlungen die Vorschriften des römischen Rechts über Räubereien an, weil Hanover, Kurhessen und Braunschweig nicht mit Frankreich Krieg geführt, sondern nur einen Überfall erduldet, weil ihre Fürsten die Länder nicht abgetreten, also ihr volles Recht behalten, und dasselbe nach geendigtem Raubzustande wieder in wirklichen Besitz genommen worden, weil der Congreß zu Wien dieses Recht stillschweigend anerkannt, indem er das Königreich Westfalen gar nicht erwähnt habe. (S. „Über die Aufrechthaltung der Verfügungen des Jerome Bonaparte in Kurhessen".) Andre behaupten, der Staatsvertrag zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen sei durch die Flucht der erstern und die Unterwerfung der letztern unter ein neues Staatsoberhaupt und ihre freiwillige Huldigung aufgelöst, das öffentliche Eigenthum sei in den neuen Staat übergegangen, und mit gutem vollen Recht veräußert, wenn es nach Vorschrift der neuen Staatsverfassung veräußert worden. Andre beziehen sich auf das üblich europäische Völkerrecht, auf die Gründung des westf. Staats im tilsiter Frieden, auf seine Anerkennung von allen Mächten des festen Landes, auf den 16. Art. des pariser Friedens vom 30. Mai 1814, welcher den ungestörten Besitz ihres Eigenthums in den abgetretenen Landen zusichert, und auf den Umstand, daß die betreffenden Fürsten ihre Länder durch die Siege der Mächte wiedererhalten haben, von denen das Königreich Westfalen anerkannt worden. Dieses macht vorzüglich Beh geltend, und er schließt von dem rechtmäßigen Verkäufer des Staatsguts auf das rechtmäßig erworbene Eigenthum des Käufers. Noch Andre, und namentlich das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel, gehen von dem Eroberungsrecht aus, beschränken dasselbe auf das Recht der Verwaltung, und schließen davon das Recht der Veräußerung von Grundstücken aus, oder nehmen an, wie das Appellationsgericht zu Kassel, der Staat ist immer derselbe, wie auch sein Oberhaupt wechsele. Der Staat bestand während der Abwesenheit des rechtmäßigen Oberherrn, er ging in das Königreich Westfalen über, der König trat in wirklich ungestörten Besitz der Staatsgewalt, und konnte diejenigen Handlungen gültig vornehmen, welche in den Grenzen der Staatsverwaltung begriffen waren. (S. die Schriften von Bülow und Pfeifer.) Wieder eine andre Meinung findet das Eroberungsrecht unbestimmt und eine Vorschrift des allgemeinen deutschen Staatsrechts zur Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht vorhanden. Da dieser nun gleichmäßig in allen betheiligten Landen entschieden werden müsse, und es die Sache der Gerichte sei, völkerrechtliche und staatsrechtliche Bestimmungen anzuwenden, und nicht zu geben, so könne von den Gerichten in dem vorliegenden Fall nur der ruhige Besitzstand aufrecht erhalten werden, bis die völker- und staatsrechtliche Entscheidung über das Eigenthum erfolge. (S. „Allgem. Liter.-Zeit.", 1816, Nr. 207, und „Erg. Blatt", 1817, Nr. 34.) Endlich sagt man, der Verkauf der westfäl. Staatsgüter war ungültig, weil nach der westfäl. Verfassung die Einwilligung der Stände dazu erfoderlich gewesen, und diese nicht ertheilt ist. Es sollte nach dieser Verfassung nämlich der Ertrag der Staatsgüter zur bestimmten Ausgabe für das königl. Haus verwendet werden, und wenn er nicht hinreichte, von dem Staatsschatz der Zuschuß erfolgen, über die Schatzeinnahmen sollte aber jährlich den Ständen ein Gesetz zur Bewilli-

gung vorgelegt werden, also gehörten die Einnahmen von den Staatsgütern zu dem Staatsschatze, und sie so wenig als die Staatsgüter selbst konnten ihrer Bestimmung entzogen und veräußert werden, ohne ständische Einwilligung. Dieses führt von Berlepsch aus. Über die Rückgabe der Kaufgelder handelt Schmidt am ausführlichsten.

Domenichino, s. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung, hatte bei den Römern besondere Rechte; es wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen Nichtbewohner desselben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Diese Rechte hat das Domicil noch in England und in den Niederlanden. Dann heißt Domicil überhaupt der Aufenthaltsort; im engern Sinne der Ort, wo man einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen, wo man sich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachsene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Ältern wohnhaft sind, d. h. sie gehören dahin, sind daselbst einheimisch, wenn sie auch, wie z. B. dienende Personen, an einem andern Orte sich aufhalten. In der Rechtssprache ist domicilium habitationis der Wohnort; domicilium originis der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengesetzt ist. Forum domicilii ist der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimisch ist, im Gegensatze des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. — Domicilirte Wechsel sind solche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Aussteller wohnt, kein Wechselplatz ist, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechselplatzes angewiesen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechsels haben könnte. Z. B. A. in London trassirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechsel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechsel in London nach dem hamburger Cours verkauft werden, und der Inhaber wendet sich bei Verfallzeit, anstatt an Z. in Lüneburg, an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlösung versehen ist. Daher haben domicilirte Wechsel auch einen geringern Cours, als direct gezogene.

Dominante, herrschende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher sich die Melodie bewegt, weil sie in der Grundstimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart selbst. Um sie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden ist, zu unterscheiden, nennt man sie auch die tonische Dominante oder Oberdominante. Unterdominante ist dagegen die vierte Stufe vom Grundton; die fünfte abwärts gezählt. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangstufe der harten und weichen Tonart Dominantenaccord.

Domingo (St.), s. Haïti.

Dominicaner werden die Predigermönche (Praedicatores) nach ihrem Stifter Dominicus (s. d.) genannt. Bei ihrer Entstehung (1215 zu Toulouse) waren sie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Augustinus, mit der Bestimmung, gegen die Ketzer zu predigen. Diese Regel und Bestimmung behielten sie bei, als sie 1219 die der Carthäusertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen sie Jakobiner, weil ihr erstes Kloster zu Paris in der Jakobsstraße war. Die schon 1206 vom h. Dominicus gestifteten und seit 1218, wo er auch ein Nonnenkloster zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten Dominicanerinnen folgen derselben Regel, nur sind sie auch

zur Arbeitsamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen seines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die Ritterschaft Christi, ursprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zur kriegerischen Bekämpfung der Ketzer, der sich nach dem Tode des Stifters in den Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geschlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Diese Tertiarier haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Fasten und Gebete die Zusicherung großer geistlicher Vortheile; übrigens bleiben sie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten sich, besonders in Italien, zum Klosterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. Katharina von Siena die berühmteste war. Um sich der Ausbreitung und Befestigung des katholischen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erste Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenser war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Vorrechte eines Bettelordens, welche ihren schnellen Anwuchs ungemein begünstigten. Nicht nur Europa, auch die Küstenländer von Asien, Afrika und Amerika erfüllten sie mit ihren Klöstern und Glaubensboten. Ihre strengmonarchische Verfassung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem Ganzen mit einem General verband, sicherte ihre Dauer und den Zusammenhang ihrer glücklichen Bestrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten sie sich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung sehr vernachlässigte Predigen und durch ihre Missionen gemeinnützig, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aquinum, wichtig und um die Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient, aber auch als Handhaber der Inquisition, die ihnen in Spanien, Portugal und Italien ausschließend übertragen wurde, furchtbar. Nachdem sie 1425 die mit ihrem ursprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armuth streitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten sie sich vom Betteln, und beschäftigten sich im ruhigen Genusse reichlicher Pfründen stolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde, mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer und der Andacht den Rosenkranz, der ihnen reichliche Zinsen trug. Seit ihrer Entstehung hatten sie an den Franciscanern (s. d.) gefährliche Nebenbuhler gehabt, und Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung sich in den Feindseligkeiten der Thomisten und Scotisten (s. Duns u. Scholastiker) in neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren bis in das 16. Jahrh., wo sie allmälig durch die Jesuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt, und auf ihren ursprünglichen Beruf zurückgewiesen wurden. Neues Gewicht erhielten sie durch das Recht der Büchercensur, die 1620 dem Register des h. Palastes zu Rom, der stets ein Dominicaner ist, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit der Missionen in Amerika und Ostindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondere Congregationen getheilt waren. Zu den letzten gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marseille, die seit 1636 mit verschärfter Regel fast ganz und schwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen sonst durchaus weiß mit schwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika; in Italien hat er Hoffnung, sich wieder zu erheben. Der vortreffliche Las Casas (s. d.) war ein Dominicaner; dagegen spielten in den empörenden Auftritten des sogenannten Vermischen Trauerspiels (einer schändlichen Visionsgeschichte, zu Gunsten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen

abrüder Ketzer zu Bern veranstaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen und
selben wurden als Betrüger und Mörder 1509 verbrannt.

Dominicus de Guzman, Stifter des Dominicanerordens, geb.
) zu Calarvejo in Altcastilien, legte sich in seiner Jugend mit Talent und Feuer
ie Wissenschaften, wurde Kanonikus und Archidiaconus zu Osma in Casti-
und nebst Andern von dem Papste Innocenz III. gebraucht, um die Ketzer,
ders die Albigenser in Frankreich auszuforschen, zu bestreiten und zu bestrafen.
us entstand das Inquisitionsgericht, und Dominicus wird als der erste Gene-
quisitor angesehen. Da er den Mitgliedern seines Ordens eine gewisse An-
Paternoster und Ave Maria vorschrieb, die sie täglich beten sollten, so glaubt
daß er den Rosenkranz zuerst eingeführt habe. Er starb zu Bologna 1221,
wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen versetzt. In der vor seiner
gsprechung angestellten Untersuchung wurde erwiesen, daß er durch seine Pre-
i und Wunderwerke mehr als hunderttausend Seelen zum wahren Glauben
t habe.

Dominique le Prec, Arlequin des italienischen Theaters (eigentlich
Dominique Biancolelli), geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal
rin nach Paris berufen, wo er den Arlequin mit dem größten Beifall bis zu
r 1688 spielte. Als die Schauspieler des franz. Theaters die Italiener hin-
wollten, auf ihrer Bühne franz. Stücke zu geben, hörte Ludwig XIV. beide
ien an. Baron und Dominique mußten vor ihm erscheinen. Jener hatte
amen der Franzosen gesprochen, und als die Reihe an Dominique kam, fragte
König, wie er sprechen solle. „Sprich wie du willst", antwortete der Kö-
„Mehr brauche ich nicht", hob Dominique wieder an, „ich habe gewonnen".
König ließ es lachend dabei, und seit jener Zeit gab das italienische Theater un-
dert franz. Stücke.

Domino, ehedem eine Tracht der Geistlichen im Winter, die, nur über
chuiter reichend, den Kopf und das Gesicht vor der Witterung schützte; gegen-
g eine Maskentracht für Herren und Damen, bestehend in einem langen sei-
Mantel mit Kappe und weiten Ärmeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), Sohn des Vespasian und
r des Titus, geb. 51 nach Chr., machte sich schon in s. Jugend durch Un-
keit, Wollust, Argwohn, Tücke und Hang zur Grausamkeit verhaßt, und
zitterte, als er nach s. Bruders Titus Tode das Diadem erhielt (81). Zwar
te er anfänglich das Volk durch Wohlthaten, treffliche Gesetze und Gerechtig-
ebe, sodaß die Furcht verschwand; doch bald ergab er sich den ehemaligen Aus-
fungen, und seinem Hange zur Grausamkeit. Zuerst ließ er s. Vetter Fla-
Sabinus, der nichts begangen hatte, meuchlings ermorden. Ebenso eitel als
m unternahm er, während sein Feldherr Agricola siegreich in Britannien ge-
Caledonier focht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Catten, kehrte schnell
, ohne etwas gethan zu haben, und führte einen Haufen, wie Deutsche ge-
Sklaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola's Siege seine Eifersucht
, rief er diesen großen Feldherrn zurück, und setzte ihn in völlige Unthätigkeit.
ch verbreitete er allenthalben Schrecken, indem er zu Rom eine große Anzahl
hmer hinrichten ließ. Dabei ergab er sich allen Ausschweifungen der Wollust
m niedrigsten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnsinnigen Einfall, sich
verehren zu lassen, ließ sich Dominus und Gott nennen, und behauptete,
ohn der Minerva zu sein. 86 führte er die capitolinischen Spiele zu Rom ein.
mselben Jahre fing der blutige Krieg mit den Daciern an, der mit abwechsein-
Glück geführt wurde, und den ein durch versprochenen Tribut erkaufter Friede
ndigte. Dennoch hielt D. in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend

stieg indeß immer höher; nach dem erneuerten Hochverrathsgesetze war Niemand Vermögens und s. Lebens sicher. Einst stellte D. ein Gastmahl an, um die S natoren und Ritter in Schrecken zu setzen. Sie wurden in einem schwarzen Se versammelt, wo für jeden ein Sarg mit seinem Namen stand; darauf öffneten plötzlich die Thüren, eine Schar nackter, schwarz gefärbter Personen, mit bl Schwertern und brennenden Fackeln, trat herein und umtanzten die Erschrock bis der Kaiser sich an ihrer Todesangst genugsam geweidet hatte und sie wieder ließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich schwebte, vermehrte Grausamkeit. Da führte ein Zufall seiner Gemahlin, der verruchten Dom einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebst vielen neuen Schlachtopfern, sie und die beiden Anführer der prätorianischen Cohorte verzeichnet waren. Die deckung bewog sie, sich gegen ihn zu verschwören, und ihn in seinem Zimmer zu ermorden. Er hatte 15 J. regiert und war 45 Jahre alt geworden. D. zu Rom den prachtvollsten Tempel erbaut.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (s. ein kleines Dorf im franz. Depart. der Vogesen (Wasgau), nicht weit von Stadt Vaucouleurs (im Maasdepart.), in einer fruchtbaren Gegend, die Weideplätze und gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welch das begeisterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demselben ist das von Präfecten des Vogesendepart. ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Brustbilde Marmor, das am 10. Sept. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Dabei befindet eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beschr in der „Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jolli (mit Kupf., 1821, Fol.).

Donatisten, die Anhänger des Donatus, eines numidischen Bisch der wegen s. 311 bei einer streitigen Bischofswahl geltend gemachten Weigeru die Traditoren, d. h. solche Geistliche, welche während der Verfolgungen die heil Bücher an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerken mit s. Freunden aus der Gemeinschaft der römischen Kirche trat, und eine Secte stiftete, welche gefallene Christen, wenn sie auch schon getauft waren, ohne Wiedertaufe aufnahm. Diese Schismatiker herrschten in den christlichen P vinzen von Nordafrika, und zählten im J. 330 schon 172 Bischöfe ihres Bek nisses. Noch erhöht wurde ihre Strenge durch die Beobachtung des novatian Grundsatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszustoßen, und die kommenste Unbescholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glied das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der h Geist nicht in ihr herrschen könne: eine Behauptung, welche später in das kat sche Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bau die um 348 unter dem Namen der Circumcellionen daß zu ihrer Bekehrung ein drungene kaiserliche Heer angriffen, und in Mauritanien und Numidien 13 Ja hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verheerten; denn d Märtyrerthum wurde von ihnen eifrigst gesucht, und sie ließen sich von den Ka lischen freiwillig umbringen. Diese im 4. und 5. Jahrh. blühende Secte f ihren Untergang, als jene Provinzen von den Saracenen erobert wurden.

Donatus (Älius), römischer Sprachlehrer und Commentator (z. B. d Terenz), lebte im 4. Jahrh. nach Chr. Er schrieb ein Elementarbuch der lat Sprache „De octo partibus orationis", welches im Mittelalter bei dem lat sche Sprachunterrichte zum Leitfaden diente. Erst in neuern Zeiten ward es d zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt. Es war eins der ersten Bücher, w Guttenberg druckte. — Donat nennt man im Scherz jede lateinische Spra

e für Schulen, und Donatschnitzer, Fehler wider die ersten Regeln der
achlehre.

Donau, d. i. tiefes Wasser, ein deutscher Fluß, den die Römer, von sei-
Quellen bis Wien, Danubius, unterwärts Ister nannten, entspringt aus 3
llen, der Brege, Brigach und einer kleinern auf dem Schloßhofe des Fürsten
ürstenberg zu Donaueschingen (im Badischen) 2050 Fuß über dem Meere, 28°
L. 47° 58′ Br., wo das vereinigte Gewässer den Namen Donau erhält. Nach-
sie die Iller oberhalb Ulm aufgenommen, wird sie bei 8 — 12 Fuß Tiefe schiff-
und durchströmt das Königreich Baiern, dann von Engelhartszell bis Orsowa
) Meilen) den östr. Kaiserstaat, und zuletzt die Türkei, bis sie, nach einem Lauf
332 Meilen, und nachdem sie 30 schiffbare Flüsse, darunter die Iller, Wer-
und Altmühl, den Regen, die Nabe, den Lech und Inn, die March, Isar, Enz,
a, Sau, Murr, Theiß, Aluta und Morawa, den Sireth, Pruth und Temes,
90 andern Flüssen aufgenommen hat, sich ins schwarze Meer ergießt. Ihre
ndung hat 5 Arme, genannt Kili-, Suline-, Kedrillo-, Porteßa- und Islawa-
afi. Der erste Arm ist die Hauptmündung und der tiefste. Er steht jetzt, als
m von der Pforte an Rußland abgetretenen Beßarabien gehörig, unter russi-
Landeshoheit. Der vierte und fünfte sind gleichfalls schiffbar. Die Strö-
g des Flusses bringt so viel Wasser ins schwarze Meer, daß man solches in der
ernung von 10 Meilen von der Küste noch wahrnehmen kann. Es sind die
sser des Schwarzwalds, der schwäbischen Alp, des Böhmerwalds, der tiroler
märker, kärntischen und krainischen Alpen, des morlachischen, karpathischen
bulgarischen Gebirgs. Die Strudel und Wirbel der Donau hat die Kunst in
tschland und Ungarn viel gefahrloser gemacht; aber Orsowas Untiefen und
e Hindernisse unter türkischem Scepter erschweren das fernere Herabschiffen
s schwarze Meer. Der Fluß ist fischreich; am bekanntesten sind seine Hau-

Geschichtlich ist der römische Donaulimes durch blutige Kriege, z. B. mit den
komannen, und durch den Zug der römischen Handelsstraßen berühmt. Hier
hen die Awaren und die Magyaren in Deutschland ein. Hier, in der Donau-
e des Marchfeldes gründete und befestigte das Haus Habsburg seine Monar-
. Hier bekämpften deutsche Heere die Macht der Pforte; hier behauptete sich das
s Östreich gegen Napoleons Übermacht.

Donauschifffahrt und -Handel. Die Donauschifffahrt be-
t bei Ulm, und wird von da in fünf Abtheilungen, nämlich von Ulm bis Re-
burg, von Regensburg bis Wien, von Wien bis Pesth, von Pesth bis Bel-
und von da bis Galacz und Kilianova, wo sich der Strom in das schwarze
r ergießt, fortgesetzt. Da man wegen dessen reißenden Laufes hauptsächlich
zu Thal, d. h. den Strom hinunterfahren kann, so sind die Schiffe, die alle
Segel haben, schlechter als auf irgend einem Flusse Deutschlands gebaut.
n sie ausnahmsweise zu Berg, d. h. den Strom hinauf, so können weder Ru-
noch Segel benutzt, sondern sie müssen, nach Verhältniß ihrer Größe und des
erstandes, von Pferden, deren man bei gewöhnlicher Wasserhöhe eines auf
ert Centner Ladung rechnet, an einem Taue gezogen werden. In der, der
auschifffahrt eigenthümlichen nautischen Sprache heißt das Fahren den Strom
nter die Naufahrt, und das Fahren hinauf der Gegentrieb. Zu ersterer be-
man sich der Fahrzeuge von 128, von 90 bis 100 und von 30 bis 40 Fuß
e, erstere Kellheimer, auch Hohenau, von 3 — 4000 Centner Ladungsfähig-
die zweite Gamsel, und die dritte Plätten genannt. Bei dem Gegentrieb ge-
ht man drei Schiffsgattungen, nämlich Klobzille, von 136 — 140 F. Länge,
nannte Nebenbei, statt Anhänge, 130 — 136 F. lang, und Schwemmer von
F. Länge. Die Schifffahrt auf der Donau kann nur durch geschickte und er-

fahrene Schiffer betrieben werden, weil diese sehr reißend und dabei voll Sandbä
ist, an vielen Orten sich mitten im Fahrwasser derselben spitzige Felsen befind
die Ufer häufig bergig und die Schiffe, da sie nach vollbrachter Reise in der Regel
Wien an die dortigen Schiffer oder das kaiserl. Schiffamt verkauft werden, sehr le
und zwar meistens von weichem Holze erbaut sind. Am schwierigsten ist die Sch
fahrt aufwärts in Ungarn, wo zum Theil, wegen der niedrigen Ufer, keine ord
liche Leinpfade angebracht, und nur Menschen zum Ziehen gebraucht werden kön
Doch sind die ungarischen Schiffe für den innern Verkehr viel solider gebaut, u
haben daher eine dauernde Bestimmung. Volle Schifffahrtsfreiheit, sowie
wiener Convention von 1815 ausspricht, existirt noch nicht auf diesem Strome,
sofern er Östreich, Baiern und Würtemberg gemeinschaftlich ist; denn vermöge
stehender Verträge ist ein dreifaches Stapelmonopol in Anwendung. Die ni
Schiffer dürfen die Waaren nur bis Regensburg, und die regensburger solche
nach Wien bringen, wo ihnen zur Rückfahrt lediglich Weine mitzunehmen er
ist. Die wiener Schiffer, die ebenfalls nicht weiter als bis Regensburg fah
dürfen, haben dagegen das Recht, stromaufwärts alle Gattungen Güter dahin
bringen, kommen aber selten, außer mit Ladungen ungarischen Kupfers und an
aus der Türkei nach Wien gebrachten Güter. Die Schiffer zu Wien und zu
gensburg bilden Innungen, und haben Reihefahrten, sodaß, mit Ausnahme
Winters, wöchentlich wenigstens ein befrachtetes Schiff von Ulm nach Wien
geht. In Hinsicht des Transports von Reisenden und deren Effecten ist aber
Schifffahrtsfreiheit nicht beschränkt. Der Donauhandel ist zwar nicht so be
tend als der auf dem Rhein und der Elbe, weil das Mauthsystem der östr., ba
schen und würtemberg. Staaten, deren Gebiet die Donau durchfließt, den wec
seitigen Verkehr hindert, und Östreich und die Türkei nur einen Theil baier
und würtemb. Producte nöthig haben, doch gehört er nicht unter die unbedeu
den der Ströme Deutschlands. Ulm, als der erste Punkt des Donauhandels,
schäftigt sich hauptsächlich mit dem Speditions- und Leinwandhandel. Die fr
Waaren kommen ihm über Strasburg und Schafhausen, die italienischen vor
lich über Augsburg zu. Aus den Niederlanden geht das Meiste über Ulm auf
Donau nach Wien. Regensburg benutzt diesen Strom besonders zum Salz
Getreidehandel, zur Ausfuhr des rohen Garns nach Östreich, und zum Zwis
handel mit Östreich und der Türkei, besonders mit Leinen, Kalbfellen, Ma
berchtoldsgadener Waaren u. s. w. Von Wien aus wird durch Ungarn der H
del mit östr. Producten und Fabricaten, auch mit Transitgütern, so lebhaft be
ben, als es die schwierige Schifffahrt, und die noch nicht sehr nautischen Kenn
der Ungarn möglich machen. Der Hauptstapelplatz des Donauhandels in Ung
aber ist Pesth, an dessen Ufern jährlich zum innern und äußern Verkehr gegen 80
Fahrzeuge landen. Die Ladungen, die stromabwärts dahin kommen, bestehen
Lebensmitteln, Wein, Baumaterialien von Holz und Steinen, Holzgeräthsch
ten und Kaufmannswaaren. Die Schiffe mit denselben werden dort zerschla
oder gehen frisch beladen in die tiefer liegenden Theile Ungarns, oder in die ang
zende Türkei. Doch sah man auch Dampfschiffe von Wien ankommen. Pesth ma
nicht nur einen großen Handel auf der Donau mit ungarischen Landesprodu
sondern auch mit Commissions- und Speditionsgütern. Von erstern versendet
vorzüglich Taback, Wein, Getreide und Schafwolle in das Ausland. Nicht un
deutend ist gleichfalls sein Verkehr mit Wachs, Honig, rohen Häuten, Sliwo
Potasche u. s. w. — Hätten die Flüsse Kulpe und Save eine weniger
schwerliche Schifffahrt, so würden sie die Haupttheile Ungarns mit dem ad
atischen Meere verbinden und zum Großhandel dienen können, während m
jetzt nur hauptsächlich Früchte und szegediner Taback auf denselben ausfü
Hoffnungen für die Zukunft blühen durch den Franzens- und Theresien

sowie die Vereinigung mit dem karlstädter Canal, der bis Brod in Kroatien fortgeführt werden soll.

Die Verbindung des Donauhandels mit dem Rheinhandel besteht durch Landungen und Heilbronn, deren ersteres vorzüglich von der bairischen Regierung begünstigt wird. Die größten Vortheile würde aber der Donauhandel gewinnen, wenn die schon von Karl dem Großen projectirte, und auch auf dem bairischen Reichstage zur Sprache gebrachte Verbindung der Donau mit dem Rhein mittelst des Mains, über deren Ausführbarkeit sich Wiebeking zur Genüge ausgesprochen hat, in der Folge zu Stande gebracht werden sollte. Nicht minder vortheilhaft müßte aber auch für den Handel sein, wenn die Donauschifffahrt nach den 1815 auf dem wiener Congresse verabredeten Artikeln, von östr., bairischen und würtemberg. Commissarien, deren Zusammentritt schon seit zehn Jahren vergebens erwartet wird, durch eine gemeinschaftliche Verordnung regulirt würde. Mit derselben müssen, der Convention gemäß, die Beschränkung der Schifffahrtsfreiheit aufhören, es würde ein einförmigeres Schifffahrtssystem und Gebührentarif zu Stande kommen, für Leinpfade und Beseitigung der gefährlichen Stellen in dem Fahrwasser besser als bisher gesorgt, auch die Größe der Hindernisse, welche die Ausübung der Mauthverordnungen der Schifffahrt in den Weg legt, gemindert werden. Letzteres ist um so mehr zu wünschen, als durch die neuerlich verstärkten östr. Mauthbeschränkungen der deutsche Donauhandel so abnimmt, daß schon (1822) die zu Ulm regelmäßig abgehenden Schiffe kaum mehr die Hälfte der Befrachtung, wie in den frühern Jahren, erhalten konnten. 73.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, eine außerordentliche, jedoch freiwillige Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen von ihren Ständen zu fodern, oder auch ungefodert zu erhalten pflegen. Es findet besonders in solchen Ländern statt, wo der Regent ohne Einwilligung der Stände keine neue Abgabe auflegen darf, z. B. diejenigen ehemal. franz. Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte einst in den östr. Niederlanden und in den deutschen Hochstiftern, welche Ständeverfassungen hatten, zu geschehen.

Donner (Georg Rafael), Bildhauer, geb. auf einem D. des Stifts Heiligenkreuz in der Herrschaft Eckartsau in Niederöstreich 1680, war anfangs Goldschmied, erhielt seine erste Bildung in der Kunst von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der sich in dem erwähnten Stifte aufhielt, wurde dann Stempelschneider, und widmete sich seit 1726 ganz der Bildhauerkunst. D.'s Werke prangen als Meisterwerke in mehren Kirchen und Palästen Östreichs; vorzüglich bewundert man die herrlichen Bildsäulen, die eine Zierde des Springbrunnens auf dem neuen Markte in Wien sind, und die Statue Karls VI. zu Breitenfurt. Unter seinen Schülern zählt man als vorzügliche Künstler, s. Brüder, Matthias, Medailleur und Prof. der Akademie, und Sebastian, einen geschickten Bildhauer; ferner Fritsch, Balthasar, Nik. Moll und Friedrich Öser. Er starb in Wien den 16. Febr. 1741.

Donner. Dieser mit dem Ausbruche des Blitzes verbundene Knall ist eine elektrische Erscheinung, die mit dem knisternden Laute des Funkens bei elektrischen Versuchen verglichen werden kann. Als eine Wirkung der Erschütterung der Luft läßt er sich nicht völlig erklären, oder man müßte sich unter dem Blitze eine schreckliche Feuermasse vorstellen, wenn diese durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes so volltönenden Lautes hinreichend sein sollte. Nach der Erklärung de Luc's entsteht er durch die gewaltsame Ausdehnung der Luft, indem sich der elektrische Stoff, welcher plötzlich in großem Überflusse gebildet worden ist, durch den Druck zersetzt, sein Licht entläßt, und dadurch die Erscheinung des Blitzes hervorbringt; das Rollen hingegen ist Folge einer stufenweisen, oder in verschiedenen ein-

zelnen Massen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entstandenen Wass dampfs. In die leeren Räume, welche diese Verdichtung veranlaßt, bringt Luft mit Gewalt ein, und bringt einen Schall hervor, in welchem sich ein anhalte des Rollen mit schwächern oder stärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdi teten Dunstmassen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Stre oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entstand Wasser fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franz. Chemie leiten Donnerknall aus der plötzlichen Entstehung einer großen Wolke her. Gir stützt die Behauptung auf die Betrachtung, daß sich im Sommer, wenn es bei h term Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher n da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. Sowie das G witter fortdauert und die Donnerschläge auf einander folgen, entstehen nach nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebst dem Regen so lange an, als Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. Indem sich das Wassergas in der Atmosphäre durch plötzliche Erkältung in Wasser v wandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entsteht leerer Raum; die obern Schichten und die Nebenschichten drängen sich herbei, indem sie aufeinanderfallen, entsteht das Geräusch. Dieselbe Erscheinung erf im Kleinen, wenn man eine Büchse aufmacht, deren Deckel gut anschließt. Peitsche knallt, weil ihre schnell zurückgezogene Spitze eine gewisse Masse Luft sich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entsteht, in welchen sich die umg Luft mit Gewalt eindrängt, und dadurch das Klatschen verursacht. Der Schall Donners ist verschieden nach der Beschaffenheit der Oberfläche und der umg Körper. — **Donnerbüchse**, der sonstige Name des Schießgewehrs. — **Donnerhaus**, ein zur elektrischen Geräthschaft gehörendes Modell eines Hauses, welches man das Einschlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im nen nachahmen kann. — **Donnerkeil**, kegelförmig zugespitzte Steine, von man sonst wähnte, daß sie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche Steine sind Versteinerungen von jetzt unbekannten Schalthieren, die wegen Ähnlichkeit mit einem Pfeile oder einem Finger auch Pfeilsteine und Fing genannt werden. Andre sind steinerne Streitäxte, deren man sich in alten bediente, Donneräxte. Beide Arten werden auch Donnersteine, Alpsteine schosse, Luchssteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Hexenfinger, Storchstein benssteine, Stahlsteine genannt. Die Blitze, mit welchen in der Hand als Donnergott, oder sein Adler, abgebildet zu werden pflegt, nennt man Donnerkeile. — **Donnermaschine**, eine von Michel in Paris erfundene schine, womit man den Donner täuschend nachahmen kann; dann ein Inst zu ähnlichem Gebrauche auf dem Theater.

Donnerlegion, s. **Legio fulminatrix.**

Donnerstag, eigentlich Thorsdag, bei den Angelsachsen Th bei den Engländern Tursday, kommt her von dem deutschen Gott **Thor** (s. d.

Don Quixote, s. **Cervantes.**

Doppelmayr (Johann Gabriel), ein Mathematiker, geb. 1671 Nürnberg, studirte in Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber Mathematik und Physik zu Hauptgegenständen s. Beschäftigung, bereiste und England, und erhielt die mathematische Professur am Egydiengymnas Nürnberg, die er 46 J. lang verwaltete. Er gab mathematische, geogr und astronomische Werke heraus, unter welchen s. Himmelsatlas s. Nam weitesten verbreitete. („Atlas coelestis", m. 30. astronom. Taf. Nürnb. Fol.). Er erwarb sich Leibnitz's Achtung, ward in mehre gelehrte Gesel aufgenommen, und starb 1759 (nach Andern 1750.) Ein Verzeichniß s. Sc ten, über Gnomonik, Experimentalphysik, Astronomie u. s. w., gibt Will's berg. Gelehrtenlexikon". D.'s „Nachricht von den nürnberg. Mathemati

instlern" (Nürnberg 1730, Fol.) ist ein für die Geschichte der Literatur sehr chtiges Werk, welches namentlich über die geograph. Entdeckungen des Martin ehaim (s. d.) die interessantesten Notizen enthält.

Doppelschlag (franz. le doublé), eine der vorzüglichsten Manieren r Verzierungen des musikalischen Vortrags, welche darin besteht, daß man die i neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den dern nach demselben schnell anschlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, hin ihn doppelt anschlägt. Dieses ist denn der einfache Doppelschlag, bestehend 4 Noten, und wird, wenn man von der höhern Note anfängt, mit ∽, wenn n von der niedern anfängt, oft mit S bezeichnet, und im letztern Falle der umehrte Doppelschlag, im erstern der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber ol über als nach der Note gesetzt und ausgeführt, wobei zu bemerken ist, daß die ne dieser musikalischen Figur aus der Tonleiter der zum Grunde liegenden Ton genommen werden müssen. Der zusammengesetzte Doppelschlag entsteht durch bindung dieser Figur mit andern Noten. Hierher gehört der sogenannte pral- e, der geschleifte und der geschnellte Doppelschlag.

Dorat (Claude Joseph), Dichter, geb. 1734 zu Paris, gab das Rechts- ium, dann den Militairstand, in welchen er als Mousquetaire (adelige Garde) , auf, und überließ sich, da ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig mach- ganz seinem Hange zur Poesie. Zu s. frühsten Arbeiten gehören Trauerspiele Heroiden. So vielen Beifall er aber auch, wenigstens durch die letztern (denn heaterstücke fielen alle durch), einerntete, so war er doch für diese Dichtungsart, ein reges Gefühl und einen lebhaften Geist erfodert, wenig geeignet. Dagegen ihm s. Erzählungen, Lieder und poetischen Episteln besser geglückt, und er ge- t in diesen Fächern zu den noch jetzt geschätzten franz. Dichtern. Durch die Ei- eit, alle s. Schriften mit großer Pracht drucken zu lassen, vergeudete er einen be- tenden Theil s. Vermögens. Er starb zu Paris den 24. April 1780. Seine mtl. Werke sind in 20 Bdn. zu Paris erschienen; eine Auswahl derselben ent- ten s. „Oeuvres choisies" (1786, 3 Bde. 12.). Die vorzüglichsten sind 1) didaktisches Gedicht in 4 Ges.: „La déclamation théâtrale", worin vom uerspiel, Lustspiel, der Oper und dem theatralischen Tanz gehandelt wird. 2) schiedene Heroiden, unter welchen sich „Héro à Léandre" und „Abélard à oise" auszeichnen. 3) Dreizehn Lust- und Trauerspiele. Unter jenen wer- „La feinte par amour" und „Le célibataire", und unter den letztern „Re- s" noch am meisten geschätzt. 4) Poetische Briefe. Diesen, sowie 5) s. Er- ungen und Fabeln lassen sich ein angenehmer Witz, feine und treffende Gedan- sinnreiche Vergleichungen, lachende Bilder, ein glänzendes Colorit, zarte und te Züge nicht absprechen, und sie geben im Ganzen ein treues Bild der gefälli- und einnehmenden Verkehrtheiten, welche das franz. Volk charakterisiren; aber ihnen mangelt, ist jene Natürlichkeit, jene belebende Wärme, jene gemüthliche einschmeichelnde innere Kraft, die durch keinen Witz, durch keine Kunst ersetzt den kann: Eigenschaften, welche den Poesien eines Chaulieu, Pavillon, Vol- , Gresset, ihre Dauer sichern. Dorat las, was von jeher in Paris selten war, eutschen Dichter. Er hatte selbst eine „Idée de la poésie allemande" ge- eben. Auch war er mehre Jahre Herausgeber des „Journal des dames".

Doria, eine der ältesten und mächtigsten Familien Genua's. Die Jahr- er dieser Republik reichen nicht über 1100 hinaus, aber schon zu dieser Zeit fin- wir die Doria in den ersten Ämtern an der Spitze des Staats. Vier Doria rben sich bis ins 14. Jahrh. als Admirale Ruhm und Verdienste. Der berühm- des ganzen Geschlechts war **Andrea Doria**, geb. zu Oneglia 1468. Er ete sich als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corsicaner hel- nüthig aus, und wurde 1524 von Franz I. zum Admiral der franz. Galeeren

erhoben. Wegen einer Beleidigung von franz. Seite ging er zu der ſpaniſch-
Partei über, und hinderte dadurch den Fortgang des franz. Waffenglücks in Ita
Hierauf wurde dieſer große Seeheld, der Befreier ſeines Vaterlandes, G
hatte zwar ſeit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; aber
Verfaſſung war ſo zerrüttet, und der Parteikampf ſo heftig, daß bald der
bald eine Partei in ſolchem genöthigt war, fremden Schutz zu ſuchen, der
lich in eine drückende Oberherrſchaft ausartete. So war Genua bald unter
ländiſchem oder öſtreichiſchem, bald unter franzöſiſchem Joche. 1528 beſa
reich Genua, da überfiel Doria die Stadt, vertrieb die Franzoſen ohne
ſtreich, erhielt den Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab
gewordenen Staate eine verbeſſerte Verfaſſung. Bloß 28 adelige Familien
men Zutritt zu den höchſten Würden, welche alle Jahre neu beſetzt wurden.
Vorſitz führten der Doge und deſſen Räthe, welche beide nach 2 J. neu
wurden. Indoch half der große Mann durch dieſe Einrichtung den Bedrü
und den Übeln des Ariſtokratismus nur wenig ab, und viele ſeiner Stiftungen
ten durch ein Grundgeſetz von 1576 abgeändert werden, auf welches ſich die
herige Verfaſſung gründete. Ungeachtet Doria die Würde eines Doge auf
zeit erhielt, ſo ging er doch wieder in Seedienſte bei Karl V., ſtritt mit
dem Glück gegen die Türken und Corſaren, und ſtarb 1560 in einem Alter
93 J. So edel der Charakter dieſes unvergeßlichen Mannes war, und ſo
die Genueſer verehrten, ſo entſtanden dennoch mehre Verſchwörungen gegen
ter denen die des Fieſco (ſ. d.), (1547), die gefährlichſte war, die er jed
Klugheit und Strenge zu dämpfen wußte.

Dorigny, der Name einiger berühmten Kupferſtecher und Maler. M
chael Dorigny, geb. zu St.-Quentin 1618, ein Schüler des Simon
ätzte deſſen Werke, und nahm damit auch deſſen Zeichnungsfehler an. Er
kühne Ausführung und gute Behandlung des Lichts. Er ſtarb als Profeſſor
Akademie zu Paris 1665. — 2) Sein Sohn Ludwig, geb. 1654, kam
Schule des Lebrun, und reiſte nach Italien, wo er nach den größten Meiſt
beitete. Von Venedig ging er nach Verona, wo er ſich häuslich niederließ
1742 ſtarb. — 3) Deſſen Bruder Nikolaus, geb. 1657 zu Paris, iſt
züglichſte Kupferſtecher unter dieſen dreien. Gegen 22 J. brachte er in Ita
um nach den berühmteſten Meiſtern zu ſtudiren; 15 J. um die bekannten
des Rafael zu Hamptoncourt zu arbeiten, wofür er auch von König Georg
ſehnlich belohnt und zum Ritter erhoben ward. 1725 ward er Mitglied
demie in Paris und ſtarb 1746. Einer ſeiner vorzüglichſten Stiche
Cartons iſt die Verklärung nach Rafael, und die Apotheoſe der heil. Petr
Guercino. Sein Stich iſt leicht und kräftig, und die Arbeit mit der Na
dem Grabſtichel glücklich verbunden.

Doris, ſ. Nereus.

Doriſch, was dem Stamme der Dorier angehört, oder von einer
ſem Stamme gewöhnlichen Beſchaffenheit iſt. Die Dorier, einer der vier
äſte des griechiſchen Stammes, ſollen ihren Namen von Dorus, dem
Hellens, haben. Sie wohnten erſt in Eſtiäotis, wurden dann von den
bern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Kreta, wo der Geſetzgeber
von ihnen ſtammte, legten am Fuße des Öta, zwiſchen Theſſalien, Ätolien
und Phokis, die doriſchen Vierſtädte (Dorica Tetrapolis) an, und dran
ter mit den Herakliden in den Peloponnes, wo ſie in Sparta herrſchten.
von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinaſien. Alle vier
des griechiſchen Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache,
Verfaſſung ſcharf von einander geſchieden, beſonders waren die Dorier der
ſatz der Jonier. In dem Doriſchen blieb immer das Alterthümliche, und

das Festes und Ernstes, aber auch Hartes und Rauhes. Der dorische Dia-
r hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein
ümliches etwas Ehrwürdiges; weßhalb er bei feierlichen Gesängen gebraucht
z. B. Hymnen, Chorgesängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die
: und spartanische Gesetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte sich um Vie-
ger als die mildere athenische Solon's. Die Spartanerinnen behielten die
schürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange, faltige
d anlegten. Beides hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren
en, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder her-
end zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken,
losen dorischen, und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. (S.
enordnung.) Auch in der Musik der Alten gab es eine dorische Ton-
S. Ton, Tonart.) dd.

Dörnberg oder Dorrenberg (Baron v.), aus einer alten Familie
, war unter der westfälischen Regierung Oberster der Jäger von der Garde.
t durch den Druck seines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde
zuwerfen, und nahm an den geheimen Einverständnissen Theil, die in dieser
durch ganz Deutschland unterhalten wurden. Als der 1809 zwischen Frank-
d Östreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnung belebte, erfolgte am 21.
i dem Dorfe Walhausen ein Aufstand. Die Bewohner rotteten sich bewaff-
immen und zogen die Sturmglocke. Der König schickte Dörnberg gegen sie
Dieser aber faßte, in der Meinung, daß er seine Truppen leicht überreden
den kühnen Plan, Hieronymus selbst gefangen zu nehmen. Die Soldaten
en sich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Kassel zurück. Dörnberg,
um einige Hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn ge-
wurden, nicht widerstehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom
von Braunschweig geworbene Corps trat. In Kassel als Hochverräther
ode verurtheilt, nahm er an den Unternehmungen dieses Corps Theil, folgte
erzoge auf seinem Zuge zur Meeresküste und schiffte sich mit ihm nach Eng-
n. 1812 diente er unter dem russischen Heere im Corps des Grafen Witt-
n, vernichtete 1813 das Morand'sche Corps bei Lüneburg, und stand dann
ionville. Er trat dann als Generalmajor in hanöverische Dienste, und ist
ärtig hanöverischer Gesandter in Petersburg.

Dorpat, Dörpt (esthnisch Tart-Lin), am Embach, vormals eine nicht
utende Hansestadt, jetzt eine Kreisst. der Statthalterschaft Riga (mit 764 H.
0 E.). Noch jetzt ist hier der Handel in Landeserzeugnissen zur weitern
hr, die über Narwa und den Peipussee, bei manchen Versandungen der
erstraße, sich anbietet, ansehnlich, und wird nach Vollendung des Alexander-
noch bedeutender werden. Kaiser Alexander errichtete hier im Mai 1802
r Finnland, Liefland, Esthland und Kurland bestimmte Universität. Die
renden (an 400) tragen eine eigenthümliche Uniform, und haben, nach zu-
legten Studien und besonderer Prüfung der Kenntnisse und des Wohlverhal-
Rang mit einem Oberofficier. Die Bibliothek ist schon an 40,000 Bde.
Die Universität hat ein Naturaiien-, mathematisches, chemisches, technisches,
irisches, Modell- und physikalisches Cabinet, eine Sternwarte, einen botani-
Garten, ein Museum für Gemälde, Landkarten, Kupferstiche, Alterthümer,
misches Laboratorium, pädagogische, medicinische, chirurgische und klinische
ndungsanstalten, ein Gymnasium mit einer Kreisschule, Buchdruckerei und
handlung. Dorpat liegt an der Hauptstraße von St.-Petersburg nach
schland. Sein Jahrmarkt nimmt zu mit der Wohlhabenheit der Stadt.
Umgegend ist reizend und fruchtbar.

Dortmund an der Emscher, vormals eine freie Reichs- und Hanseſtadt

im westfälischen Kreise, jetzt in der preuß. Provinz Westfalen, zum Regierungsbezirk Arnsberg gehörig, mit 900 H. 4500 E.; der Sitz eines Oberbergamts und eines Land- und Stadtgerichts. D. ward 800 von Karl dem Großen aus den Dörfern als Stadt gestiftet. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiserburg Munda, in der einst der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauste, welchen Karl der Große 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt soll Karl den obersten Stuhl des westfälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben. 808 fing er den Dom Leon's zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenversammlung, und 1016 einen Reichstag. Überhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiserl. Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 hier einen Reichstag hielt, saß er selbst, zur Fem beim Hauptstuhle zum Vogel am Rathhause, als Stuhlherr, zu Gerichte; noch 1327 verweilte Ludwig IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung von 48 Landherren hielt Dortmund 1387 und 1388 aus, und erkämpte sich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt stiegen immer höher. Im 15. Jahrh. hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Bastionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10,000 H. und gegen 50,000 Einw., und besaß seit 1543 eins der drei Archigymnasien Westfalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Hanse. D. hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehende Waaren drei Tage lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Aber indem sie ruhen, die allmälige Auflösung der Hanse, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrh. und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich dieselben zu unterwerfen, führten D.'s Verfall herbei. 1803 ward Dortmund dem Prinzen von Oranien zugetheilt, im Oct. 1806 von franz. Truppen besetzt, und den 1. März 1808 von Napoleon an den Großherzog von Berg abgetreten. Jetzt war es der Hauptort des Depart. der Ruhr. In dem Vertrage vom 31. Mai 1815 entsagte der König der Niederlande diesem Gebiete zu Gunsten der Krone Preußen. Das alte Archiv zu D. enthält wichtige Schriften und Urkunden aus der Zeit, als hier noch der Hauptfreistuhl des Femgerichts stand, dessen Verfahren schriftlich war. D. hat ein gutes Gymnasium.

Dortrecht, schöne und reiche Handelsstadt in Südholland, mit 18,000 Einw. in 3900 H., an der Merwe und am Biesbosch, an dem Meere auf einer Insel, welche die Überschwemmung von 1421 bildete, als solche die Maasdeiche durchbrach, und 72 Dörfer wegschwemmte, wodurch 100,000 Menschen ihren Tod fanden. Ein paar Thürme sind von den vormaligen Festungswerken noch übrig. Sehenswerth sind die große Kirche (300 F. lang und 125 F. breit) mit einem hohen Thurm, das prächtige Rathhaus, die Börse, die Nikolaikirche und verschiedene Hospitäler. Der Hafen ist sehr geräumig. Durch 2 Canäle können die Waaren bis an die Magazine zu Wasser mitten in die Stadt gebracht werden. Wichtig ist besonders der Handel mit Rheinweinen, mit deutschem Zimmerholz, das auf Flößen auf dem Rheine (s. Flöße) dorthin kommt und auf den nahen Sägemühlen zerschnitten, oder unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verschifft wird. Die hiesigen Schiffswerfte, Bleichen, Seesalzsiedereien ꝛc. sind bedeutend, sowie der Lachsfang und die Tabacks-, Salz-, Zucker-, Getreide- und Linnenzufuhr. D. hat eine Artill.- und Ingenieurschule. Sie war die Residenz der alten Grafen von Holland, und ist der Geburtsort der de Witt (s. d.), des Joh. Gerh. Vossius, des Malers Vareſtag u. a. ausgezeichneten Männer. 1618 und 19 hielten die reformirten Theologen in Dortrecht die berühmte Synode, deren Schluß noch Gesetz der holl. reformirten Kirche sind. Sie erklärte die Arminianer für Ketzer und bestätigte die belgische Confession nebst dem heidelbergischen Katechismus

die Rheinschifffahrt noch nicht regulirt ist, so ist Dortrecht noch immer im Be-
seines alten Stapelrechts.

Dosso Dossi, Maler von Ferrara, sehr geehrt von dem Herzog Alfons,
von Arioſt, dessen Bild er meisterhaft malte, in s. „Orlando" (23. Ges.) ver-
gt. Seine Manier näherte sich der des Tizian, mit welchem er auch gemein-
ftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzoglichen Schlosses malte.
ne dortigen Bilder stellen Bacchanale mit verschiedenen Spielen von Faunen,
tyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er dem Rafael nach. Un-
ten acht in Dresden befindlichen Gemälden Dossi's zeichnet sich der Disput der
Kirchenlehrer, durch genaue Zeichnung, mit eigner Kraft des Colorits, und
im Tizian'schen Style, als ein Meisterwerk aus. Seine Brüder sind weniger
thmt. Er war geb. 1479, und starb 1560.

Dotationen Napoleons, Schenkungen von Staatsgütern, welche
poleon in den eroberten Provinzen, als Antheil an der Kriegsbeute, seinen Feld-
en und Dienstmannen überließ, sowie vormals die alten Longobardenkönige ih-
Leuten (Vasallen) nach Vertheilung des eroberten Landes Landgüter ausse-

Diese Schenkungen, bisweilen mit einem Adelstitel verbunden, bildeten eine
von Lehngütern, hatten sowol in Hinsicht des Besitzes als der Vererbung die
tur von Majoraten, und die Donatarien standen, als solche, unter der General-
ndanz der sogenannten außerordentlichen Domainen, welcher die Verwaltung
r derjenigen Grundstücke, Capitalien oder sonstigen Einkünfte übertragen war,
der Kaiser sich in den eroberten und andern Fürsten abgetretenen Ländern,
entheils zu obigem Zwecke, vorzubehalten pflegte. Die gedachte Staatsbe-
de hatte darauf zu sehen, daß Alle, welche von dem Kaiser Dotationen in frem-
Landen erhalten hatten, diese Güter verkauften, und zwar die erste Hälfte bin-
der ersten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden zwanzig Jahre, sodaß in
r Frist von vierzig Jahren alle diese Güter veräußert, und entweder in Renten
r in Grundeigenthum im Innern des Reichs verwandelt gewesen sein würden.
lchen Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler, als Vorgesetzten des soge-
nten Conseil du sceau des titres (Wappen- oder Adelsrath) Belehnungsur-
den ausgefertigt; die Erben mußten aber binnen 3 Monaten nach dem Tode des
natairs um eine Bestätigungsurkunde anhalten. Auch konnten von dieser Be-
de mehre Dotationen desselben Besitzers in eine Masse zusammengeworfen, oder
ch sein eignes Vermögen ergänzt werden, wenn sie einzeln nicht Einkünfte genug
en, um sie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Her-
stitel zu erheben. Wurde der Generalprocurator des Conseils von der Erlö-
ung der männlichen Nachkommenschaft des Besitzers eines Majorats, dessen Do-
on ganz oder zum Theil vom Kaiser herrührte, benachrichtigt, so mußte er da-
dem Intendanten der kaiserl. außerordentl. Domainen, oder dem Intendanten
kaiserl. Privatdomainen Anzeige machen, je nachdem die Güter von jenen oder
sen hergekommen, worauf die Intendanten sogleich Besitz davon ergriffen, um
Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu sichern. Ein Decret vom 13. Mai
09 verordnete in den nicht zu dem franz. Kaiserstaate gehörigen Ländern, wo der
iser solche Schenkungen zu Majoraten erhoben hatte, besondere Beamten:
gens conservateurs, welche besonders dahin sehen mußten, daß der Besitzer die
ajoratsgüter gut verwaltete, und daß sie, wenn sich der Heimfall ereignete, in
em ganzen Bestande und ungesäumt wieder mit der franz. Krone vereinigt wur-
n. Alle Schenkungen dieser Art sind, so weit sie noch nicht veräußert waren, mit
m Sturze des Schenkers null und nichtig geworden.

Douane, in Frankreich, die Zoll- oder Mauthhäuser an den Grenzen;
ouaniers, die Zoll- und Mauthbeamten. Während der Kriege Frank-
ichs mit England, von 1793 — 1814, und insbesondere während des Continen-

talsystems, hatten die franz. Douaniers politische Wichtigkeit. Sie waren in Bezirke von 6 Mann getheilt, hatten militairische Einrichtung, und waren schlecht bewaffnet. So bewachten sie in drei Linien die franz. Grenzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht bloß die englischen, sondern fast alle auswärtigen und verfertigten Waaren gehörten. Auch erhoben sie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man 1812 auf 80,000 an, und die Kosten dieser Douanenverwaltung betrugen schon 1809 gegen 50 Mill. Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das franz. Zollwesen ausgeführt wurde, die Störungen, die es in fast alle Lebensverhältnisse, besonders in den neuen Provinzen brachte, die Plackereien, welche sich die Douaniers gegen Reisende erlaubten, hatten besonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider sie aufgeregt, und der Volksingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche 1813 in Deutschland und Holland gegen die Franzosen stattfanden, zuerst diese Menschenclasse und die Zollhäuser selbst, welche in Hamburg und Amsterdam gleich zu Anfang niedergerissen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunstausdruck beim franz. Theater, der den Stellvertreter eines für ein gewisses Fach angenommenen Schauspielers bezeichnet. Man versteht aber darunter keinen zweiten Schauspieler. Diese heißen **second sujet** oder **acteur pour les seconds rôles**.

Dousa oder **van der Does**, geb. 1545 zu Nordwyk in Holland, Staatsbeamter, Philolog, Geschichtschreiber und Dichter, studirte in Delft und Löwen, hielt sich einige Zeit in Paris auf, und lebte dann im Genusse des häuslichen Glückes und im Umgange mit den Musen, bis er 1572 als Gesandter nach England ging, um die Königin Elisabeth für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Als Oberbefehlshaber in dem von den Spaniern belagerten Leiden, bestand er mit Klugheit und unerschütterlichem Muthe alle Gefahren, selbst als Hungersnoth und Pest sich zu der Geißel innerer Zwietracht gesellten. Abgerichtete Tauben dienten ihm, mit den erwarteten Befreiern eine Verbindung zu unterhalten, und dankbar pries er in seinen Versen diese treuen Boten. Der Statthalter Wilhelm I. entschädigte die Stadt für ihre Leiden durch die Stiftung der Universität, deren erster Curator Dousa ward. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Gelehrten des Auslandes setzten ihn in Stand, die trefflichsten Lehrer, z. B. Joseph Scaliger, für die neue Anstalt zu gewinnen. Nach Wilhelms I. Ermordung reiste D. heimlich nach London, um bei der Königin Elisabeth eine Stütze für die Freiheit seines Vaterlandes zu suchen, deren treuer Verfechter er immer war, und während der bedenklichen Zeit, wo die Herrschaft des Grafen von Leicester (s. **Dudley**) das Land drückte, benahm er sich mit kluger Mäßigung. Häusliche Leiden, besonders der Tod s. hoffnungsvollen ältesten Sohnes, Janus Dousa, trübten s. letzten Lebensjahre, bis er 1604 starb. Die zahlreichen Schriften, die er hinterließ, beweisen, wie treu er s. Wahlspruche war: **Dulces ante omnia Musae**. Sein bekanntestes Werk sind s.: „Bataviae Hollandiaeque Annales", bis 1606, die sein Sohn angefangen hatte, und wovon es zwei Ausgaben, eine in Versen, die andere in Prosa gibt.

Dover, englischer Seehafen am Canal, Frankreich gegenüber, in der Grafschaft Kent, mit einem jetzt verbesserten Hafen für Schiffe von 4 bis 500 Tonnen, der bei Stürmen oft zum Nothhafen dient. Auf einem engen Raume liegt die Stadt in 3 Hauptstraßen, die am Ende zusammenlaufen, zum Theil am Strande, zum Theil an steilen Kalkfelsen. Sie hat 2 Kirchen, die Kirche des heil. Jakob (des Schutzheiligen der Seeleute) und die Marienkirche; die erste ist ein gothisches 1216 erbautes Gebäude, die zweite stifteten die Normänner. Dieser nahrhafte Ort hat heiße und kalte Seebäder, 1800 H. und 9000 Einw. Alle englische Dissenters haben hier Bethäuser oder Capellen. Am Felsen wächst noch, wie zu Shakspeare's

re's Zeiten, der große Meerfenchel, und würzt die Brühen der Schmecker. Das
e Kriegsſpital iſt ein prachtvolles Gebäude, und ehrwürdig die Stadthalle am
rkt. Hübſch iſt das Sommerſchauſpielhaus und das Caſino. Die Schiffer
Lootſen unterhalten 12 Dampfböte zur Überfahrt. Berühmt iſt als Sinecure
Gouverneurſtelle der 5 Canalhäfen, von denen Dover eine iſt, und durch 1600
hlmänner 2 Deputirte ins Parlament ſchickt. Dover iſt ſeit der angedrohten
z. Landung, von der Seeſeite trefflich durch Strand- und hochliegende Batte-
, ferner durch ſeine Martellothürme und ſein 320 Fuß über der Meeresfläche
am Ufer liegendes Caſtell, von einer Oberfläche von 25 Acres, von der See-
und einigermaßen auch von der Landſeite befeſtigt. Dies Caſtell hat für 2000
nn bombenfeſte Caſematten und einen Brunnen von 370 Fuß Tiefe, der fol-
gegen Waſſermangel ſchützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen
s ſchönen Caſtells zeigt man Alterthümer, angeblich römiſchen Urſprungs.
oiß iſt die Grundmauer einer Redoute nahe beim Caſtell der Überreſt einer ehe-
igen Warte der Römer oder eines Pharus, den ſie anlegten. Die vielen Thür-
des Caſtells tragen jeder den Namen ſeines Erbauers. Auf der höchſten Fels-
e ſteht das Burgſchloß, 92 Fuß hoch, iſt wohlerhalten und dient als Zeughaus
Magazin. Minen machen jeden Verſuch, das Caſtell zu erſtürmen, ge-
lich.

Dow, auch **Douw** geſchrieben, und Dau ausgeſprochen (Gerard), geb. zu
don 1613, Sohn eines Glaſers und Malers, machte, als Rembrand's Schü-
edeutende Fortſchritte in der Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit,
traf ihn aber an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres ſehen als ſeine klei-
Genregemälde. Sie ſind ſo niedlich, daß man das Vergrößerungsglas bräu-
muß, um die Arbeit darin genau zu erkennen, ſelbſt die zarteſten ſeiner Figu-
ſind voll Leben, und auch das faſt Unſichtbare Kleine in der Natur überſah er
t. Dennoch haben D.'s Bilder nichts Ängſtliches und Gezwungenes. Man
t ihn für den Erfinder der ſinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu
ngen, indem man das Original mit einem durch Faden in Vierecke getheilten
hmen bedeckt, und dann die Partien des Gemäldes in ebenſo viele gezogene kleine
ecke auf die Leinwand überträgt. Auch ſoll er ſich des converen Spiegels bei
Modellen bedient haben. Gerard Dow ſtarb 1680 und hinterließ ein großes
rmögen; denn ſ. Werke wurden zu hohen Preiſen bezahlt, wie ſie noch jetzt zu
theuerſten der niederländiſchen Schule gehören. 1809 wurde ein kleines Ge-
lde von ihm für das königl. holländiſche Muſeum mit 17,000 Gulden bezahlt,
in der Auction von Peter de Smith in Amſterdam, 1810, gingen die Gerard
w's am theuerſten weg; 5 — 10,000 Gld. war ihr gewöhnlicher Preis. Seine
hüler, Metzü, Schalken und Mieris, ſind ihres Meiſters würdig.

Doyen (Gabriel François), geb. zu Paris 1726, Schüler des Malers
nloo, gewann ſchon in einem Alter von 20 J. den großen Preis in der Malerei.
48 ging er nach Rom, wo beſonders die Werke derjenigen Maler, die ſich durch
en großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet haben,
Annibale Carracci, Pietro di Cortona, Giulio Romano, Polidor und Michel
gelo, die Gegenſtände ſ. Studiums und ſ. Begeiſterung wurden. In Neapel
elten die Werke des Solimene ſ. Aufmerkſamkeit. Dann beſuchte er Venedig,
logna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück. Er
b in Paris lange Zeit ohne Beſchäftigung, und lebte einſam der Kunſt. Zwei
nze Jahre brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung ſeiner Virginia zu;
verſchaffte Doyen die Aufnahme in die Malerakademie, 1758. Das Gemälde
reste des ardents, für die Kirche von St.-Roch, erhöhte noch D.'s Ruf, und
n hält es für ſein Meiſterwerk. Um ſ. Werken mehr Wahrheit zu geben, ging er
die Hoſpitäler, und beobachtete die Charaktere und Geſichtszüge der Kranken

und Sterbenden. Man findet in dieser reichen Composition schöne Charakterköpf wohl gruppirte und tief gedachte Gestalten; der Ausdruck des Schmerzes ist m großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben sind lebhaft und kräftig; der Anbli der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüstunge der Pest, welche vorzugsweise gegen fleischlose Körper zu wüthen scheint, drüc einen großen Gedanken aus. Nach Vanloo's Tode ward Doyen zu Ausmalun der Capelle des heil. Gregors bei den Invaliden gewählt. Dann wurde ihm vo Hofe der Triumph der Tethys über die Gewässer zu malen übertragen. Sein G mälde wurde um so schöner gefunden, je weniger die Grazien, womit er es zu v schönern gewußt, etwas von der Ziererei und dem schlechten Geschmacke zeigte der damals Mode war. Der Tod des heil. Ludwig, in der Capelle der Militai schule ist eine seiner schönsten Arbeiten, vorzüglich in Hinsicht der trefflichen Anor nung. Im Anfange der Revolution berief ihn Katharina II. nach Rußland, g ihm eine Pension von 1200 Rubeln nebst freier Wohnung, und ernannte ihn zu Professor bei der Malerakademie zu Petersburg. Nach der Kaiserin Tode bezeig ihm Paul I. gleiche Gunst. Er malte viel in den kaiserl. Palästen und starb Petersburg 1806 den 5. Juni.

Drache, 1) Sternbild am nördlichen Himmel; die Fabel sagt, Ju habe den Drachen, welcher die goldenen Äpfel im Schlafgemach der Hesperiden b wacht, und welchen Hercules tödtete, an den Himmel versetzt. — 2) Der fab hafte Drache. Von diesem Ungeheuer geht die Fabel fast so weit hinauf als d Geschichte reicht. Man schildert s. Gestalt so schrecklich als möglich, und gibt ih zum Wohnplatze beinahe alle bekannte Länder, besonders das damals noch unb kannte Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft ab auf 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach dem Älian zu Al xanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte, und göttlich verehrt wurde. Fü hatte er nach diesen Beschreibungen nicht, sondern wie Schlangen bewegte er si durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen b deckt, und nach Vielen der Hals mit einer Mähne geziert. Übrigens widersprech sich diese Erzählungen fast alle, und nur darin stimmen sie überein, daß der Drac vortreffliche Sinnenwerkzeuge, besonders ein scharfes Gesicht habe. Ihm wird ei solche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elefanten zu erwü gen. Seine Nahrung bestand in Blut und Fleisch von allerlei Thieren; auch fr er verschiedene Früchte. Das Sonderbarste ist, daß dessenungeachtet dieses Thi gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftsteller manche lei zu erzählen wissen. Diesen Fabeln scheint aber dennoch ein wirkliches Thi zum Grunde zu liegen, und wahrscheinlich ist dieses kein andres als die große A gottsschlange (Boa constrictor, s. d.) Der fabelhafte Drache des Mitt alters hat vier Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenschwanz und einen ung heuern Rachen, aus welchem Feuerflammen strömten. In den Ritterzeiten spie dieser Drache eine Hauptrolle; er gehört zu den Ungeheuern, welche die bepanzert Romanenhelden zu besiegen hatten. Diese Sagen wurden wahrscheinlich dur mangelhafte Nachrichten vom Nilkrokodill, welche durch die Kreuzzüge nach Euro kamen, und übertriebene Beschreibungen unserer größten inländischen Schlang veranlaßt. — 3) Der elektrische Drache, das Spielwerk der Knaben, hat Anl zu einer höchst wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente sich 1752 sein zuerst als eines Leiters, um vermittelst desselben die Elektricität der Luft oder d Wolken herabzuziehen, und die Elektricität des Gewitters zu beweisen. Der Drac war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Kinder spielen, und a demselben war eine metallene Spitze befestigt. Er ließ ihn an einer hanfen Schnur, an deren unterstem Ende ein Schlüssel hing, in die Höhe steigen. U die Schnur, ohne die elektrische Materie abzuleiten, anfassen zu können, war unt

ſeidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft ſchwebte, wurde lektriſche Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur um Schlüſſel geleitet, ſodaß man an demſelben eine Verſtärkungsflaſche laden te. Ohne Franklin's Entdeckung erfahren zu haben, ſtellte de Romas in kreich ein Jahr ſpäter ähnliche Verſuche an, und brachte mit ſeiner weit grö- Geräthſchaft eine ſo beträchtliche Menge Elektricität herab, als weder vor noch hm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die elektriſchen Drachen als Mittel, die Elektricität der Gewitterwolken zu unterſuchen; in den neuern n fing man aber auch an, durch ſie die tägliche Luftelektricität zu beobachten. zu nimmt man am ſchicklichſten die papiernen Drachen, 4 Fuß lang und etwas 3 Fuß breit. Einen ſolchen Drachen überzieht man mit Firniß, oder tränkt mit geſottenem Leinöl, damit er von dem Regen nicht verdorben werde. Die aur, worauf das meiſte ankommt, muß ein guter Leiter ſein. Cavallo fand t unechten, mit dünnem Bindfaden zuſammengedrehten Goldfaden am taug- en. Man läßt nun den Drachen in die Höhe ſteigen, zieht die Schnur deſ- n durchs Fenſter in ein Zimmer, bindet eine ſtarke ſeidene Schnur daran, und igt das Ende deſſelben an einen ſchweren Tiſch, auf welchem ein kleiner iſolir- Conductor geſtellt und mit der ſeidenen Schnur durch einen Draht verbunden . Auf einem gläſernen, mit Siegellack überzogenen Stative ſtellt man ein rometer ſo neben den Conductor, daß es denſelben berührt. Dieſes Elektro- r zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Elektricität an. Noch be- ter zu ſolchen Beobachtungen ſind kleine aeroſtatiſche Maſchinen, die man ſtatt Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umſtänden, dem Winde ꝛc. ligen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1) eine Münze ungefähr r. 4½ Pf. betragend; 100 machen eine Mine, und 6000 ein Talent; 2) ein wicht, ungefähr 1 Quentchen 11½ holländiſche Aß betragend. Bei uns ein otheker gewicht (ſ. d.).

Draco, Archon und Geſetzgeber der Athener, etwas über 600 J. vor Chr., de durch die außerordentliche Strenge ſeiner Geſetze merkwürdig. Das geringſte brechen, z. B. Fruchtdiebſtahl, ja ſogar Müßiggang, beſtrafte er ebenſo mit Tode als Beraubung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man e daher, daß ſeine Geſetze mit Blut geſchrieben wären. Nichts war natürlicher, daß dieſe Härte die Vollſtreckung derſelben, vorzüglich bei zunehmender Cultur es Volks, hinderte und ſie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, e Geſetze abzufaſſen. (Vgl. Attika.) Die Sage erzählt, daß Draco bei ſei- Erſcheinung in dem Theater der Inſel Ägina, wohin er ſeine Geſetze gebracht n ſoll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, ntel und Hüte über ihn geworfen, erſtickt ſei. Auch ſei er unter dieſem Thea- egraben worden.

Dragoman, im Orient, beſonders am türkiſchen Hofe, ein Dolmetſcher. Dragoman der Pforte, der in Dienſten des Hofes ſteht, und durch welchen Großſultan die Eröffnungen der chriſtlichen Geſandten empfängt, war bisher Chriſt von griechiſcher Nation, und gelangt öfters zur Stelle eines Fürſten ſpodar) der Moldau oder der Walachei.

Dragoner, eine Art leichter, urſprünglich franzöſiſcher Reiter, welche ol in als außer der Linie, geſchloſſen oder einzeln, zu Pferde vorzüglich r wo es nöthig war, auch zu Fuß fechten ſollten. Demgemäß waren ſie be- en, bewaffnet und geübt. In frühern Zeiten nannte man ſie Arquebuſierreiter r Reiterſchützen. Den Namen Dragoner erhielten ſie wahrſcheinlich von den niſchen Draconarien, deren Lanzen mit Drachenfiguren geſchmückt waren. Da och die Erfahrung zeigte, daß ſie dem beabſichtigten Zweck nicht entſprachen, ſo

wurden sie fast nirgends mehr zum Infanteriedienst gebraucht, und bilden dagege eine gute Gattung Cavalerie, der man die für die Husaren zu schweren und für d Cuirassiere zu leichten Pferde gibt. — Dragonaden (Dragonerbekehrungen d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden sollen, Zwangsb kehrungen. Ludwig XIV. schickte nämlich in dieser Absicht (1684) Dragoner die Cevennen, um durch sie die Hugenotten zu züchtigen.

Draht, das nach gewissen Formen, gewöhnlich runden, in die Länge au gedehnte Metall. Man hat Platin-, Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen Stahl-, Messingdraht ꝛc. Gegenstand eigner Fabriken ist nur der Eisen- u Messingdraht; mit der Anfertigung der übrigen Metalldrähte beschäftigen sich ei zelne Menschen, oder es ist ein Zweig der Gold- und Silberfabriken. — Zur F brication des Eisendrahtes eignet sich nur sehr festes, dehnbares und zäh Stabeisen, welches vorher zu feinen Stäben ausgereckt sein muß. Diese fein Stäbe werden vermittelst einer besondern Vorrichtung, durch kreisförmige Öffnu gen gezogen, welche sich in dem, aus dem härtesten Stahl gefertigten Zieheisen b finden. Der Durchmesser der Öffnungen bestimmt die Stärke des Drahts, ind muß der feinste Draht durch alle vorhergehenden größern Öffnungen erst durch gangen sein. Aber auch ungeachtet dieser Vorsicht, wird das Eisen durch das Z hen steif und spröde, sodaß die Härte und die daraus entspringende Sprödigkeit j erst nach jedem Zuge durch Ausglühen gehoben werden muß. Das Ausglühen geschieht entweder vor der Esse bei Holzkohlen, oder in Öfen. Der entstandene Glü span muß vor dem neuen Durchziehen sehr sorgfältig weggeschafft werden, weil so die Zieheisen leiden und der Draht verdorben wird. Die Kraft, welche das Dur ziehen verrichtet, besteht entweder aus einer Zangenvorrichtung, bei welcher sich Zangen in dem Augenblicke des Anpackens des Drahtes schließen und nach beendi tem Zuge wieder öffnen, oder aus Walzenvorrichtungen an denen das Ende d durchzuziehenden Drahtes befestigt ist, und welche den Draht bei der Bewegung u ihre Axe, auf ihrer Oberfläche aufrollen. Die letzte Vorrichtung ist nur bei fei ren Drähten, aber dann auch vorzugsweise anwendbar. — Zur Anfertigung d Messingdrahtes werden die ausgewalzten Tafeln in Drahtbänder geschnitt welche ebenfalls mittelst Zangen und Walzen (Leiern) zu Draht ausgezogen werde Ein Theil desselben kommt sogleich von dem Drahtzuge, durch das Ausglühen Glühofen schwarz in den Handel, ein andrer Theil wird in Holzessig gebeizt u Kochsalzlauge und Weinstein ausgesotten und auf diese Weise blank gemacht. Die Kunst aus Metall dünne Fäden zu machen ist sehr alt; allein der Draht wu früher geschmiedet. Die eigentliche Drahtzieherkunst ist erst zwischen 1360 1400 in Nürnberg erfunden worden.

Drais (Karl Wilhelm Freih. v.), geb. zu Ansbach d. 23. Sept. 1755, geh unter die vorzüglichern Geschäftsmänner Deutschlands im Justiz- und Polizeifa Er studirte zu Altorf und Erlangen, und lebte kurze Zeit zu Wien, um den P ceßgang des kaiserl. Reichshofraths kennen zu lernen. Der Markgraf Karl Fri rich von Baden stellte ihn 1777 als Regierungsassessor zu Karlsruhe an. S dem diente H. v. D. zwölf Jahre lang als Rath in dem Justiz- und adminis tiven Hofrathscollegium, besonders aber als Regierungsdeputirter in der für die R sidenz Karlsruhe errichteten Polizeideputation mit Auszeichnung. Verdiente R gierungsräthe wurden damals als Oberbeamte auf das Land versetzt, weil sie einem solchen Verhältnisse eine größere Besoldung beziehen konnten, als die M glieder der höhern Landescollegien, obwol sie unter deren Leitung standen. A v. Drais ward als Obervogt dem Oberamte Kirchberg vorgesetzt. Baden ver mit der franz. Eroberung des linken Rheinufers diese Besitzung, und damit Drais sein Amt. Wegen steter Nervenleiden in das Privatleben zurückgetret verfaßte er ein von den Ärzten geschätztes Werk, in welchem er unter dem Nam

ilophilus seine glücklich überwundenen Übel entwickelte, und in einer Seelen-
etik einen wissenschaftlichen Beitrag zur Psychologie lieferte. Zur Zeit des
chsfriedenscongresses zu Rastadt ernannte ihn der Markgraf zum Polizeidirektor
lbst, um für Alles, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit an dem Congreßorte
en könne, zu sorgen. In dieser schwierigen Stellung erwarb sich H. v. D.
h Thätigkeit, Klugheit und einsichtsvolle, nach Verhältnissen und Personen be-
nete Anordnungen allgemeine Zufriedenheit. Seine Polizeianstalten, unter
hen einige, vorzüglich die Gewerbsschule, als eine Congreßstiftung, noch fort-
hen, können Männern in gleicher Geschäftslage zum Muster dienen. S. s.
4 zu Mannheim erschienene Schrift: „Die Polizei auf dem Reichsfriedenscon-
zu Rastadt" von 1797. Karl Friedrich erhob ihn jetzt zum geh. Regierungs-
und Polizeidirektor in Karlsruhe. Hier ward durch s. kluge Berechnung der Lorali-
sowie der zu Gebote stehenden Mittel, binnen drei Jahren ein Arbeitshaus,
Rumford'sche Speiseanstalt, eine gute Beleuchtung, Reinlichkeit der Straßen,
rdrückung des Bettelns und wuchernden Zunftzwanges u. s. w. zu Stande ge-
cht. (S. D. Hartleben's „Statist. Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und
r Umgebungen", Karlsruhe 1815.) 1803 ward H. v. D. als Präsident des
gerichts nach Rastadt versetzt. Der kollegialische Geschäftsgang gewann unter
r Leitung mannigfaltige Vorzüge, deren Folgen sich durch schnellere und gründ-
ere Rechtspflege bewährten. Als im preßburger Frieden das Breisgau und die
nau dem Hause Baden zufielen, sandte ihn Karl Friedrich mit dem Charakter
s wirkl. Geh.-Raths als ersten Hofkommissair nach Freiburg zur Besitzergrei-
g, Empfang der Huldigung und Organisation der Collegien nach der badischen
waltungsart. Während der zwei Jahre, welche zu diesem Zwecke verwendet
rden, mußten viele Ansprüche ausgeglichen, und die Gemüther für Abänderun-
, worin man mitunter keine Vorzüge finden konnte, der Gleichförmigkeit der
taatsverwaltung wegen, empfänglich gemacht werden. v. Drais wußte dies Alles
t so viel billigen Rücksichten einzuleiten, daß ihn der Großherzog mit dem Orden
r Treue beehrte, und zum Präsidenten des nach Mannheim versetzten obersten Ge-
htshofes des ganzen Großherzogthums ernannte. Wie er in diesem Wirkungs-
ise den Collegialgeschäftsgang bei der Rechtspflege verbessert hat, zeigt s. „Ge-
ichte der badischen Gerichtshöfe neuerer Zeit" (Mannheim 1821.) Sein reiner
triotismus und seine gründlichen publiristischen Kenntnisse bewährten sich insbe-
dere in der für Baden kritischen Epoche des drohenden Verlustes seiner schönsten
ovinzen, der Rheinpfalz und des Breisgaus. Die Standhaftigkeit des letztver-
eb. Großherzogs Karl, die öffentliche Meinung, zu welcher damals die badische
gierung, mit momentaner Werthschätzung der sie bearbeitenden gründlichen
chriftsteller, ihre Zuflucht nahm, das Gefühl der alliirten Monarchen, welche die
chte eines Souverains höher als politische Rücksichten schätzten, sowie Bignon's
d v. Drais's siegreiche Schriften über diese berühmte Territorialangelegenheit
teten die Integrität des badischen Landes. Als Schriftsteller muß man Freih.
Drais, bei aller Vorliebe für das Alte, besondere Gründlichkeit, Belesenheit und
eutlichkeit des Vortrags zugestehen. Classisch ist seine aus dem Archive geschöpfte
lusführliche Geschichte von Baden unter Karl Friedrich vor der Revolutionszeit",
mmt der dem 1. Bde. angehängten Abhandlung über die Theorie der Particular-
schichte. Für die Zeit, wo ausnahmsweise in Baden und Würtemberg, doch in
sterm nach weit billigern Normen, Besoldungssteuern Mode wurden, hat seine
Abhandlung über den Beizug der Besoldungen zu außerordentlichen Staatslasten"
ie er mit Grund als ungerecht, unbillig, unpolitisch und gefährlich darstellt) be-
nderes Interesse. Seitdem war er mit dem Präsidenten eines Tribunals des
nken Rheinufers in literarischer Fehde über Öffentlichkeit und Mündlichkeit der
ustiz im Civilfache verwickelt. v. Drais's, zu Mannheim 1822 über diesen Ge-

genſtand erſchienene Schrift verwirft auch in einem Anhange die Trennung der Juſtiz von der Polizei bei den Landbeamten.

Draiſine (franz. Vélocipède), ein vom Forſtmeiſter v. Drais zu Mannheim 1817 erfundener zweiräderiger Wagen zum Selbſtfahren. Zwei hinter einander laufende Räder verbindet nämlich ein Geſtell, auf deſſen obern Steg ein Sitz in Form eines Satteis angebracht iſt. Vor dem Sattel iſt ein Bügel befeſtigt, auf dem beim Fahren die Arme ruhen; und vor dieſem geht ein mit einem Querſtabe verſehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaſchine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengeſtellen, beweglich iſt, gelenkt wird. Will man die Draiſine nun zum Fahren gebrauchen, ſo ſetzt man ſich auf den Sattel und ſtößt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maſchine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge ſehr in ſeiner Gewalt haben, erſtens eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer nämlich dieſe beiden Haupterforderniſſe ſich zu eigen gemacht hat, ſoll auf gutem, ebenem Wege in einer Stunde bequem eine deutſche Meile zurücklegen können. In England hat ihr Verbeſſerer, Knight, ein Patent darüber erhalten.

Drake (Francis), Seemann, geb. zu Tavyſtock in Devonſhire 15[illegible], lernte das Gewerbe eines Seemanns bei einem Küſtenfahrer, der auch [illegible] Waaren nach Irland und Frankreich überführte. D. gewann die Liebe ſ. [illegible] in dem Grade, daß dieſer ihm bei ſeinem Tode ſein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter, Sir John Hawkins, ließ ihm Unterricht ertheilen. Im 18. J. [illegible] D. einzelne Geſchäfte auf einem Schiffe verrichten, welches nach Biscaya [illegible] trieb; im 20. machte er eine Reiſe nach der Küſte von Guinea, und im 22. [illegible] er den Oberbefehl eines Schiffs, und benahm ſich in dem unglücklichen Gefecht, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Cruz [illegible] beſtehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor auch dabei Alles, was er [illegible]. Er faßte nun einen ſolchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel [illegible] ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er dieſe Abſicht in [illegible] land merken laſſen, als eine Menge Abenteurer ſich ihm anſchloß. Er bewirkte [illegible] zwei Unternehmungen nach Weſtindien, vermied zwar noch mit den Spaniern zuſammenzutreffen, der Erfolg ſeiner Reiſe war aber ſo günſtig, daß man ihm [illegible] zu ſ. Angriffsplan auf die ſpaniſch-amerikaniſchen Handelsplätze zwei Schiffe [illegible] traute. Das eine wurde von ſ. Bruder befehligt. Er nahm die Städte Nombre de Dios und Vera-Cruz, auf der öſtlichen Küſte der Erdenge von Panama [illegible] mit Sturm und machte eine anſehnliche Beute. Nach der Rückkehr rüſtete er [illegible] große Fregatten auf ſ. Koſten aus, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Eſſex, eines Bruders des durch ſein Unglück bekannten Eſſex, diente. Beim Tode dieſes ſ. Beſchützers kehrte er nach England zurück. Sir Chriſtoph Hatton, Vicekammerherr und Rath der Königin Eliſabeth, ſtellte [illegible] dieſer Fürſtin vor, der D. ſeinen Plan vorlegte, durch die Magellaniſche Meerenge in die Südſee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von fünf Schiffen für dieſen Zweck auszurüſten. D. ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab, und kam in die Magellaniſche Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang, und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu ſteuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bai, wo er ankerte, den Namen Parting of Friends bei, weil er, als er ſie verließ, von einem ſeiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windſtöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand ſich nun zwiſchen den Inſeln, welche die Geographen auf alten Charten neuerer Zeit zweihundert Stunden weſtlich von Amerika bemerkt haben. Fleurieu hat aber bewieſen, daß ſie eins ſind mit den zahlreichen, noch jetzt unbekannten Inſeln, welche den ſüdweſtlichen Theil des Archipels des Feuerlandes

machen, und gezeigt, daß D. damals das Cap Horn gesehen hatte, eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben sollen. Den 20. Nov. kam D. im Gesicht der Insel Mocha, südlich von Chile an, wo er einen Sammelplatz für seine Flotte bestimmt hatte. Da er keines s. Schiffe eintreffen sah, setzte er s. Lauf nach Norden fort, längs der Küste von Chile und Peru, indem er jede Gelegenheit nahm, sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da s. Mannschaft einigermaßen beutesatt war, folgte er der Küste von Nordamerika bis zum 48° N. B., weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in s. Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 43° zurückzugehen, nannte er den Platz, wo er seine Schiffe ausbesserte, Neualbion, und nahm Besitz davon im Namen der Königin Elisabeth. Den 29. Sept. 1579 setzte er seinen Lauf nach den Molucken, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Hier wäre er bei Celebes untergegangen. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, speiste bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und that Alles, was er gethan hatte. 1585 beunruhigte D. die Spanier von Neuem in den Inseln des Cap Verd und in Ostindien. 1587 befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Vicеadmiral unter Lord Essingham, dem Großadmiral von England, um sich der spanischen Flotte entgegenzustellen. Eine reich beladene Gallione ergab sich ihm auf die bloße Nennung s. Namens, und bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes zeichnete er sich abermals sehr aus. 1589 erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte. Allein dieses Unternehmen scheiterte wegen des Mißverhältnisses zwischen D. und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; D. und Hawkins schlugen der Elisabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien vor, welche alle vorhergehende verdunkeln sollte. Sie wollten sogar einen Theil der Kosten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, den Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Abzuge vom Fort von Porto-Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Schild mitnahm, worauf Drake saß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die spanischen Schiffe vor Porto-Rico mit Ungestüm angegriffen, aber ohne Erfolg. Hierauf segelte er nach dem festen Lande, und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Unternehmung gegen Panama befohlen hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber so mißmuthig, daß er in ein schleichendes Fieber verfiel, welches s. Leben den 28. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen s. Vermögens muß eine Wasserleitung von 20 engl. Meilen erwähnt werden, die er 1581 führen ließ, um Plymouth mit Wasser zu versorgen. Er ist es, dem Europa die Kartoffeln verdankt, die er zuerst mitbrachte. S. „The famous voyage of Sir Francis Drake into the South-Sea and hence about the whole globe of the Earth“ (London 1600, 12.) verf. von Franz Pretty, der unter D. gedient hat.

Drama (griechisch) bedeutet Handlung; gewöhnlich nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauspiel. Handlungen sind freie Kraftäußerungen vernünftig-sinnlicher Wesen, um durch Anwendung der gehörigen Mittel einen Zweck zu erreichen. Will man sie darstellen, so kann es nur geschehen durch Entwickelung der Gründe und der wesentlichen Veränderungen, welche zwischen dem Entschluß und der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Stufen der Entwickelung durch eine ganze Zeitreihe hindurch verfolgt, und sie darstellt, wie sie sich selber aus einander erzeugen, entsteht unbezweifelt eine größere Vergegenwärtigung, welche jedoch

noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwä tige selbst ist. Vergegenwärtigen kann man auch in der Erzählung. Stellt m nun aber eine Handlung in ihrer allmäligen Entwickelung, mit ihren Ursachen u Veränderungen, von dem Augenblick des Entschlusses bis zur Erreichung d Zwecks, als gegenwärtig sich ereignend dar; so ist eine solche Darstellung dram tisch, gleichviel, in welcher Form man dargestellt habe. Göthe's Werther ist e wirkliches Drama, und jede Darstellung, die in allen Punkten das Werden zei immer entwickelt, immer im Fortschreiten begriffen ist, ist dramatisch. Nur m man freilich nicht meinen, nur da sei Handlung, wo, wie Lessing sich ausdrückt, d Frosch sich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherspringt. Nicht jede Han lung äußert sich auch in einem äußern Ereignisse, denn das Handeln geht von I nen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die Veränderungen n Veränderungen des Seelenzustandes sind. Hier treten sie freilich nicht so laut h vor als wo sich auch die äußern Zustände verändern, und wo die bewirkten Ersch nungen äußere Ereignisse sind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig sich eignend dargestellt werden, so kann es nicht besser geschehen als durch die handelnd Personen selbst, oder durch Stellvertreter derselben, welche ihren Willen, ihre E sinnungen und Zustände durch Rede offenbaren, und gleichsam selbst schilde Daher die dialogische Form, wodurch jedoch allein ebenfalls noch kein Drama e steht, wie Manche geglaubt haben; weil der bloße Dialog, wenn er z. B. unter chend ist, etwas Hemmendes haben kann; da hingegen bei Darstellung einer Han lung ein beständiges Vorwärtsstreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedank gange und eine Spannung auf den Ausgang stattfinden muß. Wo dieses da sich in einem Dialog findet, da nennen wir auch ihn dramatisch, wie z. B. die m sten Platon'schen, oder Klinger's dialogisches Meisterstück „Der Weltmann u der Dichter". Bei Darstellung einer Handlung bilden sich Gedanken durch E schlüsse zu Thaten aus; die Entschlüsse setzen Umstände, wodurch sie bewirkt w den, voraus, diese machen auf den Erfolg, und mehre Erfolge auf einen Punkt Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtsstrebende, lebendig sich Be gende, Spannende. Daher überhaupt der große Reiz der dramatischen Poe „Sie weckt", sagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des bens, ja das Leben selbst ist. Wir sehen handeln, und zwar den größten Geg stand menschlicher Thätigkeit, den Menschen. Wir sehen Menschen in freund chem oder feindlichem Verkehr, als verständige und sittliche Wesen durch ihre M nungen, Gesinnungen und Leidenschaften auf einander einwirken, und ihre V hältnisse gegenseitig entscheidend bestimmen". Wir sehen handeln, denn es ist n dem Obigen offenbar, daß in der Darstellung einer Handlung durch Gespräche Anfoderung der Bühne, als der vollständigsten Vergegenwärtigung, liege, und b halb nun ist Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauspiel, welt durch seinen bloßen Namen das gar nicht verräth, was es eigentlich ist. Wo wir nun aber Drama im engern Sinne bestimmt erklären, so werden wir sagen, sei poetische Darstellung einer menschlichen Handlung, als gegenwärtig sich er nend, mithin im Dialog der handelnden Personen selbst, welche zur vollkomm sten Vergegenwärtigung von andern Personen vorgestellt werden sollen im Sch spiel. Es scheint bestimmt, auf der Bühne vorgestellt zu werden. Alle Anfo rungen, die sich an ein solches Werk der Poesie machen lassen, können aus dieser klärung abgeleitet werden. Indessen haben uns die neuern Dichter gelehrt, dramatisches und theatralisches Gedicht zu unterscheiden, sodaß man, wo man das erste Beiwort stößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausschließen, glauben möchte, das Werk sei nicht für die theatralische Vorstellung geeignet. U ständlicheres hierüber s. im Art. Handlung und Schauspiel. dd.

Dramaturgie heißt eigentlich die Wissenschaft der Regeln der Ku

Drama zu dichten und auf der Bühne darzustellen, so weit sich dies überhaupt Regeln bringen läßt. Sie umfaßt also eigentlich die ganze Poetik des Drama die Theorie der Schauspielkunst. In diesem Umfange besitzen wir aber noch Werk unter diesem Titel. Schlegel's meisterhafte Vorlesungen über drama- Kunst und Literat. nähern sich demselben an. Der Erste, der unter diesem en ein Werk herausgab, war Lessing, den man bei Errichtung einer neuen e 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch seine Einsicht die dramatische heatralische Kunst Deutschlands zu fördern. Daß, und wie er dies gethan, noch heute dankbar anerkannt. Er brach die Bahn zur tiefern drama- n Kritik, erlöste uns von den Geschmacksfesseln der Franzosen, öffnete den wah- Sinn für die Muster der Alten und Shakspeare's, und legte einen Schatz der altigsten Bemerkungen über theatralische Kunst darin nieder. Beleidigte Ei- einiger Schauspieler war die Ursache, warum er über theatralische Kunst bald g, wodurch wir viel verloren haben. Das „Dramaturgische Etwas", wel- Bode und Claudius 1774 zu Hamburg herausgaben, reicht zwar ebenso wenig Schink's „Dramaturgische Blätter", an Lessing's Werk; doch verdienen beide nt zu werden. Aus der neuesten Zeit sind Schmidt's „Dramaturgische Apho- n", Zimmermann's „Dramaturgische Blätter" und Tieck's „Dramaturg. ndlungen" anzuführen.

Draper (Elisabeth), s. Sterne.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologischer Hinsicht, Tuchhandel, manufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künsten 1) im weitern e, jede Anordnung und Darstellung von Gewändern, Stoffen und Zeugen, e zum Putz oder zur Verzierung eines Gegenstandes dienen, z. B. Draperie rhängen zur Verschönerung eines Zimmers u. s. w. Diese Verzierung be- vorzüglich auf dem leichten und mannigfaltigen Faltenwurfe. 2) Im engern e, vorzüglich in der Malerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren solche ander oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapiren. Die Draperie mehr im Kreise der Malerei, das Nackte mehr im Kreise der Sculptur. Ein mäßig schönes Gewand ist aber eine der schwersten Aufgaben der Kunst, die enige Bildhauer und Maler glücklich gelöst haben. (Vgl. Gewand.)

Dräseke (Johann Heinrich Bernhard), Kanzelredner, geb. zu Braunschweig , Sohn des herz. braunschw. Revisors am Intell.-Comptoir (später bei der Kammer in Blankenburg), ward in der Waisenhausschule, im Katharineum m Martineum vorbereitet, besuchte dann von 1789 an das Carolinum, wo nders Eschenburg's und Ebert's Vorlesungen benutzte, hierauf von 1792 bis die Universität Helmstädt, wo Henke, Sextro, Schulze, Remer seine Lehrer eologie, Philosophie und Geschichte waren. Nachdem er eine kurze Zeit lehrer zu Ratzeburg und seit 1795 Diaconus zu Möllen im Lauenburgischen en war, erhielt er 1798 die mit der Schulinspection verbundene Hauptpredi- lle daselbst; 1814 ging er als Pastor nach St.-Georg bei Ratzeburg, zu einer ig Ortschaften umfassenden Landgemeinde. 1814 wurde er an die St.-Ans- Hauptkirche zu Bremen gerufen, empfing 1817 am Reformationsjubiläum, er theol. Facultät zu Jena den Grad eines Licenciaten der Theologie, und von der Akademie zu Rostock, bei Gelegenheit ihrer 400jährigen Stiftungs- ebenfalls als Ehrenbezeigung die theologische Doctorwürde. (Nach mehren ärtigen Rufen hat er die ihm schon 1821 angetragenen Ämter eines General- intendenten, Consistorialraths, Oberpfarrers an der Hauptkirche St.-Moritz Prof. primar. am Casimirianum zu Coburg, Ostern 1822 angetreten.) Bei n berühmten Kanzelredner, und Schriftsteller fällt, wie es durchaus bei Ge- n sein sollte, alles Wirken in Ein unablässiges Streben nach einem hohen Ziele imen. Er ist derselbe, begeistert und begeisternd, erwärmt und erwärmend,

hingeriſſen und hinreißend, als Menſch, als Redner und als Schriftſteller. Seiner Schriften kann man, außer den anonymen und Beiträgen in Jahrbüchern und literariſchen Blättern, 52 zählen, unter denen jedoch viele Predigten und Gelegenheitsreden ſind. Denn auf Verlangen ſ. Gemeinde predigen mußte er ſeit ſechs Jahren jedes, auch in Wochenpredigten, von der Kanzel geſprochene Wort für ſie drucken laſſen. Seinen Geiſt und ſeine Beredtſamkeit charakteriſiren vorzüglich ſ. „Predigten für denkende Verehrer Jeſu" (Lüneburg — 12, 5 Bde., 4. Aufl. 1818); „Glaube, Liebe und Hoffnung" (Lüneb. 4. Aufl. 1818); „Predigtentwürfe über freie Texte" (2 Bde., 1815); „Predigten über freigewählte Abſchnitte der heil. Schrift" (2 Bde., Lüneb. 1817); „Predigten über die letzten Schickſale unſers Herrn" (Lüneb. 1816 — 1821, 3 Bde.); „Chriſtus an das Geſchlecht dieſer Zeit" (Lüneb. 1819, 3. Aufl. 1820) und Zugaben. In dieſen Schriften weht die warme, begeiſternde aus überſchwenglich vorgegangene Liebe zu Chriſtus, als dem Stifter und Mittelpunkte des Chriſtenthums. Dieſen unerſchöpflichen Stoff führt D. in alle menſchliche Verhältniſſe ein, ſo daß ihn jedes menſchliche Herz faſſen kann, bald belehrend und erläuternd, bald ermahnend und erſchütternd, bald bittend und rührend, jetzt in ruhiger Vorſtellung, dann in ſinnreichen Bildern und Vergleichungen. In Hinſicht der Darſtellung und des Ausdrucks hat D. ſelbſt in der Vorrede zu: „Glaube, Liebe, Hoffnung", folgende Regeln aufgeſtellt: „Die Darſtellung ſei nicht zu hoch, und gleichwol hoch genug für den erhabenen Gegenſtand; nicht für die Gebildeten ohne Reiz, und doch nicht für die Schwächern berechnet; nicht declamatoriſch, und doch ergreifend; nicht geſchmückt, und doch ſchön. Der Ausdruck ſei reich, um anziehend — gedrängt voll, um nährend — beſtimmt, um verſtändlich zu ſein. Der Periodenbau führe zu Leichtigkeit — Klarheit, und zur Einfachheit — Wohlklang". Niemand wird Dräſeke abſprechen dürfen, daß er von dieſen Geſetzen nicht abgewichen ſei. Wenn vor Kurzem ein Kunſtrichter Dräſeke den Jean Paul unter den geiſtlichen Rednern nannte, ſo iſt gewiß dadurch ein größeres Lob als Tadel ausgeſprochen. Denn wol bei Keinem ſonſt findet man ſolche Fülle der Gedanken und Gefühle, ſo treffenden Witz und ſolche Wärme, die aus Gemüth zu Gemüth dringt, mit ſo meiſterbarer Herrſchaft über die Sprache vereinigt, als bei dieſen Beiden. Daß dabei wieder eine unpaſſende Vergleichung, eine auffallende Benennung, eine Verbindung mit redneriſchen Zierrathen, oder ein zu weit geführtes Antitheſiren vorkommt, iſt nicht zu leugnen; aber in ſolcher Weiſe nur bei dieſer Thätigkeit der Ideen und dieſer Thätigkeit des Scharfſinns möglich. Dabei iſt zu bemerken, daß ihn namentlich im Ausdrucke Manches wohl anſteht, was einem Nachahmer als großen Fehler angerechnet werden müßte. Seine Sprache iſt im Ganzen, wie ſie ſelbſt vom religiöſen Vortrage verlangt, ſententiös, ſodaß ſie ſelbſt dem Gedächtniß willkommen, geläufig und unvergeßlich macht. Ein einſichtsvoller Zuhörer D.'s urtheilt von ihm: „Die Eigenthümlichkeit D.'s liegt in der Vereinigung ſeiner mannigfaltigen Vorzüge für einen großen Zweck, und dieſer ein religiöſe Intereſſe. In den geſchriebenen Predigten offenbart ſich jene Eigenthümlichkeit dadurch, daß jede einzelne Partie nach ihrem nöthigen Charakter des Ganzes iſt, und doch gegen das große Ganze in der Grenze der Partie bleibt. In der gehaltenen Predigt kehrt dieſe Eigenthümlichkeit wieder, und der Charakter eines mündlichen Vortrags dürfte ſo gezeichnet werden; natürliche Mannichfaltigkeit bei erhabener Einheit". — Für häusliche Reinheit und Frömmigkeit, für bürgerliche Freiheit und Geſetzmäßigkeit, für alles Heilige im Herzen und im Leben wirkt D. unermüdet wirkſam; dabei ein glücklicher Familienvater. (Man vgl. über Dräſeke eine gehaltvolle Recenſion im „Hermes", N. XIII.)

Draſtiſch, a. d. Griechiſchen, was ſtark und ſchnell wirkt; z. B. ein

stische Arzneien, als heftige Abführungsmittel ꝛc. Neuere Schriftsteller haben diesen Ausdruck auch in der Ästhetik gebraucht.

Drebbel (Cornelius), Physiker und Mechaniker, geb. zu Alkmar in Nordholland, 1572, ein bloßer Landmann, besaß viel Beobachtungsgeist und ein Vermögen, das ihn bei s. mechanischen und optischen Versuchen unterstützte. In Kurzem wurde er so bekannt, daß ihm der deutsche Kaiser, Ferdinand II., den Unterricht seiner Prinzen übertrug, und ihn zum kaiserl. Rathe ernannte. In den Unruhen, 1620, nahmen ihn die Truppen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen, und beraubten ihn s. ganzen Vermögens, doch ward er auf hohe Fürbitte wieder freigegeben, und an den Hof Jakobs I. von England, Friedrichs Schwiegervater, der im Umgange mit Gelehrten sich sehr gefiel, geschickt. Seit dieser Zeit lebte er in steter Beschäftigung mit seiner Wissenschaft zu London, wo er 1684 starb. Die Nachrichten, welche s. Zeitgenossen von s. Versuchen geben, sind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverlässig (so soll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Wasser zwei Meilen weit, von Westminster bis Greenwich, fuhr), theils grenzen sie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maschinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich gewesen sei, hervorgebracht habe u. s. w.). Gewiß ist es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntnisse besaß, und mehre mathematische Instrumente erfand, u. a. das zusammengesetzte Mikroskop (ein Mittelding zwischen Teleskop und Mikroskop, gewissermaßen ein Megaloskop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Halley, Fahrenheit und Réaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleskops, welches ihm Einige ebenfalls beilegen, ist wahrscheinlich älter, und dem Zachar. Janson um 1590 zuzuschreiben. Ein „Tractatus de natura elementorum et quinta essentia" herausgeb. von Joh. Ernst Burggrav zu Leiden 1608, erschien mehrmals (deutsch, Hamburg 1619, Leipzig 1725; holländisch, Rotterdam 1702). S. „Epistola de machina astronomica perpetuo mobili" gab Joach. Morsius heraus zu Leiden 1630. Ein deutscher Brief an Kaiser Rudolf II., in welchem er ein Instrument beschreibt, welches er Machinam musicam perpetuo mobilem nannte, steht in Hirschfeld's „Deliciis physico-mathemat.", Bd. 2. A....S.

Drechseln ist die Kunst, härtern Körpern, als Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und selbst Metallen, verschiedene, vorzüglich runde Figuren und künstliche Gestalten auf der Dreh- oder Drechselbank, vermöge mancherlei Dreheisen, zu ertheilen. Der Name kommt von Drehen, indem der bearbeitete Körper, zwischen den Spitzen der Reitstöcke, vermöge einer Schnur den Dreheisen in der Runde entgegen gedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche Passigdrehen oder Kunstdrehen genannt wird, bei welchem, vermittelst einer besonders dazu eingerichteten Drehbank die abzudrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, sondern auch zugleich hin und hergeschoben wird, wodurch verschiedene ovale, eckige und andre Formen entstehen. Das Drechseln auf der Drechselbank ist eine sehr alte Beschäftigung. Zuerst drechselte man wahrscheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erst später an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch ist das Drechseln auf der Drechselbank schon von Alters her als eine der Gesundheit heilsame und sehr angenehme Beschäftigung, vorzüglich von Denjenigen, welche durch geistige Anstrengung oder sitzende Lebensart geschwächt worden sind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechselbank hat in der neuern Zeit vielfältige Verbesserungen erhalten. Etwa seit 1780 ist die einfache Drehearbeit mit der Aufsetzbank, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche. Desormaux's „L'art du tourneur", mit 37 Kpf., 4., hat D. Thon umgearbeitet. „Die Drehkunst in ihrem ganzen Umfange" (Ilmenau 1825, m. 95 Abbild.).

Drei, Dreizahl (Trias), eine vom frühesten Alterthum her geheiligte Zahl (vgl. z. B. Mos. 4, 19, 12.); noch heute sagt das Sprichwort: Aller guten Dinge sind drei. Dies muß seinen Grund in der Natur dieser Zahl haben. Die Zahl Drei stellt uns die Einheit und den Gegensatz, das Princip und die Momente der Entwickelung, oder auch den Gegensatz und die verbindende Einheit (Synthesis) dar; sie ist die erste ungerade Zahl, die auch die erste gerade enthält; hierin liegt ihre eigenthümliche Bedeutung und Vollkommenheit. Schon im Alterthum mußte man wahrnehmen, daß sie überall zu finden ist, wo man Entwickelung des Mannigfaltigen wahrnimmt. Daher Anfang, Mitte, Ende, am Himmel versinnlicht durch Aufgang, Culminationspunkt, Niedergang; Morgen, Mittag, Abend; Abend, Mitternacht, Morgen; und überhaupt in den sogenannten Dimensionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber auch im Raume kehrt diese Dreizahl zurück, in oben, mitten, unten; rechts, mitten, links und überhaupt in den Dimensionen des Raums: Länge, Breite, Dicke oder Tiefe. Für das Gesicht stellt sich die Dreizahl dar in der regelmäßigen Figur des Dreiecks, welches ebenfalls zu unendlichen symbolischen Darstellungen angewendet worden ist, und für das Ohr am vollkommensten im **Dreiklang** (s. d.) (**Trias harmonica**). Da das Dreifache auch die Grundlage der Symmetrie ist, so empfiehlt sich auch das Dreigestaltete, abgesehen von den symbolischen und andern Bezeichnungen, die sich daran knüpfen, in der Architektur und den Geräthschaften, welche einfacher Art sind. Hierher gehören die Triglyphen in der Architektur; der Dreifuß, der Dreizack, die drei Blitze des Jupiter; die ältere dreisaitige Lyra; obgleich die Dreizahl bei den erstern Gegenständen, sowie bei dem dreiköpfigen Cerberus, noch speciellere symbolische Beziehungen hat. Auch bei der Entwickelung unserer Gedanken begegnen wir, wie schon oben angedeutet, jener Trias in dem Setzen (**Thesis**), Entgegensetzen (**Antithesis**) und Vereinigen (**Synthesis**) wieder, ja aller vielfachen Zahl Ursprung in unserm Geiste ist nur aus jenen ursprünglichen Functionen des Denkens, die sich in den zusammengesetzten des Begreifens, Urtheilens und Schließens wiederholen, erklärbar. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß wir sie erst auf die Dinge übertragen. In Hinsicht auf die Methode der philosophischen Entwickelung hat man verschiedenen Gebrauch von der Trias gemacht, wohin z. B. die Identität in der Triplicität bei Schelling gehört. Andre (wie z. B. Joh. Jak. Wagner) haben der Vierzahl (**Tetraktys**) mit Pythagoras einen höhern Rang beigelegt, in welcher man die erste Potenz und den verdoppelten Grundsatz erkennt.

Dreieck, Triangel (**Triangulum**), in der Geometrie, eine aus drei Linien gebildete, geschlossene Figur. Diese Linien können gerade oder gebogen sein; daher gibt es geradlinige, krummlinige (sphärische) oder gemischtlinige Dreiecke. Sie können von diesen Linien oder Seiten alle drei oder nur zwei von gleicher Länge, oder alle von ungleicher Länge sein; daher gibt es gleichseitige, gleichschenkelige und ungleichseitige Dreiecke. Da endlich jedes Dreieck drei Winkel einschließt, d. h. eine rechten oder stumpfen nebst zwei spitzen, oder drei spitze, so gibt es auch rechtwinklige, stumpfwinklige und spitzwinklige Dreiecke.

Dreieckmeßkunst, s. **Trigonometrie**.

Dreieinigkeit, in der christlichen Glaubenslehre, die Eigenschaft des göttlichen Wesens, nach welcher es zwar nur ein einziges Wesen sein, aber aus drei Personen bestehen soll. Dieser Ausdruck wurde erst im 4. Jahrh. nach Chr. in die christliche Glaubenslehre aufgenommen. (Vgl. **Antitrinitarier**.)

Dreifelderwirthschaft. Sie entstand in Italien, nachdem die Völkerwanderung und das System der Besitzer großer Landstrecken, mit dem wenigsten Kostenaufwande für Arbeiter und thierische Hülfe große Landgüter zu bestellen, folgende Rotation in Gang gebracht hatte: daß man nämlich das Ackerland in einem Jahre vier bis siebenmal braachpflügte, dann im Herbste Wintergetreide säete

d hierauf mit Sommergetreide, als zweite und letzte Saat schloß. Die Armuth Dünger war wol die erste Veranlassung dieses Feldsystems, mit dem Kaiser rl der Große in Italien auf seinen Zügen nach Rom bekannt geworden war. weit die Domainen seines Staats reichten, führte er auf solchen die nämliche dbestellung ein, die damals allerdings, unter den kaum seßhaft gewordenen nken mit ihrer gleichen Erbschaftstheilung unter den Söhnen, eine Verbesse- g der Landwirthschaft zu sein schien. Sie bildete sich zuerst in einem Lande, en Bevölkerung damals sehr abnahm. In Italien selbst und allenthalben in utschland, wo sich die Menschen vermehren, hat man in unsern Zeiten angefan- , die reine Braache abzuschaffen, und in dem für die Braache bestimmten Jahre rtoffeln, Rüben, Mohn, Flachs, Hanf, Erbsen u. s. w. zu säen. So steht h jetzt in Mitteldeutschland fast allgemein die Feldbestellung. Bis nach Hol- a, dem alten Hauptsitz der Sassen, am rechten Elbufer, ist jedoch die Dreifel- wirthschaft niemals vorgedrungen, und wahrscheinlich auch niemals in den süd- n Niederlanden (Belgien) herrschend gewesen, weil dort schon in der Periode römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung und eine gute Getreide- und chscultur bestand. Längst hätte man allenthalben statt der Dreifelderwirthschaft vernünftigere Wechselwirthschaft eingeführt, wenn sich nicht mit jener das ntsystem der Gutsherren von den Feldern ihrer sogenannten Unterthanen und maiern, und nun sogar die aufs weiteste getriebene Benutzung der Stoppel- und chweide auf fremden Boden vor Maitag und nach Michaelis, ja sogar in der riode der Begrünung der Braache mit Unkräutern und Gräsern eingeschlichen t. Noch fördert die Dreifelderwirthschaft, mit ihrem Mangel aller Befriedi- g, das Vergnügen großer Hasenhetzen und der Parforcejagden. Daher sind Jagdthiere allenthalben zum Schaden der Production sehr häufig, wo die Drei- erwirthschaft herrscht, und so selten, wo, wie in Holstein und Mecklenburg, pelwirthschaft oder Wechselwirthschaft, im Wechsel tief und flach wurzelnder wächse, die beide mehr Production liefern, eingeführt sind. Es ist übrigens rdings ein Vorurtheil, daß die Dreifelderwirthschaft auf gleicher Bodenfläche meisten Getreide liefere, selbst wenn solche die Stallfütterung des Hornviehs erstützte. Die Landwirthschaft, welche in einer gegebenen Zahl von Jahren im nde ist, den meisten Dünger nachhaltig zu schaffen, wird dadurch fähig, zu- h viel Getreide, viel Fleisch für die Schlachtbank und viele Handelsgewächse rzeugen. Dieses zu erreichen, muß aber der Wechselwirthschaft und sogar der lag- oder Koppelwirthschaft leichter werden als der Dreifelderwirthschaft, selbst n diese die Stallfütterung des Hornviehs unterstützt. So lange die Römer vieler ger bedurften, die auf einer großen Anzahl von Familienstellen kleiner Ober- e im heißen Italien viel zu produciren gezwungen waren, um sich von ihrem en zu ernähren, zwang sie dies, die Spatencultur mit der tiefen Erdrührung Hand zu nehmen, denn nur alsdann konnten das Getreide und alle flach wur- e Gewächse in den Sommermonaten sich erhalten, ehe diese eintraten, den en beschatten, und dadurch in einiger Feuchtigkeit erhalten. Seitdem diese enmäßige Bestellung verschwunden ist, die von Zeit zu Zeit das Feld gewisser- en rejolte, ist das erste Kornland der Welt (Sicilien) nicht immer mehr im nde, seine mäßige Bevölkerung von 1,600,000 Einw. mit Getreide zu versor- während es früher, bei einer ungleich stärkern Bevölkerung, davon ausführte. hst dem Italiener gebraucht das Grabscheit bei seiner Feldbestellung der fleißige derländer in Belgien, und das ebenso gut in der üppigen flandrischen Marsch in der sandigen Campine von Norddrabant, wenigstens alle 6 Jahre. Sein ptaugenmerk ist, viel Vieh zu ernähren, und wenn ihm dies gelungen ist, fin- sich die reichen Getreideernten von selbst, als Folge eines sehr fruchtbaren Bo- . Weil aber der Belgier ebenfalls weiß, daß ein zu üppiger Boden nur mäßig

producirt, so saugt er durch erschöpfende Saaten einen überreichen Boden wieder aus, und baut dafür auch nicht, wie so häufig in England der Fall ist, Lagerkorn.

Dreifuß (Tripus), ein symbolisches Geräth des griechischen Alterthums kommt zuerst vor in Verbindung mit bacchischen Religionsideen, dann auch mit dem delphischen Orakel oder Apollodienst (s. Delphi), überhaupt als Symbol der Weissagung, göttlicher Herrschaft und Weisheit, mit verschiedenen Heiligthümern vornehmlich in Delphi, Athen, Theben, Dodona, wo man auch einen musikalischen Gebrauch von ihm machte. Creuzer bemerkt, daß man dieses Geräth, wie die dreisaitige Lyra, auch auf die drei Jahreszeiten des ältesten Calenders bezogen habe. Häufig finden wir den Greif als Bewahrer desselben. In der Homer'schen Zeit und bis zu Anfang freierer Kunstübung, um die 50. Olympiade, bediente man sich des Dreifußes hauptsächlich zu Weihgeschenken, ferner als Preise in den Wettspielen, die ja auch mit Gottesdienst in Verbindung standen. So wurde Olymp. 48, 3, der erste Wettkampf, in welchem der Sieger einen Kranz erhielt, gleichzeitig mit der Ernennung der sieben Weisen, unter welchen, der Sage nach, der Dreifuß herumging, gefeiert. Bis in die spätere Zeit erhielt sich der Dreifuß als Preis dionysischer Festchöre. Sehr alt sind die Sagen von geraubten, geschenkten oder verlorenen Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte und andere Ansprüche gründen. Bekannt ist z. B. der Dreifußraub des Hercules, wovon der Candelaberfuß in der königl. Antikensamml. zu Dresden eine interessante Darstellung gibt. Die älteste Statuengruppe, welche diesen Gegenstand vorstellt (Pausanias, XIII, 4), war ein Weihgeschenk, welches die Phocäer, wegen eines über die Thessalier erfochtenen Sieges, nach Delphi sandten. Es bestand aus großen Bildern des Hercules und Apollo, die sich um den Dreifuß stritten, und die Athene auf der einen, die Leto und Artemis auf der andern Seite. Die weitere Ausführung des hier Angeführten hat Ottfried Müller in s. Dissert. „De tripode delphico" (Gött. 1820, 4.) und in der als Fortsetz. davon zu betrachtenden Abhandlung in Böttiger's „Amalthea" (B. 1. S. 319 fg.), gegeben, wo man auch erläuternde Abbildungen findet.

Dreiklang (Trias harmonica), jeder aus drei verschiedenen Intervallen bestehende Accord, dann, und im engern Sinne, der vollkommen consonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommensten Consonanten (1, 3, 5) besteht; daher auch harmonischer Dreiklang genannt. Im vierstimmigen Satze wird die 5 und 8 verdoppelt. Er ist 1) groß oder hart (Duraccord, wenn die Terz groß, die Quinte rein ist), 2) klein oder weich (Mollaccord, wenn die Terz klein und die Quinte rein ist). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die dissonirenden. Hieher gehört 1) der verminderte und zwar a) der sogenannte weich verminderte (bestehend aus 1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falscher Quinte, b) der hart verminderte (bestehend aus 1, 3♯ und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, dis, f; ; und 2) der sogenannte übermäßige Dreiklang, c 1, 3♯ und 5♯, Grundton, großer Terz und große Quinte bestehend (z. B. e, gis.)

Dreißigacker, Forst- und landwirthschaftliche Akademie, liegt einem Berge ½ Stunde von Meiningen, im Unterlande, oder dem henneberg. Antheile des Herz. v. S.-Meiningen. Der Ort hat eine Kirche, ein Pfarr- Schulhaus, 60 Wohnhäuser mit etwa 320 Einw.; ein Kammergut mit ein Gasthofe. Das Jagdschloß (der Sitz der Forstakademie) mit mehren herrschaftlichen Gebäuden, ist zu Anfang des vorigen Jahrh. massiv gebaut worden. 18 wurde die Forstlehranstalt gestiftet und 1803 zur Akademie erhoben. Joh. Matthäus Bechstein (s. d.) war Director. Mit der Direction der Akademie wurde 18 die Direction des gesammten Forstwesens im Lande verbunden. Hier hat auch die Societät der Forst- und Jagdkunde (m. e. zoologischen Cabinet) ihren Sitz.

Dreißigjähriger Krieg (von 1618 — 48). Die entfernten
chen dieses Krieges liegen in der Reformation des 16. Jahrh. und in dem Re-
sfrieden zu Augsburg 1555. Längst hatten sich Katholische und Protestanten
Deutschland mit gleich starker Eifersucht beobachtet; nur gegenseitige Furcht
den Ausbruch der Feindseligkeiten zurückgehalten. Durch die 1608 geschlos-
Union der protestantischen Fürsten, welcher von katholischer Seite 1609 die
entgegengesetzt wurde, erhielt das unter der Asche glimmende Feuer neue
rung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen aufloderte. Hier hatte
nach und nach selbst in den östr. Erbstaaten ausgebreitete, evangelische Lehre
den Rudolf II. (1609) abgedrungenen Majestätsbrief größere Freiheiten und
te erlangt. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch
Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, gestattet. In einer kleinen Stadt,
ergrab, und in Braunau erbauten darauf, unter der Regierung des Kaisers
thias, die protestantischen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren,
en. Auf kaiserl. Befehl wurde die in Klostergrab erbaute niedergerissen, die
raunau gesperrt. Die Protestanten, welche sich deßhalb an den Kaiser wand-
erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kai-
risse von dieser Antwort nichts, sie sei in Prag abgefaßt worden. Als am 23.
1618 die kaiserl. Räthe auf dem Schlosse zu Prag versammelt waren, dran-
Abgeordnete der protestantischen Landstände bewaffnet (Graf Thurn, W. v.
owitz, F. A. Graf von Schlick, Ulr. Kinsky u. A.) in den Saal, und verlang-
zu wissen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfassung des kaiserl. Schrei-
s habe. Da nun zwei den Protestanten ohnehin verhaßte Räthe (von Marti-
und Slawata, nebst dem Secretair Fabricius) harte Antwort gaben, wurden
n den trockenen Schloßgraben hinabgeworfen, kamen aber so ziemlich unbeschä-
davon. Die Protestanten bemächtigten sich darauf des Schlosses, verjagten
Jesuiten, welche von den böhmischen Ständen als Urheber der Bedrückungen
klagt wurden, und griffen, unter Anführung des ehrgeizigen Grafen von
urn zu den Waffen. Die Union sandte den Protestanten in Böhmen ein Hülfs-
s unter dem tapfern Grafen Ernst von Mansfeld. Der Kaiser ließ sein Heer
n Böhmen anrücken. Mitten unter diesen Unruhen starb Matthias (20. März
9). Die Böhmen erklärten seinen Nachfolger in der östr. Monarchie, der d.
Aug. 1619 als Ferdinand II. zum römischen Kaiser erwählt wurde, weil sie
n Haß des Protestantismus kannten, schon am 17. Aug. der böhmischen Krone
stig, und übertrugen dieselbe dem (reformirten) Kurfürsten von der Pfalz,
drich V., der sie auch, nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das
gen seiner ehrgeizigen Gemahlin, Elisabeth, T. Jakobs I. von England, an-
. Aber schon im folg. J. endigte der große Sieg der ligistischen Truppen auf
weißen Berge bei Prag (3. Nov. 1620), welcher die Flucht des neuen Königs
olge hatte, die böhmischen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der dasigen
stanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und
Untergang war unvermeidlich, da sich die Union, in Folge des ulmer Vergleichs
ul. 1620) aufgelöst hatte. Die Pfalz wurde von bairischen und spanischen
pen erobert, obgleich zwei tapfere Männer, Graf Ernst von Mansfeld und
g Christian von Braunschweig, mit ihren von Raub und Plünderung sich
nden Truppen zur Hülfe herbeiellten. Allein die Übertragung der pfälzischen
ürde an den den Kaiser unterstützenden Maximilian von Baiern (1623), wo-
die katholische Partei in dem Kurfürstenrathe das Übergewicht erlangte, und
ortschritte des bairischen Generals Tilly an den Grenzen des niedersächsischen
es (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde stand, mit dem
l. Heere drohend stehen blieb, protestantische Kirchen wegnahm, Lutheraner
zte und andre Gewaltthätigkeiten verübte) erweckten die protestantischen Für-

sten dieses Kreises aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Kö nige von Dänemark und Herzog von Holstein, Christian IV., zu den Waffe griffen. Dagegen war die kaiserl. Macht durch das von Wallenstein, nachmaliger Herzoge von Friedland, auf eigne Kosten angeworbene Heer, das seine Spuren m den schrecklichsten Verwüstungen bezeichnete, ansehnlich verstärkt worden. Als de her der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlic geschlagen, und in dem schimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Verspr chen genöthigt worden war, sich nie wieder in deutsche Reichssachen zu mischen, we der Kaiser mehr als je in Deutschland Sieger, und die Sache der Protestanten i der äußersten Gefahr. Ein Beweis davon war das Restitutionsedict vo 1629, nach welchem alle seit dem Religionsfrieden 1555 von den Protestanten ei gezogene geistliche Güter herausgegeben, und die von ihnen besetzten unmittelbare Stifter an die Katholischen abgetreten werden sollten. Aber jetzt erschien Gustav Adolf, König von Schweden, in dessen Schutz sich schon 1628 das von Waller stein mit 100,000 M. belagerte Stralsund begeben hatte, und bei welchem nun d bestürzten Protestanten Hülfe suchten. Von dem Kaiser auf mancherlei Weise b leidigt, und von heißer Liebe zu seiner Religion entflammt, landete er 1630 a 24. Juni in Pommern mit einem Heere von 30,000 M. Allenthalben trieb d die Kaiserlichen vor sich her; zwar konnte er die Eroberung und Zerstörung Magd burgs durch Tilly (1631) nicht hindern, aber nachdem er sich durch ein Bündni mit Frankreich und mehren deutschen Fürsten, welche zum Theil dazu gezwunge werden mußten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, ein größere Ansehen verschafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631 aufgerieben hatte, gerieth der Kaiser nebst seinen Verbündeten, durch die rasche Fortschritte des nordischen Königs, durch die Siege seiner Feldherren und Bundes genossen in Niedersachsen und Westfalen, und durch das Eindringen der Sachsen i Böhmen, in das größte Gedränge. Gustav Adolf befreiete die Protestanten i Franken von dem kaiserl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang i Baiern vor. Zu gleicher Zeit hatte der Kurfürst von Sachsen Prag erobert. De Kaiser fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly hatte in Baiern seinen Tod gefun den. So standen die Sachen der Protestanten in Deutschland. Als aber Wal lenstein, der 1630, auf dringendes Verlangen der zu Regensburg versammelten Reichsstände, wegen seiner Erpressungen und Plünderungen mit seinen Truppen entlassen worden war, und dessen unbeugsamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbeschränktem Ansehen wieder auf dem Schauplatze erschien, sah sich Gustav Adolf genöthigt, Baiern zu verlassen. Bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander: aber Wal lenstein fand nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Gustav Adolf ihm an bot, sondern blieb unbeweglich in seinem verschanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erst bei Lützen in Sachsen kam es zu einer mörderischen Schlacht (6. Nov. 1632), in welcher der König mit seinem Leben den Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den schlimmsten Folgen für die Protestanten gewesen sein, wofern nicht sein großer Kanzler, Oxenstierna, durch kluge Unterhand lungen das heilbronner Bündniß unter den deutschen Fürsten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn den schwedischen Waffen fast in ganz Deutschland die Oberhand verschafft hätten, wozu das zweideu tige Benehmen Wallenstein's, der 1634, nachdem er sich nach Böhmen zurückge zogen hatte, als Verräther gegen den Kaiser ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sa chen. Der Kurfürst von Sachsen verband sich in dem prager Frieden, 1635, mit dem Kaiser gegen Schweden (bei welcher Gelegenheit Sachsen zur Entschädigung die Lausitz erhielt); mehre Reichsstände traten diesem Frieden bei, so konnten die

chweden nur in einer engern Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. urch den glücklichen Feldzug Bernhards von Weimar am Oberrhein und durch glücklichen Unternehmungen Banner's, der 1638 selbst in Böhmen eingedrungen r, erhoben sie sich bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die jedoch schon 1640 wanken anfing, bis Torstenson, der mit erstaunungswürdiger Schnelligkeit n einem Ende Deutschlands zu dem andern flog, hier die östr. Monarchie erschüt- te, dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des schwedischen mens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten ßte. Erst nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar (1639) hatte ankreich ernstlich Theil an diesem Kriege genommen, und wiewol es anfangs ht viel ausgerichtet, selbst bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten te, so erfochten doch nachher Turenne und Condé glänzende Siege über die kai- . und bairischen Truppen. Endlich nöthigte die Eroberung der kleinen Seite von ag durch den schwed. General Königsmark (25. Juli 1648), Ferdinand III. rdinand II. war bereits 1637 gestorben) zu dem Frieden, der nach siebenjäh- n Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück in Westfalen den 24. Oct. 1648 erzeichnet wurde. (Vgl. Westfälischer Friede und Deutschland). die „Geschichte des dreißigjähr. Krieges" von Schiller, in dem „Histor. Calender Damen", 1791—93; später einzeln (1802, 2 Thle.) und in dessen „Sämmtl. rken". Woltmann's „Geschichte des westfäl. Friedens" (2 Thle.), schließt sich Fortsetzung an. Auch Lorenz Westenrieder hat diesen merkwürdigen Kampf in münch. „Histor. Calender", 1804 — 6, beschrieben. Doch ist eine würdige rstellung desselben noch eine Lücke in der histor. Literatur. Nach diesem Kriege, der von einem Ende Deutschlands bis zu dem andern verbreitet hatte, war Deutsch- d durch Feuer, Brand und Pest überall schrecklich verödet und zerrüttet. Schlechte ünzen und Mangel an Arbeit brachten große Theuerung hervor. Die Kriegs- st allein hatte gewonnen, vorzüglich durch Gustav Adolf, der in der Taktik Epo- machte, eine zweckmäßigere Stellung, eine leichtere Bewaffnung und mehr Be- glichkeit bei den Truppen einführte, auch den ersten Artilleriezug bei seinem Heere te.

Dreistimmig nennt man den musikalischen Satz (d. i. die Art und Weise componiren), oder ein Tonstück für drei verschiedene Stimmen, deren jede ihre e Modulation hat; es mag übrigens für Sänger (Terzett), oder für Instru- nte (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, sondern nur zur Übung im Setzen immt sein. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, besteht die Partitur aus 3 stemen. Was das Verhältniß der 3 Stimmen betrifft, so besteht der dreistim- e Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundstimme. Von diesem ntweder 1) die letztere oder beide letztere nur begleitend, die erstere aber Haupt- concertirende Stimme; oder 2) alle drei Stimmen sind abwechselnd mehr oder der concertirend (oder Hauptstimmen). Im letztern Falle heißt das Tonstück, n es für Instrumente gesetzt ist, Trio im strengsten Sinne. Über die Zahl der trumente ist durch jene Benennung nichts bestimmt. Der dreistimmige Satz n von 3 oder 2 Instrumenten, ja selbst von einem einzigen (die beiden letztern e treten bei Clavierstücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache etzung der Stimmen an dem Wesen des dreistimmigen Satzes nichts. Da auch ikalische Partien zusammengesetzt sein, d. h. mehre Stimmen in sich enthalten nen (wie z. B. die obere Partie bei Clavierstücken), so enthält das dreistimmige nstück nicht immer dreistimmigen Satz. Auch hat letzterer seine besondern Regeln, in einem Accorde von einer oder mehren Dissonanzen hier jederzeit Intervalle gelassen werden müssen, und es sich also fragt, welche in gegebenen Fällen in cksicht auf die nächste Tonfolge weggelassen werden können, und welche Inter- e wesentlich sind, oder nicht.

Dreizack (Trident), s. Neptun.

Dreizahl (Trias), s. Drei.

Dreschen, Dreschmaschine. Um den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülsen zu sondern, trieb man in den ältesten Zeiten Pferde, Ochsen u. a. Thiere über das Getreide, damit sie die Körner austraten. Später erfand man Maschinen zum Dreschen. Hierher gehört die Dreschwalze (tribula od. tribulum), der Dreschschlitten (trahu), und der Dreschwagen (dieser kommt in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochsen oder Pferden gezogen wurden. Noch später kam das eigentliche Dreschen, d. i. das Dreschen mit dem Dreschflegel auf der Scheuntenne, auf, und ist die gewöhnliche Art zu dreschen geblieben. Um jedoch beim Dreschen den Aufwand an menschlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit so viel als möglich zu ersparen, und die Körner so rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, hat man die eigentlichen Dreschmaschinen, welche durch Stoß auf die Aehren wirken, und eine auf jene Zwecke besonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten sie das Dreschen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getreide herrollen, oder durch Dreschflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben, oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menschen untergelegt, oder die Dreschtenne bewegt sich zugleich mit der arbeitenden Maschine, und treibt die Garben unter die Dreschflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt sie, wegen der Aehnlichkeit ihrer Bewegung, auch Dreschmühlen. Seit dem 17. Jahrh. bestrebte man sich vorzüglich, sie immer mehr zu vervollkommnen, und in der neuesten Landwirthschaft gibt es dafür vielerlei Vorrichtungen.

Dresden, Residenz des Königs von Sachsen, liegt im meißnischen Kreise, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neustadt von einander theilt. Dresden mit mehr als 55,000 Einw. besteht aus der Residenz, oder dem eigentlichen Dresden, aus der Neustadt (seit 1732 so genannt, und seit August II. schön angebaut, sonst Altdresden), und aus der Friedrichsstadt (ehemals Ostra, seit 1670 angelegt). Vielleicht gibt es keine Residenzstadt von gleicher Größe, in welcher so viel Bildung mit so vieler Sittenreinheit gepaart wäre; ein Umstand, der wol hauptsächlich in dem mindern Reichthum des sächsischen Adels, aber gewiß zum Theil auch in den trefflichen persönlichen Eigenschaften und der langjährigen Regierung des jetzigen Königs begründet sein mag. Sehenswürdig sind: die 552 Fuß lange, steinerne Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhobten Fußwegen von Plattsteinen, steinernen Rundbänken und eisernem Geländer; die 1736 in Neustadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Augusts II. zu Pferde; die katholische Hofkirche, mit einer Orgel von Silbermann und mehren Gemälden, u. a. am hohen Altar die Himmelfahrt Christi von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau bis zur Laterne auf der Kuppel, von Georg Bähr ausgeführt, seit 1726 300,000 Thaler gekostet; die berühmte Gemäldegalerie (s. Dresdens Kunstsammlungen); das grüne Gewölbe, in welchem der in seiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig sind; die königl. Bibliothek, die Ebert in seiner „Geschichte und Beschreibung" derselben (Leipzig 1822) schildert, und das Antikencabinet, beide, nebst der Porzellansammlung mit Böttcher's ersten Versuchen, im japanischen Palais; die Galerie der Mengs'schen Abgüsse (nebst den Antiken); das Naturaliencabinet; die Kunst- und Rüstkammer; endlich der große Garten (seit 1814 schöner hergestellt, und durch die vom Herrn von Carlowitz angelegte pomologische Pflanzschule bereichert); der Brühl'sche Wallgarten mit einer kleinen Gemäldesammlung und einem vom Fürsten Repnin erbauten Treisaale, für den Lustwandler einer der schönsten Augen-

Digitized by Google

nkte; der Palaisgarten in Neustadt, der Garten des Prinzen Anton und der des inzen Maximilian in Friedrichsstadt. Um Dresden sind der plauensche Grund d das seifersdorfer Thal, welche Becker beschrieben hat, dem Naturfreunde bemt, sowie in der Nachbarschaft das königl. Lustschloß Pillnitz (s. d.), die Feng Königstein, der zu einer Irrenheilanstalt eingerichtete Sonnenstein, die ächsische Schweiz (s. d.) und die durch die kesselsdorfer Schlacht berühmHöhen bei Kesselsdorf. Einen Wegweiser in einem Umkreise von 10 Meilen Dresden enthält der 2. Theil von Hasse's „Beschreibung Dresdens und der liegenden Gegend" (2. Aufl. mit 1 Charte) und Lindau's „Rundgemälde der Geb von Dresden", mit Lehmann's erweiterter Reisekarte. Der siebenjährige ieg brachte den Flor der Stadt sehr herunter; durch das 9tägige Bombardement Juli 1760, wo Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurde die Kreuzkirche st 460 Häusern in den Grund geschossen. Überhaupt ist Dresden den Zerstöngen des Kriegs oft ausgesetzt gewesen, und die Wichtigkeit dieses Elbpasses hat Anlegung eines festen Platzes wahrscheinlich schon im 9. Jahrh. Gelegenheit gen. S. über die frühere Geschichte Weck's „Beschreibung von Dresden" und sche's „Diplomatische Geschichte von Dresden", 1816. Die Östreicher besetzten die Stadt 1809, ohne ihr zu schaden. In den folg. Jahren fing man an, die stungswerke abzutragen, womit man jedoch beim Ausbruche des russischen Kriegs ne hielt. Marschall Davoust ließ, ohne Noth, 19. März 1813, einen Pfeiler d zwei Bogen der Brücke sprengen, die das russische Gouvernement 1814 wieder baute. Am verderblichsten wurde für Stadt und Gegend der Feldzug 1813. s. d. folg. Art.). Nach 9jährigen Kriegs- und andern Drangsalen (von 1806 -15) zogen endlich, zugleich mit dem von seinen Sachsen ersehnten König Friedh August, den 7. Juni 1815, die Künste des Friedens und Fleißes in das, von erder als das deutsche Florenz gepriesene Dresden wieder ein. Seitdem sind an e Stelle der ehemaligen Festungswerke neue Wohngebäude, Gärten und Baumanzungen getreten. Noch zeichnet sich die Stadt durch gute Unterrichtsanstalten us, unter welchen sich die 1816 neu eingerichtete chirurgisch-medicinische Akademie, nd die damit verbundene Thierarznelschule, die seit dem Frieden neu gegründete Militairakademie, die 1725 angelegte Ritterakademie, oder Erziehungsanstalt für adetten, die Akademie der bildenden Künste und die damit verbundene Bauschule szeichnen. Die letzte, 1763 erweiterte Akademie, von welcher sich ein Zweig in ipzig befindet, veranstaltet jährl. am 3. Aug. eine Ausstellung von Kunstwerken. uch blühen hier mehr als anderswo verschiedene Gewerbzweige, z. B. die Fabrik n Strohardeiten, die weit verbreiteten Drechslerwaaren u. s. w. Die Anstalt s D. Struve, in welcher Mineralbrunnenwasser künstlich nachgebildet, und sol in dem dazu eingerichteten Garten von Curgästen getrunken als auch versandt erden, zieht seit 1820 große Aufmerksamkeit auf sich. Die bei Rittner erschienen Kunstblätter (Ansichten von Dresden und dessen Umgebungen), sowie die vom rof. Richter und dessen Sohn gez. und radirten Ansichten von Dresden und dessen mgegend, in 2 Samml. von 100 Bl., sind zu empfehlen.

Dresden im J. 1813. Der Wendepunkt des Kampfes um die errschaft von Deutschland und Europa, den Napoleon 1813 ausfocht, war Dresden. Eine Residenz bietet allemal viel Streitmittel dar, sei es auch nur, um e politischen Kräfte eines Staats fester zusammenzuhalten. Hier ward der durch ie Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon schon behaupte Elbstrom ein Grund mehr, um sich mit s. ganzen Heere (à cheval, d. h. an eiden Ufern des Flusses) bei Dresden aufzustellen. Er hatte meisterhaft in seine Berechnungen, Pirna, den Lilienstein, den Königsstein und Stolpen gezogen, soaß die Gegend einem großen verschanzten Heerlager glich, aus dessen Schoße Schlachtsäulen gegen Prag, Berlin und Breslau sich hinwälzen konnten. Wir

beschränken uns auf die wichtigsten Ereignisse. Der König von Sachsen hatte s Residenz den 25. Febr. 1813 verlassen. Den 7. März zog eine aus Franzosen und Sachsen bestehende, höchstens 3500 M. starke Heeresabtheilung, auf dem Rück marsche aus Polen, von leichten Truppen der Russen gedrängt, in Dresden ein Bald darauf, den 12., rückte der Marschall Davoust mit 12,000 M. und 20 Ka nonen von Meißen, wo er die Brücke hatte abbrennen lassen, nach Dresden vor, wo er den Oberbefehl übernahm. Vor der Neustadt hatten bereits kleine Schar mützel mit Kosacken stattgefunden. Der Marschall ließ daher am 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke sprengen, eine, wie selbst Franzosen gestanden ganz unnöthige Zerstörung; zog hierauf mit s. Truppen ab, und ließ den Genera Durutte mit 3000 Franzosen zurück. Die Neustadt ward gesperrt, aber schon den 22. einer Kosackenabtheilung übergeben. Vier Tage darauf setzten einige hun dert Kosacken über die Elbe. Durutte verließ sogleich Dresden, und denselben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heeresabtheilung unter Winzingerode in die Neustadt ein. Die Russen schlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt Auf Winzingerode folgte Blücher, dessen Heer bis zum 16. April bei Dresden über die Elbe ging. An die Preußen schloß sich das zweite russische Heer unter Milora dowitsch, und am 24. hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen ih ren Einzug. Ihnen folgten noch 16,000 Mann. Die Monarchen begaben sich hierauf am 30. zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon (2. Mai) bei Lützen (s. d.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3. Abends nach Dresden zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Scharen über Dresden und Meißen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das franz. Heer unter Napoleon in Dresden einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häusern gefeuert. Der hartnäckigste Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzosen eine Brücke schlagen wollten. Doch am 10. früh zogen sich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzosen rückten ihnen auf dem Fuße nach. Diese Märsche waren dem Lande äußerst verderblich. Die Russen nahmen alle Lebensmittel mit sich fort, und die Franzosen plünderten. Mehre ausgeplünderte Dörfer und die Stadt Bischoffswerda brannten ab. Seitdem la stete die Verpflegung der großen franz. Armee auf der Stadt und der erschöpften Gegend. Dresden war der Hauptplatz für die großen Feldspitäler, und für die unter dem Generalintendanten Dumas stehende Heeresverpflegung und Verwal tung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzosen, den 12. Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachsen. Nach dem Plane des Generals Rogniat befe stigten jetzt die Franzosen die Neustadt mit ebenso viel Kunst als Thätigkeit. In Dresden blieb, nachdem der Kaiser den 18. Mai auf der Straße nach Bautzen ab gereist war, der Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in Sachsen, der Divisions general Durosnel. Der Preis der Lebensmittel stieg schon damals, bei dem unge heuren Bedarf täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurschen und Hochkirch, 19., 20. und 21. Mai) mußten in Dresden über 20,000 Verwundete mit allem Nöthigen versorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden den Bürgern in die Häuser gelegt, sodaß die ganze Stadt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauses darbot. Die Spitalgräuel selbst, welche das Maß menschlichen Elends über alle Begriffe steigerten, haben die „Deutschen Blät ter" von 1814 erzählt. Die Noth stieg noch höher während des 10wöchentl. Waf fenstillstandes. Die kostbare Verpflegung der kaiserlichen Garden und des großen Hauptquartiers, indem stets gegen 30,000 M. in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meisten Hausbesitzer, obgleich der Glanz des kaiserlichen Heerlagers, wohin auch ein Theil der franz. Bühne versetzt war, viel Schimmer über das Ganze verbreitete, und der Zufluß von Menschen viel Geld in Umlauf brachte. Rastlos

de an der Befestigung Dresdens und an dem verschanzten Lager am Fuße des nsteins gearbeitet. Hier konnten 60,000 M. sich aufstellen. Zwei Brücken en das Lager mit der Feste Königstein in Verbindung. Eine für Geschütz fahr- Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenstein gebahnt, um die Ver- ung mit dem gegen Schlesien vorrückenden Heere über Stolpen herzustellen. Werke am rechten Stromufer um die Neustadt, unter welchen die Kaiser- nze mit einem bombenfesten Blockhause vor dem schwarzen Thore (die den 27. i 1814 in die Luft flog) das stärkste und kunstreichste war, deckten die berliner, schauer und bautzner Straßen. Auch um die Vorstädte der Altstadt wurde eine ehnte Verschanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Be- der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen um diese Zeit dem Feldlager Alexanders nach Dresden; aber die Friedensunterhandlungen hlugen sich, und den 17. Aug. brach der vielfach bereitete Krieg aufs Neue los. sden war der Mittelpunkt der Bewegungen des franz. Heers. Napoleon war n am 15. Aug. über Bautzen nach Schlesien gegangen, und Vandamme, der 40,000 M. von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17. bis 19. das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhmische Grenze Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der bündeten, unter dem Fürsten von Schwarzenberg, in 4 Abtheilungen aus den nischen Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Witt- ein warfen den Marschall St.-Cyr, welcher mit 20,000 M. jene Pässe be- hte, aus den festen Stellungen bei Gießhübel und Pirna. Er verlegte deßhalb 22. Aug. sein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Nun drang die Haupt- ht der Verbündeten auf die große Verbindungsstraße der Franzosen in Sachsen und man beschloß, da Blücher den Kaiser Napoleon an der schlesischen Grenze äftigte, Dresden wegzunehmen, als den Schlüssel der franz. Stellung in hsen. Die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, rückten auf pirnaischen Straße bis vor Dresden; die Östreicher aber in dem längsten Bo- auf der Straße von Kommotau. Eilboten riefen Napoleon nach Dresden zu- . Den 24. Aug. traf bereits der König von Neapel ein. Den 25. umzingel- die Verbündeten die Stadt bis an die Weißeritz, und den 26. früh wurden die nzosen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Aber erst an die- Tage war das verbündete Heer ganz vor Dresden vereinigt und, mit Inbegriff ls Rückhalt bei Tharant aufgestellten Abtheilung unter Klenau, gegen 120,000 stark. Diese Stellung war vortheilhaft. Kaiser Alexander hatte sein Haupt- tier in Nöthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuern begann 26. mit Tagesanbruch; ein rascher Sturmangriff hätte wahrscheinlich entschie- aber der linke Flügel, welcher die fast gar nicht vertheidigte Friedrichsstadt ein- ßen sollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Die- othwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdessen war Napoleon mit dem e seines Heers den 23. Aug. in Eilmärschen vom Bober über Görlitz nach sden aufgebrochen. Den 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile r Garden in die Stadt, nachdem er schon in Stolpen den Schlachtplan entwor- Vandamme gegen Pirna hin entsandt, und das Schlachtfeld von den Höhen autzner Straße übersehen hatte. Jetzt wälzte sich, von Mittag bis Abends, Masse von mehr als 60,000 M. von der bautzner Straße in die Stadt, um ich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld zu eilen. Denn gegen 4 Uhr des mittags, als schon sämmtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Mau- g über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen un- nem Geschützdonner vor die Stadt. Fünf starke sich gegenseitig vertheidigende nzen deckten die feste Linie, welche Dresden, vom Ziegelschlage östlich an der bis vor dem freiberger Schlage an der freiberger Heerstraße und dem Weißeritz-

flusse umgab. Die heftigsten Angriffe hatten vor dem Ziegelschlage bei Pirna und bei den Schanzen an den Straßen nach Räcknitz und Plauen statt. Die Preußen fochten mit großem Muthe im großen Garten, und drängten die sogenannte junge Garde bis an die Mauern des Anton'schen Gartens; allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte diese wieder in den Kampf sich stürzen. Zugleich ward die Stadt mit Haubitzgranaten beschossen, von welchen manche in den Vorstädten zündeten, und einige bis auf den Brühl'schen Gartenwall flogen, wo mehre Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem Pirnaischen Schlage war von den Östreichern genommen, und das noch weit stärkere Werk vor dem Moczinski'schen Garten von einem ungarischen Regimente erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Zwinger hielt stürmten die Garten mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Moczinski's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 10,000 M. vertheidigte und so klug befestigte Stadt zu erobern; sie zogen sich bei Einbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Unterdessen gingen unaufhörlich Kriegsvölker und Geschütz über die Brücke, und am Morgen des 27. Aug. rückten die Heermassen unter Marmont und Victor in die Schlacht. Um 6 Uhr begann die Schlacht aufs neue. Vergebens griff Napoleon wieder das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zschernitz und Räcknitz an; gegen 10 Uhr wandten sich die Anstrengungen der Franzosen gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand; doch ward fortwährend auch das schwach, das Mitteltreffen beschossen; und hier war es, wo eine Stückkugel aus einer franz. Feldbatterie gegen Mittag Moreau (s. d.) in der Nähe Alexanders tödtlich verwundete. Die entscheidende Unternehmung ward gegen den linken Flügel gerichtet, welcher sich von Töltschen an der westlichen Thalwand des plauenschen Grundes bis gegen Gorbitz, an der Heerstraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgestellten Truppen waren zum Theil neu geworben und schlecht gerüstet, dabei durch die härtesten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entkräftet. Da sie nun durch das tiefe Weißeritzthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeschnitten und nicht stark genug waren, um mehre wichtige Punkte, wo von der freien Heerstraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, so gingen dem König von Neapel, mit der Heermasse unter Victor und der französischen Reiterei unter Latour-Maubourg, diesen Flügel völlig zu umgehen, und gegen Mittag aus dem Engpasse von Cotta und dem Zschonengrunde bei Pirna hervorbrach. Nach tapferer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weißeritzthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Östreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugslinie weggedrängt. Da sie nun den richtigen Weg in den plauenschen Grund verfehlten, um auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wieder zu gewinnen, verirrten sich wurde der größte Theil, über 10,000 M., nebst dem General Mesko, gefangen. Unterdessen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Böhmen vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug befohlen. Dieser erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Dippoldiswalde nach. So endigte der zu spät unternommene und zu wenig vorbereitete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 30,000 M. verloren. Die Gefangenen, über 13,000 M. Östreicher, die man in die protestantischen Kirchen eingesperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt so gut als möglich verpflegt; doch kamen mehre um

pfung um. Die Zahl der verwundeten Franzosen belief sich an diesen beiden tigen Tagen auf mehr als 10,000 M. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, sich aber nicht genau angeben. Es befanden sich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. poleons Glücksstern ging unter seit dem 27. Aug. Die Boten von Oudinot's derlage bei Großbeeren (s. d.), von Macdonald's Niederlage an der Katz- ch (s. d.) und von Vandamme's Niederlage bei Kulm (s. d.) zerstörten den stol- Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag seine Triumphe zu feiern. Von nun annen die Hin- und Herzüge der franz. Kriegsmacht, die immer schwerer auf sden, ihren Stützpunkt, drückten, und die Umgegend gänzlich verheerten. Die nzosen legten 3 neue Schanzen vor der Altstadt an; auch sollte Meißen ein neues ßenwerk von Dresden bilden, und das franz. Heer schien in diesem verschanzten er den andringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwer- zu trotzen. Unterdessen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs e vor, und russische und preuß. Scharen streiften auf den lausitzer Straßen bis ie Nähe von Dresden und Großenhayn. Napoleon trieb jene zwar zurück; in Ney's Niederlage bei Dennewitz (s. d.) am 6. Sept. und Blücher's Vor- gen am 10. gegen Herrnhut, nöthigten den franz. Kaiser, von der böhmischen enze nach Dresden zurückzugehen, und auf das rechte Elbufer sich zu wenden. ese Heerzüge machte das Land zur Wüste. Von den zu 50 bis 100 Mann in nen Hütten zusammengedrängten Franzosen wurden selbst die Gräber aufge- hlt, die Leichen geplündert und die Särge zu Wachtfeuern verbraucht. Mit n Mangel nahm die Zuchtlosigkeit immer mehr überhand. Am 14. brach Na- eon wieder gegen die böhmische Grenze auf, und drang am 15. bis Kulm vor; in seine Garden wurden bei Nollendorf am 16. von Colloredo mit Verlust zu- lgeworfen, und er kehrte den 21. nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen ne frühere Zusage, den Sonnenstein befestigen, und die Irren in der daselbst be- dlichen Heilanstalt wurden schonungslos fortgejagt. Die Östreicher besetzten da- gen den 17. Freiberg; Streifscharen von dem Heere des Kronprinzen von Schwe- n drangen bis nach Leipzig vor, und Blücher vereinigte sich mit Bubna. Napoleon ängte zwar die Preußen nach Bautzen zurück, war aber schon den 24. wieder in esden. Er ließ jetzt das rechte Elbufer gänzlich räumen, und zog seine Truppen f das linke. In Dresden lagen am 27. über 30,000 M. Den 28. und 29. ffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meißen an, doch ohne Erfolg. Nun en Napoleons Scharen über Freiberg gegen Chemnitz, und über Nossen gegen pzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich ent- ed Blücher's unerwarteter Übergang (3. Oct.) bei Wartenburg über die Elbe poleons Abzug aus Dresden. Er verließ diese Stadt den 7. Oct. früh. Der nig von Sachsen folgte. (S. Leipziger Schlacht.) In und um Dresden b eine Heeresmacht von etwa 30,000 M. zurück, unter St.-Cyr und dem Gra- von der Lobau. Die Franzosen mußten an demselben Tage Pirna verlassen, sie nur noch den Sonnenstein besetzt hielten. Dem Königstein bewilligten die rbündeten die Neutralität. Hierauf erstürmte Bubna am 8. den Brückenkopf Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in 8 großen Schanzen be- enden Außenwerke der Neustadt von der bautzner Straße her an. Zugleich nä- ten sich die Russen 16,000 M. stark unter Tolstoi, Iwanoff und Markoff bis n 12. Oct. Dresden, damit sich hinter ihnen Benningsen's Heer unbemerkt über ssen nach Leipzig zöge. St.-Cyr griff hierauf am 17. den General Tolstoi auf i Höhen von Räcknitz und Zschernitz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zo- i sich die Russen mit einem Verluste von 6 Feldstücken und einigen hundert Mann Gefangenen, auf Dohna zurück; aber schon am 20. drängten sie den Marschall rder nach Dresden hin, das nunmehr an beiden Ufern eingeschlossen war, da die r. Generale von Chasteler mit 10,000 M., und Klenau von Leipzig her zu Tol-

stoi gestoßen waren, auch der russische Oberste Busmann Meißen am 23. besetzt hatte, während der Fürst von Wied-Runkel auf der großenhayner Straße gegen die Neustadt vorrückte. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnitten war, riß jetzt der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen, besonders an Salz, Brot, Fleisch und Holz, Gemüse und Arzneien, immer drückender ein. Der am 28. Oct. an alle Bewohner erlassene Befehl, sich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu versehen, war daher unausführbar. Gleichwol setzte St.-Cyr Alles zur hartnäckigsten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeschütz von Theresienstadt herkommen ließen. Die Straßen in den Vorstädten wurden durch Verhacke, Pfahlwerk und Querwälle befestigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuser verwandelt. Die meisten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, unter andern die königl. Spiegelschleifmühle mit trefflichem Maschinenwerke, wurden niedergerissen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Besatzung durchaus auf ihre Verschanzungen beschränkt. Jetzt wollte St.-Cyr sich auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er foderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6. unter Lobau 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei, nebst 200 Wagen mit franz. Eigenthum, aus der Neustadt auf die Straße nach Großenhayn; allein sie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürsten von Wied-Runkel zurückgeschlagen, und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Graf Dumas ließ nun die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anstalten wegnehmen; aber die Mühlen standen still und viele Brunnen versiegten, weil das Wasser abgeschnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäusern wurden täglich über 200 Todte getragen, und in der Stadt starben wöchentlich 2 — 300 M. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das östr. Lager schicken, welche die Capitulation, einleiteten die St.-Cyr den 11. mit Klenau zu Herzogswalde abschloß, und nach welcher die Besatzung vom 12. bis 16. Nov. frei abzog, aber die Waffen strecken mußte, zusammen 1759 Officiere und 27,714 Gemeine. Über 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Gesammtwerth der eroberten Kriegsbedürfnisse wurde auf 5 Mill. Thaler geschätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürsten von Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die Besatzung wurde kriegsgefangen. Vom 17. Nov. an führte der russische General Gourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine starke russische Besatzung und wurde der Sitz der russischen Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin. Über die Geschichte dieser achtmonatlichen Leiden s. m. die „Darstellung der Ereignisse in Dresden i. J. 1813" v. W. A. Lindau (Dresden 1816), und „Napoleons Feldzug in Sachsen" von O. von Odeleben.

Dresdens Kunstsammlungen. Das deutsche Florenz, Dresden im reizenden Elbthal hatte in den kunstliebenden Augusten einen Cosmus und Lorenzo, und Herder's Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt;
„Stille gesichert sei Dresden-Olympia uns!"

wurde selbst in den neuern harten Kriegsstürmen erhört. Dresdens Kunstschätze blieben unangetastet, in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig schien. Nirgends könnten sie aber auch passender bewahrt werden, als in diesem glücklichen Mittelpunkt zwischen Süd- und Norddeutschland. 1) Die **Gemäldegalerie.** Schon Herz. Georg, der Gönner und Freund Luk. Cranach's, des Altvaters sächsischer Kunst, sammelte Gemälde. Moritz, der erste Kurfürst albert. Linie, stellte diese Sammlung in der Kunstkammer auf. Georg I. u. II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig sammeln. Unter August II., König v. Polen, wurde die Samml. ansehnlich

ehrt, und kam aus dem ehemaligen Riesensaal in das zweite Stockwerk des
osses; ihre herrlichsten Schätze aber verdankt sie August III., der die Gemälde-
nlung von Modena für 1,200,000 Thlr. erwarb, und in Italien und andern
ern classische Meisterwerke kaufte; besonders dadurch, daß er für 17,000 Duc.
der vorzüglichsten Werke Rafael's, s. Himmelskönigin (Madonna di S. Sisto)
e. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufstel-
der Gemälde 1747 eingerichtet. An Werken der italienischen Schulen ist diese
ie eine der reichsten. Das Ganze besteht aus 3 Abtheil.: die äußere Galerie,
nere Galerie, und das Pastellcabinet. Die äußere enthält (seit 1816, wo
kleine Gemälde niederländ. Meister dazu kamen, die seit dem Tode Augusts III.,
Zimmer sie schmückten, eingepackt geblieben waren) 1011 Gemälde nieder-
cher und holländischer, deutscher, französischer und einiger italienischer Meister.
als wurden auch alle Abtheilungen an den Galeriewänden und Fensterpfeilern
net, und es erschien ein Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde (das neueste
Prof. Matthäi). Unter den niederländ. Werken finden wir über 30 Ge-
von Rubens, worunter die Löwenjagd, Neptun, den stürmenden Winden ge-
d (Quos ego!), das Bild seiner beiden Söhne, Proserpina's Raub, Clelia,
m Etruskerlager fliehend, Meleager und Atalanta, der heil. Hieronymus,
atyriskenfamilie, der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Von van Dyk
8 Gemälde hier, worunter man die Bildnisse König Karls I. von England und
Gemahlin Henriette, sowie s. 3 Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker,
ßenden Hieronymus und die Danae bemerkt. Unter vielen Gemälden Rem-
s zeichnen sich das Bildniß s. Tochter, das s. Mutter, das Fest des Ahasve-
nd sein Bild von sich und s. Frau, aus. Von dessen Schüler Ferdinand
nd, die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten und David mit dem Uriasbrief,
lich. Treffliche Gemälde von Adrian von Ostade sind z. B. das eigne Bild
ünstlers vor der Staffelei, eine holländische Bauernschenke ꝛc. Von Gerard
bewundert man besonders den betenden Einsiedler, und zwei Bildnisse von
lbst, einmal zeichnend, und einmal die Violine spielend. Von Franz Mieris
Kesselflicker und sein eignes Bildniß, sowie von Kaspar Netscher die Darstel-
er Frau von Montespan und mehrer Frauen in Putzzimmern, von der fleißig-
usführung. Von David Teniers sprechen mehre große Gemälde durch die
heit im Ausdruck sehr an. Von Philipp Wouvermann sind sehr viele herr-
eine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt und mehre
gefechte bewundert. Eine ganze Reihe der schönsten Werke des Adrian van
erf sind hier, darunter: die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris,
gne Familiengruppe und eine Verkündigung. Viele Bilder von Terburg,
r Helst, Poelemburg, Albert von Everdingen, van der Neer, Paul Potter,
us Berchem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem,
it, Huysum, Denner, Seybolds, Wynands ꝛc. sind wahre Zierden der Ga-
doch ganz vorzüglich sind die Landschaften von Ruysdael: seine Jagd, sein
of, sein Kloster, sein Wasserfall, sein Bergschloß und seine Waldgegenden;
schöne Stücke von Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel er-
nd ꝛc. sind nicht zu übersehen, so wenig als die Architekturgemälde von Neefs
teenwyk. An Werken der altdeutschen Schule ist die Sammlung nicht be-
reich, doch eins ist hier, welches die Perle der vollständigsten Sammlung
lrt sein würde, nämlich das Muttergottesbild von Holbein, vor der die Fa-
es Bürgermeisters Meyer aus Basel knieend und betend dargestellt ist; au-
mehre vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer, nämlich die Kreuztragung,
bende Maria, der betende Greis ꝛc. Auch von Johann van Eyk und Lukas
iden findet man hier Werke. Von den Werken der franz. Schule sind zu
ten: zwei vortreffliche große Landschaften von Claude Lorrain; mehre schöne

Gemälde von Nikolaus Pouſſin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weiſen, die Ausſetzung des Moſes in den Nil, das Reich der Flora; von Le Brun: eine heilige Familie „le Silence"; und von Moucheron mehre gute Arbeiten. Von neuern deutſchen Meiſtern bemerken wir viele köſtliche Arbeiten von Dieterich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, eine Kindergruppe von Vogel und Gerhards von Kügelgen letztes Gemälde: der verlorene Sohn. Unter den Gemälden der italieniſchen Schule in der äußern Galerie ſind beſonders merkwürdig: Johannes der Täufer, von Battoni; eine treffliche Nachbildung von Rafael's heiliger Cäcilia, von Giulio Romano; und die heilige Nacht von Correggio. — Die innere Galerie enthält 348 Gemälde. Das erſte darunter iſt: Rafael's Madonna, mit dem heil. Sixtus und der heil. Barbara, aus des Künſtlers ſchönſter Zeit, 3 — 4 J. vor ſ. Tode gemalt, und urſprünglich für das Kloſter der Benedictinermönche vom heil. Sixtus zu Piacenza beſtimmt, das Ideal aller Madonnen. Höchſt anziehend iſt es, hier die herrlichſten Werke Correggio's aus ſeinen drei verſchiedenen Manieren ſtudiren zu können. Nirgends kann man dieſen Künſtler beſſer kennen lernen als hier. Die großen Werke ſeiner erſten Manier ſind überaus ſelten; die Madonna des heil. Franciscus iſt ein Gemälde aus dieſer Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Rafael's Werken wetteifert. Aus ſeiner zweiten Periode iſt die heilige Nacht, dies wundervoll ſchöne Weihnachtsbild, deſſen Hauptgedanke gewiß das Höchſte iſt, was neuere chriſtliche Kunſt hervorbrachte, und deſſen Ausführung an Vollendung und Zauber Alles übertrifft, was irgend ein Künſtler jemals leiſtete; außerdem iſt noch die Madonna des heil. Georgs, aus der zweiten Periode, ein Bild von Farbenpracht und Lichtklarheit. Aus der dritten, vollendetſten Periode Correggio's: ſeine Madonna des heil. Sebaſtian, ſeine kleine Magdalena, dieſe echte Perle im Gebiete der Kunſt, und das Bildniß ſeines Arztes. Rafael's geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in ſeiner heiligen Familie, Maria mit dem Waſſerbecken, dem großen Meiſter glücklich nach. Von Andrea del Sarto ſind mehre herrliche Werke da, beſonders Abraham's Opfer, und die Verlobung der heil. Katharina mit dem Jeſuskind. Von Leonardo da Vinci: das wunderſam ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand. Von Bartolomeo Bagnacavallo: ein Altarblatt im grandioſen Styl, die auf Wolken thronende Maria mit dem Jeſuskind, zu deren Füßen vier Heilige gleich Stützen der Kirche ſtehen. Die vier Kirchenväter von Doſſo Doſſi, und ſeine allegoriſche Geſtalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug, von Benvenuto Garofalo, und ſeine das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Chriſtus von Giovanno Bellino, gehören zu den herrlichſten Werken des ernſten, älteren Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francesco Francia's allegoriſches Gemälde, die Religion vorſtellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weiſen, zu uns herüber. Die venetianiſche Schule kann man beſonders kennen lernen durch viele treffliche Werke Tizian's, beſonders ſeine lebenathmende Venus, ſeinen Chriſtus mit dem Zinsgroſchen, ſeine heilige Familie, vom Herzog Alfons von Ferrara verehrt, und mehre Bildniſſe; durch Palma Vecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jeſuskinde, und ſeine drei Schweſtern; durch Tintoretto's Parnaß und ſein Concert; durch Paul Veroneſe's Kreuztragung, ſeine Jünger zu Emaus, ſeine Hochzeit zu Kana, ſeine Kreuzigung und ſeine Familie Cornelia vor der heil. Jungfrau. Von den Meiſtern der reichen lombardiſchen Schule beſitzt dieſe Galerie die vortrefflichſten Werke, worunter beſonders Annibale Carracci's emporſtrebender Genius des Ruhms, ſeine Madonna des heil. Matthäus und ſein Chriſtuskopf, Guido Reni's zwei Erlöſerköpfe mit der Dornenkrone, ſeine Erſcheinung des auferſtandenen Heilands, ſeine Venus; Lodovico Carracci's kleine Madonna, welche die Leidensinſtrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, ſeine Venus, von ſcherzenden Pfeilprüfend-

norinen umgeben, seine Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, sein Besuch der Eli-
beth bei Marien, sich als solche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefste
genthümlichkeit dieser unsterblichen Meister kennen lernt. Als Zierden der Ga-
ie muß man noch erwähnen: die himmlisch-schöne, zart ausgeführte heilige Cä-
ia von Carlo Dolce, sein das Brot segnender Heiland; die reizende Magdalena
Lebensgröße, von Battoni; die ausdrucksvolle büßende Magdalena von Fran-
chini; Loth mit seinen Töchtern, ein höchst wirkungsvolles Gemälde von Guer-
o da Cento; die heilige Nacht von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach
ypten von Francesco Trevisani; die Madonna mit dem Jesuskinde, welches den
inen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander von Francesco Mola;
Madonna della Rosa von Parmegiano; die heilige Nacht von Giulio Procac-
i, und Joseph mit Potiphar's Weib von Carlo Cignani. Ungern vermißt man
dieser so reichen Sammlung Dominichino's Werke, von dem kein einziges Ge-
ilde hier ist. In dem Pastellcabinet sind noch über 150 Gemälde. Der
or mit dem Pfeil, von Rafael Mengs, ist das Kleinod dieses Cabinets; unter
hren von diesem Künstler gemalten Portraits: sein eignes und die seiner Schwe-
n; von einer derselben, Theresia Mengs, sind schöne Email- und Miniaturar-
ten hier. Das Chocolatenmädchen von Liotard ist bekannt; von der Pastell-
lerin Rosalda Carriera sind fast alle übrige Portraits in diesem Cabinet. — Die
mäldegalerie steht unter Aufsicht des Oberkammerherrn. Vom Anfang des
ai's an bis Ende Sept. ist von 8 bis 12 Uhr Vormitt. und außer Mittw. und
nnab. von 3 bis 6 Uhr Nachmitt. die Galerie offen; nach vorgängiger Meldung
d auch außer dieser Zeit Fremden die Sammlung gezeigt. Künstler haben in
i gedachten Stunden die Erlaubniß, in der Galerie zu arbeiten.

2) Tapeten nach Rafael's Zeichnungen. Diese sechs Ellen ho-
i Tapeten werden im japanischen Palast verwahrt und gezeigt. Casanova gab
ranlassung zur Entdeckung dieser seltenen Kunstdenkmale, als er in s. Vorlesun-
i die Vermuthung des Cardinals Albani mittheilte, daß sich Teppiche nach Ra-
l's Zeichnungen, Geschenke Leos X., in Dresden befinden müßten, da von 12
Wolle gewirkten Tapeten, die der Papst in Arras verfertigen ließ, 7 nach Ra-
l, die übrigen nach seiner Schüler Zeichnungen wären. Der Hausmarschall,
eiherr v. Racknitz, forschte nach, und fand endlich 6 Teppiche, theils noch gut
alten, theils unscheinbar; der 7. war nicht aufzufinden. Die unkenntlich ge-
denen wurden sorgfältig gereinigt. Sie stellen dar: 1) die Erblindung des
uberers Elymas in Paphos, eine kunstvolle Gruppirung; 2) Paulus, in Athen
digend, eine herrliche Gestalt; 3) das Opfer zu Lystra, eine schöne Gruppe;
Petrus und Johannes im Tempel (Ap.-Gesch., Cap. 3); 5) Christus, als er
Petrus sagt: „Weide meine Schafe"; 6) den wunderbaren Fischzug. Ohne
eifel war der Tod des Ananias der Gegenstand des verlorenen 7. Teppichs. Ra-
l's Geist ist überall sichtbar, obgleich einzelne Theile durch die Schuld der Werk-
ister in Arras mißlungen sind. Über die Originalzeichnungen, bekannt u. d.
mend. Rafael'schen Cartons, s. Carton. — 3) Der Gemäldesaal auf dem
rühl'schen Garten, auch der Doublettensaal genannt, war in frühern Zei-
i zur Aufnahme der Werke neuerer Künstler bestimmt. Seit den Veränderun-
i in der Gemäldegalerie erhielt diese Sammlung einen ansehnlichen Zuwachs von
ldern niederländ. und franz. Meister, sowie von einigen Gemälden des Grafen
tarl, welche dort nicht Platz fanden, sodaß sie jetzt ungefähr 250 Gemälde ent-
t. Merkwürdig sind die großen Landschaften und Ansichten von dem Meister in
Perspective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der seit
64 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele sächsische Gegenden, z. B.
nigstein und Sonnenstein, ein Bergaufzug im plauenschen Grunde und mehre
ere Ansichten von Dresden, welche die ehemalige Gestalt verschiedener Gebäude

und Stadttheile zeigen, sind von diesem Künstler mit treffender Wahrheit dargestellt. Auch sieht man hier mehre Ansichten sächsischer Gegenden, z. B. des Oybin, des Liliensteines rc. von dem Hofmaler Alexander Thiele. — 4) Das Augusteum oder die königl. Antikensammlung ist in den einfach schönen und hohen Sälen des japanischen Palastes würdig aufgestellt. Über diese Sammlung, die Jedem, der sie unter der Leitung des Archäologen Böttiger sah, unvergeßlich blieb, gibt es ein schönes Werk, das „Augusteum", von Becker, mit treuen Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken, und ein genaues Verzeichniß vom Insp. Hofr. Hase (Dresden 1826). Um die Mitte des 16. Jahrh. kaufte Kurfürst August einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte sie mit andern Alterthümern; August II. nahm um 1720 jene Antiken aus der Kunstkammer, und durch die Erwerbung der kostbaren Sammlung des Fürsten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinäle Albani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reisende della Valle aus Ägypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen v. Wackerbarth in Italien gesammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Augusteums. Sein Nachfolger, August III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Bildhauerarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die drei unvergleichlichen Statuen der Herrulanerinnen, die er für 6000 Th. von den Erben des Prinzen Eugen von Savoyen kaufte. Der jetzige König vergrößerte ebenfalls die Sammlung, und wurde besonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er sie aus den engen Pavillons im großen Garten 1785 im Erdgeschosse des japanischen Palastes aufstellen ließ. Leider sah der damalige Aufseher nur auf Ebenmaß, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßige mit dem Vortrefflichsten in diesen zehr Sälen zusammen. (Der 11. und 12. Saal enthalten bloß neue Bildwerke.) Zu den ältesten Bildwerken gehören die Löwen von ägyptischem Syenit, von welchen zwei den Eingang des Kunstschatzes hüten, der dritte und schönste sich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Isisbild mit dem Nilschlüssel. Vier Mumien, von denen besonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig sind. Das ist ein echt-ägyptischer Sarkophag aus Sykomorus. Diese Alterthümer, sowie mehre Marmorsarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, schöne Mosaiken, campanische Gefäße und slavische Alterthümer, sind in dem letzten Saale aufgestellt, in welchem das vor ungefähr 60 J. in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet ist. Zu den köstlichsten Denkmalen des ältesten griechischen Styls gehört die dreiseitige Candelaberbasis mit dem darauf vorgestellten Dreifußraub und seiner Wiedereinweihung. Sie ist wahrscheinlich aus Delphi: der Marmor ist parisch, und diese Basis gehört zu den echtesten und seltensten Kunstwerken aus der Zeit vor Phidias. Aus derselben Zeit ist der Sturz einer Pallas, an welcher Helm Arme und Füße schlecht ergänzt sind. An ihrem Peplus ist der Gigantenkampf erhabener Arbeit vorgestellt. Wichtige Denkmale des hohen und schönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) sind: ein gut erhaltener kolossaler Minervensturz, d durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen u Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine sitzende kolossale Heroine figur von hoher Schönheit, die wahrscheinlich eine Niobe ist; ein sterbender Sol der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wunderschön vereint sin ein Niobekopf, welcher in der antiken Dolorosa schon das Vorbild einer christlich Mater Dolorosa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls Lysipp's und s ner Nachfolger Kunstschulen gehören folgende Werke an: zwei atheniſche Kanephoren, ungeschickt ergänzt; eine schöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht gut erhalten als die mediceische, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendet Ein bacchischer Genius, das entzückendste Kunstwerk dieser Art; man sieht hier d

ild zugleich mit drei antiken Wiederholungen. Dieſer Satyrisk, deſſen zarte lenbewegungen mit dem Liebreiz und Roſenſchimmer ewiger Jugend übergoſſen , iſt der echte Akratos, der Mundſchenk des Bacchus. Zwei ſchöne Amorge-, im Übergang zum Knabenalter, das lieblichſte Erosköpfchen, eine herrliche ppe von Amor und Pſyche, die in den antiken Theilen ſelbſt dem capitoliniſchen ndbilde nicht nachſteht. Viele ſchöne jugendliche Athleten, hierunter vor allen errliche Athletentronk, ehedem als Mercur ergänzt, aber auf des Ritters Ha-on Antrag ſeiner Ergänzung entlaſtet, das Kleinod der Sammlung, und über-t eins der trefflichſten alten Kunſtwerke, dem Kenner, wegen des herrlich über-eten Muskelſpieles, gleich nach dem Fechter des Agaſias den Preis zuerkennen. letzten Kunſtepoche des griechiſchen Strebens unter den Römern gehören, in ſogenannten Gladiatorenſaale, vier gewaltige Kämpfer über Lebensgröße, in bogener Stellung, voll gediegener Lebenskraft; ein koloſſaler Antinous-Bacchus ein treffliches Antinousbruſtſtück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter Kunſtſchätzen, ſelbſt der reichſten Sammlungen, ſtehen im herculaniſchen le die drei Frauenſtatuen, deren edler Ausdruck und ſchöne Draperien ſie zu en Kunſtidealen erheben; man nannte ſie ſonſt fälſchlich Veſtalinnen; die grö-iſt eine Matrone, die zweite eine Jungfrau, und die dritte eine Wiederholung ztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, ſind ſie berühmt; ſie ge-zu den erſten 1706 entdeckten Spuren der verſchütteten Stadt. Viel Treff-findet man unter den einzelnen Köpfen und Büſten, ſowie auch unter den kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken ſind mehre uen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu über-. — 5) Die Sammlung Mengſiſcher Gypsabgüſſe. Der ſächſiſche ſtler, Rafael Mengs, einer der Erſten, die in der aufblühenden Kunſtperiode ueſten Zeit Sinn und Gefühl für die reine Schönheit der Antiken hatten, ließ ſeiner beſondern Aufſicht in Rom und andern Städten Italiens Gypsabgüſſe llen merkwürdigen alten Kunſtdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der gſten Genauigkeit. Ein Exemplar dieſer Abgüſſe kam nach Madrid, weil gs Hofmaler Karls III. war, und die Kunſtakademie im Escurial einrichtete. zweite vollſtändigere und für die Kunſtgeſchichte wichtigere behielt der Künſtler , von deſſen Schweſter, Mad. Maron, der König Friedrich Auguſt es kaufte. wurden dieſe Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und ſchön ver-n Halle im Erdgeſchoß des ehemaligen Stallgebäudes, zweckmäßig aufgeſtellt, Kunſtfreunden ſowol als ſtudirenden Künſtlern geöffnet. Alle wichtige Denk-antiker Kunſt findet man hier vereint. Junge Künſtler ſtudiren hier vom ng des Mai's bis zu Ende Sept. Fremden wird die Sammlung von dem aufſeher oder dem Inſpector, auf beſondere Erlaubniß auch wol, jedoch nur ſelten, bei Fackelbeleuchtung gezeigt. — 6) Das Kupferſtichcabinet in ei-Pavillon des Zwingergebäudes. Dieſe Sammlung, welche Auguſt II. anlegte, Nachfolger aber und der jetzige König bedeutend erweiterten, und die fortdau-vermehrt wird, enthält die ſeltenſten Kupferſtiche und Handzeichnungen der ten Meiſter aus allen Schulen. Das Ganze (200,000 Bl.) iſt in 12 Claſſen theilt, welche kunſtgeſchichtlich geordnet ſind. Künſtler können, während des mers, das Cabinet Dienſt. u. Freit. von 9 bis 12 Uhr Vormitt. benutzen. — Die Porzellanſammlung. In 18 Gemächern des Erdgeſchoſſes im ja-ſchen Palaſte wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunſtfreund würdige, Sammlung von chineſiſchem, japaniſchen, oſtindiſchen und meißni-Porzellan aufbewahrt. Der Werth dieſer Sammlung, deren Inhalt ein zeichniß von 5 Foliobdn. füllt, wird auf mehre Millionen geſchätzt, und die mmlung von aſiatiſchem Porzellan iſt jetzt einzig in Europa. Unter dem oſti-en ſieht man mehre Vaſen und viele Stücke von dem uralten Schlangenpor-

zellan. Das chinesische und japanische Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele alte Vasen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ꝛc. Die Majolicagefäße im 9. Zimmer sind als Seltenheiten sehenswerth. Das Anziehendste aber ist die reiche Sammlung von sächsischem Porzellan, worin man die Fortschritte von den ersten merkwürdigen Versuchen an bis zur heutigen Vollendung beobachten kann. — 8) Das Münzcabinet befindet sich gleichfalls in einem schön verzierten Saale im Erdgeschosse des japanischen Palastes. Diese schon unter Johann Georg II. bedeutende Sammlung wurde unter den beiden Augusten vermehrt, und vom jetzt regierenden Könige durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie z. B. des Madai'schen aus 9000 bestehenden Groschencabinets, ansehnlich bereichert. Die Sammlung von griech. und röm. Münzen ist zwar nicht zahlreich, aber durch manches seltene Stück bedeutend. Am reichsten ist das Cabinet von sächsischen Münzen in Gold und Silber. — 9) Die Kunstkammer. Kurf. August gründete diese Sammlung, die sich seit 1739 im Zwingergebäude befindet, und unter der Obhut des jedesmaligen Aufsehers des mathematischen Saals steht. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, sind die merkwürdigsten: Christi Geburt in Alabaster von Sebast. Walther; ein metallnes Crucifix von J. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von Kaufungen von dem Köhler festgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl ꝛc. In dem zur Kunstkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtner's große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterschied ebenso vieler Örter zeigt. — 10) Die Modellkammer. Diese Sammlung, welche Kurfürst Joh. Georg IV. anlegte, befindet sich in einem Theile des Zwingergebäudes. In neuern Zeiten hat sie, außer verschiedenen Arbeiten des verstorbenen Modellmeisters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maschinen zur Wasser-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunst ist nicht unbedeutend; Gärtner's Werke sind besonders sehenswerth, unter andern seine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwischenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man die sehr sehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. — Auch in den Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künstler, der Professoren Hartmann, Matthäi, Seydelmann, Rösler, Vogel und Pochmann; der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzsch; der Bildhauer Kühn und Pettrich; der Blumenmaler Friedrich und Tettelbach; der Kupferstecher Darnstedt, Krüger, Frenzel, Gottschick; der Architekten Schuricht, Thormeyer, wird man in dem Jedem eignen Fache interessante Arbeiten finden. Die schönsten musikalischen Spieluhren findet man bei dem Sohne des kunstreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, der Belloneons und Automelodions sowol als des künstlichen Trompeters; desgleichen bei Blaßmann und Heine. (Vgl. die bes. Art.)

Dreyer (Johann Matthias), geb. zu Hamburg 1716, und gest. daselbst 1769, ein Schöngeist, nicht ohne Witz und satyrische Einfälle, aber ohne poetisches Genie, Religiosität und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meist anstößige Sammlung gereimter Gesundheiten: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli" (Hamburg 1763), wurde confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlosen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daselbst von der Kanzel wider die darin enthaltenen Ruchlosigkeiten geeifert hatten. Sie ist daher sehr selten geworden.

Driburg, Städtchen in dem preuß. Westfalen im Regierungsbez. Minden, mit 1600 Einw., 3 Meilen von Paderborn, 4 M. von Pyrmont, mit einem stark besuchten Gesundbrunnen, eine Viertelstunde von der Stadt. Das Wasser ist salinisch-martialisch, klar, von scharfem, stechendem, säuerlich-eisenhaften Ge-

mack. Es wird mit Nutzen gebraucht bei Verstopfungen der Eingeweide des terleibs, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und izbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Koliken, Rheumatismen, Gicht, Skor-t, Ausschläge ꝛc. Das Badehaus ist ein großes Gebäude, in dessen obern Stock-rken die Badegäste wohnen. Hier ist zugleich der Badebrunnen, aus welchem Wasser in 7 sehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch opf-, Dunst- und Dampfbäder haben. Für das Vergnügen ist durch Musik, ng, Spiel ꝛc. gesorgt, und schöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge ma-n die Gegend zu einem Garten. S. Brandis's „Anleit. z. Gebrauch des Dri-ger Bades" (Münster 1792).

Droits réunis, s. Vereinigte Gefälle.

Droske, nicht Droschke oder Troschke, aus dem Russischen, ein hter, vierräderiger Wagen, welcher unbedeckt ist, und auf dessen Seitensitzen d mehr, bald weniger Personen sitzen können. Die niedrigen Räder sind mit thflügeln überdeckt.

Drontheim (spr. Trontjem), 63° 25′ 52″ N.B., 130 Meil. von Stock-m, 700 engl. Meil. vom Nordcap, Hauptstadt des norweg. Stiftamts gl. N., r Größe und der Zahl ihrer Einw. (8830) nach, die vierte Stadt des Königs-hs, wurde vom König Karl XIV. durch s. Krönung zum K. von Norwegen in Domkirche daselbst am 7. Sept. 1818 zur Krönungsstadt erhoben. Sie liegt dem Nid, der einem tief ins Land hineintretenden Meerbusen gleicht, und ihr ncherlei Vortheile zum Betriebe eines nicht unbedeutenden Handels gewährt. umerholz, Stockfisch, Häring, Thran, Felle, besonders Kupfer und Eisen von benachbarten Hüttenwerken, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel; auch eine ckersiederei, eine Juchtenfabrik und andre Fabrikanstalten von minderm Umfange ördern den Wohlstand der Stadt, die zugleich der Sitz einer Akad. der Wissen-aften, und eines Seminars zum Unterrichte junger Lappländer ist. Vor den ßten nordischen Städten zeichnet sich D. durch eine gute Bauart, schöne regel-ßige Straßen und einen großen Palast aus. Es hat eine alte, ehrwürdige Dom-che, wohin vormals der ganze Norden wallfahrtete, indem darin das Grab des l. Olaf sich befindet. Hier werden auch Karls XIV. Krönungsinsignien aufbe-hrt. In dem Hafen von D. liegt auf einem Felsen die Festung Munkholm. e romantischen Umgebungen, Wasserfälle und Landseen, tiefe Uferschluchten, e Menge Inseln und landeinwärts hohe Gebirgszüge, sind mit freundlichen Land-itzern geschmückt. Aber bei dem kalten Klima kommen Baumfrüchte nur selten Reife, und selbst die Eiche gedeiht hier nicht mehr. Statt des Hornviehes er-lt man große Heerden von Ziegen, welche das Moos der Klippen aufsuchen, oder Ufer sich von Seepflanzen nähren. Nahe bei Drontheim sieht man Ameisen-ufen von Mannshöhe; auch wußte man hier schon längst Ameiseneffig zu eiten.

Drosometer, Thaumesser, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen aues zu messen, besteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die Thau gut annimmt, das andere ein Gegengewicht hat, das nicht so leicht be-uet wird.

Drouais (Jean Germain), geb. 1765 zu Paris, der bedeutendste Maler David's Schule. Die Sehnsucht, in Rom die Denkmale der Kunst zu studi-n, trieb ihn 1783 zur Mitbewerbung um den großen Preis, der in einem 4jähri-n Pensionat besteht; doch aus Unzufriedenheit mit seiner Arbeit zerriß er sie und erließ den Preis einem Andern. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die tücken des Gemäldes sah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zu-eden mit mir?" „Vollkommen", versicherte David. „Wohl! so habe ich ja den reis", rief Drouais entzückt; „dies war mein Ziel; der Preis der Akademie ge-

höre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher ist als mir; im nächsten Jahre hoffe ich ihn durch ein besseres Werk zu verdienen". 1784 stand Drouais wieder in den Schranken. Die Kananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht seines Studiums, und der Abdruck seiner innigsten Empfindung. Öffentlich gekrönt ward er fast im Triumphe von seinen Mitschülern zu seinem Lehrer geführt. Diesen begleitete er nun als Pensionnair nach Rom, wo er die größten Meister studirte und copirte. Sein sterbender Gladiator und vorzüglich sein Marius zu Minturnä erwarben bei der Ausstellung in Paris ihm und David's Schule neue Triumphe. Nun entwarf er seinen Philoktet auf Lemnos; aber im Rausche seines errungenen Ruhmes, eben beschäftigt mit einem Bilde des C. Gracchus, endete im noch nicht vollendeten 25. J. ein hitziges Fieber sein idealisches Leben. Nebenbuhler und seine Freunde vereinigten sich, ihm in der Marienkirche (in der Via lata) ein Denkmal zu setzen.

Drouet (Jean Baptiste), Postmeister zu St.-Menehould, geb. 1763. Er war es, der Ludwig **XVI.** auf seiner Flucht durch St.-Menehould erkannt hatte, durch seinen Sohn ihm auf einem Nebenwege zuvoreilen und ihn zu Varennes verhaften ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Abgeordneter des Marne-Depart. in den Convent aufgenommen, wo er für Ludwigs **XVI.** Tod stimmte. Man schickte ihn im Sept. 1793 zur Nordarmee. Im Oct. d. J. in Maubeuge von der Armee des Prinzen Koburg eingeschlossen, versuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beschleunigen, ward aber gefangen und nach Spielberg in Mähren geführt. Den 6. Jun. 1794 sprang er von dem Fenster seines Gefängnisses herab, um zu entfliehen, brach aber ein Bein und ward zurückgebracht. Im Nov. 1795 ward er mit Camus, Bernonville und Andern, zu Basel gegen die Tochter Ludwigs **XVI.** ausgewechselt, und trat hierauf, als ehemaliges Mitglied des Convents, in den Rath der Fünfhundert. Das Mäßigungssystem, welches damals in Frankreich herrschte, mißfiel ihm; er ward mit Babeuf Rädelsführer einer Jakobinerverschwörung, und deßhalb (11. Mai 1796) verhaftet, entwich aber und flüchtete sich in die Schweiz. Da jedoch der hohe Gerichtshof ihn wegen der Babeuf'schen Angelegenheit freisprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er ward nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht, und war seit 1799 Unterpräfect zu St.-Menehould, wo er im März 1814 Napoleon, welcher nach dem Gefecht von Arcis auf Paris ziehen, und dieses zum Stützpunkte seiner Unternehmungen machen wollte, die halbwahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Besatzungen der lothringischen Festungen sich vereinigten, um dem verbündeten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieser Provinz ein ernstlicher Krieg von Parteigängern eingeleitet sei, um das Vorhaben der Besatzungen zu unterstützen. Diese Nachricht erfüllte Napoleon mit kühnen Hoffnungen, und bewog ihn, nicht auf Paris zurückzugehen. Die Verbündeten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schicksal entschied sich hier ohne weitern Waffenkampf mit ihm selbst. So war es Drouet, der zu zwei höchst wichtigen Ereignissen entscheidend mitwirkte, von denen das eine die Bourbons vom Throne stürzte, das andre sie wieder darauf erhob. Während der hundert Tage war er Mitglied der Deputirtenkammer; 1816 wurde er als Königsmörder (régicide) aus Frankreich verbannt.

Droz, drei berühmte Mechaniker. 1) **Pierre Jacquet**, geb. zu Chaux de Fond, im Fürstenthum Neufchatel, war zum geistlichen Stande bestimmt, als er aber eine seiner Schwestern mit Uhrmacherarbeit, ein Gewerbzweig, der zu jener Zeit eingeführt wurde, beschäftigt sah, erwachte in ihm eine lebhafte Neigung zu dieser Beschäftigung. Über gewöhnliche Handwerksarbeit sich erhebend, suchte er bald einen Theil des Uhrwerks zu vervollkommnen, und es gelang ihm, in gewöhnlichen Uhren ein Glocken- und Flötenspiel anzubringen. Versuche zur Erfindung

immerwährend fortwirkenden Triebwerks (s. **Perpetuum mobile**) brach- ihn auf wichtige Entdeckungen. Er verfertigte u. A. eine Pendeluhr, welche, telst der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit, ohne aufge- en zu werden, im Gange blieb, so lange die Theile nicht durch Reibung abge- zt waren. Späterhin machte er sein berühmtes Schreibautomat, das durch , im Innern der Figur befindliches Triebwerk, Hände und Finger sichtbar be- te und schöne Züge schrieb. Seine letzte Arbeit war eine astronomische Uhr, bei ihn aber der Tod 1790 überraschte. 2) **Henri Louis Jacquet**, des eigen Sohn, geb. 1752 zu Chaux de Fond. Von früher Jugend mit der Me- nik beschäftigt, kam er als Jüngling von 22 J. mit einigen von ihm erfundenen rken nach Paris, worunter ein künstliches Automat, ein junges Mädchen war, verschiedene Stücke auf dem Claviere spielte, dem Notenblatte mit Augen und pf folgte, nach geendigtem Spiele aufstand und die Gesellschaft grüßte. In ris ließ er durch einen, von seinem Vater gebildeten Handwerker, ein Paar künst- e Hände für einen verstümmelten jungen Mann machen, der damit fast alle Be- fnisse befriedigen konnte. „Junger Mann", sagte der berühmte Vaucanson zu oz, als er dieses Kunstwerk sah, „Sie fangen damit an, womit ich aufhören llte". Er starb 1791 in Neapel, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit ge- t war. Die Automate beider Künstler sind jetzt in Amerika. — **Jean Pierre**, band sich um 1783 mit Boulton in Birmingham, zur Verfertigung der sämmt- en englischen Kupfermünzen. Für die pariser Münze machte er ein Druckwerk, s mit einem Schlage und mit geringerm Kraftaufwand als bei dem gewöhnlichen rfahren, auch mittelst einer besondern Vorrichtung zugleich mit beiden Seiten t Rand der Münze prägt.

Droz (Joseph), ehemal. Parlamentsrath zu Besançon, geb. das. 1773, t 1824 Mitglied der französ. Akademie zu Paris, machte sich 1806 durch den Essai sur l'art d'être heureux" bekannt (4. Ausg. 1825), ferner durch seinen Eloge de Montaigne (3. Ausg. 1815); durch die „Etudes sur le beau dans s arts (1815), und die „Mémoires de Jacques Fauvel". Auch in s. „Phi- sophie morale" (1. Ausg. 1823, 3. Ausg. 1824) zeigt er sich als einen denken- n Kopf, als gründlichen Gelehrten und als guten Schriftsteller. Bei s. Wahl m Mitglied der franz. Akademie ward er dem Dichter Lamartine vorgezogen. eine Rede, bei der Aufnahme (7. Jul. 1825) enthielt Treffliches, gut gesagt, er die sittliche Natur der Literatur. „Il faut écrire", sagte Droz, „avec sa nscience, en présence de Dieu, dans l'intérêt de l'humanité".

Druck, die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Be- gung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieser Bewegung tgegensteht. Dieser letzte Körper heißt der widerstrebende oder das Hinderniß. a auch Dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, so muß in dem derstrebenden Körper ebenfalls eine Kraft sein, welche die Wirkung jener, oder die ewegung des drückenden Körpers hindert. Dieses ist die Kraft des Zusammen- nges der undurchdringlichen Theile des widerstehenden Körpers unter einander bst und mit andern unbeweglichen Körpern. Ist der Zusammenhang zu schwach, n dem Drucke zu widerstehen, so zerbricht der widerstrebende Körper, oder wird n dem beweglichen losgerissen. Die bekanntesten Kräfte, aus welchen der Druck tstehen kann, sind 1) die Kräfte der menschlichen und thierischen Körper, 2) die chwere der Körper, welche nach einer bestimmten Richtung auf unbewegliche Un- rlagen Druck hervorbringt; 3) die Elasticität oder Federkraft der Körper, z. B. ngeschlossene Luft drückt, indem sie sich durch einen weitern Raum auszudehnen cht, gegen die Wände des Gefäßes, das sie umschließt; 4) auch bei andern Na- turerscheinungen, welche sonst mit Bewegung begleitet sind, entsteht Druck gegen as, was diese Bewegung hindert. So kann aus der magnetischen und elektrischen

Anziehung Druck entstehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt dur Gewichte auszumessen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So sagt man, d Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariser Quadratfuß betrage 2240 Pfun d. i. die Fläche werde von der Luft ebenso stark gedrückt als sie von einem Gewich von 2240 Pfund würde gedrückt werden sein, wenn sie die Unterlage desselben g wesen wäre. Übrigens pflanzt sich der Druck von einem Theile des Hinderniss zum andern fort, und zwar bei festen Körpern bloß nach solchen Richtungen, welc mit der Richtung des Drucks selbst gleich laufen. Sonst unterscheidet man au Druck von Stoß dadurch, daß der erstere eine Wirkung der Schwere, letzterer ei Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers sein soll.

Drucker, in der Malerei, die Anwendung heller und glänzender Farbe um gewisse Stellen stärker und in das Auge springender zu machen. Das Anbri gen derselben gründet sich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenstan hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Kö per auf Flächen darzustellen hat, so sieht man wie wichtig für sie wohlangebrach Drucker sind. Nicht aber bloß die gehörige Rundung, sondern auch die richti Beleuchtung wird dadurch bewirkt; denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorr gendsten Theile eines Gegenstandes am meisten. Der Maler macht mithin dur die Drucker zugleich die Schattenmassen Übergänge und Halbschatten geltend, u bringt durch sie Haltung in sein Gemälde. Ein eigner Kunstausdruck ist noch d **Blicken** und **Drücken**, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler mache Man blickt ein fertiges Gemälde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinselst ßen von einer noch glänzendern Farbe erhöht, wodurch diese Partien sich noch me hervorheben.

Druckwerk, eine Maschine, welche vermittelst des Drucks das Wass in die Höhe treibt. Sie besteht aus einer Pumpe, in welcher das in den so genan ten Stiefel hineintretene Wasser durch die Gewalt des Kolbens in andre, mit de Stiefel seitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die g meine Wasserpumpe (s. **Pumpe**) ist ein Druckwerk. Man bedient sich d Druckwerke, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken, zu mancherlei ei fachen und zusammengesetzten Maschinen, um das Wasser aus der Tiefe in d Höhe zu heben. So sind die Feuerspritzen nichts anders als Druckwerke, u zwar meist doppelte.

Druiden, Priester der Celten oder Galen. Sie machten wie die Br minen in Indien, mit denen sie viel Verwandtes haben, eine eigne Kaste aus, u standen gleich diesen in dem größten Ansehen, indem sie zugleich die Gelehrten u Philosophen dieser Völker waren, und selbst auf die Regierung des Staats d größten Einfluß hatten. Julius Cäsar liefert uns die meisten Nachrichten v ihnen. Nach ihm besorgten sie alle öffentliche und Privatopfer, erklärten die Grun sätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, saßen in bestimmt Zeiten des Jahres zu Gericht, und bestimmten die Strafen für begangene Verbreche Wer sich ihren Entscheidungen widersetzen wollte, gegen den verhängten sie d Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienste ausg schlossen ward. Selbst über ein ganzes Volk konnten sie diese Acht aussprech Überhaupt hatte ihre Macht keine bestimmte Grenzen. Sie wählten in jeder Sta die höchsten Obrigkeiten, und diese durften nichts ohne ihren Rath und ohne ih Beistimmung unternehmen. Von allen Lasten und Abgaben waren sie befre Der Unterricht, sowol in religiösen als in andern Kenntnissen, die Kriegskunst alle ausgenommen, war ausschließend in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündli in Versen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn im Gedächtn fort. Nach Cäsar glaubten sie die Unsterblichkeit der Seele und die Wanderung de selben in andre Körper. Außerdem gaben sie Unterricht über die Natur und Bew

; der Geſtirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Weſen der
ge und die Macht der Götter. Auch übten ſie die Aſtrologie, Zauberei und
rſagerei. Nach Plinius waren ſie auch in der Naturlehre und Arzneikunde
unerfahren. Die letztere aber verunſtalteten ſie durch Aberglauben. Merk-
lig iſt ihre Meinung von der heiligen Miſtel (eine Schmarotzerpflanze, welche
in der Erde, ſondern nur auf andern Bäumen, beſonders auf der Eiche wächſt,
noch jetzt als ein heilſames Mittel wider die fallende Sucht gerühmt wird),
e ſie als das Heiligſte in der Natur und als eine Univerſalarznei anſahen, ſowie
berhaupt die Eiche für heilig hielten, und von ihr den Namen erhalten haben
t. Die Dru•en hatten ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, das durch Stim-
nehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde, und ſeine Würde lebenslänglich be-
Ihr Hauptſitz war in Britannien. Die druidiſchen Tempel, deren einer bei
ac in England liegt, haben viel Ähnlichkeit mit den indiſchen. — Druiden-
(auch Trutenfuß durch Verſtümmelung), nannte man ſonſt in einander ver-
ngene Dreiecke.

Druſen, Völkerſchaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und An-
mon, welche einen Bezirk von ungefähr 55 □M. bewohnt, und aus 160,000
o. beſteht, worunter 40,000 waffenfähige Männer. Ihre angebliche Ab-
mung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in jene Gegenden gekommen,
ne Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende
16. Jahrh. fing dieſes kleine Volk an, in Europa Aufſehen zu erregen; beſon-
wegen der Religion, aus welcher ſie ein großes Geheimniß machen. Die un-
er Erde verborgenen heiligen Bücher der Druſen ſprechen Grundſätze aus, die
Urheber als die berechnetſten Egoiſten brandmarken und die Menſchheit enteh-
Der Laie, der von dieſen Büchern zufällig Kenntniß erhält, wird mit dem
e beſtraft. Dieſe iſt ein Gemiſch der ſadducäiſchen, ſamaritaniſchen und mo-
medaniſchen Religionsſecten. Die Druſen hatten zeither unter mehren Sheiks
Herren geſtanden; ein gewiſſer Ibrahim aber wußte ſich zu ihrem alleinigen
thaupte zu machen, bekam dadurch die ganze Macht ſ. Nation in die Hände,
ward auf dieſe Art den Türken gefährlich. Im Anfang des 17. Jahrh. erreich-
die Druſen unter dem berühmten Emir Fakreddin (gewöhnlich Fakkardin) den
ſten Gipfel ihrer Macht; allein dieſer wurde 1631 zu Conſtantinopel ſtrangu-
und obgleich man ihnen andre Fürſten gab, ſo kamen ſie doch nie wieder zu
n vorigen Ruhm. Zwar verſuchten ſie 1773 noch einmal, in Vereinigung
den Ruſſen, ſich frei zu machen; allein ſie mußten bald in das vorige Verhältniß
den Türken zurückkehren. Sie ſtehen jetzt unter Emirn (Fürſten), und dieſe
er unter einem Großemir, ſind der Pforte zinsbar, aber faſt ganz unabhängig,
treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Anſehung ihrer Religion theilt
ſie in Weiſe (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder
n, Unwiſſende, Uneingeweihte); ſie haben keinen öffentlichen Gottesdienſt,
ern beſuchen chriſtliche und mohammedaniſche Kirchen, haben aber eigne Sym-
und gottesdienſtliche Perſonen, und nähern ſich übrigens den Chriſten am
ten.

Drüſen, 1) im thieriſchen und menſchlichen Körper, weiche, lockere Theile,
glatter, ovaler oder länglicher Form und verſchiedener Größe. Sie bilden zwei
ſen. Die abſondernden (zuſammengehäuften) ſind aus einer Menge kleiner,
ölicher Körper zuſammengeſetzt, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen, oder
einer Verwickelung von zarten Äderchen gebildet werden, und eine beſondere
ſſigkeit abſondern, welche ſich in mehren Canälen, und zuletzt in einem Ausfüh-
gscanal ſammelt, und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hierher gehören
Speichelbrüſen im Munde, die große Magenſpeicheldrüſe (Pankreas), die Bruſt-
ſe, die Schleimdrüſen in der Luftröhre u. ſ. w. Die andre Claſſe beſteht aus

den Lymphdrüſen (zuſammengewickelten Drüſen), welche aus einer Verwickelung einſaugender Adern (Lymphgefäße) beſtehen, deren allezeit mehre kleinere in eine ſolche rundliche Drüſe ein-, wenigere aber und größere aus ihr heraus-, und zu den nächſten, größern Drüſen hingehen, zuletzt aber in den Bruſtgang (ductus thoracicus) ſich endigen. Dieſe Drüſen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüſſigkeiten zu veredeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. Aſſimilation). Hierher gehören die Gekrösdrüſen, die Leiſten-, Achſel-, Halsdrüſen und v. a. m. 2) Bei den Pflanzen iſt die Drüſe (glandula) ein runder Körper auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleiſche, der zur Ausdünſtung und Abſonderung dient. 3) Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder zähe Flüſſigkeit aus der Naſe und aus dem Munde läuft. Dabei ſind die Drüſen an dem Kinnbacken geſchwollen, und es zeigen ſich Beulen. Man ſagt dann, von der Drüſe oder mit der Drüſe (Druſe) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüſe ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüſe iſt diejenige bei welcher ſich der Ausfluß aus der Naſe am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falſche Drüſe verwandelt ſich gewöhnlich in den Rotz.

Druſus, 1) Marcus Livius, war 123 vor Chr. zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin, und Mutter des Cato von Utica war. Er arbeitete den Planen des Volkslieblings C. Gracchus ſo geſchickt entgegen, daß ihm die Ariſtokraten den Beinamen Patronus Senatus gaben. Dann machte er durch ſ. Siege in Thracien die Donau zur Grenze des Reichs, triumphirte und ſtarb als Cenſor 110 v. Chr. 2) S. Sohn Marcus Livius (Großvater der Livia, der Gemahlin des Auguſtus) war ein Mann von Geiſt und großer Kraft, und beſaß dabei eine hinreißende Beredtſamkeit; aber er beachtete im Feuer ſeiner Thätigkeit zu wenig die geſetzlichen Formen des Staats, das Gefühl ſeines Werthes, ſowie ſeine ausſchweifende Freigebigkeit, verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten Handlungen. Rom war damals durch den Streit zwiſchen dem Senat und den Rittern in zwei Parteien getheilt. Die Macht der Ritter, welche ſeit der Zeit der Gracchen auf das höchſte geſtiegen war, erregte die Eiferſucht des Senats, der für ſein altes, faſt verlorenes Anſehen eifrig kämpfte. Nachdem Druſus das Volk durch die von dem Senat nur mit dem äußerſten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenoſſen der Römer durch Verſprechung des Bürgerrechts, auf die Seite des Senats zu bringen geſucht hatte, trat er im Vertrauen auf dieſen Beiſtand, als Vermittler zwiſchen den ſtreitenden Parteien auf. In dieſer Abſicht ſchlug er vor, die erledigten Senatorenſtellen mit Rittern zu beſetzen, und dieſen neuen Magiſtratsperſonen das Recht der gerichtlichen Unterſuchungen, welches ſeit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugeſtehen, ſowie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerſtande von beiden Seiten ſetzte er dieſen Vorſchlag durch. Allein theils die Eiferſucht, mit welcher noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu raſche und an Gewaltthätigkeit grenzende Art, mit welche Druſus die Vereinigung herbeigeführt hatte, brachte die Gemüther gegen ihn auf. Als er daher darauf antrug, den Bundesgenoſſen für ihre dem Staate geleiſteten Dienſte das Bürgerrecht zu ertheilen, verweigerte dieſes der Senat mit ſolchem Nachdruck, daß Druſus nichts bewirken konnte, und als er einſt, von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizuſtehen, begleitet, aus der Volksverſammlung in ſeine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieſelbe von unbekannter Hand erſtochen. Nach wenigen Stunden verſchied er mit den Worten: „Sprecht! wird wol die Republik je wieder einen Bürger haben wie ich war?“ Sein Tod (93 v. Chr.) brachte den ſchon lange gährenden Bundesgenoſſenkrieg zum Ausbruch. 3) Nero Claudius, Sohn des Tiberius Nero u

Livia (in der Folge Gattin des Kaisers August), und Bruder des nachmal. sers Tiberius, wurde als Quästor, mit s. Bruder, 13 vor Chr., gegen die ätier gesandt, die er unterwarf. Dann dämpfte er in Gallien einen Auf- d, schlug die Deutschen, welche jenseits des Rheins wohnten, ging über n Fluß, besiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Friesen den nern zinsbar. Er war der erste römische Feldherr, der sich auf den nördlichen an wagte. Nach diesen Feldzügen wurde er 11 vor Chr. Prätor, kehrte aber n im Frühjahr nach Deutschland zurück, überwand mehre Völker bis an die We- und legte Festungen an. Deßhalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinen mphs (der Ovation) zugestanden und er zum Proconsul ernannt; auch legte das Heer den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch August nicht bestä- t. 9 v. Chr. ward er Consul, kehrte bald aufs neue nach Deutschland zurück, drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über diesen Fluß zu setzen. jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen sei, ließ er daselbst Sieges- en aufrichten. Auf s. Rückzuge starb er noch in dems. Jahre, und im 30. s. es. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yssel verbindet, war sein Werk, auch der Ort Drusenheim im Elaß, wo er einige Zeit sein Lager hatte, hat den men von ihm. Von s. Gemahlin Antonia hatte er drei Kinder, Livia, Germa- s und Claudius, welcher in der Folge Kaiser wurde. Rom verlor an Dru- einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältnissen gleich brauchbaren Mann, einen seiner redlichsten und edelsten Bürger. S. A. Benedict Wilhelm „Die züge des Nero Claudius Drusus in dem nördl. Deutschl." (Halle 1826, m. e. Ch.)

Dryaden, in der Mythologie der arkadischen Griechen, Waldnymphen, man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) en Wäldern machte. Nach Einigen sollen Dryaden überhaupt Waldnymphen, Hamadryaden aber solche sein, welche als Beschützerinnen besonderer Bäume ihnen lebten und stürben. (S. Hamadryaden.)

Dryden (John), einer der fruchtbarsten englischen Dichter, mehr wegen einen, gewandten und geschmackvollen Styls als wegen s. poetischen Kraft ge- ßt, ward das Muster vieler spätern englischen Dichter. Ein gesunder Verstand erte sich bei ihm in einer gebildeten Sprache, ohne Glanz und Fülle der Phan- . Vieles hatte er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er auf der ule zu Westminster trieb. D., geb. 1631 zu Auldwinkle, einem Fl. in Nord- ptonshire, besuchte die Westminsterschule und die Universität Cambridge. n erster Versuch „Heroic stanzas", zum Lobe Cromwell's, erschien 1658 des Protectors Tode. Die Wiederherstellung der Monarchie hatte auf ihn den Einfluß, den sie auf die Herzen der mehrsten Briten äußerte, denn er eb bald darauf: „Astraea redux, a poem on the happy restoration and re- of his sacred Majesty, King Charles II.". 1663 fing er an, des Erwerbs n, für die Bühne zu arbeiten. Sein erstes Stück, „The wild Galland" Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indessen nicht ab, noch Trauerspiele, Lustspiele, Tragikomödien und Opern zu liefern, die man aber die schlechtesten s. Werke hält, weil sie zu sehr in dem ungeläuterten Geschmack damaligen Publicums geschrieben sind. 1667 wurde s. „Annus mirabilis" uckt, ein historisches Gedicht, das nach D. Johnson's Urtheil zu seinen gefeil- n Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur ndung besaß. Um diese Zeit schrieb er die Biographien des Polybius, Lucian Plutarch, die den englischen Übersetz. dieser Schriftsteller vorgedruckt sind. 3 erhielt er den wenig einträglichen Posten eines Hofdichters. Um jene Zeit ien sein eleganter und lehrreicher Dialog: „Essay on dramatic poetry", der Versuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Die- wie überhaupt s. Abhandlungen und Vorreden in Prosa, sehr rein und geistvoll

geschrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der englischen Kritik erworben. E gewann ein so großes Ansehen, daß ihn die damaligen dramatischen Dichter für de Richter der Bühne erkannten, und sich von ihm die Prologen oder Epilogen ihre Stücke schreiben ließen. 1681 machte er seine merkwürdige Satyre: „Absalo and Ahitophel", bekannt. Sie ist gegen die Partei des Herzogs von Monmout gerichtet, und verspottet viele der angesehensten Personen damaliger Zeit unter e dichteten Namen. Nach Jakobs II. Thronbesteigung trat er zur katholischen Kirch über, wofür ihn der König zu seinem Historiographen ernannte. Aus Eifer fü seine neue Religion, und zu seiner Vertheidigung machte er jetzt s. verrufene Fa bel: „The hind and the panther", bekannt, worin er die römische Kirche, unte dem Bilde einer milchweißen Hirschkuh, ihre Gerechtsame gegen die protestantisch welche als ein Panther vorgestellt wird, vertheidigen läßt. Aber Jakobs II. Regie rung währte nicht lange, und unser Dichter verlor seine Stelle; worauf er zu Schriftstellerei, als einem bloßen Erwerbszweig, seine Zuflucht nehmen mußte. E arbeitete von nun an zuweilen etwas fabrikmäßig; indessen tragen alle seine späte Werke das Gepräge seines großen Talents an sich. 1693 erschien sein Persiu und Juvenal, 1697 sein Virgil, der zu den meisterhaftesten Übersetz. gehör die irgend eine neuere Nation aufweisen kann. Sein letztes Werk waren s. au Homer, Ovid, Boccaccio und Chaucer entlehnten „Fables ancient and moder translated into verses, with original poems". In dieser Sammlung ste seine gepriesene Ode: „Alexander's feast, or the power of music, in honour o St.-Cecilia's day", die von Händel 1725 vortrefflich componirt ist, und Pope' und Congreve's ähnliche Gedichte hinter sich zurückläßt. Ramler hat sie 177 übersetzt; auch hat man eine Nachbildung derselben von Kosegarten. Überhaup sind s. lyrischen und satyrischen Gedichte unstreitig die ausgezeichnetsten in der eng lischen Literatur dieser Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herze sang. Dryden lebte in Dürftigkeit, und starb 1701, und wurde in der Westmin sterabtei zwischen Chaucer und Cowley beigesetzt. Die neueste und vollständigst Ausgabe s. Schriften, nebst seinem Leben, ward von Walter Scott in 18 Bd (London 1808) geliefert.

Dschaggernath, Jaggernath, Inggernauth, eigentlich Dschagatnath d. i. der Herr der Welt, der berühmteste und heiligste Tempel in Hindostan, i Bezirke von Cuttack, auf der Küste von Orissa. Die Pagode liegt dicht an de Küste, unweit des Tschikasees, in einer öden, unfruchtbaren Sandgegend, un zeigt sich als eine formlose Steinmasse. Das Götzenbild ist ein geschnitzter Holz block, mit einem furchtbaren, schwarzbemalten Gesichte und weit aufgesperrtem blutrothen Maul. Es ist prächtig bekleidet, und die angeführte Benennung de selben, Dschagatnatha, einer der vielen Namen des Welterhalters Wischnu. (S Indische Mythologie.) An Festtagen wird der Thron des Bildes auf eine 60 Fuß hohen, auf Rädern sich bewegenden Thurm gestellt, begleitet von zwei an dern Götzenbildern, seinem weißen Bruder, Balaram, und seiner gelben Schw ster, Schubudra, die gleichfalls auf besondern Thürmen sitzen. An dem Haup thurm sind 6 lange Schiffstaue befestigt, woran das Volk ihn zieht. Die Prieste und ihre Gehülfen stehen um den Thron, auf dem Thurme, und wenden sich z weilen mit unzüchtigen Gesängen und Geberden an die Verehrer. Auch die Wänd des Tempels, wie die Seiten des Thurmwagens, sind mit den unzüchtigsten Sinn bildern in großer, dauerhafter Bildhauerarbeit bedeckt. Während der Thurm si vorwärts bewegt, werfen sich andächtige Schwärmer zu Boden, um sich von de Rädern zerquetschen zu lassen, und die Menge empfängt solche Handlungen mi lautem Beifallruf, als gottgefällige Opfer. Im Tempel wird eine Anzahl von fe len Weibern für die Pilger unterhalten, sowie mehre geweihte Stiere, welche g wöhnlich von den Pilgern mit Kräutern gefüttert werden. Ein Knochen des Krischn

im Tempel als kostbare Reliquie aufbewahrt, aber nur Wenigen gezeigt. ...lich, besonders an zwei Hochfesten, im März und Jul., strömen die Pilger in ...ofen Scharen zu der Pagode. Man rechnet deren mindestens 1,200,000 ...ich, von welchen, wie man behauptet, in der Regel 9 Zehntheile unterwegs ...) Mangel, Beschwerde oder Krankheit weggerafft werden; so viel ist wenig... gewiß, daß bis auf 12 Meilen in der Runde der Weg zum Heiligthum mit ...schengebeinen bestreut ist. Viele alte Leute unternehmen die Wallfahrt in der ...ht, auf dem heiligen Gebiete zu sterben. Nicht weit vom Tempel ist ein Platz, ...den Europäern Golgatha genannt, wohin man gewöhnlich die Leichname wirft, ...wo man immer Hunde und Geier sich nähren sieht. Die von den Pilgern be... ...m Abgaben werfen ein ansehnliches Einkommen ab, das, nach Abzug der Ko... zur Unterhaltung des Tempels, der Regierung zufällt. Als 1803 die Land... ...t von den Engländern den Mahratten entrissen ward, traten jene in alle Rechte ...frühern Besitzer, aber die Abgabe ward während der Verwaltung des Marquis ...Wellesley den Pilgern nie abgenommen; nach seiner Abreise aus Indien hin... ...n (1806) von der bengalischen Regierung eine Verordnung zur Verwaltung ...Pagode und Besteuerung der Pilger erlassen. Die Aufsicht über die Tempel ...die Priester ward 1809 dem Rajah von Kurdah übertragen, mit der Verpflich... ..., die alten Anordnungen zu handhaben. Eine Straße von Calcutta zu dem ...pel ward seit 1810 angelegt, wozu ein reicher Hindu, Rajah Sukmoy Roy, ...00 Pfd. St. beitrug, unter der Bedingung, daß sie seinen Namen führe.

Dschamy, Molla (Djamy), eigentlich Abdurrhaman ebn Achmed, be... ...nter persischer Dichter, geb. 1414, hatte jenen Beinamen von seiner Heimath ...ham, in der Provinz Khorasan. Er verdunkelte die größten Geister seiner Zeit. ...Sultan Abu Said rief ihn an seinen Hof nach Herat; aber Dschamy, ein ...änger der Lehre der Sophi, zog die Verzückungen eines Mystikers den Vergnü... ...gen des Hofes vor. Er setzte sich oft in die Halle der großen Moschee zu Herat, ...er sich freundlich mit Leuten aus dem Volke unterhielt, sie in den Lehren der Tu... ...) und des Glaubens unterrichtete, und sie immer durch seine milde Beredtsam... ...zu gewinnen wußte. Als er 1494 starb, war die ganze Stadt in Trauer. Der ...ltan ließ ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniß ausrichten, ...die Erde öffnete sich, sagten die persischen Dichter, wie eine Muschel, um diese ...häßbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller Per... ..., und hinterließ über 40 Werke, meist mystischen Inhalts. Sieben der an... ...ndsten Schriften vereinigte er u. d. T.: „Die sieben Sterne des Bärs". Dazu ...ren: „Jusuf und Zuleika", eines der unterhaltendsten Werke in der persischen ...ache, wovon Law in den „Asiatic miscellanies" Bruchstücke bekannt gemacht ...und die anmuthige Dichtung „Medschnun und Leila", die Hr. von Chezy ...ris 1805) franz. und Hartmann (Lpz. 1807, 2 Bde.) deutsch übersetzte. ...„Behariſtan", eine Darstellung der Sittenlehre in Prosa und Versen, wird ...Sadi's „Ghuliſtan" verglichen. Bruchstücke daraus ließen Jenisch (in der ...thologia persica") und Wilken (in der „Chrestomathia persica", Leipzig, ...5) abdrucken. Nach Göthe faßt er alle Bemühungen der frühern persischen ...ter zusammen. Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum.

Dschingis-Khan (auch Genghis-Khan). Dieser berühmte Eroberer ...der Sohn eines mongolischen Hordenanführers, mit Namen Yezonkai oder ...onkai, der zwar über 30 bis 40 Familien gebot, jedoch den Tatarkhans oder ..., die damals die östliche Tatarei und den ganzen nördlichen Theil von China ...richten, Tribut zahlte. Dschingis-Khan wurde geb. im J. 559 der Hegira, oder ...3 — 64 nach Chr. Geb., und erhielt den Namen Temudjyn. Die kriegeri... ...Talente des Jünglings waren von s. Lehrer, Karakhar, so gut ausgebildet ...den, daß er im 13. J. schon im Stande war, die Zügel der kleinen Herrschaft

zu ergreifen, welche ihm nach dem Tode des Vaters, durch das Recht der Erstge
burt, gebührten. Die Oberhäupter der Stämme und Familien, welche dem jun
gen Khan unterworfen waren, glaubten, es werde leicht sein, denselben zu verdrän
gen, oder sich seiner Herrschaft zu entziehen. Sogleich aber führte er in Perso
30,000 Mann gegen diese Aufrührer, und obgleich der Sieg in der ersten Schlach
unentschieden blieb, kehrte Temudjyn doch bald zurück, und errang im zweiten An
griffe einen vollständigen Sieg. Nach dem Treffen theilte er unter die Officier
und Soldaten Belohnungen aus, welche auch aus Gefangenen bestanden, die al
Sklaven behandelt wurden. Mehre durch Rang und Einfluß besonders Ausge
zeichnete aber wurden auf Befehl des Siegers in 70 Kessel mit siedendem Wasse
geworfen; ein würdiges Vorspiel der zahllosen Gräuelthaten, wodurch er Asie
bald in Schrecken setzen sollte. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte sic
nunmehr wider ihn. Er aber fand einen mächtigen Beschützer in dem Großkhan de
karaitischen Mongolen, Namens Oung, der ihm seine eigne Tochter zur Ehe gab. De
durch ward ein Krieg mit einem zurückgesetzten Nebenbuhler veranlaßt. Man tra
zusammen, und es sollte eine große Schlacht geliefert werden am Fuße der Altaig
birge, als der Schwiegervater, erschreckt durch die drohenden Gefahren, sich eilig
zurückzog. Termudjyn bemerkte jedoch in Zeiten den Abfall, und verschanzte sic
sogleich zwischen Onon und Tula, von wo aus er den karaitischen Truppen Hül
leisten konnte, welche der Rache der Feinde preisgegeben waren. Diese Handlun
des Edelmuths stellte den Frieden zwischen Schwiegervater und Eidam wieder he
der aber nicht von Dauer war. 1202 bekriegten sie einander förmlich, und Oung
Khan verlor in einer Schlacht mehr als 40,000 M., und auf der Flucht das Lebe
Der Sieger fand jedoch einen neuen, furchtbaren Gegner in der Person Tayank
des Oberhaupts der naimanschen Tataren. An den Ufern des Altai traf man zu
sammen, Tayank wurde schon im Anfange des Gefechts verwundet, und starb au
der Flucht, nachdem er alle seine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niede
hauen sehen. Dieses merkwürdige Gefecht sicherte dem Sieger die Oberherrscha
über einen großen Theil der Mongolei, und den Besitz der Hauptstadt Kara-K
rom. Im Frühling des folg. J. hielt er eine Art von Reichstag in Blonn Yon
douk, s. Geburtslande, wo sich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horde
einfanden; diese setzten ihm die Krone auf, und riefen ihn zum Khakan oder Gro
khan im Angesichte des Heeres aus. Zugleich prophezeite ihm ein frommer Kho
man, den die Mongolen sehr verehrten, daß er über die ganze Erde herrschen werd
und befahl ihm, sich fortan nicht mehr Temudjyn, sondern Dschingis-Khan
nennen. In derselben Versammlung machte Dschingis-Khan auch ein bürger
ches und militairisches Gesetzbuch bekannt, das noch jetzt in Asien unter den Nam
Yza Dschingis-Khany bekannt ist. Dieses Gesetzbuch ist auf den Monotheismu
gegründet, denn Dschingis bekännte sich zu keiner bestimmten Religion; er ach
ner auch nur den entferntesten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Ve
dienst, ohne Unterschied des Glaubens, waren an s. Hofe willkommen. Dschi
gis-Khan ließ auch viele oigurische, tibetanische, persische und arabische Bücher in
Mongolische übersetzen, ein Beispiel, welches von mehren Nachfolgern nachgeahm
wurde, und wodurch die Mongolen unter den gebildeten Nationen Asiens ein
nicht unbedeutenden Rang gewannen. Durch die Prophezeiung bei Dschingis
Khan's Krönung war der Geist der Truppen so angefeuert worden, daß er sie leic
zu neuen Kriegen führen konnte. Das schöne und große Land der Oiguren, i
Mittelpunkte der Tatarei, hatte längst seine Begierde gereizt. Dieses mehr dur
literarische Bildung als kriegerische Talente sich auszeichnende Volk war leicht unte
worfen, und Dschingis-Khan war nun Herr des größten Theiles der Tatarei. Ku
darauf ergaben sich seiner Herrschaft mehre tatarische Volksstämme, und 120
überstieg er die große Mauer, und sandte Truppen nach Leatong und Petsche

Eroberung von China beschäftigte die Mongolen über drei Jahre lang; die
uptstadt, damals Yen-king, jetzt Peking genannt, wurde 1215 mit Sturm ge-
men und geplündert. Der Brand dauerte einen Monat. Die Ermordung
Gesandten, die Dschingis-Khan an den König von Kharizme gesandt hatte,
nlaßte 1218 den Angriff auf Turkestan, mit einem Heere von 700,000 M.
erste Zusammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentschieden.
ingis-Khan's Söhne zeigten sich durch Unerschrockenheit des Vaters würdig.
Kharizmer verloren 160,000 M. 1219 drangen die Mongolen immer wei-
Den meisten Widerstand leisteten die beiden großen Städte Bokhara und Sa-
kand. Sie wurden erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200,000
schen kamen dabei um. Zu bedauern ist hier die Zerstörung der köstlichen Bi-
heken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Asien durch ihre gelehrten
alten berühmt war. Sieben Jahre hinter einander war Dschingis-Khan nur
Morden, Plündern, Unterjochen beschäftigt, und dehnte seine Herrschaft bis
ie Ufer des Borysthenes aus, wo auch der Großherzog von Kiew und der Her-
von Tchernikoff gefangen wurden. In China hatte er einstmals alle Landbe-
ner wollen umbringen lassen, um die bestellten Fluren in Viehweiden zu ver-
dein, und weniger Menschen ernähren zu müssen, die nicht zum Kriege taug-
Allein einer seiner Räthe, Tletchusay, widersetzte sich muthig dieser Maßregel.
es bestimmte den Eroberer, einige Zeit nach Kara Korom, seiner Hauptstadt,
ckzukehren. Hier kam ihm seine Familie bis an die Ufer des Flusses Tula ent-
n, und empfing ihn mit ausgezeichneten Freudensbezeigungen. Er zeigte sich
t ohne Gefühl dafür. Von seinen zahlreichen Enkeln ließ er zwei nach einem
ihm selbst entworfenen Plane erziehen. 1225, wo er bereits älter als 60 Jahre
zog er noch in Person, an der Spitze aller s. Heere, gegen den König von
gut, der zwei Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte, und
icht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die Wüste von Kobi im
ter, und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo sich ihnen ein Heer
500,000 M. entgegenwarf. Auf einem von dem Karamoran gebildeten ge-
nen See lieferte Dschingis Khan dem Feinde eine große Schlacht, worin dieser
lich geschlagen wurde und über 300,000 M. verlor. Einige Zeit verweilte der
ger in den neueroberten Provinzen, von wo aus er zwei seiner Söhne abschickte,
die Eroberung des nördlichen China zu vollenden. Indessen wurde die Bela-
ng der Hauptstadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgesetzt.
Stadt erlag endlich, und hatte mit andern gleiches Schicksal. Alles wurde
Feuer und Schwert verheert. Allein die Gründung einer mongolischen Dy-
e in China war dem Enkel Dschingis-Khan's erst aufbehalten. Bei diesem
rnehmen fühlte Dschingis-Khan die Annäherung seines Todes. Er berief
Kinder zusammen, empfahl ihnen Eintracht, und gab ihnen die weisesten
schläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ, und
in Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge ausmachten. Er starb,
eben von den Seinigen, im Schoße des Sieges, den 24. Aug. 1227 im 66.
Alters, und dem 52. s. Regierung. Das Dasein dieses Eroberers hatte dem
schengeschlechte wenigstens 5 bis 6 Mill. Individuen jedes Alters und Ge-
chts gekostet. Dabei hatte er eine ungeheuere Menge von Denkmalen der
st, kostbaren Handschriften, die sich in den Städten Balk, Bokhara, Samar-
, Peking und andern befanden, vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu
gut, nicht weit von dem Orte, wo er gestorben war, unter einem Baum be-
en, der sich durch seine ungeheuern Äste auszeichnete. Er hatte sich diesen Ort
zum Begräbnißplatze gewählt. Ehe er starb, theilte er seine Staaten unter die
inzen, die er von der ersten seiner vier rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer

Theil s. Staaten ging aber auf Kublai über, den man als den Stifter der mongolischen Dynastie in China zu betrachten pflegt.

Dualismus, Dualist. 1) Die philosophische Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als ursprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, z. B. des Idealen und Realen (oder des Wissens und Seins), oder der materiellen und der denkenden Substanz, gründet und zurückführt, heißt **Dualismus**. Er kann dogmatisch, kritisch oder skeptisch sein. Im engern Sinne beschränkt man den Dualismus a) auf die Annahme zweier Grundwesen eines bösen und guten, wie in den oriental. Religionen, b) auf die Annahme zweier verschiedenen Principien im Menschen, nämlich eines geistigen und eines körperlichen Princips; dieses ist der (metaphysisch-) psychologische Dualismus. Wer dieser Ansicht zugethan ist, heißt **Dualist**. Wer aber blos die Verschiedenheit und den Gegensatz beider Principien (auch selbst Dualismus genannt) nur annimmt, insofern er dem Bewußtsein erscheint, heißt empirischer, wer diesem Gegensatz objective Wahrheit beilegt, transscendentaler Dualist. Dem Dualismus steht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus ist. 2) In der Theologie heißt **Dualismus** die Lehre Derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen Übrigen aber die ewige Verdammniß zusprechen.

Dublin, Hauptst. des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bai, vom Liffey in zwei Theile getrennt, welche sieben Brücken verbinden, worunter die Carlile- die Königin- und die Carlilebrücke die vorzüglichsten sind, hat 15,600 H. und gegen 190,000 E. Eine schöne Allee (Circular Road) umgibt die fast ganz neu gebaute Stadt. D. hat großentheils breite, regelmäßige, vortrefflich gepflasterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe, zierlich gebaute Häuser und schöne Plätze. Unter den letztern zeichnet sich Stephans-Grün (St.-Stephens-Green) aus, ein viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der Statue Georgs II. geziert ist. Nur die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, hat hüttenähnliche Häuser und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die schönsten Gebäude sind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Palast des Herzogs von Leinster; das Dreifaltigkeitscollegium, das einzige Collegium der dasigen Universität, ein schönes Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen, und eine Bibliothek, Museum, anatomisches Theater ꝛc. sich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes, mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus, die prächtige Börse und die von Quadersteinen erbauten großen Casernen, welche 6000 M. fassen können. Außer der Universität hat D. eine Akademie der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaus, eine Malerakademie u. a. wissenschaftl. Anstalten. Zahlreich sind die milden Stiftungen. Unter den Manufacturen treiben wenige ihr Geschäft ins Große. Die vornehmsten sind in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Branntwein- (Whiskey-) Brennereien. Ausgebreiteter ist der Handel, indem Dublin der Mittelpunkt des irländischen Handels ist. Der Hafen wird durch einen mit großen Kosten aus Granitsteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über eine engl. Meile in die See hinausläuft, gebildet. Am Ende dieses Steindammes befindet sich ein Leuchtthurm. Auch fängt bei Dublin der große Canal an, ein Werk von ungeheurer Ausdehnung, der durch die Provinz Leinster geführt ist, und sich mit dem Shannon vereinigt. Der Phönixpark bei der Stadt ist eine Anlage von großem Umfange.

Dubois (Guillaume), Cardinal, erster und unumschränkt herrschender Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, war der S. eines Apothekers, geb. 1656 in einem kleinen Städtchen der Provinz Limousin. Schon als Knabe kam er nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St.-Michel seine

te, die Stelle eines Hauslehrers. Er wurde mit dem Unterhofmeister des Her- s v. Chartres, dem Herrn v. St.-Laurent, bekannt, der sich, als er schwach zu den anfing, von Dubois unterstützen ließ. D. wußte sich bald die ganze Zuneigung es Zöglings zu erwerben, und wurde nach St.-Laurent's Tode an dessen Stelle ählt. Von nun an spielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines legenheitsmachers für die Ausschweifungen des jungen Herzogs. Ludwig XIV. ischte diesen s. Neffen mit s. legitimirten Tochter, dem Frl. de Blois, zu ver- glen. Monsieur, Ludwigs Bruder, war nicht abgeneigt, aber dessen Gemah- zu stolz für diese Ehe. Dubois sollte sie und den jungen Prinzen dafür gewin- . Es gelang seiner Schlauheit, und sein Lohn war die Abtei St.-Just in der ardie. Ludwig, der seine Talente kennen gelernt hatte, erlaubte ihm, sich nach don zum franz. Gesandten zu begeben. Hier wußte sich der Chevalier Dubo's ch Saint-Evremont einige wichtige Bekanntschaften zu verschaffen. Besonders oß er sich an den Lord Stanhope an, dessen Freundschaft die Quelle seines fernern icks wurde. D. kehrte nach Frankreich zurück, und wurde bald, unter dem heidenen Titel eines Secretairs, der geheime Rath des Herzogs von Orleans Vorsteher des herzogl. Hauses. Er kämpfte hier glücklich mit vielen Hinder- en und Feinden. 1715 übernahm der Herzog die Regentschaft und jetzt wagte ebenso ehrsüchtige als schlaue D. die ausschweifendsten Hoffnungen zu nähren. er Gegenwirkungen der einflußreichsten Personen ungeachtet, erhielt er vom Her- e die Ernennung zum Staatsrathe. Da die Ränke des spanischen Hofes, den nals der Cardinal Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten, und dieser auf chtige Verbündete bedacht war, richtete D. s. Blicke auf England, und erbot sich geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm s. Bekanntschaft mit Lord Stan- e. Er wußte Georgs I. Abneigung gegen die Person des Regenten zu überwin- , und brachte die dreifache Allianz von 1718, zwischen Frankreich, England und land, zu Stande. Man hat behauptet, D. habe sich an England verkauft; ist aber unerwiesen. Er mußte sogar selbst erkaufen, um zum Ziele zu kommen. s Lohn erhielt D. die Stelle eines Ministers der auswärt. Angelegenh. Nun bte er auch nach den höchsten Würden der Kirche. Das Erzbisthum von Cam- y wurde erledigt, und Dubois wagte es, den Regenten darum zu bitten, obgleich noch nicht einmal Priester war. Der Regent erstaunte über diese Kühnheit; in als der König von England sich selbst für D. verwandte, erhielt dieser an m Morgen alle Weihen der Kirche und nach wenigen Tagen das Erzstift. Auch Cardinalshut wußte er durch die schlauesten Mittel zu erlangen, und ließ sich 1722 zum Premierminister erklären. Seine Macht hatte keine Grenzen mehr; r grenzenlose Ausschweifungen brachten ihn früh an den Rand des Grabes. Er nte kaum noch gehen und in den Wagen steigen, und doch setzte er sich einst, um militairischen Ehrenbezeugung zu genießen, bei einer Musterung zu Pferde; in zog sich einen innern Schaden zu, woran er den 10. Aug. 1723 starb. r Herzog von St.-Simon hat folgendes treue Bild von ihm entworfen: Dubois t ein kleiner, magerer, schmaler Mann mit einer Luchsmiene. Alle Laster: ulosigkeit, Geiz, Wollust, Ehrsucht, die niedrigste Schmeichelei, stritten sich ihm um die Oberherrschaft. Er log so, daß er selbst noch leugnete, wenn man auf der That ertappt hatte. Trotz eines erkünstelten Stotterns, woran er sich öhnt hatte, um Zeit zu haben, Andre zu durchschauen, würde s. belehrende, ge- mückte, angenehme Unterhaltung ihn sehr beliebt gemacht haben, wenn nicht ein unst von Falschheit s. Heiterkeit das Erfreuende benommen hätte. Übrigens ar- tete er, s. großen Hanges zu Ausschweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein rmögen war ungeheuer, und s. Einkünfte beliefen sich in die Millionen. Sein denken war verhaßt und verspottet. Seine Grabschrift selbst ist eine Satyre

denn nach Aufzählung aller Ämter und Würden, heißt es: **Solidiora et stabilior bona, viator, mortuo precare!**

Dubos, Du Bos (Jean Baptiſte), einer der erſten franz. Äſthetiker, wel cher die Theorie der Künſte auf einen allgemeinen Grundſatz zu bauen verſuchte un die Kunſttheorie durch ſ. Vergleichung der Poeſie, der Malerei, und Muſik („Ré flexions sur la poésie, la peinture et la musique", Paris 1719, 6. A. 175 in 3 Bdn., überſ. von Funk 1759 und mehrmals; der 3., welcher eine Abſchwei fung über die theatraliſchen Vorſtellungen der Alten enthält, von Leſſing überſ. i ſ. „Theatr. Bibliothek", 3. St.) bereicherte. Als Grundlage ſ. Theorie ſtellt das Bedürfniß auf, welches jeder Menſch fühlt, ſ. Gemüthskräfte zu beſchäftige und ſ. Empfindungen in Wirkſamkeit zu ſetzen. Geb. zu Beauvais 1670, ſtudir er daſelbſt und zu Paris, wurde 1695 in dem Bureau der auswärt. Angeleg. unte dem Miniſter Torcy angeſtellt, welcher ihm die Beſorgung wichtiger Geſchäfte i Deutſchland, Italien, England und Holland übertrug. Auf dieſen Reiſen ſam melte er ſ. Erfahrungen über die Künſte, welche er in jenem Werke aufſtellte. Na ſ. Zurückkunft erhielt er ein Kanonikat, eine Penſion und 1722 die Stelle eines b ſtänd. Secretairs der franz. Akademie. Als Geſchichtſchreiber hat er ſich durch „Histoire de la ligue de Cambrai" (Paris 1721, 2 Bde., 12.) und ſ. „Hi toire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules (Amſterd. 1743, 2 Bde., 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unt die Schriftſteller, welche das Jahrh. Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Er ſta zu Paris 1742.

Ducange, ſ. Dufresne.

Ducaten, ſ. Dukaten.

Ducaton, 1) eine holländ. Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefäl 6 Thlr., und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; die erſte iſt eine N tionalmünze, die nur im Lande circulirt, die Silberducatons aber werden vorzü lich im Handel mit Oſtindien gebraucht; 2) eine franz. Silbermünze (einen halb Dukaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), ſo viel als ein Laubthaler; 3) eine mailä diſche Münze von ungefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne oder Du Chesne (André), latein. **Chesnius**, **Duchenius Quercetanus**, Geſchichtsforſcher und Sammler, welchen man den Vater der Ge ſchichte Frankreichs genannt hat. Geb. 1584 zu Isle Bouchard in Touraine, ſtu dirte er zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen und Hiſtoriograph ernannt, und ſtarb 1640. Wichtig ſind: ſeine Sammlung franz. Geſchichtſchrei ber („**Historiae Francorum scriptores**", 3 Bde., denen ſ. Sohn, François Du chesne, den 4. und 5. aus ſ. Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortſetzung d franz. Regierungen in den neuern Zeiten mehrmals aufgefodert haben; ſ. „Scrip tores rerum Normannicorum ab a. 838 — 1220", und ſ. genealogiſchen Werk durch welche er die Geſchichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl ſ. Schriften i überhaupt ſehr groß; einige gab ſein Sohn nach ſ. Tode heraus. Mehr als hun dert Folianten ſoll er noch in Handſchrift hinterlaſſen haben.

Duchesnois (eigentlich Joſephine Raſin), geb. 1785 zu St.-Sauli bei Valenciennes, in unſerer Zeit die erſte tragiſche Schauſpielerin der Franzoſen Sie verrieth von ihrer Kindheit an einen entſchiedenen Beruf zur Schauſpielkunſ In Valenciennes betrat ſie 1797 zuerſt mit Beifall die Bühne. Mit ihren Le ſtungen aber ſelbſt nicht zufrieden, widmete ſie 5 Jahre der ernſten Ausbildung ihr Anlagen, und ließ ſich dabei von dem Dichter Legouvé (ſ. d.) leiten. Dieſe un zünftige Bildung aber machte der unbekannten Fremden die Fürſten der Bühne al genelgt. Erſt 1802 erhielt ſie, auf Napoleons Befehl, Zutritt auf dem Théâtr français, und gewann gleich bei ihrer erſten Erſcheinung in der Rolle der Phädr allgemeinen Beifall. Was ihren Zügen an Regelmäßigkeit abgeht, erſetzen ei

r Wuchs, eine reine, anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, s Gefühl für Poesie, und besonders die Wärme ihres Vortrags. Ebenso sehr zückte sie als Hermione, Semiramis, Dido und in der Rolle der Roxane ward bekränzt. Nach diesen glänzenden Erfolgen zog sie sich auf einige Monate zu-, um einer neuen Schauspielerin, der reizenden Georges (s. Pariser Thea-), freies Feld zu lassen. 1803 trat sie wieder als Amenaïde auf; vielleicht würde ich noch länger zurückgesetzt gesehen haben, wenn nicht die Kaiserin Josephine die nliche Anstellung der Künstlerin 1804 veranlaßt hätte. Es entstand nun ein iger Kampf zwischen den Anhängern der beiden Nebenbuhlerinnen. Besonders Geoffroy (s. d.) einer ihrer heftigsten Gegner. Aber bald läuterte sich, trotz Parteigeschreis, die öffentliche Meinung. Ward ihrer jüngern Nebenbuhlerin ollen, die Kraft und Tiefe fodern, der Preis zuerkannt, so behauptete doch die re Künstlerin in gefühlvollen den Vorzug. Seit 1808 wurde sie durch Kränk-keit oft lange Zeit von der Bühne entfernt, ist aber 1822 von neuem aufge-n.

Duchoborzy, s. Griechische Kirche.

Ducis (Jean François), dramatischer Dichter, bekannt durch s. Bearbei-gen mehrer Stücke von Shakspeare, geb. um 1732 zu Versailles, trat spät als riftsteller für die Bühne auf. Sein erstes Stück „Amelise", machte so wenig ck als viele folgende. Desto mehr Aufmerksamkeit erweckte sein „Hamlet", erste Shakspeare'sche Stück, welches auf die franz. Bühne kam. Diese Nach-ung aber sowol als die nächstfolgende: „Romeo und Julie", und die spätern, den dem franz. Volksgeschmack so ganz angepaßt, und der Gang der Handlung einigen so ganz verändert, daß zuweilen nur der Titel an das Urbild erinnert; in eben deßwegen fanden diese Bearbeitungen in Frankreich desto größern Beifall. äter versuchte er in s. „Ödipus bei Admet" die Griechen nachzuahmen, kehrte aber d zu Shakspeare zurück, und bearbeitete nach und nach „Lear", „Macbeth", thello" und andre Stücke. Unter s. eignen Arbeiten zeichnet sich „Abufar oder arabische Familie" aus. Sein Styl ist zuweilen hart, aber edel und voll tra-cher Würde. 1778 ward er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann rd er als Secretair bei Ludwig XVIII. angestellt. Er blieb diesem unter allen rhältnissen treu, und lehnte unter Napoleon die 40,000 Fr. jährl. eintragende elle eines franz. Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, zu einer Zeit, wo ast darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. versüßte sein Alter. Höchst zückt war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige s. Verse recitirte. ch bin glücklicher", sagte er, „als Boileau und Racine; sie recitirten ihre Verse wig XIV., mir recitirt der König die meinigen". Er starb den 31. März 1816 Versailles. S. „Oeuvres" erschienen 1819 zu Paris in 3 Bdn. Campenon 1824 zu Paris „Lettres sur la vie, le caract. et les écrits de J. F. Ducis" aus. D. vereinigte das Schreckliche von Dante und Shakspeare mit dem Lieb-n von Horaz und Geßner. In s. Wesen war er einfach, gutmüthig, kindlich, Lamm; aber ein Löwe, wenn man ihm etwas zumuthete, was gegen s. Recht-keit war.

Duclos (Charles Pineau), bekannt als Romandichter, Charakterisiker, emoirenschreiber und Grammatiker, geb. 1705 zu Dinant, erhielt zu Paris e gute Erziehung, machte frühzeitig s. Kenntnisse geltend, wurde 1739 Mitglied Akademie der Inschriften, 1748 Mitglied und bald darauf beständ. Secretair franz. Akademie. Obgleich er sich in Paris niedergelassen hatte, so wählte ihn h s. Vaterstadt 1744 zu ihrem Maire. Als die Stände von Bretagne, zur Be-nung ihres Eifers für das Wohl des Königreichs, Diejenigen aus ihrer Mitte nen sollten, die sich der königl. Gnade am würdigsten gemacht hätten, wurde D. stimmig unter diese Zahl gerechnet, und in den Adelstand erhoben. Nicht lange

vor ſ. Tode ward er an Voltaire's Stelle zum Hiſtoriographen von Frankreich ernannt. Er ſtarb zu Paris 1772. Zu ſ. beſten Romanen gehören die „Confessions du Comte de B **“ (1741, 12.), und zu den beſten Memoiren ſ. „Mémoires sur les moeurs du XVIIIme siècle“ (1751, 12); beide reich an feinen und treffenden Bemerkungen, beſonders über das weibliche Geſchlecht und über die Liebe. S. „Considérations sur les moeurs de ce siècle“ (1749, 12.) in Bruyère's Manier, ſind voll geiſtreicher, treffender Charakterzeichnungen und tiefer Menſchenkenntniß. S. „Histoire de Louis XI.“ wird geſchätzt, doch erkennt man darin den Romanenſchreiber. Größern hiſtoriſchen Werth haben ſ. „Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et XV.“ Dieſe arbeitete Durlos als Historiographe de France aus. Sie erſchienen erſt 1791 (2 Bde., verdeutſcht von L. F. Huber, Berlin 1791). Endlich hat er ſich auch in ſ. „Remarques sur la grammaire générale de Portroyal“ (1764, 12.) als Sprachforſcher ausgezeichnet. Desſeſſart gab die „Oeuvres complètes de Duclos“ (Paris 1809, 10 Bde.) heraus. Der letzte Bd. enthält ein Bruchſtück einer Selbſtbiographie. In den anziehenden „Mémoires de Madame d'Epinay“ (1818) lernt man Duclos's Charakter von einer nicht günſtigen Seite kennen.

Du-Deffand (Marie de Vichy Gamrond, Marquiſe), geb. 169 aus einer edlen Familie in Bourgogne, und erzogen in einem Kloſter zu Paris entwickelte ſchon in zarter Jugend liebenswürdige und glänzende Eigenſchaften. Ihr Ältern verheiratheten ſie 1718 an den Marquis Du-Deffand; als aber der Te ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Livres verſchaffte, ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden. Man beſchuldigte ſie, eine Zeit lang der Gegenſtand der Leidenſchaft des Regenten, Herzogs von Orleans, geweſen zu ſein. An dem glänzende Hofe der geiſtreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam ſie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiſelle Delaunay, i nahe Berührung. Doch mehr noch von den Reizen der Hauptſtadt angezogen, ſuch ſie hier den Umgang der größten und ausgezeichnetſten Schriftſteller des In- u Auslandes, die ſie in ihrem Hauſe verſammelte. Diderot, Madame Duchatel die Herzogin von Boufflers, Henault (mit dem ſie bis an ſ. Tod, 1770, in enge Verhältniß lebte), die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog v Choiſeul, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und A. m. bildeten d Cirkel, in deſſen Mitte die Marquiſe Du-Deffand durch Anmuth und Verſtan entzückte. Sie ward blind, aber dies Unglück zerſtörte den Liebreiz ihrer ſchön Züge nicht; der Kreis ihrer Freunde erweiterte ſich und ſie war ſchon alt, als m ſie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Es kann nichts Reizenderes geben a ihre Briefe an Horace Walpole, die Ergüſſe ihrer ſtillleidenden Seele gegen die gle gefeierte Lespinaſſe und gegen d'Alembert. Mit der Lespinaſſe ſchloß ſie einen ſch nen Bund der Freundſchaft; ſie machte ihr den Antrag, obwol ſie an Jahren i ſehr ungleich war, als Geſellſchafterin bei ihr zu leben; allein nach zehnjährige Zuſammenſein (1764) trennten ſie ſich aus einer Art geiſtiger Eiferſucht. Un den anziehendſten Verhältniſſen, in ſteter Verbindung mit den merkwürdigſten Me ſchen ihrer Zeit, und in ununterbrochenem Briefwechſel mit den Entfernten, v floſſen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 50 J., bis im 84. ihres Lebens ſanfter Tod ſie der Erde entrückte (1780). Sie würde noch glücklicher geweſen ſe wenn ſie religiöſer Gefühle fähig geweſen wäre. Ihre Briefe, Gedichte, E gramme und a. Kleinigkeiten ſind in verſchied. Ausg. geſammelt. Ihre Briefe Horace Walpole erſchienen 1812 in 4 Bdn. zu Paris.

Dudley, ſ. Leiceſter (Graf).

Duell, ſ. Zweikampf.

Duett, ein Tonſtück (eigentlich ein kleines), welches zwei verſchiede Hauptſtimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder eine, ja ſelbſt mehre beg

Baß- und Mittelstimmen haben. Im erstern Falle ist zugleich der Satz ein
mmiger Satz. Ist das Tonstück ein Instrumentalstück, so nennt man das-
nsbesondere ein Duo, es mag ein oder mehre Stimmen zur Begleitung ha-
ber nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. s. w.
nstück mit zwei Hauptpartien. Das Duet ist concertirend, wenn der Haupt-
in den Stimmen abwechselt, sodaß die Melodie bald in die höhere, bald in die
Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und
ndere des zweistimmigen Satzes, sowie der Regeln des doppelten Contra-
s um so unentbehrlicher ist, da bei zwei Stimmen jede falsche Gegeneinander-
der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieselbe durch den Zutritt meh-
immen gedeckt werden kann. Der Vortrag eines Duetts ist nicht minder
ig, und setzt voraus, daß sich die Sänger in ihren Manieren genau kennen,
genseitig nach einander richten, damit die vollkommenste Einheit harmonisch
ilicht werde.

Dufresne oder **Du Fresne** (Charles), Herr von Cange, daher oft
ange genannt, ein Literator, der sich um die Geschichte des Mittelalters,
ntlich s. Vaterlandes, sowie um die byzantinische Geschichte, sehr verdient ge-
hat. Geb. 1610 auf einem Landgute bei Amiens, aus vornehmer Familie,
te er in dem Jesuitercollegium daselbst, nachmals zu Orleans und zu Paris.
letztern Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeister
niens, von wo ihn eine Pest 1668 nach Paris vertrieb. Hier widmete er sich
der Literatur und gab s. großen Werke, namentlich s. Glossarien für die mittlere
neuere Gräcität und Latinität, s. „Historia byzantina" (1980, Paris, Fol.),
nnalen des Zonaras, s. Numismatik des Mittelalters und andre bedeutende
ke heraus. Er starb 1688.

Dufresny (Charles Rivière), gab zu Paris 1648, Großenkel der unter
Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Hein-
IV. auf sich gezogen hatte, wußte sich, unter ungünstigen Umständen s. Weg
bnen. Musik und Zeichenkunst, Architektur und Gartenkunst, besonders
Poesie waren seine Lieblingsunterhaltungen; in allen diesen Künsten war er,
gerade eine gebildete Erziehung erhalten zu haben, und ohne besondern Fleiß,
als mittelmäßig. Sein Familienverhältniß brachte ihn an den Hof Lud-
XIV.; s. Gewandtheit verdankte er die Anstellung als königl. Kammerdiener,
späterhin die Stelle als Aufseher der königl. Gärten, und das Privilegium einer
Spiegelmanufactur. Aber der lockere und verschwenderische D. trat Beides für
mittelmäßige Summe an einen Andern ab, und verkaufte in der Folge auch
sinniger Weise eine von Ludwig XIV. ihm ausgesetzte Leibrente von 3000
s. Bald darauf verkaufte er, um dem Hofzwange zu entgehen, auch s. Kam-
dienerstelle, und zog nach Paris, wo er im Verein mit Regnard für das Thea-
rbeitete. Man kann ihm große Menschen- und Sittenkenntniß, Feinheit und
and nicht absprechen; nur erreichte er nicht die Lebendigkeit des Vortrags und
Stärke im Komischen, wie Andre seiner Zeit; die Entwickelungen s. Stücke sind
ähnlich schwach. Doch gehören s. Lustspiele zu den vorzüglichen Conversations-
en der Franzosen, und zeichnen sich durch die Kunst aus, das Lächerliche der
raktere, auch wo es im Leben nicht auffällt, hervorzuheben. 1710 erhielt D.,
h eine neue Gnade des Königs, das Privilegium über den „Mercure galant",
hes er 1713 gegen eine Leibrente wieder abtrat. Seine Werke sind in 6 Bdn. zu
is (1731 und 1747 in 4 Thln.) erschienen, und gewähren eine aufheiternde Lec-
. D. hatte ein ausgezeichnetes Glück in allen Verlegenheiten. Als er zuletzt ohne
lfsmittel war, überreichte er dem Regenten eine Bittschrift, und dieser ließ ihm
0,000 Livres zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, bekannt unter
n Namen: „das Haus des Plinius". Er starb zu Paris 1724.

Duguay-Trouin (René), einer der berühmtesten Seemänner s. Zeit alters, geb. 1675 zu St.-Malo, Sohn eines reichen Kaufmanns und geschickten Seemanns, machte auf einem Fahrzeuge von 18 Kanonen, das s. Familie in den Kriege gegen England und Holland ausrüstete, 1689 s. ersten Seezug. Sein Muth bewog s. Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von 14 Kan. anzuvertrauen. A die Küsten von Irland verschlagen, benutzte er diesen Zufall, nahm ein Schloß ei und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, 2 Schiffe Einst ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Lieb einer Engländerin; sie verschaffte ihm die Freiheit. Nun machte er abermals eine Kreuzzug nach den englischen Küsten, und nahm 2 Kriegsschiffe. Jetzt, in s. 21 J., erregte er die Aufmerksamkeit der Regierung. Ludwig XIV. sandte ihm eine Degen. Er nahm fortwährend englische und holländische Schiffe an den irländ schen und spanischen Küsten; 1696 eroberte er einen großen Theil der unter Wal senaer ausgelaufenen holländ. Flotte. 1697 kam er als Capitain in die königl Marine. Im spanischen Kriege zeichnete er sich so aus, daß ihn der König in de Adelstand erhob; denn er habe (so hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahr schiffe und 20 Kriegsschiffe erobert. Durch die Wegnahme von Rio-de-Janeir 1711, brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Unter Ludwig XV. leistete s. Vaterlande wichtige Dienste in der Levante und im mittelländischen Meere. E starb zu Paris, 1736. S. Memoiren erschienen daselbst 1740 in 4 Bdn. Th mas schrieb s. Eloge.

Dujardin (Karl), Maler, geb. 1640 zu Amsterdam, ein Schüler v Berghem, war unübertrefflich in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden Früh ging er nach Italien, und ward Mitglied der Schilder Bande zu Rom, welcher er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Arbeiten fanden großen Beifal Auf der Rückreise in sein Vaterland machte er zu Lyon bedeutende Schulden, den er sich dadurch entzog, daß er seine reiche, aber schon bejahrte Wirthin heirathet Er ging mit ihr nach Amsterdam, wo ihm s. Gemälde sehr theuer bezahlt wurde Dennoch verließ er, wahrscheinlich aus Abneigung gegen s. Frau, auch diese Stad heimlich wieder, und ging nach Rom, wo er s. alten Freunde und Bewunder fand, und mit großem Aufwand lebte. Von da ging er nach Venedig, und sta hier 1678, in der Blüthe des Lebens. Seine Landschaften haben Geist, Harmonie, Figuren Charakter und sein Colorit den kräftigen Ton s. Lehrers. Seine Stüc sind selten, und werden theuer bezahlt. Auch gibt es von ihm eine Sammlun von etwa 52 Bl., die er mit ebenso viel Geist als Leichtigkeit geätzt hat.

Duisburg, ¼ Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein, im ehema Herzogthum Kleve, nachher zum Großherzogthum Berg, jetzt zu der preuß. Pr vinz Kleve-Berg gehörig (mit 676 H. und 4600 E.), trieb vor dem Eintritte d neuern Handelssperren Zwischenhandel mit Colonialwaaren, und zählte gegen 3 ansehnliche Großhandlungshäuser. Auch die Spedition zwischen Frankreich un Holland war beträchtlich, und Duisburg hielt damals 4 Beurt- oder Wechselschiff die wöchentlich nach Holland abgingen oder von dort ankamen. Außerdem hat d Stadt Tuch-, Seiden-, Tabacks- und a. Fabriken. Die Universität ist aufg hoben. Das Gymnasium ist blühend. In dem benachbarten duisburger Wal gibt es an 500 wilde Pferde, welche, zugeritten, sehr geschätzt werden; auch lieg in der Nähe zwei Eisenschmelzhütten.

Dukaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutschland eine Gol münze, welche zu 2¼ Thaler im Conventionsgelde ausgemünzt wird. In Italie und Spanien gibt es silberne Dukaten an Werth von 1 Thlr. 1 bis 10 Gr. I der Schweiz werden die Dukaten Schildfranken genannt. Die holländischen Du katen, die in großer Menge ausgeprägt werden, sind die üblichsten im Handel u fast in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden, besonders in Rußlan

:en sonst alle Waaren- und Geldgeschäfte in holländ. Dukaten abgeschlossen zu
:n. Die Ausfuhr von holländ. Dukaten ist daher für Holland ein wichtiger
)elszweig. Ursprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennati-
Duca (Fürsten) im 6. Jahrh. ab, auch schreibt man die ersten dem heil. Ro-
I. von Apulien zu, der 1140 Goldmünzen mit dem Bilde Christi und der In-
t: Sit tibi Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus prägen ließ.
n Typus nahmen 1280 die Venetianer an; im Handel gaben sie ein bequemes
gleichungsmittel, daher auch Genua sie nachahmte, und so kamen sie in allge-
en Umlauf. Auch in Ungarn wurde dieser Münzfuß eingeführt, und lange
hießen daher in Italien, wo damals der Welthandel seinen Markt aufgeschla-
hatte, alle ausländische Goldmünzen ohne Unterschied ongri. Sie waren für
Geschäfte der beliebteste Zahlwerth. In Deutschland wurden sie später erst
mein. Zwar gab die goldene Bulle Karls IV. jedem Reichsstande das Recht,
dmünzen mit beliebigen Zeichen zu prägen, doch waren dies nur Goldguiden,
deutsche Ersatz für die so beliebten Florenen. Eigne Verordnungen, um die
te des 16. Jahrh. gestanden das Recht, Dukaten zu prägen, den Reichsstän-
zu, welche eigne Goldminen hatten. Von der Zeit war es ein Ehrenpunkt,
fast Jeder hat in der Folge welche mit seinem eignen Wappen gegeben. Nach
frühsten Festsetzung von 1559 sollte das Gold 23 Karat 8 Grän fein sein und
Stück auf die rauhe kölnische Mark gehen; später hat sich aber ihr Werth sehr
ndert. Am verbreitetsten sind die holländischen mit dem bekannten Typus des
n Gewappneten, der nur kurze Zeit dem Bilde des K. Ludwig von Holland hatte
chen müssen. Sie galten beinahe als Waare, wurden aber sehr häufig von
lschmünzern nachgemacht, am täuschendsten an Gewicht und Klang, in Blei in
aubündten. Köhler, der Verf. der „Münzbelustigungen", hatte sich eine vor-
lich reiche Dukatensammlung erworben, die er belehrend beschrieben hat. Durch
e lange Reihe von falschen, die er absichtlich darin mit aufnahm, ist sie für das
tudium besonders wichtig geworden. P. Baumgarten hatte die Goldmünzen
r sächsisch-Albertinischen Linie gesammelt, und sein sehr genaues Verzeichniß ent-
lt für die Geschichte dieser Münzsorten die sorgfältigst zusammengetragenen kri-
ch-genauesten Beiträge. Unter den sächsischen Dukaten sind die sogenannten
ophien-, auch Kinder- und Dreifaltigkeitsdukaten, welche die fromme
rfürstin Sophia, Christians I. Gemahlin, 1616 zum Geburtstage ihres älte-
n Sohnes, Johann Georg I., prägen ließ, die bekanntesten. Wegen der Um-
rift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt", auf der Reversseite,
rden sie häufig auch außer Landes als Pathengeschenke oder bei ähnlichem Anlasse
ucht, und daher fortwährend nach dem sehr selten gewordenen Originale ausge-
ägt. Gesucht waren lange Zeit die unter König Matthias Hunniades (1457 —
) in Ungarn sogenannten Rabendukaten. Sie zeigen auf der Hauptseite
n heil. Ladislaus, in der rechten eine Streitaxt, in der linken meist einen Reichs-
fel, mit der Umschrift: S. Ladislaus Rex; auf der Rückseite: ein quadrirtes
appen, in dessen einem Felde das Geschlechtszeichen der Corvinen, ein Rabe mit
nem Ringe im Schnabel, umher: Matthias D. G. Rex Hungariae. Der
abe, der auch auf denen sich findet, wo das Wappen durch die Mutter Gottes er-
zt ist, wurde durch eine Sage erklärt, welche der Geschichte mit der diebischen El-
er sehr ähnlich klang. Diese Dukaten theilten aber in der Meinung unsrer Vor-
hren den Ruf der Rosenobel und ähnlicher Münzen. Man traute ihnen Amu-
tkräfte zu und glaubte sie wirksam bei mancherlei Krankheiten, besonders der Wöch-
erinnen und Kinder. — Die Hirschdukaten, die man zuweilen erwähnt
ndet, waren hessen-darmstädtische Jagdprämien von 1740, auf denen ein jagdge-
chter Hirsch, sowie auf den Schweinsdukaten ein wildes Schwein dargestellt ist.
Der Landgraf Ludwig III. ließ beide Arten zu demselben Jagdfeste schlagen. 19.

Duker (Karl Andreas), Philolog, geb. 1670 zu Unna, in der Grafschaft Mark, genoß den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Hamm, besuchte die Universität Franeker, wo Perizonius sein Lehrer war, ward 30 J. alt, Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Herborn, und 1704 oder 5 Subrector an der Schule im Haag. Er machte sich zuerst bekannt durch einen Brief über den Fluß Dares, der auszugsweise 1711 in dem Vibius Sequester von Hesselius erschien. In dems. J. gab er s. „Opuscula varia de latinitate jurisconsultorum veterum" heraus (2. verm. Aufl. 1761). Als Burmann an Perizonius's Stelle nach Leiden ging, theilte man dessen Lehrstuhl der Geschichte und Beredtsamkeit zwischen Duker und Drakenborch. Duker eröffnete s. Vorlesungen mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatischen Auslegung der griech. und lat. Schriftsteller, welche man in Kapp's „Samml. ausgewählter Reden" findet. Nach 18. J. legte Duker, s. Gesundheit wegen, sein Amt nieder, begab sich nach Meyderich, und starb dort 1752. Sein Ruhm als Philolog beruht vornehmlich auf s. Ausg. des Florus und Thucydides. Außerdem findet man Anmerk. von ihm in Drakenborch's Livius, Oudendorp's Sueton, Burmann's Servius u. s. w.

Dulon (Ludwig), der blinde Flötenspieler, geb. zu Oranienburg an der Havel 1769 den 14. Aug., verlor in der ersten Woche seines Lebens durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht; dennoch entwickelte er sein musikalisches Talent so schnell, daß er schon im 13. J., unter Begleitung s. Vaters, sich in den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Claviere trug er Seb. Bach's Fugen rein und ohne Anstoß vor; ja er componirte selbst, indem er, ohne ein Instrument zu gebrauchen, Alles mit außerordentlicher Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange 1796 den blinden Künstler ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, sodaß derselbe die tastbaren Lettern lesen, sie componiren, sogar von Andern gesetzte Zahlen angeben und Rechenexempel machen konnte. Seine von ihm selbst verfaßte anziehende Lebensbeschreibung in 2 Bdn. gab Wieland, Zürich 1807 und 1808 heraus. In den letzten Jahren s. Lebens stellte er seine Kunstreisen ein, lebte still in Würzburg und starb daselbst den 7. Juli 1826.

Dumarsais (César Chesneau), Sprachforscher, geb. 1676 zu Marseille, verlor früh seinen Vater, dann sein Vermögen durch eine verschwenderische Mutter; eine ererbte Büchersammlung wurde verkauft, und der 7jährige Knabe war so untröstlich, daß er alle Bücher, deren er sich bemächtigen konnte, auf die Seite schaffte. Er trat in die Gesellschaft der Väter des Oratoriums, verließ sie aber im 25. Jahre, verheirathete sich in Paris und ward Advocat. Trügliche Aussichten verleiteten ihn, diese Laufbahn bald zu verlassen. Überreich an Kindern, von s. Frau gequält, überließ er ihr s. geringe Habe, widmete sich dem Hofmeisterleben, und eröffnete endlich eine Erziehungsanstalt, die ihm kaum s. Lebensunterhalt gab, sah zuletzt noch die Erwartung, einen reichen, auf St.-Domingo verstorb. Sohn zu beerben, vereitelt und starb, von Armuth und Leiden gebeugt, 1756. Seine Verdienste wurden von s. Zeitgenossen übersehen und s. bestes Werk blieb lange ungekannt. Scharfsinn und feine Beurtheilungskraft, ein reines Gemüth, einfache Sitten und Standhaftigkeit im Unglück, erwarben ihm die Achtung Aller, die ihn kannten. D'Alembert nannte ihn treffend den La Fontaine der Philosophen. Degerando hat 1805 in einer vom französ. Institut gekrönten Preisschrift, die Verdienste des gründlichen Forschers gut gewürdigt. Seine Werke wurden 1797 zu Paris in 7 Bdn. herausgegeben. Die bedeutendsten sind: die Darstellung einer neuen Lehrart der lat. Sprache; eine Abhandl. über die Tropen, die Grundsätze der (allgemeinen) Sprachlehre, und s. Beiträge zur Encyclopädie.

Dumas (Matthieu, Graf), ein berühmter franz. General, geb. 1758 zu Montpellier, diente als Oberster im amerikanischen Freiheitskriege. 1789 kam

r Lafayette zur pariser Nationalgarde. 1792 wandte er alle Kräfte an, die
egserklärung gegen Östreich zu verhindern. Während der Schreckensregierung
chwand er. Im Sept. 1795 kam er in den Rath der Alten. 1797 sprach er
drücklich gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die
end der Hauptstadt berief, und wurde von dem siegenden Triumvirat zur De-
ation verurtheilt. Er flüchtete nach Deutschland. 1799 gab er zu Hamburg
gut geschriebenes Journal unter dem Titel: „Précis des événemens milit.“
us, das seine tiefen Kenntnisse in der Kriegskunst bestätigte. Nach dem 18.
umaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 ward er Chef des Generalstabs
weiten Reservearmee, und wohnte dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei.
Aug. 1802 legte er den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vor. Bald wurde
Divisionsgeneral, dann Chef des Generalstabes. Zu Ende 1805 kam er zur
en Armee in Deutschland, bei welcher er auch 1809 wieder im Generalstabe
te. 1812 begleitete er Napoleon in dem Feldzug gegen Rußland, und wurde
t, als Generalintendant der französ. Armee, bei der Übergabe von Dresden
gsgefangen. In der neuesten Zeit hat er angefangen, s. „Précis des événe-
ns“ fortzusetzen, wovon 19 Bde. bis 1825, mit 8 Atlas Fol. (240 Fr.) er-
enen sind. Der 19. Bd. endigt den Krieg von 1807.

Dumouriez (Charles François), geb. zu Cambray 1739, stammt aus
er Parlamentsfamilie der Provence, kam 1757 zur Armee in Deutschland, un-
dem Marschall Estrees, und wurde dabei zum Kriegscommissair ernannt. Nach-
diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escar. Den Tag vor der Schlacht
i Klosterkamp verwundet, gerieth er in Gefangenschaft, erhielt 1761 eine Haupt-
mannsstelle, wurde 1763 verabschiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein
unruhiger Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben; er bot den Genuesern,
gegen Paoli s. Dienste an, und begab sich, da beide Theile sein Anerbieten ablehn-
n, auf eigne Rechnung nach Corsica, kam dann nach Frankreich zurück, und legte
ane vor, wie man sich dieser Insel bemächtigen sollte, fand aber kein Gehör. Er
ng hierauf nach Spanien, besuchte die portugiesischen Grenzen, und schrieb 1766
n bekannten: „Versuch über Portugal“ (1768). Als man sich zur Eroberung
n Corsica entschlossen hatte, ward er als Generalquartiermeister bei der kleinen
mee, welche man dahin schickte, angestellt, und hierauf Oberst. Er verunehnigte
h mehre Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. 1770 gab ihm
Regierung den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den russischen
f zu wirken. Er wohnte dem Feldzuge, 1771, gegen die Russen bei. 1773
ickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg, weil er aber
erhaltenen Vorschriften überschritten hatte, wurde er in die Bastille gesetzt.
76 zu einem der Commissaire ernannt, denen die Untersuchung übertragen war,
sich auf der Küste des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, setzte er es durch,
ß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er
rigadier. 1789 erklärte er sich zu Paris in einer Flugschrift für die damals herr-
enden Grundsätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, Mitglied der Gene-
alstände zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, war Commandant
r Nationalmiliz dieser Stadt und Gouverneur der Niedernormandie. Zu Ende
s J. begab er sich nochmals nach der Hauptstadt, und ließ sich in den Jakobiner-
ubb aufnehmen. Später suchte er mit Mirabeau, den er anfangs befehdet hatte,
Verbindung zu treten. Um diese Zeit ward er als Maréchal-de-Camp in der
völften Armeedivision angestellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm
eine Mittel, sich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptstadt, und
hmeichelte mehr als je den Jakobinern. Er trat, nachdem er das Ministerium,
n welchem er einige Zeit angestellt gewesen war, verlassen hatte, als Generallieute-

nant in die Armee Luckner's an der Nordgrenze und erhielt, als Lafayette ausgewan
dert war (19. Aug.), den Oberbefehl über dessen Heer. Die Preußen, Östreich
und vereinigten Emigrirten hatten sich damals schon der Festungen Longwy un
Verdun bemeistert, und rückten gegen die Champagne vor. Er nahm s. Stellung b
Grandpré und ließ die 5 Pässe des argonner Waldgebirges besetzen, da aber der Pa
von Croix-aux-Bois von den Östreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, ze
er sich gegen St.-Menehould zurück, während Kellermann die Stellung bei Valm
(20. Sept. 1792) behauptete, und eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem Kö
nig von Preußen. Im Oct. begab er sich nach Paris, und arbeitete mit dem Vol
ziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei s. Rückkehr zum He
foderte er die Belgier den 24. Oct. durch eine Proclamation zum Aufstande gege
ihren Souverain auf, und griff den 6. Nov. die Östreicher in ihrem Lager bei Je
mappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl überließen ihm die Kaiserlichen nur na
einem langen und blutigen Gefechte den Sieg, worauf er an der Maas und Ro
die Winterquartiere bezog. Jetzt brach sein Verdruß gegen den Minister Pach
aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde gestanden hatt
weil dieser sein Heer an allen Bedürfnissen Mangel leiden ließ. Darauf begab
sich nach der Hauptstadt, um, wenn man s. Memoiren glauben will, einen Ver
such zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, dessen Proceß damals seinen Anfan
nahm. Bei einer zweiten Reise dahin sah er weit mehr Deputirte auf der Sei
der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde selbst bei dem Convente an
geklagt. Den 15. Febr. ließ er den Feldzug mit dem Bombardement von Mas
richt eröffnen, und machte selbst von Breda und Klundert aus, welche beide Plä
er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil seiner Truppe
aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerstreut hatt
konnte dem Prinzen von Koburg keinen Widerstand leisten. Dieser griff den 1
März die franz. Vorposten an der Roer an, warf sie, und entsetzte Mastricht. Du
mouriez zog jetzt s. Truppen in der Ebene von Tirlemont zusammen, und lieferte de
Östreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, s. Angabe nach, durch Miranda's
Schuld, der den linken Flügel befehligte, verlor. Einen neuen Verlust erlitt er b
Löwen, und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Diese Unfälle gaben das Zeiche
zu s. Falle. Alle, die s. Sturz gewünscht, brachen gegen ihn los. Bei s. Ankunf
auf der franz. Grenze lieferte er 4 Commissaire und den Minister Beurnonville, di
ihn zu verhaften gekommen waren, den Östreichern in die Hände, erließ eine Pro
clamation, in welcher er die Wiederherstellung des constitutionellen Königthum
in Person des Kronprinzen versprach, wurde aber von verfaillier Freiwilligen mit ge
ladenen Gewehren angefallen, gezwungen durch die Schelde zu setzen und zu der
Prinzen von Koburg zu flüchten (4. April 1793). Der Convent hatte 300,000
Livres auf s. Kopf gesetzt. Anfangs zog er sich nach Brüssel zurück, sodann nac
Köln. Als der Kurfürst ihm den Aufenthalt zu Mergentheim verweigerte, bega
er sich in die Schweiz, ging im Juli nach England, sah sich aber, auf Lord Gren
ville's Befehl, genöthigt, das Land zu verlassen; lebte mstät einige Zeit in de
Schweiz und in Deutschland, und ließ sich endlich auf dänischem Gebiete bei Ham
burg nieder. Hier gab er s. Lebensbeschreibung heraus. Es gibt keine Partei
ausgenommen die des Berges, für die er sich nicht, als ein politischer Proteus, nac
und nach in s. verschiedenen, während s. Verbannung erschienenen Flugschriften er
klärt hätte. 1805 befand er sich, zur Zeit der Schlacht bei Austerlitz, in Teschen
Gewiß ist es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an di
Seite gegeben war; doch behielt er die Stelle nicht lange. Kurz nach der Schlach
bei Eylau schrieb er s. „Jugement sur Bonaparte, adressé à la nation françaiss
et à l'Europe". Während des spanischen und portugiesischen Krieges war er seh
thätig, um der englischen Regierung und den spanischen und portugiesischen Behör

Plane mitzutheilen. Auch bei der neapolitanischen Revolution 1821 theilte er Parlament Vertheidigungsplane mit. Das britische Ministerium bewilligte ein Jahrgeld von 1200 Pf. St. Er starb den 14. März 1823 in der Nähe London, 84 J. alt. Von seinen Memoiren (Hamburg bei Hoffmann) erschien erweiterte Ausgabe von 4 Bdn. in der pariser Memoirensamml. bei Baudouin.

Dumpler, Dunker, eine christliche Schwärmersecte in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Art Wiedertäufer, so genannt von dem bei der Taufe einhrten Untertauchen, Dunker. Sie feiern den siebenten Tag, versammeln sich imal des Tags und zweimal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren esmahlen Fleisch, und führen eine strenge klösterliche Lebensart. Die sich verathen, bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müssen aber von den Unverheieten getrennt wohnen. Ihr Hauptort ist Ephrata, in Pensylvanien.

Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot.

Düngung, das Verfahren, die Äcker auf eine künstliche Weise fruchtbar achen. Sie nimmt entweder durch Beimischung gewisser Zusätze Hindernisse Wachsthums von dem Boden weg, oder sie wendet solche Substanzen an, die ittelbar dem Wachsthume förderlich sind. Diejenige Mischung des Bodens ie beste, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, ztentheils aber aus Thonerde besteht. Durch den Sand und die Stauberde hat e nöthige Lockerheit, daß sich die Wurzel gut ausbreiten und die Nahrungstheile aus der Luft besser eindringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchkeit länger an, und gibt der Pflanze einen festen Stand. Die Kalkerde bringt nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr als die übrigen Erden die e, Wasser- und Öltheilchen an sich. Hieraus sieht man, daß durch Beimischung s oder des andern dieser Theile ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht den kann. Die zweite Art der Düngung ist die, welche eigentlichen Nahrungsin den Boden bringt, der, wie die Pflanzen selbst, ein Gemisch wässeriger, salr, öliger und erdiger Theile ist. Diese finden sich nur in der organisirten Schöng, denn alle ihre Erzeugnisse sind der Fäulniß unterworfen, wodurch sich ihre standtheile zersetzen. Der Auswurf von Thieren (der gewöhnliche Mist) ist das reinste Düngungsmittel. Außerdem kann man alle in Fäulniß übergegangene rische Theile oder mit thierischen Stoffen durchdrungene Dinge und alle verrot Pflanzenstoffe zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache bet zum Theil darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächse unterpflügt und Verfaulen bringt. Die Chemiker unserer Zeit haben sich bemüht, einen künstm Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verschieden ist.

Dunkel, s. Licht.

Dünkirchen (franz. Dunkerque), eigentlich die Kirche an den Dünen Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine feste See- und Handelsstadt mit 200 Einw. im ehemal. franz. Flandern (Départ. du Nord), war in ältern Zeider beständige Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England. wig XIV., der es 1662 um 5 Mill. Livres von Karl II. zurückkaufte (dieser nische Seeplatz war 1658, in Folge der Allianz Frankreichs mit Cromwell, von Engländern erobert worden), bot Alles auf, um diesen Ort unbezwinglich, und Hafen, der so geräumig ist, daß 200 große Schiffe darin vor Anker liegen kön, zu einem der bequemsten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwin England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der englischen holländischen Handlung großen Schaden zugefügt; dieses und der wachsende r dieser Stadt bewogen England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Fries (1773) zu machen, daß Frankreich auf eigne Kosten die Festungswerke wieder tragen, und dieses Meisterwerk der Kriegsbaukunst vernichten solle. Man suchte von franz. Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdyk, eine gute

Stunde von Dünkirchen, zu entschädigen; auch bemühten sich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wiederherzustellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede 1763, den England vorschrieb, wiederholte in Rücksicht auf Dünkirchen die Bedingungen des Friedens zu Utrecht. Lord Chatam erwiderte dem franz. Unterhändler, Grafen Bussy, der sich vergebens bemühte, in Rücksicht Dünkirchens andre Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „Das englische Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andre Bestimmungen zu machen". Es wurde sogar ein englischer Commissair daselbst angestellt, der über die Erfüllung dieses Punktes wachen, und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden 1783 wurden jene Artikel aufgehoben. Seitdem ward an der Wiederherstellung dieser Stadt gearbeitet, so weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit der Stadt riß den Herzog von York hin, im Aug. 1793, gegen Koburg's Rath, mit einem eignen Corps über 30 Meilen von der Hauptmasse des östr. Heers vor Dünkirchen zu rücken, und die nöthigsten Anstalten der Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Übergabe, als General Houchard sich so unvermuthet und überlegen näherte, und zugleich die Belagerten einen so wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt war, sich eiligst mit Feldmarschall Freitag, unter dessen Leitung er commandirte, zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat Dünkirchen, als Freihafen, einen ausgebreiteten Handel. Auch seine Tabacksfabriken sind bedeutend.

Dunois (Jean von Orleans, Graf v.), und von Longueville, geb. 1402, gest. 1468, ein natürl. Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog v. Burgund ermordet wurde, und der Frau von Canny-Dunois. Dunois machte den Namen „Bastard von Orleans" durch Kriegsthaten berühmt. Er begann s. Laufbahn mit der Niederlage Warwick's u. Suffolk's, die er bis Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er Orleans mit dem größten Muthe, bis die Jungfrau von Orleans ihm Entsatz zuführte. Dem Grafen Dunois gehört also einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne vertrieben zu haben. 1441 brachte er ihnen den tödtlichen Schlag bei Chatillon bei, und man kann wol sagen, daß Karl VII. seinen Thron Dunois's Degen verdankte. Er hielt von ihm den Titel „Wiederhersteller des Landes", die Grafschaft Longueville und die Würde eines Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. schätzte ihn nicht weniger. Dessenungeachtet war D. die Seele der Partei, welche sich gegen Ludwig erhob und sich den Bund der öffentlichen Wohlfahrt nannte.

Duns (Johr.), ein Scholastiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13. Jahrh., aus Dunston in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südschottland, daher auch Scotus genannt, sowie s. Anhänger Scotisten. Als einer der feinsten und scharfsinnigsten Denker s. Zeit erhielt er den Beinamen Doctor subtilis. Von s. Gegner, Thomas von Aquino, wich er hauptsächlich durch die Behauptung ab, das Allgemeine sei nicht bloß der Möglichkeit, sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität im Verstande gegeben. Auch suchte er die Nothwendigkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu erweisen und den kosmologischen Beweis für das Dasein Gottes bündiger zu machen. Er war um 1275 geb., studirte zu Orford Philosophie, Mathematik, Rechtswissenschaft und Theologie, und trat daselbst als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern s. Ordens sandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Köln, wo er 1308 starb. Er commentirte auch Werken den Aristoteles und den Lombardus. Alle seine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher geklagt hat, sind (Lyon 1639, 12 Bde., Fol.) von Wadding

it s. Leben herausgegeben worden. (Vgl. Scholastiker.) — Duns, ein aus m Englischen zu uns verpflanztes Wort (dunce), womit man einen Dummkopf, ſonders einen schwachköpfigen Gelehrten bezeichnet. Daher führt ein satyrisches eldengedicht von Pope, auf die schlechten Dichter seiner Zeit, den Titel „Dunade". Auch gibt es eine franz. „Dunciade" von Palissot, und eine deutsche, ausgeg. von Schirach (1773). Letztere (in Prosa) unterscheidet sich von den ersten durch Vermeidung aller persönlichen Satyre, indem sie Niemanden nennt, d das Gewürm des Parnasses nur unter erdichteten Namen züchtigt; weßhalb weniger Glück gemacht hat, als die beiden andern.

Dünste. Wenn flüssige oder feste Körper mit einer, ihrer Natur entsprenden Menge Wärmestoff verbunden werden, so verwandeln sie sich in unsichtbare ſtische Flüssigkeiten, welche man Dunst nennt. Wird diesem Dunst wieder enso viel Wärmestoff entzogen, daß sichtbare Nebel entstehen, so erhält der so verchtete Dunst den Namen Dampf (s. d.), doch macht nur ein sorgfältigerer prachgebrauch diesen, im gemeinen Leben oft vernachlässigten Unterschied. Von n Gasen (s. d.) endlich unterscheiden sich die Dünste dadurch, daß jene permamt-elastisch sind; diesen aber ihre Expansibilität durch Compression und Abkühng wieder geraubt werden kann. Dies sind die drei Formen der Verbindung des Wärmestoffs mit einer wägbaren Basis zu expansiblen Flüssigkeiten. — Wegen eteorologischer Anwendung der Lehre von den Dünsten und wegen der Literatur gl. Ausdünstung und Dampf. — Dunstkreis heißt jeder mit Dünsten gefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, besonders derjenige Theil der Atmosphäre (s. d.), welcher so weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünste ufsteigen, auch die Atmosphäre selbst. — Dunstmesser, s. Hygrometer.

Duodecimalmaß. Nach demselben werden die Einheiten in 12 gleiche heile getheilt, z. B. die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll u. s. w. Wegen r Bequemlichkeit dieser Eintheilung findet das Duodecimalmaß gewöhnlich beim eldmessen, vorzüglich bei verschiedenen Handwerksleuten seine Anwendung. — Duodecimalrechnung wird die Rechnung nach dem erwähnten Maß genannt. — Duodecimalsystem, s. Zahlensystem.

Duodecime, in der Tonkunst ein Intervall, dessen beide Töne um zwölf iatonische Stufen von einander abstehen, oder die Quinte der Octave des Grundns. — Duodecimole, eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Bezeichnung.

Dupaty (Jean Baptiste Mercier), geb. 1746 zu Rochelle, seit 1767 Generaladvocat beim Parlament zu Bordeaux, nachher Präsident à mortier desselben, zog sich durch s. strenge Gerechtigkeitsliebe Verfolgungen von Seiten des Ministerialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Da er im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geschrieben hatte, so ward er, als dieser Minister wurde, 1770 auf Pierre Encise (ein Fort bei Lyon, und ehemaliges Staatsgefängniß) gesetzt, und nachher verwiesen, bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Justizverfassung Frankreichs, machte sich Dupaty ein Geschäft daraus, dieselben bei aller Gelegenheit aufzudecken. Vorzüglich merkwürdig ist eine Denkschrift, wodurch er drei unschuldig zum Rade verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm „Réflexions historiques sur les loix criminelles", ein geschätztes Werk, verschiedene „Discours académiques" und „Lettres sur l'Italie en 1785", welche 1788 in 2 Th. erschienen. (Deutsch von Forster, Mainz 1789.) In diesen Briefen findet man unter vielen einseitigen Ansichten einige treffende Kunsturtheile und anziehende Naturschilderungen; nur wird sein Styl oft durch gezierte Ausdrücke und Wendungen verunstaltet. Er starb 1788 zu Paris. Sein Sohn, (Charles Mercier) geboren zu Bordeaux den 29. Sept. 1771, gest. zu Paris, den 12. Nov. 1825, der Wiederhersteller

der Bildhauerkunst in Frankreich, Mitglied des Instituts und Prof. an der Ecole des beaux arts, war anfangs Advocat, diente in der Revolution als Dragoner, dann als Dessinateur géographe, studirte endlich unter Lemot's Leitung die Skulptur und ging nach Rom, wo er 8 J. lang durch mehre Werke sich bekannt machte. Seine Hauptwerke sind: Ajax poursuivi par la fureur de Neptune; dann die Reiterstatue Ludwigs XIII. (1816), und s. Oreste poursuivi par les furies. Cortot, s. Nachfolger in der Akademie, hat einige von Dupaty's Werken vollendet.

Dupetit-Thouars (Aristides), Schiffshauptmann und Reisender geb. 1760 zu Boumois bei Saumur. Ihn ergriff beim Lesen des Robinson der Wunsch, Seereisen zu machen, mit solcher Lebhaftigkeit, daß er mit einem Gespielen aus der Kriegsschule zu La Fleche entwich, um in Nantes als Schiffsjunge zur See zu gehen. Man holte die Flüchtlinge ein, und der berühmte Dolomieu, der zu jener Zeit zu La Fleche in Besatzung lag, verschaffte ihm Verzeihung. In der Kriegsschule zu Paris war er fleißiger als früher, mußte aber, als sich keine Aussicht zur Beförderung im Seedienste zeigte, unter der Landmacht Dienste nehmen. Beim Ausbruche des Kriegs mit England (1778) fand er endlich Gelegenheit, sich in vielen Seegefechten auszuzeichnen. Nach dem Frieden erweiterte er auf verschiedenen Seezügen seine Kenntnisse. Als das Gerücht sich verbreitete, daß La Peyrouse auf einer wüsten Insel gescheitert wäre, sammelte Dupetit-Thouars Unterzeichnungen zur Ausrüstung eines Schiffes, das La Peyrouse aufsuchen und zugleich den Pelzhandel auf der Nordwestküste von Amerika treiben sollte. Sein Bruder, ein ausgezeichneter Botaniker, wollte ihn begleiten; konnte aber, von einem Revolutionsgericht eingekerkert, erst später nachfolgen. Er traf s. Bruder auf Isle de France. Dupetit-Thouars wurde auf s. Fahrt von Unfällen aller Art verfolgt. Die Portugiesen, aus Mißtrauen gegen die Franzosen, bemächtigten sich s. Schiffs und führten ihn als Gefangenen nach Lissabon, wo er lange im Kerker saß. Nach s. Befreiung vertheilte er unter s. Mannschaft, was ihm die portugiesische Regierung als den Ertrag des verkauften Wracks s. Schiffes gegeben hatte, und ging nach Nordamerika. Hier machte er zwei Versuche, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen, und besuchte mit de la Rochefoucault Liancourt den Niagarafall. Als in s. Vaterlande der Revolutionssturm sich gelegt hatte, kehrte er heim und nahm wieder Seedienste. Auf dem Zuge gegen Ägypten befehligte er ein altes Schiff von 80 Kanonen, wo Dolomieu, der Beschützer s. Jugend, an s. Seite war. Er sah voraus, was zu befürchten war, wenn man Nelson's Ankunft in der genommenen falschen Stellung auf der Rhede von Abukir erwarten wollte, und rieth, sogleich unter Segel zu gehen. Unerschrocken focht er gegen die siegreichen feindlichen Schiffe und fiel (1798) in dem Kampfe.

Dupin. I. Andreas Maria, einer der berühmtesten pariser Rechtsgelehrten und Advocaten unserer Zeit, geb. 1783 zu Varzy, verlor s. Vater durch einen Gewaltstreich der Revolutionsbehörden. Der nächtliche Überfall des väterlichen Hauses, die Durchsuchung der Schriften und alle Auftritte, welche die Aufhebung eines Hausvaters begleiten, prägten sich s. Gemüthe so tief ein, daß dem Eindrucke, den er davon behielt, wahrscheinlich der Haß zuzuschreiben ist, den er seitdem stets gegen alle Willkur gezeigt hat. Während der Gefangenschaft des Vaters beschäftigte sich die Mutter mit dem Unterrichte ihrer beiden ältesten Söhne. Die römische Geschichte gab ihr Gelegenheit, die Knaben für Freiheit und Ruhm zu begeistern. Nach s. Freilassung war der Vater selbst der Lehrer s. Söhne. In seinem 23. J. betrat Dupin die Laufbahn eines praktischen Rechtsgelehrten, und als er um dieselbe Zeit, nach Wiederherstellung der, in den ersten Jahren der Revolution aufgehobenen Rechtsschulen, zuerst eine Streitschrift unter Treilhard's Vorsitze vertheidigt hatte, wurde der junge Mann der älteste aller Doctoren der Rechte aus den neuen Schulen. Auch machte er sich als Schriftsteller durch s. „Principi

s" bekannt. 1815 kam er in die Deputirtenkammer, wo er sich durch edlen
sinn auszeichnete. Er widersetzte sich dem Antrage, Napoleon den Retter des
erlands zu nennen, er stimmte für des Kaisers Abdankung, verlangte, die De-
tenkammer sollte sich zur Nationalversammlung erklären, und sprach gegen den
schlag, Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen. Nach der Rückkehr des
igs beschäftigte sich Dupin ausschließend mit der Rechtsgelehrsamkeit, und
de, nebst Berryer, Ney's Vertheidiger. Er schrieb in dieser Angelegenheit einige
ige Denkschriften, worunter diejenige, welche die Übereinkunft vom 3. Juli
5 zu Gunsten des angeklagten Marschalls anzuwenden suchte, großen Beifall
lt. Blieb ihm in dieser Rechtssache nichts als die Ehre der Vertheidigung, so
der Erfolg s. Beredtsamkeit um so belohnender, als er im folg. J. die Engländ-
Wilson, Bruce und Hutchinson vertheidigte, die wegen der Theilnahme an La-
te's Entweichung angeklagt waren. Nie versagte er einem der vielen Ange-
en, die in jener Zeit von dem Parteihasse verfolgt wurden, s. Beistand. Durch
üthige Schriften und kräftige Reden vertheidigte er die Freiheit der Presse;
er bereit, die Ränke einer mächtigen Partei und ihre Rachsucht zu entlarven.
ausgezeichneten Geistesgaben verbindet D. die edelsten Gesinnungen, und die
gennützigkeit, womit er s. Beruf erfüllt, ist laut anerkannt worden. Außer
genannten Werke hat er mehre Schriften über das römische und franz. Recht
usgegeben, und eine gute Ausgabe des Natur- und Völkerrechts von Burla-
ui in 5 Bdn. besorgt. S. „Mémoires, playdoyers et consultations" sind
2 Bdn. 4. gesammelt. — II. Charles D., s. Bruder, ausgezeichnet als Geo-
r, Ingenieur und Wasserbaumeister, geb. 1784, seit 1801 Zögling der von
oleon gestifteten polytechnischen Schule zu Paris, legte sich mit Eifer auf die
metrie, und bemühte sich, die mathematischen Wissenschaften für den Staats-
fruchtbar anzuwenden. Während der Kriege Napoleons diente er auf der
te, und war 1805 sehr thätig bei der Aniegung des Hafens zu Antwerpen.
8 war er als Freiwilliger auf dem Geschwader unter dem General Gautheaume,
ging mit ihm nach Corfu. Dupin blieb auf den ionischen Inseln als Secre-
der neugestifteten ionischen Akademie. Er veranlaßte die Stiftung von Olym-
preisen für Schriften in der alt- und neugriechischen Sprache, wozu man alle
ropa und Asien lebende Griechen einlud. In Corcyra übersetzte Dupin die
thischen Reden des Demosthenes und schrieb eine Abhandlung über diesen
ner. 1811 verließ er die ionischen Inseln und ging nach Italien. Hier gab
tiefsinnigen geometrischen Untersuchungen heraus. In Toulon rettete er 1813
hönen Bildwerke, die Puget für Ludwigs XIV. Galeeren gemacht hatte, und
Erinnerungen an den Ruhm der franz. Seehelden wurden eine Zierde des von
in gestifteten Museums im Zeughause zu Toulon. Er begann hier s. Dar-
ng der Schiffbaukunst im 18. und 19. Jahrh., die er bis 1815 fortsetzte.
) dem zweiten pariser Frieden machte er eine Reise nach England, das er wäh-
eines Aufenthalts von 20 Monaten in verschiedenen Richtungen durchkreuzte.
bedeutende Frucht dieser Reisen waren s. Denkschriften über das Seewesen,
Brücken und Straßen in Frankreich und England. Nach s. Rückkehr 1818
de er Mitglied der Akademie, und las in den Sitzungen derselben mehre gehalt-
Abhandlungen vor, u. A. über die Vortheile der Gewerbsamkeit und der Ma-
en. Bei der Stiftung des neuen Conservatoriums der Künste und Handwerke
) er zum Lehrer der angewandten Mechanik ernannt. Seit 1820 erschien sein
ptwerk: „Voyages dans la Grande-Bretagne" (deutsch übers., Stuttgart
5 fg.), eine umfassende Darstellung der Vorzüge und Mängel der britischen
waltung in Beziehung auf Landmacht, Seewesen, Artillerie, Straßenbau, Ge-
ldewesen, Bergwerke, Gewerbsamkeit und Handel. Dupin urtheilt zwar nicht
ter unbefangen über die Nebenbuhler s. Vaterlandes, indeß hat er manche nach-

theilige Einrichtungen des Inſellandes und auffallende Mißbräuche der Verwaltung gründlich gerügt.

Duplicität, Doppelheit, bedeutet in der Philoſophie das Zerfallen in Gegenſätze oder auch den Gegenſatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückſtoßenden und anziehenden Kraft), oft im gemeinen Leben die Äußerung eines Dinges auf zwiefache Weiſe, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit. — **Duplik** (duplica), in der Rechtsſprache, die zweite Antwort des Beklagten oder die Antwort auf die Replik. (S. **Proceß**). Man wendet dieſe Benennung auch auf literariſche Streitſchriften an.

Dupont de l'Etang, ſ. **Baylen**, Capitulation von.

Dupont de Nemours (Pierre Samuel), geb. zu Paris im Dec. 1739, gehört ſowol in Hinſicht ſ. Kenntniſſe und Talente, als ſ. milden, liebevollen Charakters, ſ. trefflichen Grundſätze und ſ. tadelloſen Lebens zu den vorzüglichſten Menſchen der neueſten Zeit. Er hatte in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 ſ. Grundſätze über Philoſophie und politiſche Ökonomie in den „Les éphémérides du citoyen“, entwickelte, wodurch er ſich die Mißfallen des Miniſters Choiſeul zuzog, und Frankreich zu verlaſſen genöthigt wurde. Mehre auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgr. von Baden ernannte ihn zum Geh.-Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joſeph II. traten mit ihm in Briefwechſel; Guſtav III. von Schweden berief ihn mit dem Waſaorden, und der König von Polen, Stanislaus Auguſt, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Doch zog er es vor, mit einer kleinen, von dem Finanzminiſter Turgot ihm gegebenen Anſtellung in ſein Vaterland zurückzukehren. 1782 und 1783 legte er mit **D. Hutton**, dem Agenten des engliſchen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Dann trug er als Generalinſpector des Handels und der Manufacturen und Staatsrath, viel zur Belebung des franz. Gewerbfleißes bei. 1787 und 1788 von Ludwig **XVI.** zum Secretair der Notabelnverſammlung ernannt, ward er 1789 Mitglied der erſten Nationalverſammlung, in der er ſich durch edle Grundſätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn ſtellte er ſich den Ränken der Parteien entgegen. Zweimal war er Präſident der Nationalverſammlung, und immer bemüht, ſ. gemäßigten Grundſätze geltend zu machen. Unter Robespierre ward er eingekerkert, und nur der Fall dieſes Ungeheuers rettete ihn. Späterhin ward er Mitglied des Raths der Alten. Als 17[illegible] das Directorium geſtürzt wurde, ging er nach Amerika. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch, aller ihm von Napoleon gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen ſ. Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweiſe davon durch die Ernennung zum Präſidenten der Territorialbank der Handelskammer, ſowie zur Leitung mehrer wohlthätigen Anſtalten. 1814 wurde Dupont zum Secretair der provisoriſchen Regierung ernannt, welche dem Hauſe Bourbon die Rückkehr auf den geſtammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits ſ. 2 Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beſchloß er ſein gemeinnütziges Leben den 6. Aug. 1817, in einem Alter von 78 J.

Dupuis (Charles François), Mitglied des Nationalinſtituts, geb. zu Trie Chateau bei Giſors 1742, erhielt von ſ. Vater in der Mathematik u. im Landmeſſen Unterricht. Der Herzog de la Rochefoucault ließ ihn im Collége d'Harcourt ſtudiren und ſchon im 24. J. ſ. Alters wurde D. Profeſſor der Rhetorik in Liſieux. Lalande's Freundſchaft und eigne Neigung machten die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu ſ. Lieblingsbeſchäftigung; die Kenntniſſe und die Vorurtheile jenes Gelehrten hatten großen Einfluß auf ſ. Thätigkeit. Er erſann 1778 die Telegraphe

ſt, die Chappe nachher verbeſſerte. Voll Gelehrſamkeit und Originalität iſt ſ. émoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par tronomie" (1781). Nachdem er 1788 einen Sitz in der Académie des inptions et belles lettres erhalten hatte, begab er ſich nach Paris, wo er zu einem ier Commiſſarien ernannt wurde, um das Vermögen aller pariſer Stiftungen Unterricht und Gelehrſamkeit auszumitteln. Als Mitglied des Nationalcons s hielt er ſich ſtets zu den Gemäßigten. Dies brachte ihn auch in den Rath Fünfhundert, und die allgemeine Achtung, die der thätige und gelehrte Geſtsmann genoß, öffnete ihm das Nationalinſtitut. Das Tribunat und der geebende Körper ſchlugen ihn zum Senator vor. S. Werk: „Origine de tous cultes ou la religion universelle" (1794,3 Bde. 4. mit einem Atlas) fand Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien bittern Tadel, bleibt jedoch imein bewundernswürdiges Denkmal der Gelehrſamkeit. Er wollte darin nicht alle Myſterien des Alterthums, ſondern auch den Urſprung aller religiöſen lieferung erklären. Es folgte darauf noch ein Auszug von einem Bande. Aufſehen machten ſ. beiden Denkſchriften über die Pelasger, über ihren Urng aus Äthiopien und wie ſie über Libyen, Cyrenaica und Nordafrika ſich nach mien, Griechenland und Italien verbreitet hätten; dann eine andre Denkſchrift den Thierkreis von Denderah (ſ. d.) und über den Phönix. In ſ. letzten te: „Mémoire explicatif du zodiaque chronologique et mythologique" 06, 4., m. Kpfrn.), bewies er, daß die aſtronomiſchen und Religionsmeinunder Griechen, Ägypter, Chineſen, Perſer und Araber einen gemeinſchaftlichen rung hätten. Er ſtarb auf ſ. Landgute bei Dijon 1809, 77 J. alt, und hinß im Manuſcript ein Werk über die Kosmogonien und Theogonien, womit er „Origine de tous les cultes" noch mehr begründen wollte. Auch verſuchte er n, die Hieroglyphen zu erklären.

Dupuytren (Guillaume), der berühmteſte franz. Wundarzt unſerer Zeit, ter der Arzneiwiſſenſchaft bei der mediciniſchen Facultät zu Paris und Oberndarzt im Hôtel-Dieu; geb. 1778 zu Pierre Buffière. Er machte ſo ſchnelle rtſchritte in ſ. Studien, daß er ſchon im 17. Jahre Proſector an der Ecole de ité zu Paris wurde, und bald Vorleſungen über Wundarzneikunſt und Anato hielt, die viele Zuhörer fanden. Seit 1802 war er zweiter Wundarzt im tel-Dieu, bis er 1815 an die Spitze dieſes großen Spitals kam. Als praktiſcher ndarzt hat er ſich durch viele, mehr oder minder glückliche Neuerungen, und beders durch ſ. Kühnheit und Geſchicklichkeit Ruf erworben. Er hat verſchiedene rkzeuge theils erfunden, theils verbeſſert, dahin gehören u. A. ſein Speculum Wegſchaffung der Mutterpolypen durch Brennen (Kauteriſiren) und ſ. Staarel. Man verdankt ihm einige ſchätzbare Entdeckungen in der pathologiſchen tomie. Er hat z. B. gegen Bichat's Behauptung, daß jedes Gewebe organhen Verletzungen, die demſelben eigen ſind, ausgeſetzt ſei, faſt unwiderſprechlich igt, daß alle Gewebe gleichmäßigen Veränderungen unterworfen ſind. Er leb ſeit 1803 einige chirurgiſche Abhandlungen, die theils einzeln gedruckt wur, theils in Sammlungen ſtehen.

Duquesne (Abraham), franz. Admiral unter Ludwig XIV., geb. zu ppe 1610, lernte den Seekrieg unter ſ. Vater, einem geſchickten Schiffscapi. In ſ. 17. J. wohnte er dem Treffen bei la Rochelle bei. Im Kriege gegen anien that er ſich von 1637 hervor. 1644 diente er in Schweden, erſt als Ma dann als Viceadmiral. 1647 nach Frankreich zurückberufen, befehligte er die ternehmung gegen Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es ſich pört hatte, trotz des Widerſtandes der Spanier. Im ſicilianiſchen Kriege ug er dreimal die vereinigten holländ. und ſpaniſchen Flotten unter Ruyter. s er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzuflehen, er-

theilte ihm dieser eins der schönsten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquisat mit dem Beinamen Duquesne, um s. Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calvinist war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweisung s. Glaubensgenossen ausgenommen ward. Er starb zu Paris 1688. Milde und Bescheidenheit zierten s. Heldentugenden. Ruyter war sein Muster. Er hinterließ 4 Söhne, von denen der berühmteste, Henri, Marquis v. Duquesne, sich ebenfalls als Krieger und Seemann auszeichnete.

Dur (von durus hart) nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (s. d.) zum Grunde liegt; daher auch harte Tonarten. Man bezeichnet sie oft durch den italienischen Ausdruck maggiore.

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponisten, war 1693 in Neapel geb., und verdankte s. erste Bildung dem berühmten Aless. Scarlatti. Der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog ihn nach Rom. Hier arbeitete er unter der Leitung dieser Künstler, und erlernte von dem einen die Kunst des Gesanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Dann ging er als Capellmeister nach Neapel zurück, componirte aber fast ausschließlich für die Kirche. In der kirchlichen Vocalmusik erstieg er eine hohe Stufe des Ruhms. Auch bildete er die berühmtesten Tonkünstler des 18. Jahrh. in Neapel: Pergolese, Sacchini, Piccini, Guglielmi, Traetta, Jomelli u., und starb zu Neapel 1755, 62 Jahr alt.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, eine Seeevolution, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieser Absicht wenden sich eine bestimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal schnell aus der Linie, und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie, um den Feind schnell auf der andern Seite zu beschießen, wo er oft zwei bis drei volle Geschützladungen erhalten hat, ehe er darauf zu antworten vermag. Fast alle Seetreffen zwischen den Holländern und Engländern, und zwischen diesen und den Franzosen, geben uns Beispiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländische Admiral Ruyter scheint der Erfinder dieses Manoeuvres zu sein; er führte es vorzüglich gut 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehre Male durch die Flotte des Admirals Monk brach und sein schon abgeschnittenes Vordertreffen rettete. Dieses Manoeuvre wurde indeß, wenigstens bei den Engländern, so ungewöhnlich, daß selbst die Instructionen für Seegefechte auf ganz entgegengesetzten Grundsätzen beruhten. Ein englischer Gutsbesitzer, John Clerk, wurde durch Nachdenken über die Nachtheile, welche die englische Seemacht in den letzten Kriegen mit Frankreich erlitten hatte auf die Unzweckmäßigkeit der gewöhnlichen Angriffsweise aufmerksam, und theilte s. Ansichten schon 1780 dem Flaggencapitain des Admirals Rodney mit, und dieser erklärte spätherhin selber, daß er in der siegreichen Schlacht gegen La Grasse am 12. April 1782 die ihm bekannt gewordenen Grundsätze Clerk's befolgt, und nur der glücklich vollbrachten Durchbrechung der feindlichen Linie den Sieg zu danken gehabt habe. Clerk setzte s. System in dem zuerst 1782 erschienenen und 1804 neu aufgelegten „Essay on naval tactics" auseinander. — Einen ähnlichen Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Mittelpunktes in Feldschlachten.

Durchdringlichkeit, Penetrabilität, ist die Eigenschaft der Körper vermöge welcher sie im Stande sind, andre Materien durch ihre Zwischenräume hindurch zu lassen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannte Körper durchdringen dahin gehört die Wärme. Andre Stoffe, z. B. der magnetische und elektrische dringen nur in gewisse Körper ein. Feste Körper sind gewöhnlich für solche flüssige Materien durchdringlich, welche sich an sie anhängen, oder doch von ihnen stark angezogen werden. Salze, Löschpapier, Schwamm und andre Körper lassen sich

B. vom Wasser durchdringen, und dieses hängt sich auch an sie an. (Vgl. Po-
n, Porosität.)

Durchfuhr- (Transito-) Handel ist derjenige, durch welchen
nde Waaren durch ein Land in ein andres Land geführt werden. Er bringt 1)
n Kaufleuten Gewinn, welche die Förderung der Waaren durchs Land überneh-
n; denn gewöhnlich werden die Waaren an einen Spediteur gesandt, welcher da-
sorgt, daß bei der Durchfuhr die Landesgesetze beobachtet werden, und dahin
t, daß sichere Fuhrleute angenommen, die Colli unbeschädigt erhalten, und die
etzlichen Formen beobachtet werden, so lange sie in seinem Lande bleiben, sowie
h, daß sie, wo es nöthig ist, an der Grenze einem andern Spediteur zu gleicher
sorgung überliefert werden; 2) den Personen, welche im Lande mit der Durch-
r beschäftigt sind, als Fuhrleuten, Schiffern, Wirthen u. s. w.; 3) den Land-
then oder andern Producenten, deren Producte dabei verzehrt, oder sonst ge-
ucht werden. Einen je weitern Raum die Waaren durchgehen, desto mehr
rtheil gewährt der Durchfuhrhandel dem Lande. Auch zieht ein solcher Handel
t eine Vergrößerung des Absatzes herbei, indem die Durchfahrenden Gelegen-
eröffnen, innere Landesproducte bequem und wohlfeil weiter zu schaffen, und
er Fremde dadurch Bekanntschaft mit den Landesproducten erhalten, und er-
ern, welche von denselben in andre Länder mit Nutzen verführt werden können.

Durchgang, in der Tonkunst, die Verbindung zweier von einander
ernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die Töne, und, wenn
in Noten verzeichnet werden, die Noten, durchgehende, 1) die nur den
gang machen zu einer andern, dem Accorde wesentlichen Note (Haupttöne),
sich als melodische Nebentöne betrachtet werden. Der Durchgang heißt re-
näßig, wenn die durchgehende Note auf den schlechten Takttheil fällt. Disso-
gen sind durchgehend, wenn sie nicht unmittelbar aufgelöst werden. 2) Töne
Accorde überhaupt, die auf einen schlechten Takttheil fallen (schlechte Noten).
In der Astronomie versteht man unter Durchgang durch die Sonnen-
eibe diejenigen Himmelsbegebenheiten, da Venus oder Mercur bei ihrem Um-
e um die Sonne zwischen dieselbe und das Auge des Beobachters auf der Erde
n, und sich also als dunkele, jetzt nur auf der Rückseite erleuchtete Kugeln, in
alt schwarzer Flecke, durch die Sonnenscheibe zu bewegen scheinen. Wenn diese
heinungen von verschiedenen, weit von einander entfernten Punkten der Erde
achtet werden, so haben sie nicht für alle Beobachter die nämliche Zeitdauer;
da diese Zeitverschiedenheit von der Parallaxe (s. d.) des Planeten sowol als
Sonne abhängig ist, so läßt sich aus der erstern auf die letztere schließen. Na-
türlich schicken sich zu dieser Bestimmung die Durchgänge der Venus. Ein sol-
von sehr günstigen Umständen begleiteter Durchgang der Venus durch die
ne ereignete sich zuletzt am 3. Juni 1769 (die nächst zu erwartenden fallen
4 u. 1882 ein), und hat in der Geschichte der Astronomie Epoche gemacht.
londener königl. Societät ließ denselben in der Hudsonsbay und auf der Insel
eiti, der franz. Hof durch Chappe (s. d.) in Californien, der dänische durch
zu Wardhus in Lappland, der schwedische durch Planmann zu Kajaneborg in
land beobachten; und durch diese fünf Beobachtungen ward die Sonnenparall-
welche eins der wichtigsten Elemente der ganzen Astronomie ist, sehr genau be-
nt. — Vgl. das IX. Buch von Lalande's „Astronomie"; das „Mémoire
e passage de Vénus (Paris, 1772, 4.); Bode's „Abhandlung vom Durch-
der Venus" (Hamburg, 1769). — Eine gute allgemeine Ansicht gibt Lalan-
„Abrégé d'astronomie" (Paris, 1795, S. 264 fg.) D. N.

Durchlaucht, lateinisch: Serenus (hell, klar, rein, durchleuchtend).
g Athalrich nannte sich selbst Serenitas nostra. Das Prädicat Durchlauchtig
t man in Urkunden seit dem 14. Jahrh. Karl IV. gab diesen Titel 1376 den

weltlichen Kurfürsten zuerst. Unter Karl V. war er schon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürsten, welche auf dem Reichstag Sitz und Stimme hatten. Die älteste Urkunde über das einem Fürsten ertheilte Prädicat Durchlauchtig ist eine würtembergische von 1664.

Durchmesser, s. Diameter.

Durchschnitt, s. Riß und Profil.

Durchsichtigkeit, die Eigenschaft der Körper, dem Licht einen Durchgang zu verstatten. Sie hängt indeß nicht allein davon ab, daß er Licht in gehöriger Menge, sondern daß er es auch in merklich geraden Linien durchläßt. So können zwei an und für sich sehr durchsichtige Substanzen, z. B. Wasser und Öl, wenn man sie vermengt, undurchsichtig werden, weil sie die Lichtstrahlen auf verschiedene Art brechen. Dagegen wird Papier, welches an und für sich undurchsichtig ist, vermittelst des Befeuchtens mit Wasser oder Öl durchsichtig. Es kommt ferner bei der Durchsichtigkeit nicht auf die Härte oder Weiche der Körper oder ihre Porosität an, wie man auf den ersten Blick glauben sollte; der harte Diamant ist durchsichtig, die weichsten Holzarten sind es dagegen nicht, weil die geradlinige Richtung der Lichtstrahlen in der Masse nicht an jene Eigenschaften der Körper gebunden ist. Man muß also vielmehr die Unveränderlichkeit dieser geradlinigen Richtung der Lichtstrahlen als den eigentlichen Grund der Durchsichtigkeit betrachten. — Scharfsinnige Untersuchungen und Vermuthungen über Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit der Körper in dem hier angegebenen Sinne trägt vor Newton in seiner „Optico" (London, 1706, 4.) im 2. Buche; und über die Schwächung, welche das Licht bei diesem Durchgange durch die verschiedenen Körper erleide, hat Versuche angestellt Bouguer: „Traité d'optique" (Paris 1760, 4.). Auf dieser Schwächung des Lichts vermittelst durchscheinender Körper beruht endlich auch der neuerlich von Lampadius angegebene **Photometer**, welcher in einer Röhre besteht, in die so viel Scheiben durchscheinender Körper eingeschoben werden, bis das dadurch betrachtete Licht ganz unsichtbar wird. S. „Prakt. Abhandl. über das Gaslicht" von Accum, deutsch durch Lampadius (Weimar 1816).

Durchzeichnen, s. Calquiren.

Durchziehen der Treffen, ein Manoeuvre, vermittelst dessen die vorderste, dem Feinde zunächst gegenüberstehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, zügen- oder divisionsweise, im Flankenmarsch mit links- und rechtsum, und im Geschwindschritt durchmarschirt, sodaß die zweite Linie die erste, und, wenn auch diese sich abermals hindurchzieht, die dritte die erste wird. Überhaupt bedeutet Durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andre hindurchgehen. In der Schlacht bei Wittstock, 1636, wo der schwedische Feldmarschall Banner die 30,000 M. starken vereinigten Sachsen und Kaiserlichen nur 20,000 M. entgegenstellen konnte, findet man zuerst des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu sehr gelitten hatten. Etwas Ähnliches hatte die Stellung des Feldmarschalls Torstenson im Treffen bei Jankowitz, wo die kaiserl. Armee in ihrer linken Flanke umging, und hauptsächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünstige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefecht bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch der Reiterei an, und späterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), geb. zu Nürnberg 1471. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied aus Ungarn, der seinen, wegen seines Fleißes sehr geliebten Sohn selbst unterrichtete. Früh entwickelte sich Dürer's Talent, und obgleich er schon im 15. J. große Fortschritte in der väterlichen Kunst gemacht hatte, so entschied sich seine Neigung doch für die Malerkunst. Michael Wohlgemuth, damals

Maler in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre. Nachdem er ausgelernt er auf die Wanderschaft und reiste 1490 durch Deutschland und Elsaß; 1492 er über Kolmar, Basel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Hier te er sein Meisterstück, eine Zeichnung, die den Orpheus darstellte. Seinem r zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fritz zu Nürnberg ter; doch dies unfreundliche Wesen verbitterte in der Folge sein Leben, und mag wol ein frühes Grab bereitet haben. Von s. frühern Arbeiten kennen wir sein s Bild ohne Bart, von 1500, Johannes den Täufer, St.-Onuphrius, die Weisen aus dem Morgenland, von 1504, und eine Maria; außerdem einige erstiche. 1505 ging er nach Venedig, um sich in s. Kunst zu vervollkommnen, ihm B. Pirkheimer ein Capital vorschoß. Seine Geschicklichkeit erregte Neid Bewunderung. Er malte hier die Marter des heil. Bartholomäus für die Marcuskirche, welches Gemälde Kaiser Rudolf kaufte und nach Prag bringen Auch reiste er nach Bologna, um die Perspective genauer zu studiren. Auf s. hatte diese Reise keinen Einfluß. Mit s. Rückkehr, 1507, beginnt die eigent- Zeit s. Meisterschaft. 1520 besuchte Dürer noch einmal, wahrscheinlich zur lung, die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Maxi- n I. ernannte ihn zu s. Hofmaler; Karl V. bestätigte ihn in dieser Würde, und ch ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem lasurblauen Felde silberne oder weiße Schindeln. D. genoß die Achtung der Höchsten und Nie- ; alle Gelehrten und Künstler seiner Zeit ehrten und liebten ihn. Um so mehr d sein Tod in der Kraft s. Jahre (1528) betrauert. Gründlicher Fleiß und igkeit in allem Mechanischen und ein vorherrschendes Talent, das Gegebene und klüche nachzubilden, wodurch er die Richtung der deutschen Kunst bestimmte, nen D. aus. Er war der Erste, welcher in Deutschland die Regeln der Per- tive und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesetzen der Ma- matik lehrte. Zu der Schrift über die Proportion sollen ihn s. Studien, die er zum ufe der Darstellung von Adam und Eva machte, veranlaßt haben. Er bediente nicht nur wie s. Vorgänger des Grabstichels, sondern war der Erste, welcher ei das Ätzen und die Radiernadel anwandte und die Kupferstecherkunst dadurch nutend förderte. Er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu cken, und die gläserne Copirscheibe. Vermittelst seiner großen mathematischen ntnisse war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunst ein förmliches stem zu entwerfen. Er schrieb das erste Buch vom Festungsbau in Deutschland, zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Ver- n, nach bestimmtem Verhältniß entwerfen müsse. Groß war er vorzüglich als traitmaler; täuschende Ähnlichkeit und alle Leidenschaften waren in der Gewalt Pinsels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargestellt, war unverkennbar. Auch andschaften verdienen Bewunderung. Zu s. vorzüglichsten Kupferstichen gehö- : seine Fortuna, die Melancholie, Adam und Eva im Paradiese, Ritter Tod Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die ne Passion in 16 Bl.; zu den vorzüglichsten Holzschnitten, welche ihm beigelegt den: die große Passion in 13 Bl., die kleine Passion, mit dem Titel 37 Stücke, Offenbarung Johannis, mit dem Titel 15 Bl., das Leben der Maria, mit dem tel 2 Bl. Doch hat Bartsch mehr als wahrscheinlich gemacht, daß Dürer nicht bst in Holz geschnitten habe. Er machte bloß Zeichnungen auf Holztafeln, die an von Formschneidern, deren es in jener Zeit viele tüchtige gab, geschnitten wur- n. Aber er war nicht nur ein echt deutscher Künstler, sondern auch ein frommer Mensch. Auch als Schriftsteller war er schätzenswerth. Er arbeitete sogar auf Veredlung und Reinigung der deutschen Sprache hin, worin sein Freund, Willi- bald Pirkheimer, ihm beistand. Seine Schriften, welche später ins Lateinische, französische u. s. w. übersetzt wurden, sind in einer Sammlung herausgekommen

zu Arnheim bei J. Janſen 1603 in Fol. Sein Leben hat J. F. Roth (Leipzig 1791) beſchrieben.

Dürrenberg, 1) der berühmte Salzberg im Herzogthum Salzburg 1 Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich 300,000 Centner Salz bereitet werden. 300 Menſchen arbeiten täglich; die Ausbeute binnen 600 J. (das Werk ward 1123 entdeckt), grenzt ans Ungeheuere. 2) ein Salzwerk, 3 Stunden von Merſeburg an der Saale, das jüngſte in Sachſen, durch den Bergrath Borlach angelegt und erſt ſeit 1763 gangbar; der Kurfürſt von Sachſen erkaufte 1764 das dazu gehörige Rittergut Dürrenberg. Es hat 5 Gradirhäuſer und treffliche Maſchinen, auch wird viel Salz von Artern und Kösen hierher gebracht, wo ſich gute Anſtalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngeſalz verfertigt. In dem am 18. Mai 1815 zwiſchen Preußen und Sachſen geſchloſſenen Vertrage iſt beſtimmt worden, wie viel Salz jährlich aus den Werken von Dürrenberg und Kösen für das Königreich Sachſen geliefert werden ſoll.

Durſt, der Reiz, den das Verlangen nach Flüſſigkeit in Thieren und Menſchen erregt. Durch die Lebensproceſſe im thieriſchen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Erſatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig iſt. Der Durſt und die mit demſelben verbundene unangenehme Empfindung und Erſchlaffung in allen Theilen iſt die Stimme der Natur, wodurch ſie das Geſchöpf auffodert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu erſetzen. Dieſes Bedürfniß iſt aber nicht immer gleich ſtark, ſondern es kommt dabei ſowol auf die genoſſenen Speiſen als auf die Temperatur an, worin daſſelbe ſich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünſtung, und alſo der Abgang der Feuchtigkeiten, am ſtärkſten iſt, trinken alle Thiere und auch der Menſch mehr als im Winter. Kaltblütige und träge Geſchöpfe ertragen den Durſt weit länger als warmblütige und thätige. Die Wuth und die nachherige Erſchlaffung und Ermattung ſind ebenſo ſchreckliche Folgen des Durſtes wie des Hungers. Auch Gewächſe leiden Durſt, erſchlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt ſichtbare und ſchnelle Wirkung. Bei thieriſchen Körpern ſoll ſchon eine äußere Anfeuchtung den Durſt vermindern, und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Duſch (Johann Jakob, däniſcher Juſtizrath und Profeſſor der Philoſophie und Mathematik zu Altona, geb. zu Celle 1725, ſtudirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber ſchöne Wiſſenſchaften und engliſche Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akademiſchen Gymnaſiums zu Altona, wo er ſeit 1756 proviſirt hatte, und ſtarb 1787. Als Dichter hat er ſich vornehmlich in der didaktiſchen Gattung verſucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantaſie, und ſeine Darſtellung iſt bald zu blühend und geziert, bald matt und ſchleppend, und der Lehrzweck durchaus ſichtbar. „Sämmtliche poetiſche Werke" (Altona 1765 — 67, 3 Bde.). Seine Proſa iſt in manchen ſeiner frühern Schriften, z. B. in den „Moraliſchen Briefen zur Bildung des Herzens", geziert und ſchwulſtig, und ſtreift in das Gebiet der Poeſie. Seine Romane (z. B. der viel geleſene „Geſchichte Karl Ferdinands" „Die Pupille") zeichnen ſich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unſittlichen und Schwächlichempfindſamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheile aus. Unter ſ. Schriften wurden die „Briefe z. Bildung des Geſchmacks" (6 Thle., Leipz. 1764, 2. Aufl. 1773 fg.) gerühmt. Die jetzige Kritik urtheilt ungünſtiger über Duſch als ſeine Zeitgenoſſen, Leſſing ausgenommen, der ihn in den „Literaturbriefen" ſtets beſpottet.

Duſſek (Johann Ludwig), geb. zu Haslau in Böhmen, war einer der be-
endſten Pianoforteſpieler und Componiſten für dies Inſtrument, geb. ungefähr
0. Anfangs zeichnete er ſich als Künſtler auf der Harmonika aus, ging dann
6 nach Paris, von da nach London, wo er 1796 eine bedeutende Muſikhandlung
Notenſtecherei in Verbindung mit Correi anlegte. 1800 kam er nach Ham-
, wo er ſich längere Zeit aufhielt, ging in der Folge nach Berlin, und ward der
ere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch ſ. rühmlichen Tod, wie ſchon
er durch ſ. großen Talente, namentlich für Muſik, bekannt gewordenen Prin-
Louis von Preußen, auf deſſen Tod er auch eine ſ. Gefühle ausdrückende So-
unter dem Titel „Elégie“ ſchrieb. Er wurde nachher beim Fürſten von Iſen-
g angeſtellt, trat aber bald in die Dienſte des Fürſten von Benevent, mit dem
ach Paris ging. Als Componiſt zeigt er viel Eigenthümlichkeit, reiche Erfin-
g und ein Feuer des Gefühls, welches ebenſo auch in ſ. trefflichen, ſichern und
ntlich großen Spiele unverkennbar war. Er ſtarb 1812. Ein Verzeichniß ſ.
npoſitionen gibt Gerber.

Düſſeldorf, Hauptſt., Sitz der Regierung des zur preuß. Provinz Jü-
-Kleve-Berg gehörigen düſſeldorfiſchen Regierungsbezirks, ſonſt die Hauptſt.
Herzogthums Berg, breitet ſich auf einer ſchönen Ebene am Rhein aus, und
d an der Südſeite von der Düſſel beſpült, die unter dem Schloſſe ſich mit dem
ine vereinigt. Durch das franz. Bombardement wurde das Schloß und ein
ter Theil der anſehnlichſten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die
adt iſt eine der ſchönſten am Rhein; die Straßen ſind zum Theil regelmäßig an-
gt, und die Häuſer durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Sie enthält
0 H. mit 26,600 Einw., und theilt ſich in die Altſtadt, Neuſtadt und Karls-
t. Die Neuſtadt wurde vom Kurfürſten Johann Wilhelm erbaut. Die Ge-
de ſind Paläſten ähnlich, und die breite Straße iſt mit Linden beſetzt. Die
ltſtadt verdankt ihre Entſtehung dem Kurfürſten Karl Theodor, von welchem
auch den Namen erhielt. In der neueſten Zeit iſt ſie noch mehr vergrößert wor-
n. Sie beſteht aus mehren Vierecken, die einen großen Platz einſchließen. Se-
nswürdig ſind: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der
en Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen ſich das marmorne Mauſoleum
Herzogs Johann auszeichnet; die Jeſuitenkirche, welche jedoch mit Verzieren
überladen iſt; die bronzene Reiterſtatue des kunſtliebenden Kurfürſten Joh.
lhelm, welchem Düſſeldorf ſein Emporkommen verdankt (ſie ſteht auf dem Markte
) iſt von Crepello gegoſſen); die zweite marmorne Statue deſſelben Kurfürſten,
chfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem ſchönen Schloſſe
ſt ſind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jeſui-
collegium, und die ſchöne Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente. Die Gemälde-
erie, die reichſte an Werken von Rubens u. a. großen Meiſtern der niederländi-
en und flamändiſchen Schule, ſonſt die vorzüglichſte Zierde Düſſeldorfs, wurde
h München gebracht; nur die koſtbare Sammlung von (14,241) Originalhand-
hnungen, 23,445 Kupferſtichen und Gypsabdrücken iſt zum Gebrauche der D.
mſtakademie noch vorhanden. Die Stadt hat bedeutende Seiden- und Baum-
llenſpinnereien, Spiegelfabriken, Eſſig- und Seifenſiedereien, auch Zuckerraf-
nerien. Für den Rheinhandel iſt D.'s Hafen einer der beſuchteſten am Fluſſe.
ch der Zwiſchenhandel zu Waſſer und zu Lande iſt nicht unbedeutend. D. hat
e ſogenannte Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Kleveſchen, welche
ſchließlich von neun Schiffern betrieben wird, ſodaß 5 davon die Transporte nach
nſterdam, und die 4 andern die Transporte nach Dortrecht und zurück beſorgen.
n der Nähe der Stadt iſt der Hofgarten mit geſchmackvollen Anlagen.

Dutens (Louis) ſtammte von proteſtantiſchen Ältern aus Tours, geb. da-
ſelbſt 1730, ſtarb in London 1812. Glücksumſtände begünſtigten ſ. wiſſenſchaft-

liche Ausbildung so auffallend, daß er in hohem Alter s. Tage als britischer Hist. graph und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften in London und der schriften in Paris beschloß. Mit Mühe fand er eine Hofmeisterstelle, als ihn mißlungene Versuche im Trauerspiel überzeugt hatten, daß er zum Dichter Anlage habe. Betty Pitt, des großen Chatam Schwester, empfahl ihn an Bruder. Ein Lord, dessen Sohn er unterrichten sollte, bemerkte, daß Dut gründlichen Kenntnissen nicht reich war, und wurde selbst dessen Lehrer, damit Sohn Vortheil davon habe. Viele lebende und todte Sprachen erlernte er nach einander. Der Zögling starb, und D. übernahm den Unterricht der jüngeren Schwester desselben. Als aber das Mädchen sich in ihn verliebte, verließ aus Pflichtgefühl das Haus ihres Vaters. Seitdem bereicherten die Lords Mackenzie, George Pitt, Northumberland, Algernon u. A. ihn mit Pensionen, geistlichen Pfründen und Legaten. Er ging dreimal als britischer Geschäftsträger nach Turin, durchreiste mehrmals ganz Europa, und knüpfte mit den meisten ausländischen Gelehrten persönliche Bekanntschaft an. Die Liste s. oft aufgelegten Werke beweist die Vielseitigkeit dieses Gelehrten, der durch den Umgang mit den höchsten Ständen gebildet, in s. Schriften auch die Geschliffenheit eines Weltmannes legt. In 6 Bdn. gab er Leibnitz's sämmtl. Werke in Genf heraus; sie sind nicht ganz vollständig, übrigens schätzen Mathematiker des Herausg. Verdienst der mathematischen Abtheilung. Durch die beiden Sammlungen: „Le caprice poétique" und „Poésies" machte sich D. als Dichter bekannt. S. „Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes" beweisen des Verf. Belesenheit, zugleich aber auch, daß D. das Wissen und Erfinden der Alten wenig zu hoch stellt. Sein „Tocsin, ou appel au bon sens", den er mehrmals drucken ließ, enthält scharfe Ausfälle auf Voltaire und Rousseau; überhaupt war D. ein Gegner der reformirenden Philosophie und geißelte ihre Helden bei jeder Gelegenheit. Drei s. Schriften über alte Münzen und Denkmünzen änderte er in jeder neuen Aufl., sowie s. Kenntnisse sich erweiterten, oder s. Hypothesen, an denen er reich war, sich beschränkten, in vielen Punkten um. In s. „Oeuvres mêlées" (London, 4 Bde.), findet man auch s. „Logique, ou l'art de raisonner". Sein oft von ihm verbess. „Itinéraire des routes les plus fréquentées" war s. Zeit sehr schätzbar; weniger Verdienst haben s. Denkwürdigkeiten über alte Steine. Historisches Interesse hat s. „Histoire de ce qui s'est passé pour l'établissement d'une régence en Angleterre" (1789). S. „Considérations théologiques sur les moyens de réunir toutes les églises chrétiennes" (ein früher so oft versuchter Entwurf!) wurden mehrmals aufgelegt, weil die Idee einmal von einem Diplomaten und Weltmann ausging. Nach des Vfs. Grille sollte ein Concilium eine allgemeine Concordienformel nach den Beschlüssen der Kirchenversammlungen der ersten 6 Jahrh. aussprechen und dieser die gesammte Christenheit als Glaubensformel ihre Zustimmung ertheilen. Auch in die Genealogie der Romanhelden verirrte sich Dutens, den sein Amt niemals viel beschäftigte, mit „Table généalogique des héros de roman". Allgemeinen Beifall fanden 3 Bde. „Mémoires d'un voyageur qui se reposne" (Paris 1806, deutsch in 2 Bdn. 1807). Der 3. Th. u. d. bes. T.: „Dutensiana", enthält Anekdoten und Bemerkungen. Ein früheres ähnliches Werk war interessanter für die scandalöse Chronik bedeutender Männer s. Zeit; er fand aber für gut, die ganze Auflage, ehe sie sich verbreitete, vernichten zu lassen, und, was selten der Fall ist, erreichte s. Zweck.

Duval (Valentin Jameray), Bibliothekar des Kaisers Franz I., geb. 1695, Sohn eines armen Bauers in dem Dorfe Artonay in Champagne. Im 10. J. wurde Duval Waise; im 14. J. aus s. Geburtsorte durch Dürftigkeit getrieben, hungernd, bald auch von den Blattern befallen, irrte er in dem strengen Winter 1709 auf offenem Felde umher; doch die Vorsehung führte ihn

Einsiedelei, wo ihn Palemon, der gute Eremit, aufnahm; er theilte seine Le-
beise, seine Geschäfte mit ihm und lernte von ihm lesen. Hier ward Duval
n, ohne abergläubisch zu sein. Dann vertauschte er diesen Ruheplatz mit dem
t.-Anne bei Luneville. Vier unwissende Eremiten und sechs ihm zur Hut
ebene Kühe waren s. Gesellschaft, einige Bände von der „Blauen Bibliothek"
dungsmittel; es gelang ihm endlich allein schreiben zu lernen. Ein Abriß der
metik, der in s. Hände fiel, zog s. jungen Geist sehr an. In der Stille eines
des erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie; einige Charten,
Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war das ganze Lehrgeräth
wißbegierigen Knaben. Um sich Geld zum Unterricht zu verschaffen, machte
gd auf die Thiere des Waldes; der Verkauf s. Beute verschaffte ihm nach ei-
n Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Dann fand er ein golde-
geflochenes Petschaft, und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein
länder, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer, doch erhielt er es nur
r der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Er-
nt belohnte ihn Forster so reichlich, daß s. nach und nach aus s. Jagdfonds an-
haffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er auf sein Äuße-
auch nicht das Mindeste verwendete. Während s. Studien bekümmerte sich
val freilich nicht viel um s. Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig.
einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen s. Bücher. Das empörte
val's Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus s. eig-
n Wohnung, und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Su-
lor kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine
mliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin s. Herren ihm völliges
rgessen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studiren zuge-
ben mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch zehn Jahre zu dienen
sprach. Nun war D. gesichert; eifriger als je setzte er s. Selbstunterricht in
n Schatten des Waldes fort, wo s. Kühe weideten. So umgeben von s. Land-
ten, fanden ihn einst die jungen Prinzen von Lothringen. Man machte ihm auf
r Stelle den Vorschlag, s. Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fort-
setzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Frei-
t dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so reißende Fortschritte, daß
Herzog Leopold ihn selbst mit sich 1718 nach Paris nahm, um den Eindruck zu
bachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit
ler Freimüthigkeit, daß alle diese Pracht der Hauptstadt und ihre Opern weit hin-
der Majestät des Auf- und Untergangs der Sonne zurückblieben. Nach s.
ückkehr ernannte ihn Leopold zu s. Bibliothekar und zum Professor der Geschichte
f der Akademie zu Luneville. Diese Stelle, und der Unterricht, den er den dort
direnden jungen Engländern, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatam
and, ertheilte, verschafften ihm die Mittel, s. alte Einsiedelei von St-Änneneu auf-
uen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der
n anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 J. lang wohnte. Kaiser Franz
f ihn nach Wien, um unter ihm eine Medaillensammlung zu bilden. Hier starb
1775. Bei aller Gelehrsamkeit war Duval äußerst bescheiden. Von ihm sind
annt „Oeuvres, précédées de mém. sur sa vie." (Petersb. und Strasb.
84, 2 Bde., 4.). Sein Leben von A. B. Kaiser (Nürnberg 1788, 2. Ausg.).

Duval (Alexandre), Mitglied der Académie franç., einer der beliebtesten
atralischen Dichter unserer Zeit, geb. 1767 in Rennes, widmete sich dem Seedienst
d machte unter dem Admiral Grasse den amerikanischen Krieg mit. Dann ward
als Secretair bei der Deputation der Stände von Bretagne, die sich in Paris be-
nd, angestellt. Verhältnisse bewegen ihn, s. Abschied zu nehmen, und er wurde
s Ingenieurgeograph bei dem Canalbau von Dieppe gebraucht. Seine Leiden-

schaft fürs Theater bewog ihn, 1791 als Schauspieler beim Théâtre français an zutreten. Bald aber riefen ihn die Gefahren des Vaterlandes wieder unter di Waffen, und er machte die ersten Feldzüge des Revolutionskrieges als Freiwillige mit. Eine Zeitlang zum Théâtre français zurückgekehrt, traf ihn das Schicksa aller Schauspieler dieses Theaters, ins Gefängniß geworfen zu werden, und er ent ging, nebst s. Cameraden, dem Blutgerüste nur durch die heldenmüthige Dreistig keit eines Schreibers im Comité der allgemeinen Sicherheit, der es wagte, die An klagedocumente bei Seite zu schaffen. Durch den 9. Thermidor befreit, verließ e das Theater, um sich bloß der Literatur zu widmen, in der er bald für einen de glücklichsten Lustspiel- und Operndichter galt. Man hat von ihm gegen 50 Stück von welchen viele sich auf dem franz. Repertoire erhalten haben. Auch sind vo mehren deutsche Bearbeitungen erschienen, z. B. von „Eduard in Schottland durch Kotzebue, vom „Haustyrannen", einem trefflichen Charaktergemälde, durc Iffland; s. kleinen Opern, z. B. „Maison à vendre", „Le prisonnier", „Ei Tag aus dem Jugendleben Heinrichs V." und andre gehören zu den Lieblingsdar stellungen der franz. und der deutschen Bühne. S. „Oeuvres complètes" (Pa ris 1822 fg., 9 Bde.). S. Bruder, Amaury D. (s. d.), ein gründlicher Kenne der alten und neuen Literatur, hat durch kritisches Urtheil auf s. Bildung vortheilhaf eingewirkt.

Duval (Amury), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, geb 1760 zu Rennes. Er bildete sich früh zum praktischen Rechtsgelehrten, und trat schon im zwanzigsten Jahre mit Auszeichnung als Redner im Parlament von Bre tagne auf, wo er unter Anderm durch die Vertheidigung eines jungen Mannes, wel cher in einem Anfall von Eifersucht seinen Nebenbuhler erschossen hatte, großen Ru erwarb. Er verließ jedoch bald die gewählte Laufbahn, um sich dem diplomatische Fache zu widmen, und wurde 1785 Gesandtschaftssecretair in Neapel. In Italie besuchte er alle Denkmäler des Alterthums, und sammelte während seines mehrjäh rigen Aufenthalts in Neapel reichen Stoff zu einem Werke über die Alterthumskund das er schon lange entworfen hatte. Er blieb auch nach der Dienstentlassung de Gesandten, unter welchem er stand, noch einige Zeit in Italien, um seine Forschun gen fortzusetzen. Als er 1792 in Rom war, erhielt er durch Basseville, damaligen Gesandten der französischen Republik, die Stelle eines Secretairs, und gerieth be dem Pöbelaufstande im Jan. 1793, der dem Gesandten das Leben kostete, selbe in die größte Gefahr. Man führte ihn, als ein Soldat ihn aus den Händen de Volks gerettet hatte, ins Gefängniß, und sobald er nach einigen Tagen seine Frei heit erhalten hatte, brachte man ihn, auf seinen Wunsch, nach Neapel. Bal nachher verließ er eine Laufbahn, die zu einer Zeit, wo alle europäische Höfe de Gesandten der franz. Republik verschlossen waren, keine Aussichten darbot. E widmete sich nun gelehrten Arbeiten, und begann in Verbindung mit Champfor Ginguené, Say und Andern die „Décade philosophique", woran er fortdauern den thätigsten Antheil nahm, bis diese Zeitschrift im J. 1808, wo sie den Name „Revue" angenommen hatte, mit dem „Mercure de France" vereinigt ward, de Duval bis 1814 herausgab. Er gewann während dieser Zeit dreimal den von der franz. Institut ausgesetzten Preis auf Fragen über Gegenstände der Staatswirth schaft, Moral und Alterthumskunde. Schon unter der Regierung des Directo riums erhielt er die Stelle eines Vorstehers der Abtheilung für Wissenschaften un Künste im Ministerium des Innern, und behielt sie bis 1815, wo er das Schick sal fast aller alten Beamten theilte, die durch neue Emporkömmlinge aus der alte Zeit verdrängt wurden. Schon seit 1811 war er Mitglied des Instituts in de Classe für Geschichte und Literatur, der man wieder den wunderlichen alten Name der Akademi. der Inschriften und schönen Künste gegeben hat. Er gehört zu den Ausschuß- [illegible] Fortsetzung der von den Benedictinern angefangenen Geschicht

anz. Literatur bearbeitet. Unter seinen übrigen Schriften sind auszuzeichnen: gekrönte Preisschrift über die Begräbnisse bei den alten und neuern Völkern s sépultures chez les anciens et les modernes"); sein Werk über die mäler von Paris („Paris et ses monumens", 3 Bde., Fol.); die in Verbin- mit seinem Bruder, dem fruchtbaren Theaterdichter, Alexandre Duval, her- gebenen „Abhandlungen und Bemerk. über das Theater der Römer", die 15 füllen sollen. 26.

Dyer (John), Lehrdichter, geb. zu Aberglasney 1700, studirte auf der minsterschule, ward Maler, lebte in sehr beschränkten Umständen, kam von einer nach Italien kränklich zurück, legte den Pinsel nieder, widmete sich dem geist- Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen, und wandte in den letzten J. ns s. Fleiß vorzüglich auf das Lehrgedicht über die Wolle („The fleece", London), worin er diesen widerstrebenden Stoff dichterisch zu behandeln suchte. Am n schätzt man s. poetische Beschreibung des Grongarhügels („Grongar-Hill"), Denham's „Copers-Hill" durch ungesuchte Gedanken, Wärme des Ge- reizende Naturmalerei und sanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Die- rische Landschaftsgemälde erreichten bei weitem nicht seine „Ruins of Rome").

Dyk (Anton von), ein niederländ. Meister und der berühmteste aller Por- taler, geb. zu Antwerpen 1598 od. 1599. Sein Vater war geschickt in der malerei und s. Mutter berühmt als die kunstvollste Stickerin von Landschaften iguren. Heinrich van Palen wurde sein erster Lehrer; da dieser lange in Ita- udirt hatte, und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, so erhielt ngling gleich anfangs eine treffliche Methode; er übertraf bald s. Mitschüler. ts nahm ihn nun in s. Schule auf, und vertraute ihm die Ausführung mehrer Zeichnungen an, zu denen er ihm nur flüchtige Entwürfe gab. Eine Ama- schlacht und die Cartons für die Tapeten, worauf die Geschichte des Decius dargestellt wurde, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des ers; er war bald mehr sein Gehülfe als sein Schüler. Eigne Neigung so- ls die Eifersucht des Rubens bestimmten van Dyk, sich immer ausschließender ortraitmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe auch aus Neid ischt, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu a; doch sprach sich hierin wol mehr die sorgsame Liebe des Lehrers für den viel- chenden Jüngling aus. Dieser malte erst noch drei Gemälde: ein Ecce Ho- nen Christus am Ölberge und die Gemahlin des Rubens für s. Lehrer, wofür ser ein herrliches weißes Roß schenkte, und ihn mit vielen Empfehlungsschrei- ich Italien sendete. Doch wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorfe Sa- n, fesselte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künstler so, daß er ge- Zeit dort verweilte und 2 Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf de- iem s. Geliebte als Madonna dargestellt ist, und auf dem andern er selber als r Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Ru- ot Alles auf, um durch einen kunsterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, sucht und Kunsteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen. Es ; van Dyk riß sich schmerzlich los, und eilte, von Nanni begleitet, nach i, und zuerst nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Tizian und Veronese, und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Colorits an. Reisegeld war verthan, da ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu ma- lam und sich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reise nach wo der Cardinal Guido Bentivoglio sein Beschützer wurde, dessen Porträt ezeichnet schön malte. Dies und die Portraits des dort lebenden Engländers : Sherley und s. Gattin, machten so großes Aufsehen, daß der andern Künst- d ihn nöthigte, wieder nach Genua zurückzukehren, wo er viele Portraits so-

wol als historische Gemälde ausführte, und sich Tizian's großen Styl immer mehr aneignete. Er besuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Pest verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Hier führte er viele große historische Gemälde und Altarblätter aus. Von letztern sind besonders der heil. Augustin zu Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray berühmt. Man erzählt, daß Rubens s. älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, daß aber van Dyk sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin, Helena) noch nicht ganz erloschen war. Um s. Neidern zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Nassau, an s. Hof nach Haag zu kommen. Er malte diesen Fürsten, s. Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden bewundert, daß fast alle Fürsten und Reichen von ihm gemalt sein wollten. Er reiste nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Crucifix und eine Geburt Christi, die er für Dendermonde malte, gehören zu s. schönsten Werken. Van Dyk's Ruhm wuchs so sehr, daß man in England bereits anfing, ihn nicht mit mehr Achtung aufgenommen zu haben. König Karl I. ließ ihn einladen, doch er würde nie dahin zurückgekehrt sein, wenn nicht sein Freund, der Lord Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei s. Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebst s. reich mit Diamanten eingefaßten Bildnisse gab, ihm den Bathorden, ein ansehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk belohnte diese Großmuth durch rastlosen Fleiß, bereicherte England mit s. Meisterwerken, und führte außer einer Menge Porträts viele mythologische und historische Gemälde aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; s. Feste, an denen Fürsten und Damen des ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andern an Glanz und Sinnigkeit, die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten, sie durch ihre Talente zu verschönern. Er hielt sich überdies einen Harem von schönen Mädchen, die er bei seinen historischen Gemälden benutzte. So verschwendete er sein Vermögen, Kräfte und s. Gesundheit; doch würde sein reicher Kunsterwerb ihm das erst ersetzt haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf andre Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruthven, Tochter des schottischen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk besuchte mit ihr Amsterstadt und ging von da nach Paris, wo er wünschte, die Galerie des Louvre zu malen. Da aber Poussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er schnell nach London zurück. Krank und erschöpft schlug er doch dem König den Plan zu einer Deckenmalerei vor, wo die merkwürdigsten englischen Feste und Prachtaufzüge symbolisch gebildet werden, und erbot sich, die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dieß ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42. Lebensjahre 1641 der Tod. Er wurde feierlich in der St.-Paulskirche begraben; der englische Dichter Cowley machte die Grabschrift. Die vorzüglichsten Galerien besitzen Gemälde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Zeichnung und Farbengebung aus; Alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeworfen, flüchtig und kühn, und doch sind die Tinten herrlich und weich verschmolzen, s. halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in einiger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht. Alles ist Leben, nichts weder bunt noch kalt, Alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht, stets der Individualität eines Jeden am angemessensten. Oft wählt er vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht stehen s. Portraits vor uns, und läßt uns klar in die Tiefe s. Wesens schauen. Sehr leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte schwarze Kleidung.

, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend ustellen. Seine spätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Aus- ung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unstreitig auch chnischer Hinsicht ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealstyl er etwas fremd; s. Madonnen sind mehr Eeden- als Himmelskönigginnen. Seine iglichsten Schüler waren David Beek, Bertrand Fouchier und Johann von Neyn.

Dynameter, Vergrößerungsmesser, Augomètre, ein Werkzeug, um Vergrößerung der Fernröhre durch Versuche zu messen. Es besteht aus einer m Röhre, mit einer aufs Genaueste getheilten durchsichtigen Scheibe, die man ie Augenröhre eines Fernrohres steckt, um so den Durchmesser des hellen Bildes lugenglases ganz genau zu messen.

Dynamik, Lehre von den Kräften, wurde sonst als höhere Mechanik, oder nige Theil der mechanischen Wissenschaften genommen, welcher die Natur der egungen fester Körper nach ihren Kraftverhältnissen betrachtet. (S. Mech a-) In der Kant'schen Philosophie wird das Dynamische dem Mathematischen gengesetzt, und man versteht darunter, was sich bloß mit dem Daseln eines es und den Ursachen desselben, ohne Rücksicht auf seine Größe (in der Anschau- beschäftigt; oder wobei bloß auf den Grund s. Daseins als qualitative Kraft en wird, z. B. dynamische Verknüpfung (Syntheſis), welche nicht durch die hauung einer gleichartigen Größe, sondern durch ein dynamisches Verhältniß, in in den Dingen beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Causalität oder Wech- rkung bestimmt wird; dynamische Gemeinschaft, d. i. Wechselwirkung der te eines Dinges und gegenseitiger Einfluß, besonders eine Gemeinschaft durch ung in die Ferne. In der Naturwissenschaft setzte Kant die dynamische An- der Natur der atomistischen oder mechanischen entgegen. (S. Atomen.) te erklärt Alles aus der Masse, und selbst die Bewegung aus der Undurchdring- it absolut-harter und starrer Geundkörperchen. Dagegen wurde die Kant'sche von der Causalität aller Bewegung durch ursprüngliche und ausdehnende te der Materie dynamische Naturlehre genannt. Die dynamische Ansicht neuern Philosophen hat die Masse größtentheils übersehen, und Alles aus blo- kräften zusammenstellen wollen. Die wahrhaft dynamische Ansicht, oder ein misches System der Natur verbindet Beides, ungeachtet sie eine Einheit der und Materie in den Wirkungen der Natur, oder in den Naturerscheinungen ennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den schen Körper das Lebensprincip heißt. — Dynamisten heißen Diejenigen, e die Erscheinungen aus einem solchen Princip herleiten. Endlich wird in der twissenschaft selbst die dynamische Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und ll, der mechanischen (durch Berührung) und der chemischen (durch Verbindung Trennung der Bestandtheile eines Körpers) entgegengesetzt.

Dynast, 1) ein Fürst überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2) ein Frei- Reichsbaron des Mittelalters. Sie stammten zum Theil aus fürstlichen ern ab. (S. Freiherr.) — Dynastie, eine Herrscherfamilie, eine von Herrschern von einem und demselben Geschlecht, auch die Herrschaft selbst.

E.

er 5. Buchstabe des deutschen Abc, unter den Selbstlautern der dritte, bezeich- t der Musik die dritte diatonische Klangstufe unserer heutigen Tonleiter, und von C die große Terze aus. In der Solmisation heißt sie mi oder e la mi. Ton, Tonart.)

Earl, ein alter, jetzt die 3. Stufe des englischen hohen Adels bezeich Titel, aus dem dänischen Jarl entspringend, welcher mit den Dänen nach E kam, und sich, indem er den sächsischen Alderman (Ealdorman) verdrängte, erhalten hat. Er bezeichnete zuerst einen Vorsteher eines größern Districts Kreises, Shire); nach der normannischen Eroberung wurde er Standesb nung auch ohne Amt, besonders unter König Stephan (1135 — 54). rich II. machte zwar noch den Versuch, diese bloßen Titulargrafen wieder absch allein im Gegentheil kamen die wirklichen Grafen als oberste Beamte eines außer Gebrauch, und die Würde der Earls erhielt sich als die erste Stufe des Adels, bis unter Eduard III. die Herzoge und unter Richard II. die Marq erste war Robert de Vere Earl v. Oxford 1385) hinzukamen.

Eau de Cologne, Kölnisches Wasser, eine wasserhelle, ang riechende, geistige Flüssigkeit, welche theils des Wohlgeruchs wegen, theils z regung der Nervenfunctionen gebraucht wird. In dem letztern Falle werden Tropfen davon auch innerlich genommen, gewöhnlich aber riecht man bei Oh ten, Schwächen ꝛc., an Tücher, welche damit befeuchtet sind, und reibt d Schläfegegend, oder auch in andre Stellen, welche schmerzhaft sind, ein. Mittel wird aus Weingeist und aromatischen Kräutern oder flüchtigen Ö verschieden bereitet. — **Eau de Luce** ist eine Verbindung von Bernste flüchtigem Alkali (ammon. liquid.). Es muß weiß wie Milch, ein wa sein, und sich gleichmäßig erhalten. Der Geruch desselben ist stark und du gend, der Geschmack scharf und beißend. Diese Eigenschaften sowol als a Nutzen, den es hat, verdankt es dem Ammonium. Man trägt es in kleine verwahrten Fläschchen bei sich, und gebraucht es bei Ohnmachten als Rie Außerdem reibt man es bei Lähmungen und Rheumatismen ein und be desselben auch gegen die Stiche der Insekten und Vipern.

Ebbe und Flut, die Bewegung des Meeres, vermöge deren das desselben täglich zweimal zu bestimmten Zeiten steigt und fällt. Das Stei die Flut, das Fallen die Ebbe genannt. Durch das heraufsteigende Was bei der Flut das Fließen der Ströme nicht nur an ihren Mündungen, sond eine ansehnliche Strecke heraufwärts gehemmt. Das Steigen sowol als d len erfolgt allmälig. Die größte Höhe erreicht es ungefähr 6 Stunden Zeit, in welcher es die größte Tiefe hatte, und umgekehrt. Ebbe und Flu also ungefähr von 6 zu 6 Stunden regelmäßig auf einander. In den gr tiefen Meeren, besonders zwischen den Wendekreisen steht das Wasser in Gegenden, wo nicht Nebenumstände die Sache ändern, am höchsten, Stunden darauf, nachdem der Mond durch den Mittagskreis des Orts g ist. Diesen höchsten Stand nennt man hohe und volle See. Wenn das einige Minuten gestanden hat, fängt es an westwärts abzulaufen, und erre 6 Stunden s. niedrigsten Stand, welcher die tiefe See heißt. Es dauert d nur einige Minuten, worauf das Wasser von Osten her wieder herz Dieses wechselsweise Steigen und Fallen dauert unaufhörlich fort, de dem Unterschiede, daß die hohe Flut den folgenden Tag um 49 Minut ter als am vorhergehenden eintritt, sowie auch der Mond jeden Tag Minuten später durch den Mittagskreis geht. An solchen Orten, wo d wegung des Wassers nicht durch Inseln, Vorgebirge, Meerengen ꝛc. g wird, zeigt die Ebbe und Flut drei regelmäßige Veränderungen: eine monatliche und jährliche. Aus alles Erscheinungen ergibt sich, daß Eb Flut von dem Einfluß des Mondes und der Sonne auf unsern Erdkör rühren. Dies erkannten schon die Alten, deren Kenntniß aber noch nicht ständig sein konnte als die unsrige, seit man diese Erscheinung in so vielen und namentlich im Weltmeere beobachtet hat, während sich ihre Beobac

nur auf das mittelländische Meer erstreckten, wo Ebbe und Flut bei weitem so bemerkbar sind, wie in andern Meeren. Unter den Neuern stellten Galilei, artes, Kepler u. A. verschiedene Hypotheſen auf, die aber nicht alle Erſcheiten derſelben vollſtändig erklärten. Newton ſah nach Entdeckung ſ. Gravitätse die Wirkungen der Anziehung von Mond und Sonne auf die Gewäſſer der leicht ein und verbreitet ſich darüber im 3. Buche ſ. „Philos. natural. principia mathem.“ beſonders in den Propos. 24, 36 und 37 auf eine ſ. würdige Weiſe. ich ſ. Berechnungen indeß doch nicht auf alle Phänomene erſtreckten, ſo ſetzte riſer Akademie d. Wiſſenſch. 1740 einen Preis über dieſen Gegenſtand aus, r unter mehren Mitbewerbern drei Preisſchriften von Daniel Bernoulli, Macn und Euler (die erſtere und ausführlichſte in franz., die beiden andern in lat. che) veranlaßten, welche dem 3. Bde. der genfer Ausg. von Newton's oben Werke, S. 133, beigefügt ſind und alle hierher gehörigen Unterſuchungen erend behandeln. Es wird darin aus dem Geſetze der Gravitation bewieſen, wenn eine Kugel von beträchtlicher Größe, die mit einer dünnen Lage eines m Weſens umgeben iſt, in allen ihren Theilen gegen einen äußern Punkt oder r gravitirt, die ſie umgebende Flüſſigkeit die Kugelgeſtalt verlaſſen und die eines elliptiſchen Sphäroids annehmen muß, deſſen Achſe gegen den anziehenkörper gerichtet iſt. Je näher nun der Mond der Erde iſt, deſto größer muß Wirkung auf Ebbe und Flut ſein, und eben dieſes gilt von der Sonne; denn hwere des Waſſers gegen dieſe Körper wächſt in demſelben Verhältniß, in m das Quadrat ihres Abſtandes von der Erde abnimmt. Die Trägheit des rs und die Umdrehung der Erde verſpäten indeß nicht nur die Flut, ſondern ndern auch ihre Höhe. Es folgt aus dem Angeführten, daß, unter übrigens n Umſtänden die ſtärkſten Fluten in die Tage des Voll- und Neumondes wo die Wirkungen von Mond und Sonne zu dieſem Erfolge conſpiriren; luten heißen Springfluten, und die betreffende Zeit Springzeit. Mond alsdann zugleich in der Erdnähe, ſo wird die Flut noch beträchtlicher. n großen Fluten, welche im Febr. und Dec. 1825 den Küſtenländern von nd, dem nördlichen Deutſchland u. ſ. w. ſo verderblich geworden ſind, vereiſich einige dieſer Umſtände mit andern Zufälligkeiten, heftigem Sturm u. ſ. w. den oben angegebenen drei Diſſertationen über dieſen Gegenſt. behandelt en ausführlich Lalande in ſ. „Aſtronomie“ 3. Bd. Ferner ſ. m. d. A. und Flut“ in Gehler's „Phyſikal. Wörterb.“, 1. Bd. Eine gedrängte in analyt. Bezuge gewährt auch Bohnberger's „Aſtronomie“ (Tübingen S. 675 fg. D. N.

Ebel (Johann Gottfried), vorzüglicher ſtatiſtiſcher und geologiſcher Schriftgeb. um 1770 zu Frankfurt a. d. O. Als er nach der Vollendung ſeiner en Studien Doctor geworden war, ging er nach Frankreich, wo er mit Sieannt wurde, deſſen Schriften in Deutſchland zu verbreiten er nicht wenig beiUm 1801 kam er nach der Schweiz, wo er meiſt in Zürich lebte. Er durchs Land während ſ. mehrjährigen Aufenthalts nach allen Richtungen mit dem eines naturkundigen Beobachters, und das Ergebniß ſ. Unterſuchung waren Werke, die uns über die natürliche und ſtatiſtiſche Beſchaffenheit der Schweiz zbarſten Nachrichten gegeben und vorzüglich den Reiſenden die beſte Anleitung t haben. S. „Anleitung, auf die nützlichſte und genußvollſte Art die iz zu bereiſen“ (3. Aufl., Zürich 1810, 4 Bde.), das bekannteſte ſ. Werke, Franz. und Engl. überſetzt worden. In ſ. Schilderung der Gebirgsvölker zweiz“ (Tübingen 1798 — 1802, 2 Bde.) entwirft er ein Bild von den nern von Appenzell und Glarus. Die Schrift „Über den Bau der Erde in engebirgen“ (Zürich 1808) wirft zugleich einen Blick auf den Bau der Erde ipt und gibt ſchätzbare Nachrichten über die geognoſtiſchen Verhältniſſe der

Alpen. Zur Zeit der helvetischen Republik erhielt Ebel, als Zeichen der Anerkennung s. Verdienste um die Schweiz, das Bürgerrecht.

Ebeling (Christoph Daniel), geb. 1741 zu Garmissen im Hildesheimischen, studirte zu Göttingen von 1763 — 67 Theologie, besonders Kirchengeschichte und Exegese, welche ihn zu einem genauen Studium der orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, führte. Aber ebenso sehr beschäftigte ihn die vaterländische Geschichte, die classische Literatur der Griechen, Römer und Engländer, das Studium der schönen Wissenschaften, um welches er endlich der Theologie entsagte. Um sich ein andres Fortkommen zu verschaffen, ging er als Hofmeister nach Leipzig, und nahm 1769 eine ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg gestift. Handlungsakademie an. Weil es ihm an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte, so gab er, zunächst für die Handlungsakademie, 1773 seine „Vermischten Aufsätze in englischer Sprache heraus, welche nach und nach 6 Aufl. erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italien., franz., spanische und holländ. Sprache folgen ließ. Aus gleichen Ursachen warf er sich immer mehr in die geographischen Studien, und lieferte Übersetzungen vieler, besonders englischer Reisebeschreibungen. Bald aber wurde er begünstigt durch die Verhältnisse Hamburgs, der Handelsakademie und des Büsching'schen Hauses, noch nähere Quellen geographischer Nachrichten zu benutzen. Besonders beschäftigten ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, vorzüglich die nordamerikanischen Freistaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe von Büsching'schen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den vereinigten amerik. Staaten übernehmen. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunsch des Verfs., s. Werke die erreichbarste Vollkommenheit zu geben, waren Ursachen des langsamen Fortschreitens dieser Arbeit, die aber vollendet ist, wird mit Recht als ein Meisterstück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieses anerkannt, sondern mehr noch in den nordamerikanischen Staaten selbst. Fast alle gelehrte Gesellschaften dieses Landes haben sich beeilt, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt. Dieses sein Hauptwerk führt den Titel „Erdbeschreibung und Geschichte von Nordamerika" (Hamburg 1793 — 99, 5 Bde.). Nach Wurm's Abgange von der Handelsakademie hatte Büsch mit Ebeling gemeinschaftlich die Leitung dieser Anstalt übernommen, und sie gaben die „Handlungsbibliothek" heraus. 17[illegible] Ebeling zum Professor der Geschichte und der griech. Sprache am hamburgischen Gymnasium ernannt, späterhin erhielt er auch die Aufsicht über die hamburgische Stadtbibliothek. Beiden Ämtern hat er bis zu s. Tode (30. Jun. 1817) rühmlich vorgestanden. Die Bibliothek hat er erst geordnet, und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Fast für alle gelehrte Zeitungen Deutschlands hat er im philosophischen und den verwandten Fächern gearbeitet. So wie er in frühern Jahren eine Geschichte der deutschen Dichtkunst für das „Hanöv. Magazin" geschrieben, und von Friedr. Nicolai herausgeg. „Deutsche Bibliothek" mit vielen Beiträgen unterstützt hatte, so besorgte er späterhin den gelehrten Artikel in der „Neuen [illegible] Zeitung". Zu bewundern ist es um so mehr, daß ein offener, freudiger und geselliger Sinn, der ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter machte, diesen nicht verließ, da er fast 30 J. lang an einer Hartohrigkeit litt, die nach und nach in vollkommenen Taubheit wurde, und ihn u. A. auch des Genusses der Tonkunst beraubte, welche er fast leidenschaftlich liebte, und in der er sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte. Er hinterließ zwei Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art sind, eine Landkartensammlung von 9 — 10,000 St. und eine Amerikanische Bibliothek von mehr als 3900 Bdn., welche 1818 durch einen Freund der Wissenschaften, Israel Thorndino, zu Boston in Amerika erstanden, und dem Harvard College daselbst geschenkt worden ist.

C—

Eben (Friedrich Baron v.), seit 1821 General im Dienste der Republik
mbia, geb. 1773 zu Kreuzburg in Schlesien, stammt aus einer 1227 geadel-
Familie, welche 1600 die Freiherrenwürde erhielt, und sich auch Eben und
nen schreibt. Sein Vater, k. preuß. Generallieut. und Ziethen's Nachfolger
Chef des Leibhusarenregiments, starb 1792 an den Folgen einer bei der Ein-
e von Frankfurt a. M. erhaltenen Wunde. Als Fahnenjunker im Reg. s.
es zeichnete sich der junge Eben in dem Feldzuge 1787 gegen die Patrioten in
nd aus; in der Folge als Premierlieutenant in den Feldzügen 1792 u. 1793
die Franzosen. Bei Kreuznach schwer verwundet, diente er hierauf bei den
n Truppen, war Adjutant des Parteigängers, des Obersten Szekuly, und
den preuß. Verdienstorden. 1799 nahm er s. Abschied, wurde Malteserrit-
id trat 1800 in englische Dienste als Rittmeister beim Regiment York Huse-
Nach der Auflösung dieses Regiments beim Frieden 1802 stellte ihn der
von Wales 1803 bei dem 10. Reg. leichter Dragoner, oder Prince of Wa-
own, an. Damals arbeitete er die Dienstinstructionen für die leichte Reite-
d die Fußjäger in der englischen Armee aus; auch errichtete er auf Befehl des
m eine Compagnie leichter Pferde, nach Art der ungarischen Husaren, von
ndern, und sein für die neue Bewaffnung der englischen Cavalerie entworfe-
lanual wurde von dem Oberbefehlshaber, dem Herzoge von York, bei der Ar-
ingeführt. 1806 ward er Major in einem Jägerregiment; 1807 diente er
m Frieden als Freiwilliger in den preuß. Truppencorps, unter dem General
er, und 1808 ging er mit einer Schar ausgewanderter Portugiesen nach
o, wo er im Dec. als Commandant der englischen Truppen angestellt wurde.
der Einschiffung des britischen Heeres bei Corunna bildete Eben aus zerstreu-
glischen Soldaten ein Corps von 1000 M., das zu dem Heere des nachmal.
s von Wellington stieß. Er selbst blieb in Oporto, von wo er die englische
casse und Kriegsvorräthe aller Art nach Lissabon in Sicherheit brachte. Hier
te er aus Deserteurs der franz. Schweizerregimenter ein kleines Corps und
dann im Febr. 1809 eine Abtheilung der Lusitanian Legion nach Galicien,
und der Marquis de la Romana die Bewaffnung des Landes unterstützten.
Portugal zurückberufen, übernahm er in Braga, wo das Volk im Aufruhr
. März 1809 den portug. General Bernardin Gomez Freyre d'Andrade und
b ermordet hatte, den ihm angetragenen Oberbefehl, war aber nicht im
, mit s. undisciplinirten Heerhaufen, der aus 18,000 Ordonnanzbauern
urm) und nicht mehr als 995 regulairen Soldaten bestand, ohne Munition,
als bis zum 20. März sich gegen das vordringende franz. Heer unter Soult
upten. Mit Casse, Fahnen und Kanonen trat er s. Rückzug nach Oporto
er am 26. März den Aufstand des Volks gegen die Anhänger der Franzosen,
chen 15 ermordet worden waren, stillte; aber schon am 29. eroberte Soult
adt mit Sturm, und Eben, welcher die zerstreuten portug. Truppen bei
a wieder sammelte, verlor bei der Plünderung sein Vermögen. Sein Be-
erwarb ihm die Achtung der Nation, sodaß ihn der Bischof von Oporto, Pa-
Fleito, welcher die Revolution gegen die Franzosen leitete, mit einem golde-
uze beschenkte; auch wurden alle von ihm empfohlenen Officiere befördert.
ol fand Lord Beresford, der die portug. Armee, in welcher Eben als Ober-
rkannt worden war, neu organisirte, für gut, ihn, den bisherigen britischen
bloß als Oberstlieutenant bei jener Armee anzustellen. Eben foderte daher
ied, welchen ihm Beresford bewilligte, nicht aber die portug. Regierung,
vielmehr zum Gouverneur von Setuval ernannte. Auf den Befehl des eng-
Gesandten nahm er die Stelle an mit dem Patente eines portug. Obersten.
Folge befehligte er die 2000 M. starke Loyal Lusitanian Legion, in der
t bei Bussaco, in den Linien von Torres Vedras und bei der Verfolgung

Maſſena's 1811 zum engl. Oberſtlieutenant und zum portugieſiſchen Brigadeg ernannt, commandirte er eine Brigade Linieninfanterie in der Schlacht bei Fu d'Onor, bei der Einſchließung von Almeida, vor Rodrigo und bei Badajoz; auf 1812 ein Corps in Spanien, 1813 ward er zum Gouverneur intrino der vinz Traz-os-Montes, und 1814 zum Oberſten in der engl. Armee und zum tanten des Prinzen-Regenten ernannt, aus dem portug. Dienſte aber als d Brigadegeneral, unter dem Vorgeben, er ſei vormals Cavalerieofficier geweſer laſſen, was jedoch ohne die Zuſtimmung der portug. Regierung geſchah. blieb er mit Erlaubniß des Prinzen-Regenten in Portugal, und trug dem Kö Dienſte in der Armee von Braſilien an, wurde aber, auf Betrieb ſ. Feinde, angebliche Verſchwörung des Generals Freyre d'Andrade hineingezog verhaftet. Von allen Angeklagten waren ihm nur zwei Officiere perſönlich bek unter ſ. Papieren fand man nichts, bis auf zwei ihm ohne ſein Vorwiſſen zug neue Briefe ohne Namensunterſchrift, mit verſtellter Hand. Gleichwol w zur Verbannung verurtheilt, wodurch er auch ſ. Anſtellung beim Prinzen-Re verlor. Vergebens hielt er um eine wörtliche Abſchrift ſ. Proceßarten, ſon die Herausgabe ſ. von der portug. Regierung zurückbehaltenen Papiere, militairiſchen Tagebücher u. ſ. w., an. Selbſt in England wurde ſ. Bitt nach engliſchen Geſetzen vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, nicht erfüllt; er muß Land verlaſſen, weil man die Alien-Bill auf ihn anwandte. Eben lebte hier Hamburg, wo er vergeblich bei dem Könige von Portugal zu Rio-Janeiro Reviſion ſ. Proceſſes anhielt. Doch gab ihm der portug. Geſandte in Ha die Verſicherung, daß der König ſein Herr von der Falſchheit der Anklage und Unſchuld völlig überzeugt ſei. 1821 begab ſich Eben nach Südamerika und Republik Colombia ſ. Dienſte an. Obgleich nun der Beſchluß gefaßt war, fremden Officier mehr anzuſtellen, ſo machte doch Bolivar mit dieſem verdie ten Krieger, den Beresford's Haß verfolgte, eine Ausnahme. Baron Eb als Brigadegeneral in die Armee der Republik ein, und hat ſeitdem das Heer niſirt und nach dem Siege Bolivar's im April 1822, zu der Beſetzung von mitgewirkt.

Ebenbaum. Mehre Bäume führen dieſen Namen, z. B. der Bi oder Lauſenbaum (cytisus laburnum), der weſtindiſche Aſpalath (aspalatu nus). Auch ein gewiſſer, drei bis vier Fuß hoher Strauch, der in Kreta und von einigen Syſtematikern in dem Geſchlechte der Wollbäume (antyllis Andern zu einem beſondern (Ebenholz, ebenus) gerechnet wird, führt dieſe nung. Aber keiner von allen dieſen Bäumen liefert das pechſchwarze, ſchwer und feſte Holz, welches gewöhnlich durch den Zuſatz echtes Ebenholz unterſ wird. Der Baum, von dem dieſes berühmte Holz kommt, iſt lange unbeka blieben, und man hat noch bis jetzt keine völlig gewiſſe Nachrichten davon. verſichert man, daß nur der innere Kern das im Handel vorkommende E gebe, und daß das äußere Holz, der Splint, weiß und ſchwammig ſei. übrigens eine weiße Rinde, breite Blätter, wohlriechende Blüthen und eßba Miſteln ähnliche Früchte haben. Die beſte Sorte Ebenholz ſoll auf Ceylon ſein; es wird aber auch ein ſehr ſchwarzes von Madagascar und der afrika Küſte nach Europa gebracht. An Schwere ſoll das ſchwarze Ebenholz alle b Holzarten übertreffen. Es hat einen beißenden Geſchmack, und angezünde ſondirbaren, aber nicht unangenehmen Geruch. Ehemals gebrauchte man Holz als ein auflöſendes, ſchweißtreibendes Mittel. Den ſtärkſten Gebrau chen davon die Ebeniſten und Tiſchler zum Furniren. Das ſogenannte Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es iſt nicht ſchwa dern hat auf dem olivenfarbenen Grunde ſchöne braune Adern. Seine H außerordentlich, weßhalb es einen trefflichen Glanz annimmt. Es werden

musikalische Instrumente verfertigt. — Von ihm haben die Kunsttischler, chreiner den Namen Ebenisten.

Eberhard (August Gottlob), einer der vorzüglichern deutschen Erzähler, '69 zu Belzig, im ehemal. Kurkreise, wo er aber nur bis in sein zweites Jahr a sein Vater in Halle angestellt wurde. Schon im frühesten Knabenalter r Neigung zur Dichtkunst. Als er im 12. J. s. Vater verloren hatte, wurde Pflegesohn in den heitern Kreis der Familie von Madai aufgenommen. Ge- Neigung, doch mit ernstlichem Eifer, studirte er Theologie, bis ein Besuch naligen Richter'schen und Winkler'schen Gemäldesammlungen in Leipzig den gab, eine lebhafte Neigung zur bildenden Kunst in ihm zu entwickeln, wel- sich, aller Hindernisse ungeachtet, eine ziemliche Reihe von Jahren vorzugs- ingab. Er schrieb dabei vielerlei in Prosa und in Versen, ohne an eine öf- Mittheilung zu denken. Als er 1792 in der Ankündig. einer belletrist. ist: „Ida's Blumenkörbchen", das Anerbieten las, annehmliche Beiträge i Louisd'or für den Bogen zu honoriren, klang ihm dies so unglaublich, daß r eine Windbeutelei hielt. Neckend warf er eine kleine Erzählung aufs Pa- ab schickte sie durch einen Dritten an die sogenannte Ida. Das erste Hono- as er dafür erhielt, setzte ihn in den Stand, 1793 Mainz zu sehen, und den von Oppenheim bis Neuwied zu bereisen. Bescheidenheit hielt ihn in den Jahren von weiterer Verfolgung der Schriftstellerbahn ab. Nur zu s. rung schrieb er die Erzählung: „List und List, oder, was ein Kuß nicht ver- die sich im ersten Bande s. „Gesammelten Erzählungen" befindet. Hierauf e er sich in Halle größtentheils wissenschaftlichen Zwecken, besonders bei des Reckel's pathologischen, und bei Reil's mühsamen Untersuchungen der Ner- des Gehirns. — Eine Reise in die sächsische Schweiz 1796 veranlaßte Aesopp Lasleur's sämmtliche Werke" zu schreiben. Vielfältige Aufmunterun- Seiten des Hofraths Becker machten ihn zum Mitarbeiter an dessen Ta- ch und „Erholungen". Nach und nach erschienen von ihm: „Ferdinand r, der arme Fiötenspieler", in 2 Thln., „Gesammelte Erzählungen", in „Fet-Elas", „Federzeichnungen von Ernst Scherzer", und, auf Veran- von Gall's Vorlesungen in Halle, „Ischarioth Kralls Lehren und Thaten". schriftstellerische Thätigkeit wurde gehemmt, seit er nach dem Tode s. Freun- Buchhändlers Schiff, sich der Leitung der Geschäfte der Renger'schen Buch- ig unterzog. In diesem Verhältniß fand er nahe Veranlassung, gegen das des Nachdrucks in Deutschland nach s. Kräften zu kämpfen. Daneben gab Bändchen „Flatterrosen" heraus, und 1812 und 1816 die Monatsschrift e", welche mancherlei Arbeiten von ihm selbst mit und ohne s. Namen ent- Seit 1818 machte er sich die schwierige Aufgabe, eine Felsenhöhe zwischen enstein und Halle in einen Garten zu verwandeln. In glücklichen Familien- issen lebend, bewohnt er jetzt dort ein heiteres Landhaus. Sein neuestes ß: „Hannchen und die Küchlein", ein erzählendes Gedicht in zehn Ab- wurde dreimal aufgelegt.

berhard (Johann August), geb. 1739 zu Halberstadt, gehört unter die r, deren Verdienste größer sind, als ihr Ruhm. Er studirte 1756 in Halle ie, übernahm 1759 eine Hauslehrerstelle, und wurde Conrector und zweiter r an der Hospitalkirche s. Vaterstadt. Noch in dems. J. legte er s. Amter begleitete den Vater s. Zöglings, Freih. v. d. Horst, nach Berlin, wohin ls Präsident der kurmärkischen Kammer berufen worden, und blieb mehre bei ihm, auch nachdem derselbe 1766 Staatsminister geworden war. Die dung mit dieser Familie hatte auf Eberhard's wissenschaftlichen, geistigen selligen Charakter einen höchst vortheilhaften Einfluß. Hier fand er eine an- e Bibliothek, Muße zum Selbststudium und Umgang mit gebildeten Ge-

schäftsmännern und Privatpersonen, wodurch er die große Geschicklichkeit d schriftlichen Ausdrucks und eine Schreibart sich zu eigen machte, die nachher viel s. Zeitgenossen ein Muster wurde. Mit Nicolai und Mendelssohn schloß er d engste Freundschaft. Seines künftigen Fortkommens wegen trat er nach zwei Ja ren in den Predigerstand zurück, und wurde Prediger bei dem berlinischen Arbei hause. Sein Gehalt bei dieser Stelle war sehr gering. Er hoffte, in Berlin bleiben, und schrieb um diese Zeit s. „Neue Apologie des Sokrates" (Berlin 177 Dieses Werk erhielt den Beifall einsichtsvoller und edler Männer in Deutschla und im Auslande, es wurde aber auch von Vielen für anstößig gehalten, daß Prediger auf solche Art über Religionssachen philosophirte, und hatte für ihn ernste Folgen, daß er auf eine bessere Anstellung in Berlin nicht weiter rechnen dur Er nahm daher 1774 die Predigerstelle zu Charlottenburg an, fand aber auch da Schwierigkeiten, bis er zuletzt durch einen ausdrücklichen Befehl König Fri richs II. eingesetzt wurde. 1778 nahm er die durch G. F. Meier's Tod erledi Stelle eines Professors der Philosophie zu Halle an, wo er zum Behuf s. Vorles gen verschiedene Lehrbücher herausgab. 1786 ward er in die berlinische Akade der Wissenschaften aufgenommen, 1805 Geheimerrath und 1808 D. der Theolo Er starb 1809 im nicht ganz geendigten 70. J. Deutschland verehrt ihn als ei klaren populairen Denker und zugleich als einen angenehmen und unterhalten Schriftsteller. Nicht nur in der strengern Methode eigentlicher Lehrbücher, wo s. „Sittenlehre der Vernunft", s. „Vorbereitung zur natürlichen Theologie" „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften", und s. „Geschichte der Phil phie" Beweise sind, sondern auch in der fortlaufend abhandelnden Form, und in mit Unterhaltung verbundenen Belehrung und Überführung des Verstandes i trefflich und musterhaft. Seine „Apologie des Sokrates", s. „Aspasia", (B lin 1782), s. „Handbuch der Ästhetik" (Halle 1803 — 5, 4 Bde.) und m Aufsätze in s. „Vermischten Schriften" (Halle 1784 — 88) sind classisch in di Hinsicht, und durch s. „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" (H 1795 — 1802, 6 Bde., später auch in einem Auszuge) übertraf er Alles, w bisher hierin geschehen war.

Eberhard im Bart, erster Herzog von Würtemberg, geb. 1445, E nach der Theilung der würtemberg. Besitzungen zwischen s. Vater, Graf Lud dem ältern, welcher die uracher, und dessen Bruder, Graf Ulrich dem Vielgelieb welcher die neufener oder stuttgarter Linie stiftete. Eberhards Vater starb in s. sten Mannsalter, und bald nach ihm auch sein erstgeborner Sohn, Ludwig; so f das gesammte Gut des Vaters an Eberhard, der damals noch minderjährig w Bei dem Streite, der über die Vormundschaft entstand, indem neben Ulrich Vaters Bruder, auch noch Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, Bruder s. Mutter Mechtilde, Anspruch darauf machte, geschieht würtembergi Stände, der Ritterschaft und Landschaft, zum ersten Mal Erwähnung 1457. rich wurde Vormund; aber nicht zum Vortheil Eberhards, indem er nicht der W war, s. Mündel zu erziehen und in Ordnung zu halten, sondern ihn ohne Auf und bessere Bildung wild und roh aufwachsen ließ. Eberhard schweifte auf alle aus, und kaum war er 14 J. alt, als er sich sogar heimlich aus Würtemberg fernte, um öffentlich gegen s. Oheim aufzutreten und von ihm zu verlangen, d ihm selbst die Regierung überlassen solle. Unterstützt von Verwandten mütterl Seite, setzte er die Sache durch, und Ulrich wich dem 14jährigen Jüngling, noch eine Zeitlang auf die alte Weise fortlebte, während Andre in s. Namen re ten, und Würtemberg durch eine stürmische Zeit glücklich hindurch führten, b auf einmal zur Besinnung kam, und zum ernsten, würdigen Mann, und b wohlthätigen Regenten für ganz Würtemberg wurde. Eine Andachtsreise, d 1468 nach Palästina machte, war Folge dieser Sinnesänderung; seine Vern

nit der trefflichen Prinzessin Barbara von Mantua, 1474, befestigte ihn darin, r wirkte von nun an in geräuschloser, aber stetiger und ununterbrochener Thä- für das innere Wohl von Würtemberg. Man hatte erkannt, wie schädlich eilung für Land und Familie geworden, welche jüngst unter s. Vater und i geschehen war. Daher schloß er fürs erste mit s. Vettern, den Grafen der von Neufen, so enge Bündnisse, daß jeder Krieg Einer Linie von nun an ein ıschaftlicher für beide wurde; dann verhinderte er das Zerstückeln in noch Theile, vereinigte endlich beide Hälften unter s. Person wieder zu Einem n durch den mit s. Vetter, dem jüngern Eberhard, 1482 zu Münsingen ge- nen Vertrag, und machte Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum s- und Familiengrundgesetz. Eine Reihe von fernern Verträgen änderte und zte endlich diese Verordnung, deren Garantie Kaiser und Reich selbst, bei der hsten Ver nlassung, der Erhebung der würtemberg. Besitzungen zum Her- m, über sich nahmen. Weil er aber in dieser Sache mit einem Manne zu hatte, wie jener jüngere Eberhard, auf welchem sich wegen s. Charakterlosig- rchaus nicht zu verlassen war, und um der Verordnung selbst mehr Kraft und eit zu geben, zog er die 3 Stände, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, Verhandlung, schloß die Verträge mit ihrer Einwilligung, und trug ihnen mer auf, darob zu wachen, daß sie gehalten würden. Desselben Eberhards , der muthmaßlich sein Nachfolger war, kamen noch manche andre Bestim- n in jene Verträge, wodurch er ihm s. Fürstengewalt beschränkte, z. B. daß ts ohne s. Stände vom Lande veräußern, s. Unterthanen nicht mit ungewohn- ıflagen beschwerlich fallen dürfe ꝛc., welche dann späterhin zu eigentlichen sgesetzen wurden, sowie die Ständeversammlungen überhaupt und Mitwir- erselben bei wichtigern Angelegenheiten des Staats hierdurch bei den Wür- gern in Übung kamen. Auf diese Art ist Eberhard im Bart zum Vater der chen Verfassung s. Landes geworden. Durch die Städteordnungen aber, er den Hauptstädten Stuttgart und Tübingen gab, geschah zum ersten Mal für eine gleichförmige Gesetzgebung, durch die Stiftung der Universität Tü- 1471 zum ersten Mal etwas für höhere Bildung in Würtemberg. Obgleich hm selbst, einem Gebot s. Vaters gemäß, kaum Lesen und Schreiben gelehrt fühlte er dennoch späterhin den edelsten Drang, sich als Mann noch auszu- ließ sich von Gelehrten, deren Umgang er liebte, manches Werk der Alten utsche überfetzen, und schrieb manches Merkwürdige, das er gelesen und ge- atte, selbst nieder. Fromm, wie er war, wandte er viel Fleiß darauf, den ungen in den Klöstern s. Landes vorzubeugen, und dieselben so einzurichten, Muster an Tugend und Frömmigkeit für sein übriges Volk würden. Die- olk war er ein Vater; dafür bürgt jenes sein Rühmen vor Kaiser und Für- aß er im dichtesten Walde im Schoß jedes s. Unterthanen sicher übernachten dafür jenes naive Lob s. Volkes, daß wenn der Vater im Himmel stürbe, ater Eberhard ihn ersetzen könnte. Er liebte den Frieden; aber wenn s. Ehre s Wohl des Staats es verlangte, griff er selbst gegen Mächtigere furchtlos Waffen. Gegen Kaiser und Reich erfüllte Eberhard s. Pflichten, wie es wackern Reichsfürsten gebührte. Nie ließ er es weder an Geld noch an Mann- fehlen, wenn die Ehre des Kaisers und Reichs es erfoderten; viel trug er zur ung von Ruhe und Ordnung als oberster Hauptmann des schwäbischen Bun- i. Diese Verdienste erkannte Kaiser Maximilian I., und erhob ihn, ohne uchen und Wissen, zum Herzog, und die unter ihm bereits wieder vereinig- sitzungen der Familie diesseits des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum emberg, auf dem glänzenden Reichstag zu Worms (1495). Es geschah da- nichts Befremdendes, denn längst waren die Grafen von Würtemberg den chen deutschen Häusern beigerechnet; lange vorher bei Leistungen für das Reich

sogar den Kurfürsten gleichgehalten. Nur kurze Zeit genoß der Herzog die Würde; er starb im Febr. 1496, kinderlos. Einige Jahre nach s. Tode rühmte Maximilian, an s. Grabe stehend: „Hier liegt ein Fürst, klug und bieder, wie keiner im Reich; sein Rath hat mir oft genützt". S. J. E. Pfister, „Eberhard im Bart, erster Herzog in Würtemberg, aus echten größtentheils handschriftl. Geschichtsquellen" (Tübingen 1822): eine treffliche Bereicherung der Geschichte.

Ebert (Johann Arnold), Dichter und Übersetzer, besonders engl. P., geb. 1723 zu Hamburg, und erzogen auf dem Johanneum und dem Gymn. daselbst, hatte an Hagedorn nicht bloß einen wohlthätigen Unterstützer, sondern auch ungeachtet des Abstandes ihrer Jahre und damaligen Kenntnisse, einen herzlichen Freund. Die Liebe zur englischen Sprache wurde bei ihm durch dessen Ermunterung geweckt und genährt. 1743 ging E. nach Leipzig, um Theologie zu studiren, zog aber bald die humanistischen Studien vor, und nahm daselbst mit Freunden Giseke und Cramer, an dem „Jünglinge", einer damals sehr geschätzten Wochenschrift, Antheil. Nicht lange nach der Gründung des Carolinums in Braunschweig wurde er 1748 bei der damit verbundenen Pensionsanstalt angestellt und unterrichtete den Erbprinzen, nachherigen Herzog von Braunschweig, in der englischen Sprache. Um diese Zeit faßte Ebert den Entschluß, s. Landsleuten die Werke der besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Übers. bekannt zu machen. Das vorzüglichste, was er davon lieferte, waren Young's „Nachtgedanken" (Braunschw. 1760 — 71, 5 Bde., Leipz. 1790 — 95), deren Übersetzung zu s. Zeit den Ruhm eines der größten Meister in der Übersetzungskunst erwarb, und Glower's „Leonidas". 1753 erhielt er die Stelle eines ordentl. Prof. am Gymnasium, und späterhin den Hofrathscharakter. Bis 1773 lebte er im ehelosen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er, nahe vor der Verbindung, durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er sich und lebte in einer glücklichen Ehe, bis er 1795 starb. Ebert besaß einen lebhaften und feurigen Witz, und eine regsame Phantasie. Seine Schriften erschienen, von ihm selbst noch gesammelt, u. d. T.: „J. A. E. Episteln und vermischte Gedichte", wozu nach s. Tode noch ein Theil gefügt wurde. (Hamb. 1789 und 1795, 2 Bde.) S. Lebensbeschr. findet man in Schlichtegroll's „Nekrolog", 1. Bd.

Ebert (Friedrich Adolf), k. sächs. Hofrath und Bibliothekar, ist einer Deutschlands ersten Bibliographen, geb. am 9. Juli 1791 in Taucha, unweit Leipz., wo sein Vater Diaconus war. Noch in dems. J. wurde dieser als Pfarrer an die Georgenkirche zu Leipzig versetzt; Leipzig wurde sonach Ebert's Vaterstadt. Mehr als der Besuch der Nicolaischule wirkte auf ihn der häusliche Unterricht des vielseitig und gründlich gebildeten Vaters. In der väterlichen Bibliothek wuchs er heran. Dadurch eignete er sich eine Neigung zur Lectüre und mit derselben eine äußere Bücherliebe an, welche der nähere Zutritt zur leipziger Rathsbibliothek, die er noch während s. Schülerjahre als Amanuensis des Unterbibliothekars noch höher ausbildete. Die akademischen Studien, welche er nach dem Tode s. Vaters unter beengenden Verhältnissen begann, galten anfänglich der Theologie und Philologie; aber des zu früh verst. Dippoldt's historische Vorlesungen ließen ihn sich bewußt werden, daß der Geschichte s. überwiegende Neigung gehöre. So gab er sich dieser, sowie der ihm schon früher theuer gewesenen Literargeschichte und Bibliographie mit einem Eifer hin, der vielleicht redlicher als äußerlich brennend war. Nach Vollendung des akademischen Cursus zu Leipzig und zu Wittenberg, an welchem letztern Orte E. 1812 promovirt hatte, nahm er 1813 an mehreren Arbeiten für die neue Organisation der leipziger Universitätsbibliothek Antheil. Schon war er entschieden, sich dem akademischen Leben zu widmen, als er 1814 als Secretair an der k. öffentlichen Bibliothek zu Dresden angestellt wurde. Hier fand er die nächste Veranlassung zu s. bibliographischen Arbeiten. Schon

h die kleine Schrift: „Über öffentliche Bibliotheken, besonders deutsche Uni-tätsbibliotheken" (Freiberg 1811) sich für den Beruf ausgewiesen, in den er wirksam eintrat. Die Reichhaltigkeit der dresdner Bibliothek, die ihm für s. ographischen Studien ein weites Feld öffnete, gab ihm den Muth, sich an ein gemeines bibliographisches Lexikon" (Leipzig 1821, 4.) zu wagen, durch das e beschränktern Ansichten ausländischer Bibliophilie auf den höhern Standpunkt scher Bücherkenntniß erheben könnte. Die rühmlichste Anerkennung hat es ntlich auch in England gefunden. Neben diesem Werke, das wohl hinreichend e, die ganze Kraft jedes nicht unthätigen Mannes in Anspruch zu nehmen, fand och Muße zu andern Arbeiten, die ihm Erholung von einem sauern Berufe den, wozu sein längst vorbereitetes „Leben Friedr. Taubmann's" (Eisenberg 4) und sein „Torquato Tasso, nach Ginguené dargestellt" (Leipzig 1819) und ufsätze in verschiedenen Zeitschriften ꝛc. gehören. Schon 1812 hatte er durch „Diss. Hierarchiae in relig. ac literas commoda" s. Vertrautheit mit dem ttelalter beurkundet, und das Diplom im Voraus verdient, mit dem ihn die kfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1819 beehrte. Wie ig er seitdem für die Zwecke dieses Vereins gewesen, beweisen s. Beiträge zu m Archive. Bei dieser Thätigkeit, zu der auch ein sehr verbreiteter Briefwech- kommt, lebt Ebert doch recht eigentlich auch den innern Geschäften der Biblio- sverwaltung und übt praktisch das, was er als Foderung an s. Collegen in einer legenheitsschrift, die schon zwei Aufl. erlebte („Die Bildung des Bibliothekars" zig 1820, als 2. Thl. erschien s. Schrift: „Zur Handschriftenkunde", Leipz. 25) darzulegen sich gedrungen fühlte. Wie sehr er geeignet war, solche Anfode- gen zu machen, hat er durch s. „Beschreib. der k. öffentlichen Bibliothek zu Dres- " (Leipz. 1822), auch den entferntesten Freunden s. Faches dargethan. Nach r kurzen, aber nicht fruchtlosen Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel, rde E. 1825 nach Dresden als Bibliothekar zurückgerufen. Hier begann er 26 eine Zeitschrift: „Überlieferungen".

Ebioniten, s. Nazarener.

Eccehomo (Welch ein Mensch!) nennt man ein Crucifix, weil nach h. 19, 5, Pilatus in diese Worte der Bewunderung ausbrach, als er sah, mit cher Duldung Christus die Geißelung ertrug.

Echelon, die Leitersprosse. Ein Heer marschirt en échelon oder par elon, wenn es treppenförmig, d. h. in kleinen, gleich weit auf einander folgen- Abtheilungen aufzieht oder vorrückt. Man bedient sich des Angriffs en éche- , um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen, und den an- n aufzusparen, d. h. man rückt den Flügel, mit welchem der Angriff geschieht, n Feinde näher, und hält dagegen den andern zurück. Wenn z. B. eine Brigade n sechs Bataillonen, die in Schlachtordnung aufmarschirt steht, en échelon an- ifen soll, so rücken die zwei Bataillone z. B. des rechten Flügels, erst 100 — 0 Schritt vor, darauf setzen sich die beiden folgenden Bataillone in Marsch, sodaß rechte Flügel dieser 2. Abtheil. auf einer Perpendiculaire marschirt, die den lin- Flügel der ersten Abtheilung berührt; der 2. Abth. folgt dann die 3. der beiden chsten Bataillone in der nämlichen Art u. s. w.

Echiniten, Versteinerungen von Seeigeln, also von lebendigen Seethie- n aus der Classe der Würmer, die noch jetzt in der Schöpfung vorhanden sind. Vgl. Organische Überreste.) Sie werden häufig angetroffen, zuweilen ch auf Äckern, und der gemeine Mann nennt sie Krötensteine, weil er glaubt ß alte Kröten sie erzeugen. Die Gestalt der meisten ist halbkugelig. Sie haben ei Öffnungen, doch nicht immer an derselben Stelle, und sind theils der verstei- erte Kern, theils die versteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo ie Theile der Schalen zusammengefügt waren, erblickt man fast immer im verstei-

nerten Kerne fünf, seltener sechs, doppelte, auf der Halbkugel von oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zustande besetzt sind, werden seltener versteinert gefunden. Die meisten Kerne sind sehr harte Hornsteine und einigermaßen durchsichtig. Von Farbe sind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und schwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne versteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judensteine heißen. Sonst wußte man nicht, wofür man diese halten sollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an dessen Grübchen versteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Diese Stacheln haben eine verschiedene Gestalt, denn manche sind platt und zugespitzt (diese heißen Judennadeln), andre sind glatt, gestreift oder gekörnt, und dabei stumpf und prismatisch; noch andre haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier, das Schachbret. Die Stellung der Truppen en échiquier ist die schachbretförmige Stellung, wo die hintern Abtheilungen auf die Zwischenräume der vordern treffen. Sie wird gewöhnlich bei den Rückzügen gebraucht.

Echo, die Tochter der Luft und der Erde, eine Nymphe, von welcher die Fabel erzählt, Juno habe sie, weil sie ihr durch ihre Schwatzhaftigkeit hinderlich gewesen, den Jupiter bei den Nymphen zu belauschen, in einen Fels verwandelt, doch so, daß sie ihr die Stimme, zur Wiederholung des letzten Worts, das sie von Andern hörte, gelassen habe. Eine andre Erzählung sagt, Echo habe sich in den Narcissus verliebt, und als dieser ihre Liebe nicht erwidert habe, sich dergestalt gegrämt, daß nichts als die Stimme von ihr übrig geblieben sei.

Echo. Wenn der Schall an eine entfernte feste Fläche anschlägt, so prallt er zurück, und man hört ihn nach einer kurzen Zwischenzeit wieder; dieses nennt man Echo oder Wiederhall. Wird der Schall mehrmals wiederholt, welches geschieht, wenn er an Gegenstände, die nicht gleich weit entfernt sind, anschlägt, so hört man ein vielfaches Echo. Dieses geschieht nicht durch ein bloßes Zurückwerfen der schallenden Lufttheilchen, sonst müßte jede Oberfläche eines harten und festen Körpers einen Wiederhall verursachen; sondern es wird wahrscheinlich eine Art von Wölbung des zurückgeworfenen Körpers erfodert, welche mehre divergirende Linien des Schalles wieder zusammenlenkt, und an dem Orte, wo das Echo hörbar sein soll, vereinigt, oder sie wenigstens parallel aussendet, ohne den Schall wieder zu schwächen, sowie ein Hohlspiegel divergirende Lichtstrahlen in einem Brennpunkte vereinigt, oder bisweilen parallel aussendet. Doch ist man in der Theorie von der Zurückwerfung des Schalls noch nicht im Klaren, wahrscheinlich weil man die Beschaffenheit der Flächen, die den Schall zurückwerfen können, noch nicht genugsam kennt. Ferner ist eine gewisse Entfernung des zurückwerfenden Gegenstandes nothwendig, damit das Echo erst eine Zeitlang nach dem Schalle zum Ohre gelange, und von demselben abgesondert gehört werden könne. Beobachtungen zufolge legt der Schall in einer Secunde 1080 par. Fuß zurück. Es würde demnach ein Beobachter, welcher 310 Ellen von dem zurückwerfenden Gegenstand entfernt, und in der Nähe des schallenden Körpers stände, das Echo eine Secunde später als den Schall hören. Ein solches Echo würde also so viele Worte und Sylben wiederholen, als in einer Secunde gehört werden können. Dies heißt ein vielsylbiges Echo. Ist diese Entfernung kürzer, so wiederholt das Echo weniger Sylben; hört man nur eine einzige wieder, so ist es ein einsylbiges. Denn das geübteste Ohr kann in einer Secunde nicht mehr als neun auf einander folgende Töne unterscheiden, und es wird daher zu einem einsylbigen Echo wenigstens ein Zeitraum von $\frac{1}{9}$ Secunde erfodert. Hieraus sieht man, warum gewölbte Gänge und Säle wiederhallen, ohne ein deutliches Echo hervorzubringen. Die Mauern sind zum Theil zu nahe, und machen zum Theil eine ununterbrochene Reihe von verschiedentlich entfernten

lchen aus, und das Ohr kann weder den urſprünglichen Schall vom erſten Echo, h die vielen unmittelbar in einander fließenden Wiederlaute von einander unter- iden. Stehen hingegen mehre einzelne zurückwerfende Flächen in verſchiedenen ıtfernungen, ſo kann jede derſelben ein eignes Echo hervorbringen, wovon das le das ſtärkſte iſt, weil die andern durch den weitern Fortgang in der Luft ge- wächt werden. Da der Schall nach eben den Geſetzen zurückgeworfen wird, nach lchen das Licht zurückprallt, worauf die Katoptrik beruht, ſo nennen Einige die re vom Echo Katoptrik des Schalles, beſſer Kataphonik oder Katakuſ- k. Der Ort des ſchallenden Körpers wird der phoniſche, und der zurückwerfende t oder Gegenſtand der phonokamptiſche Mittelpunkt genannt. Zu den berühm- ten Echos gehört das zu Rosneath in Schottland und das in der Villa Simourtia weit Mailand, welches ein Wort 30 — 40 Mal wiederholt.

Eckhel (Joſeph Hilarius), einer der größten Kenner der Münzwiſſenſchaft, . 1737 zu Enzersfeld in Öſtreich unter der Ens, und von den Jeſuiten erzogen, t er ſehr jung in den Orden, und verwaltete verſchiedene Lehrämter, bis er Pro- ſor der Beredtſamkeit in Wien wurde, und zugleich die Aufſicht über das Münz- inet des dortigen Jeſuitencollegiums erhielt, da unter allen Zweigen der Alter- umskunde, welcher er mit dem größten Eifer oblag, die Münzkunde ihn anzog. as reiche kaiſerliche Münzcabinet und die anſehnlichen Sammlungen vieler Lieb- ber waren die Schulen, wo er durch Vergleichung der alten Münzen nach und ch jenen ſichern und ſchnellen Blick erwarb, der die Prüfung der Denkmäler ſelbſt leichtert und dem gelehrten Kenner das ſcharfe Urtheil gibt, wodurch die wiſſen- ſchaftliche Bildung vollendet wird. Er fand die alte Münzkunde auf einem Stand- unkte, wo ſich das Bedürfniß fühlbar machte, ſie mit treuer Benutzung der Vor- beiten zur Wiſſenſchaft zu erheben, ihre Grenzen abzuſtecken und nach feſten rundſätzen ein lichtvolles Syſtem derſelben aufzuſtellen. Dies war die Aufgabe, r er alle ſ. Forſchungen widmete. Eine Reiſe nach Italien, die er 1772 machte, ıb ihm Gelegenheit, die neue Anordnung der alten Münzen, die ſ. Syſteme zum runde lag, in der reichen Sammlung zu Florenz auszuführen. Nach ſ. Rück- hr 1774 ward er zum Aufſeher des Münzcabinets zu Wien und zum Profeſſor r Alterthumskunde ernannt, und nach der Aufhebung ſ. Ordens widmete er ſich nz ſ. Wiſſenſchaft. Die erſte Frucht ſ. Forſchungen war ſein ausgezeichnetes erk: „Numi veteres anecdoti“, das 1775 in 2 Bdn. 4. erſchien, und worin über 400 unbeſchriebene Münzen bekannt machte. Darauf folgte die neue Aus- be des, urſprünglich von Fröhlich und Khell, ſ. Vorgängern, beſorgten Verzeich- ſſes des kaiſerlichen Münzcabinets, das nach der von ihm eingeführten Methode rdnet iſt. Nach dieſen Vorbereitungen erſchien endlich 1792 der Anfang des erkes, das ihn den größten Münzkennern an die Seite ſtellte: „Doctrina numo- m veterum“, das 1798 mit dem 8. Bde. vollendet wurde. Dieſes treffliche erk umfaßt die ganze alte Münzkunde, deren Theile in lichtvoller Ordnung, bei ter Anwendung einer gelehrten und ſcharfſinnigen Kritik, dargelegt werden. Benige Tage nach der Vollendung deſſelben ſtarb er. Sein Leben erzählt der 1. d. von Schlichtegroll's „Nekrolog“.

Eckhof (Konrad). Dieſer für die Geſchichte des deutſchen Theaters ſo erkwürdige Künſtler, geb. 1720 zu Hamburg, war der Sohn eines Stadtſolda- n und nachherigen Lichtputzers beim Schönemann'ſchen Theater. Als Schreiber ei dem ſchwediſchen Poſtcommiſſair zu Hamburg, in deſſen Dienſten er ſich durch leiß und Ordnung auszeichnete, fand er die Zumuthung, auf die Kutſche der Frau oſtcommiſſairin als Lakai aufzuſteigen, zu erniedrigend, als daß er nicht ſogleich en Dienſt hätte verlaſſen ſollen. Er kam nach Schwerin zu einem Advocaten, er zugleich erklärter Freund der Muſen war, eine anſehnliche Bibliothek, vorzüg- ch theatraliſcher Schriften beſaß, und durch dieſe in Eckhof, der fleißig las, den

Gedanken erweckte, Schauspieler zu werden. So trat er 1740 in Schönemann's Gesellschaft, und debutirte zu Lüneburg. Durch Nachdenken und Fleiß bildete er seine Talente aus; aber ohne Muster, die ihm zum Vorbilde hätten dienen können, mußte er Alles durch und aus sich selbst werden. Die meisten Schauspieler damaliger Zeiten hatten noch Vieles von der ehemaligen Steifheit und Übertriebenheit im Spiele beibehalten. Eckhof traf zuerst das richtige Maß der Nachahmung auf der Bühne. Jeden darzustellenden Charakter faßte er mit allen Eigenheiten und Abstufungen auf, und gab ihn so wieder. Im Tragischen wie im Komischen gleich stark, das Letztere besonders in den Goldoni'schen und Molière'schen Stücken, wußte er seine körperlichen Fehler, z. B. seine hohen Schultern, seinen nicht vortheilhaften Bau, seine dicken Knöchel, ja selbst den Mangel eines treuen Gedächtnisses so zu verdecken, daß man nie etwas davon gewahr ward. Ungemeine Kenntniß des menschlichen Herzens und der Sitten in jedem Stande, Feuer und Richtigkeit in seiner Declamation, passende Action und treffendes Geberdenspiel, eine kräftige, volle, biegsame Stimme, erhoben Eckhof zu einem der ersten dramatischen Künstler. Lange Zeit genoß er daher auch der allgemeinen Achtung in den angesehensten Städten Deutschlands, namentlich in Hamburg, war zuletzt Schauspieldirector in Gotha, und starb hier 1774, bewundert als Künstler, geschätzt als trefflicher nachdrücklicher Redner, als Dichter, als kritischer Kenner der deutschen Sprache, geliebt und geachtet als Mensch, als gesitteter, ordnungsliebender und selbst religiöser Mann, der durch diese Vorzüge zuerst der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen erworben hat.

Eckmühl, Dorf an der Laber, im k. bairischen Regenkreis, denkwürdig durch die Schlacht am 22. April 1809. Als Östreich, durch den in Spanien gegen Napoleons Herrscherplan entzündeten Volkskampf ermuthigt, ohne Bundesgenossen, höchstens auf England und die Pforte vertrauend, alle seine Streitmassen und die vom Erzherzog Johann kaum erschaffene Landwehr, mit einer zuvor nie entfalteten Spannkraft aufbot, um unter des Erzherzogs Karl Heerbefehl (während der rastlose Minister Graf von Stadion nebst dem Herrn von Gentz und Andern, deren freisinnige Proclamationen die deutschen Völker zu den Waffen riefen, die Geschäfte leitete) die politischen Folgen des preßburger Friedens, den Rheinbund und Frankreichs Machtkreis in Deutschland, Polen und Italien zu vernichten, und seine frühere unabhängige Stellung in dem europäischen Staatensystem wieder einzunehmen; als bereits 6 Armeecorps unter dem Generalissimus, Erzherzog Karl, nebst 2 Reserven, 220,000 M. stark, die Isar und München (am 16. April), sowie die Donau und Regensburg (am 20. April) behaupteten, während das 7. Armeecorps, unter dem Erzherzog Ferdinand von Este, 36,000 Mann stark, in das Herzogthum Warschau eindrang, und 2 Armeecorps, zusammen 80,000 Mann, unter dem Erzherzog Johann, nachdem Tirol (am 11. April) für Östreich sich erhoben, Italien bedrohten, da entschied Napoleons Sieg bei Eckmühl den Feldzug von 1809, an der Donau bei Regensburg, und warf Östreich aus dem kühnen Angriffsplane in alle Nachtheile eines gefahrvollen Vertheidigungskrieges zurück. Darum gehört die kurze Geschichte jenes fünftägigen Feldzugs (19. — 23. April) an der Donau, in den Bericht der welthistorischen Schlacht von Eckmühl. Napoleon, der am 13. April von Paris abgereist war, und am 16. dem Könige von Baiern zu Dillingen versprochen hatte, ihn binnen 14 Tagen in seine Hauptstadt zurückzuführen, und ihn größer zu machen als je einer seiner Vorfahren gewesen, nahm am 18. s. Hauptquartier zu Ingolstadt. Hier wollte er die vereinzelten Corps seines Heers unter Davoust, Oudinot und Massena, die Baiern unter Lefebvre u. die Würtemberger unter Vandamme, zusammen 200,000 M., vereinigen; Poniatowski sollte, das russische Hülfsheer erwartend, Warschau, der Vicekönig Eugen sollte Italien, und Marschall Marmont Dalmatien vertheidigen.

r selbst bereitete sich zum Angriff. Deßhalb erkämpfte Oudinot am 19. April bei
f a f f e n h o f e n seine Vereinigung (am 20.) mit Massena, und Davoust, der
n Regensburg heranzog, lieferte an demselben Tage bei T a n n (einem Marktfl.
bairischen Unterdonaukreise) und Rohr, dem Erzherzog Ludwig, den zugleich die
aiern, welche der Kronprinz, Deroi und Wrede, unter Lefebvre's Oberbefehl, an-
hrten, im Rücken angriffen, ein Treffen, worauf er sich, nebst den Baiern, mit
n Heere unter Napoleon vereinigte. Nun griff Napoleon selbst an. Er warf
) nämlich, während Davoust 3 Corps des großen östr. Heers unter dem Erzher-
; Karl beschäftigte, mit den Baiern und Würtembergern, die er durch Anrede be-
sterte, und mit den franz. Scharen, unter Lannes und Massena, bei A b e n s-
r g (Stadt unweit Regensburg) am 20. April auf den kaum 60,000 M. starken,
m Erzherzog Ludwig und dem General Hiller befehligten, linken Flügel des östr.
uptheers. Wrede griff das feindliche Mitteltreffen an, die Würtemberger, un-
Neubronn, umgingen den rechten, und Lannes schlug den linken Flügel; da-
rch wurden Ludwig und Hiller von der Donau und von dem Erzherzog Karl ab-
chnitten. Sie wichen mit großem Verluste nach L a n d s h u t zurück. Hier
n 21.), von Napoleon von vorn und von Massena auf dem rechten Isarufer im
cken angegriffen, wurden sie abermals geschlagen und mit noch größerm Verluste
er die Isar geworfen. Unterdessen hatte Karl nicht nur Regensburg am 20. be-
t, daselbst ein franz. Regiment gefangen genommen und mit dem Corps, das
ter Collowrat aus der Oberpfalz heranzog, sich vereinigt, sondern auch auf dem
hten Donauufer, durch die Wegnahme der Höhen von Abbach, am 21. eine
tellung bei E c k m ü h l, dem Hauptpasse von Regensburg, genommen, von wo er
i der Spitze von 4 Armeecorps, unter Rosenberg, Hohenzollern, Collowrat und
h. von Liechtenstein, den Sieger von Abensberg im Rücken bedrohte, und der
traße nach Donauwerth, das den Besitz von Baiern entschied, sich zu bemächti-
n hoffte. Allein Davoust und Lefebvre hielten ihn am 21. auf, und während
essières am 22. Hiller's Rückzug nach dem Inn verfolgte, zog Napoleon selbst
it den Heertheilen unter Lannes, Massena, den Würtembergern, und den Cui-
ssierdivisionen Nansouty und St.-Sulpice, von Landshut nach der Donau, ge-
n den Erzherzog Karl, und griff ihn um 2 Uhr Nachmittags bei Eckmühl an,
o bereits die Baiern und Davoust im Treffen standen. Dies entschied den Kampf
ie Würtemberger im Vordertreffen eroberten das Dorf Burghausen; hierauf er-
irmte der bairische General Seidewitz mit 2 bairischen Reiterregimentern eine östr.
atterie, welche die Straße von Landshut nach Regensburg bestrich; sofort umflü-
lte nun Lannes die Östreicher auf der linken Flanke, während Davoust, Lefebvre
id Montbrun von vorn angriffen; als hierauf die Östreicher in ihrer zweiten Stel-
ng hartnäckig Stand hielten, nahm das würtembergische Fußvolk das Dorf Eck-
ühl mit Sturm. 16 franz. Reiterregimenter brachen jetzt in die wankenden Li-
en der Östreicher auf der Ebene hinter Eckmühl ein, und warfen sieben östr. Re-
menter in die Flucht. Dadurch ward das östr. Fußvolk umflügelt und in Unord-
ung gebracht. Der Erzherzog Karl selbst rettete sich aus der Mitte eines durch-
ochenen Vierecks nur durch sein schnelles Pferd. So wurden 110,000 tapfere
tr. Krieger, unter einem trefflichen Feldherrn, die auf einem Raume von 3½ Meile
inge standen, von 130,000 M. Franzosen und Deutschen, die sich auf einer Linie
n 8 Meilen ausdehnten, von allen Seiten angegriffen, links umflügelt, im Mit-
ltreffen von Punkt zu Punkt geworfen, und gänzlich geschlagen. In der Nacht
hrte der Erzherzog seine fliehenden Scharen auf Schiffbrücken über die Donau,
o er sie hinter dem schlecht befestigten Regensburg zu seinem Rückzugskampfe auf-
llte. Stürmend verfolgte Napoleon den erfochtenen Sieg. Die franz. Cuiras-
rdivisionen Nansouty und St.-Sulpice warfen beim vierten Angriffe die östr. Rei-
rei, welche Regensburg decken wollte, über die Donau. Noch behaupteten sechs

östr. Regimenter die Stadt, während Karl sein Heer am linken Donauufer auf die Höhen vor Stadt am Hof zog. Endlich schoß das franz.-bairische Geschütz Bresche, stürmend drang die franz. Infanterie unter Lannes in Regensburg ein, und nach blutigem Kampfe in den Straßen wurde Napoleon Meister der Stadt. Regensburg, das die Östreicher von dem Dreifaltigkeitsberge beschossen, gerieth in Brand und wurde geplündert, so auch das mit Regensburg durch die steinerne Brücke verbundene Stadt am Hof, das die Franzosen in der Nacht zum 24. besetzten. Die Östreicher hatten auf dem nahen Berge an der Straße nach Böhmen eine Stellung genommen, und schossen Stadt am Hof in Brand, um ihren Rückzug zu sichern. Napoleon, den am 23. eine matte Kugel leicht am Fuße gestreift hatte, erließ am 24. einen Tagsbefehl, in welchem er verkündigte, die Frucht des fünftägigen Feldzugs der drei gewonnenen Schlachten bei Tann, Abensberg und Eckmühl, und der Gefechte bei Freising, Landshut und Regensburg, seien 100 Kanonen, 40 Fahnen, 50,000 Gefangene, 3 Pontons und 3000 Fuhrwerke; er setzte hinzu: „Binnen 4 Wochen sind wir in Wien". Davoust, Herzog von Auerstädt, erhielt den Titel eines Fürsten von Eckmühl. An dems. Tage hob Napoleon in Regensburg den deutschen Ritterorden in allen Staaten des Rheinbundes auf. — Größer noch waren die strategischen Folgen des Kampfes bei Eckmühl und Regensburg. Der östr. General Jellachich mußte München räumen, wo der König von Baiern am 25. wieder eintraf. Das östr. Hauptheer aber führte der Erzherzog Karl, durch das Corps unter Bellegarde verstärkt, über Cham und Waldmünchen nach Budweis in Böhmen, worauf er dasselbe am linken Donauufer, am Fuße des Bisamberges und im Marchfelde zu einem glorreichern Kampfe, der späterhin bei Aspern und Wagram stattfand, wieder aufstellte. Doch Wien konnte er nicht retten. Denn auf dem kürzern Wege drangen Napoleons Heermassen auf dem rechten Donauufer, ohne den Volksaufstand in Tirol zu achten, über den Inn, dann nach mehren Gefechten, u. a. bei Tittmanig, Salzburg, und vorzüglich bei Ebersberg, wo am 3. Mai Hiller mit 35,000 M., darunter die tapfere wiener Landwehr, einen hartnäckigen Widerstand leistete, und hierauf bei Krems und Stein auf das linke Donauufer sich zog, über die Ems nach Östreichs Hauptstadt vor, die am 12. Mai mit Capitulation genommen wurde. Napoleon nahm am 13. sein Hauptquartier zu Schönbrunn. Vergebens suchte der Erzherzog bei Linz dem franz. Heere in den Rücken zu kommen. Die Würtemberger unter Vandamme, und die Sachsen unter Bernadotte, warfen bei Urfar am 17. Mai das Corps von Collowrat mit Verlust über die Donau zurück. Drei Tage nachher unternahm Napoleon selbst den Übergang über die Donau, was die denkwürdigen Schlachten auf dem Marchfelde, die bei Aspern oder Eßlingen und die bei Wagram zur Folge hatte, wo Karls Feldherrntalent sich glorreicher bewährte als an der Donau bei Regensburg. Hört man den Verf. der Schrift: „Das Heer von Inneröstreich", so war vorzüglich die persönliche Uneinigkeit zwischen den drei Hauptpersonen des Kriegsministeriums, zwischen dem F.-M.-L. Grafen Grünne, dem eigentlichen militairischen Ordner, zwischen dem technisch und wissenschaftlich gelehrten Gen. Quartiermeister, G.-M. Mayer, der aber schon im Febr. 1809 als Commandant nach Brod verwiesen wurde, und dem Freiherrn von Wimpfen, Generaladjutanten des Erzherzogs Karl (man kennt diesen Meinungszwist aus den Briefen des Fürsten de Ligne, des Grafen Grünne und des Gen.-M. Mayer) Schuld an der völligen Abänderung des Mayer'schen Planes der ersten Aufstellung des Heers, nach welchem es von Böhmen aus vordringen sollte, sowie an der hieraus entstandenen Unentschlossenheit in den ersten Bewegungen, bei dem dadurch verspäteten wirklichen Ausbruche des Krieges. K.

Eckstein oder Erstein (Baron v.) trat 1814 beim Einrücken der verbündeten Heere in Belgien öffentlich auf. Von seinen frühern Verhältnissen wußte

n etwas Bestimmtes nicht. Er beschäftigte sich damals, wie man behauptete, mit rsuchen, das Andenken der Bewohner des Landes an die alte Herrschaft aufzu- cken. Blücher fand diesen Eifer zu feurig, und gab Befehl den B. v. E. zu ver- sten, der aber durch öftere Veränderung s. Aufenthaltes den preuß. Gendarmen ging. Erst als Blücher sein Hauptquartier nach Frankreich verlegt hatt, wagte kstein wieder hervorzutreten. Er hörte nun auf, für Östreichs Vortheil zu ar- ten, da dieses weder s. Sendung beglaubigt, noch auch ihm persönlichen Schutz ährt hatte. Dagegen fand er in Belgien selbst mächtige Beschützer. Er ward ch ihre Vermittelung Polizeicommissair in Gent, wo er eifrig bedacht war, die eger zu unterstützen. Das Verwaltungsfach füllte jedoch s. Thätigkeit so wenig , daß er s. Zeit auch dazu benutzen konnte, zahlreiche Aufsätze über die Angele- heiten des Tages zu schreiben, worin er sich zum Verfechter unbeschränkter Herr- aft aufwarf. Man wirft ihm mehre Gewaltschritte gegen Personen vor, die ihm dächtig schienen. Eckstein mußte einige Zeit nachher s. Stelle in Gent aufgeben, rd jedoch als Polizeicommissair im Großherzogthum Luxemburg angestellt, wo n s. alten Wirksamkeit fortfuhr, und u. A. durch Auslieferung eines nach Lu- burg geflüchteten Franzosen, den Frankreich verlangte, das erste Beispiel einer hen Bereitwilligkeit im neuen Königreiche der Niederlande gab. Indeß ward Ausgelieferte späterhin von den Gerichten in Frankreich losgesprochen. Eckstein t später in Frankreichs Dienste und lebt jetzt zu Paris.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa 6 Meilen von Amsterdam, an der iderse gelegen, mit 1060 H., 2800 E., Hafen, Schiffbau, Salzsiederei. Der ndel mit Käse ist sehr wichtig; 1801 wurden 6,660,631 Pfund gewogen. Die uptcintheilung der holländ. Käse ist in süße und saure Milchkäse. Den letztern nt man Kompne- (Kümmel) Käse, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt auch Kastert. Von beiden Hauptabtheilungen gibt es viele Sorten. Die mer Käse gehören sämmtlich zu den süßen Milchkäsen, und werden nach der rbe ihrer Rinde in roth- und weißkrustige getheilt. Es gibt ihrer von 3½ bis 20 und. Der vorzüglichste von allen ist der sogenannte Präsentkäse, der alle Voll- mmenheiten des besten Käses in sich vereinigen muß. Ein Mittelpreis ist 20 bis Gulden für 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine un- euce Menge; ebenso nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet das ze Käseerzeugniß in Holland auf 30 Mill. Pfund.

Edda: zwei Sammlungen alter isländischer Dichtungen, welche, insofern von den nach Island gewanderten Norwegern (Normännern) herrühren, germa- hen Ursprungs, und die Hauptquelle für die nordische Götter- und Heldenge- chte sind. Die erste dieser Sammlungen, welche man die ältere oder Sämun- he Edda nennt, soll von Sämund Sigfusson, einem gelehrten isländischen Geist- en, nebst Are Frode, dem ältesten Geschichtschreiber des Nordens (welcher von 56 — 1133 lebte und zu Paris studirt hatte), veranstaltet worden sein. (Sig- son's Leben hat Arne Magnäus vor dem 1. Theile der Edda ausführlich beschrie- .) Aber sowol dies als daß ihr der allgemeine Name Edda zukomme, ist ge- gnet worden. Sie besteht aus einer Reihe von Gesängen der Skalden und ur- n Sagenliedern, daher die alte Edda (Stammmutter der Poesie). Diese alt- thmische Edda war sonst 400 J. in Island verborgen und vergessen. Ein Theil selben scheint für immer verloren gegangen zu sein. 1643 entdeckte und rettete Bischof Brynjolf Svenson zu Skalholt einen vorzüglichen und immer noch den en Pergamentcodex dieser alten Dichtungen. Seit dieser Zeit wurde die Edda iger bearbeitet, und besonders folgende Theile derselben bekannt gemacht: Beg- mögnlda, Voluspá (Wahrsagungen), Havamaal (erhabenes Gespräch), und necapitule oder das runische Capitel (worin Odin sich s. Stärke in Zauberliedern mt). — Aus diesen damals noch vollständigen Liedern und andern Gesängen ist

(vielleicht 120 J. später) der prosaische Auszug gemacht, welcher den Namen der jüngern Edda führt, und dem Snorro Sturleson, Lagmann auf Island und Truchses des Königs Hakon um 1200, zugeschrieben wird. Dieser Auszug bilde eine Art von System und Cyclus aus jenen Liedern, welches, schon der Zeit wegen nicht mehr als damals geglaubtes Religionssystem anzusehen, sondern, auch der ausdrücklichen Absicht nach, nur neben seiner Sprachlehre und Verskunst der mythologische Theil zu einem Lehrbuche der altnordischen Poesie ist, obgleich sie um wegen der Lücken in den ältern Liedern, aus welchen sie noch häufige Stellen gibt auch in dieser Rücksicht höchst wichtig ist. In der Folge ist das Werk noch umgearbeitet und erweitert worden. Es besteht ebenfalls aus 3 Th., deren erster dogmatisch, der zweite erzählend ist, und der dritte, mit Namen Skalda, in einem alphabetischen Auszuge die poetischen Redensarten enthält, die in den ersten Theile vorkommen. Den isländischen Text dieser Edda hat mit verschiedenen (aber sehr fehlerhaften) Übersetzungen Resenius herausgegeben, Kopenhagen 1665, 4. (Daher heißt sie auch die Resenische Edda.) Eine bessere Ausgabe von Rask, Stockh. 1818. Eine dänische Übersetzung hat Nyerup, Kopenhagen 1808, geliefert, welcher sich überhaupt um die Edda große Verdienste erworben hat. Eine deutsche Übersetzung besitzen wir von Rühs (Berlin 1812). Der erste Th. der ältern oder Sämundischen Edda wurde im Originaltext 1787 von dem Magnäischen Institut belebt durch Suhm's Eifer, mit einer lateinischen Übersetzung und Glossen, beide hauptsächlich von Gudemund Magnäus gearbeitet, bekannt gemacht. Ferner erschien 1818 auch der zweite Th. von dem Magnäischen Institut herausgeg., enthaltend die Volundarquida und alle Gedichte, welche die Verbindung zwischen den skandinavischen und deutschen Heldenalter bilden. Bearbeitungen und Übersetzungen der früher bekannt gewordenen Theile haben unter den Deutschen Denis, Schimmelmann, Gräter, Herder und Fr. Majer geliefert. Einzelne, bisher noch ungedruckte, Sagen der Edda haben v. d. Hagen und Grimm im Original und später auch deutsch herausgegeben. In den Streitigkeiten über die Echtheit und das Alterthum der ältern Edda, welche bis auf die neuere Zeit fortgesetzt worden sind als Zweifler und Gegner besonders Adelung, Schlözer und vor kurzem Rühs aufgetreten. Ihnen stehen entgegen P. E. Müller („Über die Echtheit der Asenlehre und den Werth der Snorrischen Edda", Kopenh. 1811, und „Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte", Kopenhagen 1815), v. d. Hagen, die Gebrüder Grimm, Docen u. A., und es scheint sich die Wahrheit auf ihre Seite zu neigen. Denn nicht nur die innere Wahrheit und die eigenthümliche Ausbildung der Eddalehre, sondern auch geschichtliche Spuren sprechen für das Alterthum und die Echtheit derselben. Über den Zusammenhang der deutschen Nibelungen und des Heldenbuchs mit der Edda sind von den letztgenannten Schriftstellern ebenfalls anziehende Untersuchungen angestellt worden.

Edelinck (Gerard), geb. zu Antwerpen 1649, Maler und einer der größten Kupferstecher, der zwar in s. Vaterstadt die Elemente s. Kunst erlernte, in Frankreich aber s. Talente völlig entwickelte. König Ludwig XIV. fesselte diesen Künstler durch Gunstbezeugungen an sich. Er erhielt den Auftrag, die heilige Familie von Rafael und Alexander's Besuch bei der Familie des Darius von Lebrun in Kupfer zu stechen. Auch stach er das Reitergefecht nach Leonardo da Vinci. Bei größern Blättern nach historischen Gemälden ist oft die Wahl zu bedauern. Die Bilder sind erst durch s. Meisterhand berühmt worden. Eins s. schönsten Blätter ist das Kreuz nach Lebrun. Nicht weniger glücklich war E. in Portraits, deren er eine große Anzahl von den berühmtesten Personen s. Zeitalters hinterlassen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perrault befinden sich mehre davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabstichel, große Manier, correcte, leich-

nung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung er- n die Werke des berühmten Künstlers über alle s. Nation. Edelinck starb als ıtlicher Kupferstecher des Königs und Rath der königl. Malerakademie 1707, ş. alt. Weder sein Bruder noch sein Sohn erreichten ihn.

Edelsteine nennt man alle glänzende, sehr harte, durchsichtige Steine, am Stahle geschlagen, Funken geben, und theils farblos sind, theils mancher- arben zeigen. Ihr blendender Glanz und ihre Seltenheit werden ihnen stets hohen Werth erhalten. Sie werden meistens in ihrer bestimmten regelmäßi- Bestalt in der Erde gefunden; nicht selten schließen sie auch fremde Körper ein, man leitet ihre Entstehung aus der Krystallisation her. Ihre Farben scheinen ner metallischen Beimischung zu verdanken. Sie sind aus verschiedenen Grund- zusammengesetzt, und zwar die meisten aus Kiesel-, Thon- und Kalkerde. e und Felsen sind die Geburtsorte dieser Steine. Diejenigen, die man in Flüs- nd ebenen Gegenden findet, sind durch Wasserfluten aus den Klüften losgeris- nd fortgeführt worden. Viele Edelsteine liegen in einer Umkleidung gemeiner art, die Mutterstein heißt. Man theilt gewöhnlich die Edelsteine in voll- nene oder ganz edle (gemmae), d. i. durchsichtige, und in Halbedelsteine des pretiosi) oder halbdurchsichtige ein; indessen findet bei dieser Eintheilung Willkürliches statt. Edenso ist es auch mit der gewöhnlichen Rangordnung, lgende ist: Diamant, Rubin, Sapphir, Topas, Smaragd, Amethyst, Granat, inth, Beryll, Chrysolith, Carneol, Chalcedon, Achat, Opal, Onyx, Sardonyx, stein und Turmalin. Es gibt kein sichetes Kennzeichen, nach welchem sich Rangordnung dieser Steine bestimmen ließe; denn ihr Werth beruht auf zufäl- Umständen. Sonst setzte man sämmtliche Edelsteine ins Kieselgeschlecht; at der härteste unter allen diese Stelle verloren, und steht unter den brennlichen eralien. Sie dienen hauptsächlich zur Pracht. Die Alten verstanden es noch sie zu schleifen; ihre Steinschneider theilten ihnen dadurch einen größern h mit, daß sie künstliche Figuren darauf eingruben. Griechen und Römer n es in dieser Kunst zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht er- ten, Vollkommenheit gebracht. Die geschnittenen Steine wurden in Ringe t und an den Fingern als Schmuck getragen, oder in Petschaften zum Sie- gebraucht, oder man besetzte auch kostbare Vasen damit. Über die berühmte- Sammlungen s. Daktyliothek. Bei uns werden die meisten Edelsteine nancherlei Weise geschliffen (s. Diamant), in Ringe und dergl. gefaßt und Schmuck getragen, oder zur Besetzung kostbarer Dosen rc. gebraucht. Auch s bei uns mehre Künstler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. chönsten und köstlichsten Edelsteine kommen aus Ostindien; doch übertrifft der ische Granat den orientalischen an Härte und Schönheit. Außerdem findet diese Steine auch in andern Ländern Asiens, in Amerika (besonders Brasilien), elen europäischen Ländern und in Deutschland. In unsern Zeiten versteht auch die Kunst, künstliche Edelsteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe natürlichen so gleichen, daß Kenneraugen erfodert werden, um die Täuschung tdecken. Es werden dazu metallische Glasarten angewendet, welche sich im e mit andern erdigen und salzigen Gläsern vermischen, und ihnen, ihrer ver- enen Natur nach, verschiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieser lichen Edelsteine muß ein reines, durchsichtiges, hartes Krystallglas sein, wo- ch Bleikalk kommt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüssiger macht. ärter diese Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe, und je gleichförmiger nze Masse ist, woraus sie bestehen, desto schöner sind sie. Die Feile, der kei- leser künstlichen Edelsteine widersteht, zeigt bald ihren Ursprung. Auch sind hten Edelsteine schwerer.

Edgeworth von Firmont (Heinrich Allen), Beichtvater Lud- nv.-ker. Siebente Aufl. Bd. III. 28

wigs XVI., geb. 1745 in Irland in dem Flecken Edgeworth-Town. Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher, nahm mit s. Familie den katholischen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich studirte zuerst unter den Jesuiten zu Toulouse, dann auf der Sorbonne zu Paris. Durch s. Frömmigkeit und s. vortrefflichen Charakter erwarb er sich bald so großes Vertrauen, daß die Schwester Ludwigs XVI., die Prinzessin Elisabeth, ihn zu ihrem Beichtvater erwählte. Die Revolution brach aus; die entsetzlichsten Frevel mehrten sich mit jedem Tage; sie nährten sich ihrem Gipfel durch die Einkerkerung des Königs und s. ganzen Familie. Elisabeth war im Gefängniß der tröstende Engel ihres Bruders, und durch sie erhielt Ludwig die erste Nachricht von Firmont, der damals unter dem Namen Essex in Choisy verborgen lebte. Als dem Könige sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, bat er um einen Aufschub von 3 Tagen, um sich auf seine Erscheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geistlichen, den er näher bezeichnen wollte. Dieser Geistliche war Firmont. Der Convent bewilligte diesen Umgang, schlug aber den Aufschub ab. Firmont entledigte sich seines Geschäfts mit der tiefsten Ergebenheit. Er erbot sich selbst, den König auf den Richtplatz zu begleiten. Es geschah. Edgeworth stieg mit auf das Blutgerüst; Ludwig entkleidete sich selbst. Die Büttel warfen ihn unter die Guillotine. Da sagte Edgeworth die Worte: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!" und das Beil fiel. Unter unendlichen Gefahren gelang es Firmont, Frankreich zu verlassen. Er kam 1796 in England an. Pitt bot ihm im Namen des Königs einen ansehnlichen Jahrgehalt an; er lehnte ihn aber ab, weil er die Last nicht vermehren wolle, welche die britische Regierung mit so vieler Güte bereits zu Gunsten der franz. Ausgewanderten auf sich genommen habe. Bald folgte Edgeworth Ludwig XVIII. nach Blankenburg im Braunschweigischen, und von da nach Mitau. Sein edler Charakter hatte sich auch unverkennbar in s. Äußern ausgedrückt, wie folgender Zug beweist. Sein König schickte ihn an den russischen Hof, um dem Kaiser Paul den Orden des heiligen Geistes zu überbringen; und dieser Monarch wurde bei dem Anblick von Firmont's ehrwürdigem Wesen dergestalt ergriffen, daß er sich vor ihm auf die Knie warf und um seinen Segen bat. Wie Edgeworth sein Leben Unglücklichen mit evangelischer Liebe gewidmet hatte, so sollte er es auch im Dienste der Menschheit verlieren. 1807 ward eine Menge franz. Kriegsgefangenen nach Mitau gebracht, wo Edgeworth bei Ludwig XVIII. lebte. Unter ihnen herrschte ein ansteckendes Fieber, das die fürchterlichsten Verwüstungen anrichtete. Firmont, hiervon nicht zurückgescheucht, wurde ihr treuester Verpfleger; er achtete keine Gefahr, aber von der Seuche angesteckt, starb er am 21. Mai 1807. Die Herzogin von Angoulême verpflegte ihn in s. Krankheit, die königliche Familie legte Trauer um ihn an, und Ludwig XVIII. verfaßte seine Grabschrift. S. E.'s Biographie im 4. Hft. der „Zeitgenossen".

Edict (jur.), eine öffentliche Bekanntmachung. Im alten Rom pflegten die höhern Staatsbeamten, welche alljährlich wechselten, beim Antritt ihres Amtes die Grundsätze öffentlich aufzustellen, welche sie bei Verwaltung desselben zu beobachten gedächten. Dies thaten vorzüglich die Ädilen als Oberbauherren und Marktrichter, und die Prätoren, als Oberrichter. Diese jährlichen Bekanntmachungen, worin die Lücken der eigentlichen Gesetze ergänzt und das Recht nach den Bedürfnissen der Zeit fortgebildet wurde, bekamen nach und nach eine gewisse Festigkeit, indem die Nachfolger das Meiste der Vorgänger unverändert beibehielten (edictum tralatitium) und wurden eine Hauptquelle des ganzen römischen Rechtssystems, welche als gegründet auf das amtliche Ansehen seiner Urheber, jus honorarium, dem eigentlichen förmlich gesetzlichen, jus civile, entgegengesetzt wurde. Das edictum praetoris wurde unter K. Hadrian (im J. 131) von Salvius Julianus in eine zweckmäßige Ordnung gebracht (edictum perpetuum) und erhielt förmlich gesetzliche Autorität, wiewol die Prätoren noch ihre Befugniß zu edicir

Zeitlang ausgeübt zu haben scheinen, bis alle gesetzgebende Gewalt in den aus-
ßlichen Besitz der Kaiser kam. Auch sie bedienten sich dabei zuweilen der
tsform, wiewol auch allgemeine Grundsätze häufig in der Entscheidung besonde-
älle (Decrete und Rescripte) ausgesprochen wurden. Seitdem ist der Name
t allgemeinen landesherrlichen Verordnungen gleichbedeutend mit Patent, Man-
Verordnung, Ordonnance u. s. w. geblieben. — Edictalladung, eine
tliche Vorladung, durch offenen Anschlag an mehren Gerichtsstellen und heut-
e Einrückung in Zeitungen, welche dann erlassen werden muß, wenn entweder
ufenthalt des Vorzuladenden unbekannt ist, oder unbekannte Interessenten
ubiger, Erben) zu Wahrnehmung ihrer Rechte aufgefodert werden müssen.
ein competentes Gericht kann den Vorgeladenen gewisse Fristen setzen, in wel-
sie sich bei Verlust ihrer Ansprüche (Präclusion) zu melden haben; Privatauf-
ungen der Art sind ohne rechtliche Wirkung und die neuere Zeit üblich gewor-
i Drohungen, säumige Schuldner mit Nennung ihres Namens öffentlich zu
en, sind eine unerlaubte Selbsthülfe. 37.

Edict von Nantes, s. Hugenotten.

Edinburg, Hauptst. Schottlands, liegt in der zu Südschottland gehöri-
Grafschaft Edinburg oder Mid-Lothian, unweit des Meerbusens von Forth,
er wohlangebauten Gegend. E. hat sich im letzten Jahrh. bedeutend vergrö-
die Hafenstadt Leith eingeschlossen, mit welcher es ein fast zusammenhängen-
Ganze bildet, steigt die Zahl s. Einw. jetzt auf 138,000, da es 1687 deren nur
00 zählte. Das eigentliche E. besteht aus der Alt- und Neustadt, und ist
er schönsten und häßlichsten Städte zugleich. Die Altstadt hat nämlich schlecht
te Häuser und enge winklige Straßen; die erstern liegen auf und an einer An-
, über und unter einander, und einige derselben haben, von einer Straße aus
en, zehn Stockwerke, während sie von der andern nur zwei oder drei zählen.
tiefe Kluft, welche den Namen North-Loch führt, trennt die Altstadt von der
he, auf welcher die Neustadt liegt. Die Verbindung zwischen diesen getrenn-
Theilen Edinburgs wird durch zwei Brücken, die Nord- und Südbrücke, be-
t. Erstere, ein Meisterstück der Baukunst, ist 310 Fuß lang, und besteht aus
kühnen Bogen, von 68 Fuß Höhe, welche, besonders wenn man sie von unten
chtet, eine höchst malerische Wirkung hervorbringen, und sowol durch ihre
tigkeit als durch ihr schönes Verhältniß gefallen. Die zweite Brücke geht über
i der Vertiefung stehenden Häuser hinweg, und gewährt das sonderbare Schau-
daß man von ihr auf die in der Straße Wandelnden hinabsehen kann. Gänz-
on der Altstadt verschieden ist die Neustadt, die sich mit den schönsten Städten
ropa messen kann. Hier durchschneiden sich die 3 — 4000 Fuß langen und
100 Fuß breiten, mit schönen, aus Quadersteinen erbaueten, Häusern besetz-
Straßen in rechten Winkeln. Zwei große Plätze, St.-Andrew's-Square und
lotte-Square, verschönern diesen Theil Edinburgs, der jedoch ein geringeres
ühl von Menschen zeigt als die Altstadt. In dieser ist der alte Palast der
tischen Könige, Holyrood-House genannt, ein großes altmodisches Gebäude,
es ein regelmäßiges Viereck bildet, und dessen Fronte auf beiden Ecken mit
hohen Thürmen geziert ist. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von
nissen der schottischen Könige behangenen großen Saal und die Zimmer, welche
Königin Maria Stuart bewohnte, und die noch ganz in ihrer damaligen Gestalt
ten sind. Man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günst-
Rizzio saß, als die Verschworenen hineindrangen. Auf dem Fußboden des
Saals sieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo
io von den Verschworenen umgebracht wurde. In neuern Zeiten diente dieser
ist eine Zeitlang der vertriebenen franz. Königsfamilie zum Wohnsitze. Auf
n steilen Felsen, dem höchsten Theile der Erhöhung, worauf die Altstadt ge-

baut ist, erhebt sich das mit Kanonen besetzte Castell. Es hat nichts Anziehendes als s. Lage, welche eine Aussicht auf die labyrinthischen Gassen der Altstadt, auf die Neustadt, die Umgebungen der Stadt, das Meer und die Gebirgskette des Hochlandes gewährt. Zu den schönsten Gebäuden der Altstadt gehören: das neue Universitätsgebäude (seit 1789 erbaut), die mit einem Aufwande von 75,000 Pf. St. erbaute Bank, das Parlamentshaus und die Börse. In der Neustadt zeichnet sich das 1774 erbauete prächtige Registeroffice oder Generalarchiv von Schottland aus. Unter Andern zeigt man darin die Originalurkunde der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterschrieben. Auf dem Caltonhill, einem Hügel bei der Neustadt, ist die Sternwarte und Nelson's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innerm eine Wendeltreppe bis zur Spitze hinauf führt, und in deren hohem Fußgestell Zimmer angebracht sind. Unter den milden Anstalten Edinburgs steht das große Hospital, von einem patriotischen Goldschmiede, George Heriot, 1650 gestiftet, oben an; auch Watson's und Gillespie's Hospital und das Waisenhaus zeichnen sich aus. An der Spitze der gelehrten Anstalten steht die Universität, von Jakob VI. 1581 gestiftet, die 1826 gegen 2300 Studirende zählte. Am berühmtesten ist von jeher die medicinische Facultät gewesen, die noch jetzt die talentvollsten Männer v. Schottland, einen Duncan, Brewster, Thomson, Gordon, Hope ꝛc., zu ihren Mitgl. zählt. Die Bibliothek der Universität enth. über 50,000 Bde. u. erhielt seitdem durch Ankauf d. verst. Prof. Reimarus in Hamburg Samml. medicin. Dissertationen einen ansehnl. Zuwachs. Bedeutender noch ist die Advocatenbibliothek, für welche einer der schönsten Säle des Parlamentshauses eingerichtet worden ist. Unter den gelehrten Gesellschaften in Edinburg hat sich die royal Society durch gründliche Abhandlungen bemerkbar gemacht. Auch ward hier eine Gesellschaft für Naturgeschichte unt. d. Namen der Werner'schen gestiftet. Als Vorbereitungsschule für die Universität dient die berühmte **High-School** (hohe Schule). E. hat große Kerzengießereien u. Seifensiedereien, wichtige Whisky- (Branntwein) Brennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt schöne Kutschen, Uhren, Blech- und Messingwaaren, und treibt über Leith, einen starken Handel, zu dessen Beförderung drei öffentliche und neun Privatbanken, mehre Assecuranzgesellschaften und eine Börse dienen. Die schon erwähnte Hafenstadt, wohin der Leith-Walk, eine schöne, breite, mit hübschen Häusern und Gärten besetzte Straße führt, ist eng und schmutzig, und hat 15,000 Einw., Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaschen und Gläser liefern, die selbst den englischen vorgezogen werden, bedeutende Seifensiedereien und große Magazine der Edinburger. Merkwürdig sind die in der Umgegend von E. vereinzelt und steil zu einer großen Höhe heraufsteigenden Felsenmassen, von denen mehre eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie sind basaltartig, und haben zum Theil eine prismatische Form. Es erscheinen in E., das mit London den Besitz des englischen Buchhandels theilt, viele größere encyklopädische Werke und berühmte Zeitschriften. (S. Englische Literatur und Encyklopädien.) Die Schatten- oder Kleinstädterseite von E. schildert mit Witz und Laune die Schrift „The modern Athens" (London 1825).

Eduard III., einer der größten Könige Englands, Enkel Eduards I., geb. zu Windsor 1312, kam 1327 auf den Thron, und starb 1377. Es gelang ihm die während seiner Minderjährigkeit verloren gegangene Lehnsherrschaft über Schottland wieder zu erobern. Nach dem Tode des kinderlosen Königs von Frankreich Karl IV., suchte er 1339 die Ansprüche, welche er durch s. Mutter Isabelle, Karls Schwester, auf dieses Reich hatte, gegen den König Philipp VI., aus dem Hause Valois, geltend zu machen. Die gewaltige Schlacht bei Cressy in der ehemaligen Picardie (1346), entschied für die Engländer. Eine Folge derselben war die Eroberung von Calais (1347), welches die Engländer seitdem 210 Jahre hindurch b

en. Nach Philipps Tode (1350) wurde der Krieg gegen dessen Sohn, König hann, fortgesetzt, der (1356) bei Poitiers gegen den Prinzen von Wales, Eduard, Schlacht und mit ihr die Freiheit verlor. Er wurde als Gefangener nach Eng- geführt, und nicht eher losgelassen, als bis er (1360) im Frieden zu Bretigny Engländern verschiedene franz. Provinzen mit der völligen Oberherrschaft ab- . Eduard III. nahm nun den Titel: König von Frankreich, an, den seine chfolger erst in den neuesten Zeiten (7. Nov. 1800) wieder aufgegeben haben. n diesen Eroberungen ging unter Johanns Nachfolger, Karl V., schon Vieles h bei Eduards Leben, das Übrige aber, bis auf Calais und Bordeaux, unter sei- Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Eduard sah die glänzenden Tha- s. Jugend durch das Unglück s. Alters verdunkelt. Sein heldenmüthiger Sohn, Prinz von Wales, Eduard (s. d.) starb vor ihm 1376. Gerechtigkeitsliebe der Eifer, den Handel emporzubringen und die Rechte der Nation zu befestigen, nen Eduards III. Regierung aus; höchstens könnte man ihm eine zuweilen rtriebene Strenge und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, Vorwurf machen. Eduard weckte den Gewerbfleiß der Engländer, und gab fliche Gesetze zur Belebung des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern, er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. Er stiftete (1349) Ritterorden vom blauen Hosenbande, einen der ältesten und angesehensten Or- in Europa.

Eduard, Prinz von Wales und erster Herzog von Cornwall, bekannter er dem Namen der schwarze Prinz, Sohn König Eduards III., empfing 1362 s. Vater die Belehnung über die Grafschaft Poitou und die Fürstenthümer uitanien und Gascogne, und vermählte sich mit Johanna, Tochter Eduards ntagenet, Grafen von Kent. Kurz darauf (1363) suchte Peter der Grausame, er von seinem natürlichen Bruder, Heinrich, aus Castilien vertrieben worden , Hülfe bei Eduard, der sich in Guienne befand, und der Prinz versprach ihm, en Abtretung von Biscaya, ihn wieder auf den Thron zu setzen, ging auch mit em bedeutenden Heer über die Pyrenäen, schlug Heinrich bei Navarette, und te s. Freund Peter wieder ein, ward von diesem aber mit Undank belohnt, und lt nichts, denn während dieses Zuges hatte der Krieg zwischen England und nkreich sich erneuert, Eduard mußte nach Guienne zurück, und ungeachtet eines hrenden Fiebers ließ er sich in einer Sänfte zur Belagerung von Limoges tra- . Der Platz wurde genommen, und der Sieger ließ, außer der franz. Besatzung en 300 Einw. über die Klinge springen. Darauf ging er nach England; hier er in eine Entkräftung, die ihn im 46. J. s. Alters (1376) zu Westminster hin- te. Von s. Todestage an verloren die Engländer eine Besitzung nach der andern Frankreich. Man weiß nicht, ob Eduard von dem Schrecken, das er unter en Feinden verbreitete, oder von der Farbe seiner Rüstung den Beinamen des warzen Prinzen erhalten hat.

Eduard (Karl), Enkel Jakobs II., K. von England, Sohn von Jakob uard und Clementine, T. des Prinzen Sobiesky, bekannt unter dem Namen Prätendenten, war 1720 zu Rom geboren, wo s. Vater die Freundschaft Papste Clemens XI. und Innocenz XIII. besaß. Als dem letzten Sprößling s dem königl. Hause Stuart ward ihm von der Wiege an jenes Streben ein- aucht, das ihn mit einer Brust voll Muth und kühner Entwürfe schon im 22. s. Lebens forttrieb, um den Thron s. Väter wieder zu erringen. Unterstützt von n römischen Hofe, begab er sich 1742, als spanischer Courier verkleidet, von Rom ch Paris, und es gelang ihm, Ludwig XV. für s. Absicht zu gewinnen. Schon lten zu Dünkirchen 15,000 M. nach England eingeschifft werden, als der eng- e Admiral Norris die franz. Flotte, noch bevor sie in See gegangen war, zer- te. Dies benahm dem franz. Hofe die Lust zu einer zweiten Unternehmung

alle Bitten Eduards waren vergebens, und jetzt beschloß er, durch eigne Kraft sich zu erwerben, wozu man ihm die Mittel versagte. Mit erborgtem Gelde und sieben vertrauten Officieren landete er, wie ein fahrender Ritter, am 27. Jun. 1745 an der nordwestlichen Küste von Schottland, auf einem Schiffe von 18 Kanonen, welches für 1500 M. Gewehre mitbrachte. Der Versuch gelang, und er fand bei den mißvergnügten Großen in Schottland, die mit den ihnen unterthänigen Bergschotten auf s. Seite traten, so viel Anhang, daß er bald an der Spitze eines kleinen Heers stand. Er rückte mit diesem vor, schlug die von Edinburg aus ihm entgegengegangenen Engländer, eroberte die wichtige Stadt Perth, ließ sich daselbst zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, nahm auch Edinburg (19. Sept. 1745), wo er nochmals als Regent ausgerufen wurde, und sich mit Ministern und Generalen umgab. Frankreich schickte ihm neue Unterstützungen. Am 21. Sept. 1745 schlug er bei Preston Pans ein Corps Engländer von 4000 M. Die Gefangenen entließ er. Jetzt war sein Corps 7000 M. stark; mit diesem rückte er weiter vor, und berennte (am 26. Nov.) Carlisle, das nach 3 Tagen sich ergab und ihm viel Waffen lieferte. Nun ließ er s. Vater zum König und sich selbst als Regenten von England ausrufen, verlegte sein Hauptquartier nach Manchester, und sah sich bald nur noch 20 Meilen von London, wo viele Freunde seiner harrten. Die schnellen Fortschritte dieses anfangs verachteten Feindes ließen die englische Regierung schlimme Folgen befürchten, und es wurde ein Theil der in Deutschland stehenden Truppen zurückgerufen. Mangel an Unterstützung, Uneinigkeit und Eifersucht unter den Anhängern des Hauses Stuart, einige begangene Fehler und die Übermacht der Engländer nöthigten den Prinzen Eduard, sich im Anfange 1746 zurückzuziehen. Der Sieg bei Falkirk (23. Jan. 1746) war sein letzter. Er wagte endlich gegen den Herzog von Cumberland das Treffen bei Culloden (27. Apr. 1746), in welchem sein Heer geschlagen und gänzlich zerstreut wurde. Der kaum errungene Thron war verloren, und der Prinz irrte lange in den Wildnissen von Schottland umher, oft ohne Brot, denn 30,000 Pf. St. hatte man in London auf s. Kopf gesetzt. Endlich fand ihn sein Vertrautester, Onell, ein schottischer Edelmann; in einem Kahne retteten sie sich von Insel zu Insel, von Höhle zu Höhle, unter tausend Gefahren, entdeckt zu werden; denn jeder Winkel wurde unaufhörlich nach ihm durchsucht. So traf er bei Lochnarach eine der drei franz. Fregatten, die man zu s. Rettung abgesendet hatte. Am 29. Sept. 1746, nach fünf schrecklichen Monaten seit dem Tage von Culloden, segelte er von Schottland ab, und kam, von Allem entblößt, zu Noseau bei Morlaix in Bretagne an. Prinz Eduard erhielt nun, durch die Verwendung der Marquise von Pompadour, eine jährl. Pension von 200,000 Livres auf s. Lebenszeit, und auch von Spanien eine Rente von 12,000 Dublonen. Der aachner Friedensschluß (1748) nahm ihm jede Aussicht auf den englischen Thron, und als er hörte, daß s. Entfernung aus den franz. Staaten eine Friedensartikel sei, so verleitete ihn s. Erbitterung hierüber zu den größten Ausschweifungen. Er mußte endlich unter Begleitung nach der italienischen Grenze gebracht werden. Nun ging er zu s. Vater, Jakob III., nach Rom; aber auch sein Verhältniß zum römischen Hofe änderte sich nach s. Vaters Tode (1. Jan. 1766). Seine oft lächerlichen Foderungen, die er unter dem Namen eines Grafen v. Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn bei Verlust der Pension, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich noch in s. 52. J. (17. Apr. 1772) mit einer Prinzessin von Stolberg-Gedern. Aber sein rohes Wesen führte 1780 eine Trennung herbei. (S. Albany.) Eduard ergriff das gewöhnliche Rettungsmittel der Unglücklichen, die mit der Welt zerfallen sind, er ergab sich dem Weine. So starb er am 31. Jan. 1788 zu Rom, im 68. J. s. Lebens. Drei Jahre vorher hatte er s. n

liche Tochter aus Frankreich zu sich kommen lassen, sie legitimirt und als Gräfin von Albany aus königl. Machtvollkommenheit zu s. rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die englischen und schottischen Orden schmückten s. Sarg, und sein einziger damals noch lebender Bruder, der Cardinal von York, hielt „dem verstorbenen König Karl" das Todtenamt. Dieser Cardinal von York erhielt von England seit 1799 eine jährl. Pension von 4000 Pfd. St., und starb zu Frascati den 13. Jul. 1807. Vier Jahrh. lang hatten die Stuarte in Schottland und 85 J. in England geherrscht.

E dur, s. E.

Effectenhandel, s. Staatspapiere.

Effendi (wörtlich, Herr), ein Ehrentitel bei den Türken, den sich die Staats- und Civilbeamten, oft auch andre Staatspersonen beilegen, und der gewöhnlich mit dem Namen ihres Amts in Verbindung ausgesprochen wird. So heißt z. B. der kaiserl. erste Leibarzt Hekim-Effendi, der Priester im Serail Imam-Effendi u. s. w. — Der Reis-Effendi oder Reichskanzler ist zugleich Minister der auswärtigen Staatsangelegenheiten, und unterhandelt mit den Gesandten und Dolmetschern der fremden Völker.

Egede (Hans), geb. 1686 in Dänemark, 1707 Prediger zu Wogen in Norwegen, der Apostel der Grönländer. Die dunkele Nachricht, daß das Christenthum schon früher in Grönland verbreitet gewesen, aber durch den Mangel an Lehrern untergegangen sei, machte sein ganzes Mitleid rege. Nach den sorgfältigsten Erkundigungen hört er, daß das östliche Grönland durch Treibeis unzugänglich und das südliche von wilden Menschen bewohnt sei. Nun entschließt er sich, selbst nach Grönland zu reisen, und dessen Einwohnern das Evangelium zu predigen. Aber er hat nicht die Mittel. Die Kaufleute in Bergen mögen keine Speculation nach Grönland wagen, die Regierung weist s. Bitte um Schiffe, Geld und Mannschaft ab, weil sie in Krieg mit Schweden verwickelt sei; die Bischöfe von Bergen und Drontheim loben s. edeln Entschluß, können ihm aber nicht helfen. Seine Frau auch, von gleichen Gesinnungen beseelt, stärkt seinen zuweilen wankenden Glauben. Die bergischen und andre Kaufleute werden der Sache geneigter. Egede bringt eine Collecte von 10,000 Thlr. zusammen, legt sein Amt nieder, erhält, nach abgeschlossenem Frieden mit Schweden, von der dänischen Regierung den Titel eines königl. Missionairs für Grönland mit 300 Thlr. Gehalt, und drei Schiffe, eins, um dort zu bleiben, eins, um die Nachricht von s. Ankunft zurückzubringen, und eins, um auf den Wallfischfang zu gehen. Die Regierung ermuntert die bergischen Kaufleute, eine grönländische Handelsgesellschaft zu errichten. Am 21. Mai 1721 geht Egede mit 46 Personen, als ihr Oberhaupt, an Bord. Der Wallfischfänger verirrt; die beiden andern Schiffe erreichen Grönland, aber eine 12 Meilen lange Strecke von Treibeis scheint die Landung unmöglich zu machen. Endlich gelingt sie am 4. Jun. Der Anblick des Landes ist so kläglich, daß er jeden Andern von dem Gedanken an eine Niederlassung abgeschreckt haben würde, nur nicht den Glaubenshelden Egede. Es wird ein Haus gebaut, und zum Hafen der Hoffnung genannt. Aber der Bekehrung der Grönländer setzen sich noch größere Schwierigkeiten entgegen: die Furcht der Grönländer vor den Fremdlingen, ihre traurige Armuth, welche die selbst armen Gäste im Hafen der Hoffnung mit nichts unterstützen kann, ihre völlige Begriffslosigkeit, der feindselige Einfluß ihrer Zauberer, die unendliche Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen. Die ganze Mannschaft des nutzlosen Kampfes mit aller Art von Elend müde, verlangt mit Ungestüm, nach Dänemark zurückzugehen. Egede selbst entschließt sich dazu; aber der felsenfeste Glaube s. Frau bestimmt Alle zu bleiben, und mit ihr zuversichtlich auf ein Schiff mit der nöthigen Unterstützung aus Dänemark zu hoffen. Und nicht vergeblich!

Am 27. Jun. kam ein Boot mit der Nachricht, daß zwei Schiffe aus Dänemark mit allerlei Bedarf und Briefen angekommen seien, welche die Versicherung der thätigsten Unterstützung enthielten. Indessen hatte Egede s. Sohn Paul biblische Geschichten malen lassen, ob den Grönländern vielleicht ein Begriff beizubringen, oder doch ihre Wißbegierde zu erwecken wäre. Da dies nicht gelang, quartierte er sich mit s. beiden Söhnen bei den Grönländern selbst ein, um ihre Sprache zu lernen. Sorgfältig zeichnete er alle Worte auf, deren Sinn er errieth; that oft mit Lebensgefahr weite Reisen, um die entferntern Grönländer aufzusuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen, welches ihm durch tausend Wohlthaten in einem hohen Grade gelang, oder auch, um neue Handelsvortheile für die Krone aufzusuchen, welche fortfuhr ihm jährlich ein Schiff zu schicken. Was ihm nicht gelang, das gelang s. Söhnen, besonders dem Paul, das Grönländische zu erlernen. Er ließ ihn hierauf J. in Kopenhagen die Gottesgelahrtheit studiren, zum Prediger einweihen und sie zum Nachfolger in Grönland geben. 15 J. hatte Egede, der Vater, in Grönland unter unaussprechlichen Mühseligkeiten zugebracht, und kehrte 1736 nach Kopenhagen zurück, um neue Vorschläge zur Unterstützung der grönländischen Christengemeinde zu thun. Die Regierung ernannte ihn zum Oberaufseher der grönländischen Missionen, und bestätigte s. Sohn Paul im Amte eines dortigen Missionairs. Als das Alter ihn zu s. ehrwürdigen Verrichtungen unfähig machte, zog er sich auf die Insel Falster zurück, und starb daselbst 1758. Seine Schriften sind dänisch geschrieben und auch ins Deutsche übersetzt. Sie beschäftigen sich mit der Naturgeschichte Grönlands und s. dortigen Bemühungen, Erfahrungen und Schicksalen. S. Sohn, Paul Egede, geb. 1708, war vom 12. J. an Gehülfe s. Vaters, kam 1723 nach Kopenhagen, und brachte einige Grönländer mit, um sie in verschiedenen Handwerken unterrichten zu lassen; aber sie starben sämmtlich an den Blattern. Ungeachtet s. großen Neigung zum Seedienst, fügte er sich doch dem Willen des Vaters, studirte die Gottesgelahrtheit, und erhielt das Missionsamt in Grönland. 1734 ging er zu dieser Bestimmung ab, führte neue Colonisten mit sich, und blieb bis 1740 daselbst. In diesem J. kehrte er nach Kopenhagen zurück, erhielt die Stelle eines Kaplans am Hospital zum heil. Geist und den Auftrag, noch ferner für die grönländische Mission zu sorgen. Auch wurde ihm das Directorium am Hospital der Waisenkinder und eine Stelle im Rathe der Missionen gegeben. Im folg. J. ernannte ihn der König zum Bischof von Grönland. Er starb 1780. Man hat von ihm Nachrichten über Grönland, als Auszug eines von 1721 — 88 gehalt. Tagebuchs; dänisch zu Kopenhagen 1789, 12. Ferner ein „**Dictionarium groenlandicum**“ (ebendas. 1754); eine „**Grammatica groenlandica**“; eine Übers. des Evangeliums, der 5 Bücher Mosis, mehrer dänischer Gebete und Liturgien, und der „Nachfolge Christi“, von Thomas a Kempis, ins Grönländische.

S. G—r.

Egeria, eine Nymphe, welche bei den Römern in göttlichem Ansehen stand, und mit welcher der König Numa in einer geheimen Verbindung zu stehen und von welcher er die Gesetze, die er den Römern gab, zu erhalten behauptete. Nach Einigen soll Egeria des Numa Gemahlin gewesen sein.

Egerton (Franz), Herzog von Bridgewater, berühmt durch großartig gemeinnützige Unternehmungen, geb. 1726, gelangte durch den Tod s. Bruders zum Besitze eines unermeßlichen Vermögens. Alsbald beschäftigte er sich mit einem Entwurfe, von dessen Ausführung zahllose Schwierigkeiten s. Vater abgehalten hatten, und erwarb sich das Verdienst, zur Beförderung der inländischen Schifffahrt durch s. großen Anlagen die erste Anregung gegeben zu haben, indem er s. persönl. Eink. auf 400 Pf. jährlich beschränkte, und s. übrigen Einkünfte dem Canalbau widmete. (S. Canäle und Bridgewater Canal.) Der Canal, der des Herzogs Namen führt und in fünf J. vollendet wurde, kostete ungefähr

e Summen, die aber reichlich vergütet wurden, da Manchester und die umlie-
en Städte ihren Bedarf nun allein aus des Herzogs Kohlengruben zogen. Nach
lendung dieses Werks führte der Herzog eine ähnliche Anlage zur Verbindung
Liverpool aus. S. Unternehmungen boten so große Vortheile dar, daß man
allen Seiten das Parlament um Erlaubniß zur Anlage von Canälen bat.
adley hatte den großen Gedanken, eine Wasserverbindung zwischen London,
kol, Liverpool und Hull zu eröffnen, und es gelang ihm auch zum Theil bei s.
elten, da der Herzog 1766 die sogenannte Grand Trunk Navigation begann,
urch die Flüsse Trent und Mersey verbunden wurden. Dieser 90 engl. Mei-
ange und 1777 vollendete Canal verbindet Liverpool und Hull. S. die „De-
ption du plan incliné du canal souterrain, exécuté par François Egerton,
de Bridgewater, dans ses mines de charbon de terre" (Paris 1812).
Herzog starb 1803 unvermählt.

Eginhard (Einard), geb. im Odenwalde, erst Gesellschafter Karls d. Gr.,
geheimer Secretair und Kapellan desselben, und Oberaufseher der kaiserl. Häu-
Nach dem Tode des Kaisers trennte er sich von s. Gemahlin, betrachtete sie
r nur als s. Schwester, trat in den Benedictiner-Mönchsorden und wurde der
Abt des Klosters Seligenstadt, im Darmstädtischen, wo er 839 starb. Er
sich durch sein Genie und s. außerordentlichen Fortschritte in den Wissenschaf-
Karls des Gr., an dessen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe erworben,
in s. Herzen sich so sehr befestigt, daß Karl sich leicht entschloß, s. Tochter Emma
Imma ihm zur Gemahlin zu geben. Daß diese dem schönen Deutschen einst
nächtliche Zusammenkunft in ihrer Wohnung gab, daß während der gefeierten
häferstunde ein tiefer Schnee gefallen war, und Emma den Geliebten, um ihn
tten, auf ihren Schultern über den Schloßhof trug, der früher erwachte Kaiser
die romantische Gruppe gewahr wurde, und, statt zu strafen, das zärtliche
ar verband, ist eine bekannte Erzählung, deren Echtheit jedoch sehr bezweifelt
den ist. Eginhard ist der älteste deutsche Geschichtschreiber, und wir haben von
ein ausführliches, gut geschriebenes Leben Karls des Gr., welches 1711 in 4.
Schmink, mit Erläuter. und einer Biographie versehen, herausgeg. worden ist.
ie besondere Ausg. ist von Bredow (Helmst. 1806). Eginhard's Annalen von
nkreich von 741 — 829 sind ebenfalls 1711 in 4. zu Utrecht erschienen. Noch
man von ihm wichtige Briefe für die Geschichte s. Zeitalters (Frankfurt 1714,
). Man schreibt ihm sogar einen Plan zu, nach welchem das deutsche Meer mit
mittelländischen und schwarzen durch 2 Canäle verbunden werden sollte, von
en der eine die Verbindung zwischen der Mosel und Saone hergestellt, der andre
einen Weg von dem Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral, Graf v.), den Göthe für die Kunst, wie das Schicksal
die Geschichte verewigt hat, ward geb. 1522 in einer vornehmen holländischen
milie. Er widmete sich den Waffen, und erwarb sich unter Karl V., dem er 1544
h Afrika folgte, großen Ruhm. Als General der Cavalerie unter Philipp II. zeich-
e er sich in den Schlachten von Saint-Quentin (1557) und Gravelines (1558)
züglich aus. Als aber Philipp nach Spanien abgereist war, um die Strafgesetze und
Inquisition wiederherzustellen, nahm Egmont an den Unruhen, die in den Nieder-
den sich erhoben, Antheil, bemühte sich jedoch dabei, die Statthalterin der Pro-
zen und die wider sie verschworenen Edeln zum Frieden und zur Mäßigung zu be-
gen. Er schwur sogar in die Hände dieser Prinzessin, „daß er die römisch-katho-
he Religion unterstützen, die Heiligthumsschänder züchtigen und die Ketzer aus-
ten wolle". Doch seine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien und den
rnehmsten Anhängern desselben machte ihn dem Hofe von Aranjuez verdächtig.
und der edle Philipp von Montmorency, Graf Horn, wurden die Opfer des Fa-
tismus und Hasses. Beide ließ der Herzog von Alba, den Philipp II. nach den

Niederlanden geschickt hatte, um die Aufrührer zu dezähmen, zu Brüssel hinrichten. Dies geschah am 5. Juni 1563, in Egmont's 46. J. Er starb mit dem Muthe, der den Helden bezeichnet. Der franz. Gesandte meldete dies Ereigniß s. Hofe mit den Worten: „Ich habe dies Haupt fallen sehen, das zweimal Frankreich zittern machte!" Egmont hatte vorher an Philipp II. geschrieben: „daß er nie etwas gegen die katholische Religion unternommen und nie seine Pflichten als guter Unterthan verletzt habe"; aber man wollte ein schreckendes Beispiel geben. Philipp II. drückte sich hierüber so aus: „er habe diese beiden Köpfe fallen lassen, weil ein Paar solche Lachsköpfe mehr werth seien als mehre Tausende von Fröschen". Egmont's Nachkommenschaft erlosch in Procopius Franz, Graf v. Egmont, der General der Cavalerie des Königs von Spanien und Brigadier der Armeen des Königs von Frankreich war, und kinderlos zu Fraga in Aragonien (1707) im 38. J. starb. S. J. J. de Cloet: „Eloge historique du comte d'Egmont etc." (Brüssel 1825.) (Maximilian von Egmont, Graf v. Büren, Gen. en Chef Kaiser Karls V., der sich in den Kriegen gegen Franz I. auszeichnete, war von einer andern Linie.)

Egoismus. Die Natur hat einem jeden Menschen die Selbstliebe eingepflanzt. Dieser zufolge betrachtet er die Dinge in Beziehung auf sich, inwiefern sie ihm angenehme oder unangenehme Empfindungen machen, ihm nützlich oder schädlich sind. Diese verabscheuet und meidet, jene hingegen liebt und sucht er. Aber aus Selbstliebe wird öfters Selbstsucht (Egoismus), wo das Verlangen nach Befriedigung persönlicher Bedürfnisse die herrschende Begierde wird, sodaß die Pflichten gegen Andre und ihr Wohl nicht mehr berücksichtigt werden. Der grobe, sinnliche oder thierische Egoismus hat die Befriedigung thierischer Bedürfnisse zum Zweck, und ist verabscheuungswerth, er mag nun offenbar oder unter dem Scheine der Bescheidenheit verborgen sein, weil er die Person tief erniedrigt; der feinere betrachtet die höchsten Gegenstände der Menschheit als Genußmittel. Kant unterscheidet einen logischen, ästhetischen und praktischen. Der logische Egoist, sagt er, hält es für unnöthig, sein Urtheil auch am Verstande Andrer zu prüfen. Er zeigt sich in Eigensinn und Paradoriensucht. Der ästhetische Egoist begnügt sich mit seinem Geschmacke, wie sehr auch die Kritik ihn rechtmäßig tadle. Der moralische Egoist endlich ist der, welcher alle Zwecke auf sich einschränkt, der keinen Nutzen sieht, als in dem, was ihm nützt (der Egoismus zeigt sich also auch im Eigennutz, in der Herrschsucht ꝛc.), auch wol, als Eudämonist, bloß im Nutzen und in der eignen Glückseligkeit den obersten Bestimmungsgrund seines Willens findet. Er geht dahin, Andre nur als Mittel anzusehen. Weil nun ein jeder andre Mensch sich auch andre Begriffe von dem macht, was er zu seiner Glückseligkeit rechnet, so ist es gerade der Egoismus, der es so weit bringt, gar keinen Probirstein des echten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allgemein geltendes Princip sein muß. Dem Egoismus kann nur die Denkungsart entgegengesetzt werden, sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu erhalten (Kosmopolitismus).

Ehe (matrimonium). Die höhere und moralische Ansicht der Ehe ist die, daß sie die lebenslängliche Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts unter dem Schutze des Staates ist, und in ihrer Vollkommenheit auf Liebe (s. d.) beruht. In letzterer Hinsicht ist die einfache Ehe (Monogamie) die würdigste Form, obgleich nicht rechtlich nothwendig, ebenso wenig als die vielfache (Polygamie) an sich widerrechtlich ist. Ferner kann sie auch nur freiwillig, mithin durch Vertrag (pactum matrimoniale) geschlossen werden. Sie unterscheidet sich aber von einem bloßen Vertragsverhältnisse dadurch, daß sie außer der zu letzterm nothwendigen Einwilligung noch Manches nothwendig voraussetzt, was nicht von dem Willen der Personen abhängt, und daß die Foderungen derselben an einander nicht auf gleiche Art, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, geltend gemacht werden könne

foderungen der Liebe lassen sich nicht erzwingen, oder der Mensch müßte sich Thier erniedrigen, welches durch Gesetze zu sanctioniren unter der Würde des ts wäre. Daher wird dieses Verhältniß billig durch Religion geheiligt, und ner übersinnlichen Würde der Kirche und dem Gewissen unterworfen; nur was ßere That betrifft, werden rechtliche Bestimmungen und Veranstaltungen vom te festgesetzt, um die Ausschweifungen der Bürger zu hemmen und das heilige der Personen zu bewahren. Da die Liebe die Grundlage der sittlichen Ehen elche der Staat voraussetzt, so erkennt er auch alle sittliche Foderungen dieser ung als Verbindlichkeiten und Rechte der Ehegatten an, und setzt sie als e der letztern voraus. Dazu gehört namentlich die natürliche und zwar aus- ßende Befriedigung des Geschlechtstriebes und die innige Freundschaft der Ehe- n, welche die gegenseitige Unterstützung, Ernährung und Pflege in sich schließt, auch die allgemeine Gütergemeinschaft und das Erbrecht der Ehegatten na- h gegründet ist, nur daß in ersterer Hinsicht dem Manne, wie bei allen übrigen inschaftlichen Angelegenheiten, die Leitung zukommt, unbeschadet des Rechts rau, den Staat zur Beschützung und Vertheidigung ihrer persönlichen und ichen Rechte aufzufodern. Bei getrennten Gütern ist der Mann zur Ernäh- des Weibes und zur Erhaltung der Ökonomie verbunden, wogegen ihm der brauch an den Gütern der Frau zustehen muß. Übrigens ist die Ehe und de- Gesetze in besondern Staaten von der Verschiedenheit der Bildung und dem Ein- der Natur abhängig. Von verschiedenen Seiten haben Hippel (s. d.), ß, Ehrenberg und Ewald die Ehe beleuchtet und dargestellt. Bei den Katho- n ist die Ehe, zufolge der Satzungen des tridentinischen Concils, das siebente ament. Die Protestanten haben diesen Lehrsatz verworfen, aber die Ehesachen n Kirchensachen gerechnet und sie der kirchl. Gerichtsbarkeit unterworfen; denn etrachten die Ehe als einen bürgerl. Vertrag, der aber unter der Autorität der e besteht. Die Napoleon'sche Gesetzgebung ging von dem Grundsatze aus, der Gesetzgeber die Ehe nur in rechtlicher und in politischer Hinsicht zu betrach- abe", und die Geistlichkeit wurde ihres Einflusses auf den Ehevertrag entsetzt. ngaben sich daher zwischen ihm und den protestantischen und katholischen Ehe- en Deutschlands und a. Staaten wesentliche Verschiedenheiten. Bei Prote- ten und Katholiken wird die Ehe gültig geschlossen nach vorherigem dreimaligen gebot in den Kirchen, durch die priesterliche Trauung. Nach dem „Code Na- on" geschah das Aufgebot zu zwei Malen vor dem Gemeindehaus des Wohn- bei der Municipalität und öffentlich; vor dieser ward die Ehe, jedoch nicht vor 3. Tage nach dem zweiten Aufgebote, geschlossen, und die priesterliche Einseg- g blieb den Ansichten der Vermählten überlassen. Zur Gültigkeit der Ehever- isse ist, nach übereinstimmenden Rechten der Protestanten und Katholiken, die willigung der Ältern und Vormünder erfoderlich, und ein deren ermangelndes versprechen (sogenanntes Winkelverlöbniß) kann von den Eltern oder Vormün- angefochten werden, doch muß die Anfechtung aus Gründen geschehen, sonst d die Einwilligung von den Behörden supplirt. Nach dem „Code Nap." durfte Sohn vor dem 25., keine Tochter vor dem 21. J. ohne Einwilligung der Äl- oder Vormünder oder des Familienrathes heirathen, nach diesen Jahren waren Kinder nur verbunden, den Rath ihrer Ältern ehrerbietig zu erbitten. Außer- n setzte der „Code Nap." als Ehehinderniß fest: 1) die Minderjährigkeit in der aße, daß der Mann nicht vor dem 18., das Weib nicht vor dem 15. J. heirathen lte; 2) die nahe Verwandtschaft, sodaß die Ehe in gerader Linie zwischen allen cendenten und Descendenten, sie seien ehelich oder unehelich, sowie unter Ver- wägerten derselben Linie, desgleichen in der Seitenlinie unter Geschwistern, ehe- h oder unehelich, und Verschwägerten desselben Grades, sowie unter Oheim und ichte, Base und Neffen verboten war. Hingegen die außerdem bei den Protestan-

ten und Katholiken angenommenen Hinderniſſe, als vorhergegangener Ehebruch Verſchiedenheit der Religion, entferntere Blutsverwandtſchaft und Schwägerſchaft ſowie die bei den Katholiken allein geltenden Hinderniſſe, als das Keuſchheitsgelübde geiſtliche Verwandtſchaft ꝛc. waren im „Code Nap.“ nicht gültig. Auffallende noch waren die Verſchiedenheiten rückſichtlich der Eheſcheidung und des Ehebruchs Zu gänzlicher Eheſcheidung ſind nach proteſt. Eherechten die Urſachen: 1) Ehebruch für beide Theile (nach dem kathol. Eherecht aber bloß zur beſtändigen Scheidung von Tiſch und Bett), nach „Code Nap.“ in der Regel bloß für den Ehemann und nur dann für die Ehefrau, wenn der Ehemann ſich den Ehebruch in dem Hauſe erlaubt hat, welches beide Ehegatten bewohnen. 2) Die böslíche Verlaſſung. 3) Die böslíche Verweigerung der ehelichen Pflicht. Von beiden ſchweigt der „Code Nap.“ bei Aufzählung der beſtimmten Urſachen gänzlicher Scheidung, und ſind die Urſachen dieſes Schweigens über dieſen Punkt in den weitern Discuſſionen über das Geſetz zu ſuchen. 4) Grauſame Behandlung und Lebensnachſtellungen. Dieſen fügt der „Code Nap.“ noch grobe Injurien bei. Streitige Scheidungsurſachen bei den Proteſtanten ſind: a) Impotenz, b) beſtändige Krankheit und Raſerei, c) unverſöhnlicher Haß, d) Verurtheilung wegen grober Verbrechen und längere Gefängnißſtrafe. Der „Code Nap.“ aber ſetzte ausdrücklich als Eheſcheidungsurſachen feſt: a) Verurtheilung eines Gatten zu entehrender Strafe, und ließ durch den bürgerlichen Tod die Ehe von Rechtswegen aufheben, und b) die wechſelſeitige Einwilligung der Ehegatten, unter beſondern Einſchränkungen: 1) Der Mann muß über 26, die Frau über 21, aber noch nicht 45 J. alt ſein. 2) Die Ehe muß über 2 Jahre gedauert haben. 3) Die Ältern müſſen darein willigen. 4) Sie müſſen ihre civilrechtlichen Verhältniſſe wegen Sonderung der Güter, Erziehung der Kinder ꝛc. bereits geordnet haben. 5) Sie müſſen auf dem gemeinſchaftlichen Geſuche nach Verfluß eines Jahres beharren, und es darf auch keine derſelben binnen 3 J. nach ausgeſprochener Eheſcheidung ſich wiederum verheirathen. In mehren deutſchen proteſtantiſchen Ländern hat man ſchon ſeit längerer Zeit den Weg einſchlagen können, daß beide Gatten ſich mit Bittſchriften an den Fürſten gewendet haben, welcher ſodann, kraft landesherrlicher und biſchöflicher Macht, ohne weiteres, oder nach vorgängiger Unterſuchung, die Scheidung verfügt. In Preußen findet die Scheidung kinderloſer Ehen auch auf den Grund gegenſeitiger Einwilligung ſtatt. In neuern Zeiten iſt in Frankreich die förmliche Eheſcheidung wieder abgeſchafft und bloß Trennung von Tiſch und Bett geſtattet.

Ehebruch, Verletzung ehelicher Treue und Pflicht überhaupt, aber vorzugsweiſe durch Beiſchlaf mit einer andern Perſon. Er wird nach verſchiedenen Geſetzen verſchieden beſtimmt und beſtraft, wobei es darauf ankommt, ob beide Theile verheirathet ſind oder nur der eine. Nach römiſchem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecheriſche Paar, der Vater die Tochter ſammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Die ältern deutſchen Geſetze ſtraften den Ehebruch mit dem Tode, mit Landesverweiſung; dann ſubſtituirte man die Zuchthausſtrafe, endlich Gefängniß- und Geldſtrafe, welche heutzutage gewöhnlich angewendet werden. Es gibt auch einen moraliſchen Ehebruch, wenn ein Ehegatte den Platz in ſeinem Herzen, welcher dem Gatten gebührt, einer fremden Perſon einräumt, ſogar in den Momenten, wo Natur und Pflicht die innigſte Harmonie der Seelen erheiſchen, nach den Worten der Schrift: Wer ein Weib anſieht, ihr zu begehren ꝛc. Ein Beiſpiel des vollendeten moraliſchen Ehebruchs ſtellt Göthe in ſeinen „Wahlverwandtſchaften“ auf, als Eduard und Charlotte ſich in jener Unglücksnacht mit falſcher Zärtlichkeit täuſchen; und daß dergleichen in der Welt nicht ſelten vorkomme beweiſt die bemerkbare Einmiſchung beſtimmter Geſichtsähnlichkeit in die Nachkommenſchaft unſträflich wandelnder, aber ſträflich denkender Eheleute. S. die treff

Schrift von R. M. von Goens-Cuningham „Über moralischen Ehebruch ꝛc.“ zig 1811).

Ehepacten, die bei Schließung der Ehe zu Bestimmung der persönlichen Vermögensverhältnisse, sowol während der Ehe, als auf den Todesfall, abgeschlossenen Verträge. Sonst wurden sie auch **Ehezärter**, **Eheberedung** ꝛc.

Ehescheidung (divortium). Da die Ehe, ihrem Wesen nach, auf Liebe, Erscheinung nach auf einem Vertrage beruht, so kann sie zwar niemals auf bestimmte Zeit abgeschlossen werden, und ist mithin, ihrer Idee nach, ein erst mit Tode zu endigendes Geschlechtsverhältniß. Da aber in der Wirklichkeit weder Neigung Derer, die in ein solches Verhältniß zu treten erklären, immer wahrhaft ist, noch auch durch Zwang realisirt werden kann, indem die äußere Gesetzgemeinschaft ohne die innere und ohne die Liebe unsittlich ist: so können auch Gründe und Handlungen der Ehegatten, welche diesen Foderungen und mithin Zwecke der Ehe widersprechen, Gründe zur Trennung derselben werden. Man nennt sie **Ehescheidungsursachen**. (S. Ehe.) Übrigens ist es angemessen, daß auch bei der Trennung der Ehe die Kirche mitwirke, und daß, wie bei ihrer Einsegnung, gewisse Formalitäten stattfinden.

Eheverlöbniß, s. **Sponsalien**.

Ehre ist die persönliche Würde, die wir besitzen, insofern sie von uns selbst und von Andern anerkannt wird. Hierauf beruht der Unterschied der innern (moralischen) und äußern Ehre. Auf jene bezieht sich der Ausdruck: Ehre haben, auf jener Ausdruck: in Ehren stehen, oder halten; ferner **Ehrerbietung**, d. i. die Achtung, welche mit äußerer Ehrenbezeigung verbunden ist, ein bescheidenes Sichordnen unter Höhere. **Ehrfurcht**, eine tiefe Hochachtung mit Erkenntniß der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, sowie mit Entfernung eines Betragens verbunden, welches um die Gunst und den Beifall des Höhern bringen kann. Oft werden diese Ausdrücke bloß als Worte gebraucht. Das mehr oder minder lebhafte Bewußtsein Dessen, was man seiner Ehre schuldig ist, heißt **Ehrgefühl**, das mäßigte und natürliche Streben nach Ehre, **Ehrliebe**, das zu lebhafte oder leidenschaftliche Streben aber **Ehrgeiz** und **Ehrsucht**. Übrigens ist die äußere Ehre, welche von der innern ausgehen sollte, wiederum die bürgerliche Ehre überhaupt, welche Jedem zukommt, dem man nichts Gesetzwidriges vorwerfen kann, oder die Amts- und Standesehre insbesondere, die auf dem Besitz des Standes und Amtes beruht, insofern man sich dessen würdig bezeigt. So besteht z. B. die Ehre des Kriegers in der Tapferkeit, die Ehre des Kaufmanns im Credit u. s. w., wer diese Eigenschaften einer Person, die vermöge Standes oder Amtes sie besitzt, widerrechtlich abspricht, und ihr die hierauf sich beziehende Ehre nicht bezeugt, begeht eine **Injurie** (s. d.). Mit der bürgerlichen Ehre aber ist die **Ehrlichkeit** genau verwandt, welchen Ausdruck der Sprachgebrauch auf strenge Rechtlichkeit in Beziehung auf fremdes Eigenthum beschränkt hat, weil dieses das erste ist, was man im bürgerlichen Verkehr von jedem Menschen verlangen, wenn auch nicht immer erwarten darf. Doch sagt das Rechtssprichwort: **Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium** (Man muß Jeden äußerlich für einen ehrlichen Mann halten, bis das Gegentheil erwiesen ist), weil Ehrlichkeit eine Tugend ist, durch welche man das Zutrauen der Menschen erwirbt, die Absprechung derselben aber durch Thatsachen vor Gericht gerechtfertigt werden muß, indem sie leicht des nothwendigen Zutrauens beraubt, und den Bürger der Gesetze unwerth und unfähig erklärt; daher läßt man auch die Versicherung gelten, wobei man sich auf seine Ehrlichkeit beruft, und sie gleichsam zum Unterpfande gibt. Sie gehört zur Rechtschaffenheit und schließt Wahrhaftigkeit und Treue verbunden in sich; eigentlicher Betrug und Treulosigkeit sind ihr daher entgegengesetzt. Wer (vorzüglich

die bürgerliche) Ehre nicht besitzt, wird ehrlos genannt. Ehrlosigkeit ist durch schändliche Handlungen aller Art, besonders auch durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entstandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die sonst Jeder von Rechtswegen Anspruch machen kann. (S. Infamie.) Die mit gewissen Gewerben verbundene Ehrlosigkeit ist ein Rest der Barbarei voriger Zeiten, und neuerdings ziemlich überall abgeschafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre sind Ehrenzeichen und Ehrenstellen. Unter Ehrenämtern versteht man solche Ehrenstellen, die mit keiner oder nur geringer Besoldung verknüpft sind. Ehrentitel sind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar nichts von Amtswegen zu thun hat, sondern bloß einen gewissen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft genießt. Ehrensache sind Angelegenheiten, insonderheit von streitiger Art, bei welchen man in Gefahr ist an seiner äußern Ehre zu leiden. Da solche Ehrensachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, so hat man sie hin und wieder durch besondere Ehrengerichte beizulegen gesucht. An einigen Orten z. B. in der Lausitz, in einem Theil von Schlesien gibt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen bestehen (auch die Ehrentafel genannt), welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entscheiden müssen. Allein der sogenannte Ehrenpunkt oder das point d'honneur, wollte es anfänglich nicht leiden, daß solche Sachen gerichtlich entschieden würden, weil der Stand der streitenden Parteien in solchen Dingen fodere, daß Jeder mit eigner Kraft und eignem Muthe seine Ansprüche durchsetze, oder sich Genugthuung verschaffe. (Vgl. Zweikampf). Unter Ehrenschulden versteht man gewöhnlich Spielschulden, weil diese nicht ausgeklagt werden können, mithin bloß die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrensold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von seinen Schülern für Vorlesungen, ein Schriftsteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Verwandten für seine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geschätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre als um der Besoldung willen unternommen werden sollte. Ehrengeschenk und Ehrengabe ist Dasjenige, was in manchen Orten vorzüglich durchreisenden fürstlichen Personen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich sind die Arten der Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfest, Ehrentag, Ehrenschmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrensäule, Ehrentempel, Ehrenpforte u. s. w.; Ehrendamen und Ehrencavaliere sind höhere Dienerinnen und Diener an den fürstlichen Höfen. Unter der Hausehre versteht man im komischen Style die Hausfrau, weil sie dem Hause Ehre machen soll. D.

Ehrenberg (Friedrich), seit 1807 Oberconsistorialrath, Hof- und Dompredi ger in Berlin, geb. 1771, vorher Prediger zu Plettenberg, dann zu Iserlohn (in der Grafsch. Mark), hat vorzüglich im ascetischen und homiletischen Fache eine große Gewandtheit, die Seiten des menschlichen Herzens sanft zu berühren, gezeigt. Sorgfältig hat er insbesondre die Gefahren, welchen das weibliche Geschlecht in Absicht auf Religiosität und Sittlichkeit ausgesetzt ist, erfaßt, und gewiß in manchen weiblichen Herzen den Sinn für sittliche Anmuth, heitere Liebenswürdigkeit, prunklose Häuslichkeit geweiht und gestärkt. Nur wäre zu wünschen, daß er die Beweglichkeit und Reizbarkeit des Gefühls weniger durch eine oft süßliche Form begünstigt hätte. Von s. zahlreichen Schriften, erschien zuerst 1806 ein „Handbuch für die öffentliche moralische und religiöse Bildung des Lebens, mit besonderer Rücksicht auf das weibliche Geschlecht", dann 1809 „Weiblicher Sinn und weibliches Leben, Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen" (eine ganz umgearb. Aufl. ebd. 1819). Die „Blätter, dem Genius der Weiblichkeit geweiht", wurden mit großem Beifall 1809 aufgenommen, sowie „Ländliche Stunden aus Agathens Leben

b, und das „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts", 1816, on seitdem 4. Aufl. erschienen. Die „Reden an Gebildete aus dem weiblichen chlechte", zuerst 1804, erlebten zwei Aufl. Von dem Gegenstück zu diesen en: „Der Charakter und die Bestimmung des Mannes", ist eine zweite Aufl. wendig geworden. Wie scharf Ehrenberg die sittlichen Kräfte der menschlichen le erforscht, und die tiefern Triebe und Neigungen des Menschen, die in höhern nsverhältnissen besonders angeregt werden, beachtet, man kann sagen belauscht beweisen seine „Reden an gebildete Menschen über die heiligsten Angelegenheides Geistes und Herzens in unsern Tagen, zur Weckung und Belebung des moch-religiösen Sinnes", von denen 3 Bdchn. vom J. 1802 bis 1804 vorhanden . Als vorbereitend, die sittliche Ausbildung des Menschen in der Allgemeinheit send, verdient genannt zu werden: „Geist der reinen Sittlichkeit in Beziehung die Veredlung der menschlichen Natur" (1802). Sein „Euphranor" enthält ngene Schilderungen eines gebildeten und durch Bildung beglückten Lebens. — philosophischen Blick mit stetem Hinschauen auf das wirkliche Leben, in dem das Höhere ausspricht, beurkundete Ehrenberg nicht nur in einigen Abhandlunedie er in Natorp's „Quartalschrift für Religionslehrer" niederlegte, sondern in s. Schriften: „Über Denken und Zweifeln zur Aufklärung einiger Mißverdnisse in der höhern Philosophie" (1802); „Geist der reinen Sittlichkeit mit lehung auf die Veredelung der menschlichen Natur" (1802); „Die praktische nsweisheit, ein Handbuch für Aufgeklärte" (1805); „Das Schicksal" (1805); ahrheit und Dichtung über unsere Fortdauer nach dem Tode" (1806). Auch ueste Schrift, „Für Frohe und Trauernde" (1818) spricht das Gemüth sanft ergreifend an. Unter s. Predigten zeichnet sich die Sammlung aus, welche 2 als „Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten des religiösen Sinund Lebens" erschien.

Ehrenbreitstein, eine wichtige Bergfestung auf einem Felsen diesseits Rheins, Koblenz gegenüber, im ehemaligen Erzstifte Trier. Die Franzosen en sie von 1798 — 99, während der Friedensunterhandlungen, völkerrechtsig eingeschlossen, worauf sie sich endlich den 29. Jan., aus Mangel an Lebensteln, ergeben mußte und 1801 gesprengt wurde. Unten am Felsen, bei dem dtchen Thal-Ehrenbreitstein, ist das kurfürstliche Residenzschloß, welches aber er Belagerung der Festung größtentheils zerstört worden ist. 1802 wurde die engte Festung, das Städtchen und dazu gehörige Amt dem Fürsten von Nas-Weilburg als Entschädigung zugetheilt, und nachdem dieser durch einen, in e des wiener Congresses 1815 geschlossenen Vertrag diese Besitzungen an Preußbgetreten, gehören sie zu dem preuß. Großherzogthum Niederrhein (Provinz e-Berg). Die Festung ist jetzt durch den preuß. Ingenieurgeneral Aster sehr ickt wiederhergestellt und bedeutend verstärkt worden. (Vgl. Koblenz.)

Ehrenlegion (légion d'honneur), s. Bonaparte u. Frankreich.

Ehrenström, schwedischer Oberst, bekannt durch s. Antheil an der Verbrung gegen die Regentschaft, 1793. Gustav III., der in dem jungen Officier ge zu einem Staatsmanne fand, machte ihn zu s. Cabinetssecretair und gechte ihn in einigen schwierigen Geschäften. Nach des Königs Tode machten e Männer, die mit dem, ihnen unter der Regentschaft des Herzogs von Sümannland angewiesenen Antheil an der Staatsgewalt nicht zufrieden waren, den , den jungen König vor der, von den Gesetzen und durch das Testament Gu- III. bestimmten Zeit für volljährig zu erklären. Der Baron Armfelt (s. d.), nter der vorigen Regierung so viel gegolten hatte, sollte an der Spitze der Verbrung stehen und Ehrenström ward beschuldigt, mit ihm, der jungen Gräfin rnsköff und andern bedeutenden Personen, den Plan gemacht zu haben, mit ffneter Hand eine Staatsveränderung in Schweden, mit Hülfe russischer

Kriegsvölker und Schiffe zu bewirken, dem Herzoge von Südermannland die V gentschaft zu entreißen und ihn selbst, wenn er Widerstand leistete, aus dem L zu schaffen, und den jungen König mit der vollen Obergewalt zu bekleiden. Z welche Armfelt, der kurz vorher als Gesandter nach Neapel gegangen war, betra und die ein Italiener, der, man weiß nicht wie, dazu gekommen war, an die fr dische Regierung geschickt hatte, waren beinahe die einzigen Beweise, die man g die Angeklagten vorbringen konnte. Armfelt fand Schutz in Neapel und spä Rußland, und da man ihn nicht erreichen konnte, fiel desto schwerer auf die M schuldigen eine Rache, welche weniger von dem Regenten, als von einigen Ma gen, die man in den aufgefangenen Briefen lächerlich gemacht hatte, ausg wurde. Ehrenström, der sich während der Verhandlungen sehr beredt und g reich vertheidigt hatte, wurde zum Schwerte verurtheilt. Er ging mit Ruh Entschlossenheit zum Blutgerüste. Seine hagere Gestalt, und sein langer Bart, den man ihm während einer neunmonatlichen Gefangenschaft nicht abg men hatte, gaben ihm ein wildes und kühnes Ansehen. Auf dem Blutg las er mit der größten Kaltblütigkeit die daselbst angehefteten Todesurtheile un war der Scharfrichter bereit, den Todesstreich ihm zu geben, als man dem V theilten Gnade ankündigte. Die Todesstrafe ward in ewige Gefangensch der Festung Karlstein umgewandelt. Als Gustav IV. zur Regierung kam, m er dieser Haft ein Ende, und gab Allen, die ihm einige Jahre früher zum Th Gewalt hatten verhelfen wollen, Beweise seiner Gunst. Ehrenström aber, der meisten gelitten hatte, wurde am meisten vernachlässigt, und erhielt einen Ja womit er sich in die Abgeschiedenheit zurückzog.

Esthland, oder Statthalterschaft Reval, der nördliche Theil der schen Provinz Liefland, hat auf 330 □M. 302,600 Einw. und bei vielem S boden ergiebigen Getreidebau, Hanf, Flachs, Rindvieh, Pferde ꝛc. Reval Hauptstadt. Die Esthen, eine finnische Völkerschaft, gehörten schon in d ten Zeiten zu der russischen Monarchie, und führten den Namen Tschuden. der Folge suchten sie sich dieser Oberherrschaft zu entziehen; und seit 1385, wo Land dem deutschen Orden verkauft wurde, machte es einen Theil des liefländ Staates aus, mit welchem es, nachdem es 100 Jahre unter Schweden ge hatte, wieder unter Rußland kam, und unter Katharina II. den Namen der schen Statthalterschaft erhielt, 1797 aber wieder als Gouvernement Esthl gestellt wurde. Über die unglückliche Lage der Leibeignen in Lief- und Esth seitdem Merkel (in s. Buche: „Die Letten") und Petri (in seinem Werke: Esthen") die Sache zur Sprache brachten, viel geschrieben worden. Übrigens die Esthen meistentheils schlechte Wohnungen, sind rauh und abgehärtet, u kennen sich zum christlichen Glauben. Durch den Kaiser Alexander sind in neuesten Zeiten viele Verfügungen getroffen, vermöge welcher das Schick Bauernstandes in Esth- und Liefland sehr erleichtert und die Leibeigenschaft ge maßen aufgehoben worden ist.

Ei. Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer legen Eier zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fische nennt man Laic Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, sie haben daher Ä keit mit den Samenkörnern der Gewächse. Auch in diesen liegt der Keim z gen Pflanze, und erwartet Feuchtigkeit und Wärme, um zur Entwickelung zu langen. Ein großer Theil der Substanz, welche das Samenkorn ausmacht, b dem Keime zur ersten Nahrung; ebenso mit dem Ei, welches überdies noch w thige Feuchtigkeit bei sich hat, und also zur Entwickelung nur Wärme von A braucht. Das Vogelei besteht 1) aus der Eierschale. Unmittelbar unter harten, porösen Bedeckung liegt dicht eingeschlossen 2) das Eihäutchen, etwas porös. Nun folgt 3) das Eiweiß, in welchem endlich 4) das Ei

mt, womit noch der sogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eiern verbunden
im Dotter erblickt man eine kleine, linsenförmige Narbe, in deren Mitte sich
nes, eirundes, aschgraues Säckchen befindet. Dies ist die Stelle, wo sich
nge Thier entwickelt. Die äußere Gestalt der Eier ist bei den Vögeln mei-
ls mehr oder weniger länglich rund. Verschieden ist sie bei andern eierlegen-
ieren. Unter den Amphibien haben z. B. die Krokodille kegelförmige Eier.
n Eiern der Vögel ist die mannigfaltige Schattirung der Farben bewunderns-
, und doch schränken sich die Hauptfarben meistens nur auf weiß, bläulich
ünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet sind,
in unzähligen Abstufungen aus dem Rothen in das Graue, Aschfarbene ꝛc.
ier der Vögel, besonders der Hühner, sind eine wohlschmeckende und nahr-
Speise. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der
der Fische wird ebenfalls gegessen, und der Kaviar besteht ganz aus Fisch-
Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umschlägen in Augenkrankheiten. In
potheken und in den Küchen bedient man sich desselben außerdem zum
en gewisser Pflanzensäfte, der Molken, des Zuckers ꝛc. Das bloße Ei-
ibt einen glänzenden Firniß zum Überziehen mancher Kunstwerke, insonder-
er Gemälde und Spielkarten. Mit geriebenem, frisch gebrannten Kalk,
iegelmehl, Thon, Mehl und andern Stoffen, nach Beschaffenheit der Um-
vermischt, gibt es einen sehr festen Kitt. Um die Eier länger unverdorben
alten, muß man sie vor dem Zutritt der Luft bewahren. Man überstreicht sie
mit Firniß oder Öl, setzt sie frei auf dem spitzigen Ende auf eine durchlöcherte
, oder schichtet sie, welches noch besser ist, auf dem spitzigen Ende gestellt,
r trockene Holzasche, in Häckerling ꝛc., in Kisten und Fässern ein, und setzt
einen trockenen, im Winter vor strenger Kälte geschützten, doch nicht zu war-
Ort. (Vgl. Eierstock.)

Eichen, vergleichen, gleich machen; Maßen und Gewichten die gehörige
e und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fässer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen.
s Eichen verrichten bestimmte Personen, welche das zu eichende Maß oder
icht mit dem von der Obrigkeit festgesetzten und angenommenen (welches auch
Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demselben gleich machen, und als dann
gleich mit einem darauf gebrannten Stempel oder andern Zeichen bezeichnen.
Fischergarn eichen heißt, die Maschen desselben mit dem Strickspan messen,
etwa zu klein sind, sodaß sich die junge Brut darin fangen kann, was nicht
ben darf. Die Schiffe eichen, bestimmen, wie viel sie halten.

Eichhorn (Johann Gottfried), einer der ausgezeichnetsten deutschen Ge-
n in der Kunde der morgenländischen Sprachen, der biblischen Kritik, der Li-
rgeschichte und Geschichtkunde, geb. 1752 zu Dorrenzimmern im Fürsten-
Hohenlohe-Öhringen, war anfangs Rector der Schule zu Ohrdruf im Für-
um Gotha, erhielt 1775 eine Lehrerstelle auf der Universität zu Jena, die er
788 bekleidete, wo er Professor in Göttingen ward. Seit 1811 ist er D. der
logie, seit 1813 Mitdirector der königl. Societät der Wissenschaften, seit
Ritter des Guelfenordens und seit 1819 hanöv. geh. Justizrath. Seine
miß der morgenländischen Literatur und Geschichte zeigte er zuerst in s. „Ge-
te des ostindischen Handels vor Mohammed" (Gotha 1775); dann in einer
geschrieb. Übersicht der ältesten Denkmale der arabischen Geschichte, und in
Abhandl. über die älteste Münzgeschichte der Araber. In Göttingen widmete
vorzüglich der Kritik der biblischen Schriften. Die Früchte s. Forschungen waren:
1788 fortges. und 1801 mit d. 10. Bde. geschlossene „Allgemeine Biblio-
er biblischen Literatur", die einer früher, von 1777 — 86 von ihm herausgeg.
8 Thln. bestehenden Zeitschrift („Repertorium für biblische und morgenländi-
literatur") sich anschloß; s. „Einleitung in das Alte (4. Ausg. 1824) und das

Neue Teſt." und die „Apokryphiſchen Schriften", die ſämmtl. 1804—14 a
u. d. T.: „Kritiſche Schriften" in einer umgearbeit. Ausg. (Leipzig, 7 Bde.)
ſchienen, und ſeine latein. geſchrieb., 1791 zu Göttingen herausgek. Erläuter
der Apokalypſe. Durch dieſe Werke wirkte er auf das thätigſte zur Verbreitu
einer geſunden, auf die Kenntniß des bibliſchen Alterthums und der morgenlär
ſchen Denkweiſe gegründeten Beurtheilung der bibliſchen Schriften. An jene W
ſchloß ſich ſ. 1790 — 93 zu Nürnberg mit Einl. und Anmerk. von Gabler hera
geg. „Urgeſchichte", worin er die moſaiſche Urkunde kritiſch prüft. Zwar ſtets
ſen Forſchungen treu, wie außer einzelnen Abhandlungen, ſ. Werk über die heb
ſchen Propheten (Göttingen 1816 — 19, 3 Bde.) bezeugt, wandte ſich Eichh
ſpäter mehr zum Gebiete der Geſchichte. Zuerſt widmete er ſ. Thätigkeit der
ſchichte der geſammten Literatur, die er in Jena und Göttingen mehrmal in öffe
lichen Vorträgen erläutert hatte, wodurch er Sinn und Neigung für dieſen Zu
des akademiſchen Studiums erweckte, und zu einer zweckmäßigern Behandlung
ſelben vorzüglich beitrug. Er entwarf den Plan zu einer 1796 begonnenen
ſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ſeit der Wiederherſtellung derſelben bi
Ende des 18. Jahrh., deren einzelne, unter verſchiedenen Titeln erſchienene
theilungen, z. B. die Geſchichte der Poeſie und Beredtſamkeit von Bouterwek,
Geſchichte der Kriegswiſſenſchaften von Hoyer, auch beſondere Werke bilden. Eich
ſchrieb dazu eine unvollendet gebliebene „Allgemeine Geſchichte der Cultur und Lit
tur des neuern Europa" in 2 Bdn. Später gab er die Leitung dieſes Unternehmens
Eine Überſicht der geſammten Literargeſchichte begann er 1799 (Göttingen),
der erſten Hälfte dieſes Werks folgte erſt 1814 die zweite, welche die Literatu
ſchichte der drei letzten Jahrh. erzählt, nachdem jene zwei J. früher in einer ne
Auflage erſchienen war. Ein umfaſſenderes Werk über die Geſchichte der Liter
von ihrem Urſprunge bis auf die neueſten Zeiten begann er 1805. Auch dieſe
dienſtliche Unternehmung ruht ſeit 1812. Es iſt nur erſt die allgemeine Überſicht
Literaturgeſchichte in den ältern, mittlern und neuern Zeiten unter den verſchied
Völkern und die Literatur der ſchönen Redekünſte geliefert worden, von der Litera
ſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften aber bloß die, im 6. Bde. des Werks enthalt
von Stäudlin bearbeitete Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften vollendet,
deren Maßſtabe man auch die Bearbeitung der übrigen Wiſſenſchaften erwarten
Die Reihe ſ. Darſtellungen aus dem Gebiete der Völkergeſchichte begann er 1
mit einer „Überſicht der franz. Revolution", welche die Begebenheiten nach den
mals zugänglichen Quellen und Hülfsmitteln (in 2 Thln.) erzählt. 1799
ſuchte er eine Darſtellung der Weltgeſchichte, meiſt nach Gatterer's Plan, die 1
in einer neuen Aufl. erſchien, 1814 mit dem 3. Bde. geſchloſſen, und 1818—
in 4 Bdn. von neuem bearbeitet ward. Er hatte den Plan, mit dieſem ſchätzb
Werke eine Sammlung beweiſender Stellen aus den Quellenſchriftſtellern des
terthums und des Mittelalters zu verbinden, für die Geſchichte der neuern Zeit
eine Auswahl der wichtigſten Staatsurkunden hinzuzufügen, um auf dieſe A
zur Quellenforſchung hinzuleiten, es iſt jedoch bis jetzt nichts als die Auswahl
den Geſchichtſchreibern der Römer („Antiqua historia ex ipsis veterum scri
rum narrationibus contexta", Göttingen 1811) in 2 Bdn., und der Grie
(„Antiqua historia ex ipsis veterum script. graecor. narrat. cont.", Lei
1812) in 4 Bdn. erſchienen. Die „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte", ſo
in einem allgemeinen Überblicke, als nach den in den einzelnen Ländern Euro
Aſiens, Afrikas und Amerikas vorgefallenen Veränderungen, erzählte er z
1804, und 1818 in der 3. Ausg. in 6 Bdn., welche die Geſchichte bis auf
neueſte Zeit fortführen. Sein letztes hiſtoriſches Werk iſt die „Urgeſchichte des
lauchten Hauſes der Welfen" (Hanover 1817), worin er die Abſtammung
Welfiſchen Fürſtenſtammes bis zu den fernſten geſchichtlichen Spuren hinauf

t. Mehre einzelne Abhandlungen stehen in den „Commentarien der göttingi- n Societät der Wissenschaften" und in den „Fundgruben des Orients". Seit 3 leitet er die Herausgabe der „Göttingischen gelehrten Anzeigen". 26.

Eichhorn (Friedrich Karl), ausgezeichnet als Forscher der deutschen Ge- hte und Rechte, des Vorig. Sohn, geb. 1781 zu Jena, studirte in Göttingen, e daselbst eine Zeitlang und ward 1805 als Professor der Rechte in Frankfurt . O., darauf 1811 zu Berlin angestellt, wo er bis 1817 blieb, als er in glei- Eigenschaft nach Göttingen kam. Im Feldzuge 1813 erwarb er sich das ei- Kreuz und den Wladimirorden; 1819 ward er hanöverischer Hofrath. Die chichte Deutschlands in besonderer Beziehung auf Ausbildung der Staatsver- ng und der volksthümlichen Rechte und Gesetzgebungen, war früh der Gegen- s. Forschungen, deren Ergebniß s. „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" die zuerst 1808 — 18, und in der 3. Aufl. Göttingen 1821 — 23, 4 Bde., ien. Gemeinschaftlich mit Savigny und Göschen gibt er seit 1815 eine „Zeit- ft für geschichtliche Rechtswissenschaft" heraus, worin besonders s. Abhandlung den Ursprung der deutschen Städte, eine weitere Ausführung s., in dem oben nnten Werke dargelegten Ansichten hervorsticht. 26.

Eichstädt (Heinrich Karl Abraham), einer der vorzüglichsten Philologen Humanisten neuerer Zeit, geb. d. 8. Aug. 1770 zu Oschatz, wo er zum Theil s. Vater, einem Prediger, dann aber auch vorzüglich auf der dortigen Schule, en alten Sprachen Unterricht erhielt. In s. 12. J. ging er nach Schulpforta, im 15. bezog er die Universität Leipzig, wo er sich der Theologie widmete, ohne alb den humanistischen Studien zu entsagen. Seine Hauptbildung verdankte lorus, Platner, Beck und Reiz; mit dem erstern stand er mehre Jahre in en- Verhältnissen, wodurch er in den Stand gesetzt ward, dessen treffliche Biblio- zu benutzen. Er ward 1789 Magister, späterhin durch öffentliche Vertheidi- einer Dissertation Privatlehrer der Philosophie und 1795 außerordenti. Pro- r derselben. 1797 berief ihn der Hofrath Schütz in Jena, der damals einen ülfen bei der „Allgem. Literat.-Zeitung" brauchte und wünschte, dorthin, wo it dieser Anstalt in nähere Verbindung trat. 1800 wurde er nach Walch's Director der großherzogl. lateinischen Gesellschaft, die ihm ihre neue Organi- n und dadurch ein neues Leben verdankt. Er gab auch ihre acta heraus. 1801 er von dem Herzoge von Sachsen-Meiningen zum Hofrath ernannt, und im J. erhielt er, auf Veranlassung einiger an ihn ergangenen Anträge zu Profes- in Danzig, Königsberg und Dorpat, einen Jahrgehalt vom gothaischen Hofe. der Hofrath Schütz 1803 Jena verließ, ward Eichstädt zum ordentl. Professor Beredtsamkeit und Dichtkunst ernannt, und begann in demselben Jahre die neue taische Allgemein. Literat.-Zeitung", deren Redaction er noch gegenwärtig be- . 1804 wurde er Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek, 1808 von der egischen Facultät zu Rinteln zum D. der Theologie und das Jahr darauf vom herzog von Weimar zum Geheim. Hofrath ernannt. S. Hauptarbeiten sind, s Ausg. von Classikern (Diodorus Siculus, Halle 1800 — 2, 2 Bde., und ez, Leipz. 1801), theils kritische, das Studium der echten Interpretation beför- e Abhandlungen („De dramate Graecorum comico satyrico", Leipz 1793, Tibull, Phädrus ꝛc.), und Übersetzungen historischer Werke, die sich zunächst das griechische oder römische Alterthum beziehen (Mitford's „Geschichte Grie- lands", aus dem Engl., Leipzig 1802 — 8, 6 Bde.). Man rühmt die Ele- , Kraft und Gewandtheit seines lat. Styls, den man mit vollem Rechte clas- nennen kann.

Eichstedt (Aichstädt), Hauptst. des bairischen Regenkreises an der Alt- l, mit 6000 Einw., ursprünglich ein vom heil. Wilibald um 740 in einem walde des Nordgaus angelegtes Kloster, dann der Sitz eines gefürsteten, vom

heil. Bonifacius im 8. Jahrh. gestifteten Bisthums im fränkischen Kreise, das auf 22 □M. etwa 58,000 kathol. Einw. zählte, 1802 aber secularisirt, und als ein Fürstenthum an Baiern, dann an den Großherzog von Toscana, damaligen Kurfürsten von Salzburg, endlich im preßburger Frieden 1805 wieder an Baiern abgetreten, und von diesem 1810 zu dem jetzigen Regenkreise gezogen wurde. Es war die Residenz des gewesenen franz. Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnois (s. d.), der 1817, nach Verzichtleistung auf das durch den wiener Congreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum von 50,000 Seelen, das ehemalige Stift Eichstädt und die Landgrafschaft Leuchtenberg, mit den übrigen Besitzungen, die er noch dazu kaufte, unter bairischer Landeshoheit, als eine freie Standesherrschaft erhielt, von welcher er den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt führte. Das Residenzschloß hieß ehemals die Wilibaldsburg. Die Domkirche und die Walpurgiskirche, in welcher die Brustgebeine der heil. Walpurgis das sogenannte Walpurgisöl — eine Art Bergöl — geben sollen, sind bekannt.

Eid (jusjurandum, juramentum), die feierliche Versicherung unter Anrufung Gottes und bei der Hoffnung auf dessen Gnade (So wahr mir Gott helfe!), daß man etwas thun werde, oder daß man etwas für wahr halte. Den Eid kannten schon die alten Völker, und leisteten ihn bei manchen für heilig gehaltenen Gegenständen; das Christenthum kennt nur die oben angegebene Formel. Die Katholiken fügen jedoch die Heiligen noch hinzu; einige christliche Religionsparteien halten es für sündlich zu schwören und geben nur eine feierliche Versicherung bei Mannenwort. Die Eide zerfallen in 2 Hauptclassen: I. Eide, wodurch etwas als wahr versichert wird (juram. assertorium), entweder weil man es aus eigner Wahrnehmung weiß (juram. veritatis), oder weil man nach reiflicher Überlegung es für wahr hält (es von andern glaubwürdigen Leuten so gehört hat oder aus andern zuverlässigen Gründen schließt; wenigstens keinen Grund hat, das Gegentheil für wahr anzunehmen, juram. credulitatis s. ignorantiae). Zu diesen assertorischen Eiden gehören die meisten im Proceß vorkommenden: der Gefährdeeid, daß man glaube gerechte Sache zu haben, daß man eine Frist nicht ohne rechtliche Ursache suche, u. s. w.; der von einem Theile dem andern angetragene Hauptеid über die Richtigkeit einer streitigen Thatsache (jur. delatum), der vom Richter Demjenigen, welcher einen Beweis beinahe geliefert hat oder gegen welchen ein Anfang eines Beweises vorhanden ist, aufzulegende (nothwendige) Eid (jur. necessarium), welcher im ersten Falle als Erfüllungseid den Beweis ergänzt, im letzten den vorhandenen Beweis als Reinigungseid wieder entkräftet (juram. suppletorium, juram. purgatorium). Der letzte kommt auch im Criminalproceß vor. Ferner der Diffessionseid, wodurch man versichert, eine Urkunde nicht ausgestellt, geschrieben oder unterschrieben zu haben; der Schätzungseid, daß man den Schaden, welchen man durch ungerechte Handlung eines Andern erlitten, auf so oder so hoch anschlagen müsse u. s. w. II. Die zweite Hauptclasse bilden die Eide, wodurch man etwas Künftiges zu thun gelobt: juram. promissorium. Dahin gehören die Krönungseide der Regenten (gerecht zu regieren, die Gesetze zu beobachten, Witwen und Waisen zu beschützen, dem Volke nutz zu sein, wie der deutsche Kaiser schwor), der Unterthaneneid (treu, gehorsam und unterthänig zu sein), der Lehnseid (treu, hold und gewärtig zu sein), die mannigfaltigen Amtseide (welche die Amtspflichten nur ausdrücklich nennen, nicht aber erst auflegen), die Zeugeneide, wenn sie vor der Erstattung des Zeugnisses abgelegt werden; nachher abgelegte sind assertorische Eide. Ferner die juratorischen Cautionen, daß man irgend eine Verbindlichkeit, wofür man eigentlich reale Sicherheit stellen sollte, erfüllen, sich aus einem bestimmten Orte nicht entfernen, auf Erfodern sich stellen wolle und dergl. Eide zu unerlaubten Zwecken binden nicht, und entschuldigen nicht, wenn sie z. B. erzwungen worden sind, ein Verbrechen zu begehen oder zu verschwei-

l. — Meineid ist die wissentliche (dolose), eidliche Versicherung einer Unwahrt; Eidesbruch die Verletzung eines promissorischen Eides, welche sowol eine fältliche als eine unachtsame sein kann. 37.

Eiderdunen, die zarten Brustfedern der sogenannten Eider (Eidergans), s mollissima. Dieser nutzbare Schwimmvogel bewohnt die nördliche Erde, d hält sich besonders häufig um Island und Grönland auf, auch findet man auf den Faroer und auf den orkadischen Inseln. Er ist über 2 Fuß lang, die ausgebreiteten Flügel messen über 3½ Fuß. Sie brüten das erste al zu Ende des Jun. oder zu Anfange des Jul. Zu dem Ende baut das ibchen ein ungekünsteltes Nest aus Gras, Moos ꝛc. auf einer steilen Felsenklippe der Seeküste, oder auf einer wüsten Landspitze. Um die Eier und Jungen vor Kälte zu bewahren, rupft sich die Mutter eine Menge Federn aus der Brust und tert damit das Nest so aus, daß man sie selbst kaum erblickt, wenn sie darauf . In bewohnten Gegenden des Nordens, wo die Menschen die Dunen zu ßen wissen, kommt kaum eine Eider das erste Mal zum Brüten, und muß daher neuem legen. Dies thut sie auch zu drei verschiedenen Malen. Die Einwohder nördlichen Gegenden nehmen daher den Eidern die beiden ersten Male, oder wenigstens das erste Mal die Eier mit den Federn weg, und lassen ihnen nur beiden letzten oder die letzte Brut. Das Fleisch der Eider achtet man nicht sonlich, überdies dürfen sie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; o mehr trachtet man den schmackhaften Eiern nach. Diese, sowie die kostbaren men, sucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem sich die Küstenbewohan Stricken bis an die an steilen Felsen befestigten Nester herablassen. Mit 5 nd der besten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die ländler brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger sammeln eine große Menge er Dunen, und verkaufen dieselben gereinigt, das Pfund zu 2 Thaler. Man lt alle Dunen in 2 Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene sind schwekosten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans 3 Nester in einem ire baut, so kann man sicher ¼ Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die lfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich is 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eidgenossenschaft, s. Schweiz.

Eierstock, ein weißer eiförmiger, mehr oder weniger großer, Körper, wel bei den weiblichen Thieren, auf jeder Seite des Fruchtbehälters, in der Verpelung des zarten Bauchfells, wodurch er in seiner Lage erhalten wird, und wor die zu- und abführenden Gefäße und Nerven zu ihm gehen, fest umschlossen und g verwachsen liegt. Die Substanz ist gefäßreich, pelzig, zellig; in ihr zeichnen eine Anzahl (beim Menschen 12 bis 15) kleiner Bläschen (Ovula Graafiana, ihrem Entdecker Graaf genannt), aus, die eine durchsichtige, in kochendem sser gerinnende Feuchtigkeit enthalten, deren gesunde Beschaffenheit die Bedin g der Erzeugung eines neuen, der Gattung ähnlichen Individuums mit enthält. Empfängniß.) Bei der Befruchtung schwillt der Eierstock auf, und vert sich in seiner Masse, worauf ein solches Bläschen locker wird, sodaß die fintigen Franzen der sogenannten Trompeten des Fruchthälters, die in ihrer Nähe n und gleichfalls in einem stärkern Leben begriffen sind, es leichter losreißen, hre Öffnung aufnehmen, und durch ihren Canal in den Fruchthalter selbst bewekönnen, worin es sich befestigt, verändert, und eine Frucht zu bilden anfängt, che in einer bei jeder Thiergattung verschieden gesetzten Zeit reift und geboren d. (S. Geburt.)

Eifel, ein an Denkmälern der Römerzeit und des Mittelalters reiches, nal. Dynastenland, zwischen der Mosel, dem Rhein und der Roer. Schan-

nat's „Eiflia illustrata", hat Bärsch a. d. Latein. übers. m. Anm. herausgegeben (Köln 1824, 2 Bde.).

Eigennamen, s. Namen.

Eigenthum. Das Recht der ausschließenden Behandlung und des vollkommenen Gebrauchs einer äußern Sache heißt im eigentlichen Sinne Eigenthumsrecht oder Eigenthum. Mit letzterm Ausdruck bezeichnet man jedoch auch die Sache selbst, welche der Gegenstand dieses Rechts ist. Insofern die Ausschließung zu dem vollkommenen naturgemäßen Gebrauch einer Sache nothwendig ist, insofern ist auch das Eigenthum rechtlich nothwendig. Die ausschließende Behandlung ist aber nicht möglich ohne Besitz, folglich ist der Besitz Bedingung des Eigenthums im Allgemeinen. (S. Besitz.) Auch umfaßt das Eigenthum 1) das Dispositionsrecht oder die Proprietät, d. i. das Recht, über die Substanz einer Sache ausdrücklich zu verfügen; 2) das Recht auf die Accidenzen der Sache, insofern sie zu bestimmten Zwecken angewendet werden können (Nutzungsrecht — Nießbrauch), und 3) das Recht zu besitzen, sofern es sich von diesen beiden Rechten trennen läßt. In jedem dieser Bestandtheile des Eigenthumsrechts liegen wiederum mehre einzelne Befugnisse, welche auch einzeln von dem Eigenthümer auf andre Personen übertragen werden können. Hierdurch entsteht das vollständige und unvollständige, beschränkte und unbeschränkte Eigenthum. Über den rechtlichen Ursprung des Eigenthums haben vorzüglich unter den Naturlehrern immer Streitigkeiten und verschiedene Meinungen geherrscht. Einige erklären die Besitznahme herrenloser Sachen für hinlänglich, das Eigenthumsrecht zu begründen, Andre verlangen eine Übereinkunft und gegenseitige Anerkennung. Nur in einer rechtlichen Gesellschaft kann Eigenthumsrecht stattfinden; daher hängt von der Eingehung derselben das Eigenthumsrecht ab, und der bloße Besitz wird erst späterhin zum Recht des Eigenthums. Im Staate werden die Erwerbarten des Eigenthums, sowie die Beendigungsarten desselben, zur Verhütung der Streitigkeiten näher bestimmt, und diese Bestimmungen machen einen der wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung aus. Übrigens läßt sich auch das Eigenthum als Gütergemeinschaft denken. Diese paßt aber nur auf eine kleinere Gesellschaft. Handel, Industrie und eine freiere Cultur scheinen dabei nicht zu gewinnen. T.

Eilwagenfahrt, s. Postwesen.

Eimer, ein Maß zu flüssigen Dingen, besonders zu Wein. In Sachsen hält er 63 bis 72 Kannen, und ist die Hälfte einer Ohm, der fünfte oder sechste Theil eines Fasses und der zwölfte eines Fuders. Im Hanöverschen hält er 32 Kannen, und ist der 15. Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, ist der 5. Theil einer Ohm und der 30. Theil eines Fuders. Im Östreichischen machen 40 Maß einen Eimer, und 32 Eimer ein Fuder. Im Würtembergischen ist ein Eimer so viel als eine Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und 6 Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 94 Kannen, in Bern aber nur 25.

Einbildungskraft, das Vermögen des Geistes, Bilder von Gegenständen in uns hervorzubringen. Sie äußert sich theils an ursprünglichen Vorstellungen, theils an solchen, deren Stoff nicht durch einen gegenwärtigen, innern oder äußern Gegenstand unmittelbar gegeben ist. Demnach unterscheidet man 1) ursprüngliche Einbildungskraft oder Bildungsvermögen, d. i. das Vermögen ursprünglicher, aus Empfindung erzeugter Bilder, wodurch wir uns z. B. einen gegenwärtigen uns afficirenden Baum, ein bestimmtes gegenwärtiges Haus u. s. w. vorstellen; und 2) reproductive (zurückrufende) Einbildungskraft oder Nachbildungsvermögen, d. i. das Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes. Nebst dem Vermögen, gegebene

stellungen aufzubewahren und derselben sich unwillkürlich oder vorsätzlich wie-
bewußt zu werden, hat die Einbildungskraft auch 3) die Fähigkeit, Vorstel-
en aller Art mit einander zu verbinden, und dadurch neue Bilder zu erzeugen.
heißt sie productive Einbildungskraft oder Phantasie im engern Sinne. Hier
t sie unwillkürlich nach den bloßen Gesetzen der Vergesellschaftung (Association)
Vorstellungen, wobei das Gemüth dem Strome der Vorstellungen, wie sie der
ll herbeiführt, überlassen ist, und Träume des Wachenden hervorbringt; oder
dem Gesetze der Zweckmäßigkeit, und in gewisser Abhängigkeit von dem Ver-
e. Die Vergesellschaftung der Vorstellungen kann aber entweder einem be-
nten Zwecke des Verstandes gemäß geschehen, oder sie geschieht nur dem Ver-
esgebrauch überhaupt angemessen, den allgemeinen Gesetzen desselben entspre-
, und dann wirkt sie in unbestimmter Zweckmäßigkeit. Im erstern Fall ist
urch den bestimmten Zweck gebunden, im zweiten ist ihr Wirken frei, ohne dar-
doch regel- oder gesetzlos zu sein; das allgemeine Gesetz der Zweckmäßigkeit
ihrer Willkür Grenzen, innerhalb deren sie ihr Spiel mit Freiheit treiben, die
ber nicht überschreiten darf. Die freie und doch zweckmäßige Thätigkeit der
ntasie begründet allein die Möglichkeit einer schönen Kunst. Hier bildet sie nach
n, — sie dichtet, und wird daher Dichtungsvermögen genannt. Nach jener
elten Wirksamkeit der Einbildungskraft kann man eine solche zwiefache Sphäre
lben unterscheiden: eine niedere prosaische, und eine höhere poetische. Ihre
und nächste Bestimmung ist nämlich, das Denk- und Bildgeschäft des Ver-
des für die mannigfaltigen Bedürfnisse und Zwecke des Lebens und des Erkennt-
iebes zu besorgen; hier ist sie stets durch bestimmte Zwecke gebunden: ihre zweite
besteht darin, durch ihre freie, jedoch zweckmäßige, Thätigkeit das Gemüth
nonisch zu beleben, durch ideale, über gemeine Wirklichkeit erhabene, Dichtun-
und Gebilde ihrer schöpferischen Kraft den Geist über die Beschränkungen des
eins zu erheben, und dadurch das Dasein selbst zu verschönern. Man kann
ts schöner und wahrer über die Einbildungskraft in ihrer poetischen Sphäre
n, als was Göthe in s. Gedicht: „Meine Göttin", oder Tiedge in d. „Urania",
sie gesagt haben. Zu groß, um übersehen, zu weit, um völlig gefaßt, zu reich, um er-
pft zu werden; mannigfaltig genug, um allen Abänderungen der Lage des Alters,
n Bedürfnisse eine eigne Befriedigung zu gewähren; geschickt, jedem Tone der Seele
so volle Harmonie zurückzugeben, daß vom Helden bis zum Liebhaber Jeder
ben sollte, sie wäre bloß für seinen Zustand geschaffen; groß mit dem Einen,
t mit dem Andern, überall bereit, jeden Wunsch und jeder Sehnsucht Erfüllung
geben, sich in jede Farbe zu kleiden, ist sie auch nach Gram und Leiden die sanfte
letzte Gefährtin unserer Klagen. Ihre Bilder sind es, die uns in Freude und
glück beherrschen, Hoffnung und Furcht wird uns durch sie erregt. Das ganze
Geheimniß von der Wirksamkeit aller schönen Kunst beruht darin, daß die Einbil-
gskraft schöpferisch wird. Es versteht sich, daß dies selbst nur durch eine schö-
rische Einbildungskraft zu bewirken sei. Daß der Mensch ein solches schöpferi-
s Vermögen, selbstthätig Bilder und Ideen in sich zu erzeugen, besitzt, lehrt
en sein eignes Bewußtsein; denn kaum wird einer von der Natur so sehr ver-
hrlost sein, daß er nicht Wesen, Scenen, Lagen, Zustände sollte dichten können,
er nie erlebt hat. Unendlich verschieden aber sind die Grade dieses schöpferischen
rmögens der Einbildungskraft, und nur in seinen höhern Graden, wo es eigen-
mliche Formen und Charaktere zu erfinden, ein Mannigfaltiges von Begeben-
ten, Bildern und Ideen zu einem für die Vernunft zweckmäßigen Ganzen zu ver-
ipfen vermag, kann man es als eine entschiedene Anlage zur Kunst ansehen.
S. Genie, Phantasie, Darstellung, Kunst, Poesie.)

Einfalt ist dem Vielfältigen und Mannigfaltigen entgegengesetzt, wie das
cht Übersehbare dem Verwickelten, schwer zu Übersehenden, zu Erkennenden.

Man kann es in intellectueller, moralischer und ästhetischer Hinsicht betrachten. Wird die Einfalt dem Verstande zugeschrieben, so bezeichnet sie die natürliche Beschränkung der Verstandeskräfte eines Menschen auf einen kleinen Wirkungskreis. In dieser Hinsicht wird Einfalt stets als Fehler gerechnet, wo sie nicht zeitige Unmündigkeit ist, welche allmälig verschwindet, oder mit Einfachheit gleichbedeutend gebraucht wird. Den moralisch Einfältigen nennt man auch den Mann von schlichtem Herzen, einfacher Sitte; seine Beschränkung ist freiwillig. Wer einfältigen Verstandes ist, kann nicht nach weitaussehenden und verwickelten Absichten handeln; wer einfältigen Herzens ist, will es nicht. Der Stimme seines Gewissens folgend, klügelt er nicht über seine Pflichten, er übt sie aus, unbekümmert um den Grund derselben, über welchen der Philosoph sich oft gern in Zweifel verliert und den der Weltling gern untergrübe. Sein Leben zeichnet sich aus durch Übereinstimmung der Gesinnungen und Handlungen, welche alle entfernt eigennützige Nebenabsichten ausschließt, wobei denn freilich seine Einfalt des Herzens dem Weltklugen als Einfalt des Verstandes erscheinen mag. Der Einfältige am Verstande ist dem Gewandten, Pfiffigen, der Einfältige am Herzen dem Verschlagenen, ungefähr wie die Moral der Politik, entgegengesetzt. Oft mögen wir den Politischen anstaunen, öfter werden wir ihn fürchten: der moralisch Einfältige gewiß, durch Liebenswürdigkeit das Herz zu gewinnen; er gewinnt es aber nicht zu wollen, denn auch hier ist er frei von Absicht. Der Charakter der Einfalt ist durchaus Naivetät (s. d.), die stets mit der Unschuld verloren geht. Wird Naivetät dem Künstlichen entgegengesetzt ist, so ist auch Einfalt in der Kunst der Anschein von Kunstlosigkeit und Natürlichkeit. Im kunstlosen Zusammenstimmen aller einzelnen Theile eines Kunstwerks zum Ganzen besteht die ästhetische Einfalt oder Einfachheit. Verschmähend alle Mittel, wodurch ein stetes Hinblicken auf das Gefallen die Aufmerksamkeit an sich zu reißen sucht, nie fremden Anforderungen gehorchend, noch dem Zeitgeist fröhnend, spricht die ästhetische Einfalt ihre innere Seele anspruchlos aus, und wartet ruhig auf die Seele, die sie verstehe. Nie sagt sie mehr, als eben der Zweck erfodert; ihre Kunstmittel sind die einfachsten, ihre Anordnung und Verbindung ist die faßlichste; nie sucht sie Beifall auf Nebenwegen zu erschleichen, ist fern von allem Gesuchten, allem Prunk, aller Überladung. Sie ist nicht reich und blendet nicht, aber sie ist sicher, tüchtig, wahr und innig. Ihr Gang ist ein gerader, fester Gang zum Ziele; überall zeigt sich eine gewisse kindliche Aufrichtigkeit. Auch von der ästhetischen Einfalt kann man sagen, daß sie mit der Unschuld verloren gehe, denn bei den Neuern ist sie erworben, künstlich, bei den Alten war sie unwillkürlich; schon den Römern wurde es schwerer, diesen Geist in ihre Werken einzuhauchen. Man darf übrigens die Einfalt nicht mit Einförmigkeit verwechseln; letztere ist die Ähnlichkeit der Theile eines Dinges in Hinsicht ihrer Form; sie wird in der Kunst fehlerhaft, wo sie das Interesse schwächt oder aufhebt.

Einflüsse auf den menschlichen Körper. Die ganze, den Menschen umgebende Natur steht mit ihm in so inniger Verbindung, daß nur durch die stete Wechselwirkung beider auf einander das Leben bestehen kann. Der menschliche Körper steht auf der höchsten Staffel der Stufenleiter organischer Wesen; die Form des Lebens von der geringsten an bis zur höchsten wiederholt sich in ihm. Von der Krystallgestaltung an, der einfachsten im unorganischen Reiche der Natur, zu der äußernden Lebenswirkung, zu dem organischen bloß vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachsten thierischen Leben bis zu dem höchst ausgebildeten, findet sich die Nachbildung in ihm. Was ihn aber über Alle emporhebt, ist der unsterbliche Geist, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher selbstthätig neue Ideen schafft, die ganze Außenwelt in sich im Bilde aufnimmt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menschliches Gemüth sich darstellend, sowol von Ideen bestimmt wird

uch auf seines Gleichen durch Aufrufung der Ideen bestimmend und, vermöge urch das Gehirn und gesammte Nervensystem vermittelten innigen Zusammen- s mit dem Körper, auch auf diesen theils willkürlich, theils unwillkürlich ein- t. So bietet also der menschliche Organismus der Außenwelt zwei Seiten dar, welche sie auf ihn Einfluß hat, die geistige und die körperliche. Die körperli- Einflüsse werden vermittelt theils durch das Nervensystem, in Einwirkungen die Sinnorgane, besonders auf das Gefühl im Allgemeinen, theils durch An- nung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- oder Verdauungsproceß, theils durch irkung auf das Respirationssystem. Gleiches sucht in der Natur Gleiches was in der äußern Natur herrscht, sucht auch im Organismus das ihm Ent- hende zu erheben, und gegen das ihm Entgegengesetzte in verstärkte Action zu gen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung gestärkt, ndre herabgesetzt und geschwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der inwohnenden Lebenskraft auch Selbstbestimmung, wodurch er den äußern Ein- n widersteht, die durch sie zerstörte Harmonie in den verschiedenen Thätigkeiten Augenblick wiederherzustellen strebt, theils durch das Gesetz der Gewohnheit, n der Einfluß von Außen seinen Reiz auf das Nervensystem verliert, theils h Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch tärkung des Gegensatzes der Functionen. Je stärker die Lebensenergie ist, desto iger ist die Selbstbestimmung des Organismus, desto weniger überwiegend Bestimmbarkeit von äußern Einwirkungen, desto wenigern Störungen seiner n Form von denselben ist er unterworfen. Erregen sie aber eine bedeutende rung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch dessen bstbestimmung im Stande ist, ihnen zu widerstehen, so entstehen Krankheiten. gewöhnlichsten dieser Einflüsse sind die atmosphärischen, welche nicht nur auf wichtige Respirationssystem einwirken und tief in das Innere des Organismus ringen, sondern auch oft plötzlich in ihrer Beschaffenheit wechseln, indem sie s in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerstoffgases, theils h Aufnahme fremder aufgelöster Theile, Wasser, Feuchtigkeit, Dämpfe man- ei Art, verändert werden. Da nun diese Beschaffenheit der atmosphärischen schnell eintreten und von Niemanden leicht vermieden werden kann: so entste- oft bei vielen Menschen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar hren Haupterscheinungen sich ähnlich sind, jedoch auch, nach der Energie der bstbestimmung des Organismus, bei jedem Individuum etwas Eignes in der rke der Zufälle und in ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat . lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südwestwind geherrscht, wel- dem lymphatischen und schleimabsondernden System günstig ist, und folglich n Functionen erhebt, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockener, mit Sauer- gas überreichlich versehener Nordostwind ein, welcher dem arteriellen Systeme richt, es zur Oberherrschaft emportreibt und entzündliche Beschaffenheit in den per setzt: so wird diese Entzündung eher entstehen, als die Selbstbestimmung Organismus den entstandenen Gegensatz auszugleichen vermag, sie wird auch üglich im vorherrschenden lymphatischen und im System der schleimabsondern- Organe als Katarrh, Husten, Brustfieber u. s. w. sich darstellen; sie wird end- bei solchen Individuen, welche zur arteriellen Constitution sich neigen, heftig und Lungenentzündung, bei Andern, deren Constitution mehr phlegmatisch ist, als leimhusten, bei Kindern anders als bei Erwachsenen u. s. w. erscheinen. Die das Verdauungssystem wirkenden Einflüsse sind die Nahrungsmittel und Ge- ke, deren Menge und Beschaffenheit, Gifte und Arzneien. Die geistigen Ein- se werden theils durch Sinneseindrücke auf das Nervensystem und Gehirn, theils ch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geist erregt, und wirken der auf den Körper. Die am stärksten wirkenden sind die Affecten und Leiden-

schaften, welche auf das Nervensystem theils belebenden Einfluß haben, z. B Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. s. w

Einfuhr- und Ausfuhrverbote, Gesetze, wornach gewisse fremd Waaren nicht in das Land, und gewisse inländische nicht aus dem Lande gelassen werden sollen. Man hält jene für vortheilhaft, wenn die Einwohner dadurch bewogen werden, die verbotenen fremden Waaren selbst im Lande zu verfertigen, und das Geld dafür auf den Ankauf inländischer Waaren zu verwenden; diese aber bei solchen Landesproducten für nützlich, die entweder das Land selbst nöthig hat, oder welche die innere Industrie so vervollkommnen kann, daß sie dadurch mehr werth werden und sodann, im Ausland gesucht, mehr Geld oder fremde Waaren herein bringen. Allein beide Schlüsse sind falsch; denn da fremde Waaren nicht umsonst wegegeben werden, so muß das Land, welches sie einführt, deren Werth mit seine Producten bezahlen. Dies Hervorbringen aber gibt der innern Industrie wenigstens ebenso viel Beschäftigung, als ihr die eigne Verfertigung der ausländische Waaren geben würde. Kaufte das Land die fremden Waaren nicht, so würde es auch das nicht hervorbringen, womit es die fremden bezahlt, folglich würde seine Industrie gerade um so viel vermindert. Wendete es aber seine Industrie auf die Hervorbringung ähnlicher Waaren im Lande, so würde auf jeden Fall der Zweig der Industrie eingehen, der bisher die Quantität Waare verfertigt hat, womit man die fremden Waaren im Auslande bezahlte. Die Anwendung von Arbeit und Capital hätte bloß gewechselt, wäre aber durch diesen Wechsel nicht vermehrt worden. Wollte man annehmen, daß der neue Zweig der Industrie, welcher die ausländischen ersetzt, den Werth derselben hervorbringen und also wirklich den Nationalreichthum vermehren würde, so ist dieses nicht einleuchtend. Denn weßhalb zog man die ausländischen Producte den inländischen vor? — Unstreitig, weil die ausländische besser oder wohlfeiler waren. In beiden Fällen büßen also die Consumenten ein, wenn sie durch das Verbot genöthigt werden, schlechtere und theuere Waaren zu kaufen als bisher; es wird dadurch der Begehr abnehmen, und zugleich mit demselben Gelde eine geringere Quantität gekauft werden. Die Producenten gewinnen aber auch nichts, wenn sie bis dahin etwas anders machten, das ihnen ebenso viel einbrachte als ihr neues Geschäft und wenn auch einige unter ihnen sich eine große Einnahme geschaffen hätten, so büßen doch die Producenten in Masse ein, weil das neue Product weniger ernährt als das alte, da das Ausland für seinen Waarenabsatz dem Lande mehr abnahm, als für die Bezahlung der inländischen Waaren, welche sie ersetzen sollen, gebraucht wird. Nimmt man vollends an, daß die Consumtion der ausländischen Waaren durch das Verbot gänzlich aufhört, und auch kein inländischen an ihre Stelle treten, so wird dadurch offenbar der Nationalreichthum vermindert. In Ansehung der Ausfuhrverbote findet dasselbe statt: Betreffen sie die rohen Producte, so wird dadurch die Erzeugung derselben im Lande vermindert folglich auch der Reichthum; denn die Ausfuhr vermehrt den Absatz. Die Production übersteigt aber nie den wahrscheinlichen Absatz. Wäre man z. B. in Rußland überzeugt, daß jährlich eine Million Pferde ins Ausland verkauft würden, so würden um so viel mehr erzeugt werden. Da aber die Ausführung der Pferde verboten ist, so beschränkt sich die Pferdezucht bloß auf den inländischen Verbrauch. Dasselbe findet bei dem Verbote der Ausfuhr andrer rohen Producte statt. Wenn man die Ausfuhr des Flachses, des Hanfs, der Wolle, der Hadern ꝛc. verbietet, damit diese Stoffe im Lande zu Linnen, Tuch, Papier verarbeitet werden sollen, so kommt die dadurch veranlaßte geringere Quantität Fabricat selten dem Werth gleich, um den die rohen Producte bei vollkommener Freiheit der Ausfuhr den Werth jener Fabricate übertroffen haben würden. Nicht einmal der Zweck, daß man die rohen Producte im Lande bei niedern Preisen erhalten will, um die Fabrication derselben zu begünstigen, wird erreicht, da die Erzeugung derselben durch das Ausfuh-

gelähmt und vermindert wird, und deßhalb die Preise im Lande oft weit hö-
gen als dieses bei der größern Production für den Absatz ins Ausland gesche-
n würde. So war sonst der Preis der Wolle in Sachsen, wo die Ausfuhr
r, selten höher als in Preußen, wo sie verboten war, und die Tuchfabriken
ysen gediehen bei der Freiheit der Wollausfuhr besser als in Preußen, bei
Verbote. Die Meinung, daß Ein- und Ausfuhrverbote ersprießlich seien,
ther blos durch die beschränkte Einsicht unterhalten, welche einzig auf die
n Wirkungen gerichtet ist, die aber die entfernten Wirkungen und den Zu-
thang des Ganzen nicht zu fassen vermag.

ingelegt nennt man ein Tonstück, welches eigentlich nicht in eine Musik
sofern es zwischen den Sätzen oder Stücken dieser Musik aufgeführt wird.
ers legen Sänger und Sängerinnen in eine Oper, wenn sie in ihrer zu sin-
Partie wenig Gelegenheit finden, sich vortheilhaft zu zeigen, fremde Ton-
in. Dann aber sollte doch wenigstens auf einen passenden Ort in der Oper,
en passenden Text und auf ein von dem musikalischen Charakter der Oper
ar zu sehr abstechendes Tonstück sorgfältige Rücksicht genommen werden.
allzu häufiges Einlegen fremder Stücke muß die schönste Musik zu einem
ht werden.

Einheit eines Werkes ist die Übereinstimmung seiner Theile, d. h. ihre
seitige Bestimmung durch einander zu einem Ganzen. Sie ist jedem Werke
Kunst unerläßlich, weil es sonst aufhören würde, ein Werk der Kunst zu
Ob aber deßhalb die Ansicht der Baumgarten'schen Schule, daß überhaupt
heit des Mannigfaltigen die Schönheit bestehe, erschöpfend sei, ist eine andre
Einheit ist das Gesetz der Form; es wird also darauf ankommen, ob die
heit in der Form beschlossen sei oder nicht. (S. Schön, Schönheit.)
n Einheiten des Drama s. Schauspiel. dd.

Einhorn. Nach von Zach's Prüfung der verschiedenen Nachrichten älte-
neuerer Zeit über das Einhorn, hat man, seit Buffon, dasselbe mit Unrecht
Reihe der fabelhaften Thiere verwiesen. Auch in der Gegend des alten Meroë
man ein solches Thier, von der Größe einer Kuh, von dem Bau einer Ga-
wovon das Männchen ein langes und gerades Horn auf der Stirn hat.

Einkommen, Ertrag (Nationalökonomie). Im Allgemeinen wird
er die Masse von Werthen oder Gütern verstanden, deren Besitz während
gewissen Zeitraums erlangt wird. Das Einkommen, das dem einzelnen
zufließt, heißt Privateinkommen; dasjenige, das sämmtlichen Bürgern im
zufließt, heißt Nationaleinkommen, und dasjenige, das dem Staate oder
tionalgesammtheit zu Theil wird, heißt Staatseinkommen. Es gibt drei
quellen des Einkommens für den einzelnen Bürger wie für die Nation, näm-
Grundeigenthum, das seinem Bürger eine Rente trägt (Landrente); 2) ge-
lter Gütervorrath, welcher Zinsen oder Gewinnst abwirft (Capitalrente);
Arbeit, welche Lohn verschafft (Arbeitslohn). Alles Privat- und National-
men ist entweder rohes, oder reines Einkommen; unter dem erstern wird die
Masse von Gütern verstanden, welche während eines gewissen Zeitraums in
des Besitz gelangt, unter dem letztern derjenige Theil dieser Güter, welcher
bleibt, nachdem die zur Unterhaltung der stehenden und umlaufenden Capitale
(stehendes Capital, Umlaufendes Capital), vermittelst welcher sie
gebracht sind, erfoderlichen Kosten abgezogen worden; also die Masse von
n, welche unmittelbar verbraucht oder verzehrt werden kann, ohne daß das
al dadurch eine Verminderung erleidet. Der Unterschied zwischen rohem und
n Einkommen ist von großer praktischer Wichtigkeit, besonders in der Finanz-
schaft, deren Hauptsorgfalt dahin gerichtet sein muß, daß nicht das Capital

von der Besteurung angegriffen, sondern bloß das reine Einkommen der Natio mit Abgaben belegt werde. (S. Abgaben.) K. M.

Einkommensteuer ist die Abgabe, welche in bestimmten Theilen u mittelbar vom Einkommen der einzelnen Staatsbürger erhoben wird, und zwar de Regel nach ohne alle Rücksicht auf die ursprünglichen Quellen des Einkommens. Die berühmteste Abgabe dieser Art war auf Pitt's Antrag in Großbritannien einge führt worden; 1813 hatte sie 14½ Mill. Pfd. St. eingebracht, wurde aber 181 abgeschafft. Es scheint seltsam, daß man erst in spätern Zeiten auf eine Einkom mensteuer gefallen ist, und daß man sie nirgends zur Hauptsteuer gemacht hat, d sie doch dem Grundsatze aller Besteurung, welchen man gewöhnlich als den oberste aufstellt, nämlich der Gleichheit, so sehr zu entsprechen scheint; denn man sollt denken, daß die Gleichheit in der Besteurung nicht besser zu erreichen stände, al wenn Jeder einen gewissen Theil seines Einkommens abgäbe. Aber bei der Aus führung ist keine Abgabe so großen Schwierigkeiten unterworfen als diese, denn 1 die Ausmittlung des Einkommens der Staatsbürger ist höchst unvollkommen un mühsam. Wenige Kaufleute, Gewerbtreibende, Pächter ꝛc. führen so genau Bücher, daß sie selbst wissen, was sie einnehmen; nur Rentner und Besoldete kön nen gewöhnlich sichere Angaben darüber liefern. 2) Das Einkommen selbst i höchst veränderlich, daher muß eine Nachsicht der Steuerrollen wenigstens einma in jedem Jahre stattfinden. 3) Soll der Betrag der Abgabe mit dem Einkomme steigen, so gibt die Natur der Sache nirgends einen Maßstab dazu an die Hand sondern Alles hängt dabei von der bloßen Willkür ab. 4) Die Abgabe wird dadurch höchst ungleich, daß sie vom Einkommen der Staatsbürger, ohne Rücksicht auf di Verschiedenheit ihres Bedarfs, erhoben wird, natürlich muß sie also den Familien vater, welcher Frau und Kinder zu versorgen hat, härter drücken als den Unver heiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber weit we niger Ausgaben davon zu bestreiten hat. Indeß ließe sich doch auch gedenken, da man den Ältern, welche unversorgte Kinder ernähren, einen Nachlaß gewährt Wollte man aber die nothwendigen Bedürfnisse zuvor vom Einkommen abziehen so wäre die Anlage der Steuer noch schwieriger, denn wo würde man hier die Schei delinie finden zwischen Nothwendigem und Überflüssigem? Das Schwierige und Bedenkliche der Einkommensteuer sucht zu heben: v. Jakob in seiner „Staatsfi nanzwissenschaft". (Vgl. Abgaben.) K. M.

Einquartirung, metata bellica, einer von den Gegenständen des öf fentlichen Rechts, dem die neueste Zeit eine ganz veränderte Richtung gegeben hat nachdem zuvor, ehe man sich von der Nothwendigkeit überzeugte, daß für gänzlich umgewandelte Verhältnisse auch neue Grundsätze aufgesucht werden müßten, vie gegründete Beschwerden über Unrecht und Überlastung entstanden waren. Da ältere Staatsrechts nahm den Satz an, daß es zur Schuldigkeit der Unterthanen gehöre, den im Solde des Landesherrn stehenden Kriegsleuten auf Märschen und in Winterquartieren Dach und Fach zu geben. In Frankreich wurde darüber unter Ludwig XII. (1514) eine umfassende Verordnung erlassen, aber diese Verbindlich keit der Staatsbürger durch das Gesetz vom 8. Juli 1791 in Ansehung der stehen den Besatzungen ganz aufgehoben, in Ansehung der auf dem Marsche befindliche Truppen hingegen auf die bloße Wohnung, Feuer und Licht beschränkt, und dab die vorherigen zahlreichen Einquartirungsfreiheiten des Adels und andrer Classe abgeschafft. In Deutschland wurden diese Verhältnisse durch die doppelte Staats hoheit des Kaisers und Reichs und der Landesherren, sowie durch die besonder Pflichten der Reichsstädte gegen den Kaiser schon ehedem verwickelter, vorzüglic aber als Wallenstein im dreißigjährigen Kriege schon das System der Requisitione anfing, wodurch er sein Heer nicht nur auf Kosten der feindlichen Länder, sonder auch auf Kosten der Verbündeten seines Herrn des Kaisers verpflegte. Die B

n darüber hatten zur Folge, daß in Friedensschlüssen (prager Friede von Art. 68; westfäl. Friede, Art. 8, §. 2.) und Reichsgesetzen (Reichsab- n 1641, §. 20 — 28. Wahlcapitul. von 1658, Art. 4, §. 9) gegen der- Belastungen der reichsständischen Länder Vorsorge getroffen wurde. Die dreißigjähr. Kriegs macht auch in der Literatur des Einquartirungswesens n Abschnitt aus; den zweiten macht der siebenjährige Krieg; aber bei wei- tiger wurde dieser Gegenstand, als in Folge der Coalitionen gegen das re- aire Frankreich französ. Heere nach und nach alle deutsche Länder über- ten, und von ihnen, in feindlichen wie in verbündeten Staaten, ihren igen Unterhalt, und in der Regel noch etwas mehr verlangten. Man daran gewöhnt, die Einquartirung, welche nach den ältern Rechten nur Hergeben der Wohnung und Theilnahme der Gemeinen an Licht und Feue- Wirths bestand, als eine auf den Wohnhäusern ruhende Reallast anzu- d blieb diesem Grundsatze auch treu, als zu jenen einfachen Leistungen noch ere Verpflegung fremder Krieger hinzukam, unter welchen Vornehme and an Begehrlichkeit wetteiferten. Von der ältern Einquartirung war ein heil der Staatsbürger vermöge ihres Standes und besonderer Privilegien d über dieselbe manche Verträge geschlossen worden, welche nunmehr eine bre Bedeutung erhielten, als die Parteien eigentlich beabsichtigt hatten. hältnisse zwischen Pachtern und Verpachtern zeigten in dieser Beziehung ältige Schwierigkeiten. S. G. M. Weber: „Über die Vertheilung der häden" (1798); Hatzfeld's „Prüfung der Grundsätze über die Peräquation zslasten" (1801); Feierlein's „Beiträge zu einer künftigen wissenschaftlichen ung des Kriegseinquartirungswesens ꝛc." (1807); Schmid: „Über Ver- der Kriegsschäden und der Einquartirung insbesondere" (1808). Am ein- gelangt man wol zu dem Resultate, worüber das gesunde Rechtsgefühl von ein nicht ungewiß ist, wenn man von der unleugbaren Verbindlichkeit des ausgeht, jedem Einzelnen Schutz gegen alle Beschädigungen von Außen zu n, zu dem Ende alle Kräfte des Staats daran zu setzen, und ihm dann, n der Verfolgung dieser Ansprüche an den Feind abgestanden wird, den selbst zu ersetzen. Dies umfaßt auch alle zufällige feindliche Beschädigun- che der Beschädigte sich nur nicht durch eigne Schuld zugezogen hat. Die bare Aufnahme und Verpflegung der Krieger trifft dann einen Jeden, wel- ichviel ob als Eigenthümer oder als Miether den erfoderlichen Raum inne muß nach dem Gesetze der Gleichheit, im Verhältniß zu dem Vermögen ger vertheilt werden, und dabei keine Befreiung stattfinden, welche nicht dings nothwendig für den öffentlichen Dienst ist. Aber die Gerechtigkeit aß diese Leistungen, welche doch ihrer Natur nach in ihrer ersten Aus- einen Theil der Bürger mehr als den andern belasten, durch allgemeine wieder vergütet und ausgeglichen werden, und diese allgemeinen Auflagen hne Ungerechtigkeit nach keinem andern Maßstabe als dem einer reinen ensteuer ausgeschrieben werden. Eine Sammlung von Verordnungen arischen Nachrichten über Einquartirungen lieferte Grattenauer in seinem orium aller, die Kriegslasten, Kriegsschäden und Kriegseinquartirungen den Gesetze" (1810 — 11). 37.

Inspritzungen (Injectionen), sind theils in der Chirurgie, theils in tomie gewöhnlich. In der Chirurgie werden nämlich, vermittelst einer Spritze, in natürliche oder durch Krankheit entstandene Höhlen und Canäle, n da befindliche schädliche Stoffe fortzuschaffen, theils um Medicamente an khafte Stelle selbst zu bringen und verschiedene Heilzwecke zu erreichen, eiten, die nach Maßgabe dieser Zwecke verschieden sind, hineingebracht. und Geschwüre sucht man dadurch zu reinigen, wenn sie sich weit unter

der Haut hinverbreiten, oder auch zu reizen, zu verbessern u. s. w., und schon Cato, der Censor, soll sie bei Fistelgängen in Anwendung gezogen haben. Bei Krankheiten der Nase und der Höhlen, die mit derselben in Verbindung stehen, bei solchen, welche ihren Sitz im Halse haben, bei den Krankheiten der Ohren, der Harnblase und Urethra, des Uterus und der Vagina, zur Radicalcur des Wasserbruchs, werden die Einspritzungen sehr häufig in Gebrauch gezogen, und leisten einen großen Nutzen. Zur Entfernung des Eiters, der Gauche, des Bluts, oder auch fremder, von Außen eingedrungener Körper schickt sich reines, laues Wasser am besten, und reicht vollkommen aus. Außerdem werden bald adstringirende Mittel, um übermäßige Absonderungen zu beschränken, bald reizende, um Entzündung, z. B. bei dem Wasserbruch, zu erregen, oder auch um die Absonderung zu vermehren und zu verbessern, bald beruhigende, um Schmerzen und andre Zufälle zu mäßigen, der wässerigen Flüssigkeit hinzugefügt. Bei Lähmungen und andern Krankheiten der Speiseröhre, welche das Schlingen verhindern, und den Hungertod herbeiführen, hat man nahrhafte Flüssigkeiten in den Magen gespritzt. Endlich hat man in verzweifelten Fällen sogar Blut von Thieren oder andern Menschen in die Adern gespritzt, was Transfusion genannt wird. Ja auch Medicamente hat man auf demselben Wege unmittelbar in das Blut gebracht, z. B. den Brechweinstein, um Erbrechen zu erregen, wenn ein fremder Körper so fest in der Speiseröhre steckt, daß er das Schlingen verhindert, und doch weder vor- noch rückwärts bewegt werden kann. Nach Maßgabe des Ortes, wo die Einspritzung gemacht werden soll, muß die Mündung der Spritze sich bald an einer längern, bald kürzern, bald gerden, bald gebogenen Röhre befinden. Die Größe der Injectionsspritze aber richtet sich nach der Menge der Flüssigkeit, die man einspritzen, und nach der Kraft, die man dabei anwenden will. An Leichen spritzt man verschiedene gefärbte, in der Wärme flüssige, in der Kälte gerinnende Flüssigkeiten in die Gefäße, um auch die kleinern sichtbar und dadurch es möglich zu machen, daß sie gehörig präparirt werden können. Namentlich findet dies in Hinsicht auf die Arterien, Venen und lymphatischen Gefäße statt. Die anatomische Kunst hat es hierin so weit gebracht, daß auch selbst sehr kleine Ästchen dem Auge sichtbar werden.

Eis, jede gefrorene Flüssigkeit; im engern Verstande der Physik: gefrornes, d. h. bei einem Kältegrade, der Eis- oder Gefrierpunkt heißt, in einen festen Körper verwandeltes Wasser. Wenn der zum Gefrieren des Wassers nöthige Kältegrad nicht ferner statt hat, so hört auch der feste Zustand des Wassers auf, und es fängt an, wieder in den flüssigen überzugehen, welches man das Aufthauen nennt. Man sieht also, daß Eis weiter nichts als ein seines Wärmestoffes zum Theil beraubtes Wasser ist. Das Gefrieren des Wassers ist eine so auffallende Erscheinung, daß die größten Naturforscher es der Mühe werth achteten, Untersuchungen darüber anzustellen. Beobachtet man dasselbe in einem mit Wasser gefüllten Glase, welches der Frostkälte ausgesetzt wird, so bemerkt man zuerst auf der der kalten Luft ausgesetzten Oberfläche des Wassers ein ungemein dünnes und feines Eisblättchen. Bald sieht man feine Eisfäden entstehen, die wie Strahlen an den Seitenwänden des Gefäßes hervorzuschießen scheinen, und mit ihnen selbst rechte, sondern fast immer stumpfe und spitze Winkel machen. Aus diesen Strahlen scheinen immer wieder neue zu schießen, bis die ganze Oberfläche des Wassers mit einer einzigen Eisdecke belegt ist. Während der Zeit steigen, wie beim Sieden, eine Menge Luftbläschen nach oben, die beim langsamen Gefrieren aus dem Wasser fortgehen, bei plötzlichem aber mit eingefrieren und durch ihre Ausdehnung bisweilen Risse im Eise verursachen. Obgleich sonst die Kälte zusammenzieht, so nimmt doch das Eis einen größern Raum ein als das Wasser, ist daher specifisch leichter, und schwimmt auf demselben. Es ist ein Irrthum, wenn Manche glauben, daß das sogenannte Grundeis auf dem Grunde der Flüsse entstehe und

Digitized by Google

achher oben ſchwimme; denn der Grund des Gefrierens liegt immer in dem Kälterwerden der äußern Luft. Eine allgemein bekannte Erſcheinung iſt es, daß ſtillſtehende Gewäſſer eher gefrieren als fließende. Doch ſcheint eine vollkommene Ruhe im Gefrieren auch nicht günſtig zu ſein; denn man hat die Erfahrung, daß ganz ruhig ſtehendes Waſſer noch nicht gefror, als ſeine Erkältung bereits tief unter dem Eispunkte war; eine kleine Erſchütterung war hinreichend, das Waſſer ſogleich in Eis zu verwandeln. Meerwaſſer, und überhaupt alles Salzwaſſer gefriert ſchwer, weil das Salz und andre Beimiſchungen den Wärmeſtoff länger an ſich halten. Auch ſondert ſich beim Gefrieren das Salz ab und ſinkt zu Boden, ſodaß das Eis aus Meerwaſſer ein reines, trinkbares Waſſer liefert. Dennoch bringen die Salze an ſich eine größere Kälte hervor, und durch Hülfe derſelben kann man dem Waſſer einen Grad von Kälte geben, der den des Eispunkts überſteigt, und wobei das Waſſer dennoch flüſſig bleibt. Hierzu ſind die meiſten Salze, inſonderheit aber Salpeter, Salmiak und Küchenſalz geſchickt; durch ſie kann man im Sommer, auch über einem Feuer, eine Kälte hervorbringen, durch welche das Waſſer gefriert, und erhält man künſtliches Eis, wenn man reines Waſſer in ſchicklichen Gefäßen jenen erkältenden Miſchungen ausſetzt. Heftigere Kälte gibt dem Eiſe größere Härte und Feſtigkeit, und man kann das Eis der Polarländer kaum mit dem Hammer zerſchlagen. Im ſtrengen Winter 1740 baute man zu Petersburg aus dem Eiſe der Newa ein Haus, welches 52½ Fuß lang, 16½ Fuß breit und 20 Fuß hoch war, ohne daß durch die Laſt des Daches, welches gleichfalls aus Eis beſtand, das innerſte des Gebäudes im mindeſten wäre verletzt worden. Die Eisſtücken wurden nach Erfoderniß ausgehauen, verziert und nach den Regeln der Baukunſt an einander geſetzt. Vor dem Hauſe ſtanden 6 Kanonen von Eis, die auf der Drehbank gemacht waren, mit ihren Lavetten und Rädern, ebenfalls von Eis, und zwei Mörſer, die ebenſo, wie die gegoſſenen, gearbeitet waren. Die Kanonen hatten die Größe der Sechspfünder, welche gewöhnlich mit 3 Pfund Pulver geladen werden; man lud ſie aber nur mit ¼ Pfund, und brachte eine Kugel von geſtopftem Hanf, bisweilen auch eine eiſerne hinein. Die Kugel durchbohrte, in einer Entfernung von 60 Schritten, ein Bret von zwei Zoll Dicke. Das Eis der Kanonen konnte nicht viel über drei bis vier Zoll dick ſein, und dennoch widerſtand es der Gewalt der Explosion. S. Mairan's „Abhandl. v. d. Eiſe", a. d. Franz., 1752.

Eis (künſtliches). Schon die Griechen und Römer bedienten ſich verſchiedener Mittel, Schnee und Eis zu erhalten, um ihre Getränke abzukühlen; doch haben ſie es in dieſer Kunſt nicht dahin gebracht, wohin man in unſern Tagen gelangt iſt. Jetzt kennt man die Mittel, künſtliche Kälte hervorzubringen, beſſer. Grunde der Phyſik lehren, was die Erfahrung beſtätigt, daß bei der Verdünſtung jeder Flüſſigkeit Kälte entſteht. Mit Vitriolæther, und noch beſſer mit Salpeteræther, kann man auf dieſe Weiſe mitten im Sommer und bei den heißeſten Tagen künſtliches Eis hervorbringen. Auf der Ausdünſtung beruht auch das in Indien, zu Calcutta und a. O. übliche Verfahren, Eis zu machen. In den heißen dortiger Gegenden kennt man Schnee und Froſt gar nicht; um aber bei der Hitze des Sommers ein Kühlungsmittel zu haben, holt man im Winter Schnee und Eis von hohen Bergen, und wirft davon etwas in kleine irdene, unglaſurte Pfannen, die bei Sonnenuntergang mit Waſſer gefüllt werden. Die Pfannen ſtellt man in zwei Fuß tiefe, mit trockenem Stroh beſtreute Gruben, und läßt ſodann die Ausdünſtung ihren Lauf. Bei heller Witterung wird durch dieſe Ausdünſtung dem zurückgebliebenen Waſſer ſo viel Wärmeſtoff entzogen, daß daſſelbe mit Hülfe des darin ſchwimmenden Schnees völlig zu Eis wird, welches ſodann vor Sonnenaufgang in tiefe Gruben gebracht und für den Sommer aufbewahrt wird. Um die Mitte des 16. Jahrh. kam in Italien die Gewohnheit auf, das Getränk durch Salpeter abzukühlen. Späterhin kam man auf den Gedanken, die Kälte des Schnees

und Eises durch Beimischung von Salpeter zu vermehren. Nach und nach trieb man die Bereitung des künstlichen Eises immer weiter, und was anfangs nur ein Versuch war, wurde ein Gegenstand des Luxus. Im Anfang des 17. Jahrhundert brachte man schon Trinkbecher aus Eis, und in Eis eingefrorenes Obst auf die Tafeln; bald nachher fingen die Franzosen an, allerlei wohlschmeckende Pflanzensafte gefrieren zu lassen, und sie zum Nachtisch aufzusetzen. Seit der Mitte des 18. Jahrh. folgen die Deutschen diesem Beispiel. Über die Versuche, künstliche Kälte durch Verdünstung zu erzeugen, welche neuerlich von Leslie noch weiter getrieben worden sind, s. m. d. „Neue Journal f. Chem. u. Phys.", Bd. 2, S. 209. Die Erkältung bei der Auflösung krystall. Salze, von denen hier nur der Salpeter angeführt ist, hat untersucht Lowitz; vgl. Crell's „Chemische Annalen", 1796. Bd. 1, S. 529.

Eisen. Dieses nützlichste unter allen Metallen verbindet sich mit der Kohle in mehrfachen Verhältnissen. Ganz reines Eisen heißt *Stabeisen*, auch weiches schlechtweg *Eisen*. Wenn dieses mit so viel Kohle verbunden ist, daß es nach dem Glühen und plötzlichen Ablöschen in kaltem Wasser eine bedeutend größere Härte erhält, als es vorher hatte, so wird es *Stahl* genannt. Nimmt der Kohlengehalt so zu, daß die Dehnbarkeit des Metalles ganz, und die Geschmeidigkeit auch ganz oder fast ganz verloren geht, so heißt es *Roheisen* oder *Gußeisen*. Von diesem unterscheidet man wesentlich wieder das *graue* und das *weiße* Roheisen, welche beide zwar gleich viel Kohle enthalten können, aber in einem sehr verschiedenen Zustande der Verbindung. Die Farbe des Stabeisens ist lichtgrau mit vollkommenem metallischem Glanz; die Farbe des Stahls ist graulichweiß ins Weiße übergehend; das weiße Roheisen hat eine silberweiße, mit einem außerordentlich starken Metallglanz verbundene Farbe, die sich mit vielen Abstufungen ins Lichtgraue zieht. Das graue Roheisen hat bei einem starken Metallglanze eine schwarzgraue Farbe, die sich ins Lichtgraue verliert. Die Textur des Stabeisens ist zackig oder hackig, die des Stahls ist höchst feinkörnig, die des grauen Roheisens ausgezeichnet körnig, die des weißen strahligblättrig. Die Härte des Stabeisens ist sehr groß, indeß außerordentlich verschieden; der Stahl ist härter und wird durch schnelles Ablöschen in kaltem Wasser nach vorhergegangener Glühung (das sogenannte *Härten*) noch härter; das weiße Roheisen ist sehr hart und diese Härte vermehrt sich durch Ablöschen im Wasser; das graue Roheisen ist sehr weich. Die Festigkeit des Eisens äußert sich durch Zähigkeit, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit (Elasticität). Der Magnetismus wird dem Eisen durch Stoßen, Hämmern, Reibung, durch elektrische Schläge und durch langes ruhiges Stehen mitgetheilt. In der Temperatur läuft das Eisen mit gelben, carmoisinrothen, violetten und dunkelblauen Farben an; im weißglühenden Zustande läßt es sich *schweißen*, d. h. Stücken von Stabeisen oder Stahl lassen sich mit einander, oder Stabeisen mit Stahl verbinden. Die Oxydationsstufen des Eisens sind noch nicht alle bekannt, zu den Oxyden gehören der Glühspan, Hammerschlag oder Schmiedesinter, die Hammerschlacken und Frischschlacken, die sogenannte Eisensafran ꝛc. Das Eisen verbindet sich mit der Kohle (hierher der Graphit oder Gaarschaum), mit dem Schwefel (wodurch Rothbruch entsteht), mit dem Phosphor (wodurch Kaltbruch entsteht), auch ist dasselbe und seine Kalke in den mehrsten Säuren auflöslich; die bekannteste Verbindung mit einer Säure ist die mit Schwefelsäure, welche den sogenannten Eisenvitriol bildet. Von den Säuren und Alkalien wird das Eisen nur auf dem trockenen Wege angegriffen. Das Vergolden, Versilbern, Löthen, Verzinnen und Verzinken des Eisens beweisen die Verbindungsfähigkeit desselben mit andern Metallen. — Die *Schachtöfen*, in denen durch einen starken *Erzschatz* und durch beständiges Entfernen der Schlacke, zur Beförderung der Einwirkung der Gebläseluft auf das ausgebrachte Eisen, ein Gemenge von Roheisen, Stahl und Stabeisen erzeugt wird

Stückösen oder Wolfsöfen genannt, weil sich das ausgebrachte Ei-
einem Stück auf dem Herde ansammelt und dann durch die Vorwand des
ausgebrochen wird; auch die in Schweden und Norwegen angewendeten
eöfen gehören hierher. Die Herde, in denen jener Proceß mit einer et-
ößern Vollkommenheit verrichtet wird, weil der Fortgang der Schmelzung
ichtige Manipulation unterstützt werden kann, heißen Rennfeuer, Lup-
uer, catalonische Feuer, weil die Erze eingeschmolzen oder einge-
verden, oder weil sich das erhaltene Eisen zu einer Masse (Luppe) ansam-
ll. Die Schachtöfen, in denen die Eisenerze mit geschlossener Brust ver-
gen werden, heißen Blauöfen, und die Öfen, welche mit offener Brust
n, werden Hoheöfen genannt. Es findet also nur beim Betriebe der
öfen und der Luppenfeuer eine Gewinnung des Stabeisens oder des Stahls
elbar aus den Eisenerzen statt, und auch das Ausbringen ist nicht allein mit
n ökonomischen Vortheilen verbunden, sondern auch sehr wenig zuverlässig,
s Product ein Gemenge von Eisen, in den verschiedenartigsten Zuständen sei-
rbindung mit Kohle ist, und daher noch einer folgenden Bearbeitung unter-
werden muß, um ein gleichartiges Product, Stabeisen oder Stahl, darzu-

Bei der vollkommenern Zugutemachungsmethode der Eisenerze, sowol in
fen als in Hoheöfen, wird immer nur Roheisen erhalten, sodaß sich unmit-
us den Erzen, weder reines Stabeisen, noch reiner Stahl mit Vortheil ge-
t lassen. Der Darstellungsproceß des Stabeisens und des Stahls aus den
zen zerfällt also in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in die Erzeugung des
ns und in die weitere Verarbeitung desselben zu Stabeisen und Stahl.
ämlich das reine Roheisen eine Verbindung des Eisens mit Kohle ist, so liegt
erfrischen desselben die Absicht zu Grunde, alle Kohle, oder einen Theil der-
zu entfernen, je nachdem Stabeisen oder Stahl dargestellt werden sollen.
rischarbeit selbst verrichtet man in den mehrsten Ländern noch in Herden,
n das Roheisen zwischen Kohlen umgeschmolzen und dem Winde in halbflüs-
Zustande dargeboten wird. Man hat sehr viel verschiedene Frischmethoden in
, von denen die deutsche Frisch- oder die Kochschmiede mit ihren
ten: der But- oder Klumpschmiede, der Frischschmiede, der Suluschmiede,
lbwallonenschmiede und der Anlaufschmiede, die vorzüglichste ist und von de-
übrigen die Wallonenschmiede, die Löschfeuerschmiede, die steirische Ein-
nelzerei, die Singen'sche Einmalschmelzerei, die Gemundschmiede, die Brat-
hmiede, die Brockenfrischschmiede, die Brechschmiede, die Weich- und Hart-
frischschmiede mehr oder minder verschieden sind. Ein etwas anderes Ver-
findet bei der Stabeisenfrischarbeit, ein etwas anderes bei der Stahlfrisch-
hatt, welche letztere man den Rohstahlproceß genannt hat, um den so
en Stahl, oder den Rohstahl, von dem Stahl zu unterscheiden, der durch
elbare Verbindung oder durch Cementiren des Stabeisens mit Kohle erhalten
icher daher auch Cementstahl genannt wird. In England und an mehren
wird die Frischarbeit aber nicht mehr in Herden, sondern in Flammenöfen
en sogenannten Puddlingproceß vorgenommen. Die gewonnenen Frischstü-
rden entweder unter schweren Wasserhämmern, oder unter Walzwerken zu-
ngepreßt und erhalten dadurch die bestimmte Gestalt von Stäben, in welchem
de sie erst verkäufliche Waare sind. Die Wasserhämmer oder Ham-
erke müssen ihre Gerüste haben, in denen sie unverrückbar liegen, damit
mmerbahn immer dieselben Stellen der Amboßbahn trifft, worauf das aus-
iedende gefrischte Eisen ruht und hin und hergewendet wird. Nach dem
, wo die Hämmer angegriffen und durch die bewegende Kraft in die Höhe
n werden, unterscheidet man Schwanzhämmer (doppelarmige Hämmer) und
rhämmer (einarmige Hämmer). Die Hammerhelme sind in der Büchse be-

festigt und schlagen entweder unten gegen einen elastischen Prellklotz, oder oben gege den Reitel, um nach erfolgtem Hub mit desto größerer Gewalt zurückzufallen. B den sehr schweren Stirnhämmern, die ganz vorn am Kopf des Hammers gehobe werden, richtet man bloß durch die Gewalt des Hammers aus, was man bei leic tern Hämmern durch Prellvorrichtungen bewirken will. Bei den Walzwerke ist die dem Eisen zuzutheilende Form in den Walzen eingedreht und das gefrisch Eisen wird beim folgenden Durchlassen immer in die nächst kleinere Furche gebrach Die Walzen liegen mit den angedrehten Zapfen in ihren Gerüsten auf Lagern u werden entweder durch Keile, oder besser durch Schrauben gegeneinander festgeha ten. Die Verarbeitung des Stabeisens zu feineren Eisensorten geschieht entwed unter leichten und schnellgehenden Hämmern (Reckhämmern, Bandhäm mern, Zainhämmern), oder unter Walz- und Schneidewerken. Le tere bestehen aus stählernen Scheiben von größerm und geringerm Durchmesse welche auf einer eisernen Axe so neben einander gereihet sind, daß die größern u die kleinern Scheiben mit einander abwechseln, ohne daß sie im geringsten ausw chen, oder sich verschieben können. Auf einer zweiten Axe findet dieselbe Anordnu statt und zwar so, daß die größern Scheiben genau in die, durch die kleinern Sch ben der ersten Anordnung gebildeten Zwischenräume greifen und umgekehrt. D Stabeisen wird ferner auch zu Blech und Draht verarbeitet (s. d.) — D Rohstahl ist, wenn er aus dem Herde gekommen und das Luppenstück (Schrei g nannt) ausgeschmiedet worden ist, noch sehr ungleichartig und muß daher verfeine oder raffinirt werden, welches dadurch geschieht, daß mehre dünn ausgereckte (g plettete) Rohstahlstücke übereinander gelegt, in eine Zange gepackt und sorgfälti ohne Zuströmen von Wind, erhitzt und unter dem Hammer zusammengeschwei werden. Eine andre Art von Stahl, der Brennstahl, Blasenstahl od Cementstahl wird aus vorzüglich gutem Stabeisen bereitet, welches in vollkom men verschlossenen thönernen Gefäßen, oder Kasten zwischen Kohlenstaub, in st ker Hitze geglüht wird. Auch dieser Stahl muß wie der Rohstahl durch Raffin ren verfeinert werden. Der vollkommenste Stahl wird durch Umschmelzen d Rohstahls oder des Cementstahls erhalten. Gewöhnlich wird aber nur der letz zur Darstellung des Gußstahls angewendet. Die Schmelzung geschieht in gewöh lichen Tiegelöfen mit Coaks und bei einem sehr heftigen Zuge; die Tiegel müss daher außerordentlich feuerbeständig seyn, aber auch nicht springen und reißen. A Decke, um den Tiegel fest zu verschließen, dient gewöhnliches reines Fensterglas welches zerstoßen wird. Die geschmolzene Masse wird in eiserne Formen aus gegossen, und dann sorgfältig, mit Vermeidung eines starken Luftzutrittes, aus schmiedet. — Das Roheisen wird, wenn es nicht verfrischt wird, entweder unm telbar aus den Hohenöfen, oder nachdem es durch eine neue Umschmelzung flüs gemacht worden ist, in bestimmte Formen geleitet und zur Darstellung von eiser Gußwaaren oder Gußwerk angewendet. Das Umschmelzen des Roheisens Gießerei geschieht entweder in Tiegeln, oder in Flammöfen, oder in Schachtöf Die Tiegel stehen gewöhnlich auf dem Rost eines Windofens, und nach erfolgt Schmelzen werden sie mit Zangen herausgenommen und das flüssige Roheisen die Form gegossen. Der Flammöfen (s. d.) bedient man sich, um viel Eisen großen Gußstücken zu erhalten, oder wenn man rohe Steinkohlen vortheilhafter verkohlte anwenden kann. Die Öfen müssen einen sehr starken Zug haben und ert ten einen aus nicht zu magerm Sand geschlagenen Herd, der entweder in der M vertieft ist, damit sich das flüssige Eisen dort ansammeln und ausgeschöpft oder gestochen werden könne; oder welcher von der Feuerbrücke ab, bis zu dem, dem F erraum entgegengesetzten Ende des Ofens gegen den Horizont geneigt ist, damit geschmolzene Roheisen längs dem Herde herunterfließen und sich in dem Sumpf sammeln könne, aus welchem es ebenfalls ausgeschöpft oder abgestochen werd kann. Die Schachtöfen zum Umschmelzen des Roheisens haben, wenn das Brei

l, mit welchem das Roheisen geschichtet wird, aus Coaks besteht, eine Höhe is 6 Fuß, und wenn man Holzkohlen gebraucht, eine Höhe von 10 — 20 Diese Öfen sind gewöhnlich von eisernen Platten eingefaßt und haben eine hre Öffnungen für die Form zur Einführung der Gebläseluft und eine andere stich des Eisens. Die Öfen hängen entweder frei und lassen sich um ihre hen, sodaß das geschmolzene Eisen aus der Gichtöffnung ausgegossen wird rzöfen), in welchem Falle auch die Abstichöffnung nicht nöthig ist; oder n auf einem festen Fundament (Cupolöfen), welche letztere Einrichtung icher ist. — Die Formen, in welche das flüssige Eisen geleitet werden soll, r in wenigen Fällen (bei dem sogenannten Schalenguß) aus gegossenem Eizefertigt; fast immer werden sie entweder aus magerm Sand, oder aus ebildet. Zur Darstellung der Formen bedient man sich hölzerner oder me- Modelle, welche die Gestalt des zu gießenden Körpers besitzen und in der asse abgedrückt werden, weßhalb sie mit der nöthigen Verjüngung zum Aus- us der Form versehen sein müssen, um diese nicht zu verletzen. In andern müssen sie nach verschiedenen Richtungen theilbar sein, um sie stückweise ein- , zusammensetzen und wieder auseinander nehmen zu können. Zuweilen an sich mit Kernen von Formmasse, welche in die fertigen Formen gesetzt , um den Raum, den das flüssige Eisen einnehmen soll, zu begrenzen. In Fällen wird die Form des darzustellenden Körpers ohne Modell, aus freier oder auf der Drehbank gebildet. Bei sehr künstlichen Sachen, die eine zu e Modellarbeit erfodern würden, pflegt man die darzustellenden Körper aus formen zu bilden, diese mit der Formmasse zu überziehen und dann das auszuschmelzen, obgleich diese Art der Förmerei eigentlich ein Gegenstand tatuengießer ist. Die Formmasse wird durch die hölzernen oder eisernen asten zusammengehalten, und nach Maßgabe des erfoderlichen Modelles hat wei-, drei- und mehrtheilige Kasten. Das Eisen wird in die Formen vermits Einguſſes geleitet, auch müssen in den meisten Fällen Öffnungen zum Abder sich entwickelnden Dämpfe und Luftarten angebracht sein, welche mit der in Verbindung stehen. Die aus fettem Sand und die aus Lehm angefertigmen müssen vor dem Abguß getrocknet und mehr oder weniger stark gebrannt Zur Vollendung der Gußwaaren gehört endlich das Putzen, Schleifen, Aus- , Abdrehen; in einigen Fällen das Überziehen mit einem Lack und in einigen nailliren. H.

Eisenbahnen (Iron-rail-road), deren Idee schon den Riegelbahnen bei den deutschen Bergwerken eingeführten Hundegestängen zum Grunde lag, n zuerst von den Engländern zur Erleichterung des schweren Fuhrwerks ange- . Schon gegen die Mitte des vorigen Jahrh. hatten sie hölzerne Roll- oder wege (rail-road) von den Steinkohlengruben zu dem nächsten Seehafen an- ; seit 1770 belegte man die hölzernen Riegel mit Platten oder Schienen von sen, auf welchen die Räder, wie vorher, à cheval liefen; endlich baute man ollwege ganz von Eisen, indem man die eisernen Schienen auf steinernen en Blöcken, welche von 3 zu 3 Fuß in dem Boden eingegraben wurden, be- . Zugleich vertheilte man die Ladungen, statt der ehemaligen großen Wauf mehre aneinander gehängte kleinere Wagen. Diese Eisenbahnen findet etzt zweckmäßiger und wohlfeiler als schiffbare Canäle; doch gibt man den nschienen (tram-roads, oder plate-railways, auch edge-railways genannt) n eigentlichen Riegelwegen oder rail-roads in England den Vorzug. Man t die Kosten einer einfach gelegten, flachen Eisenbahn (tram-road) auf flachem für jede englische Meile auf ungefähr 1100 Pf. St. Die Unterhaltungswerden zu $\frac{1}{4}$ Proc. des Anlagecapitals berechnet. Auf einer engl. Eisenbahn ein Pferd so viel als 8 gleich starke Pferde auf einer gewöhnlichen Chaussee. Es nämlich ein gutes Pferd täglich 8 Stunden 60 Ctr. bei trockener, 80 Ctr. bei

naſſer Witterung. Seit Kurzem wird zwiſchen Mancheſter und Liverpool eine Eiſenbahn angelegt. Der Waarenverkehr zwiſchen beiden Städten beträgt 1000 Tonnen täglich, wovon jede, auf Canälen verführt, 15 Schilling an Verſendung koſtet, während ſie auf der Eiſenbahn nur 5 Schilling koſtet. Dort werden zur Verſendung 36 Stunden, hier nur 5 Stunden Zeit gebraucht. — Im Aug. 1825 nahm der Bau einer Holz- und Eiſenbahn zwiſchen Budweis und Mauthhauſen ($16\frac{1}{7}$ Meile), wozu der Kaiſer von Öſtreich dem Prof. Franz Anton Ritter von Gerſtner ein Privilegium auf 50 J. verliehen hat, ſeinen Anfang. Auf dieſem zieht ein Pferd 380 wiener Ctr. bergab und 173 Ctr. bergauf. — Der k. bairiſche Oberbergrath Joſ. v. Baader hat die in England eingeführte Art der Eiſenbahnen verbeſſert. S. deſſen „Neues Syſtem der fortſchaffenden Mechanik", München 1822, m. Kpfrn. Vgl. „Hesperus", 1825 u. 1826.

Eiſerne Krone, die zu Monza im Mailändiſchen aufbewahrte goldene, mit Edelſteinen beſetzte Krone, mit welcher vor Alters die Könige von Italien, und ſpäterhin auch die römiſchen Kaiſer, wenn ſie ihr Recht als Könige der Lombardei geltend machten, gekrönt wurden; ein eiſerner Reifen oder Cirkel, geſchmiedet aus einem Nagel vom Kreuze Chriſti, der inwendig angebracht iſt, hat ihr dieſen Namen gegeben. Napoleon ſtiftete nach ſeiner Krönung (1805) den Orden der eiſernen Krone. Als der Kaiſer von Öſtreich (1815) die ihm zugefallenen Staaten in Italien unter dem Namen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs in Beſitz nahm, nahm er den Orden der eiſernen Krone unter die öſtr. Hausorden auf.

Eiſerne Maske, ſ. Maske.

Eiſerner Brief, Anſtandsbrief, ſ. Moratorium. Eiſern wird auch in der Rechtsſprache Alles genannt, was auf beſtändige Zeiten feſtgeſetzt iſt, z. B. ein eiſernes Capital, das vom Schuldner weder abgetragen, noch vom Gläubiger eingefodert werden kann. Eiſerner Pacht, ſowol ein immerwährender erblicher, als auch ein ſolcher, wo bei allen möglichen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden kann. Eiſernes Vieh, eiſernes Inventarium, iſt ſolches, das beſtändig bei dem Gute bleiben, und, im Fall des Abgangs durch neues erſetzt werden muß.

Eispunkt iſt der feſte Punkt in der Gradabtheilung eines Thermometers, durch welchen derjenige Grad der Kälte bezeichnet wird, in welchem das Waſſer zu Eis friert, der Gefrierpunkt, Froſtpunkt (Punctum s. terminus congelationis). Der künſtliche Gefrierpunkt iſt derjenige Punkt in der Gradabtheilung eines Fahrenheit'ſchen Thermometers, der die Kälte des mit Salmiak vermiſchten Schnees anzeigt und mit 0 bezeichnet wird.

Eklektiker, einer, der (von Allem das Beſte) auswählt. Daher nennt man diejenigen Philoſophen, die kein gewiſſes philoſophiſches Lehrgebäude (Syſtem) ganz annehmen, ſondern aus allen das nach ihrem Urtheil Vernünftigſte auswählen, Eklektiker, und eine ſolche auswählende Philoſophie die eklektiſche. In der Geſchichte der Philoſophie wird unter der eklektiſchen Philoſophie insbeſondere diejenige verſtanden, welche die Meinungen des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles in ein harmoniſches Syſtem zu vereinigen ſuchte.

Ekliptik, Verfinſterung der Himmelskörper.

Ekliptik, Sonnenbahn, derjenige größte Kreis an der Himmelskugel, den die Sonne jährlich von Abend gegen Morgen ſcheinbar beſchreibt. Weil man wahrnahm, daß ſich in ſeiner Nähe die Sonnen- und Mondverfinſterungen begeben, ſo veranlaßte dies die Griechen, den Kreis die Ekliptik zu nennen, von den Eklipſen, d. i. Verfinſterungen. Bei einiger Aufmerkſamkeit ſieht man, daß die Sonne nicht alle Tage in gleicher Höhe durch den Mittagskreis geht, ſondern ſich in Schraubengängen um die Erde zu wälzen ſcheint; auch bemerkte man täglich bei ihrem Auf- und Untergange, andre Sterne in ihrer Nähe u. ſ. w. Man nimmt ferner wahr, daß die Sonne zweimal im Jahre, nämlich gegen den 22. Mär

den 22. Sept., in dem Äquator selbst steht. Die Punkte des Äquators, in
jen die Sonne an diesen Tagen steht, sind die Durchschnittspunkte desselben
der Ekliptik. Endlich findet man zwei Tage im Jahre, an welchen die Sonne
größte, am 21. Juni, und ihre kleinste Höhe, am 21. Dec., am Himmel er-
t hat. Weil sich an denselben die Sonne gleichsam zu wenden scheint, so hei-
iese Tage Sonnenwenden, und die Punkte, wo die Wendung selbst zu erfol-
scheint, Stillstands- oder Sonnenwendepunkte (Solstitia, solis stationes).
diesen Punkten hat die Sonne ihren größten Abstand vom Äquator erlangt.
e vier Punkte (Äquinoctial- und Solstitialpunkte) sind von einander um einen
dranten, d. i. um 90°, entfernt. Man theilt jeden dieser Quadranten oder
tel des ganzen Kreises in drei gleiche Bogen, deren jeder 30° enthält. Hier-
zerfällt die ganze Sonnenbahn in 12 gleiche Bogen (Zeichen); diese benennt
nach gewissen Sternbildern, durch welche die Ekliptik geht, und deren jedes
fähr 30° von dem andern entfernt ist. Die Ekliptik selbst nennt man von die-
Sternbildern auch Thierkreis. Diese Sternbilder, oder die 12 Him-
eichen, folgen vom Frühlingspunkte ♈ an, morgenwärts gerechnet, so auf
der:

♈ Widder 20. März.	♎ Wage 23. Sept.
♉ Stier 20. April.	♏ Scorpion 23. Oct.
♊ Zwillinge 21. Mai.	♐ Schütz 22. Nov.
♋ Krebs 21. Juni.	♑ Steinbock 21. Dec.
♌ Löwe 22. Juli.	♒ Wassermann 19. Jan.
♍ Jungfrau 23. Aug.	♓ Fische 18. Febr.

eigesetzten Monatstage zeigen an, wann die Sonne bei ihrem jährlichen Um-
in den Anfang eines jeden Zeichens tritt. Die 30°, die auf jedes Zeichen
en, werden in Minuten und Secunden abgetheilt, aber nicht in eins fort,
m nach den Zeichen zusammengezählt. Ein Bogen der Ekliptik z. B., der
Widder morgenwärts gerechnet 97° 15′ 27″ lang ist, wird 3 Z. (d. i. 3 Zei-
7° 15′ 27″ lang genannt, oder, welches ebenso viel ist, sein Ende fällt in 7°
7″ des Krebses. Auf solche Art wird die Länge der Gestirne angegeben. Die
tik hat, wie alle Kreise, zwei Pole, welche sich alle 24 Stunden um die Welt-
ewegen, und dadurch die Polarkreise beschreiben. Der Winkel, unter wel-
die Ekliptik den Äquator durchschneidet, heißt die Schiefe der Ekliptik. Was
ber Sonnenbahn scheint, ist in der That Erdbahn. Die Planeten und der
d laufen in andern Ebenen, die aber nur unter einem sehr geringen Winkel
die Ebene der Ekliptik geneigt sind; daher sich diese Körper auch nur wenig
er Ekliptik entfernen können. Die Ebene der Ekliptik ist für die theoretische
nomie sehr wichtig, weil man die Bahnen aller andern Planeten auf sie proji-
nd die Berechnung darnach einrichtet.

Ekloge, in der Poesie, ein auserwähltes Stück, gleichviel von welcher
ung; entweder auserlesene Gedichte überhaupt, oder mehre Gedichte von einer
erselben Form, wie denn Horaz's Satyren auch Eklogen genannt wurden.
Virgil's bukolische Gedichte (wahrscheinlich von Grammatikern, und nicht
Dichter selbst) diesen Namen erhalten hatten, begriff man unter Eklogen im
e der Römer ungefähr das, was Theokrit durch Idyll anzeigen wollte:
ausgearbeitete kleine Gedichte, meist bukolischen Inhalts, und aus Mißver-
wol auch Hirten- und Schäfergedichte insbesondere. (S. Idyll.) dd.

Elasticität, Schnellkraft, Federkraft, Spannkraft, die
nschaft der Körper, vermöge welcher ihre Theile, wenn sie durch eine fremde
irkende Kraft in eine veränderte Lage gebracht oder in einen engern Raum zu-
nengedrückt werden, ihre vorige Lage gegeneinander wieder einzunehmen stre-
sobald die fremde Kraft nicht mehr wirkt. Ein Bogen, den man durch die

Spannung der Sehne eine gekrümmte Gestalt gibt, nimmt seine vorige Gestalt wieder ein, sobald die Spannung aufhört. Läßt man eine elfenbeinerne Kugel auf eine Marmorplatte fallen, so wird sie durch das Anstoßen zusammengedrückt, und erhält auf einen Augenblick eine plattere Gestalt, rundet sich aber sogleich wieder, sobald die Heftigkeit des Stoßes nachläßt, und hierin liegt der Grund ihres starken Zurückspringens von der harten Fläche. Den Federn der Vögel ist die Elasticität in einem beträchtlichen Grade eigen; daher nennt man diese Kraft Federkraft, außerdem auch Springkraft und Contractilität. An der atmosphärischen Luft nimmt man diese Eigenschaft deutlich wahr. Schließt man sie in ein Gefäß ein, so läßt sie sich zwar durch einen hineingestoßenen Kolben ziemlich zusammenpressen, allein sobald keine Kraft den Kolben mehr treibt, stößt ihn die Luft heftig zurück. Hierauf beruht die Einrichtung der Windbüchsen. Zwischen der Elasticität der festen und flüssigen Körper ist ein nicht geringer Unterschied. Jene äußern ein Streben, die vorige Gestalt wieder anzunehmen; diese, sich in größere Räume auszudehnen, und man braucht davon auch das Wort Ausdehnbarkeit. Zur Unterscheidung kann man die Elasticität der festen Körper die attractive oder anziehende, und die der flüssigen die expansive oder ausdehnende nennen. Der Grad der Elasticität der Körper ist sehr verschieden, und manche Körper nehmen erst durch Kunst einen höhern Grad der Elasticität an. Körper, bei denen sie ganz unmerklich ist, nennt man unelastische. — Als Ursache der attractiven Elasticität nimmt Gren die Kraft des Zusammenhangs der Theile oder die anziehende Kraft (Attraction) an; die expansive hingegen beruhe auf der zurückstoßenden Kraft der Theile in der Materie. s'Gravesande stellt sich die festen elastischen Körper aus dünnen Fibern oder aus Fäden zusammengesetzt vor, und beschäftigt sich vor Allem mit der Untersuchung der Metallsaiten, welche an sich schon solche Fäden bilden. Die Federkraft eines festen elastischen Körpers wird desto größer, je mehr seine Theile ausgedehnt werden. Sind nun alle Theile des Körpers so weit ausgedehnt, daß ihre Elasticität mit der ausdehnenden Kraft im Gleichgewicht steht, so darf man die Ausdehnung nicht weiter treiben, wenn sich die Theile nicht trennen sollen. Die Gewichte, welche gleiche Fibern unter verschiedenen Spannungen gleich stark verlängern, verhalten sich wie die Spannungen. Wenn drei gleiche Saiten, in den Verhältnissen, 1, 2, 3 gespannt, gleich stark verlängert werden sollen, so sind hierzu Gewichte nöthig, die sich wie 1, 2, 3 verhalten. Die Gesetze der Elasticität bei flüssigen Körpern sind von jenen der festen verschieden. In schweren elastisch-flüssigen Materien tragen die Untern Schichten das Gewicht der obern; befinden sie sich daher in einem cylindrischen Gefäß, so leidet der Boden desselben den Druck der ganzen Masse der elastischen Flüssigkeit, und die untern Schichten derselben sind begreiflich dichter zusammengedrückt als die obern, welche auf die untern drücken. Man macht auch einen Unterschied zwischen absoluter u. specifischer Elasticität. Unter jener versteht man die Stärke, womit diese Eigenschaft der Körper der zusammendrückenden Kraft widersteht, an sich und ohne Rücksicht auf die Wärme und Dichtigkeit. Diese muß allezeit der drückenden Kraft gleich sein. Weil aber verschiedene Materien bei ungleicher Wärme und Dichtigkeit dennoch gleich stark drücken können, so nennt man diejenige specifisch elastischer als die andern, welche bei geringerer Dichtigkeit dennoch gleich stark, und bei gleicher Dichtigkeit stärker drückt. Bei allen elastischen flüssigen Materien nimmt die specifische Elasticität durch Wärme zu. Auch größere Dichtigkeit vermehrt dieselbe; verdichtet man z. B. die Luft unter einer Glocke, so wird auch ihre specifische Elasticität in dem Verhältnisse größer, in welchem ihre Dichtigkeit zunimmt.

Elasticitätsmesser, Elaterometer od. Dampfmesser nennt man eine besondere Vorrichtung an der Dampfmaschine, um die Größe der absoluten Elasticität der Dämpfe zu beurtheilen. Man kann hierzu ein empfindli-

nometer gebrauchen, wovon die Kugel im Dampfbehälter von Dämpfen um- sein, die Röhre aber von denselben unberührt bleiben muß. Dabei wird aber abelle erfodert, welche die absolute Elasticität des Wasserdampfes durch den negrad ausdrückt. — Elasticitätszeiger, Mercurialzeiger oder ometerprobe ist ein Barometer, welches in der Absicht an die Luftpumpe acht wird, um zu zeigen, wie groß die absolute Elasticität der nach dem Aus- m noch unter der Glocke befindlichen Masse sei. Das Quecksilber fällt in ben nach dem Maße, in welchem die Luft herausgepumpt wird. Da die Glocken, unter die ein gewöhnliches Barometer gesetzt werden kann, gewöhnlich abequem sind, so hat man auf andre Einrichtungen des Elasticitätszeigers ge- dahin gehört die des Engländers Smeaton, welche die Elasticität der ver- en Luft unter der Glocke unmittelbar anzeigt. S. Brook's „Vermischte Er- gen über Elektricität, Luftpumpe und Barometer", aus d. Engl. von Kühn ig 1790).

Elba. Diese kleine Insel (7¼ □M., 13,000 E.), jetzt unter toscanischer Hoheit, welche 1814 mit allen Souverainitätsrechten an Napoleon überlas- ib von ihm seit dem 4. Mai besessen wurde, bis er sie den 26. Febr. 1815 ver- wird durch den Canal von Piombino von Italiens Küste getrennt. Sie liegt üste Italiens, 9 Meilen von Corsica, und 11½ M. von Livorno entfernt. Klima ist gesund. Der Hauptreichthum sind Bergwerke (Magnetstein, Sil- Marmor). Die Eisenminen von Rio liefern jährlich 36,000 Centn. Erz, die ßtens 50 Proc. reines Metall geben. Seesalz wird jährlich gegen 600,000 e gewonnen; auch der Fischfang (an Thunfisch und Sardellen) ist bedeutend. gen sind Ackerbau und Viehzucht sehr unvollkommen, sodaß Getreide einge- werden muß. Hauptstädte: Porto-Ferrajo, an einer sichern Rhede, hat 0 Einw. und starke Befestigungen; Porto-Longone, an einer guten Rhede, hat 0 Einw. Als 1557 Philipp II. von Spanien das Gebiet von Siena an Cos- I. von Florenz abtrat, behielt er sich einige Inseln und Küstenstriche, nament- as Fürstenthum Piombino, davon vor Dies wurde 1736 an das König- Neapel abgegeben, und blieb dabei unter der Benennung des Stato degli idii (Besatzungsstaat), bis Frankreich denselben 1801 erhielt. Elba gehörte esem Ländchen, und war, mit Ausnahme von Porto-Ferrajo, welches der Groß- g von Toscana besetzt hielt, unter Neapels Oberherrschaft, ein Besitzthum der oge von Sora aus dem Hause der Buoncompagni, welchen auch Piombino) gehörte. — Über das Manuscript von Elba s. Manuscripte.

Elbe, entspringt aus dem Elbbrunnen auf der Elbwiese an der böhmischen ze in der schlesischen Herrschaft Kynast, und erhält sofort Zuwässerung von 10 n Quellen. Die Quelle liegt 4260 F. über dem Meeresspiegel. In den er- 2½ Meilen bis Hohenelbe sinkt der Wasserspiegel 2814 Fuß. Die beiden e, große und kleine Elbe, fließen bei Geedorf zusammen. Bei Melnick in men wird die Elbe schiffbar durch die Aufnahme der Moldau; sie tritt bei Her- etscham in Sachsen, bei Mühlberg in Preußen, fließt dann zwischen Hanover Mecklenburg auf einer, und dem dänischen und hamburger Gebiet auf der an- Seite, nach einem Lauf von 148 Meilen in die Nordsee bei Kuxhaven, nach- sie 53 Flüsse und über 300 Bäche aufgenommen. Bis Hamburg kommen er Flut Seeschiffe, hernach wird der Fluß viel seichter. Er ist sehr fischreich hat einige Goldkörner in den sächsischen Bergzuflüssen, auch Carniole, Grana- t. Brücken sind zu Dresden, Meißen, Torgau, Wittenberg und Magdeburg.

Elbeschifffahrt. Sie war auf diesem ansehnlichen Flusse, der zehn sche Staaten durchströmt, seit Jahrhunderten drückenden Lasten und einseitigen rdnungen derselben unterworfen. Der magdeburger Stapel, die Schiffermo- ole, häufige Zollstätten, hohe Zölle, ungleichartige Schifffahrtsanordnungen

der verschiedenen Uferstaaten, gegenseitige, auf besondere finanzielle Interessen gerichtete Beschränkungen, Willkür der Schifffahrts- und Zollbeamten, Vernachlässigung der Wasserstraße und Leinpfade u. s. w., mußten die Handelsschifffahrt dieses Stroms nothwendig von der Ausbildung zurückhalten, welche sie im Genusse der Schifffahrtsfreiheit sehr leicht erreichen konnte. Nachdem der pariser Frieden die Schifffahrtsfreiheit als Grundsatz ausgesprochen hatte, wurden auf dem wiener Congresse 1815 von den Bevollmächtigten Östreichs, Preußens, Englands und Frankreichs Artikel abgeschlossen, welche als Grundlage dienen sollten, um durch künftige, gemeinschaftliche Verträge die Schifffahrt auf den Flüssen zu reguliren, die in ihrem schiffbaren Laufe verschiedene Staaten trennen oder durchströmen. Obwol sich zu diesem Zwecke sechs Monate nach Beendigung des wiener Congresses Commissarien in Hinsicht der Schifffahrt eines jeden solcher Flüsse versammeln sollten, um gemeinschaftliche Verträge und Verordnungen zu Stande zu bringen, so erfolgte doch zuerst vier Jahre nachher der Zusammentritt der Elbeschifffahrtscommissarien zu Dresden, von Seiten Östreichs, Preußens, Sachsens, Hanovers, Dänemarks, Mecklenburgs, der anhaltischen Häuser und der freien Stadt Hamburg. Östreich gab den Impuls zu diesem Schifffahrtscongresse. Es legte gleich in dessen ersten Conferenzen den Entwurf einer Elbeschifffahrtseinrichtung vor, die fast ganz von dem bestehenden Rheinschifffahrtssystem entlehnt war. Der Entwurf fand starke Widersprüche, indem sein Verf. theils die Verhältnisse der Elbeschifffahrt in ihren mannigfaltigen Beziehungen auf die verschiedenen Lande nicht genug kannte, theils auch die besondern Gesichtspunkte der verschiedenen Landesherren, welche einem gemeinschaftlichen Systeme einen Theil ihrer Souverainetätsrechte nicht aufopfern wollten, zu wenig berücksichtigte. Die Unterhandlungen dauerten, mit kleinen Unterbrechungen, gegen dritthalb Jahre. Nach 44 Conferenzen wurde am 23. Juni 1821 die Convention über die Elbeschifffahrt zu Dresden abgeschlossen, jedoch unter der, besonders für Preußen wichtigen Verwahrung, daß aus derselben bei Regulirung andrer Ströme nicht irgend eine Folgerung gezogen werden solle. Am 12. Dec. des nämlichen Jahres erfolgte ebendaselbst die Auswechselung der Ratificationsurkunden von den Bevollmächtigten aller dabei betheiligten Uferstaaten. Seit dem 1. März 1822 ist dieser Staatenvertrag, und mit ihm die freie Elbeschifffahrt, nebst dem neuen Schifffahrtssysteme, in volle Kraft getreten. — Die Schifffahrt genießt nunmehr für alle künftige Zeiten in Bezug auf den Handel volle Freiheit von dem Punkte an, wo die Elbe schiffbar ist, bis in die offene See. Damit ist, in Hinsicht dieses Stromes, der große Streit geschlichtet, welcher zwischen den Rheinuferstaaten und Holland bis 1826 fortdauerte, indem sich dieses auf den Buchstaben der wiener Convention berief, der nur von der Schifffahrtsfreiheit jusqu'à la mer spricht. — Preußen hat dem Zwangs- und Umschlagsrechte zu Magdeburg, nachdem es dasselbe in einigen der Commissionsconferenzen als nützlich zu vertheidigen bemüht war, ganz entsagt. Kein Uferstaat darf künftig einen Schiffer zwingen, gegen seinen Willen irgendwo auf- und einzuladen. Jeder kann Fracht und Rückfracht nehmen, wo er will. Alle ausschließliche Privilegien, welche die Schifffahrtsfreiheit beschränken, sind für immer aufgehoben. An die Stelle der bisherigen verschiedenartigen Auflagen ist ein feste, im Verhältniß ermäßigte Abgabe getreten, welche von den Schiffsladungen unter dem Namen Elbzoll und als Weggeld von den Fahrzeugen unter dem Namen Recognitionsgebühren erhoben wird. Dieser, streckenweise vertheilte Elbzoll, der ohne gemeinsame Übereinkunft niemals erhöht werden kann, darf im Ganzen von Melnick bis Hamburg nicht mehr als 27 Groschen 6 Pfennige Conventionsmünze für den Centner Bruttogewicht betragen, ist aber auch zu Belebung der innern Industrie, der Ausfuhr der Landesproducte, und des Verkehrs der ersten Lebensbedürfnisse, bei vielen Artikeln auf $\frac{1}{4}$ bis zu $\frac{1}{10}$ herabgesetzt. Die Recognitionsge-

en haben nach vier Classen einen unabänderlichen Tarif. Als besondere Abga-
auern fort, die Mauthen-, Krahnen-, Wag- und Niederlaggebühren, sowie
Brückenaufzug- und Schleusengelder, doch mit den Beschränkungen, daß die
n nur von den in ein Landesgebiet einzuführenden Waaren, sodaid sie den Fluß
ssen haben, gefodert, die beiden letzten Gattungen aber nicht ohne gemeinsame
einkunft erhöht, und von In- wie Ausländern auf gleiche Weise nur dann er-
n werden dürfen, wenn man sich der vorhandenen Anstalten bedient, oder
cken und Schleusen passirt. — Einen vorzüglichen Anstand während der Unter-
lungen veranlaßte der brunshäuser oder stader Zoll, den Hanover als einen
oll ansieht, und daher die wiener Congreßacte, welche dem Buchstaben nach
reie Schifffahrt bis an die See ausspricht, auf denselben nicht anwendbar hielt.
) manchen Debatten ward endlich die Zufriedenheit der Eiduferstaaten dadurch
ht, daß sich Hanover in der Convention Art. 15 verpflichtete, den brunshäu-
olltarif vorzulegen, und ihn, sofern eine Veränderung der Fasttage und Ge-
e eine bloße Declaration der Verzollungsgrundsätze nicht erfoderlich mache,
willkürlich und nicht anders als im Einverständnisse der dabei interessirten
ten, und namentlich der freien Stadt Hamburg, zu verändern oder zu erhö-
Dänemark und Hamburg haben jedoch insbesondere ihre auf bestehenden
rvanzen und Verträgen begründete Gerechtsame bei diesem Artikel verwahrt.
Elbschiffer, welche bisher mit großem Kosten- und Zeitaufwand an 35 Zoll-
n anhalten mußten, haben jetzt nur noch an 14 auf dem ganzen Elbestrom
Zollgebühren zu entrichten. Genaue gleichförmige Vorschriften über die Ein-
ung der Frachtbriefe und Manifeste, sowie das Benehmen der Schiffer und
nten an den Zollstätten sichern die Zollämter wie die Zollpflichtigen, erstere vor
rschleifen und letztere vor Beamtenwillkür. Ähnliche Bestimmungen sind für
führer der Flösse und die Art der Controle bei deren Untersuchung getroffen.
Staaten, welche den Elbeschifffahrtsvertrag abschiossen, haben sich zwar das
t einer allgemeinen sowol, als besondern Revision, d. h. einer allgemeinen
sicht und Untersuchung der Schiffsladung in Vergleichung des Manifestes ohne
rückung der Colli, oder einer genauen Untersuchung der Ladungen, nach Qua-
und Quantität, vorbehalten. Doch haben zur Erleichterung des Elbever-
s Sachsen, Hanover, Dänemark und Mecklenburg vorläufig während sechs
re auf die Ausübung des besondern Revisionsrechts, Fälle eines gegründeten
dachts ausgenommen, für diejenigen Schiffe und Flösse verzichtet, welche bei
n der preußischen Elbzollämter bereits einer besondern Revision unterworfen
n. An den herzogl. anhaltschen Zollstätten findet nur eine allgemeine Revi-
n statt. Durch einige generelle Vorschriften in der Elbeschifffahrtsacte ist zwar
Lästige der Revisionen etwas gemildert, aber bei weitem nicht so, wie es das In-
se der Handelsschifffahrt fodert, die nie auf der Elbe zu einem hohen Grade ge-
en kann, so lange man die Zoll- und Mauthsysteme einzig nur unter dem finan-
n Gesichtspunkte anlegt und behandelt. Die Zollcontraventionen werden auf
Elbe, zufolge dieses neuen Staatenvertrags, nach einem so ausgedehnten Be-
e abgemessen, daß eine grenzenlose Sorgfalt der Schiffer dazu gehört, um nicht
den nunmehr eigens für die Elbeschifffahrt aufgestellten Zollrichtern öfters er-
nen zu müssen. — Die Elbeschifffahrtsacte dehnt sich zwar nicht auf die Neben-
me aus, vielmehr behält sie den betreffenden Staaten besonderes Abkommen
über bevor; der preußische Bevollmächtigte erklärte aber in der Schlußconferenz
Unterhandlungen, daß patentisirte Schiffer der Nebenströme die nämlichen
hte wie Elbeschiffer auf seinem Stromantheile genießen sollen. — Der erste
ritt für die Emporhebung der Elbeschifffahrt ist also durch die hier in Kürze dar-
ellte Übereinkunft geschehen, durch welche Östreich in Hinsicht der Ausfuhr böh-
scher Producte und Fabricate am meisten gewonnen hat. Viel bleibt indessen

noch der Zukunft vorbehalten, um ihr die geregelte Ordnung zu geben, welche läng auf dem Rheinstrome statt hat, und die das Bedürfniß des Handels in der Folg gewiß noch fodern wird. Besonders scheint es noch der Einführung der Schiffs aiche, einer Centralaufsichtsbehörde, genauerer polizeilicher Vorschriften für di Schiffer, gleichförmiger ausführlicher Instructionen für die Schifffahrtsbeamten Beschränkung der Mauthaufsicht, gleichförmiger Vorschriften über die Berechtigun zur Elbeschifffahrt, einer vermittelnden Behörde bei den Frachtbestimmungen zwi schen Schiffer und Kaufmann, Beseitigung verschiedener Particularinteressen u.s.w zu bedürfen. — Um sich von der vollständigen Beobachtung der neuen Elbeschif fahrtsconvention zu überzeugen, einen Vereinigungspunkt zwischen den Uferstaate zu Abstellungen von Beschwerden zu bilden, auch Veranstaltungen und Maßregel zu Erleichterung der Schifffahrt und des Handels zu berathen, sollen sich künftig vo Zeit zu Zeit Revisionscommissionen vereinigen, zu welchen jeder der Elbuferstaate einen Bevollmächtigten sendet. Die erste Vereinigung dieser Art hat im März 182 zu Hamburg stattgehabt. — Übrigens hat schon seit der kurzen Zeit, wo die neu Navigationsacte in Kraft getreten ist, die Elbeschifffahrt im Verhältniß der Vorze an Lebhaftigkeit gewonnen, und ist in mercantilischer Hinsicht um so mehr ein be deutender Nebenbuhler der Handelsschifffahrt auf dem Rheine geworden, als die durch Hollands Finanzsystem und Preußens Mauthanstalten immer größere Hin dernisse, besonders rücksichtlich des wichtigen Transitohandels findet. Über di 1825 errichtete Elb- amerikan. Compagnie, s. Seehandelsvereine, und da seit 1822 von T. L. Hasse herausgeg. „Elbe-Wochenblatt". 73.

Elbée (Gigot d'), Generalissimus der Royalisten in der Vendée, ein tapfe rer Mann von großem Charakter, geb. zu Dresden 1752, diente in der kursächs schen Armee und trat als Cavalerielieut. in die königl. franz. Armee. Er zog sic bei der Revolution auf sein Landgut bei Anjou zurück, wo ihn die insurgirten Bau ern der Vendée 1793 zu ihrem Heerführer wählten. Er siegte und ward besieg endlich verwundet, auf der Insel Noirmoutiers gefangen, vor ein Kriegsgericht g stellt und erschossen (2. Jan. 1794).

Elberfeld, Kreis- und Handelsstadt im Bezirk Düsseldorf, der preußische Provinz Kleve-Berg, mit 1941 H. und 24,500 Einw. Vor zwei Jahrh. lebte hier kaum 800 Menschen. An Elberfeld stößt das volkreiche Amt Barmen (s.d. Dieses ganze Wupperthal bewohnt ein gewerbfleißiges und wohlhabendes Vol Das klare und zur Bleiche besonders geeignete Bergwasser der Wupper hat di Bewohner zuerst eingeladen, hier Leinwandbleichen anzulegen. Das rohe Gar kommt aus Hessen, Braunschweig, Hildesheim und Hanover. Es entstanden z erst Fabriken für Leinen- und Wollenband und für Schnürriemen. Diesen Art keln verdankt Gemarke größtentheils seine Wohlhabenheit. Frankreich, Ita lien, Spanien, Rußland, Amerika, fast die ganze bekannte Welt bezieht zum Th noch diese Waare in unglaublicher Menge. Borten, Bettzwilliche, Nähzwir Zwirnspitzen und Langetten beschäftigen ebenfalls eine große Anzahl von Fabrike Halbbaumwollene Zeuche fing man an zu Anfang des 18. Jahrh. zu verfertige Als die englischen Garne späterhin bekannt wurden, verbesserte sich die Fabricatio der baumwollenen Artikel bedeutend. In neuern Zeiten hat man viele Spinnm schinen nach englischer Art angelegt. Türkische Rothfärberei ist ein andrer höch wichtiger Zweig des hiesigen Gewerbfleißes, seit 1780. Man zählt jetzt über 10 türkische Rothfärber in Elberfeld und Barmen. Ebenso bedeutend sind die s 1760 bestehende Siamoisenfabrication und die Seidenfabriken, die sich besonde mit seidenen Tüchern aller Gattung beschäftigen. Der jährliche Umsatz an Seide waaren im Bergischen soll über drei Mill. Thaler, und der allgemeine Umsatz d gesammten Fabricate in Elberfeld und Barmen an 12 Mill. Thaler betragen. E berfeld, als Hauptsitz der bergischen Fabriken, treibt das Wechselgeschäft des berg

und märkiſchen Landes. Von hier aus werden über Hamburg und Antwer- Schiffsladungen mit Manufacturwaaren nach Mexico, Buenos-Ayres, Chile, und Oſtindien abgeſendet. Denn hier iſt der Sitz der Rheiniſch-weſtfäliſchen Compagnie. (S. Seehandelsvereine.) Unabhängig von ſen ward 1824 in Elberfeld ein deutſch-amerikan. Bergwerksverein errichtet, it einem Capital von 500,000 Thlr. Gruben in Mexico baut.

Elbeuf, Fabrik- und Manufacturſtadt in der Normandie, im Depart. r-Seine, mit 6000 Einw., 4 Stunden von Rouen und 26 St. von Paris. werden viele Tücher, Ratine und andre Zeuche von tuchartigem Gewebe ver- t. Die Gattung derſelben weicht denen von Louviers und Sedan in der Fein- ſteht ihnen aber in Dauer und Haltbarkeit der Farben nicht nach. Der tabſatz derſelben iſt in Frankreich. Jedoch gehen auch viele kleine Partien Italien, Spanien und der Levante.

Elbing, weſtpreußiſche Kreis- und Handelsſtadt mit 2045 H. u. 19,469 ., hat viele Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanſtalten, liegt am Fluſſe Elbing, er Kraffuhlcanal mit der Nogat verbindet. Neben der Seefahrt iſt hier eine htliche Fabricatur an Segeltuch, Zucker, Taback, Stärke, Seife ꝛc. eine ffswerfte und beträchtliche Ausfuhr von Landeserzeugniſſen.

Eldon (John, Lord), Großkanzler von Großbritannien und Pair des Reichs, mt als Rechtsgelehrter, iſt der dritte Sohn des Kaufmanns William Scott ewcaſtle an der Tyne in Northumberland, geb. 1750. Er ſtudirte in Oxford ann die Rechte in dem Middle Temple zu London. Als er zu prakticiren an- machte er wenig Aufſehen. Doch, ſobald er Gelegenheit fand, ſeine Talente rkbar zu machen, ſtieg er im Kanzleigerichte, beſonders weil der Lordkanzler tlow ihn hervorzog. Durch dieſen hohen Schutz wurde ihm der Lohn eines fei- n Gewandes zu Theil und das Parlament, der Gegenſtand ſo vieler Anſtren- en und Wünſche unter den höhern Ständen Großbritanniens, öffnete ſich ihm, Scott erſt den Burgflecken Weobley und in der Folge Boroughbridge vertrat. , im Rathe der Nation, ſowie bei allen Rechtshändeln, wo man ſich ſeine te erbat, zeigte er ſich als einen ſcharfſinnigen Rechtsgelehrten; und 1788 gab der König das wichtige Amt eines Generalfachwalters mit der gewöhnlichen erwürde. Sir John Scott, wie er nun hieß, verwaltete dieſe Bedienung ſechs re und wurde 1793 zum Generalfiscal gewählt. Auf dieſem mit vielen Unan- nlichkeiten verbundenen Poſten wußte er ſich in einer unruhigen Zeit auf der e ſeines juriſtiſchen Rufes zu behaupten, und wurde 1799 zum Lordoberrichter ie common pleas und mit dem Titel: Lord Eldon, auf Eldon in der Graf- t Durham, in den Pairsſtand erhoben. Hierauf folgte 1801 die ſehr hohe rde eines Großkanzlers, Lord High Chancellor. Zwar legte er dieſelbe nie- als das Fox'ſche Miniſterium an das Ruder trat, erhielt ſie aber aufs neue, s 1807 fiel und mit demſelben Lord Erskine abdanken mußte. Seit der Zeit er, als Haupt der Rechtsgelehrten in Großbritannien, ſeine mühevolle Stelle n er iſt zugleich Sprecher des Oberhauſes und Miniſter) mit ſolcher Gewiſſen- igkeit, Mäßigung und Geſchicklichkeit verwaltet, daß ihm ſelbſt die oppoſitions- nten Rechtsgelehrten dies Lob nicht verſagen mögen. Noch immer erfüllt der ndliche Greis Pflichten, welche Manneskraft erfodern. Man weiß ihm nichts zuſagen, als daß er zu oft Bedenken trägt (he doubts) und ſich zu lange beſinnt, er das Endurtheil ſpricht. Aber gerade dies gereicht ihm bei Denkenden zum hme. Man wirft Lord Eldon auch vor, daß er am Alten hänge, weil es alt iſt. nigſtens hat er in ſeiner langen Amtsführung, bei der größten Gewiſſenhaftig- , nicht nur keine Einrichtung zur Beförderung der Geſchäfte und Verminderung Unkoſten getroffen, ſondern ſich auch jedem Vorſchlag dazu widerſetzt. 62.

Eldorado, ein fabelhaftes Land, in welchem Gold und Edelſteine ſo häu-

ſig ſein ſollen, wie bei uns der Schlamm und die Steine auf den Straßen. Franz Orellano, ein Begleiter des Pizarro, brachte dieſe Fabel zuerſt nach Europa, und ein Engländer gab ſogar zu Ende des 16. Jahrh. eine Beſchreibung davon heraus, die ſelbſt mit einer Charte des Landes verſehen war. In den Werken der Dichter, z. B. in Voltaire's „Candide", kommt Eldorado oft vor.

Elegie. Gewöhnlich denkt man ſich unter Elegie ein Klage- oder Trauergedicht (Threnodie), und der griechiſche Name deutet allerdings auf dieſe Bedeutung hin, indem er nichts Andres beſagt als: „Ach! Ach! rufen" (Ε! Ε! λέγειν). Die Griechen und Römer aber hatten Elegien, welche nur von dem Versmaß dieſen Namen führten, und des verſchiedenartigſten Inhalts waren. Das elegiſche Versmaß der Alten war das Diſtichon (ſ. d.), der mit dem männlichen Hexameter abwechſelnde weibliche Pentameter, und in dieſer Versart verſeufzte nicht bloß die Traurigkeit den ſanften Schmerz, ſondern, wie Horaz ſagt, auch

Die Freude, und die ihres ſüßen Wunſches
Gewährte Liebe

bediente ſich ihres leichten Ganges. Selbſt die Kriegslieder eines Tyrtäos und Kallinos bewegten ſich in dieſem Maß; lehrendes Gedicht, Heroide, ſittliche Sprüche, wurden bei den Alten elegiſch dargeſtellt. Wie es kam, daß nachher ſanfte Schwermuth, als Charakter der in dieſer Versart dargeſtellten Poeſien galt, läßt ſich am beſten hiſtoriſch darthun. Man muß zunächſt auf den Urſprung des Pentameters zurückgehen. Böttiger hat im erſten Bande von Wieland's „Attiſchem Muſeum" dargethan, daß der Pentameter aus dem Gebrauche der kriegeriſchen Doppelflöte der Lydier entſtanden ſei. Die älteſten Dichter, die ſich ſeiner bedienten, ſangen daher nur Kriegsgeſänge in dieſem Sylbenmaß. Eine zweite Periode des Pentameters beginnt mit dem Kolophonier Mimnermos, der im Geiſte ſeines weichlichen Zeitalters zuerſt ſeiner Doppelflöte und ſeinem Pentameter ſanftere Empfindungen einhauchte, und der Flötenſpielerin Nanno Liebeselegien vorſang. Er wurde deßhalb von dem Alterthume für den Stifter der zärtlichen und ſanftklagenden Elegie gehalten. Mit Simonides endlich beginnt die dritte Periode, denn als dieſer ſich des Diſtichons am liebſten zu ſeinen Grabſchriften und Todtenepigrammen bediente, nannte man ein ſolches kleines Gedicht Elegion, und da dieſe am häufigſten auf Grabmälern geſehen und geleſen wurden, fing man an, die ganze Gattung des Sylbenmaßes, das ſeitdem beſtändig zu Inſchriften gebraucht wurde, Elegie zu nennen. Niemals wurde jedoch jenes Sylbenmaß ausſchließlich für Klage- oder Trauergedichte gebraucht, und man würde daher wohlthun, Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß von der eigentlichen Elegie zu unterſcheiden; denn wie Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nothwendig bloß den Ausdruck des Schmerzes darſtellen, ſo iſt die Elegie nicht nothwendig an jenes Sylbenmaß gebunden. Da nun aber einmal Gedichte im elegiſchen Sylbenmaß nicht nur bloß bei den Alten, ſondern auch bei den Neuern vorkommen, wie die Gedichte zeugen, welche z. B. Göthe und Voß als Elegien gegeben haben: ſo wird man ſchicklich unter naiver und ſentimentaler Elegie unterſcheiden. Zu jener Claſſe kann man die Elegien rechnen, die durch das elegiſche Versmaß dieſen Namen erhalten haben, hierzu gehört auch das alte Epigramm; dieſe begreift die eigentliche Elegie. Durch Vereinigung der Beſonnenheit mit Innigkeit der Gemüthsregung ſind beide Claſſen einander verwandt, und der reinlyriſchen Poeſie entgegengeſetzt. (S. Lyrik.) Der Charakter der eigentlichen Elegie iſt: beſonnene Anſchauung, alſo nicht wilder, ungehemmter Erguß des erſten Schmerzes. Überhaupt auch nicht bloßer Erguß des Schmerzes, ſondern Darſtellung deſſelben, die nur möglich iſt, wenn wir ihn aus einer mildernden Ferne betrachten, an dieſer Betrachtung ſelbſt aber ein Vergnügen finden. Das Herz nährt mit Hingebung einen Schmerz, aus welchem ihm ein ganz eigner, bitterſüßer Genuß entſpringt, die Wonne in Wehmuth. Der Ton der Elegie ergibt

raus von selbst. Da die Bestimmung der schönen Kunst, das menschliche zu verschönern, nicht zu untergraben, in der Elegie verfehlt sein würde, ie Darstellung des Leidens in ein Gefühl des Leidens selbst überginge, so sieht ol, warum die Elegie den Ausdruck gemäßigter Empfindung fodert. Sanfte, thige Klage um verlorenes Glück, getrennte Liebe, verstorbene Geliebte und e, um Sittenunschuld hingeschwundener Jahrhunderte, schwärmerische Erig genossener, inniger Sehnsucht nach dem Besitz gewünschter Güter, sind genstände dieser Elegie, die wir bei den Neuern in dem Grade vorzüglicher als bei den Alten, je mehr bei uns die Ausbildung der Sentimentalität ein Gefühl und eine gewisse Geistigkeit zur Folge gehabt hat. Doch verlieren sere Elegien oft auch in eine unfreie Stimmung oder in eine schwermüthige t. So verschieden übrigens der Anlaß zur Trauer und die Empfindungsart uernden ist, so verschieden muß auch der Ton der Elegie sein. Anders klagt ädchen, das seine Blumen im Haar an den Tod erinnern, anders ein geflüchürger aus einer verheerten Stadt, wenn er, neben seinem Weibe, zwischen digen Kindern, bald sein jetziges Strohdach, bald die Asche der ehemaligen ung ansieht. Auch unter ähnlichen Umständen ist der Ausdruck des Schmerht einerlei, wenn die Charaktere der Klagenden verschieden sind. Jacobi n ihr trefflich: „Sollte ich der Elegie ein sinnliches Bild geben, so würde ich nicht, wie Viele gethan haben, in langen Trauerkleidern, mit zerstreutem und bedeckter Stirn, über einem Sarge winseln lassen; ich würde sie als eine sitzende Nymphe, das Gesicht in die Hand geiegt, voll Rührung und Nachvorstellen. In ihren nachlässigen Locken hinge ein zertissener Kranz, auf Schoß hätte sie einen welken Blumenstrauß. In der Ferne wäre ein Grabt sehen, wovon die obere Hälfte nur aus einem Cypressenwalde hervorragte. diesem läge ein Hügel voll Rosenknospen im Morgenroth". Die Elegie wie ein Mädchengesicht, niemals einnehmender, als dann, wenn unter den en ein Lächeln hervorschimmert; wenn der ruhige Blick auf eine Reihe von n Bildern fällt, die aber gleich den Herbstblumen, im leichten Nebel da stehen en Abschied der bessern Jahreszeit verkündigen. Die Neuern bedienen sich nlich für eigentliche Elegie trochäischer Versmaße, ja auch der Versmaße der Im letztern Sinne sind manche Oden von Klopstock Elegien. Über die der Alten s. Schneider's Abhandlung in Creuzer's und Daub's „Studien".

Elektra, T. Agamemnon's und der Klytämnestra. Ihr Stiefvater wollte sie, obgleich viele Fürsten sich um sie bewarben, Niemanden zur Gen geben, damit ihre Kinder Agamemnon's Tod nicht rächen möchten, sondern rathete sie an einen geringen Mann von Argos, der sie jedoch unberührt ließ. Bruder Orestes aber rettete sie vor Ägisth's Wuth; und als jener nachher, wes Mordes seiner Mutter, wozu die Schwester ihn aufgereizt hatte, von den n geplagt wurde, und sie von dem Orakel zu Delphi die Nachricht erhielt, daß Taurien von einer Priesterin Dianens umgebracht sei, war sie im Begriff, ihre ester Iphigenie, die eben als Priesterin Dianens in den Tempel trat, unermit einem Feuerbrande zu tödten, als Orest hinzukam und den Schwesterhinderte. Nachher vermählte sich Elektra mit dem innigen Freunde ihres ers, Pylades.

Elektricität, die Eigenschaft gewisser Körper, vermöge deren sie mehr weniger stark getrieben oder erhitzt, leichte Körper, die ihnen genähert werden, h ziehen und hernach von sich stoßen, oder bei Berührung andrer knisternde n von sich geben. Wenn man ein Stück Bernstein, eine trockene gläserne Röhre, stück Siegellack ꝛc. auf der Hand oder auf einem trockenen wollenen Lappen reibt, so ziehen sie leichte Körper, z. B. Papierstückchen, Goldplättchen, hhalme ꝛc. an, und stoßen sie hernach zurück. Ist nun die Glasröhre, oder

ein andrer solcher Körper von beträchtlicher Größe, reibt man ihn stärker und bringt ihn dann dem Gesichte nahe, so erregt er eine Empfindung auf der Haut, als wenn dieselbe mit feinen Spinnweben leicht berührt würde, die Haare steigen, man spürt einen phosphorischen Geruch u. s. w. Läßt man eine große Scheibe oder einen Cylinder von Glas, mittelst einer mechanischen Vorrichtung, nach Art eines Rades oder einer Welle schnell herumtreiben, sodaß die äußere Fläche sich an Flanell, Leder oder Goldpapier reibt, so empfindet man nicht nur jenen Geruch, der dem von Harnphosphor gleicht, stärker, sondern es strömt auch ein lebhafterer, knisternder Feuerfunke von bläulicher Farbe aus der Scheibe oder dem Cylinder hervor, sobald man etwa einen Knöchel der Finger oder eine Fingerspitze nähert. Das Wort Elektricität ist aus dem Griechischen ἤλεκτρον, electrum, Bernstein gebildet, weil man jene Eigenschaft zuerst und besonders am Bernstein wahrnahm. Man braucht es auch in der Bedeutung, daß es die elektrische Materie selbst bedeute, wofür man sonst auch elektrisches Fluidum oder elektrische Flüssigkeit sagte. Substanzen, in denen durch Reiben ein merklicher Grad von Elektricität erregt wird, die sich aber nicht durch ihre ganze Masse fortleitet, heißen elektrische Körper, oder elektrische (idioelektrische, auch Nichtleiter). Man rechnet hierher Glas und selbst metallische, Verglasungen, alle Edelsteine, Harze, Federn, Seide, Schafwolle, Wolle, Papier, weißen und Candiszucker, trockene Luft, Öle, metallische Kalke oder Oxyde, Asche von Thieren und vegetabilischen Substanzen, hartes und hartgefrorenes Eis in einer Kälte von 13 Grad unter 0 nach Fahrenheit oder 16 nach Réaumur u. A. Alle Körper, welche durch Reiben nicht in den Zustand gesetzt werden, die Erscheinung der Elektricität zu zeigen, führen den Namen elektrische (wiewol die Grenzen beider Classen sehr in einander laufen), sie können elektrisch werden, d. i. durch Mittheilung von einem andern elektrischen Körper Elektricität erhalten, wie z. B. Metalle, Wasser und andre. Weil sie durch Berührung mit einem andern schon elektrisirten Körper die Elektricität annehmen und fortleiten, so heißen sie Leiter der Elektricität oder leitende Körper. Manche Körper werden erst, wenn man sie erhitzt, Leiter, dahin gehört z. B. das im kalten Zustand nicht leitende Glas; andre Körper, z. B. trockenes, nicht gebrannt werden durch Reiben elektrisirt, obwol sie gute Leiter sind, und dergl. Körper nennt man Halbleiter. Auch die Luft der Atmosphäre ist trocken ein Nichtleiter, feucht und bei abnehmender Dichtigkeit ein Leiter. Einen Körper, der von Nichtleitern umgeben ist, nennt man isolirt. Die Isolirung ist in einem Zimmer mit trockener Luft leicht dadurch zu bewirken, daß man irgend einen Körper an seidenen Schnüren aufhängt, oder auf ein Gestell von Glas, Pech, Siegellack, Schwefel u. s. w. setzt. Das Anziehen und Abstoßen der elektrischen Körper ist eine merkwürdige Erscheinung, und läßt mit Recht auf zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Kräfte schließen. Beide zeigen sich sehr auffallend, wenn man eine Person z. B. eine Glasröhre reibt, und dabei isolirt gestellt ist, so werden beide elektrisch und zeigen elektrische Erscheinungen, nur mit dem Unterschiede, daß derjenige, was von der Röhre angezogen, von der Person zurückgestoßen wird. Dasselbe ist der Fall mit allen Körpern, welche das Reiben des elektrischen Körpers verrichten und daher Reibzeuge heißen. Diese beiden verschiedenen Kräfte werden als zwei einander entgegengesetzte Elektricitäten betrachtet. Die eine nennen sie positive, die andre negative Elektricität, welches durch die Zeichen der Algebra so ausgedrückt wird: + E u. — E, eine bequeme Bezeichnung von Erscheinungen, mit deren eigentlicher Natur wir unbekannt sind. Hieraus leitet man den Lehrsatz her, daß gleichartige oder gleichnamige Elektricitäten einander abstoßen, ungleichartige, ungleichnamige oder entgegengesetzte einander anziehen. Du Fay nannte die Elektricität des Glases Glaselektricität, und die des Siegellackes Harzelektricität. Franklin, dem die Physik die größten Entdeckungen in der Lehre der Elektricität

kt, nahm nur eine Art an, und leitete das Abstoßen und Anziehen bloß aus
Mehr und Weniger derselben her. Die Elektricität wird in den ursprünglich
chen Körpern, im Glase, Siegellack, Schwefel ꝛc., vornehmlich durch das
i erregt; bei Schwefel, Siegellack, Wachs und Chocolade auch durch
elzen und Erkalten. Im Turmalin und einigen andern Materien wird sie
Erwärmen und Abkühlen und sonst durch Auflösungen, wobei Aufbrausen
idet, und durch Ausdünstungen hervorgebracht. Durch die Wirkung der
kten Elektricität können entzündliche Körper, z. B. Wasserstoffgas, Alkohol,
, Schießpulver, Kampher, entzündet, dünne Metalldrähte geschmolzen,
Thiere und Pflanzen getödtet werden. Elektrische Schläge zerlegen das Was-
seine Bestandtheile, in Wasser- und Sauerstoff, und umgekehrt bewirkt der
che Funken die Bildung des Wassers aus jenen beiden Elementen. Der
, worin die Elektricität wirkt, heißt der elektrische Wirkungskreis,
ie elektrische Atmosphäre. Man kennt zwar nun die Gesetze, nach
n die elektrische Materie wirkt, so weit, daß man das, was geschieht, erklä-
nd was geschehen muß, vorherbestimmen kann; aber desto unwissender ist
noch in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Grundstoffes, der die Elektricität
icht. Da bei der größten Anhäufung der elektrischen Materie in einem Kör-
ine Gewichtszunahme bemerkbar ist, so ist jene Materie unwägbar. Viel-
sind Licht, Wärme und elektrische Materie Modificationen des nämlichen
, und der Wärmestoff ist umgekehrt eine Modification des elektrischen Flui-

Wenigstens ist durch die neuesten Entdeckungen Örsted's, Ampère's u. A.
ie magnetisirenden Kräfte des elektrischen Stroms und seinen Einfluß auf die
ung der Magnetnadel die nahe Verwandtschaft zwischen elektrischer und mag-
er Materie bereits dargethan. Über die positive und negative Elektricität nimmt
gewöhnlich folgende Sätze an: 1) Durch die ganze Körperwelt ist eine einzige
Materie verbreitet, welche den Grund aller elektrischen Erscheinungen enthält.
Theile dieser Materie stoßen sich ab, werden aber von den Theilen der Körper
gen. 3) Jeder Theil eines Körpers kann eine gewisse Menge dieser Materie
aufnehmen, ohne daß sie sich auf seiner Oberfläche anhäufen darf. Hat er
diese Menge, so ist er nicht elektrisirt. 4) Hat er mehr als eine ihm natür-
Menge, so ist er positiv, hat er weniger, so ist er negativ elektrisirt. 5) Alle
che Erscheinungen entstehen durch Übergang oder durch proportionirte Vertheil-
ieser Materie. Der vorgebliche Einfluß der Elektricität auf das schnellere
thum der Pflanzen ist sehr zu bezweifeln, und ebenso ist es auch mit manchem
nten Einflusse derselben auf den thierischen, namentlich den menschlichen
, nach welchem bei elektrisirten Personen der Puls schneller schlagen sollte,
Letztere jedoch oft nur durch Beängstigung veranlaßt wird. Gleichwol kann
derseits die medicinische Kraft der Elektricität nicht ableugnen, und man hat
Lähmungen, rheumatischen Beschwerden, Taubheit, Augenübeln, Kopf-
en ꝛc. glücklich angewendet. Was die Geschichte der Elektricität betrifft, so
an aus Plinius d. Ältern („Hist. natur.“, XXXVII, 3), daß er die er-
Eigenschaft des Bernsteins schon gekannt habe. Das war aber auch Alles,
e Alten von der Elektricität wußten, und auf dies, oder wenigstens nicht viel
erschränkten sich auch die Kenntnisse der Physiker von diesem Gegenstande bis
nge des 17. Jahrh. Um diese Zeit entdeckte der Engländer William Gil-
t nur mehre Körper, die elektrische Erscheinungen darbieten, sondern auch,
n diese sonderbare Eigenschaft in ihnen allen durch Reiben erregen könne.
chst erweiterten Otto v. Guericke, Bayle, Newton, Wall und später Ste-
ray das Gebiet der Kenntniß in der Elektricität; keiner aber verfolgte diese
chungen mit so viel Scharfsinn und Glück als Franklin zu Philadelphia.
schon erwähnte Theorie der elektr. Erscheinungen ward von allen Physikern

adoptirt, bis ihr Symmer (1759) durch Aufstellung der ebenfalls erwähnten dua-listischen Hypothese, eine neue Erweiterung gab. In der letzten Zeit haben Örsted, Ampère u. m. A. ein noch viel weiteres Feld für diese Disciplin abgesteckt, dessen Anbau mit die Hauptaufgabe der Physik des Tages ist. — Außer den physikal. Lehrb. überhaupt s. m. Priestley's „Geschichte der Elektricität", a. d. Engl. durch Krünitz (Berlin 1772, gr. 4.); in Bezug auf Franklin's Theorie aber Franklin's „Briefe von der Elektricität", deutsch von Wilke (Leipz. 1758). Symmer's Abhandl. über s. dualist. Ansichten, welche übrigens auch jedes physikal. Lehrb. entwickelt, steht in d. „Philos. transact.", 1760, Vol. LI. Auch wird die ganze Lehre abgehandelt im 2. Bde. der neuesten Ausg. v. Gehler's „Physikal. Lexik."

Elektricität, thierische, s. Galvanismus.

Elektrisirmaschine, eine mechanische Vorrichtung, durch welche man die ursprüngliche Elektricität der elektrischen Körper vermittelst Reiben erregt und andern Körpern mittheilt. Sie besteht in einem elektrischen Körper, der durch einen bequemen Mechanismus schnell umgedreht, und heftig an einem andern Körper gerieben, anhaltend und stark elektrisirt werden kann; ferner in einem Reibzeuge, worunter man eben jenen Körper versteht, an welchem sich der elektrische Körper bei seinem Umlaufe reibt; endlich in einem isolirten Hauptleiter, der auch der erste Leiter oder Conductor genannt wird. Diesem theilt der elektrische Körper seine Elektricität mit. Zu dem elektrischen Körper wählt man Glas, entweder in Form einer Kugel, oder einer Scheibe, oder eines Cylinders; daher hat man Kugel-, Scheiben- und Cylindermaschinen. Diese Glaskörper werden an der Maschine so befestigt, daß sie schnell umgedreht werden können. Das Reibzeug, welches der elektrische Körper bei seinem Umlaufe berührt, um sich daran zu reiben, ist ein seidenes Kissen, mit Pferdehaaren ausgestopft, über welches ein Leder geht, das mit dem sogenannten Kirnmayer'schen Amalgama, einer Mischung von zwei Theilen Quecksilber, einem Theile Zink und einem Theile Zinn, durch Schweinefett in eine Salbe verwandelt, bestrichen ist, um die Elektricität zu verstärken. Der erste Leiter (Conductor) ist ein blecherner Cylinder, am Ende mit einem Zuleiter oder Kamme (Collector) versehen, der seine Spitzen dem elektrischen Körper entgegenstreckt, um die Elektricität aus ihm aufzunehmen oder fortzuleiten. Während der elektrische Körper mittelst einer Kurbel, wie beim Schleifsteine, schnell umgedreht wird, reibt er sich an dem Kissen, und wird dadurch elektrisirt, wie der auf einem wollenen Lappen gestrichene Bernstein, nur in weit stärkerm Grade. Da nun kein andrer leitender Körper ihm näher ist, als der erste Leiter der Maschine, so theilt er auch nur diesem seine Elektricität mit, welche man alsdann zu beliebigen Versuchen benutzen kann. Eine Art von Elektrisirmaschine hatte schon Otto v. Guericke im 17. Jahrh., denn er bediente sich bei seinen elektrischen Versuchen einer Kugel von Schwefel, die er vermittelst einer Kurbel umdrehte und mit der Hand rieb. Die wahren Maschinen führte jedoch zuerst Hausen in Leipzig um die Mitte des verflossenen Jahrh. ein, und von dieser Zeit an wurden sie immer gemeiner und zugleich immer mehr verbessert. Eine der größten Elektrisirmaschinen befindet sich in dem Teyler'schen Museum zu Harlem. Sie ist von Cuthbertson verfertigt, und besteht aus doppelten Glasscheiben, deren jede 65 engl. Zoll im Durchmesser hat. Sie stehen in paralleler Lage $7\frac{1}{2}$ Zoll auseinander, sind an einer gemeinschaftlichen Achse befestigt, die eine Kurbel umdreht, und reiben sich an acht Kissen, die alle an besondern Gestellen befestigt und $15\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Um diese Maschine zu drehen werden zwei, bei längerer Dauer auch wol vier Männer erfodert. Ihre Wirkungen setzen in Erstaunen. Eine sehr scharfe Stahlspitze, dem ersten Leiter genähert, zog einen Funken von $\frac{1}{4}$ Zoll Länge heraus; dieselbe Spitze, so auf dem Leiter befestigt, daß sie 3 Zoll hervorragte, strömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnsfaden, in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde

ym angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den ersten Leiter brachte, nte man in einer Minute 300 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels ausziehen. Die Luft wird 40 Fuß weit um die Maschine elektrisirt. Eine terie (s. d.), die aus 125 Flaschen besteht, wird durch 160 Umläufe der ben geladen, und ein Schlag dieser Batterie zerspaltete einen Cylinder von baumholz, 4 Zoll hoch und ebenso stark im Durchmesser, wozu nach van m's Berechnung eine Kraft von 9850 Pfund erfodert wird. Ausführliche ung zur besten Einrichtung dieser Maschinen und der dazu gehörigen Conduc nach Maßgabe der Ansichten und Entdeckungen der neuesten Physik, ertheilt in s. „Lehrbuch der Experiment.-Physik", deutsch von Fechner, Lpzg. 1824, „7. Cap.

Elektromagnetismus. Die von Örstedt (s. d.) 1820 gemachte kung von der Wirkung eines die Pole einer Volta'schen Säule verbindenden ine aus Zink, Flüssigkeit und Kupfer construirte, galvanische Kette entladen- rahtes auf die Magnetnadel, zeigte den längst geahnten Zusammenhang zwi- den elektrischen und magnetischen Kräften, und veranlaßte die ausgezeichnet- hysiker zu der eifrigsten Erforschung dieses Gegenstandes, woraus für die wissenschaft eine ganz neue Lehre, die des Elektromagnetismus entstanden ist. in Kiel hat dieselbe geschichtlich dargestellt (Hamb. 1824). (Vgl. Mag- mus.)

Elektrometer oder **Elektricitätsmesser**, eine Vorrichtung, die Stärke und Beschaffenheit der Elektricität eines Körpers messen oder be- en soll. Zu diesem Apparate hat, welches Gray zuerst bemerkt, das Abstoßen eichnamiger Elektricitäten Anlaß gegeben. Du Fay, welcher hierauf diese lung zum Elektrometer benutzte, hing einen gespaltenen Zwirnsfaden um elektrisirenden Körper, und gab Acht, wie weit die beiden Enden desselben n einander entfernten, woraus er auf die Stärke der Elektricität schloß. wurde hierdurch auf den Gedanken gebracht, diese einfache Vorrichtung dazu tzen, den Grad der Elektricität aus dem Winkel, den die beiden Enden des s beim Auseinandergehen einschließen, zu bestimmen, und schlug vor, den el durch den auf einem Brete aufgefangenen Schatten der beiden Fadenenden st eines Graddogens zu messen, weil er einsah, daß mit dem Faden kein andrer er Körper verbunden werden dürfte. Nachher erdachten Mehre noch eine Anzahl andrer Elektrometer, die aber eigentlich nicht leisten, was ihr Name ckt. Die meisten dienen höchstens dazu, um daraus ungefähr zu beurthei- b eine Elektricität stärker oder schwächer als die andre, nicht aber wie groß sie ich sei. Die neueste Physik hat diesen Instrumenten eine solche veränderte htung und Empfindlichkeit zu geben verstanden, daß sie die Gegenwart auch ringsten Quantität v. Elektricit. bemerkl. machen. In diesem Zustande be- 'sie mit dem Namen **Elektroskop**; ausführlicher handelt davon Biot in rbuch d. Exper.-Phys.", 2. Bd., S. 215 fg.

Elektrophor oder **beständiger Elektricitätsträger.** Wenn inen dünnen, glatten und trockenen Kuchen von Siegellack oder irgend einem in eine flache zinnerne oder kupferne Schüssel legt, ihn entweder mit einem en Katzenfelle reibt, oder mit einem Fuchsschwanze peitscht, und dann ein , mit Staniol oder Silberpapier überzogenes, im Durchmesser etwas kleine- et als der Kuchen, mittelst seidener Schnüre auf diesen letztern setzt, so wird rett Funken geben, sobald man es mit dem Finger berührt. Diese Vorrich- heißt Elektrophor. Der Erfinder desselben ist der Schwede Wilke, obgleich aliener Volta es 1775 unter der gegenwärtigen Gestalt bekannt machte. Zu wöhnlichen Elektrophoren pflegt man gemeines weißes oder schwarzes, mit Terpentin vermischtes Pech zu nehmen; ebenso gut dient Kolophonium.

Die zerflossene Harzmasse wird gleich in die Form oder auf den Teller gegossen, n
cher von einer leitenden Substanz sein muß. Man nimmt dazu eine metallene o
dünne hölzerne, mit Staniol auf beiden Flächen belegte Scheibe, die einen et
2½ Linie heben, aufgerichteten Rand hat, mit welchem das eingegossene Harz gl
stehen muß, ohne daß jedoch der Rand oberhalb bedeckt wird. Die obere Flä
dieses Kuchens muß ganz glatt und eben sein, und seine untere den Boden übe
genau berühren. Der Deckel, oder, wenn es ein hohler Cylinder ist, die Tre
uel, Leiter, muß von einer leitenden Materie, also entweder von Zinn oder v
trockenem Holz gemacht werden, das mit Staniol oder Silberpapier belegt ist. D
Form des Deckels ist rund, und darf einige Zoll weniger im Durchmesser hal
als der Kuchen. Er muß isolirt, d. i. außer Verbindung mit leitenden Körp
auf den Harzkuchen gedeckt und wieder abgenommen werden können; daher bin
man drei oder vier seidene Schnüren an seinen Rand, und hebt ihn damit nach
lieben. Bewahrt man den Apparat vor Feuchtigkeit, so hält sich die in d
Kuchen einmal erregte Elektricität Monate lang, und man kann sich des Elekt
phors statt einer Elektrisirmaschine bedienen. Auch läßt sich eine leidener Flas
nach und nach damit laden, und dagegen durch diese der Elektrophor wieder vers
ken. Über die Theorie dieses Instrumentes s. Biot's „Lehrb. der Exper.-Phy
2. Bd., S. 230 fg.

Elementarunterricht, der erste Unterricht jedes Fachs, wel
Anfängern, die noch keine Vorkenntnisse haben, ertheilt wird; dann bezeichnet m
aber auch mit diesem Ausdrucke insbesondere den ersten Unterricht im Lesen, Sch
ben und Rechnen. Von diesen Gegenständen des Elementarunterrichts sch
eine neue pädagogische Schule die sogenannten Elementarpunkte, auf welche
Unterricht zurückgeführt werden müsse, Schall oder Worte, Form oder Zahl a
lehnt zu haben, weil bei dem Lesen Alles auf das Wort oder den Ton, bei d
Rechnen Alles auf die Zahl hinausläuft.

Elemente, Grundstoffe, Urstoffe, die Grundbestandtheile
Körper, die nicht weiter aus gleichartigen Materien zusammengesetzt, also einf
sind. Eine Materie, welche die bisherige Kunst nicht weiter zerlegen kann, n
ein Grundstoff, ein Element, oder besser ein unzerlegter Stoff genannt. (Trop
heißen daher Elemente, Grundlagen, Anfangsgründe einer Wissenschaft, Kun
und Elementar-, z. B. Elementarbegriff, Elementarunterricht, Elementarbücher
was diese Grundlagen enthält, sich auf dieselben oder auf die Urbestandtheile ei
Gegenstandes bezieht. Wir kennen bis jetzt folgende elementarische Bestandthei

I. Unwägbare. 1) Positive und negative Elektricität. 2) Positiver und
gativer Magnetismus. 3) Wärmestoff. 4) Lichtstoff.

II. Wägbare. 5) Sauerstoff (Oxygen). 6) Wasserstoff (Hydrogen).
Stickstoff. 8) Kohlenstoff. 9) Schwefel. 10) Phosphor. 11) Borax
12) Jod. 13) Salzsäure. 14) Flußsäure.

Metalle. A. Alkalische Metalle. 15) Kalimetalloid. 16) Natrumme
loid. 17) Ammonium. 18) Barytmetalloid. 19) Strontian. 20) K
21) Talk.

B. Erdige Metalle. 22) Alaunmetalloid. 23) Kiesel. 24) Zirkon.
Yttermetalloid. 26) Glycium. 27) Tantalium oder Columbium.

C. Eigentliche Metalle. 28) Platin. 29) Gold. 30) Wolfram.
Quecksilber. 32) Palladium. 33) Blei. 34) Rhodium. 35) Silber.
Bismuth. 37) Uranium. 38) Kupfer. 39) Nickel. 40) Molybdän.
Arsenik. 42) Mangan. 43) Eisen. 44) Kobalt. 45) Zinn. 46) Z
47) Antimonium. 48) Tellurium. 49) Chromium. 50) Titanium.
Iridium. 52) Osmium. 53) Cerium oder Demetrium.

). Problematiſche Metalle. 1) Junonium. 2) Erythronium. 3) Ein
rommsdorff angekündigtes und 4) ein von John im Graumanganerz
es Metall. Außer dieſen entdeckt die Chemie von Zeit zu Zeit noch
nfache Stoffe, die zu den Metallen gehören.
e neuere Schule ſagt üb. d. Elemente Folgendes. Die meiſten Chemiker unſe-
halten die Einfachheit, d. h. Unzerlegbarkeit eines Stoffs für den weſentl. Be-
es Elements, und weil ſie bei ihren Verſuchen nach und nach eine Menge (über
ſolcher einfachen, d. h. durch ihre Kunſt bisher unzerlegbarer Stoffe oder Ma-
orfanden, ſo glaubten ſie ſich berechtigt, die Alten eines Irrthums zu zei-
enn ſie nur vier Elemente annahmen und daraus die Welt mit ihrer ganzen
gfaltigkeit hervorgehen ließen. Allein der neueſte Standpunkt der Natur-
haft widerſpricht dieſer Anſicht der Alten nicht, und die vier Elemente wer-
ch ihn wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt. Nicht die letzten einfachſten
der Körper, auf welche die chemiſche Analyſis ſtößt und daſelbſt ihre Grenze
ſondern die erſten einfachſten und allgemeinſten Materien oder Subſtanzen,
ie Natur hervorgebracht, und woraus ſie das Mannigfaltige durch Entwi-
hervorgehen läßt, nannten die Alten Elemente, und es ſchadet dieſem Be-
cht, wenn ſie die vier Elemente für unzerlegbar hielten. Durch dieſe neu-
tſchritte der Chemie ſind wir in letzter Hinſicht freilich zu einer andern Über-
gelangt, und wir können jetzt aus Erfahrung von der Zerſetzbarkeit des
es Waſſers und mancher Erdarten ſprechen. Allein dieſe Erfahrung thut
griffe der Alten von der Einfachheit der vier Elemente keinen Eintrag; denn
noch einen andern Begriff von Einfachheit, als die oben erwähnte, unter
ſten Chemikern gangbare. Einfach nannten die Alten z. B. das Waſſer,
fanden, daß kein Theil deſſelben vom andern verſchieden, daß der kleinſte
heil noch eben ſolches Waſſer ſei, als eine große Waſſermaſſe, welche daher
fache, d. h. durchaus gleichartige Materie ſein müſſe. In gleichem Sinne
en die Luft und jede Erdart einfach. Und zu dieſem Begriff von Einfach-
die Naturwiſſenſchaft auf ihren gegenwärtigen Standpunkt an der Hand
hrung wieder zurückgekehrt. Nicht unzerlegbare Stoffe ſind die erſten An-
Elemente) der Natur, ſondern völlig gleichartige (identiſche) Subſtanzen,
ſie das Mannichfaltige auf analytiſchem und ſynthetiſchem Wege (durch
ng und neue Combinationen) erzeugt. Das ſogenannte Zerſetzen, z. B.
ſſers in Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgas, iſt keine mechaniſche Theilung,
eine Entzweiung und Umwandlung der gleichartigen Subſtanz des Waſſers
ſe von ganz andrer und entgegengeſetzter Qualität, die folglich kein Waſſer
id, und dieſes kann und darf daher auch nicht als ein mechaniſches Gemenge
uerſtoff und Waſſerſtoff betrachtet werden, in welchem die verſchiedenartigen
äumlich neben einander liegen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit allen
en Zerſetzungen, woraus dann folgt, daß auch die chemiſche Syntheſis
dung, Vereinigung) verſchiedener Stoffe, die ſich polariſch entgegengeſetzt
einer dritten, von beiden verſchiedenen, Subſtanz nicht als ein mechani-
rmengen dieſer Stoffe, ſondern als ein gegenſeitiges Aſſimiliren (Verähn-
nd daher Identificiren (Vergleichartigen) gedacht werden müſſe. So ver-
yntheſirt) ſich Alkali (Lauge) und Säure zu einem Neutralſalze (z. B. Na-
id Salzſäure zu Kochſalz), in welchem dann kein Theilchen weder ſauer
aliſch iſt, ſondern durch die ganze Subſtanz bis auf die kleinſten Theilchen
i die Eigenſchaften des Neutralſalzes. Dieſe Beiſpiele werden hinreichen,
rechten Begriff der Einfachheit der (phyſiſchen) Elemente, ſowie den ihrer
rkeit (Zerlegbarkeit) ins Licht zu ſtellen. — Wenn nun die Chemiker von
ten ſprechen, ſo meinen ſie — nicht Erde, Feuer, Waſſer und Luft, ſon-
durch ihre Kunſt vor der Hand nicht weiter zerlegbaren Stoffe, in welche

die genannten Grundsubstanzen, sowie die meisten Körper, analysirt werden
Bei den Physikern sollte dagegen künftig nur von diesen vier Grundsubstanzen
Elementen die Rede sein, indem sie die chemischen Elemente zweckmäßiger
Worten Stoffe, Grundstoffe bezeichnen würden. Die erste Grundlage
wissenschaftlichen Theorie der Elemente verdanken wir dem geistreichen
sinnigen Naturforscher Oken, welcher die uralte Idee einer Weltmaterie
terie (eines kosmischen oder Urelements) nicht nur wieder in Anregung
(was auch Schelling u. A. vor ihm gethan haben), sondern auch in Übereinstimmung mit dem gegenwärtigen Bildungsstande der Naturwissenschaften
nig und folgerichtig durch seine Theorie des Lichts und der Wärme
Urelement heißt nämlich dasjenige, welches die allgemeine Grundlage
Quelle, gleichsam die Mutter aller andern Elemente ist. Das Urelement
Feuer. Im Feuer unterscheidet man Licht und Wärme, welche in
Empfindung des Leuchtens oder Sehens und das Gefühl der Wärme
gen. Licht und Wärme sind aber Thätigkeiten der Natur, welche für
existiren können und daher auch ein Sein erfodern, ein Substrat, einen
welcher wärmt und leuchtet. Dieser Stoff ist also die Materie des
Urmaterie, auch Äther genannt, welcher durch den unendlichen Weltraum
tet ist, und da die wesentlichste Eigenschaft aller Materie die Schwere ist
hält der Äther auch die erste Ursache des Schwerseins oder die Urkraft der
aller materiellen Dinge. Als ruhend gedacht oder abgesehen von Licht und
ist der Äther eine vollkommen gleichartige, unendlich feine, Alles durchdringende
Materie — eine materielle Einheit; als thätig gedacht, oder als wärmender
tender und schwermachender Stoff ist er eine Dreiheit, nämlich insofern
Urkräfte der physischen Welt oder materiellen Natur enthält. Man kann
recht eigentlich (ohne bildlichen Ausdruck) sagen, der Äther oder das Feuer
erste Organ der Allmacht des Schöpfers, insofern sich diese in der physischen
offenbart; denn Schwere ist der Grund alles Seins, Licht und Wärme
Ursachen aller Thätigkeit und Bewegung, und daher alles Lebens in der
und wo die Schwere fehlte, da wäre kein Sein, wo Licht und Wärme fehlten
Leben und nur der Tod könnte herrschen. Demnach ist der Äther oder das
element gleichsam das allgemeine Material oder das Nichts, woraus Gott
geschaffen hat; denn dem Nichts ist das Etwas entgegengesetzt, und nur
sondern Dingen brauchen wir den Ausdruck Etwas, nicht von dem Allgemeinen
welchem noch nichts besonders gedacht wird. Aus Äther sind also die
gebildet, aus ihm sind sie vermittelst der schaffenden Urkräfte des Lichts
Wärme hervorgegangen. Die Weltkörper theilen sich in Sonnen und
in jenen ist Licht und Wärme vorherrschend, in diesen die Schwere oder
Materie. Die Sonnen sind daher in sich selbst belebt — selbstleuchtend
durch wärmend, die Planeten empfangen ihr Leben oder vielmehr das
rer Lebenskraft von der Sonne durch Erleuchtung und Erwärmung. Jeder
wie unsere Erde, besteht aus drei Elementen, aus Luft, Wasser und Erde,
die irdischen Elemente sind, im Gegensatz mit dem Ur- oder Mutterelement
ches das himmlische oder kosmische, d. h. Weltelement, genannt werden
Wenn nun diese drei irdischen oder planetischen Elemente ätherischen Ursprungs
aus dem Feuerelement entstanden sind, so müssen sie die Zeichen ihrer
sich tragen, d. h. die drei Urkräfte des Feuers müssen sich, und zwar jede
in ihnen offenbaren. So ist es wirklich. Das Erdelement, d. h. die Erde
Metalle sind vorzugsweise schwer, weniger ist es das Wasser, noch viel
Luft. Dem Wasser hat das Licht seinen Charakter eingeprägt, welches
sowol in seiner Durchsichtigkeit offenbart, als vielmehr im Selbstleuchten
wassers, oder auch im Übergewicht des Sauerstoffs im Wasser, welcher

Quelle alles auf dem Planeten entstehenden Lichts ist. Die Luft endlich könnte das irdische Feuerelement nennen, da sie nicht nur in Zuständen der Steige- ihrer Thätigkeit (z. B. beim Nordlicht) ebenfalls selbst leuchtet, sondern auch gentl. Wärmeorgan für den Planeten oder die Werkstätte alles Temperatur- ls für letztere ist. Will man daher die Elemente nach ihrer Abkunft benen- so ist Erde das Schwereelement, Wasser das Lichtelement, Luft das reelement; die Gesammtheit der irdischen Elemente also das in seine Bestand- zerlegte Feuer. Untersucht man die Elemente hinsichtlich ihrer eigenthüm- Thätigkeit oder ihres Lebens, so findet sich, daß die Luft das idioelektrische igner Kraft elektrische) Element, daß in ihr die Elektricität (der Elektrismus) herrschende Thätigkeit, das eigentliche Leben sei. Das Wasser ist auflösend rmittelnd alle chemischen Vorgänge — Trennungen und Verbindungen pola- gegensätzlich) zu einander sich verhaltender Stoffe; daher ist Auflösung und ng zu chemischen Veränderungen das eigenthümliche Leben des Wassers. Im ment endlich ist die Cohäsion wirksam, welche in ihrer ursprünglichen Thätig- s Krystallisationsproceß erscheint, in den Metallen aber (sinnlich) erkennbar im vornehmlich) sich als Magnetismus offenbart. Auch von diesen Thätigkeiten emente, nämlich vom Magnetismus und der Cohäsion, als Leben des Erd- ts, von der Auflösung und dem Chemismus, als Leben des Wassers, und lektrismus als Luftleben, läßt sich die Verwandtschaft mit der Urthätigkeit m Leben des Äthers (dem Feuer) nachweisen. In Beziehung auf Cohäsion, gkeit und Wahrnehmbarkeit durchs Gefühl unterscheiden sich die Elemente folgende Bestimmungen von einander: der Äther ist, als die ins Unendliche hnte Grundmaterie unbestimmbar dünn, ohne Cohäsion mechanisch unfühl- d daher unwägbar, Alles durchdringend und daher selbst durchdringlich. Die t das dünnste unter den irdischen Elementen, daher, überall oben, umgibt Erde als Atmosphäre von allen Seiten; sie hat keine Cohäsion, ist aber un- ringlich, daher wägbar, wie die beiden folgenden Elemente, elastisch-flüssig asig. Das Wasser ist flüssig, unelastisch, gegen 800 Mal dichter und daher er als die Luft, und sein Gewicht gilt als Einheit, um nach ihr durch Ver- ng die Dichtigkeit oder das specifische Gewicht aller Körper zu bestimmen. ahrtausenden umgab das Wasser die ganze Erdoberfläche, jetzt noch mehr als lfte derselben; auch hat es einen schwachen Grad von Cohäsion, welche aber ewicht eines Tropfens nicht übersteigt. Die Erde ist fest, schwerer als Was- ämlich in Gestalt von Steinen, z. B. Kiesel- und Kalksteine zwei bis drei in den Metallen aber 7 bis 28 Mal schwerer als Wasser. Fest ist das Erd- t durch die in ihm wirksame Cohäsion, deren verschiedene Arten und Grade die Ausdrücke hart, weich, biegsam, zäh, dehnbar (streckbar), spröde u. s. w. chieden werden. Durch die Verbindung des Lichts mit der Materie (die für ster ist) entstehen die Farben. Daher erscheint alle Materie gefärbt, daher des Element seine eigenthümliche Farbe. Roth ist die Farbe des Feuers, die Farbe der Luft, Grün ist die Wasserfarbe (das Meer erscheint grün, wie mosphäre blau), Gelb die Erdfarbe. Weiß ist die eigenthümliche Farbe des , Schwarz die Farbe der Finsterniß. — Wie nur die Elemente die ersten Sub- n der Natur und die vollständige Grundlage der ganzen Körperwelt sind, so ie Farben der Elemente die Grundfarben des ganzen Farbenreichs; und wie her das Urelement, die Materie aller Materien ist, so ist das Licht der Ur- aller Farben, denn nur das Licht färbt die Materie so mannigfaltig, als es auf mannigfaltige Weise durchdringt oder sich mit ihr verbindet. Unter den dischen Elementen ist die Luft das Zeugende, das Wasser das Gebärende, Le und alle irdische Körper das Erzeugte und Geborene. Denn die Luft ist es, e die zeugenden Kräfte des Lichts und der Wärme zunächst von der Sonne in

sich aufnimmt, um sie, vermittelnd, dem Wasser und der Erde mitzutheilen, ist das freieste, thätigste, mithin vorzugsweise das erregende, belebende Ge... unter den genannten dreien. Aus dem Wasser ist alles Feste hervorgegangen, ihm hat sich nicht nur das ganze Mineralreich niedergeschlagen, sondern das ist auch die erste Geburtsstätte der organischen Welt. Aus dem Bisherigen Jeder leicht den Schluß ziehen, daß die physischen Elemente auch das Ent... der chemischen sind. Es kann keine andern Grundstoffe geben als diejenigen, aus der Zersetzung der Luft, des Wassers und der Erde hervorgehen. Diese Grundstoffe sind Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, und es ist ... Zahl der chemischen Elemente der Zahl der physischen gleich. Wasser ist ... in Sauerstoff und Wasserstoff, Luft in Stickstoff und Sauerstoff, auch ... lenstoff, in den Erden und Mineralien kommen alle vier Grundstoffe ... Wasser ist der Sauerstoff überwiegend oder herrschend, in der Luft der ... in den Erden der Kohlenstoff. Unter diesen vier Grundstoffen betrachten ... Physiker den Sauerstoff und Wasserstoff als die beiden Urstoffe oder chemischen Elemente, sodaß alle andre Stoffe oder chemischen Elemente nur Modifi... oder verschiedene Combinationen dieser zwei Urstoffe wären. Diese Ansicht ... auch viel Wahrscheinlichkeit, da es fast außer Zweifel gesetzt ist, daß der ... ein in bestimmtem Verhältniß mit Sauerstoff synthesirter (combinirter) ... der Kohlenstoff aber ein terrificirter Wasserstoff ist, welcher mit dem Sauerstoff gleichen Gegensatz bildet, wie der eigentliche Wasserstoff. So gibt die ... Elemente die anschaulichste Erkenntniß des Charakters der Natur, welche ... in der Mannigfaltigkeit und Mannigfaltigkeit in der Einheit ist. Vgl. ... „Naturgeschichte für Schulen" (Leipzig 1821), im Eingange.

Elephant, das größte Landthier, das einen 3 Ellen langen ... Rüssel (sein Hauptorgan), zwei lange, dicke, gebogene Zähne, einen ... kleine Augen, große, lappige, herabhängende Ohren, dicke Füße, einen ... kurzen Schwanz und eine dicke, sparsam mit Haaren besetzte Haut von ... bräunlicher Farbe hat. Er wird 12 bis 16 Fuß hoch. Seine Nahrung ... getabilien. Er läßt sich vermöge seiner großen Klugheit und Gelehrigkeit ... Künsten und Arbeiten abrichten. Bei den Persern kommt er zuerst als ... phant vor. Seine Heimath ist das südliche Asien und Afrika, und ... scheidet man eine asiatische und afrikanische Gattung. Er wird wahrsch... J. alt. In Siam u. a. Ländern ehrt man (eine Spielart) den weißen ... vorzüglich. Über den indischen Elephanten s. m. A. W. v. Schlegel's ... Bibliothek", 1 Bd. — **Elephantenpapier**, so benannt von der Größe ... gen, die 3 Ellen lang und ebenso breit sind. — **Elfenbein** oder Elephan... Wir erhalten die meisten aus Afrika. Aus dem Abfall des verarbeiteten ... wird durch starkes Glühen das sogenannte kölner Schwarz bereitet. ... vortreffliche schwarze Malerfarbe, dagegen liefert das in offenen Gefäßen ... Elfenbein die schönste weiße Farbe. — **Elephantiasis** ist eine Hautkrankheit, am häufigsten in den warmen Zonen vorkommt, und schon dem persischen ... beker Mohammed Rhazis bekannt war. Sie befällt entweder den ganzen ... oder einzelne Theile, tritt mit Fieber ein, von dem sie oft auch in ihrem ... begleitet wird, und endigt sich meistentheils tödtlich. Die Füße schwellen ... unförmlich auf, werden gewöhnlich knotig, sehen dunkelgefärbt aus, ... einen Vergleich mit den Füßen eines Elephanten zu; daher der Name. ... Südamerika ist diese Art Aussatz bekannt und in Colombia unter den Namen ... Lazaro-Übel verbreitet.

Eleusis (jetzt Lessina, ein Dorf), war nächst Athen die ansehnlichste ... in Attika, wo der geheime Gottesdienst der Ceres und Proserpina, die ... nach ihr die eleusinischen oder die **Eleusinien** genannt, gefeiert wurde.

sowie die Zeit ihrer Stiftung, kann nicht angegeben werden; sie waren
ten und eben darum die ehrwürdigsten in Griechenland; und ursprünglich
e n National- und Erntefest, der Ceres für die verliehenen Früchte zu dan-
vorigen Zustandes zu gedenken und des gegenwärtigen sich zu erfreuen, alle
aften aufzuheben, vielleicht auch neue Gesetze und Unternehmungen zu ver-
. Wie sich aus diesen rohen Spielen und Feierlichkeiten die wahren My-
ebildet haben, darüber fehlt es an bestimmten Angaben. Der Ort, wo
rt wurden, war der Cerestempel zu Eleusis, in einem mit einer Mauer
ssenen Hofe. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felsen,
er stand, die 8 bis 9 Fuß über den Boden hervorragte, 270 Fuß lang, und
en Stellen 44 Fuß breit war, an deren nördlichem Ende man noch jetzt die
einer Capelle sieht. Die Personen, die den Eleusinien vorstanden, waren:
Hierophaut (s. d.). Er erschien bei den heiligen Mysterien als Welt-
und war mit Sinnbildern der Allmacht ausgestattet. 2) Der Fackelträ-
r war das Bild der Sonne. Sein Geschäft war, die Einzuweihenden zu
und in der fünften Nacht, worin man das Herumirren der Ceres am Ätna
e, die übrigen Fackelträger anzuführen. 3) Der heilige Herold, der den
eihenden Stille, den Unheiligen aber Entfernung gebot. 4) Der Altardie-
r das Sinnbild des Mondes trug. Außer diesen Personen sorgte der zweite
, der Basileus, für die äußere Ordnung, trug den Göttern die Bitten des
vor, und befahl den Uneingeweihten und den mit schweren Verbrechen Be-
, sich zu entfernen. Die Ruhestörer richtete und bestrafte er nachher. Nach
ugniß der Alten waren auch Priesterinnen vorhanden, von deren Verrichtun-
: aber nichts wissen. Die Mysterien werden gewöhnlich in die großen und
unterschieden. Die meisten Schriftsteller erzählen Folgendes darüber: Als
es nach Athen kam, um sich in die Mysterien einweihen zu lassen, durfte
in fremder Grieche zugelassen werden. Um aber den ebenso gefürchteten als
en Heros nicht zu beleidigen, und doch die alten Gesetze nicht zu verletzen,
an die kleinen Mysterien ein, mit denen er sich begnügen mußte. Diese
späterhin als Vorbereitung zu den großen; zu jenen aber bereitete man sich
allerlei Andachtsübungen, heilige Gebräuche und symbolische Handlungen
eren Zweck war, die Einzuweihenden wenigstens auf eine Zeitlang von der
ihren Geschäften und Freuden abzuziehen, um einen vorzüglichen Grad von
sänderung, Andacht und Sehnsucht nach den zu hoffenden Offenbarungen
en zu erwecken. Diese Reinigungszeit dauerte ein Jahr, und Niemand
bei Todesstrafe ungereinigt an den Mysterien Theil nehmen. Die Einwei-
geschah zur Nachtzeit, die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrten
ngt, und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Wasser waschen;
urde allen öffentlich verkündigt, daß sie sich den Geheimnissen nur mit reinen
en, reiner Seele und reiner griechischer Mundart nähern sollten. Die Feier
lysterien fing mit dem 15. Tage des Monats Brodromion an, und dauerte
ge. Sie bestand hauptsächlich in mystischen Vorstellungen der Geschichte der
und Proserpina, der Qualen des Tartarus, und der Freuden Elysiums,
e auf eine Begeisterung erweckende Weise aufgeführt wurden, und deren Zweck
ein andrer war, als durch sinnliche Mittel die Überzeugung von der Unsterb-
it der Seele, von Belohnungen und Strafen unter dem Volke zu verbreiten.
Eingeweihten standen unter der Götter besonderm Schutz, und sie allein waren
freuden des künftigen Lebens gewiß. Ganz verschieden von diesen kleinen waren
roßen Mysterien, welche die geheimen Lehren enthielten, die der Hauptzweck
anzen Anstalt waren, und im Innersten des Heiligthums von dem Hierophan-
nur Wenigen (den Epopten) mitgetheilt wurden. Ihre Geheimhaltung war
en fürchterlichsten Strafen geboten. Fluch und Tod traf Den, der das Schwei-

gen brach. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Lehren dahin abzweckten, di Volksreligion und die Mythen derselben zu erklären und ihrem wahren Gehalte nac darzustellen. Statt dieser trug man die Lehre von einem einzigen Gott vor, un zeigte die hohe Würde und künftige Bestimmung der menschlichen Seele; man un terrichtete in der Kenntniß der Natur der Dinge und des Weltalls, und lehrte Go aus der Größe, Pracht, Ordnung und Schönheit der Natur kennen.

Elfen, in der alten nordischen Fabellehre, gewisse, bald sichtbar, bald u sichtbar herumschwelfende Geister, die entweder als glänzende oder gute und zugleic sehr schöne Wesen, helle Elfen (Liosalfar) im Himmel (Alfheim), oder als schwarz böse und häßlich gebildete Wesen, Schwarzelfen (Schwartalfar), unter der Er wohnen. Jene, sagt die „Edda", sind glänzender als die Sonne, diese schwärz als Pech. Von den letztern schreibt sich der berüchtigte **Alp** her. Vgl. Horst „Dämonologie".

Elfenbein, s. **Elephant**.

Elgin (Lord, Graf), geb. 1769, stammt von dem berühmten, reichbega ten Gefährten Wilhelm des Eroberers, Robert Bruce, ab, widmete sich den Wi senschaften und vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Künste. 179 ging er als englischer Gesandter am östr. Hofe in die Niederlande; 1799 aber derselben Eigenschaft nach Konstantinopel, wo er vom Sultan den Mondsord erhielt. 1800 zurückberufen, bereiste er Griechenland, wo er, weil die Regierun auf s. Anträge nicht einging, auf eigne Kosten mehre ausgezeichnete Künstler, u Tita Lusiori, Balestra, Ittar und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitsc mit Ausmessungen und Zeichnungen beschäftigte. 1811 erschienen die Ergebni s. Reise und Forschungen, die „Denkwürdigkeiten über die Nachforschungen d Lord Elgin in Griechenland", und 1814 brachte er mit ungeheuern Kosten ei Menge herrlicher Alterthümer nach England.

Elgin's Marmordenkmale (Elgin Marbles), eine Sammlun trefflicher Bruchstücke der griechischen Bildhauerkunst aus dem Zeitalter des Ph dias, welche Lord Elgin während s. Aufenthalts im osmanischen Reiche zusamme gebracht und dem britischen Museum 1816 für 35,000 Pf. St. überlassen ha Er benutzte die Gelegenheit, welche seine Mission nach Konstantinopel ihm darbo die Denkmale der Baukunst und Skulptur in Griechenland, welche den Verwüstu gen der Zeit und der Rohheit der Türken entgangen waren, durch geschickte Künst ler zeichnen oder abformen zu lassen, um durch Mittheilung dieser Abbildung zur Vervollkommnung der Künste in England beizutragen. Es gelang ihm, 6 g schickten Künstlern von der türkischen Regierung die Erlaubniß auszuwirken, si in Athen aufzuhalten. Hier setzten sie ihre Arbeiten 3 J. hindurch fort, suchte aber während dieser Zeit auch in andern Gegenden Griechenlands alle ähnlic Überreste der Kunst auf. Jedes merkwürdige Denkmal der Baukunst wurde genau ausgemessen, und Grundrisse, Aufrisse und Ansichten der einzelnen Theile aufg nommen; der größte Theil der Basreliefs und der architektonischen Merkwürdig keiten wurde abgeformt. Die Künstler sahen die ganz absichtlichen Verwüstunge welche die schönen Werke der Bildhauer- und Baukunst von der Rohheit der Tür ken oder von unbescheidenen Reisenden erleiden mußten. Verschiedene solch Denkmäler, noch vor 50 J. von Reisenden untersucht und beschrieben, waren sei dem entweder ganz verschwunden, oder größtentheils zerstört. Es geschieht häufig daß die Türken Bildsäulen zu Mörtel zerstoßen, um ihn zum Bau ihrer elende Häuser zu gebrauchen, oft werden auch diese schätzbaren Denkmale der Kunst au bloßem Muthwillen, oder in thörichter Hoffnung, verborgene Schätze zu finde zerstört. Lord Elgin überzeugte, bei seiner Anwesenheit in Athen, sich selbst vo diesen Verwüstungen, und dies bewog ihn zu dem Entschlusse, so viele Werke de Skulptur, als möglich war, von dem Untergange zu retten, und sie aus Griechen

nach England zu bringen, um sie so der Welt zu erhalten. Durch Anstren-
n und Aufopferungen gelang es ihm, aus den zerstörten Tempeln in Athen,
en neuern Mauern, welchen Bruchstücke alter Denkmale eingefügt waren,
urch Nachgrabungen die große und kostbare Sammlung von griechischen Bild-
n, an Bildsäulen, Reliefs, Capitälern, Friesen, Kränzen und Säulen zu-
enzubringen, von welchen hier die Rede ist. Er erhielt von dem Erzbischofe zu
i die Erlaubniß, in dem Innern aller Kirchen und Klöster der Stadt und der
gend nach Alterthümern zu suchen, und von dem Ansehen dieses Mannes un-
ßt, konnte er merkwürdige Überreste des Alterthums wegführen. Auch die
grabungen in verschiedenen Grabhügeln gaben eine wichtige Ausbeute, beson-
in Vasen. Außer diesen marmornen Bildwerken sammelte der Lord auch
verke in Bronze, Cameen, Intaglien und eine Menge griechischer Münzen.
er Fahrt nach England hatte er den Kummer, daß eins der Schiffe, auf wel-
sich eine Menge Basreliefs befanden, bei der Insel Cerigo scheiterte. Nur
Kisten konnten aus dem zertrümmerten Schiffe gerettet werden. Die vor-
hsten Stücke dieser Sammlung, welche nach Canova's Urtheil das Höchste in
unst aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles enthält, sind: die Trümmer
4 Statuen, Alles Meisterwerke, und mehr als 60 Basreliefs, sämmtlich vom
thenon (s. d.) oder dem großen Tempel der Minerva zu Athen abgenommen,
olossale Statue von dem Denkmal des Thrasyllus, verschiedene Bruchstücke
ndern Gebäuden in Athen; eine Menge Vasen, Aschenkrüge und kleinere
verzierungen, und eine reiche Sammlung von Inschriften aller Art. Die
er Erwerbung dieser Kostbarkeiten von Seiten des Lord Elgin fand im Parla-
bei den Ankaufsverhandlungen strenge Tadler, und Clarke, in s. „Travels
r. countries of Europe, Asia and Africa", Th. II, Abth. II, (1814) nennt
en, im Namen der engl. Nation schändlich verübten Tempelraub. Ebenso
je griff Byron den Lord im „Childe Harold" an. Die Denkschrift: „Lord
's Erwerbungen in Griechenland" (Leipzig 1817), enthält das Geschichtliche.

Elimination ist in der mathematischen Analysis eine Operation, ver-
welcher man eine Größe, die sich in mehren von einander unabhängigen Glei-
jen befindet, herausschafft, sodaß dadurch eine oder mehre Gleichungen erhal-
erden, in der die weggeschaffte Größe sich nicht mehr befindet.

Elis, Landschaft im Peloponnes (s. d.), wo Olympia lag, s. Olym-
je Spiele.

Elisabeth, die Heilige, von Thüringen, einer der trefflichsten Cha-
e des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauensinns, mit hoher Religiosität,
uchloser Milde, freudiger Entsagung und ausdauerndem Muthe im Unglück
irt. Sie war eine Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und der Ger-
einer geb. Herzogin v. Meran, geb. 1207 zu Preßburg. Schon 1211 ward
m 11jährigen Ludwig, des Landgrafen v. Thüringen, Hermanns Sohne, zur
ahlin bestimmt, nach der Wartburg geführt, und daselbst an Hermanns kunst-
esangliebendem Hofe erzogen. Ungeachtet der Ränke ihrer Schwiegermutter
Andrer, welche das geschlossene Bündniß aufzuheben wünschten, ward die
indung 1221 vollzogen, nachdem Ludwig schon 1215, nach s. Vaters Tode
Regierung angetreten hatte. Beide Gatten, im vollen Sinne des Worts ein-
e werth, waren sich mit der unerschütterlichsten, in mehren Gelegenheiten ge-
ten, Liebe und Treue zugethan. Während er in ritterlichen Zügen seinen Hel-
uth und seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewährte, übte seine Ge-
lin daheim die stillern Tugenden der Wohlthätigkeit und Milde. Die Hun-
oth und Seuchen, welche damals in Deutschland und vorzüglich in Thüringen
eten, gaben ihr Veranlassung, mehre Spitäler zu stiften, eine Menge Armer
ch von ihrer Tafel speisen zu lassen, und ihnen bedeutende Geldsummen, Klei-

der und andre Bedürfnisse oft und reichlich zu spenden. In geringes Gewand gehüllt, durchwanderte sie, als treue Landesmutter, die Reihen der an sie sich drängenden Elenden. Gütig gegen Andre, war sie streng gegen sich; den damaligen Begriffen gemäß durchwachte sie fastend, betend und sich kasteiend ganze Nächte, und verschmähte alle Bequemlichkeiten, welche ihr Rang in Kleidung und Nahrung darbot, und ihre hohen körperlichen Reize ihr nahe legten. Zugleich war sie die zärtlichste Gattin, die sorgsamste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch sollte diese schöne Seele durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Ludwig nahm 1227 Theil an einem Kreuzzuge, übertrug in seiner Abwesenheit seinem Bruder, Heinrich Raspe, die Landesregierung, starb aber noch in demselben Jahre zu Otranto im Neapolitanischen. Sein Bruder, welcher nun die Vormundschaft über des Verst. Kinder und die Regierung übernommen hatte, vertrieb die trauernde Elisabeth von der Wartburg, entzog ihr alle Unterstützung, und verbot sogar den Einw. Eisenachs, sie aufzunehmen. So irrte die blühende 22jährige Witwe mitten im Winter mit ihren Kindern in der größten Dürftigkeit umher, bis der Bischof von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, ihr das Schloß Pottenstein zum Aufenthalte anwies. Seine Vorschläge zu einer anderweitigen Heirath wies sie mit Festigkeit zurück, klagte aber den aus Palästina zurückgekehrten thüringischen Edeln ihre erlittenen Kränkungen. Diese stellten darüber den Landgrafen mit solchem Nachdruck zur Rede, daß seine bessern Gefühle rege wurden. Er söhnte sich mit Elisabeth aus, berief sie wieder nach der Wartburg und setzte sie in den Besitz ihres vollen Einkommens. Da sie aber den Überrest ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünschte, so räumte er ihr, neben einem jährl. Gehalte die Stadt Marburg nebst allen dazu gehörigen Dörfern, Einkünften und Gerechtsamen ein, wohin sie sich 1229 begab. Hier stiftete sie ein Hospital, und lebte ganz der Andacht und Wohlthätigkeit, schmiegte sich aber zu sehr unter den tyrannischen Despotismus ihres Beichtvaters, Konrad von Marburg (Ketzerverfolger, erschlagen 1233). Eine Gesandtschaft, durch welche ihr Vater sie einladen ließ, in ihr Geburtsland zurückzukehren, wies sie, der flehentlichen Bitten ungeachtet, ab und begab sich dafür in das von ihr gestiftete Hospital, wo sie am 19. Nov. 1231 im 24. J. ihres edeln Lebens, verschied. Die Bewunderung ihrer Zeitgenosse erklärte sie für heilig; schon 4 Jahre nach ihrem Tode ward sie vom Papst Gregor IX. unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und ihr zu Ehren ward in d Folge an ihrem Begräbnißorte eine schöne Kirche gebaut und ein kostbares Denkmal errichtet, welches zu den ehrwürdigsten Resten der gothischen Kunst in Deutschland gehört. Es wurde gegen Ende Nov. 1810 nach Kassel, später aber wieder nach Marburg gebracht. Reliquien von ihr befinden sich zu Breslau und Wien (im Kloster der Elisabethinerinnen). Durch ihre T. Sophie, welche mit Heinrich V., dem Großmüthigen, Herzog v. Brabant, vermählt, und die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Elisabeth die Stammmutter des fürstlich hessischen Hauses. Das Leben Elisabeths hat, mit tiefer historischer Forschung, lebendig dargestellt Karl Wilh. Justi (Zürich 1797). Auch ist eine Lebensbeschreibung d Elisabeth von Jak. Montanus vorgefunden worden. A . . . s.

Elisabeth, Königin von England, eine der geist- und kenntnißreichsten Frauen, welche je auf einem Throne gesessen haben, geb. den 17. Sept. 153 Tochter Heinrichs VIII. und der mit Heinrich insgeheim verm. Anna v. Boley die Heinrich erst öffentlich heirathete den 20. Mai 1533, 17 Tage nach ausgesprochener Scheidung von Katharina v. Aragonien, und 3½ Monat vor Elisabet Geburt. Nachdem Heinrich seine zweite Gemahlin hatte enthaupten lassen, u sich mit einer dritten zu vermählen, erklärte er seine Tochter Marie aus der erst und Elisabeth aus der zweiten Ehe für unfähig zu regieren. Die dritte Gemahl Johanna Seymour, gebar ihm einen Sohn, Eduard VI. Nun ordnete er

olge dergestalt, daß er die gegen s. Töchter ausgesprochene Regierungsunfähig-
zurücknahm, ohne jedoch das Parlament die Erklärung der unrechtmäßigen
urt zurücknehmen zu lassen, und setzte fest, daß Eduard, Marie und Elisabeth,
rmangelung der Nachkommenschaft der erstern, nach einander regieren sollten.
ard starb 15 J. alt. Nun kam Marie zur Regierung, welche katholisch war,
ß Elisabeth die protestantische Regierung begünstigte. Auf Anrathen des ehr-
igen und fanatischen Gardiner, in Diensten der Maria, wurde die junge Elisa-
, als des Antheils an einer Verschwörung verdächtig, in das Gefängniß des
er geworfen. Vor das Gericht geführt, vertheidigte sie sich mit Muth und
igkeit, und ward endlich, auf Verwendung Philipps von Spanien, den Maria
Gemahl ausersehen hatte, befreit. Man schlug ihr vor, den Herzog v. Sa-
n zu heirathen, allein sie unterwarf sich dieser schlecht verhehlten Verbannung
t. Da Maria ihre Absicht, sie aus dem Reiche zu entfernen, nicht erreichte,
eß sie durch das Parlament Heinrichs, ihres Vaters, Scheidung für unrecht-
ig erklären, wodurch Elisabeths Geburt unehelich, und sie den entfernteren
wandten des verst. Königs nachgesetzt wurde. Bald darauf brachte man sie
mals auf das Schloß Woodstock als Gefangene. Allen diesen Beleidigungen
Elisabeth muthvolle Ergebung entgegen. Nachdem sie auf Philipps Ver-
dung die Freiheit wieder erhalten hatte, begab sie sich in die Einsamkeit auf ein
dgut. Hier wandte sie alle ihre Zeit auf die Ausbildung des Geistes, und
te sich jene Zurückhaltung und Feinheit zu eigen zu machen, deren sie so sehr be-
te. Sie war in keiner Wissenschaft fremd, und verstand außer ihrer Mutter-
che auch die griech., lat., franz., ital. in ziemlicher Vollkommenheit. Damit
and sie Majestät im Äußern, lebhafte, glänzende Augen, eine glänzende Weiße
Haut, und, ohne regelmäßige Schönheit, viel weibliche Reize in ihrer ganzen
son, worauf sie ziemlich eitel war. Den 17. Nov. 1558 starb Maria, und
sabeth bestieg den Thron, nach dem Testamente Heinrichs VIII. Als Königin
gerufen, zog sie im Triumph zu London in denselben Tower ein, wo sie als Ge-
gene gesessen hatte. Nun erhob die protestantische Kirche wieder ihr Haupt,
die Blutgerüste rauchten nicht mehr vom Blut ihrer Bekenner; auch versprach
das Volk von ihrer Regierung die glücklichsten Zeiten. Noch ehe das neue,
ihr zusammenberufene Parlament sich versammelt hatte, nahm sie solche Ver-
erungen in dem Cultus vor, daß fast alle katholische Bischöfe (ein einziger aus-
ommen) sich weigerten, ferner ihr Amt zu versehen. Beide Kammern erklärten
(Jan. 1559) zur Königin nach göttlichem Rechte, als rechtmäßigen Sprößling
königl. Blute, und huldigten ihr als obersten Regentin der Kirche wie des
aats, wodurch die Trennung von Rom vollendet war. Die Geistlichkeit zeigte
ch gegen den Eid der geistlichen Oberherrschaft der Krone große Widersetzlichkeit.
an drang in Elisabeth, sich zu vermählen; allein sie lehnte dies immer bestimmt
und bekannt ist ihre Äußerung im Parlamente, daß sie eine Ehre darin suche,
m einst auf ihrem Grabsteine zu lesen stehe: „Hier ruht die jungfräuliche Kö-
in". Im Mai 1559 schloß ihr erstes Parlament seine erste Sitzung und in 6
onaten hatte Elisabeth die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche und der Ehe ihrer
utter, die Religion ihres Vaters, die Unabhängigkeit ihrer Krone und ihrer Per-
behauptet. Sie endigte durch einen ehrenvollen Frieden den Krieg, worin Phi-
p II. England gegen Frankreich verwickelt hatte. So blieb ihr nur noch eine
Sorgniß übrig, nämlich die wegen der Nähe von Schottland, der Geburt und
eligion seiner Königin, der Verbindung dieser jungen Fürstin mit dem Dauphin
n Frankreich, der Ehrsucht und Macht der Guisen, deren Nichte Maria Stuart
d deren Schwester ihre Mutter, die Regentin von Schottland, war. Schott-
nd war zwar mitbegriffen in dem Frieden mit Frankreich, allein dessenungeachtet
hren der Dauphin und die Dauphine fort, dem Befehle des Königs, ihres Va-

ters, gemäß, Englands Wappen zu führen. Heinrich II. von Frankreich starb, und Franz II. und Maria Stuart nannten sich nun König und Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland; sie ließen franz. Truppen nach Schottland einschiffen, unter dem Vorgeben, die aufrührischen Bewegungen im Lande zu unterdrücken, allein ihre Ansprüche machten, daß ein franz. Heer in Edinburg nicht einrücken konnte, ohne London zu bedrohen. Elisabeth schloß daher ein Bündniß mit den mißvergnügten Schotten (der sogen. schottischen Congregation), sandte ihnen ein Heer zu Hülfe, unterstützte sie durch eine Flotte, schloß die Franzosen zu Leith ein, zwang sie zu einer Capitulation, und ließ sie auf ihren Schiffen nach Frankreich zurückbringen. Eine der Bedingungen des darauf erfolgten Friedens war, daß Maria, nach dem unterdeß erfolgten Absterben ihres Gemahls, auf den Gebrauch des Wappens und Titels von England verzichtete. Beruhigt von dieser Seite, geliebt in England, gefürchtet von Schottland und Frankreich, bewundert von Europa, sah Elisabeth die Bewerbungen um ihre Hand sich auf allen Seiten erneuern. Aber obgleich diese Bewerbungen ihrer Eitelkeit schmeichelten, zeigte sie doch Keinem entscheidende Hoffnung auf ihre Hand und den Thron. Robert Dudley, der jüngste Sohn des Herzogs v. Northumberland, wurde indessen allen Andern sichtbar vorgezogen. Er hatte zu gleicher Zeit mit Elisabeth im Tower gesessen, und hier hatten sie die erste Bekanntschaft gemacht. Die Gunst der Königin war bald kein Geheimniß mehr, nur bedauerte man, daß sie auf einen Unwürdigen gefallen war; denn über Dudley's Charakter sind nicht die vortheilhaftesten Zeugnisse vorhanden. Er erhielt den Namen eines Grafen v. Leicester, den Orden des Hosenbandes und die Stelle eines ersten Ministers. Jetzt aber trat jene Epoche in Elisabeths Leben ein, welche, wenn auch nicht glorreich für ihren moralischen Ruf doch höchst einflußreich für ihr Regentenglück wurde. Maria Stuart wünschte nach dem Tode ihres Gemahls in ihr Erbreich zurückzukehren, und verlangte von Elisabeth, ihrer Verwandten, freien Durchgang durch ihre Staaten. Er wurde ihr abgeschlagen; denn Elisabeth haßte und fürchtete Marias Schönheit noch mehr als ihre Macht. Ja Elisabeth ließ selbst insgeheim Schiffe auslaufen, die Maria auf ihrer Überfahrt nach Schottland auffangen sollten. Indeß landete die Letztere glücklich in ihrem Reiche, wo sie aber von dem Hasse Elisabeths sogleich mit den gefährlichsten Schlingen umstellt wurde. Elisabeth zeigte sich überhaupt jetzt gewaltthätig, besonders gegen Katharina Grey und deren Gemahl Seymour, Grafen v. Hartford, bloß weil die Sprößlinge dieser Ehe einst Ansprüche auf die Krone hätte machen können. Unterdessen verlangte auch Schottland, daß sich seine Königin vermählen möchte. Elisabeth ließ Marien ihren Günstling Dudley antragen, allein Maria wich aus. Ihr Gesandter Melvil hatte alle Schwächen der kleinlichsten Eitelkeit Elisabeths kennen gelernt, wie er in seinen für Elisabeths und Marie Geschichte schätzbaren Denkwürdigkeiten erzählt, und brachte die Überzeugung mit nach Edinburg, daß Maria mehr als Weib denn als Königin gehaßt wurde, und daß folglich keine wahre Aussöhnung zwischen den beiden gekrönten Frauen möglich sei. Maria vermählte sich endlich, nach dem Wunsche ihrer Unterthanen, mit einem Stuart, dem Lord Darnley, und Elisabeth ergrimmte darüber so, daß sie selbst Darnley's Verwandte in London in den Tower setzen ließ, und alle Güter einzog, welche das Haus Lenox, aus dem Darnley abstammte, in England besaß. Ja sie erregte sogar einen Aufstand unter den schottischen Großen, und unterstützte sie gegen ihre Königin. Maria wurde Mutter. Ein Gesandter meldete dies der Elisabeth. Nach der Audienz blieb sie noch lange allein unter ihren Frauen, den Kopf in die Hand gestützt, und rief endlich mit drohendem Schmerze: „Schottlands Königin ist Mutter! ich bin ein unfruchtbarer Baum!" Aber was hinderte sie, das erste auch zu werden? Manche haben gemeint, physische Gründe hätten Elisabeth von der Vermählung zurückgehalten. Gewiß ist, daß sie verbot, na

Tode ihren Körper zu untersuchen. Das Parlament erneuerte dringend die um Vermählung, aber umsonst. Von 1566 — 71 versammelte sie kein ament, und in diese Zeit fallen die Ereignisse in Schottland, welche Marien Gewalt der Elisabeth brachten und spätarhin die Hinrichtung der ersten zur hatten. Maria wußte sich bloß durch Flucht in die Staaten ihrer Neben- rin zu retten, nachdem sich diese zur Schiedsrichterin der Streitigkeiten zwi- Marien und ihren Unterthanen aufgeworfen hatte. Allein obgleich Maria as Gastrecht in Anspruch nahm und nehmen konnte, wurde sie doch bald als ngene behandelt, und Elisabeth warf sich eigenmächtig zu ihrer Richterin auf. ias Schönheit und Liebenswürdigkeit erweckten ihr zahlreiche Anhänger, aber ehrten auch den Haß und die Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin. Man beschul- Marien der Ermordung ihres Gemahls und der Angriffe auf Elisabeths Le- und ohne daß man ihre Ankläger ihr gegenüber stellte, noch ihr die Beweise Beschuldigungen vorlegte, die ihr gemacht wurden, ward sie zum Tode verur- , und nach 14jähr. Gefangenschaft den 8. Febr. 1587 hingerichtet. In der- Zeit ward Elisabeth der Vorschlag gethan, sich mit dem Herzoge von Anjou rmählen. Sie wußte, weil sie nicht geradezu mit Frankreich brechen wollte, Herzog mit Hoffnungen zu täuschen, die sie nicht erfüllen mochte, bis endlich r ihre Absicht bemerkte und sie öffentlich der niedrigsten Neigungen beschuldigte. er schon hatte sie der Papst in den Bann gethan und ihre Unterthanen des Ei- er Treue entbunden, allein ihr kräftiger Geist hatte den Bannstrahl unwirksam achen gewußt, was freilich dadurch erleichtert ward, daß die schauderhafte Bar- mäusnacht in Frankreich überhaupt gegen die Katholiken mit Unwillen und erfüllte. Indessen ist nicht zu leugnen, daß bei aller Neigung zur Despotie beth doch auch die Kunst, ein Reich unter schwierigen Verhältnissen zu regie- und ihre Würde zu behaupten, in hohem Grade verstand und geschickt zu üben te. In Schottland hatte der Sohn Marias den Thron bestiegen. Diesen te Elisabeth fast zu überreden, daß sie schuldlos an der Hinrichtung seiner Mut- ei, indem sie die tiefste Verzweiflung heuchelte und mehre ihrer Räthe strafte, he ihr dazu gerathen hatten. Nicht so gelang es ihr mit Philipp II. von Spa- , der jene Hinrichtung als einen Frevel gegen die königliche Hoheit überhaupt, e gegen die katholische Religion betrachtete. Schon von 1578 an hatte der eng- Admiral Drake Perus Küsten verheert, und da Elisabeth den Bruch mit anien voraussah, ließ sie 1585 von neuem die spanischen Colonien feindlich be- deln. 1586 zerstörte Drake in Cadix eine ganze Transportflotte, mit Lebens- eln und Kriegsvorräthen beladen. Dadurch, sowie durch Religionseifer auf- dert, beschloß Philipp England zu überfallen. Er ließ daher die Armada aus- en (s. Philipp II.), welche den 1. Jan. 1588 von Lissabon unter Segel ging. Elisabeth entflammte alle ihre Unterthanen mit hohem Muthe. Dies war Zeitpunkt ihrer wahren Größe. Sie hatte kaum 15,000 Matrosen; aber die dt London rüstete auf eigne Kosten 33 Schiffe, das größte von 200 Tonnen ; die Königin 34, worunter eins, der Triumph, von 1100 Tonnen, 40 Ka- n führte. Der Rest der Flotte belief sich auf 42 Fahrzeuge von flachem Bord, hig den Angriff der ungeheuern spanischen Schiffe auszuhalten. Allein die lichen leichten Schiffe, welche sich schnell bewegten, wurden von Männern, wie ake (s. d.), Hawkins und Frobisher, unter dem Oberbefehle von Charles Ho- d angeführt. Die Holländer rüsteten auch eine Flotte von 90 Segeln aus, das Heer von Flandern zu hindern, in See zu gehen. Kaum hatte die spani- Armada das Cap Finisterre umsegelt, als sie von einem Sturme auseinander eben wurde. Mehre Schiffe kamen durch Unwissenheit der Piloten und Unge- chlichkeit der Matrosen in die höchste Gefahr, andre wurden von den englischen iffen angegriffen, genommen und zerstört. So nahm Drake 2 Gallionen, die

den Schatz der Flotte trugen. Vor Gravelingen sammelte sie sich wieder, allein sie wurde vom Feinde sogleich angegriffen und getrennt, sodaß die einzelnen Abtheilungen nur auf ihre Rettung bedacht sein mußten. Die ganze Unternehmung verunglückte. Nach de Thou soll dieses Unternehmen der spanischen Krone 120 Mill. Dukaten gekostet haben. Unter den Mitteln, welche Elisabeth zur Begeisterung ihrer Unterthanen zu benutzen verstand, war auch eine Zeitung, „English Mercury", die erste, welche in England erschienen ist *). Durch den Ausgang dieses Kriegs wurde die Anhänglichkeit der Engländer an ihre Königin ungemein erhöht, und wir sehen sie von diesem Zeitpunkte an ihre Überlegenheit zur See immer fester begründen. Gegen Spanien wurden verschiedene, mehr oder weniger glückliche Unternehmungen versucht, auch die Unterstützungen, welche England Heinrich IV. von Frankreich gegen die Ligue leistete, und welchen er zum Theil seinen Sieg zu danken hatte, gründeten sich auf den Haß gegen Spanien, das man nicht in Frankreich festen Fuß fassen lassen wollte. Allein eine persönliche Zusammenkunft beider, welche man 1601 erwartete, als Heinrich in Calais und Elisabeth in Dover sich befanden, hatte nicht statt. Nur Sully sah die Königin. Der Tod Philipps II., 1598, befreite England von seinem gefährlichsten Feinde, der nicht aufgehört hatte, Unruhen in Irland zu unterhalten, welche erst spät unterdrückt wurden. Bei dieser Gelegenheit erlitt Elisabeth den härtesten Schlag, der sie treffen konnte. Graf Esser, ihr Günstling, der ihre Truppen in Irland befehligte, pflanzte dort die Fahne des Aufruhrs gegen die Königin auf. Sein Kopf fiel auf dem Blutgerüste, und die Monarchin sank darüber in tiefen Trübsinn. Sie wurde immer kränker, und weigerte sich dennoch, die nöthigen Arzneimittel zu nehmen, indem sie sagte: sie wünsche den Tod. Auf Kissen sitzend, den Finger auf den Mund gelegt, die Augen auf den Boden geheftet, schien sie zehn Tage lang für nichts als das Gebet, welches der Erzbischof von Canterbury bei ihr hielt, Gefühl zu haben. Endlich ernannte sie, auf seinen Rath, den König von Schottland zu ihrem Nachfolger, fiel in einen betäubenden Schlaf, und endigte ihr Leben den 3. April (24. März a. St.) 1603. Sie hatte 70 J. gelebt und 44 J. mit Glanz regiert. In ihrem Charakter zeigte sich eine vielleicht einzige Mischung der edelsten Eigenschaften des einen Geschlechts, verbunden mit den Schwächen des andern. Ihr Name erweckt noch jetzt bei den Engländern die Begeisterung des lebhaftesten Patriotismus. Der Despotismus, woran Heinrich VIII. seine Unterthanen gewöhnt hatte, wurde bei Elisabeth kaum bemerkt, weil man ihn stets zum Besten des Staats sich äußern sah. Ihre Falschheit nannte man Politik, ihre oft kindische Eitelkeit, bis in ihre letzten Lebensjahre für die schönste Frau in Europa gelten zu wollen, erschien als eine, durch ihre großen Eigenschaften ausgelöschte Schwäche. Einer ihrer Hauptgrundsätze war, daß das Geld besser aufgehoben sei in den Taschen ihrer Unterthanen als in ihrem eignen Schatze, daher sie denn auch bei jedem Unternehmen sicher auf die Unterstützung ihres ganzen Volks rechnen konnte. In ihrem Finanzwesen herrschte große Ordnung; daher konnte sie die Schulden ihrer Vorfahren bezahlen, ohne neue Auflagen zu machen. Sie erwarb sich den Namen: Wiederherstellerin der englischen Seemacht und Königin der nördlichen Meere. Obgleich sie eine gewisse Strenge und Willkür in ihrem Charakter zeigte, so war sie doch auch großmüthig und milde. Sie liebte Geistesbeschäftigungen, und hatte eine besondere Neigung zu rauschender Musik. Ihre Tafelmusik bestand gewöhnlich aus zwölf Trompeten nebst Pfeifen und Trommeln. Auch wünschte sie für eine treffliche Clavierspielerin zu gelten. In ihren Mußestunden beschäftigte sie sich mit Übersetzung alter Classiker. So soll sie den Horaz ins Englische übertragen haben, und

*) Im britischen Museum befindet sich noch ein Blatt davon, vom 23. Jul. 1588, worin auch Bücheranzeigen stehen. In Frankreich gab es schon 1509 unter Ludwig XII. eine Art von politischer Zeitung.

e Arbeit zu ihrer Zeit ſehr geſchätzt geweſen ſein. Auch hatte ſie von einigen gödien des Sophokles, ſowie von zwei Reden des Demoſthenes lat. Überſetzun- gefertigt. In dieſer Sprache wußte ſie ſich fertig und rein auszudrücken. zlich fand man von ihr eine vollſt. Überſetzung des Boethius „De consolat. los.“ größtentheils von ihr ſelbſt geſchrieben. — In den Büchern über Eliſa- s Regierung hat nicht ſelten die Religion der Verf. Einfluß auf die Darſtellung Begebenheiten und Angabe der Beweggründe ihrer Handlungen gehabt. Außer wil hat auch Walſingham in ſ. Memoiren anziehende Anekdoten aus ihrem n geliefert. M. ſ. „Memoirs of the court of Queen Elisabeth“, von Lucy n (London 1818, deutſch Halberſtadt 1819, 2 Bde.)

Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, einzige Tochter des fürſten Karl Ludwig von der Pfalz, geb. zu Heidelberg 1652, war eine durch ſt u. Charakter ausgezeichnete Fürſtin, die ein halbes Jahrh. an Ludwigs XIV. lebte, ohne daß franz. Sitte ihr deutſches Gemüth veränderte. Sie ward am e ihrer Tante, der nachmaligen Kurfürſtin Sophie von Hanover, trefflich erzo- hierauf als ein Opfer der Politik, in ihrem 19. J. mit dem Herzoge Philipp Orleans vermählt. Sie war nicht ſchön, hatte ein männlich einfaches Weſen war dabei voll Lebendigkeit und Geiſt. Leider durfte ſie auf die Erziehung ih- Kinder gar nicht einwirken. Ihr zweiter Sohn war der nachmalige Regent. Maintenon war ihre Feindin, Ludwig XIV. aber ihr gewogen, da ihr gerades nes Weſen, ihre Munterkeit und ihr Witz ihn anzogen. Sie begleitete ihn r auf die Jagd. Für deutſche Gelehrte behielt ſie die anhänglichſte Verehrung, nders für Leibnitz, deſſen Briefwechſel ſie ſelbſt mit franz. Gelehrten beſorgen . Sie ſtarb 1722 zu St.-Cloud. Sich ſelbſt und ihre Verhältniſſe hat ſie naiver Laune ſehr originell in ihren deutſch geſchriebenen Briefen geſchildert, die anziehender Beitrag zur Charakteriſtik des Hofes Ludwigs XIV. ſind. Das nkwürdigſte aus dieſen Briefen findet man in des Prof. Schütz „Leben und Cha- er der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans“ (Leipzig 1820.)

Eliſabeth Petrowna, Kaiſerin von Rußland, Tochter Peters des ßen und Katharinens I., geb. 1709, in dem Zeitpunkte, wo ihr Vater auf dem fel ſeines Glückes und Ruhmes ſtand. Nach ihrem Regierungsantritt 1741 de geſagt, Katharina I. habe vor ihrem Tode ein Teſtament gemacht, nach wel- n ihre älteſte Tochter Anna (verm. mit dem Herz. v. Holſtein) Peters II. Nach- erin hätte ſein, auf Anna aber deren jüngere Schweſter Eliſabeth folgen ſollen; n dies iſt weder erwieſen, noch iſt es wahrſcheinlich, daß Fürſt Menſchikoff ein es Teſtament zugelaſſen haben würde. Die Großen des Reichs und der Se- wählten nach dem Tode Peters II., Annen, verwitw. Herzogin von Kurland, Tochter Ivans und jüngere Nichte Peters I. Dieſe verfügte über die Thron- e zum Beſten des jungen Fürſten Ivan, Sohns ihrer Nichte Anna, die an An- Ulrich, Herzog v. Braunſchweig, vermählt war, und ſich bald nach dem Tode Kaiſerin, nach Biron's Verbannung, zur Regentin während der Minderjährig- ihres Sohnes hatte ausrufen laſſen. Eliſabeth, von Natur nicht ſehr thätig mehr vergnügungsſüchtig als ehrgeizig, ſchien gegen alle politiſche Plane gleich- ig. Indeſſen bewies ſie den Garden Aufmerkſamkeit und wählte ſich ſelbſt Lieb- er unter den Officieren derſelben. Die Regentin aber und deren Gemahl, der Oberbefehl der Truppen führte, nahmen nicht die geringſten Maßregeln, ſich n Revolutionen zu ſchützen. Es bildete ſich daher eine Partei für Eliſabeth, Tochter Peters des Großen, an deſſen Namen ſo große Erinnerungen hafteten. Prinzeſſin widerſtrebte den Verſuchen nicht, die man machte, um ſie auf den on zu ſetzen, und überließ ſich den Rathſchlägen Leſtocq's, eines Wundarztes i einer vermuthlich franz. Familie in Hanover), der, voller Ehrgeiz, eine Rolle ſpielen wünſchte. Der Marquis von Chetardie, franz. Geſandter, deſſen an-

genehme Gestalt und Sitten Elisabeth für ihn eingenommen hatten, sah in der Revolution, die man vor hatte, nur die Gelegenheit, Frankreich einen Verbündeten zu sichern. Man vermochte Schweden, welches damals mit dem petersburger Cabinet unzufrieden war, Rußland den Krieg zu erklären. Indeß hätte die Verschwörung leicht entdeckt werden können. Lestocq war unbesonnen; die Regentin wurde gewarnt; allein die natürliche Güte ihres Charakters ließ keinen Verdacht aufkommen. Durch heuchlerische Thränen gelang es der Elisabeth leicht, sie zu beruhigen. Dabei waren jedoch die Verschworenen selbst nicht ohne Besorgnisse, und Lestocq drang auf Vollziehung. Einst fand er bei Elisabeth eine Charte auf dem Tische. Er zeichnete darauf ein Rad und eine Krone, und sagte zur Prinzessin: „Entweder, oder! Eins für mich, das andre für Sie!" Da entschied Elisabeth. Alle Verschworene wurden benachrichtigt, und in einigen Stunden sollte die Verschwörung ausbrechen. Der Gemahl der Regentin, von der Gefahr benachrichtigt, drang auf Sicherheitsmaßregeln, allein Anna wollte den Berichten nicht glauben; so wurden denn beide (6. Dec. 1741) im Schlaf überfallen. Die Regentin, ihr Gemahl und Sohn wurden in den Palast der Elisabeth gebracht; zugleich verhaftete man Münnich, Vater und Sohn, Ostermann, Golofkin und A. Anna und der Prinz Anton Ulrich wurden auf eine Insel der Dwina am weißen Meere, und Ivan auf das Schloß Schlüsselburg gebracht. Elisabeth ließ sich als Kaiserin ausrufen. Münnich, Ostermann u. Andre sollten hingerichtet werden, allein Elisabeth wollte mild erscheinen, und verbannte sie nach Sibirien. Lestocq wurde erster Leibarzt, Präsident des Medicinalcollegiums und Geheimerrath. Späterhin fiel er in Ungnade. Bestuscheff, der unter Anna Minister gewesen war und den Lestocq hatte zum Kanzler ernennen lassen, gewann ein bedeutendes Übergewicht. Der Krieg mit Schweden war zu Abo 1743 durch Frankreichs Vermittelung für Schweden unter leidlichen Bedingungen geschlossen. Darauf schickte Elisabeth 1748 ein Hülfscorps für Maria Theresia nach Deutschland, wodurch sie den Abschluß des aachner Friedens beschleunigte. Indeß bildete sich auch gegen sie eine Verschwörung, woran u. A. Lapuchin und dessen Frau, die sich durch Geist und Schönheit auszeichnete, Theil nahmen; allein sie wurde entdeckt, und Frau v. Lapuchin, in welcher die Kaiserin eine gefährliche Nebenbuhlerin sah, mußte nebst ihrem Gemahl und Sohn, sowie Frau v. Bestuscheff, die Strafe der Knute leiden, sich die Spitze der Zunge abschneiden lassen und nach Sibirien wandern. An dem siebenjährigen Kriege 1756 fg., nahm Elisabeth Theil, weil sie gegen Friedrich den Gr. eingenommen war, der sich einige Scherze über ihre Person erlaubt hatte. Der Großfürst Peter, Herzog v. Holstein-Gottorp, Schwestersohn der Kaiserin, und ihr erklärter Nachfolger, hingegen war Friedrich II. sehr ergeben daher wurde der Krieg von den russischen Generalen, die sich bei dem Thronerben beliebt machen wollten, nicht mit gehöriger Kraft geführt. Allein dies wurde bemerkt, General Apraxin durch Fermor ersetzt, und der Kanzler Bestuscheff nach Sibirien geschickt. Jetzt drangen die Russen in Deutschland vor; später kam Soltikoff an Fermor's Stelle, Friedrich wurde bei Kunersdorf geschlagen; Berlin genommen, und Kolberg erobert; aber im Ganzen nichts entschieden. Elisabeth kränkelte seit einigen Jahren, und starb den 29. Dec. 1761, 52 J. alt, nach einer 20jähr. Regierung. Sie gründete die Universität zu Moskau, und die Akademie der schönen Künste zu Petersburg. Sie ließ an dem Gesetzbuche arbeiten, das unter Peter I. begonnen worden war. Allein es wurde nicht vollendet. Sie hatte geschworen, daß unter ihrer Regierung Niemand mit dem Tode bestraft werden solle. Dafür ließ sie grausame Strafen bestehen und anwenden. Sie vergoß Thränen über das Unglück des Kriegs, und doch floß unter ihrer Regierung auf den Schlachtfeldern das Blut in Strömen. Sie war sanft, mild und edelmüthig liebte aber die Staatsgeschäfte nicht und ließ ihre Minister nach Gefallen schalten

iebe war ihre herrschende Leidenschaft, und oft sagte sie selbst zu ihren Ver-
en: „Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin!" Sie wollte für die
ste Frau ihres Reichs gelten, und diese Eitelkeit hatte bei ihr, wie bei Elisa-
von England, oft schreckliche Folgen. Dabei war sie nicht frei von abergläu-
n Besorgnissen, die sie durch Ausübung religiöser Gebräuche zu beschwichtigen
t. Die Russen nannten sie die Gütige. Aus ihrer Verbindung mit dem
narschall Razumofsky hatte sie 2 Söhne und 1 Tochter (die Prinzessin Tara-
f). S. Leclerc's „Histoire de la Russie moderne".

Elisabeth (Philippine Marie Helene, Madame), von Frankreich, Schwe-
udwigs XVI., geb. zu Versailles den 23. Mai 1764, starb unter der Guillo-
m 10. Mai 1794. Ihr Leben ist ein Bild der zärtlichsten Geschwisterliebe,
ebenswürdigsten Tugenden, der höchsten Ergebung und weiblichen Würde.
ar das jüngste Kind ihrer Ältern (des Dauphins Ludwig und dessen zweiter
hlin Josephe von Sachsen, die sie schon im 3. J. ihres Lebens verlor. An
Bruder hing sie mit unbeschreiblicher Innigkeit. Von Frau von Mackau,
gouvernante der Kinder von Frankreich, ward Elisabeth vortrefflich erzogen.
erwarb sich viele Kenntnisse, besonders in der Geschichte und Mathematik.
beabsichtigte Verheirathung mit dem Herzog von Aosta, Infanten von Spa-
zweitem Sohne des Königs beider Sicilien, zerschlug sich. Als Ludwig XVI.
e Blattern einimpfen ließ, that Elisabeth es auch; sie ließ aber zugleich noch
nge arme Mädchen impfen, die mit derselben Sorgfalt behandelt werden muß-
die sie selbst. Als man ihr eine Haushaltung einrichtete, wies man ihr u. A.
25,000 Livres jährl. zu Diamanten an, aber auf ihr Verlangen mußte die
me sechs Jahre nach einander an eine unvermögende junge Person, die sie
gezahlt werden. Auf einem Landgute, welches der König ihr gekauft hatte,
te Elisabeth die schönsten Stunden ihres Lebens, unter ländlichen Geschäften,
ohlthun und im Genuß der Natur. Der Anfang der Revolution störte die-
lück. Die Versammlung der Notabeln flößte ihr Schrecken ein, aber bald
te sie Alles an, um den Kummer zu mildern, der sich ihres unglücklichen Bru-
emächtigte. Sie war es, die ihm am 6. Oct. die Festigkeit einflößte, die er
; sie begleitete ihn am andern Morgen nach Paris und nach dem Stadthause.
udwig flüchtete, begleitete ihn Elisabeth, und wurde von Varennes mit ihm
gebracht; sie war es, die an seiner Seite ein Wüthender am 20. Juni 1792
e Königin ansah und schrie: „Seht da die Östreicherin! zum Tode mit ihr!"
erauf ein Gardeofficier eilte, sie zu nennen und so den Irrthum aufzuklären,
sie: „O warum läßt man sie nicht in der Meinung, ich sei die Königin; es
dann vielleicht ein größeres Verbrechen vermieden werden". Am 10. Aug.
e durch nichts, selbst nicht durch des Königs Bitten, zu bewegen, das Schloß
lassen; sie folgte ihm in die Versammlung. Da vernahm sie die Thronent-
g ihres Bruders, und war zwei Tage lang Zeuge, wie man über die Wahl des
ten Kerkers für die königliche Familie berathschlagte. Sie ward mit in den
le gebracht. Hier vergaß sie ganz sich selbst, um nur für Andre zu leben.
sie am Hofe ganz Bescheidenheit und Güte gewesen, so war sie hier die Ge-
nd Ergebung selbst. Als Ludwig, als Marie Antoinette schon längst geopfert
, führte man auch Elisabeth (am 9. Mai 1794 um sieben Uhr Abends) aus
Temple in die Conciergerie, weil sie mit den Prinzen, ihren Brüdern, Briefe
hselt hatte. Sie ward sogleich bei verschlossenen Thüren verhört. Am an-
Morgen erschien sie wieder vor dem Tribunale, und antwortete, als nach ihrem
en und Rang gefragt wurde, mit Würde: „Ich heiße Elisabeth von Frank-
und bin die Tante Eures Königs!" Diese muthige Antwort, ausgesprochen
em Augenblicke, wo sie, ohne Beistand, nur von blutdürstigen Richtern um-
war, setzte diese in Erstaunen, und unterbrach das Verhör. Man hatte mit

ihr noch 24 andre Schlachtopfer verurtheilt, war aber grausam genug, sie zu gin von der Hinrichtung aller dieser Unglücksgefährten sein zu lassen, ehe sie eignes Dasein endete. Mit Ruhe und Ergebung gab sie ihr schönes Leben Nicht eine Klage gegen ihre Richter und Henker entfloh ihren Lippen. Die zu sein, war Elisabeth einnehmend und lebhaft; ihr Haar war kastanienbraun blaues Auge hatte einen rührenden Anflug von Schwermuth; ein niedliches schöne Zähne und ein blendend weißer Teint machten sie reizend. Sie war bescheiden und fast furchtsam in den Umgebungen prachtvoller Größe, mild Ungemach, fromm und tugendhaft, ohne auch nur einen Flecken.

Elisabeth (Christine), Gemahlin Friedrichs II. von Preußen, T. v. Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1715 zu Braunschweig, vermählt 17 Salzdahlen, gest. 1797. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden, ihr g Verstand haben dieser Fürstin allgemeine Achtung erworben. Gezwungen Vermählung mit ihr, hatte Friedrich bis zu s. Vaters Tode (1740) sich nicht ihr gehalten, aber als er den Thron bestieg, gab er die unzweideutigsten Z wie sehr er die ausgezeichneten Eigenschaften seiner Gemahlin verehre, obg nie s. Zärtlichkeit besaß. Er schenkte ihr das Schloß Schönhausen, wo sie den mer zubrachte. Sterbend gab er ihr noch Beweise seiner Verehrung. E ordnete in seinem Testamente außer 40,000 Thlr. jährl. Pension, noch eine Rente von 10,000 Thlr.: „denn sie hat", erklärte er, „während meiner Regierung mir nicht die mindeste Veranlassung zum Mißvergnügen gege ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe!" Ihr Leben ununterbrochene Kette von Wohlthaten; sie hatte jährlich 24,000 Thlr., die ihrer Einnahme, zu Almosen und Pensionen für dürftige Familien bestimmt theilte das Interesse, welches Friedrich an den Wissenschaften fand, in Grade, und war selbst Schriftstellerin. Mehre deutsche Schriften übe ins Franz. und schrieb in letzterer Sprache selbst: „La sage révolution" 1779); Méditation à l'occasion du renouvellement de l'année, sur la que la providence a pour les humains etc." (Berlin 1777); „Réflexio tous les jours de la semaine" (Berlin 1777); „Réflexions sur l'état faires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives" (Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakterisiren diese Werke.

Elixir, elixir, elixirium, (von dem arab. al-ecsir, chemisches mittel, oder von ἀλίσω ich helfe, oder ἕλκω ich ziehe aus, oder von eligere wählen, am richtigsten von elixare, auskochen), ist die Bezeichnung vielf camente, welche aus Wein oder Weingeist und verschiedenen harzigen Pflanzenstoffen bestehen. Das Wort ist jedoch fast außer Gebrauch g und wird durch Tinctur ersetzt, von welcher es sich aber durch die mehr dic durchsichtige Beschaffenheit und den weniger geistigen Gehalt unterscheide kannt sind Fr. Hoffmann's und Stoughton's Magenelixire. Jenes (el cerale Fr. Hoffmanni) wird bereitet, indem die Extracte des card. ben min., cort. aurant., cort. chinae, myrrh. aq., in Mallaga oder Ma aufgelöst und ein wenig tinct. caryophyll. aromat. und tinct. croci hi wird. Stoughton's Magenelixir besteht aus absynth., gentian. rubr., r cascarilla und cort. aurant., welche zusammen mit Weingeist infundirt

Ellenborough (Eduard Law-Lord), geb. 1748 zu Grent S Cumberland, Oberrichter des Tribunals der Kingsbench in London, war ein gelehrter, bei welchem Geburt, Naturgaben, Kenntnisse, Glück, Verbindu Gelegenheit sich vereinigten, den Platz, welchen er im gesellschaftlichen Le nahm, merkwürdig zu machen. Sein Vater, D. Edmund Law, Bi Carlisle, ein gelehrter Theolog, ließ ihn auf der trefflichen Carthause u unterrichten; dann studirte er in Cambridge so fleißig, daß er 1771 eine

Kanzler derſelben und 1773 einen Preis erhielt. Als er ſich den erſten akachen Grad eines Barralaureus erworben hatte, widmete er ſich in Lincolnszu London der Rechtsgelehrſamkeit. Bald erhielt er Ruf, und nach einiger nebſt Scott (ſ. Eldon) unter den Sachwaltern den Vorrang. Auch Erſing damals ſ. glänzende Laufbahn an; aber Law war anerkannt an Rechtsgemkeit ihm überlegen. Sein Ruf an den Gerichtsſchranken erwarb ihm Freundes Sir F. Buller, eines Unterrichters am Tribunal der Kingsbench, deſſen endung ihm a silk gown zu Wege brachte. Dem engliſchen Sachwalter iſt eidene Gewand eine Auszeichnung, welche es ihm zur Vorſchrift macht, bei ſſen, wo mehr als Ein Advocat für eine Partei angenommen wird, als Anoder Vertheidiger, die Hauptrolle zu ſpielen und ſich nie zu einer untergeten herabzulaſſen (he must lead or do nothing); ein kühnes Unternehmen nen ſo jungen Mann, als Law damals war. Allein er übertraf noch ſeinen Als Warren Haſtings 1785 aus Bengalen zurückkam, um dem über ihn ngten Proceſſe beizuwohnen, ſuchte er einen gerichtlichen Vertheidiger. Der nte Erſkine ſchlug den Antrag ab; Law nahm ihn an. Dazu gehörte groluth; denn die Ankläger warrn Burke, Fox, Sheridan und andre nicht unende Männer. Law hatte zu Gehülfen Plomer und Dallas, verdiente, aber s wenig bekannte Sachwalter. Aber trotz der anſcheinenden Überlegenheit egenpartei ſiegten ſie. Law wich dem berühmten Burke keinen Finger breit ntwortete ihm ſo kühn, daß ihn das hohe Parlamentstribunal mehre Maie rdnung verwies. Erſt im fünften Jahre des Proceſſes konnte er die Defenfangen. Er ging die lange Anklage mit prüfendem Scharfſinne durch, ihre Unhaltbarkeit und that dar, daß Haſtings ein verfolgter, ſchuldioſer Mann Das Anſehen, die Schönrednerei und den hohlen Wortkram ſeiner Gegner pfte Law mit einer nüchternen, logiſchen, allen Prunk verachtenden und klausrinanderſetzung, welche ihre Wirkung nicht verfehlte; denn nach acht lanahren, in welchen dieſer Rechtsſtreit 148 Tage einnahm, fanden ſich nicht als 29 Lords zum Urtheilsſpruche ein, von welchen 21 Warren Haſtings für ſchuldig, und nur 8 wegen Eines oder etlicher Klagpunkte für ſchuldig erklä. Die Proceßkoſten beliefen ſich auf 71,080 Pfd. St. Dieſer Staatsproreß ete ſein und ſeiner Gehülfen Glück. Law beſonders ſtieg ſchnell. Er wurde (ohne Generalſachwalter geweſen zu ſein) zum Generalfiſcal ernannt und ritter geſchlagen. Als 1802 Lord Kenyon ſtarb, machte ihn der König zum ichter des Gerichts der Kingsbench und erhob ihn zum Pair, bei welcher Geeit er den Titel Ellenborough von einem Fiſcherdörfchen annahm, wo ſ. Vori lange gewohnt hatten. Als Lord Grenville an die Spitze des Miniſteriums gab er ihm einen Sitz im geheimen Staatsrathe, welches einiges Murren erweil man es für unconſtitutionell hielt. Im Parlament war er Widerſacher ändiſchen Katholiken; er ſagte, ſie genöſſen die ausgedehnteſte Duldung und n nur nach politiſcher Macht; aber ſo lange ſie mit dem römiſchen Stuhle den blieben, könne er nicht zugeben, daß ſie einen Zweck erreichten, welcher ohlfahrt des Landes zu Grunde richten würde. 15 J. lang ſtand er ſeinem als Lordoberrichter des Tribunals der Kingsbench vor; die außerordentlichen verbundenen Mühewaltungen ſchadeten ſeiner Geſundheit. Dieſe erlag endi folgender Gelegenheit. Der Buchhändler Hone hatte die berüchtigten drei lien herausgegeben, worin die chriſtliche Religion verſpottet wird. Die gechen Verhandlungen über die erſte fanden unter Abbot ſtatt, die über die beiden unter Ellenborough. Beide Richter hielten in ihren Erläuterungsreden an ry die Parodien für Schmähſchriften; dennoch erklärten die Geſchwornen nicht für ſchuldig! und die Anweſenden, allem Anſtande trotz bietend, ten darüber. Lord Ellenborough, der ſich ſchon vorher unpäßlich befand,

wurde durch dieses Ereigniß tief erschüttert. Nach einer langen Kränklichkeit legte er seine Ämter nieder, und starb am 13. Dec. 1818 im 70. J. 62.

Elliot (George Augustus), Lord Heathfield, der Vertheidiger von Gibraltar, geb. zu Stobbs in Schottland 1718, stammte aus einem alten adeligen Geschlechte. Nachdem er zu Edinburg Mathematik und die verwandten Wissenschaften getrieben hatte, besuchte er die franz. Militairschule zu la Fere, und nahm 1733 bei dem Ingenieurcorps zu Woolwich Dienste; 1737 wurde er Cornet bei der reitenden Grenadiergarde, er stieg schnell bis zum Oberstlieutenant, ging mit Georg II. im Mai 1743 nach Deutschland, als dieser Marien Thereſien gegen Frankreich zu Hülfe eilte, und ward im folg. Monat zum Generaladjutanten ernannt. Im siebenjährigen Kriege focht er seit 1757 unter dem Herzog von Cumberland, Prinzen Ferdinand und Erbprinzen v. Braunschweig; als Chef und Oberster eines Regiments leichter Reiterei, das er selbst geworben hatte, wurde er Generalmajor und nach dem Frieden Generallieutenant. 1775 erhielt er die Gouverneurstelle von Gibraltar. Spanien, das mit Frankreich verbunden, seit 1779 an dem Krieg zwischen England und Nordamerika Theil nahm, hatte noch vor der förmliche Kriegserklärung Gibraltar zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. In einem Zeitraume von mehr als 3 Jahren hatte man alle Anstalten zu einer Belagerung getroffen, welche in der Kriegsgeschichte eine der merkwürdigsten ist. Im Jun 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der spanischen Heere, d eben die Insel Minorka von den Engländern erobert hatte, mit einer Verstärkun vor Gibraltar an; sämmtliche franz. Prinzen vom Geblüte befanden sich mit i Lager. Ein Heer von 30,000 Mann Franzosen und Spanier stand am Fuße d Berges. Schwimmende Batterien sollten die Eroberung vollenden. Sie war mit zwei Dächern so verwahrt, daß ihnen Kugeln und Bomben keinen Schaden z fügen konnten; es waren deren 10, die zusammen 147 metallene und 250 eiser Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet. A 13. Sept. 1782 näherten sie sich der Festung, und die auf denselben befindli Mannschaft (aus Verbrechern bestehend, denen man, wenn sie ihre Schuldigk thun würden, eine jährliche Pension von 200 Livres versprochen hatte) fing an feuern. Elliot wollte diese Batterien mit glühenden Kugeln beschießen, wußte ab kein Mittel, wie er sie in genügender Anzahl zubereiten lassen sollte. Allein deutscher Nagelschmied, Schwänkendick, half ihm aus der Verlegenheit, indem einen Ofen dazu einrichtete. Über 4000 glühende Kugeln regneten nun auf feindlichen Batterien. Schon am Nachmittage stieg der Rauch aus der Hauptb terie und zwei schwimmenden Batterien auf; vergebens suchten die Feinde d Brand zu löschen und die Löcher zuzustopfen; um 1 Uhr in der Nacht standen drei Batterien in vollen Flammen und einige andre fingen an zu brennen. Ver bens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Raketen Signa diese konnten den befestigten Batterien nicht zu Hülfe kommen, und suchte bloß Mannschaft zu retten. Allein 12 Kanonierböte, die aus der Festung unter d Capitain Curtis ausliefen, verhinderten die Böte der Belagerer, herbeizukomm und machten zugleich ein gewaltiges Feuer auf die schwimmenden Batterien. Tagesanbruch sah man, wie die Mannschaft der schwimmenden Batterien zu Theil auf den brennenden Batterien um Hülfe schrie. Jetzt eilten die Belagert selbst, so gefahrvoll dies auch war, da die Kugeln der glühend gewordenen Kanon und die Holzstücken von den zerberstenden Batterien ihnen entgegenflogen, der Man schaft zu Hülfe, und Curtis rettete mit eigner und s. Leute Lebensgefahr 13 Offici und 344 Gemeine. Auch einen Hauptangriff von der Landseite vereitelte Elli und da überdies ein Sturm großen Schaden in der spanischen Flotte anrichtete, verwandelte sich seit der Mitte Nov. 1782 die Belagerung in eine bloße Einschl ßung, welcher der am 20. Jan. 1783 zu Versailles unterzeichnete Friede ein En

te. Der König von England überſchickte Elliot den Balhorden, der ihm von Überbringer an demſelben Orte umgehangen wurde, auf welchem er ſich dem lichen Feuer ausgeſetzt und die Vertheidigungsanſtalten angeordnet hatte. Die taillons, die während der Belagerung in Gibraltar geſtanden, erhielten eine ments fahne mit der Inſchrift: Mit Elliot Ruhm und Sieg. Elliot ſelbſt mit Bewilligung des Königs, eine ſilberne Medaille ſchlagen, von der er jedem eſer Vertheidigung geweſenen Soldaten eine einhändigen ließ. Nach Abſchluß riedens ging Elliot nach England, und wurde zum Lord Heathfield und zum glied des Parlaments ernannt. Eine Schwäche nöthigte ihn 1790, ins Bad Aachen zu reiſen; allein hier traf ihn auf ſ. Lieblingsaufenthalte Kalkofen bei n ein Schlagfluß, an welchem er am 6. Juli ſtarb. Sein Leichnam wurde England gebracht, und der König machte ſelbſt den Riß zu einem Denkmale, m in Gibraltar errichtet wurde.

Ellipſe, 1) in der Sprachlehre und Rhetorik Auslaſſung eines oder er Wörter, die leicht hinzugedacht werden. Sie iſt bedingt durch den Affect urch die Kürze. Letzteres beſonders bei Redensarten, welche durch Gewohn- prichwörtlich werden. 2) In der Mathematik eine von den 3 Arten der Kegelſchnitte (ſ. Kegel) hervorgehenden Linien. Die Bahn der Erde und laneten um die Sonne hat, wie wir ſeit Kepler wiſſen, dieſe Form. Sie iſt er Ellinie weſentlich verſchieden; obwol man ſie im gemeinen Leben oval nennt. ietet dem Auge zu gleicher Zeit Abwechſelung und Ebenmaß, und wird daher en Malern zu Begrenzung ihrer Gemälde dem Cirkel vorgezogen. Zwei Punkte em längſten Durchmeſſer derſelben haben die Eigenſchaft, daß die Summe r geraden Linien, die man aus ihnen an irgend einen Punkt der Umfangslinie ſich immer gleich bleibt, man mag ſie ziehen, nach welchem Punkte man will; kann man eine Ellipſe zeichnen, indem man auf einer Fläche 2 Stifte ein- gt, um dieſelben einen mit den Enden ringförmig zuſammengeknüpften Faden nnd nun die Bleifeder innerhalb dieſes Fadens dergeſtalt herumführt, daß ſie lben beſtändig zum Dreieck ausſpannt. Die Punkte, wo die Stifte ſtehen, n die Brennpunkte, Foci. A. Mur.

Ellora, ein Dorf in Oſtindien in dem ehemaligen Gebiete des Maratten- en Holkar (260 engl. Meilen von Bombay, 650 von Madras und mehr als) M. von Calcutta entfernt), wird bloß von Braminen bewohnt. Die Tem- welche man hier findet, können den wunderbarſten Werken beigezählt werden, e durch Menſchenhände ausgeführt wurden. Die Granitfelſen, in welchen Tempel ausgewölbt ſind (ihr Umfang beträgt 1¼ Meil.); die Größe derſelben Fuß Höhe, 145 F. Länge, 62 F. Breite), und ihre Verzierungen, — Alles igt einen mühſeligen Fleiß an und ein Verfahren, das nur der letzten Stufe der iſation angehören kann. Über den Urſprung dieſer uralten Bauwerke, iſt s bekannt. Eine Sage nennt den Viſvacarma als Baumeiſter des Haupttem- und als ſeine Gehülfen den Wiſchnu und die Santhonen. Noch jetzt führt der pttempel den Namen Viſvacarma's. Das Gewölbe wird durch mehre Reihen mäßiger Säulen getragen, welche drei über einander ſich erhebende Galerien n. In beſondern Abtheilungen ſind 42 koloſſale Götterbilder aufgeſtellt, deren liptur im Ganzen freilich ſehr roh iſt, doch in den einzelnen Theilen mehr Kunſt eine gewiſſe Geſchmacksbildung zeigt. An jeder Seite der Säulengänge des en Tempels ſind Sphinxe, ganz nach ägyptiſcher Art ausgehauen. Dieſe ikmäler, welche Luft und Feuchtigkeit mit Vernichtung bedrohen, wenn man t bald auf ihre Erhaltung bedacht ſein ſollte, ſind zuerſt durch den engliſchen Ca- in J. B. Seely in ſ. Werke: „The wonders of Elora“ (London 1824), be- ieben worden. Seely erzählt folgenden merkwürdigen Umſtand: Indiſche Sol- n bei der engliſchen Armee in Ägypten 1799 riefen, als ſie mehre der Bild-

werke in den dortigen Tempeln erblickten, mit Erstaunen aus: Hindus müßten früher Ägypten bewohnt haben!

Eloges, Elogia, Lobreden, machen besonders in der französ. Literatur einen eignen Zweig der Beredtsamkeit aus. Sie traten im Zeitalter Ludwigs XIV. an die Stelle der eigentlichen Biographien; über dem Zweck, berühmte Männer zu loben, wurde die treue Charakterzeichnung, über der Höflichkeit die Wahrheit vergessen. Vornehmlich suchte die franz. Akademie das Verdienst durch dergleichen Reden zu ehren. Die eigentliche Epoche der Elogien begann mit Fontenelle, welcher 1731 2 Bde. derselben herausgab, die sich durch Klarheit, Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung auszeichnen. In der Folge suchte man dabei durch rednerischen Pomp zu wirken. Vortheilhaft zeichnen sich einige dieser Reden von Thomas (der auch „Essais sur les éloges" geschrieben hat), d'Alembert, Laharpe und Condorcet aus. dd.

Elsaß oder die beiden Depart. Ober- und Niederrhein (jenes hat 83 □M., mit 370,660 Einw., dieses 101 □M., mit 504,600 Einw.) ein schönes, fruchtbares Land, dessen südlicher Theil Ober-, der nördliche Unterelsaß genannt wird, war ehedem ein deutsches Herzogthum, auch Landgrafschaft; Conradin v. Schwaben war der letzte Besitzer desselben, wie der Herzogthümer Franken und Schwaben. Da mit ihm sein Haus erlosch (1268), so wurde Elsaß, wie die beiden genannten Herzogthümer, in mehre Besitzungen deutscher Reichsstände zerstückelt. Im münsterschen Frieden (1648) ward es mit Allem, was das Haus Östreich sowol als das deutsche Reich (10 freie Reichsstädte) bisher daselbst gehabt hatte, an Frankreich abgetreten, doch wurde den übrigen Reichsständen, welche darin Besitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge suchte Frankreich seine Besitzungen im Elsaß zu erweitern, und im ryswicker Frieden 1697 blieb die Stadt Strasburg und alles Übrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in franz. Händen. Indessen hatten noch mehre Reichsstände, Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Hessen-Darmstadt, Speier u. s. w. wichtige Besitzungen im Elsaß. Die deutschen Besitzungen sah nach dem Ausbruch der franz. Revolution die erste Nationalversammlung als eine von der Natur selbst angewiesene Eroberung für Frankreich an; sie wollte nicht länger innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt bestehen lassen, und versprach den deutschen Ständen zwar Entschädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit, und so ward diese Sache ein Hauptgrund des nachher zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Krieges. Durch den pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 ist ein Stück des Elsasses, namentlich Landau, von Frankreich getrennt, und wieder mit Deutschland vereinigt worden. S. „Resumé de l'histoire d'Alsace, par M. V." (Paris 1825), und „Nouv. descript. histor. et typogr. des deux depart. du Rhin, par J. F. Auschlager", (mit lithogr. Planen, 1. Lief., Strasburg 1825).

Elsflether Zoll, s. Oldenburg.

Elysium, elyseische Felder, bezeichnen 1) die Gegenden, welche nach dem Glauben der Alten die Seligen bewohnen. Man beschrieb sie bald als angenehme Gefilde, bald als Inseln, und setzte sie an das äußerste Ende der Erde nach Westen zu, rückte sie aber immer weiter hinaus, je mehr man die Erde auf dieser Seite kennen lernte. Die Freuden der Seligen bestanden in einem vollkommen ruhigen und angenehmen Leben. Die Bilder, womit man die Glückseligkeit des dortigen Aufenthalts schilderte, waren zum Theil vom Olymp, zum Theil aus der Vorstellung des goldenen Weltalters genommen. Das schönste Grün der Wiesen wechselt mit den angenehmsten Hainen, eine heitere, wolkenlose Luft erfüllt den Himmel, und eine sanfte überirdische Klarheit verbreitet ein magisches Licht über alle Gegenstände. Die Heroen wiederholen hier die Beschäftigungen, welche ei-

den ihnen die liebsten waren. Sie üben sich im Ringen und andern Wettkämpfen, tanzen nach den Melodien der Leier, welcher Orpheus die entzückendsten Töne entlockt, oder wandeln in wohlriechenden Lorberhainen an den lachenden Ufern des Eridanus, in reizenden Thälern oder auf Wiesen von klaren Bächen durchschnitten, unter dem Gesange der Vögel, bald einzeln, bald in Gesellschaft. Ein ewiger Frühling herrscht; der Boden trägt jährlich 3 Mal Früchte, und alle Sorgen, alle Schmerzen und die Schwächen des Alters sind von dem glücklichen Aufenthalte verbannt. — 2) Vergleichungsweise haben die Pariser einen ihrer Lieblingsgärten und Vergnügungsorte Elysée oder Elisée genannt, welcher nebst Montbrillant in den genannten elyseischen Feldern liegt. Er ist mit einem prächtigen Palaste, in dem Concert und Spiel gegeben und gespeist wird, verbunden. Der Garten ist klein, aber sehr niedlich und geschmackvoll angelegt, mit vielen seltenen und schönen Gewächsen, mit schönen Statuen, besonders einer niedlichen Copie der schönen Gruppe, Amor und Psyche aus cararischem Marmor, verziert, und hat kleine Pavillons und Häuschen, wo Erfrischungen gereicht werden, zu ihren mehre Tanzplätze unter Bäumen; daneben sind Bänke und Stühle für die Zuschauer und Tänzer, und Orchester für die Musiker, ferner mehre gemauerte Teiche, ein grüner Anger, und ein trefflicher Tummel- und Spielplatz.

Elzevir oder **Elzvier**. Diese Buchdruckerfamilie zu Amsterdam und Leyden hat sich durch schöne Ausgaben berühmt gemacht. Ihre Wirksamkeit fällt in die J. 1595 — 1680. Am bekanntesten sind: Ludwig, Mathias, Isaak, (Druckt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechselnd zu Amsterdam und Leyden; sodann Peter Elzevir zu Utrecht, der jedoch weniger geleistet hat. Ludwig war der erste Buchdrucker, welcher den Consonannten V von dem Vocal U unterschied. Abraham und Bonaventura veranstalteten die kleinen Ausgaben der Classiker in 12. und 16., welche heutiges Tages, wegen ihrer Zierlichkeit und Correctheit, gesucht werden. Daniel war einer der thätigsten aus dieser Familie. Wenn die Elzevire sowol in gelehrten Kenntnissen, als auch in Ansehung der griechischen und hebräischen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, so waren sie doch unübertrefflich in der Wahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausg. des Virgil, Terenz, des N. Test., des Psalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, sind Meisterstücke der Typographie, sowol wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehre Kataloge von ihren Ausg. herausgegeben. Der letzte ist von Daniel (1674, 12.) in 7 Abtheilungen, doch sehr vergrößert durch Aufnahme fremder Schriften. S. Brunet's „Notice de la collect. d'auteurs des Elzev." im 4. Bd. des „Manuel du libraire".

Email (encaustum), leicht schmelzbare Glasflüsse, mit welchen man strengflüssigere Metalle überzieht. Die Bereitung desselben ist sehr verschieden. Im Allgemeinen kann man 10 Theile Blei und 3 Th. Zinn durch anhaltende Calcination oxydiren. Dem erhaltenen Oxyde fügt man 10 Th. Quarz, oder Feuerstein pulver, 2 Theile Kochsalz hinzu, und läßt das Gemenge im Schmelztiegel vollkommen verglasen. Man erhält dadurch ein weißes Email und eine Grundlage des gefärbten Emails, indem man gleich Anfangs bei dessen Bereitung andre Metalloxyde hinzufügt. Die so erlangten Emails werden zerstoßen, und das Pulver mit Wasser angerührt; die feuchte Masse trägt man auf die blanke Metallfläche, läßt solche trocknet unter der Muffel einschmelzen und schleift und polirt die erhaltene Fläche. Wenn die emaillirten Körper Malerei erhalten, so werden sie mit Metallfarbe bemalt und abermals eingebrannt. Das Emailliren eiserner Gefäße gehört zu den Kunstgeheimnissen. Die gewöhnlichere Art besteht aus Kieselerde, Bleioxyd, Natron oder Kali, Salpeter und Borax, der Hauptbestandtheil der bleifreien ist Feldspath. Die Bestandtheile des Email werden zerpulvert genau unter einander ge-

mengt, in Tiegeln bei einer starken Hitze geschmolzen und die geschmolzene Masse zerstoßen, gemahlen, geschlämmt, als Brei in die Gefäße gegossen, diese so lange herumgeschwenkt, bis sie inwendig gänzlich damit überzogen sind, worauf das Überflüssige abläuft, die Gefäße getrocknet und dann in Muffelöfen bis zur Rothglühhitze erwärmt werden, wobei das Email in Fluß geräth.

Emanation, der Ausfluß, daher in der Theologie und Philosophie der Alten das Emanationssystem, oder die Lehre vom Ausflusse aller Dinge aus einem höchsten Princip. Diese Lehre stammt aus dem Orient. So zeigt sie sich in der indischen Mythologie, und in der altpersischen oder baktrisch-medischen Lehre des Zoroaster (s. d.) Sie hat großen Einfluß auf die Philosophie der ältern griechischen Philosophen gehabt, wie man auch an Pythagoras bemerkt. In der theologischen Dogmatik ist Emanationslehre die Vorstellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heil. Geist als Ausflüsse der Gottheit angesehen werden. — In der Naturlehre versteht man darunter die Meinung Newton's, nach welcher die Lichtstrahlen ausfließende oder ausströmende Theilchen aus leuchtenden Körpern sein sollen. Man sagt in letzterm Falle auch Emissionssystem.

Emancipation hieß bei den Römern die Entlassung des Sohnes aus der väterlichen, und der Sklaven aus der Herrngewalt. Sie geschah vor dem Prätor mittelst gewisser Feierlichkeiten. Unter der Emancipation der Katholiken wird die Aufhebung der bürgerlichen und kirchlichen Beschränkungen verstanden, denen die katholischen Bewohner Großbritanniens und vorzüglich Irlands unterworfen waren und zum Theil noch sind. Das eroberte Irland war von den Siegern in frühern Zeiten hart behandelt worden, und wiederholte Versuche, sich der fremden Herrschaft zu entziehen, hatten die Herrscher bewogen, immer strengere Maßregeln zu gebrauchen. (S. Orangemen.) Die Urbewohner des Landes, sämmtlich Katholiken, waren von öffentlichen Ämtern und von aller Theilnahme an den Parlamentswahlen ausgeschlossen; nur die der bischöflichen Kirche, welche auch in Irland zur herrschenden erhoben worden war, zugethanen Anglo-Irländer, die den größten Theil des den ursprünglichen Bewohnern entrissenen Landeigenthums besitzen, konnten öffentliche Ämter bekleiden und zu Parlamentsgliedern gewählt werden. In diesem Zustande des Druckes befanden sich die irischen Katholiken bis 1793. Als aber die zu der Zeit der französischen Revolution ausgesprochenen Grundsätze eine allgemeine Gährung der Gemüther hervorbrachten, erwachte auch in den irischen Katholiken das lebhafte Verlangen, gleiche Rechte mit ihren protestantischen Mitbürgern zu erlangen. Eine angesehene Partei in England selbst unterstützte sie; der beredte Burke namentlich sprach wiederholt im Parlamente für ihre Emancipation. 1792 übergaben sie dem Könige eine Bittschrift, in welcher sie auf gänzliche Aufhebung aller bisherigen Beschränkungen antrugen. Obgleich das hierüber verlangte Gutachten der meisten Grafschaften in Irland dahin ausfiel, daß die Bewilligung dieses Gesuchs bedenklich sei, so befahl doch der englische Hof dem irländischen Parlamente, auf die Erleichterung der Katholiken zu denken. Dies geschah dem gemäß, was nach der Verfassung geschehen konnte. Das irische Parlament erklärte 1793, daß die Katholiken forthin gleiche Rechte mit den Protestanten, nicht bloß in Hinsicht auf die Ausübung der Religion, sondern auch in Hinsicht auf bürgerliche Verhältnisse, genießen sollten, und bewilligte ihnen zugleich das Recht, bei den Parlamentswahlen zu stimmen. Nur von 30 Staatsämtern und von dem Parlamente blieben sie ausgeschlossen, was jedoch ohne Abänderung der ganzen Verfassung, vermöge welcher Jeder, der Parlamentsglied zu sein begehrt, den Test eid (s. d.) leisten muß, nicht geändert werden konnte. Der vernünftige Theil der irischen Katholiken war mit den erhaltenen Bewilligungen völlig

en. Ein andrer Theil aber hegte die durch einige Große, welche mit Frank-
i Verbindung traten, genährte Erwartung, daß es Irland gelingen werde,
rch Frankreichs Hülfe von der britischen Herrschaft zu befreien; und bald
ine Empörung aus, welche die Strenge des Statthalters, des Lord Camden,
rückte. Aber 1798 brach der Aufruhr von neuem aus, und Irland ward
hauplatz eines blutigen Bürgerkriegs. Durch diese Rebellion überzeugten
sichtsvolle Männer in England wie in Irland, daß, so lange jedes der bei-
eiche seine eigne Gesetzgebung habe, so lange die Gesetzgebung des Schwä-
von der des Mächtigern abhängig sei, und die Bewohner beider Reiche ein ge-
s Interesse zu haben glaubten, Eifersucht und Mißtrauen fortdauern, und
nnige Verbindung stattfinden werde. Auch hatten die Anglo-Irländer, wel-
über die Unabhängigkeit Irlands wünschten und anfangs die Rebellion unter-
i, eingesehen, daß bei der überlegenen Zahl der Katholiken und dem Hasse der-
gegen die Protestanten die Trennung Irlands von England das größte Un-
ür sie sein würde. So beschloß man denn, Irland mit England zu vereini-
nd drei Jahre nach jener letzten Rebellion kam die Union zu Stande, indem
. Jan. 1801 das vereinigte Parlament eröffnet ward. Über die kirchlichen
genheiten ward in der Unionsacte nichts weiter festgesetzt, als daß die bischöfl.
in Irland ferner, wie bisher, die herrschende (established church) bleiben,
it der englischen eine Kirche ausmachen solle. Über das Verhältniß der Ka-
n aber ward nichts bestimmt, und Pitt bemerkte, daß diese Angelegenheit bes-
er künftigen besondern Berathschlagung vorbehalten bleibe. Kaum hatte
reinigte Parlament einige Tage gesessen, als sich Gerüchte verbreiteten, wel-
f die eben erst errichtete Union einen nachtheiligen Schatten warfen und Bes-
sse erregten. Die Katholiken in Irland, sagte man, beschwerten sich über die
rfüllung einer Hoffnung, die man ihnen gegeben habe, um sie der Union ge-
ju machen. Man habe ihnen die völlige Emancipation als eine unausbleib-
folge derselben verheißen. Pitt, der Urheber des Unionsentwurfs, und seine
en hätten sich anheischig gemacht, die Erfüllung dieses Wunsches der Katho-
u befördern. Sie hätten jetzt, nachdem die Union zu Stande gekommen sei,
rwindliche Hindernisse gefunden, sich ihres Versprechens zu entledigen, darum
i sie das Ministerium verlassen; die Katholiken aber wären getäuscht. In der
hatten auch Pitt und dessen Collegen diese Hoffnungen erregt, in der Erwartung,
üllen zu können. Darum suchten sie es nach der erfolgten Union so einzulei-
daß durch einen Parlamentsbeschluß einer gewissen Anzahl von Katholiken der
itt in das Parlament und der Zutritt zu den Staatsämtern, von denen sie auch
en 1793 erlangten Vergünstigungen noch ausgeschlossen blieben, durch Dis-
tion vom Testeide möglich gemacht werden sollte. Der König aber widersetzte
eser Maßregel, weil er sich in seinem Gewissen überzeugt hielt, daß sie seinem
ungseide zuwiderlaufe. Dies bewog Pitt und seine einstimmig darüber den-
n Collegen 1801, ihre Stellen niederzulegen. Pitt sah voraus, daß, wenn
beide Häuser die vorgeschlagene Maßregel genehmigen sollten, doch der König
Zustimmung verweigern, und dadurch die Unzufriedenheit der Katholiken gegen
erson des Königs gelenkt werden würde. Das wollte er als weiser Staats-
verhüten, und aus diesem Grunde sprach er auch noch 1805 gegen die Eman-
ion, als die Opposition von neuem darauf antrug, den Katholiken Sitz und
ime im Parlamente und den Zutritt zu jenen Staatsämtern zu bewilligen.
rmals ist in den letzten Jahren das Gesuch um völlige Emancipation erneuert
en, jedoch vergebens. 1822 erlangten die Katholiken, auf Canning's Antrag,
nterhause, mit Überlegenheit von 5 Stimmen, daß ihre Glaubensgenossen im
amente Sitz nehmen könnten, aber im Oberhause fiel die Bill durch. Dasselbe
ah 1825, wo der 1827 verst. Herzog v. York feierlich widersprach.

Emanuel der Große, König von Portugal seit 1495. In s. Regierung fallen die Entdeckungsreisen des Vasco de Gama (1497), des Admirals Cabral (1500), des Americo Vespucci (1501 und 1503), sowie die Heldenthaten des großen Albuquerque, durch deren Bemühungen der Weg nach Ostindien (vorbereitet durch Bartholomäus Diaz's Endeckung des Caps 1486), gefunden, die portug. Herrschaft in Goa befestigt, Brasilien, die Molukken u. s. w. entdeckt wurden. Portugals Handel stieg unter Emanuel zu einer nie gekannten Höhe; Amerikas Schätze flossen nach Lissabon, und Emanuels Regierungsjahre wurden „Portugals goldenes Zeitalter" genannt. Er starb am 13. Dec. 1521, 52 J. alt, beweint von s. Unterthanen, verwünscht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloster zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Er war ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten; auch hinterließ er selbst Memoiren über Indien.

Embargo, ein spanisches Wort, Arrest oder Beschlag, der auf die in einem Hafen liegenden Schiffe gelegt wird, entweder um sich ihrer zu bemächtigen, wie beim Ausbruche eines Krieges mit den Schiffen der feindlichen Macht geschieht, oder um sie auf eine gewisse Zeit am Auslaufen zu hindern, wenn z. B. in dem Hafen Rüstungen stattfinden, die vor der Zeit nicht bekannt werden sollen.

Emblem, s. Sinnbild.

Embonpoint, s. Corpulenz.

Embryo, die menschliche oder thierische Leibesfrucht in ihrem ersten Entstehen, wenn sie (bei Menschen) noch nicht drei Monate alt ist, oder das in den Fruchthalter gebrachte Ei, welches noch nicht so weit entwickelt ist, daß man die Theile, welche die Gattung und das Geschlecht bezeichnen, erkennen kann. (Vgl. Fötus.) Die Zeit, in welcher dies geschieht, ist nach der Eigenschaft einer jeden Thiergattung anders. Der menschliche Embryo ist in der 3. Woche sichtbar, zu Ende der 4. Woche sieht man eine hüpfende Bewegung, welche als Herzschlag erkannt ist; er hat jetzt die Größe einer Ameise oder Fliege, ist noch durchsichtig, was sich im 2. Monate immer mehr zu verlieren scheint, bekommt nun Augen, Nase, Mund, Ohren, auch die Gliedmaßen werden angedeutet; er ist wie eine Biene groß. Im 3. Monat bekommt Alles mehr Ausdruck, das Geschlecht wird deutlicher, er nimmt zu, wächst nun als Fötus fort, und kommt als Kind zur Welt.

Emden an der Emsmündung, im Fürstenthum Ostfriesland, die erste Handelsstadt des Königreichs Hanover, hat 11,000 Einw., eine lat. Schule, eine naturforsch. Gesellschaft, eine Assecuranzgesellschaft, Handelskammer u. s. w. 182 bildete sich hier eine Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer, die eine Sammlung von Gemälden, meistens aus der niederländischen Schule und von einigen alten ostfriesischen Malern (Backhuisen aus Emden, H. v. Coninxlo, Mart. Faber) u. a. Denkmale aus der Vorzeit des Vaterlandes aufgestellt hat. Bedeutender war der Platz unter preuß. Landeshoheit, wegen der damaligen Handelsfreiheit Ostfrieslands, doch ist der Seehandel noch immer sehr wichtig, und sieht nach der Vereinigung der Ems und des Rheins, sowie der Austiefung der Oberems einer höhern Blüthe entgegen. Der Freihafen kann nur mit der Flut Schiffe aufnehmen, die 12 — 13 Fuß tief gehen. Die sogenannte Rheede ist desto sicherer. Bei den zunehmenden Einengungen des Dollart, durch neue Landdedeichungen, wahrscheinlich, daß die Unterems künftig mehr Tiefe erhalten werde, als sie jetzt hat. Emden hat eine Bank, die es schon unter Preußen besaß, jetzt wiedererhalten. Die Häringsfischerei beschäftigt 25 Buysen. Noch bestehen hier 460 große und kleine Handlungshäuser. Nach Aurich führt von Emden eine Canalfahrt. Die hohen Abgaben Hanovers haben den Branntweinbrennereien sehr geschadet.

Emeritus, bei den Römern ein Soldat, welcher seine Zeit ausgedie-

ınd nicht weiter zum Kriegsdienst verpflichtet war. Sie standen unter den ebenso wie die Veteranen, in großem Ansehen. Nachher hat man jene Be- auch auf bürgerliche Verhältnisse übertragen, und versteht gewöhnlich unter ıs einen langjährigen treuen Staatsdiener, der Alters halber, mit Beibe- f. vollen Gehalts, in den Ruhestand versetzt (pro emerito erklärt) wird. ıeritus unterscheidet sich dadurch von dem Pensionirten, daß der Jahrgehalt ern mehr als eine bloße Gnadensache zu betrachten, und in der Regel auch ist, als die früher bezogene Besoldung.

metica (von ἐμέω, ich erbreche mich), Brechmittel, sind Arzneistoffe, nan anwendet, um Erbrechen zu erregen. Am gewöhnlichsten bedient man ı des Brechweinsteins (tartar. emet.) und der Ipecacuanhawurzel. Unge- der ½ Stunde nach genommenem Brechmittel empfindet man eine Schwäche Magengegend, bald stellt sich Ekel ein, der Speichel im Munde sondert sich ırr Menge ab, das Gesicht wird blaß. Ein Gefühl von Angst und Schwäche et sich über den ganzen Körper. Hernach ziehen sich die Bauchmuskeln und erchfell stark zusammen, der Athem wird angehalten, der Puls wird beschleu- nd unter großer Anstrengung wird Alles ausgeworfen, was sich im Magen , zuerst die Speisen und Getränke, alsdann der Schleim und die Galle, letztere aus dem Zwölffingerdarm in den Magen übertritt, endlich aber auch leim, der sich in der Luftröhre und in den Lungen angehäuft hatte. Wäh- s Erbrechens wird die Haut wieder roth, Thränen dringen hervor, Schweiß ius. Nach Beendigung der wiederholten Stürme tritt Ruhe und Schlaf ıd bald Schweiß, bald vermehrter Urinabgang. Die nächste Ursache des fens suchte man bald in convulsivischen Zusammenziehungen des Magens, eine der gewöhnlichen Bewegung entgegengesetzte Richtung angenommen hät- ıld glaubte man, daß die Zusammenziehung der Bauchmuskeln und des fells von Außen auf den angefüllten Magen so wirke, daß er dadurch entleert

In den neuesten Zeiten bewies Magendie durch Vivisectionen, daß sich der ı bei dem Erbrechen passiv verhält, und daß diese Erscheinung theils von der menziehung der Bauchmuskeln und des Zwerchfells, theils von den ziehenden ungen abhängt, welche die Speiseröhre auf den Magen ausübt, theils end- ch davon, daß die Lungen mehr nach der Gegend des Magens hingezogen wer- Das Brechmittel selbst aber wird diese zusammengesetzte Muskelbewegung lich nur durch eine eigenthümliche Einwirkung auf das Nervensystem veran- können. Auf dieselbe Weise verhalten sich auch andre Umstände, welche Er- ı veranlassen, z. B. manche Gemüthsbewegungen, Ekel ꝛc. und viele Krank- der verschiedensten Organe, wie des Hirns, der Urinblase, Nieren ꝛc. Daß in so kräftiges Mittel mit großer Vorsicht anzuwenden ist, und unter vielen nden Schaden stiften kann, leuchtet von selbst ein, weßhalb es nur auf Ver- ng eines guten Arztes gebraucht werden muß. Aus demselben Grunde ist den ekern verboten, Brechmittel ohne Vorschrift eines Arztes zu dispensiren.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewol die Geschichte nehre Beispiele liefert, daß zahlreiche Bewohner eines Landes, wegen Reli- Verfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich (vornehmlich im 17. .) und die Protestanten in Salzburg (1732), oder wegen andrer Ursachen sich m Entschluß genöthigt sahen, ihre Heimath zu verlassen (s. Auswande- ꝛ und Refugiés): so pflegt man unter der Benennung Emigranten doch gsweise die Ausgewanderten zu verstehen, die in den ersten Jahren der franz. lution Frankreich verließen. Sowol die Feinde der neuen Ordnung, als auch pfer politischer Verfolgung wanderten aus in alle Länder ihrer Nachbarn, theils einiger geretteten Habe, theils völlig hülflos. Männer und Weiber, Kinder Greise, Priester und Edelleute bildeten ein ebenso buntes als ungleichartiges

Gemisch. Die meisten flüchteten in der Hoffnung, ihr Vaterland in Kurzem na hergestellter Ordnung, wieder zu betreten, und blieben daher anfangs größtentheil in den Grenzländern. Unter ihnen erblickte man die äußerste Verderbtheit neben d edelsten Selbstverleugnung; Personen, aus den ersten Geschlechtern entsproß und an alle Gemächlichkeiten eines genußreichen Lebens gewöhnt, ertrugen mit Hi gebung und Würde Entbehrungen und ergriffen geringe Erwerbszweige. Mit U recht erklärte man alle Diejenigen für Nichtswürdige und Feige, die ihr Vaterla zur Zeit der Gefahr seinem Schicksal überließen. Wo das Laster herrscht und Tugend ein Verbrechen ist, darf der Gutgesinnte nichts hoffen. Zu leugnen ist doch nicht, daß der größere Theil jener ersten Emigranten aus Weichlingen und al Anstrengung und Thätigkeit entwöhnten Menschen bestand, die durch ein sittenlo Betragen gar bald für Alles, was Emigrant hieß, ein ungünstiges Vorurtheil weckten. Dies, noch mehr aber die Besorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, w der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt versagt, in andern n mit Einschränkung zugestanden wurde. An der Spitze der Emigranten standen königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der erstere einen Theil Flüchtlinge vereinigte, um gemeinschaftlich mit den verbündeten Heeren in Deutschland, zur Wiederherstellung der alten Ordnung mitzuwirken. Zu Koblenz ba sich ein eigner Gerichtshof gebildet, der die Justizsachen des sogenannten auswär gen Frankreichs entschied. Allein Dumouriez's Eindringen in die Niederlande u Holland vertrieb sie aus diesen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichst Zustande, und Frankreichs Schreckenssystem, sowie die blutigen Vorfälle in Ly und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Das Condé'sche Corps trat zuletzt russischen Sold, und löste sich in dem russisch-östreichischen Feldzuge von 1799 a Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, erhielten, bis auf wenige Ausn men, sämmtliche Emigranten die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, v der jedoch manche, die im Auslande bereits sich niedergelassen hatten, keinen G brauch machten. Die Constitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrü liche Bestimmung, daß die Emigranten kein Recht haben sollen, ihre ehemali Güter zurückzufodern; dies hinderte sie indeß nicht, mit Entschädigungsansprüc hervorzutreten, die oft Veranlassung zur Störung der öffentlichen Ruhe wurd Die Kammern bewilligten ihnen daher 1825, auf Villèle's Antrag, als Entschä gung in Renten ein Capital von 1000 Mill. Fr. für die verkauften Emigrant güter. (Vgl. Frankreich.)

Emir (d. i. edel, fürstlich), ein Ehrenname, den sich in der Türkei D jenigen beilegen, welche ihr Geschlecht von Mohammed und seiner Tochter Fati herleiten. Man findet Emirs 1) in Arabien, wo sie Anführer der herumschweif den Horden oder Beduinen sind. Ihre Abkunft ist jedoch zweifelhaft. 2) In Türkei selbst. Sie bilden eine Art von Erbadel, tragen als Auszeichnung ei Turban von meergrüner Farbe, welches die Farbe Mohammed's gewesen sein haben gewisse Vorrechte, übrigens auf Staatsämter nicht mehr Ansprüche, als der Osmanen, und leben größtentheils in drückender Armuth, weil sie träge und a schweifend sind. — Auch wird das Wort Emir zu gewissen Ämtern und Verrichtu gen gesetzt, z. B. Emir Hadschi, Anführer der Pilger auf Karavanen.

Empedokles, ein griechischer Naturphilosoph, der sich in vielen Leh dem Pythagoras näherte, geb. um 460 vor Chr. zu Agrigent in Sicilien. Er st bei s. Mitbürgern in so großem Ansehen, daß sie ihm die Krone anboten; allein ein Feind der Unterdrückung und Erhebung über Andre, schlug er sie aus, und mochte sie, die Aristokratie abzuschaffen und eine Demokratie einzuführen. Agrigentiner verehrten mit unbegrenzter Hochachtung in ihm den Wiederherste und Beschützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, den großen Dich Redner und Arzt, den Vertrauten der Götter, den Verkünder der Zukunft und

jen Beschwörer der Natur, der den Lauf derselben hemmen und selbst dem jebieten könne. Er soll sich in den Krater des Ätna gestürzt haben, um bei olke durch sein plötzliches Verschwinden von der Erde den Glauben an eine Abkunft zu erwecken; nach A. wäre er ein Opfer seiner Wißbegierde gewordem er, um die Natur jenes Berges und seines Feuerauswurfs genauer zu en, dem Schlunde zu sehr genaht, und versunken sei. Aber wahrscheinlich s ebenso sehr Fabel als die von dem Spötter Lucian verbreitete Sage, daß a die Sandalen des eiteln Philosophen ausgeworfen, und so nicht nur seine rt beurkundet, sondern auch dem Volke den Glauben an s. Gottheit benomibe. Andre endlich erzählen, er habe, bei sehr hohem Alter, den Tod im gefunden. Empedokles trug seine Philosophie noch im poetischen Gewande Feurige und kühne Bilder zeichneten seine Verse ebenso sehr aus als Wohlid Anmuth. Lucrez war hierin sein Nachahmer. Das ihm sonst beigelegte he Gedicht über die Sphäre wird für unecht gehalten. Die Überbleibsel s. e hat Fr. Wilh. Sturz (Leipzig 1806) nebst einer Abhandlung über s. Leben Philosophie herausgegeben. Empedokles hielt die sogenannten 4 Elemente Wasser, Erde und Luft) für die Grundprincipien, welche nicht entstehen gehen und aus dem durch bestimmte Vereinigung und Scheidung Alles wird. zu jenen materiellen Grundprincipien noch die idealen Principien Freundschaft indschaft hinzukommen. S. „Memorie sulle vita e filosofia d'Empe-, von Domenico Scina (Palermo 1825).

Empfängniß, der Act des thierischen Lebens, durch welchen das weibeschlecht bei der Verbindung mit dem männlichen den zur Befruchtung dienStoff empfängt. Die Natur hat das Geschäft der Erzeugung der belebten pfe in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Obgleich der forschende es Menschen versucht hat, durch genaue Beobachtungen ihre Geheimnisse zu en, so ist doch noch nichts gewonnen worden als gewagte Hypothesen.

Empfindsamkeit, die Fähigkeit des menschlichen Gemüths, durch geEindrücke leicht zu den entsprechenden Empfindungen bestimmt zu werden; ndere die Fähigkeit, sittliche Empfindungen zu haben; und in engerer und licher Bedeutung, ein hohe Empfänglichkeit und Fertigkeit in lebhaften sittEmpfindungen. Mit Unrecht pflegt man diesem Worte einen Nebenbegriff ßlichkeit, Ziererei u. s. w. beizulegen. Ist die Empfindsamkeit übertrieben, m Gegenstande, durch den sie erregt wird, nicht angemessen, so heißt sie **Emelei**; diese ist eine überspannte Empfindsamkeit. Die Erscheinung der J. iller'schen Romane, namentlich des „Siegwart", war in den siebziger Jahren rigen Jahrh. die Veranlassung einer lächerlichen Empfindelei in Deutschland, ge genug dauerte, bis sie der Sturm- und Drangperiode, durch Göthe's aufgeregt, weichen mußte. Von der **Empfindlichkeit** ist die Empfindt dadurch unterschieden, daß jene einen Gemüthszustand bezeichnet, in welchem icht zu unangenehmen Empfindungen angeregt wird, was eine einseitige Richnd Verstimmung der Kraft voraussetzt, welche Schwäche oder Kränklichkeit ist.

Empfindung, die Auffassung des Äußern in das Innere oder die Aufeines sinnlichen Eindrucks in die Seele; dann aber auch der Gemüthszustand, n er in Lust oder Unlust besteht, sei diese durch äußere oder innere Anregung den, mithin Gefühl. Das Empfindungsvermögen ist die Fähigkeit, Einbesonders von Außen kommende, ins Bewußtsein zu fassen.

Emphyteuse (Emphyteusis), 1) das Nutzeigenthum oder Recht an remden unbeweglichen Sache, welches Jemanden unter der Bedingung der ferung (Melioration) und gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe (Kanon, s), als Zeichen der Anerkennung (Recognition) des Obereigenthums, überworden ist; 2) auch das Grundstück, das unter diesen (emphyteutikarischen)

von den Nuntien ausgeübte unmittelbare Jurisdiction für aufgehoben und den Gegenſtände für rechtmäßige, keines Indults bedürfende Befugniſſe ihrer eignen Jurisdiction. Zugleich trugen ſie darin, neben andern Vorſchlägen zur Einſchränkung des Papſtes, auf Änderung des ihm zu leiſtenden Vaſalleneides der deutſchen Biſchöfe, Ermäßigung der Annaten- und Palliengelder, Ausſchließung nicht naturaliſirter Ausländer von deutſchen Pfründen, Aufhebung aller Exemtionen und Verhältniſſe der Klöſter und Ordensleute mit auswärtigen Obern, Abſchaffung der Ehehinderniſſe in gewöhnlichen Dispenſationsfällen, Errichtung von Provincialſynodalgerichten als dritter Appellationsinſtanz, Reviſion des aſchaffenburger Concordats auch für den Fall einer Weigerung des Papſtes, in ihre Beſchlüſſe und Vorſchläge einzugehen, auf Veranſtaltung eines allgemeinen oder deutſchen Nationalconciliums und wenn dieſes nicht zu Stande käme, auf rechtsverfaſſungsmäßige Abhülfe ihrer Beſchwerden an. Endlich verſprachen ſie, nach Wiedereinſetzung in ihre urſprünglichen Gerechtſame, auf Verbeſſerung der Kirchendisciplin werkthätig Bedacht zu nehmen. Dieſer Schritt zu einer an ſich wünſchenswerthen Veränderung der Verhältniſſe zum Papſte fand nur bei den Proteſtanten allgemeinen, unter den deutſchen Katholiken aber getheilten Beifall. Der Kaiſer billigte zwar die Idee der Punctation, jedoch gab er in ſeiner Antwort auf die Mittheilung derſelben den Erzbiſchöfen zu erkennen, daß ſie ſich vor allen Dingen der Zuſtimmung der exemten und ihrer Suffraganbiſchöfe verſichern möchten. Daſſelbe hatte er ihnen ſchon vor Abfaſſung der Punctation gerathen und ſie hatten es gänzlich verabſäumt. Dieſe Vernachläſſigung wurde nun ein Hauptgrund des Fehlſchlagens der ganzen Unternehmung. Sollte einmal auf die der biſchöfl. Gewalt, vermöge göttlicher Einſetzung, zukommenden Rechte zurückgegangen werden, ſo konnte jeder Biſchof dieſelben Amtsbefugniſſe, die die Erzbiſchöfe vom Papſte zurückfoderten, für ſich ſelbſt in Anſpruch nehmen, denn die erzbiſchöfl. Gewalt war bekanntlich eine ſpätere Einrichtung der Kirche, und die alte Obſervanz ſetzte bei jeder wichtigen Veränderung der Kirchendisciplin Berathung des Erzbiſchofs mit ſeinen Suffraganen voraus. Daher ſahen die deutſchen Biſchöfe in den emſer Beſchlüſſen nur einen eigenmächtigen Verſuch zur Erweiterung der Metropolitangewalt, dem ſie, ohnehin durch Unterlaſſung der vorgängigen Rückſprache beleidigt, ſchon darum entgegen waren, weil ſie lieber einen entfernten, durch bekannte Mittel günſtig zu ſtimmenden Oberherrn unterworfen bleiben, als nahen Gebietern einen bisher nicht üblich geweſenen Einfluß auf ihre Diöceſen einräumen mochten. Überdies hatte der Papſt den Kurfürſt von Pfalzbaiern ſo ganz für ſich gewonnen und durch die in den Reformen Joſephs II. damit eintretende Stockung bald ſo freies Spiel, daß er ſich gegen die Theilnehmer der Punctation in den Vortheil des Angriffs ſetzen konnte. Auf ihre erſten Verſuche zur Ausübung des darin reclamirten Dispenſationsrechts folgte ſogleich ein Circularſchreiben des kölniſchen Nuntius Pacca, das dieſe Dispenſation für ungültig erklärte, und da die Erzbiſchöfe den Pfarrern Abweiſung dieſes Circulars befahlen und der Kaiſer es förmlich caſſirte, entkräftete Baiern dieſe Vertheidigungsmaßregeln durch Gegenbefehle an die Pfarrer im pfälziſchen Gebiete der zu Mainz gehörenden wormſer Diöces, worin ihnen der Gehorſam gegen den Erzbiſchof in dieſer Sache bei Strafe der Einziehung ihrer Einkünfte verboten wurde. Gleichzeitig ging an den Biſchof von Freiſingen auf ſeine Anzeige der Punctation, in einem Schreiben des Papſtes, die ſchärfſte Mißbilligung derſelben, der Biſchof von Speier rügte in Vorſtellungen an den Kaiſer und den Kurfürſten von Mainz das eigenmächtige Verfahren der Erzbiſchöfe und eine Menge Flugſchriften der päpſtl. Partei, neben deren Thätigkeit die erzbiſchöfliche nicht gleichen Schritt hielt, wirkte auf die öffentliche Stimmung der Katholiken zum Nachtheil der emſer Beſchlüſſe. Dagegen bewies die trotzige Abweiſung der Proteſtation, welche Trier und Salzburg gegen die Erhebung einer dem Kurfürſten von Baiern 1787 vom Papſte bewilligten Zehnte

ıt letzteres wegen Mangels an Waſſer große Schwierigkeit; daher man 1826
iſenbahn in Vorſchlag brachte. Kommt dieſe Verbindung zu Stande, ſo
der deutſche Handel vom Rhein und Weſtfalen die niederländiſchen Zölle ver-
, und Deutſchland eine eigne freie Handelsſtraße bis in das Weltmeer er-

Emſer Punctation. In der Abſicht, ſich der Amtsrechte und des
Einfluſſes der Biſchöfe zu bemächtigen und dadurch als wirkliche Eigenthü-
ler biſchöfl. Gewalt in der Chriſtenheit zu conſtituiren, die Biſchöfe aber in
Bevollmächtigte des römiſchen Stuhles zu verwandeln, hatten die Päpſte vor
ich der trienter Kirchenverſammlung dahin gearbeitet, das ihnen zugeſtandene
der Beſtätigung neu gewählter Biſchöfe nach und nach auf die wichtigſten be-
i Amtsbefugniſſe derſelben auszudehnen, indem ſie ihnen Bevollmächtigun-
ıdulte und Facultätsvergleichungen) dazu erſt aufdrangen, dann ſelbſt nach-
n anmutheten, und endlich durch Übertragung derſelben auf die unmittelbar
Sprengel eingreifende Jurisdiction ihrer Nuntien theilweiſe wieder entriſſen.
utſchland waren dieſe Anmaßungen, wegen Mangels an Eintracht in Ver-
ung der Nationalkirchenrechte, ſo weit vorgeſchritten, daß der römiſche Stuhl
Rückſicht nicht nur der in jedem fünften Jahre bei ihm nachzuſuchenden Be-
chtigungen (Quinquennalfacultäten) der Erzbiſchöfe, ſondern auch der den
ıturen zugewieſenen unmittelbaren Ausübung erzbiſchöfl. Rechte in Dispen-
i-, Appellations- und geiſtlichen Beneficienſachen, wie nicht weniger einer
beſtimmter Executionen von der Metropolitengewalt, ſeiner Collatur reſer-
Dignitäten und Präbenden und durch ſolche Mittel nach Rom gezogener Ein-
der deutſchen Kirche, im 18. Jahrh. bereits eines mehr als 100jährigen Be-
des erfreute, deſſen Rechtmäßigkeit noch nie mit Erfolg angefochten worden
Erfolglos blieben auch die Beſchwerden, welche die durch Febronius über die
echtlichkeiten dieſer päpſtlichen Eingriffe aufgeklärten und dabei am meiſten
ächtigten drei rheiniſchen Kurfürſten und Erzbiſchöfe 1769 und 1777 deßhalb
Kaiſer brachten. Doch durch Joſephs II. mächtige Reformen ſeit 1781 zur
hmung ermuntert und 1785 durch die Aufſtellung einer neuen, allen vier Erz-
n (Mainz wegen Worms, Trier wegen Augsburg, Köln wegen Jülich und
und Salzburg wegen Freiſingen) nachtheiligen Nuntiatur für die pfalzbairi-
Staaten zu München abermals vom Papſte gereizt, vereinigten ſie ſich in dem-
Jahre zu einer Beſchwerde über die päpſtlichen Nuntien an den Kaiſer, deſſen
rt ihnen Schutz ihrer Metropolitanrechte zuſagte und den Nuntien alle Ge-
arkeit im deutſchen Reiche abſprach. Der Unterſtützung des Kaiſers gewär-
loſſen dieſe vier Erzbiſchöfe nun auf ihrem Congreß im Badeorte Ems durch
dnete, den 25. Aug. 1785, die unter dem Namen der emſer Puncta-
bekannte Übereinkunft zu gemeinſchaftlicher Behauptung der urſprünglichen
ſchen und reichsverfaſſungsmäßigen Rechte ihrer biſchöfl. und erzbiſchöfl. Ge-
egen die Ein- und Übergriffe der römiſchen Curie ab. Von den Grundſätzen
veräußerlichkeit dieſer Rechte, vermöge göttlicher Einſetzung, weil Chriſtus
walt zu binden und zu löſen allen Apoſteln und deren Nachfolgern, den Bi-
, ertheilt habe, der Beſchränkung des päpſtlichen Primats über die Kirche
s Recht der Oberaufſicht und oberrichterlichen Gewalt in causis majoribus,
ıläſſigkeit jeder darüber hinausgehenden, aus den bekanntlich unechten Iſi-
en Decretalen gefolgerten päpſtlichen Anmaßung und der durch das aſchaffen-
Concordat nur für einige Exceptionsfälle beſchränkten, doch nie aufgehobenen
keit der basler Decrete ausgehend, erklärten ſie in ihrer Punctation die oben er-
en Ausdehnungen und Einmiſchungen der Papſtgewalt in die Angelegenheiten
tſchen Kirche mit wenigen altkanoniſchen und reichsverfaſſungsmäßigen Aus-
n für unerträgliche, ſofort abzuſchaffende Mißbräuche, die zufolge derſelben

erhob, auch von den für die Enclaven eingehenden Waaren zu erheben, mit d
Vorsatz, den Theil dieser Steuer, der ausschließlich von seinen Unterthanen erhob
werden soll, den Enclaven zu ersetzen, sobald es gesichert ist, daß dergleichen Waar
für die Consumtion der Enclaven oder zur Weiterausfuhr in fremde Länder bestimm
sind, und nicht etwa dazu dienen sollen, durch Schleichhandel ins Preußische ein
schwärzt zu werden. Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ging sogleich
diese Idee ein, und schloß mit der preuß. Regierung einen Vertrag, unterm 1
Oct. 1819, wornach ihm der Betrag der Verbrauchssteuer, der auf die Bewoh
der schwarzburgischen Enclaven fällt, vergütet wird. Anhalt-Köthen aber na
das Verfahren der preuß. Regierung als eine Beleidigung und Verletzung sei
Souverainetätsrechte an, und trug seine Beschwerden darüber den zu Wien versa
melten Deputirten der deutschen Staaten vor. Es glaubte auch, daß s. Rechte v
wahrt wären, da diese Deputation in der 29. Plenarsitzung vom 13. März 18
die Immunitäten der deutschen Schifffahrt auf den Hauptströmen, im Sinne
Bundesacte von 1815, bestätigte. Weil indessen die Bundesacte nirgends bestimm
daß den Staaten Eingangs- und Durchgangsabgaben von ein- und durchgehen
Waaren zu erheben, verboten sein solle, so fand Preußen in jenem Beschlusse, d
es selbst mit hatte fassen helfen, nichts, was mit s. angenommenen Abgabesysten
Widerspruch stände, und erhob s. Zölle nach wie vor. Ein Vorfall mit dem Sch
des köthenschen Kaufmanns Friedheim machte, daß der Herzog v. Köthen seine K
unterm 13. Aug. 1820 vor den deutschen Bundestag in Frankfurt brachte.
nämlich gedachtes Schiff den 16. Juni 1820 an das preuß. Elbgrenzzollamt M
berg gelangte, foderte dieses den Zollsatz für die Ladung, der nach s. Instruction a
von den in die Enclaven gehenden Waaren zu erheben befohlen ist, und da Friedh
sich solche zu bezahlen weigerte, wurde das Schiff vom Zolle mit Beschlag bel
Der Bundestag beauftragte bei der darüber vorgebrachten Klage des Herzogs
Köthen, durch Stimmenmehrheit die Gesandten von Baiern und Kurhessen, d
über und über die Gegenbemerkungen der preuß. Gesandtschaft ein Gutachten ab
statten. Die Gegenbemerkungen, welche die preuß. Gesandtschaft in der 17.
tzung des Bundestages abgab, enthielten, daß die freie Bestimmung der Größe
Abgaben von ein- und durchgehenden Waaren zu den Souverainetätsrechten j
Regenten gehöre, daß die Schifffahrtsabgaben, wovon in der Bundesacte die A
sei, ganz verschieden von der Verbrauchssteuer wären, daß die von seiner Regier
ergriffene Maßregel ein nothwendiges Mittel gegen den Schleichhandel sei, und
Hof sich stets geneigt erklärt habe, die Enclaven für dies Ungemach und den Sc
den, der ihnen etwa daraus entstehen könnte, zu entschädigen. Daher gehöre d
Sache gar nicht vor den Bundestag, sondern dem Herzog von Köthen könne
gerathen werden, sich mit der preuß. Regierung auf eine billige Weise gütlich zu
einigen. Bis jetzt ist erst der Herzog von A.-Bernburg (22. Juli 1826) dem pre
Zollsysteme beigetreten und dadurch der freie Verkehr zwischen beiden Staaten
gestellt worden. 54

Encyklopädie, bei den Engländern auch **Cyklopaedia**. Dies
dem Griechischen gebildete, aber den Griechen (welche dafür ἐγκύκλιος παιδ
παιδεία ἐν κύκλῳ, auch ἐγκύκλια μαθήματα sagten) in dieser Zusammensetzu
fremde Wort, bezeichnete ursprünglich den Inbegriff und Kreis aller derjeni
Kenntnisse und Fertigkeiten, in welchen die alte Welt die Bildung eines freigebo
nen Menschen umschloß (artes liberales der Römer; s. Kunst.) Späte
wurde dieses Wort vom Leben auf die Wissenschaft übertragen, und von je
zusammenhängenden Übersicht, sowol des gesammten Gebiets menschlicher W
senschaft (Universalencyklopädie) als auch einzelner Felder derselben (Particul
oder Partialencyklopädie), gebraucht. Doch unterscheidet man die encyklopädis
Darstellung der einzelnen Wissenschaften, welche aus einer kurzen Zusamme

der Hauptgrundsätze oder der wichtigsten Gegenstände derselben besteht, Encyklopädie einer Wissenschaft oder der Wissenschaften, d. i. eine wissenhe Übersicht über den Inhalt derselben. Erstere wäre eigentlich nur die kürtragene Wissenschaft selbst. Das Bedürfniß einer solchen Übersicht wurde frühern Zeiten, theils zum Behuf einer nach festen Grundsätzen anzustellenbildung der Wissenschaften unter sich, theils auch nur zur Erleichterung des ens einzelner Gegenstände, immer fühlbarer, je mehr sich die Begriffe und sse mehrten, und in dieser doppelten Rücksicht wurde sie bald in systematiald in alphabetischer Form abgefaßt. Der Geist des Zusammentragens, n der alexandrinischen Schule herrschte, führte bald auf entferntere Verieser Art hin, und auch bei den Römern lieferten Varro und Plinius der ener in verlorenen Schriften „Rerum humanarum et divinarum antiquiund „Disciplinarum libri IX", dieser in „Historia naturalis") ähnliche Auch die spätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und ch des Marcianus Capella, können hierher gezogen werden. Unterdeß waren mer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtsein Encyklopädien mmen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eisernem Fleiße nicht beträchtliche Menge von Encyklopädien einzelner Wissenschaften, Summae, ecula genannt, (z. B. die „Summa theologiae" des Thomas v. Aquino) dern auch eine Universalencyklopädie lieferte, wie sie noch nicht gesehen worden Es war der unverdrossene Dominicaner Vincenz v. Beauvais (Bellovacenelcher um die Mitte des 13. Jahrh. die ganze Summe von Kenntnissen des lters in einem Werke von beträchtlicher Größe („Speculum historiale, , doctrinale", dem ein Ungenannter wenige Jahre später ein „Speculum " in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den der Schriftsteller selbst darstellte, ein wahrer Schatz für die literarische Chaik des Mittelalters, und selbst in mehrfacher wissenschaftlicher Rücksicht er profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueste Ausg. zu Douay 1624, n. Fol.) Im 17. Jahrh. lieferte nach den nicht unwichtigen Schriften tthias Martinius, Prof. und Rectors am Gymnasium zu Bremen („Idea icae et brevis encyclopaediae sive adumbratio universitatis", Herborn nd Joh. Heinr. Alsted's („Encyclopaedia VII tomis distincta", Herb. 2 Bde. Fol.), der scharfsinnige Francis Bacon Lord Veruiam in kleinen, aber nd gehaltvollen Büchern „Novum organon scientiarum" (zuerst Lond. fol.) und „De augmentis scientiarum" (engl. zuerst London 1605, 4., d. 1638., Fol.) die Grundlage einer Encyklopädie voll der tiefsten Fors und kühnsten Ahnungen, die sein Zeitalter nicht verstand. Seit seiner hrten sich die Encyklopädien in ungemessener Zahl, aber keine derselben hatte uwissenschaftlichen Zweck des Baco, und alle bezogen sich entweder auf den ht der Jugend und der Ungelehrten (Chevigny, „La science des personla cour, de l'épée et de la Robe", 5me éd. par H. P. de Limiers, . 1717, 4 Bde.; Jo. Eph. Wagenseil, „Pera librorum juvenilium", 1695, 5 Bde.), oder sie waren auch zum Nachschlagen für Gelehrte bestimmt. größern Werken früherer Zeit würde die von Cornelli unternommene Galeliuerva (Veneb. 1696 — 1717, 7 Bde., Fol.) gehört haben, welche auf obände angelegt war, wenn sie ganz erschienen wäre. (Vgl. Keyßler's „Rei. Th. S. 1136.) Glücklichern Fortgang in Rücksicht der Beendigung hatte roße vollständige Universallexikon aller Wissenschaften und Künste" (von s. hmer gewöhnlich das Zedler'sche genannt; Halle und Leipz. 1732 — 50, .; Supplem. 1751 — 1754, 4 Bde., Fol.), das im Ganzen wenig Werth d nur in einzelnen Fächern, z. B. in der Genealogie, gelungen ist. Die der besitzen eine oft aufgelegte „Cyclopaedia or a universal dictionary of

arts and sciences", von E. Chambres (s. d.) u. viele a., von denen wir hier n
nennen wollen: „Encyclopaedia Britannica". Es sind davon 6 Aufl. da, w
von die letzte, 1823 vollendete, manche Verbesserungen erhalten hat. Die e
Aufl. erschien 1788 in 10 Quartbdn.; die 4. 1810 und 5. 1815, sowie die neue
haben 20 Quartbde. Dazu gehört das zur 4. und 5. Aufl. gelieferte, gleichfalls
Edinburg erschienene, von Napier herausgegeb. Suppl., von 6 Bdn. „Rees E
cyclopaedia", 39 Theile in 79 Bdn., 4., mit 6 Supplembdn. u. vielen Kupf.,
Lond. 1802 — 20 (ist besonders im technischen Fache das vollständigste Werk di
Art). „Edinburgh Encyclopaedia" 1810 fg., 18 Bde., 4. Dieses vorz
lich der Naturwissenschaft u. der Technologie gewidmete Werk wird von D. Br
ster in Edinburg geleitet. „Encyclopaedia Londinensis", herausg. von Jo
Wilkes; seit 1796. „Encyclopaedia Edinensis", erst 1816 angefangen, heraus
von J. Millar; soll aus 6 Quartbdn. bestehen. „Encyclopaedia metropolitana
London, 4., seit 1815. „Methodical Cyclop.", v. Mitschel, Lond. 1823,
(noch unvollendet). Nicholson's „British Encyclopaedia", in 6 Bdn., 18
Gregory's „Dictionary of arts and sciences", 4. 2 Bde. Außer diesen grö
Encyklopädien sind in England eine Menge kleinerer von Watson, Willich, Enf
Kendal ꝛc. erschienen. — Die Italiener haben: G. P. Pivati „Dizionario sci
tifico e curioso sacro-profano", Venedig. 1746 — 51, 10 Bde., Fol. —
zugsweise nennt man franz. Encyklopädie das große „Dictionnaire encyclo
dique", von Diderot u. d'Alembert. (S. d. f. Art.) Ihm folgte Felice mit ei
noch weitläufigern encyklopäd. Wörterb., und noch weit ausgedehnter ist die „En
clopédie méthodique, ou par ordre de matières", die seit 1782 zu Paris
vielen Kupf. erscheint, u. jetzt bis auf 156 Quartbde. Text u. 51 Quartbde. K
gediehen ist. Auch die Deutschen lieferten mehre Werke dieser Art, unter denen
besonders Krünitz's „Encyklopädie", (Fortsetzer: Friedr. Jakob und Heinr. G
Flörke u. gegenwärtig D. Korth), auszeichnet, die bis auf 146 Bde. (b. Schiffa
gekommen ist, und von der man einen ebenfalls bändereichen Auszug erhalten
Die in Frankfurt a. M. von 1778 — 1804 in 23 Bdn. 4. erschienene „Deu
Encyklopädie, oder allgem. Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften", z
von Köster, und später von J. F. Roos herausgegeben, blieb unvollendet, (A
Ky, nebst e. Bd. Kpfr., Fol.) Gegenwärtig haben der Buchhändler Enoch Ri
in Leipzig und die Prof. Ersch u. Gruber in Halle eine große deutsche „Encyklop
aller Wissenschaften und Künste" unternommen, von der bis jetzt 15 Theile,
erschienen sind. Dieses Werk erscheint von jetzt an in 3. Sect., Redacteurs de
Sect. von H — N, sind: Prof. Hassel in Weimar, u. Hofr. W. Müller in
sau. Encyklopädisch von einer Wissenschaft heißt, im Umrisse darge
Unter den neuesten encyklopäd. Zeitschriften sind Jullien's „Revue encyclo
dique" und Férussac's „Bulletin universel des sciences et de l'industrie"
monatl. Bdn., nach 8 Sect. geordnet) zu bemerken. A...s

Encyklopädie (Französische). Encyklopädisten heißen vorz
weise in der franz. Literatur die Herausgeber und Mitarbeiter der großen, alp
betischen Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste, deren Plan Diderot
warf, sowie auch Diejenigen, welche sich ihnen anschlossen, und zu ihren philoso
schen und kritischen Grundsätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek
von diesem Unternehmen: „Da sich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wisse
würdige interessirte, konnte er auch seine literarischen Beschäftigungen nicht auf
gewisses Fach einschränken. Mathematik, Physik, Philosophie und schöne Lit
tur zogen ihn abwechselnd an. Ein so encyklopädischer Kopf wie Diderot mu
es sein, der auf den Gedanken gerieth, ein summarisches Archiv aller Kenntni
die sich der menschliche Geist bis um die Mitte des 18. Jahrh. erworben, in
Form eines universellen Realwörterbuchs zu veranstalten". Ein so enthusiastisch

wie Diderot mußte es seyn, der sich von der Ausführung dieses Gedankens
ine Schwierigkeiten abschrecken ließ, und im Eifer für seinen Plan auch auf
aden nicht achtete, den ein solches Werk durch Begünstigung der Oberfläch-
und Einseitigkeit stiften könne. In den philosophischen und ästhetischen
wurde nun gar, als die vielversprechende Encyklopädie zu Stande kam, die
Vorstellungsart der Bearbeiter dieser Artikel als der Kanon der Wahrheit
nen; damit die Encyklopädisten um so bequemer Dasjenige in die Welt
n konnten, was bei ihnen vorzugsweise Philosophie hieß. Auf den litera-
Geschmack, vornehmlich der Franzosen, aber auch andrer Nationen, haben
klopädisten großen Einfluß gehabt. Geglättete Correctheit, Eleganz des
mit Nachahmung der Natur und moralischen Zwecken verbunden, war das
was die Encyklopädisten in der Kunst ansahen, und zur Bestrebung auf-
Sowie sie die Poesie bloß durch den Verstand auffaßten, so sollte dieselbe
ß der Reflexion seyn, und ihre Ansicht wurde, vermöge des Ansehens,
sie sich erworben hatten, für die franz. Kunst und Poesie sehr beschränkend,
n freien Aufflug hemmend. Noch größeres Ansehen gewannen sie durch
n damaligen Geschmack der Nation ganz angemessene Philosophie; ja es
ein Beispiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen solchen poli-
Einfluß gewonnen hätten, als die französischen, namentlich die franz. Ency-
en. Aber ihre Philosophie war auch durchaus Modephilosophie, Philoso-
das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anstatt
m Schritte sein Ziel zu verfolgen, vernünftelte man in kühnen Sprüngen
her, und glaubte am Ziele zu seyn, wenn man eine Meinung verfechten
in der etwas Neues und Auffallendes lag. Dieses Gemisch von Philo-
nd schöner Literatur behagte noch mehr, da Männer, wie Mably, Condillac,
, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion
gerliche Verfassungen Meinungen vortrugen, wegen derer die Encyklopädie
von der Polizei mit Arrest belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die
r wurden bestraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder
, weil sie zu schwach war, ihn zu verhindern. Den Encyklopädisten, welche
s durch ihre Verbindungen mit den angesehensten Cirkeln der damaligen Zeit,
hrer Allgemeinheit zweideutigen und anwendungslosen Ansichten über Frei-
leichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Ein-
die franz. Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, sagt ein einsichts-
eutscher, den sogenannten Philosophen (mit welchem Namen man jedoch
, die sich mit sehr verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens beschäf-
elegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für
hste in der philosophischen Weisheit anpriesen) gelang, sich der öffentlichen
g zu bemächtigen, und dadurch eine politische Macht zu werden, welche den
des Staats mit bewirken half, dies war nicht die Folge der Kraft und Evi-
Speculationen jener Philosophen, sondern der Taktik, welcher sie sich be-
um beim Volke ein Ansehen zu erhalten, und der Schwäche des Wider-
der ihr von der Regierung entgegengesetzt wurde. „Encyclop. ou diction.
é des sciences, des arts et des métiers p. une société de gens de lettres
ordre p. Diderot et quant à la partie mathémat. p. d'Alembert" (Paris
— 72, 28 Bde. Fol.), Supplem. (Amsterdam, Paris, 1776 — 77
Fol.) Table des matières (Paris 1780, 2 Bde., Fol.) (zus. 35 Bde.);
enf 1777, 4. (39 Bde.); Tables dazu: Lyon 1780, 6 Bde., 4.; Lau-
. Bern 1778 (81), 36 Bde., 3 Quartbde. Kpfr. A....s.

ncyklopädie der Wissenschaften ist eine Darstellung derselben
em Inhalt und ihrem Zusammenhang unter einander. Diese Darstellung
uf verschiedene Weise geschehen, je nachdem man den Eintheilungspunkt

wählt, von dem man ausgeht. Alle Wissenschaften lassen sich unterscheiden anthropologische und ontologische. Jene haben den Menschen nach seinen geistigen und moralischen Eigenschaften, diese das Ding, d. h. Alles, was außer und im Innern vorhanden ist, zum Gegenstande. Jedes dieser zwei großen Gebiete zerfällt wieder in vier Abtheilungen; das anthropologische in 1) Philosophie, 2) Geschichte, 3) Geographie, 4) Staatswissenschaft und Politik. Das ontologische in 1) Mathematik, 2) Physik, 3) Naturgeschichte, 4) Technologie. Die Philosophie oder die Kenntniß der ursprünglichen und um deßwillen nothwendig geltenden Eigenschaften des Menschen hat folgende Theile: a) Kritik der reinen Vernunft, Kritik der Erkenntnißvermögen des Menschen, von Andern Fundamentalphilosophie genannt oder Grundlehre der Philosophie, worin untersucht, ob, und bewiesen, daß es Grundsätze für das Denken und Handeln gibt, welchen der Name wahrer und allgemeiner Wahrheiten gebührt; b) Logik, welche die Grundsätze, welche die Denkkraft bei ihrer Thätigkeit zu befolgen hat; c) Metaphysik, die Wissenschaft von den allgemeinen und insofern nothwendigen Eigenschaften Alles, was je in den Kreis unserer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachdenkens kommen kann; sie erstreckt sich demnach sowol über alle anthropologische, als ontologische Wissenschaften und ordnet sie der Philosophie unter; d) Moral, Naturrecht, von denen jene die ursprünglichen Pflichten (daher Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre), dieses die ursprünglichen Rechte des Menschen (daher auch philosophische Rechtslehre); beide Wissenschaften, die von uns getrennt werden, wurden von den Alten als eine einzige behandelt; e) Religionsphilosophie (Naturtheologie) oder die Lehre von dem Verhältniß des Menschen und des Menschengeschlechts zur Gottheit. Von diesen fünf Theilen der Philosophie unterscheiden die drei ersten: was ist wahr, ohne Rücksicht der Anwendung für das Leben zu handeln, und bilden daher die speculative Philosophie; dagegen bilden die beiden letzten die praktische Philosophie, weil sie lehren, was der Mensch thun soll und wie er leben muß. — Die Geschichte oder die Kenntniß von den frühern Zuständen und dem daraus hervorgegangenen jetzigen Zustande des Menschen, heißt, wenn sie diese Zustände in ihrer Gesammtheit umfaßt, allgemeine Geschichte, Universalgeschichte, Geschichte der Menschheit, zerfällt aber, je nachdem sie einen einzelnen Theil der Menschheit, oder einen einzelnen Theil der Zustände, in welchen sich die Menschheit oder ein Theil derselben bis auf den einzelnen Menschen befunden, in mehre besondere oder Specialgeschichten. Dahin gehört die Literargeschichte oder die Geschichte des Fortschritts der Wissenschaften, die Kunstgeschichte, die Kirchengeschichte, die Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft und Kunst, die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten, die Geschichte einzelner merkwürdiger Personen (Biographien u. Memoiren) u. s. w. Außerdem gehören hierher gewisse Hülfswissenschaften, als: Kritik, um das Falsche vom Wahren zu sondern, Alterthumskunde, um die Vorwelt in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, Sprachkunde, um die in fremden Sprachen enthaltenen Nachrichten zugänglich zu machen u. s. w. — Die Geographie, oder die Darstellung des Zustandes der Erde in einem gegebenen Zeitalter, ist zunächst verschieden nach dem Zeitalter. Gewöhnlich unterscheidet man alte Geographie, welche die Kenntniß über Erde und Menschen enthält, die sich aus den Schriften der Griechen und Römer schöpfen lassen; mittlere Geographie, etwa vom 7. bis 15. Jahrh., und neue oder neueste Geographie. Politische Geographie ist diejenige, welche die Erde nach ihren politischen Eintheilungen beschreibt; die mathematische Geographie beschäftigt sich mit den Größenverhältnissen der Erde als Weltkörper betrachtet; die physische Geographie aber mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Theile. Doch zeigt sie die Eigenschaften der letztern nur so weit, als sie von der Beschaffenheit des Wohnortes herrühren. — Die Staatswissenschaft, oder die

r der Kenntnisse, welche zur Aufrechthaltung des gesellschaftlichen Vereins, ınd Kirche genannt, erfoderlich sind, kann mannigfach eingetheilt werden. hlen diejenige Eintheilung, aus welcher am leichtesten hervorgeht, was der Staatsdiener sich davon aneignen muß, theils als Haupt-, theils als Ne-

a) Theologie oder Kenntniß der Lehren und Gebräuche der Staatsreli- omit in den meisten Staaten das gesammte Unterrichts- oder Schulwesen n ist. Man rechnet dazu Exegese, oder die Kunst, die Bücher der Bibel hen und auszulegen, Dogmatik oder die systematisch zusammengestell' ..t sätze, die christliche Sittenlehre oder die aus jenen Sätzen besonders aus- n Vorschriften, die Kirchengeschichte oder die Kenntniß der Entstehung, ung und Feststellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche verschiedenen darauf sich beziehenden Einrichtungen in christlichen Ländern, ie Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche, und die Erlernung st, diesen Lehren und Gebräuchen theils in öffentlichen Versammlungen, andern vorkommenden Veranlassungen Eingang, Achtung und Beifall zu en: Liturgik, Katechetik, Pastoraltheologie, Polemik, Kanzelberedtsam- w. b) Jurisprudenz, oder Kenntniß der Gesetze und innern Einrichtungen taats und des Verfahrens, sie geltend zu machen. Hierhin gehört das Civil- gerliche Recht, nach welchem die Ansprüche über Mein und Dein, die ein ürger an den andern hat, entschieden werden; das Criminalrecht, welches fen für begangene Verbrechen bestimmt; der bürgerliche und peinliche Pro- cher das in einem Civil- oder Criminalfall zu beobachtende Verfahren vor-

Außerdem gibt es noch eine Menge einzelner Rechte oder Inbegriffe von und Bestimmungen für einzelne Gegenstände, als Lehnrecht, Wechselrecht, , Kirchenrecht, Forstrecht, Kriegsrecht, Staatsrecht u. s. w. c) Finanz- meralwissenschaften, oder die Kenntniß, das zu Erhaltung des Staats erfo- Geld am zweckmäßigsten herbeizuschaffen und zu verwenden; d) Polizeiwis- , oder Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, durch welche die öffent- he, der Wohlstand und die Ehre des Staats gegen andere Staaten gesichert) Kriegswissenschaft, oder die Kenntniß, wie Streitkräfte zu Wasser und zu griffs- und vertheidigungsweise zu gebrauchen sind. Dahin gehört Exercir- moeuvrirkunst, Befestigungskunst, Taktik, Strategie u. s. w. — Die Ma- tik oder Kenntniß von den Eigenschaften der Größen, zerfällt zunächst in die d angewandte. Jene betrachtet die Größe entweder als ein Zeitmannigfal- nd dann heißt sie Arithmetik, oder als ein Raummannigfaltiges, und dann Geometrie, oder sie beschäftigt sich mit nichts weiter als durch allgemeine bestimmten Größen, und dann heißt sie Algebra. Die angewandte Mathe- etrachtet entweder gewisse allgemeine Eigenschaften der wirklichen Dinge, z. B. were, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und die allgemeinen Naturgesetze ßen, und bestimmt sie dem gemäß, oder sie wendet die Sätze der reinen Ma- ik auf wirkliche Fälle an, z. B. in der Mechanik u. s. w. — Die Naturlehre hysik ist die Kenntniß von den Grundeigenschaften aller Dinge in der Na- d den Gesetzen ihrer Veränderungen. Ein besonderer Theil derselben ist die ie (s. d.) — Die Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, d. h. die niß der Eigenschaften der Dinge, zerfällt, wie diese Dinge selbst, in drei Theile, h in Mineralogie (im weitesten die Geognosie einschließenden Sinne des), Beschreibung der unorganischen, Botanik, Beschreibung der organischen, elebten, und Zoologie, Beschreibung der organischen, belebten Dinge in der . Auch die Kenntniß des menschlichen Körpers gehört eigentlich in die Zoo- und als ein besonderer Theil dieser Kenntniß ist die Heilkunde anzusehen, welche it den Krankheiten des menschlichen Körpers und ihrer Heilung beschäftigt. eilkunde zerfällt wieder in die Anatomie und Physiologie, in die Pathologie

(auch Nosologie und Therapie genannt), in die Materia medica (auch Apothekerkun oder Pharmaceutik genannt) und in die Chirurgie oder Wundarzneikun (s. die einz. Art.) — Die Technologie, oder der Inbegriff derjenigen Kenntniß durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, Verarbeitung und Benutzung Naturerzeugnisse zu bestimmten Zwecken am vortheilhaftesten und besten geschie kann man in eine mathematische oder mechanische, in eine chemische und in eine ph sikalische unterscheiden, je nachdem die zu einer gewissen technologischen Arbeit nöt gen Kenntnisse vornehmlich aus der einen oder andern von diesen drei Wissenschaf geschöpft sind. Es gibt mehre Lehrbücher der allgem. Encyklopädie, z. B. v Eschenburg, Weiße („Architektonik aller menschl. Erkenntniß", Heidelb. 181 Jäsche's „Grundlinien zu einer Architektonik und systematischen Universalencycl pädie", Leipz. 1819. Als encyklopädische Tabelle der Wissenschaften ist Töpf „Encyklopädische Generalkarte ꝛc." (Leipz. 1806) achtenswerth.

Endemie (von ἐν und δῆμος, unter dem Volke einheimisch), eine bestimm Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend, oder eines gan Landstrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographischen oder ph schen Lage einer solchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beschäftigu den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund hat. Endemische Krank ten kommen also das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rü sicht auf Wechsel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüsse, welchen sie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Kli jeder Landstrich seine endemischen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So ha die Tropenländer (die südlichen und heißen Länder) besonders eigne Krankheiten Haut, Ausschläge mancherlei Art, weil die beständige Hitze die Verrichtungen Haut in größerer Thätigkeit erhält, und die Säfte nach der Oberfläche des Kör hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausschläge, aber von andrer vor. So ist allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der schlim Aussatz, die Radesyge, eigenthümlich, von der daselbst gewöhnlichen Kälte Nässe, welche die Haut zu krankhaften Äußerungen genelgt macht. Heiße feuchte Gegenden sind die Erzeugerinnen der heftigsten Typhen und Faulfieber, wir an dem in den westindischen Inseln und an den Meeresküsten von Amerika e heimischen gelben Fieber sehen. Den höher und trocken liegenden, besonders nö lichen Ländern, sind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegend welche dem Luftzuge sehr ausgesetzt sind, besonders in gebirgigen Orten, findet n jederzeit Rheumatismen, Katarrhe und das ganze Gefolge von Übeln, welche schneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen volkreichen Städten trifft man die meisten Lungensüchtigen an. In Gegend welche feucht, und doch nicht allzu warm sind, z. B. an Sümpfen oder an gro Flüssen, herrschen die Wechselfieber. In kalten und feuchten Gegenden, z. B. England, Schweden, Holland u. s. w., hat man am ersten und häufigsten den Cr bemerkt u. s. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimisch h schen, können jedoch auch in andern einzeln und selbst epidemisch sich zeigen, w Witterungs- und andre Einflüsse denen gleich kommen, welche in jenen Gegen Ursache der Endemie sind, wenn also jenes Klima gleichsam auf einige Zeit in d Gegend versetzt wird. So sehen wir z. B., daß bei nasser und kalter Witter der Croup selbst in höher gelegenen Gegenden vorkommt; das Wechselfieber zuwei in Orten, wo sie Jahre lang selten sind, doch auch wieder viele Menschen befall daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. s. Endemische Krankheiten können auch unter günstigen Umständen ein ansteckend Gift erzeugen, und sich dadurch nach andern Gegenständen und Ländern, deren Lo und Verhältnisse dazu geeignet sind, verbreiten; dies lehren die traurigen Erfahru gen bei den Wanderungen der Krankheiten, die Verbreitung des Aussatzes von d

inländen nach Europa, die Erscheinung des gelben Fiebers an den spanischen, alienischen Seeküsten, welches durch Schiffe aus Westindien und Amerika gebracht wurde, u. s. w. Es ist nicht ohne Nutzen, die endemische Beschaf- der Länder, Gegenden und selbst der Städte zu untersuchen; man kann dann orkehrungen treffen, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage Ortes zu verbessern. Als z. B. der Leibarzt des Papstes Clemens XI., Lan- ie Sümpfe in den Gegenden von Pesaro u. a. m. reinigen und austrocknen erten die Krankheiten, die von den Ausdünstungen derselben entstanden waren, h auf. Auch ist es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten sehr g, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit engesetzten vertauschen können. So reisen z. B. die Engländer gern nach dem en Frankreich, vorzüglich in die, wegen ihres Klimas unvergleichliche Gegend izza, um sich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den, in kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Brustkrankheiten, von Hypochon- nd Lebensüberdruß zu heilen. So ist den Schwindsüchtigen die Vertauschung ngesunden, mit Ausdünstung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten ftluft mit der reinen Landluft sehr heilsam ꝛc. H.

Endreime (Bouts-rimés), ein Scherz der neuern Reimpoesie. Man t dem Dichter die Reime vor, und überläßt es seiner Einbildungskraft, den n Körper diesem Gerüpp anzufügen, und ihm so viel Seele einzuhauchen, als nöglich ist. Da die Auswahl gewöhnlich die seltsamsten Reime und Ausdrücke so werden diese Kinder der Laune meist burlesk.

Endymion, nach Einigen ein Jäger, nach Andern ein Hirt, noch nach en ein König von Elis. Vom Jupiter, den Viele für seinen Vater ausgege- aben, erbat er sich immerwährende Jugend und Unsterblichkeit. Seine Schön- ührte selbst die keusche Diana (s. d.).

Engel. Es ist unter dem Art. Dämonologie gezeigt worden, auf em Wege die Idee von den Engeln in das Christenthum kam: hier ist übrig, gen, wie dieselbe darin ausgebildet wurde. Man begreift unter ihnen eine mit Menschen in einer nähern Verbindung stehende Art guter Geister. Schon die he Theologie unterschied verschiedene Classen und Rangordnungen derselben; keiner hat sie so genau einzutheilen gewußt, als der Verfasser der himmlischen archie, die man dem Dionysius Areopagita zuschreibt, welcher drei Classen, und der ebenso viele Abtheilungen festsetzt. Nach den Meisten wurden sie lange vor ichtbaren Welt, nach Andern mit Himmel und Erde zugleich erschaffen, und als Gott das Licht schuf und der Geist Gottes auf dem Wasser schwebte. Ihr häft ist, der Gottheit zu dienen, die sich ihrer zur Beförderung ihrer guten cke, als Vorsteher ganzer Völker und Reiche, als Erklärer und Überbringer der te, als Schutzgeister einzelner Menschen und zur Anordnung der einzelnen An- genheiten bedient. Sie werden gedacht als Geister mit einem ätherischen Körper, hes vornehmlich auf der Synode zu Nicäa (787) als Kirchenlehre festgesetzt de, womit aber die lateranensische Synode von 1215, die ihnen Unkörperlichkeit richt, im Widerspruch steht. Die, welche den Körper bloß für eine Bürde oder Gefängniß der Seele halten, und sich einen wunderbar hohen Begriff von reinern stern machen, halten die Engel, um sie zu ehren, für reine Geister, und erklären Erscheinungen derselben aus einem Vermögen, willkürlich Körper und auch rsliche Gestalt anzunehmen; die, welche das geistige Wesen durch einen Körper t für unvollkommen gemacht halten, legen ihnen Körper bei. Als endlichen sen muß ihnen aber auch ein Wohnort zukommen. Die Alten, die sich den mmel als einen großen blauen Saal vorstellten, in welchem Gott mit den Engeln hne, hatten damit keine Schwierigkeit; uns, die wir andre Begriffe von Himmel d Weltall haben, bliebe nichts übrig, als anzunehmen, daß sie, da sie ja doch auf

uns wirken ſollen, unſichtbar neben uns wohnen. Was ihre Namen betrifft, ſo läßt die katholiſche Kirche nur die drei in der heil. Schrift vorkommenden, Michael, Gabriel und Raphael, gelten. Unter den Ketzereien des Aldebertus, welcher im J. 704 auf einer Synode zu Rom unter dem Papſt Zacharias verdammt wurde, war auch die, daß er Engel unter unbekannten Namen angerufen habe, dergleichen Uriel, Ragnel, Tubuel, Jnias, Tubuas, Sabarth, Simiel u. a. m. waren. Ausdrücklich ward erklärt, dies wären nicht Namen von Engeln, ſondern von böſen Geiſtern. Die ſpätern Katholiken haben ſich jedoch hieran nicht gekehrt, und der Katholik Sonnenberg hat, nach Milton's und Klopſtock's Vorgang, andre Engel nicht bloß aufgeführt, ſondern auch benannt. dd.

Engel (Johann Jakob), einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten, geb. zu Parchim 1741, wo er bei ſ. Vater, dem Paſtor, den erſten Unterricht genoß und alsdann die Stadtſchule beſuchte, von wo er nach Roſtock zum Gymnaſium und nachher zur Univerſität kam. Hier machte er die theologiſchen Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande ſeiner Studien. Zu Bützow, wohin er 2 J. ſpäter ging, zog mehr die Philoſophie und hauptſächlich Phyſik ſeinen Geiſt an. In Leipzig ſuchte er ſich der Philoſophie und den Sprachen noch mehr zu widmen. Er erwarb ſich durch Unterricht, Vorleſungen und Überſetzungen ſeinen Unterhalt, und wählte endlich unter mehren den Ruf nach Berlin als Prof. am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er mit großem Beifall lehrte, bald Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften ward, und den größten Theil ſ. Werke ſchrieb. Späterhin, als Lehrer des jetzigen Königs v. Preußen, wurde er dem Vater deſſelben, Friedrich Wilhelm II., bekannter, und von dieſem zum Oberdirector des berliniſchen Theaters ernannt, welche Stelle er aber theils aus Verdruß, theils ſ. ſchwankenden Geſundheit wegen, 1794 niederlegte. Er ging nach Schwerin. Beim Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen kehrte er, auf die Einladung ſ. ehemaligen Zöglings, nach Berlin zurück, und machte ſich um die Akademie der Wiſſenſchaften in mancher Rückſicht verdient; trug durch gemeinnützige treffliche Schriften das Seinige zur allgemeinen Aufklärung bei; genoß die Achtung und den Umgang der vorzüglichſten Männer; ließ ſich ſelbſt durch ſ. Kränklichkeit, da er beſonders an Hypochondrie unendlich litt, nicht zurückhalten, über ſeine Kräfte zu arbeiten, beſchleunigte aber eben dadurch ſein Ende, welches durch eine Reiſe, die er zu ſ. ſich nach ihm ſehnenden Mutter unternahm, herbeigeführt wurde. Er ſtarb in ſ. Geburtsort, 1802. Die Kritik des Geſchmacks und die Theorie der Kunſt verdanken ihm viel. Sein „Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus Platoniſchen Dialogen zu entwickeln", ſein „Philoſoph für die Welt", in welchem er ſ. fein vorgetragenen Bemerkungen über Sitten und Menſchen durch klare und geſchmackvolle Darſtellung neuen Reiz und Stärke verſchafft, weiſen ihm ebenſo wie ſein ſpäterhin geſchriebener „Fürſtenſpiegel", einen bedeutenden Platz unter den philoſophiſchen Schriftſtellern Deutſchlands an; ſ. „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, aus den Muſtern entwickelt", gehören zu den erſten glücklichern Verſuchen der Deutſchen in dieſer Art; ſ. „Ideen zu einer Mimik", mit erläuternden Kupf. von Meil, zeigen ſo viel Scharfſinn, Menſchenkenntniß und Geſchmack, und verbreiten über dieſe Kunſt und über andre damit verwandte Künſte, ſo viel Licht, daß dieſes Buch als Lehrbuch für den Schauſpieler zu betrachten iſt. Als dramatiſcher Schriftſteller iſt er durch ſeinen „Edelknaben", „Der dankbare Sohn" ꝛc. bekannt. In ſ. trefflichen Zeit- und Sittengemälde, „Lorenz Stark", ſetzte er zugleich ſ. Großvater Brauſch, einem reichen Kaufmann und Rathsherrn in Parchim, ein bleibendes Denkmal. Seine Schriften ſind geſammelt erſchienen Berlin 1801 — 06, 12 Bde.

Engelsburg, ein altes, rundes, ſtarkes und vom Papſt Alexander VI zu Ende des 15. Jahrh. zu einer Citadelle eingerichtetes Gebäude in Rom, zu welchem eine Brücke (die Engelsbrücke über die Tiber) führt. Kaiſer Hadrian hat

Palaſt zu ſ. Grabmale erbaut, daher wird er lateiniſch moles Hadriana ge-
Sie war ganz mit Statuen umgeben, wovon man im Graben (unter Ur-
III.) den ſchönen ſchlafenden Faun fand, den man nachher im Palaſt Barbe-
vunderte. Die Tumba des Kaiſers war aus Porphyr. Innocenz II. be-
e ſie zu ſeinem Grabmal, und man findet ſie im Lateran. Crescentius ver-
e ſich darin gegen den Kaiſer Otto III. (985), und das Gebäude erhielt ſeit-
n Namen turris Crescentii. Ihre jetzige Benennung hat die Engelsburg
r bronzenen Bildſäule eines Engels, welche ſchon Benedict XIV. ſoll haben
oberſte Spitze des Gebäudes ſetzen laſſen, nach dem Modell von Pet. Ver-
t aus Gent.

Enghien (Louis Antoine Henri v. Bourbon, Herzog v.), geb. zu Chan-
2. Aug. 1772. Sein Lehrer war der berühmte Abbé Millot. Schon 1789
der Herzog ſein gährendes Vaterland, durchreiſte verſchiedene europäiſche Län-
d kam 1792 nach Flandern, um unter den Befehlen ſ. Großvaters den Feld-
itzumachen. Von 1796 — 99 commandirte er mit Auszeichnung die
zarde des Condé'ſchen Corps, das nach dem Frieden von Luneville aufgelöſt
Dann begab er ſich (1804) aus Liebe zur Prinzeſſin Charlotte v. Rohan-
ort nach Ettenheim, im Badenſchen, wo er als Privatmann lebte. Er war
heimlich verheirathet. Um dieſe Zeit umgaben den erſten Conſul Nachſtel-
aller Art; doch der Prinz enthielt ſich jeder Theilnahme an denſelben, obwol
m gewußt haben kann. Indeß hatte Bonaparte durch die Bekenntniſſe eines
n Querelle und den von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Brief-
der Herrn Michaud und Marguerite mit den königl. Prinzen, ziemlich ver-
e Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, ſich des franz.
s zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze
ternehmung ſtänden, daß England ſie kräftig unterſtütze. Auch vermuthete
eheime Polizei, der Prinz ſei verkleidet in Paris geweſen, was ſich jedoch ſchon
: Verhaftung des Prinzen widerlegte. Staatsrath Réal, der die Unterſuchung
Verſchwörungsſache führte, ließ ſich durch einen nach Ettenheim geſchickten
täuſchen, der ihm ſagte, daß der Prinz öfter geheime Reiſen mache und daß
General Dumouriez (es war der Marquis Thumery) bei ſich habe. Bona-
glaubte alſo, ſich des Prinzen bemächtigen zu müſſen, den er als Mitglied des
s anſah, und aus deſſen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu
nde ward der General Ordoner nach Strasburg geſchickt, welcher die Verhaf-
es Herzogs und aller Perſonen ſeines Gefolges einem Escadronchef von der
rmerie übertrug. Nachdem dieſer am 14. März durch einige Gendarmen
ge des Hauſes, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundſchaften laſſen,
in der darauf folgenden Nacht daſſelbe durch 3 — 400 Mann, theils Solda-
heils Gendarmen, umringen. Der Herzog wollte ſich vertheidigen. Aber
ermacht war zu groß, und ſo wurden der Herzog und Thumery, den man für
ouriez gehalten hatte, ein Oberſt v. Grundſtein, ein Lieutenant Schmidt, ein
Namens Weinbrunn, und 5 Domeſtiken verhaftet und nach Strasburg ge-
Dies geſchah mit ſolcher Eilfertigkeit, daß man den Gefangenen nicht ein-
claubte, ſich völlig anzukleiden. Am Morgen des 18. ward die Reiſe mit dem
g nach Paris fortgeſetzt; als man am 20. gegen Abend vor den Thoren der
tſtadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach Vincennes zu
n, wo er nach einem Conſularbeſchluß (Cambacérès hatte jedoch anfangs wider-
ien) durch eine Militaircommiſſion gerichtet werden ſollte. Murat war Gou-
ur von Paris; daher lag ihm ob, dieſe Commiſſion zu ernennen. Auch er ſoll
en beim erſten Conſul Vorſtellungen gemacht haben. Präſident der Commiſ-
die ſich am Abend des 20. zu Vincennes verſammelte, war der General Hulin.
Gendarmen commandirte Savary. Erſchöpft von Hunger und Ermüdung,

war der Prinz kaum auf einem elenden Lager eingeschlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand 8 Officiere zum Kriegsgericht versammelt. Die Richter, anfangs unschlüssig, fällten um 4 Uhr zwar das Todesurtheil, weil der Prinz eingestand, daß er die Waffen gegen Frankreich getragen habe und daß er von England monatlich 950 Guineen bekomme; allein der Präsident Hulin war eben in Begriff, auf des Prinzen Verlangen, der eine Privataudienz bei dem ersten Consul wünschte, deßhalb noch an Bonaparte zu berichten, als Savary, der hinter des Präsidenten Stuhle stand, erklärte, das Geschäft der Commission sei geendigt. Darauf ließ Savary schon um 4½ Uhr Morgens den 21. März das Urtheil im Graben des Schlosses durch Gendarmes d'Elite vollziehen. Der Unglückliche verlangte, daß man der Prinzessin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zustellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag, aber ein Officier riß ihm Alles mit den Worten aus den Händen: „Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen". Der letzte Augenblick kam; der Herzog stand und sprach mit unerschütterlicher Fassung zu den Gendarmen: „Wohlan, meine Freunde!" In diesem Augenblicke fiel der Prinz. — Fleury de Chaboulon, vormals Napoleons Cabinetssecretair, erzählt: „Die Kaiserin Josephine und die Prinzessin Hortense beschworen Napoleon, dem Herzog das Leben zu lassen. Cambacérès und Berthier stellten ihm aufs eindringendste die schreckliche Nutzlosigkeit der beabsichtigten Verurtheilung vor. Er schien zu schwanken, als schon die Todesnachricht ankam. Ein so schnelles Verfahren hatte Napoleon selbst nicht erwartet; er hatte sogar dem Hrn. Réal befohlen, den Herzog zu verhören". Napoleon hat in s. „Mémoires etc." Talleyrand beschuldigt, daß er ihm den Brief des Prinzen erst nach der Hinrichtung gegeben habe; allein der Prinz hat keinen Brief geschrieben. Talleyrand hatte bloß die geheime Expedition nach Ettenheim und Offenburg gewußt und deßhalb an den badischen Staatsminister geschrieben. Caulaincourt (s. Vicenza) führte die Expedition nach Offenburg aus, und sandte Talleyrand's Schreiben nach Karlsruhe. Savary's Schrift „Sur la Catastrophe de M. le duc d'Enghien" (Paris 1823), welche auf Talleyrand den Verdacht der Theilnahme warf, veranlaßte mehr als 2 verschiedene Schriften. Talleyrand hat sich bei dem König Ludwig XVIII. gerechtfertigt. Dupin hat die Actenstücke bekannt gemacht und das Gesetzwidrige in dem Verfahren der von Murat ernannten Militaircommission aufgedeckt. Der General Hulin, hat dies selbst öffentlich zugegeben. Nach ihm fällt die Schuld der Beschleunigung der Vollziehung des Urtheils ganz auf Savary. Vgl. „Hermes" Nr. XXII. S. 345 fg. Ludwig XVIII. und die Kammern haben dem Herzog ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes setzen lassen.

England, der südliche Theil Großbritanniens (s. d.) begreift das eigentliche England, das Fürstenthum Wales, die Insel Man und die Normannischen Inseln, zusammen 2740 □Meilen. Die dasselbe umgebenden Meere bilden eine Menge von Meerbusen, Baien, Buchten und Häfen. England hat funfzehn schiffbare Flüsse. Die vornehmsten sind: die Themse (Thames), welche erst bei Hentley, an der Grenze von Berkshire, diesen Namen erhält, da sie vorher die Isis heißt; der Trent, welcher nach seiner Vereinigung mit der Ouse den Namen Humber erhält; die Severne und die Mersey. Eine Menge Canäle sind zur innern Verbindung des Landes angelegt. (S. Canäle.) An Seen ist England nicht reich; die größten liegen im nördlichen Theile. Der größte englische Landsee ist das Windermer-Meer, mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten seiner Inseln. Noch reicher an romantischen Gegenden ist der See Derwent-Water, mit schönen Wiesenflächen und steilen Felsen umgeben. Auch findet man in einigen Gegenden Sümpfe und Torfmoore, besonders in Lincoln. Der Boden ist theils eben, theils gebirgig. An der südlichen Küste ziehen sich niedrige Hügel, an der südöstlichen Küste Kreideberge hin, und in den nordöstlichen Provinzen, Norfolk und Lincoln

sich der Boden kaum über das Meer, und enthält Marschländer. Von dem
chsten Punkte Englands an zieht sich an der westlichen Küste ein immer
ufsteigendes Gebirge, das sich, bald mehr, bald weniger, der Mitte des Lan-
hert, und das man das Gebirge von Cornwall nennt. Es nimmt einen
en Lauf, theilt sich in mehre Zweige, neigt sich nach der Westküste, macht
lichen Grafschaften gebirgig, und schließt sich fast an das Gebirge von Wales
sen höchster Gipfel, der Snowdon, sich 3456 Fuß über das Meer erhebt.
auptgebirge Englands ist der Peak, dessen Kette sich durch die Grafschaften
Lancaster und York erstreckt, und besonders in Derbyshire äußerst anziehende
t mit den merkwürdigsten Höhlen, darunter die berühmte, mit den schönsten
ften bedeckte Höhle von Castleton, bildet. Diese Gebirgsgegenden sind
n Wundern der Natur. Die höchsten Gipfel des Peakgebirges sind der
Fuß hohe Wharn und der 3987 Fuß hohe Ingleborough. Es erstreckt sich
das Cheviotgebirge, welches die Grenze mit Schottland macht. Das Klima
nds ist feucht und veränderlich, ohne heitern Himmel, aber nicht ungesund.
nigen Ländern erreicht der Mensch ein so hohes Alter, und erlangt eine solche
rstärke, als in England. Sowol Hitze als Kälte sind sehr gemäßigt, und
inter ist milder als in jedem andern Lande unter gleicher, und selbst unter ge-
r Breite. Der Frost hält selten länger als 24 Stunden an, der Schnee ver-
det in wenigen Tagen, und das ganze Jahr hindurch dauert das Vieh unter
Himmel aus. Im Ganzen ist der Boden sehr fruchtbar, zum Getreidebau und
ehzucht geeignet, und mit dem reizendsten Grün bedeckt; doch findet man
7 Mill. Acres Halden und unangebaute Gegenden. Die Erzeugnisse sind:
hes Rindvieh, so stark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, vor-
gute Pferde, viele Schafe, welche nächst den spanischen die feinste Wolle
, Schweine in Menge, große und starke Hunde, vieles Federvieh, besonders
, die man bis zu einer Schwere von dreißig Pfunden mästet, ein großer Reich-
von Fischen, Austern und Hummern; Raubwild gar nicht, und Speisewild
enig. Man baut Getreide, mehr Weizen, weniger Roggen, sehr gute Gerste,
he Gartengewächse, Flachs, wenig Hanf, hinreichenden und guten Hopfen,
n, Süßholz, Rhabarber, Obst von vorzüglicher Größe, aber wässerig; statt
eins, welcher wegen des vielen Regens und der häufig bedeckten Luft fehlt,
t man Cider. Den Mangel an Brennholz ersetzt der unerschöpfliche Reich-
an Steinkohlen; Bauholz wird eingeführt. Kein europäisches Land liefert
und so gutes Zinn; ferner hat England Blei und Kupfer in Menge, vieles
Wasser- und Reißblei, Arsenik, Zink, Antimonium, Kobalt, Galmei, die
Walkererde, Porzellanerde, Töpferthon und Pfeifenerde, Salz, welches je-
nicht zum Bedarf hinreicht, treffliche Bausteine, Schwefel, Vitriol, Alaun,
fer, Kreide, Alabaster, Granit, Porphyr, Marmor, Feuersteine, minerali-
Wasser. — England hat, nach Verhältniß seiner Größe, eine starke Bevölke-
. Im eigentlichen England zählt man 9,539,000 und in Wales 607,380
. Die Engländer (Nachkommen der alten Angeln und Sachsen), sind ein
r und kräftiger Menschenschlag, deren Sprache, eine Tochter der plattdeut-
mit vielen lateinisch-friesisch-französischen und britischen Wörtern vermischt
Die Walliser sind Überbleibsel der alten Briten, welche in Wales und auf der
Man sich unvermischt erhalten haben, durch Gastfreiheit, Gutmüthigkeit
Geselligkeit sich von dem ernsten, zurückhaltenden und ungeselligen Engländer
cheiden, aber sich in Armuth, Unwissenheit und Aberglauben befinden. Ihre
che ist die alte kymrische, dieselbe, die noch unter den Einwohnern von Bre-
geredet wird. Auf den normannischen Inseln leben Franzosen, die ein ver-
tes Französisch reden. Die herrschende Religion in England ist die Hochkirche,
fliche, anglikanische (s. d.). Die Regentenfamilie und die hohen Staats-

bediente müſſen ſie bekennen. Alle übrige Religionsverwandte genießen freie Duldung; man findet daher Katholiken, Lutheraner, Independenten, Arminianer, Arianer, Socinianer, Quäker, Methodiſten, Mennoniten, Herrnhuter und Juden. — Die Hälfte der Einw. lebt in Fabriken. Der Reichthum und Aufwand der Großen, der ſtarke Abſatz nach den Colonien und andern Ländern, der Reichthum der Fabrikunternehmer, die bewundernswürdige Maſchinerie, die der Engländer in ſeinen Kunſtarbeiten anwendet, wodurch er eine Menge Hände erſpart, und die Waaren, ungeachtet ihrer Vollkommenheit, dem Ausländer zu einem geringern Preiſe liefert, als dieſer ſie in ſeinem Vaterlande kauft, haben den Gewerbfleiß auf eine ſo hohe Stufe der Vollkommenheit und Ausbreitung erhoben. Das jährliche Arbeitserzeugniß der Fabriken wird, nach Abzug der rohen Stoffe, auf mehr als 114 Mill. Pf. St. und der reine Gewinn auf 27 Mill. Pf. St. geſchätzt. Die wichtigſten Fabriken ſind in Baumwolle, welche weit über 1 Mill. Ctn. Baumwolle verarbeiten, in Wolle, für welche nicht einmal die große Menge der inländiſchen Wolle zureicht, in Leder, Eiſen, Stahl, Meſſing, Kupfer, Zinn. Porzellan und Fayence, Glas, auch in Seide, Leinwand und Papier. Die Leder- und Stahlarbeiten werden faſt nirgends von der Güte und Schönheit gemacht. Man verfertigt in gleicher Vollkommenheit eiſerne Schiffe, Wagen und Brücken, wie die feinſten Stahlfedern und Uhrketten, und vortreffliche mathematiſche, chirurgiſche, optiſche und phyſikaliſche Inſtrumente. Berühmt ſind die Eiſengußwerke, die großen Gußſtahlfabriken und die Fabriken der plattirten Waaren. Die kurzen Waaren von Birmingham ſind in- und außerhalb Britannien die geachtetſten. Unter den Porzellanfabriken ſind die von dem berühmten Wedgwood am bekannteſten. Die Glasſchleiferei wird mit ſeltener Kunſt getrieben; berühmt ſind die Luxusartikel aus dem Kryſtallglaſe. (S. Engliſche Waaren.) Die Zuckerſiedereien, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien ſind gleichfalls ſehr wichtig. Zur Beförderung des Handels tragen die vortheilhafte Lage nebſt den vielen Häfen, die ſo hoch geſtiegene Induſtrie, die wichtigſten Beſitzungen in andern Welttheilen, die große Londoner Bank (ſ. d.), nebſt den vielen Provinzialbanken, die Aſſecuranzgeſellſchaften, die in jeder großen Stadt vorhanden ſind, die Handelsverträge mit faſt allen handelnden Nationen, und die Handelsgeſellſchaften bei, worunter die oſtindiſche die wichtigſte iſt. Seit dem Frieden hat jedoch der britiſche Fabrikhandel ab- und das Elend der arbeitenden Claſſe zugenommen. London hat faſt ein Drittheil des ganzen engl. Handels in Händen; dann folgen Liverpool, Briſtol, Hull ꝛc. England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafſchaften; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt iſt, die Inſel Man und die normanniſchen Inſeln (23 □M., 53,000 E.) im Canale: Jerſey, Guernſey, Sarke und Alderney (franz. Aurigny), das einzige, was England von ſeinen ehemaligen Eroberungen in Frankreich gerettet hat.

Dieſer beſchränkte Boden Altenglands enthält in ſich alle Keime der Kraft des reichen britiſchen Volkslebens und der Größe des britiſchen Weltreichs. Alle Nebenländer des britiſchen Reichs, von Wales, Irland und Schottland an, haben die Einrichtungen, durch welche es ihnen möglich wurde, an jener Kraftentwickelung Theil zu nehmen, von England empfangen, und ſich zum Theil ſchon früher angeeignet, ehe ſie ſelbſt mit dem engliſchen Staate vereinigt wurden. Forſcht man der Geſchichte dieſer Volkserziehung nach, ſo iſt es der Geiſt der altſächſiſchen Verfaſſung, welcher noch jetzt im Volke und im Staate lebendig fortwirkt, welcher das Altbritiſche bis auf wenige Spuren verdrängt, der rohern Kraft der Dänen, wie dem Ritterthum der Normannen widerſtanden, und dieſe ſeine Überwinder ſelbſt beſiegt hat. Es iſt der Charakter eines freien Gemeindeweſens, von welchem jenes Zuſammenwirken aller Kräfte des Volks, jener Gemeinſinn ausgegangen iſt, welchem nicht nur England ſelbſt ſeinen Wohlſtand und ſeine Macht verdankt, ſondern

t auch überall, wo er von England aus Wurzel gefaßt hat, dieselbe üppige
ationskraft wie in dem Mutterlande bewiesen hat, und ferner beweisen wird.
was die Welt bewegt, ist nur ein Streben nach Dem, was England bisher
und immer deutlicher tritt hervor, daß England der Punkt ist, von welchem
Schicksal der Welt seine fernere Richtung empfangen muß. Es erzieht in sei-
olonien selbständige Staaten, von welchen sich die Grundlagen seiner Einrich-
immer weiter verbreiten, und selbst, wenn das ursprüngliche Gebäude in
rschütterungen des Mutterlandes zur Ruine werden sollte, so werden jene
destoweniger ihren Lauf durch die alte und neue Welt fortsetzen. Die franz.
ution ist ja selbst nichts Andres als eine Wiederholung Dessen, was früher in
nd geschehen ist; manches von Dem, was in Frankreich ein Theil als Resul-
rfellen festzuhalten sucht, was ein andrer bekämpfte, haben die Engländer auf
e Weise errungen. Aber die wichtigsten ihrer öffentlichen Einrichtungen sind
Früchte des Kriegs, sondern des Friedens, sie stammen aus einer frühern Zeit
nd in den innern Kämpfen des Volks, selbst gegen Johann, Heinrich III.,
. und Jakob II. nur erhalten, nicht erworben worden. Daher klebt ihnen
ntheils auch der Rost eines rohern Zeitalters noch an, man ist aber dort allen
ungen so abgeneigt, daß man lieber große Unbequemlichkeiten erträgt, selbst
ende Mißbräuche und Ungerechtigkeiten duldet, ehe man die Hand an Ver-
ngen zu legen wagt, deren Ende man auch bei dem unbedeutendsten Anfange
laubt absehen zu können. Eine Repräsentation, deren Wählart an das Un-
te grenzt; eine Rechtspflege, welche in bürgerlichen Rechtssachen fast ein lee-
ort ist; eine Strafgesetzgebung, in welcher sich die Übertreibungen eines leiden-
ch gespannten Zustandes vorübergegangener politischer Unruhen verewigt ha-
nd in deren Handhabung Willkür, Parteigeist und Volksvorurtheile sich thei-
in System bürgerlicher Gesetze, in welchem das Grundeigenthum mit solchen
belastet ist, daß es keinen Rechtsgelehrten gibt, welcher die gewöhnliche Form
ertragung (common recovery) durch die Irrgänge der Praxis mit vollkom-
Sicherheit durchzuführen versprechen kann: alles Dies wird ertragen, um
t an das alte Gebäude zu rühren. Und doch, wenn das Gebäude zu schwan-
eint, so sind es nicht dessen Hauptmauern und Pfeiler, welche in ihren Grund-
noch unerschüttert sind, es ist nur die innere Anlage der Gemächer. Die
ängung der Masse des Volkes aus allem Antheil am Grundeigenthum, das
äß der Armuth und des Reichthums ist es, welches sich wieder in das früher
wene naturgemäße Gleichgewicht zu setzen sucht, und es ist auch der herrschen-
ärtei von Landeigenthümern und Staatsgläubigern sehr wohl bekannt, daß
t den Staat, sondern nur sich selbst zu vertheidigen gezwungen sein können.
eigt sich, wie richtig Montesquieu sah, als er die Mäßigung für die Cardinal-
der Aristokratie erklärte. Mäßigung ist der Grundton in der innern Politik
nds. Alle öffentliche Lasten zu mindern, den Zustand des Volkes durch ge-
Behandlung in so weit zu verbessern, daß es nicht von Verzweiflung zu gewalt-
Mitteln getrieben werde, dies ergibt sich selbst aus dem ministeriellen „State
nation" als die Aufgabe, welche sich das Ministerium gesetzt hat. Im
tlande scheint dieses Ziel noch einigermaßen erreichbar zu sein, dagegen an dem
zerrütteten Zustande Irlands desto rettungsloser zu scheitern. Hier ist nur
ründlichen Reformen zu helfen, nicht mit jenen kleinen Nachgiebigkeiten und
fferungen, durch welche die englische Aristokratie (indem sie z. B. die Pacht-
vermindert) nur einem kleinen Theile ihres Gewinnes entsagt. Selbst in der
ärtigen Politik ist Moderation das Losungswort Englands geworden. Nach-
s 30 J. lang an der Spitze aller Coalitionen gegen das revolutionaire Frank-
estanden und in diesem furchtbaren Kampfe alle Kräfte des Volks aufgeboten
schöpft hatte, leistete es gleichsam Verzicht auf den Lohn dieser Anstrengungen

und seiner Siege. Es zog sich von dem fernern, zum Theil schon als leichter e probten Kampfe gegen das revolutionaire Princip zurück; es überließ andern Mäch ten die entscheidende Stimme in den Angelegenheiten Europas; es hinderte selbs diejenigen Maßregeln nicht, welche seine Regierung öffentlich mißbilligte, es be schränkte sich auf die strengste Neutralität. Erst 1825 und 1826 als die Weltbe gebenheiten in Amerika und in Portugal einen größern Charakter annahmen, ga es seine unthätige Neutralität auf. Aber, wie auch die Schicksalslooſe fallen mö gen, so viel ist gewiß, daß England selbst bei einem passiven Verhalten, durch da Vorbild seiner Institutionen einen größern Einfluß auf die Entwickelung der Staa ten auszuüben fortfahren wird, als der bloßen Waffengewalt und physischen Übe macht je möglich ist. Daher werfen wir nunmehr einen Blick auf das Einzel dieser Einrichtungen und ihre Gestaltung in der neuesten Zeit.

I. Bevölkerung, Volksverfassung, Adel. Das britische Reic enthielt (1826) auf 182,479 □M. 136,500,000 Einw., wovon 5554 □M mit 21,396,000 E. auf Europa kommen. Es nimmt also, wenn auch bloß sein europäische Volkszahl in Anschlag gebracht wird, unter den übrigen Staaten Euro pas eine der ersten Stellen ein. Nach den officiellen Angaben betrug seine Volk menge 1825 in England 12,422,700; Schottland 2,113,600; Irland 6,950,000 Gibraltar, Helgoland und Malta 110,300; mit Hinzurechnung der Armee un Marine (640,500 M.). Schon Lowe („The present state of England", Lon don 1822), schätzte die Gesammtvolksmenge Großbritanniens und Irlands a 21,500,000. Hiernach nimmt das britische Reich in Europa nach Rußland (3 Mill.), Frankreich (30 Mill.) und Östreich (29 Mill.) die vierte Stelle ein; wen man aber seine außereuropäischen Unterthanen (nach Colquhoun's „Treatise of th wealth, power and resources of the British Empire", 1813, 4., 42 Mil freie Eingeborene und 576,346 leibeigne Neger, ohne die mittelbaren Unterthan in den Vasallenländern) hinzuzählen wollte, so würde ihm die erste Stelle gebühre In Hinsicht auf die Dichtigkeit der Bevölkerung stehen die Hochlande von Schot land, freilich ein rauhes Gebirgsland, noch unter der Türkei, indem diese auf d engl. □Meile 50 Einw., jene nur 30 Einw. enthalten (das europäische Rußla 23, Deutschland 90 — 170, Frankreich 150, das untere Italien 150 — 15 Oberitalien 219); England selbst aber (232 Einw. auf der engl. □M., Italie 237 Einw.) wird nur von Holland (362 Einw.), Flandern (420 und in Ostfla dern sogar 554 Einw.) übertroffen. Aber in Ansehung Dessen, was jene 21 Mil der Hauptländer dem Staate leisten, kann kein andres Volk die Vergleichung m ihnen aushalten. Abgesehen von Allem, was in England und Schottland dur freiwilliges Zusammenwirken ausgerichtet wird, kommen in England an öffentliche Abgaben auf jeden Kopf im Durchschnitt jährlich 63 Schillinge (in Irland nur 1 Schill.), während in Rußland auf den Kopf jährlich 9¼ Schill., in Östreich 1 Schill., in Preußen 13 Schill., in Frankreich 24 Schill. kommen. Man würd sich irren, wenn man von diesen Leistungen dem Handel oder den Colonien den grö ßten Theil zuschreiben wollte. Wenn man mit Colquhoun und Lowe das gesamm Nationalcapital auf 2200 Mill. Pf. St. annimmt, so kommen davon 1400 Mil auf Grundeigenthum und Betriebscapitalien des Landbaues, und nur 300 Mil auf die im Handel steckenden Capitalien. (400 Mill. sind auf Wohnhäuser und an dre Gebäude gerechnet, von welchen ein verhältnißmäßiger Theil dem Handel, ab doch bei weitem das meiste dem Landbau angehört, das im Bergbau angelegte Ca pital ist auf 65 Mill. und das in Canälen, Straßen und Hochwäldern steckende au 45 Mill. angeschlagen.) Das Capital des Handels und der Manufacturen verhä sich also zu dem in dem Landbau stehenden Vermögen wie 3 zu 14. Den Werth der jährl. neuen Production berechnete Colquhoun für 1812 auf 430 Mill., wovo dem Land- und Bergbau die größte Hälfte mit 226 Mill., dem Handel und de

facturen aber etwa 204 Mill. zufallen. Hingegen in Hinsicht auf die Zahl jedem dieser beiden Zweige beschäftigten Familien würde nach Colquhoun's n der Handel und die Manufacturen ein Übergewicht haben, da ihm unge- Mill., dem Ackerbau nur 6 Mill. Menschen angehören sollten. Allein da nds Bevölkerung viel zu niedrig angenommen hat, und dort die meisten mit dem Ackerbau beschäftigt sind, so scheint doch dem Landbau die größere geschrieben werden zu müssen. Jedenfalls würde auch Handel und Gewerbs- nicht zu jener außerordentlichen Höhe erhoben haben, wenn nicht die ganze außerordentliche Kraft entwickelt hätte, und diese Kraftentwickelung verdankt ihren bisherigen glücklichen innern Verhältnissen. Zweierlei ist in dieser ng besonders zu bemerken, die vortheilhafte Stellung des englischen Adels große Freiheit, welche dem Wirken eines Jeden, sowol einzeln als auch ver- Andern, durch die Staatsverfassung gesichert ist. Durch die erste sind alle ntzweiungen der Nation vermieden, oder doch bald wieder geheilt worden; e zweite hat sich jene allgemeine Richtung auf das Gesammtwohl, jener Ge- rzeugen können, welchen man als einen eigenthümlichen Zug des englischen lcharakters zu rühmen pflegt, welcher aber überall einheimisch werden wird, ein freier Spielraum gegönnt ist.

ie englische Volksverfassung hat ebenfalls die drei Stände, welche andern europäischen Ländern antrifft, I. den Herrenstand oder hohen Adel, ility; II. die Ritterschaft, den niedern Adel, Gentry, und III. den Bür- , die Commonalty; die Geistlichkeit macht keinen eigentlichen Stand im s, sondern gehört in ihren verschiedenen Stufen allen dreien an. Die setze und Sitten erkennen jedoch nur zwei Stände, den Adel, unter welchem hohe Adel verstanden wird, und die Gemeinen, zu welchem auch der niedere ört. Dieser Standesunterschied bringt keine Spaltung in den Verhält- s Volkes hervor, weil die Familien des Adels durchaus mit dem Bürger- rschmolzen bleiben, da das Adelsvorrecht nur immer auf den ältesten Sohn , weil der Weg zu den höchsten Stellen und Würden dem Verdienste we- gesetzlich, und in den wichtigsten Zweigen des öffentlichen Dienstes auch offen steht, und weil der Adel kein Vorrecht genießt, durch welches in dem ligen ein vernünftiges Selbstgefühl beleidigt, oder in den Leistungen für mmtheit das Gesetz der Gleichheit verletzt würde. Die Stellung aller gegen einander ist durch die Verfassung so gut geordnet, daß ein Jeder im- der des Andern bedarf, und der Vornehme den schönsten und belohnendsten nes öffentlichen Wirkens nur durch Gunst und Vertrauen der Geringern er- ag. Der niedere Adel aber, welcher in manchen andern Ländern durch ndern Standesinteressen und Vorzüge in ein feindseliges Verhältniß gegen versetzt wird, ist in England weder staatsrechtlich noch factisch von dem lande getrennt. Er ist mit ihm im Hause der Gemeinen vereint, und was Fleiß, Glück, Wissenschaft oder Talent über die gemeine Masse erhebt, e Adelsbrief, nicht durch die Gunst der Menschen, sondern durch sein Ver- urch die Gunst des Schicksals, von Rechtswegen, in seine Reihen. Nie Engländern eingefallen, die höhern kirchlichen Würden, wie bei uns die rnstellen, oder Staatsämter, von der Geburt abhängig zu machen; nie- sich ihr Adel dadurch von der Natur zu trennen versucht, daß er auch von ter Seite adelige Abkunft erfodert, oder davon die Successionsfähigkeit in güter und die höchsten Adelswürden abhängig gemacht hätte. England in neuern Zeiten zwei Königinnen auf dem Throne gesehen (die Königinnen nd Anna), deren Mutter (Anna Hyde, erste Gemahlin Jakobs II., ver- n Geheim 1659 und anerkannt 1661) die Tochter eines vormaligen bloßen n, des berühmten Eduard Hyde, nachherigen Großkanzlers und Grafen

v. Clarendon, war. Spätere ähnliche Fälle sind selbst in der königl. Familie noch vorgekommen, und in andern werden sie durch die Sonderbarkeit des schottischen Rechts, welches heimliche und ohne älterlichen Consens geschlossene Ehen zwar bestraft verbietet, aber die einmal geschlossenen doch für gültig erklärt, noch erleichtert. (S. Gretna Green.) Keine Steuerfreiheit, keine Ungleichheit vor dem Gesetze macht den Adel zu einer Beschwerde für die übrigen Bürger; nur von manchen Gemeindediensten sind die wenigen Lords frei, und ihr Recht, von dem Oberhause des Parlaments in Criminalsachen gerichtet zu werden, ist, weil die Gerechtigkeit nicht weniger streng als gegen Andre, wol aber noch viel kostbarer ist, kein Gegenstand des Neides. In der Bildungsgeschichte des engl. Adels spricht sich jenes Grundgesetz aus, welches man in dem ganzen Gange der engl. Gesetzgebung und Verfassung findet: treues Festhalten an den alten Einrichtungen, verbunden mit allmäligem zeitgemäßen, wiewol etwas langsamen Fortbilden. Der jetzige Adel trägt noch manche Züge von dem, was er schon unter den Angelsachsen war. Eigentlichen Erbadel in unserm Sinne kannten diese freilich nicht; ihre Atheling die erste Classe der Vornehmen, waren nur die Mitglieder der königl. Familien, und selbst von diesen konnten vielleicht nur die Söhne und Enkel eines Königs dazu gerechnet werden. Der Erzbischof des Landes hatte vermöge seiner geistlichen Würde nicht wie man in neuern Zeiten oft sagt, als Landbesitzer, mit ihnen gleichen Rang, gleiches Wehrgeld, gleiches Recht. Das Land war in Kreise oder Gaue getheilt (Shires, später Comties, Grafschaften), an deren Spitze ein Ealdorman (Senator, von den Dänen Lord genannt) stand; aber als königl. Beamter ohne Erblichkeit. Unter den Freien genossen die Diener des Königs und der Vornehmen, die Thane, ausgezeichnete Rechte, aber auch ihr Stand war keineswegs erblich abgeschlossen; auch der bloße Landbauer (Ceorl) konnte sich dazu erheben, wenn er 5 Hyd Land besaß, eine eigne Kirche, einen Glockenthurm, eine Halle, einen Gerichtstuhl im Burgthor unterhielt, und sich in der allgemeinen Versammlung bei dem Könige einfand. Der Kaufmann erlangte die Würde eines Thans, sobald er auf seine Kosten drei Seereisen gethan hatte, und wer nur ritterliche Waffen sich anschaffen konnte, um den König von einem Sitz (Manor) zum andern zu begleiten, hatte auch ohne Landeigenthum schon eine Mittelstufe zum Than erreicht. Freie Bauern in mannigfaltigen Colonatverhältnissen (Ceorls, Cotsets, Bovarii, Bowers, Bur das deutsche Bauer) und leibeigne Diener, sowol zum persönlichen Dienste, als zum Landbau (Theowmen, Esne, bei den Sachsen, Thraels bei den Dänen genannt) machten die übrige Masse des Volks aus, deren Unterscheidungen aber um so mehr durch einander fließen mußten, als das Aufsteigen vom Leibeignen zum Freien, vom Freien zum Than und zum Ealderman oder Grafen, einem Jeden möglich war. Gegen das Ende der angelsächsischen Periode mögen sich alle diese Würden- und Standesunterschiede dem erblichen Abschließen allerdings schon sehr genähert haben, und die normännische Eroberung vollendete dasselbe, sowie sie selbst dadurch, indem sie diese Tendenz der Zeit ergriff und benutzte, vorbereitet worden war. Die Statthalterschaften der Kreise, die Comitate, wurden erblich und lehnbar, aber eben dadurch in dem Laufe eines Jahrh. zu bloßen Würden. Unter König Johann war schon die Earls nichts, als die erste Classe der Barone, zwar in der Regel mit großem Landbesitz, aber ohne eigentliche Grafschaft, ohne Grafenamt. In dieses rückten die bisherigen zweiten Beamten des Kreises, die Vorsteher, Richter und Schutheißen der Gemeinde des Kreises, die Shire-gerefan, Vice-comites, Exactores, Reeves der Shire, Gau-Grafen), die engl. Sheriffs (das deutsche Gräf, Graf) sind und haben sich bis in die heutige Zeit dabei erhalten. (Vgl. Graf.) Alles Grundeigenthum mußte die Lehnsherrlichkeit der normännischen Könige anerkennen, alle Verhältnisse befestigten sich zur Erblichkeit, auch die Bischöfe und infulirten Äbte traten in die Reihe der Barone ein. Die sämmtlichen zu Kriegsdienst von ihren

i verpflichteten Lehnbesitzer machten den Ritterstand aus, aber aus ihnen en) ein Herrenstand von zwei Classen, Grafen und Baronen, welcher im Be persönlichen Erscheinens in dem Reichsrathe (dem Parlamente) blieb, wäh e Ritterschaft denselben nur durch Abgeordnete beschickte. Daß sich unter Veränderungen die Zahl der freien Landwirthe verminderte, und freie Zins i gehörigen Gutsunterthanen gemacht wurden, war nicht anders zu erwarten; ar die Bürgerschaft, vornehmlich der Stadt London, schon zu mächtig, r Stand der bloß zinspflichtigen Lehnleute (Freeholders) zu zahlreich, ß nicht bald die entgegengesetzte Richtung wieder vorherrschend gewor re. Der Volksaufstand gegen die Bedrückungen der Barone unter Ri I. (1381), wobei eine allgemeine Abschaffung der Leibeigenschaft mit ihren ssen zur Sprache kam, war nur eine kleine Anticipation; nicht volle zwei t Jahre vergingen, und jede Spur von Unfreiheit (villenage) war verschwun Die Grundeigenthümer aller Classen, auch die Frohnpflichtigen nahmen als olders an den Wahlen der Ritterschaftsdeputirten zum Parlamente Theil, r Diejenigen, welche kein eignes Recht am Gute haben, die bloßen Pachter ers), und welche es ursprünglich nur als Laßbauern, mit beliebiger Zurück von Seiten des Grundherren bekommen haben (Copyholders), sind davon chlossen. Zu den zwei Stufen des Herrenstandes kamen später noch drei hinzu. Eduard III., im Glanze seiner Eroberungen, machte seinen ältesten n (1337) zum Herzog v. Cornwall und stiftete (1362) für s. jüngern Söhne zogl. Würden von Clarence und Lancaster. Richard II. ernannte nicht nur gern Oheime zu Herzogen v. York und Gloucester, sondern auch s. Günstling, t de Vere, zum Herzog von Irland. Seitdem ist die Herzogswürde e Stufe des engl. hohen Adels geblieben, doch besaß nur der Herzog v. Lan ein wahres Herzogthum, indem Eduards III. vierter Sohn, Joh. v. Gaunt, afschaft d. R. zur Apanage, mit wirklichen Hoheitsrechten erhielt. Auch ist, obgleich das Herzogthum schon 1461 wieder mit der Krone vereinigt , noch die besondere Verfassung dieser Grafschaft übrig geblieben. Eine große von Familien gelangte seit jener Zeit zur herzoglichen Würde, allein blutige se der Häuser York und Lancaster um die Krone, und die häufigen Verurthei wegen Staatsverbrechen haben den größten Theil derselben wieder weggenom

Nur noch zwei Herzogstitel sind aus der Zeit vor Karl II., die Herzoge v. lk (v. 1483) und v. Somerset (v. 1546). Karl II. bedachte vornehmlich s. lichen Söhne mit dieser Würde. In den neuern Zeiten, seit Georgs III. Re g, schien man den Grundsatz angenommen zu haben, diesen Titel nur an en des königl. Hauses zu vergeben, allein die Thaten Wellington's foderten n eine Ausnahme, und er ist der Einzige, welcher seit 1766 die Herzogswürde t. Jetzt sind 13 englische, 8 schottische (wovon aber zwei zugleich engl. Her tel haben) und ein irländischer Herzog vorhanden. Die meisten Herzoge haben ch den Titel von Marquisaten, Grafschaften, Vicegrafschaften und Baronien v., sowie überhaupt die höhern Titel in England einige der niedern einschließen. hen sie und die Grafen schob Richard II. noch die Marquis ein, indem er benerwähnten Robert de Vere zum Marquis v. Dublin ernannte. Diese e ist nie häufig geworden. In England war 1789 nur ein Marquis, jetzt 17, hottland 3, in Irland 12. Herzoge und Marquis werden im Kanzleistyl en genannt. Auf sie folgen die Grafen, Earls (s. d.), der älteste aller Titel. Der Titel Viscount rührt von Heinrich VI. her, und ist ebenfalls hlreich gewesen. Jetzt sind in England 22, in Schottland 4, in Irland 52. Grafen sind in England 100, in Schottland 39, in Irland 74. Der Ba e in England 134, in Schottland 23, in Irland 74. (Es gibt außerdem andre Barone, z. B. Barone der Schatzkammer [of the Exchequer], der

Fünfhafen [of the cinque ports] u. s. w.: sie gehören aber nicht zum hohen Adel, sitzen nicht im Oberhause und ihre Titel sind nicht erblich.) Jeder vom hohen Adel wird auch Lord, d. i. Herr, genannt und ist Pair des Reichs (Baron of Parliament). Der Mayor von London ist nur während seiner Amtsführung Lord. Die Erzbischöfe und Bischöfe haben für ihre Personen Rang und Rechte des hohen Adels, wovon eben das Wesentlichste in dem Sitze im Oberhause des Parlaments besteht, welches nur die engl. Pairs sämmtlich, die schottischen und irländischen nur durch Deputationen von 16 und 28 aus ihrer Mitte ausüben. Alle diese Würden erben nur auf die ältesten Söhne fort, welche bei Lebzeiten des Vaters im gemeinen Leben (denn im Kanzleistyl sind sie nur Esquires) den zweiten Titel des Vaters, und wenn dieser keine andre hat, z. B. selbst nur Baron ist, den Titel Lord bekommen. Die übrigen Vorrechte des hohen Adels sind sehr unbedeutend. Sie werden in Criminalfällen vom Oberhause gerichtet, in Civilsachen stehen sie unter den ordentlichen Gerichten. Wenn sie selbst zu Gericht sitzen, werden sie nicht vereidet, wol aber als Zeugen. Üble Nachreden gegen sie sind in einigen alten Statuten (als scandalum magnatum) mit besondern Strafen bedroht, indessen wird in der Praxis davon wenig Gebrauch gemacht. Sie machten im J. 1813 564 Familien aus (mit Einschluß der 6 Erzbischöfe und 42 Bischöfe), und das gesammte Einkommen des weltlichen hohen Adels schlug Colquhoun auf 5 Mill. Pf. St. an, das der geistlichen Herren auf 240,000 Pf. St. II. Der niedere Adel (Gentry) besteht, wenn man bloß auf die Bedeutung des Worts im gemeinen Leben sieht, aus allen Denen, welche nicht von gemeinen Handtierungen, Kleinhandel und dgl. leben, aber im gesetzlichen Sinne gehören dazu: 1) alle Diejenigen, welche von adeliger Herkunft sind, daher er auch allen jüngern Söhnen des hohen Adels und ihren Nachkommen zukommt, und 2) Alle, welche einen persönlichen Adel durch Ämter oder Würden erlangt haben. Dieser niedere Adel wird daher auch nie durch besondere Verleihung ertheilt, er ist eine von selbst eintretende Folge einer gewissen in der bürgerlichen Gesellschaft erlangten Stelle. So gehörte auch in Frankreich ehedem nur außer einem Titel, z. B. eines Secrétaire du Roi, nur das vivre noblement dazu, um die Rechte des niedern Adels ohne Adelsbrief theilhaftig zu werden. Der Stand des bloßen Gentleman wird durch keinen Titel bezeichnet, er führt den Namen Meister (Master), welcher Niemanden verweigert werden kann. Aber eine höhere Stufe bilden schon die Esquires (vgl. d.), Ecuyers (Armigeri, Scutiferi), Wappenfähige, in einigen Ländern Deutschlands Siegelmäßige, welche, ohne Ritter zu sein, doch das Recht haben, ein adeliges Wappen zu führen. Dies wurde ehedem durch besondere königl. Wappenbriefe erlangt, welches aber längst abgekommen ist. Alle Staatsämter, vom Friedensrichter aufwärts, die Doctorwürde, der Grad eines Barrister, geben das Recht, ein Esq. seinem Namen beizusetzen, welches auch kein Engländer unterläßt. Von Geburt sind die ältesten Söhne der Ritter und die jüngern Söhne der Pairs Esquires und vererben diesen Titel nach dem Rechte der Erstgeburt auf ihre Nachkommen. Aller ausländische Adel, selbst die irländischen Pairs, werden in England nur den Esquires beigezählt. Die Ritterwürde (s. Knight) macht die folgende Stufe aus. Zwischen ihnen stehen die Baronets, ein nach dem Rechte der Erstgeburt forterbender Titel, welchen König Jakob I. 1611 erfand, als er zu einem Feldzuge gegen die empörten Irländer Geld nöthig hatte. Es fanden sich 100 Personen, von welchen jeder 1000 Pf. St. für die Ehre gab (als Darlehn), seinem Namen ein Sir vorzusetzen, und das Zeichen der Provinz Ulster in seinen Wappen zu führen. Darauf beschränken sich alle ihre Vorrechte, aber gerade weil es nur Ehrenrechte sind, wird darauf, als auf eine öffentliche Anerkennung eigner Verdienste oder als auf eine Erinnerung an achtbare Voráltern, ein großer Werth gelegt. Ausgezeichnete Gelehrte, Civil- und Militairbeamte werden mit dieser Würde belohnt, daher auch die Zahl der Baronets jetzt auf 851 gestiegen ist. Die

er Ritter und Esquires gibt Colquhoun auf 11,000, die der Gentlemen, bloß von ihren Renten leben, auf 35,000 Hausväter an. III. Der Unterwischen diesem niedern, theils persönlichen, theils Amts- und Realadel und ürgerstande, der Commonalty, ist so gering, daß z. B. Blackstone in seinen ten „Commentarien über das engl. Recht" ihn selbst zu derselben rechnet. m hier angenommenen strengern Verstande aber gehören zum Bürger- e zuerst alle Landeigenthümer, deren Gut einen jährl. Abwurf von wenig- 0 Schill. gewährt (Yeomen), dann alle Handwerker und Tagelöhner (Tra- n, Artificers und Labourers). Sie machen, wie überall, den großen t des Volks aus; aber nirgends ist bittere Armuth und Überfluß in einem so enden Contraste einander nahe gestellt, als in England. Der jährl. Bedarf amilie in den ärmsten Classen, wird auf 45 Pf. St. und in den Städten auf . St. angegeben, und darauf ⅓ der Bevölkerung (7½ Mill. von 18) beschränkt. lles Drittheil des Volks (1,548,000 Menschen) hat aber nicht einmal diese rstige Existenz, sondern muß von den Pfarrgemeinden ⅓ ihres Bedarfs (mit l. jährlich) als Almosen erhalten. Ein Fünftheil des Volks (hohe und nie- Staatsbeamte, Ärzte, Rechtsgelehrte, Lehrer aller Art, Capitalisten, Adel eiche, aber auch die sämmtlichen Armen) trägt zu den jährl. neuen Erzeugnis- hts bei, bekommt aber doch von ihrem Werthe ein volles Drittheil. Die er Familienhäupter nimmt Colquhoun auf 3½ Mill. an, wovon zur königl. ie 12, zum hohen Adel 564, zur Gentry 36,861, zum Civilstaatsdienst 0, zur Armee und Marine 222,500, zur Geistlichkeit 19,000, zu dem e der Rechtsgelehrten 19,000, Ärzte, Wundärzte und Apotheker 18,000, n Landbau 1,302,000 (worunter nur 70,000 mittlere und 210,000 kleine eigenthümer, 280,000 Pachter), für Handwerker, Handel und Manufac- 1,506,774 gerechnet werden. Das Durchschnittseinkommen einer Familie Mittelstandes (eines Arztes, Advocaten, mittlern Staatsbeamten) wird auf 400 Pf., der höhern Staatsbeamten oder wohlhabenden Gutsbesitzer auf — 1000 Pf., der Baronets auf 3500 Pf. und des hohen Adels auf 10,000 ngegeben, aber alle diese Angaben müssen nach den verschiedenen Verhältnissen nzelnen sehr großen Abweichungen unterworfen sein und scheinen bei den hö- Ständen zu gering zu sein. Der bekannte Mr. Thellusson, welchem sein ater ein Capital von 30 Mill. aufstapeln ließ, würde mit seiner 1½ Mill. Eink. allein 430 Baronets und 150 Lords aufwiegen. Eine Folge dieses Mißverhältnisses zwischen Armuth und Reichthum ist, daß der Stand der rn freien Grundeigenthümer immer mehr verschwindet und aller Landbesitz in er Hände zusammenkommt, sowie auch in Handel und Manufacturen die der bloßen Lohnarbeiter für fremde Rechnung verhältnißmäßig zunimmt und age immer schwieriger, folglich die Armuth immer größer wird. Dies ist die e, welcher sich England jetzt mit schnellen Schritten zu nähern scheint (die öf- chen Verhältnisse Irlands sind bereits an derselben gescheitert), wenn die Ari- tie der großen Grundbesitzer dem Verderben nicht durch außerordentliche Auf- ungen und Selbstverleugnung zu entgehen, Einsicht und Muth genug besitzt. Mittel dazu lägen nahe genug und sind schon von mehren denkenden Männern ands in Anregung gebracht worden, als: die Verminderung eines Theils der ats'schuld durch eine außerordentliche Vermögenssteuer, von Hatzfield; die An- g inländischer Armencolonien auf unangebauten, aber culturfähigen Ländereien Owen; die gesetzliche Befestigung der Colonatverhältnisse und andrer einfachern ichtungen des Grundeigenthums, theils durch Formen (Abschaffung der schwer- en Förmlichkeiten, wodurch gewisse Beschränkungen des Eigenthums umgan- werden), theils und vornehmlich durch die Verpflichtung der großen Landbesitzer,

ihre Ländereien gegen angemessene Zinsen in Erbpacht oder auf andre unwiderrufliche Weise auszuthun und dadurch dem größern Theile der Landwirthe eine sichere Existenz zu geben. Dies Letzte wäre dem alten Rechte Englands vollkommen gemäß, welches dem Grundherrn untersagte, seine Bauern willkürlich von ihren Gütern abzutreiben. So hat sich auch früherhin das ursprünglich bloß auf dem guten Willen des Grundherrn beruhende Recht der Copyholders an ihren Gütern schon in ein, wenigstens auf die Lebenszeit des Bauers unwiderrufliches, und mehrentheils auch erbliches Recht verwandelt. Um nämlich noch auch diese, in die innern Verhältnisse der Nation so tief eingreifenden Formen des Grundeigenthums zu erwähnen, so ist der Stand freier Grundbesitzer, welche ihre Güter selbständig nach Lehnrecht besitzen, gleichviel ob sie davon Kriegs- oder Hofdienste (Knight-service, Grand-serjeanty) zu leisten hatten, oder irgend andre Abgaben und Dienste davon schuldig waren (freesocage, villein-socage) niemals ganz unterdrückt worden. Aus ihm sind die jetzigen Freisassen (Freeholders) entstanden, und unter Karl II. sind alle Ritterlehen in freies Erblehn (free and common socage) verwandelt und alle Lehnsgefälle und Dienste (mit Ausnahme der kirchlichen, frank-almoigne und der Hofdienste, z. B. bei Krönungen), ganz abgeschafft worden. Aber auch selbst die frohnpflichtigen Gutsunterthanen (Villeins), aus welchen, wie gesagt, die jetzigen Zins- und Frohnbauern (Copyholders) entstanden sind, waren außer jenem Dienstverhältniß immer als freie Leute zu betrachten. Dies ergibt sich am deutlichsten aus der dreifachen Art von Gericht, welche in den Lehnsherrschaften vorkam, und wiewol sie zum Theil selten mehr geübt wird, doch dem Rechte nach noch jetzt besteht. In bürgerlichen Sachen besetzen die Freisassen das Gericht (Court-baron at common law, Baron's court, Freeholder's court) selbst als Schöffen unter dem bloßen Vorsitze des Gutsherrn oder seines Amtmanns; in Sachen der Frohnbauern hingegen ist der Gutsherr selbst der Richter, nach den besondern Rechten des Gutsbezirks (Customary-court). Diese Gerichte waren alle 3—4 Wochen zu halten, und zwar ursprünglich in der Halle des Herrn. Hingegen in Strafsachen hielten die sämmtlichen Eingesessenen der Herrschaft, Freisassen und Frohnbauern drei oder zwei Mal ihr Rügegericht (Court-leet, bei den Angelsachsen Folk-right), im Namen des Königs, doch unter dem Vorsitz des Herrschaftsamtmanns (Steward), welcher zu dem Ende ein Rechtsgelehrter seyn mußte. Anklagen, welche auf Felonie und Verrath gingen, mußte er an die königl. Richter abgeben; in geringern Sachen hingegen veranstaltete er selbst ein andres Schöffengericht (Jury) über die Thatfrage und entschied nach deren Ausspruche den Rechtspunkt (sprach die Strafe aus). Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß sowol die Hörigkeit als die gutsherrliche Gerichtsbarkeit der allgemeinen Volksfreiheit viel weniger entgegen gewesen sind, als in andern Ländern, und daß der ursprüngliche Charakter der Gerichtsherrlichkeit, Führer und Vorsteher freier Leute zu sein, sich dort reiner als irgend anderwärts bewährt hat. Aber eben dies hat die Engländer als Volk groß und kraftvoll gemacht, so viel auch sonst in ihren Einrichtungen tadelnswerth sein mag.

II. Staatsverfassung. Man kann nicht mit Montesquieu sagen, obgleich es oft gesagt worden ist, daß die Kraft der engl. Staatsverfassung in einer scharfen Trennung der drei Gewalten, der regierenden, richterlichen und gesetzgebenden, bestehe. Denn besonders das Parlament nimmt sowol an Regierungsgeschäften, als an den richterlichen einen sehr bedeutenden und wesentlichen Antheil, jenes vornehmlich im Unterhause, indem es eine fortwährende Aufsicht über die Staatsverwaltung ausübt und eine Menge von Regierungssachen (Straßen-, Brücken-, Canalbau und andre öffentliche Anlagen, Majorennitätserklärungen, Ehescheidungen u. s. w.) durch die sogenannten Privatbills besorgt; an der richterlichen im Ober-

indem dasselbe der oberste Gerichtshof der Nation ist. Der König aber übt heimen Rathe oder dem engern Ausschusse desselben, dem Cabinetsrathe, so- setzgebende als richterliche Befugnisse aus; die drei obersten Gerichtshöfe ha- ie ähnliche Gewalt, als die römischen Prätoren, indem ihre Entscheidungen rmaßen Gesetzeskraft haben, und überhaupt laufen diese drei Zweige der sgewalt in England so durcheinander, daß es für keinen derselben ein selb- jes Organ gibt. Ebenso wenig läßt sich die Stellung des Königs und der Häuser des Parlaments als eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und kratie betrachten. Das Parlament ist vielmehr durch und durch aristokra- die wenigen Stimmen abgerechnet, welche sich etwa vermöge singulairer An- einzelner Mitglieder für die Masse des Volks und im Geiste derselben erhe- Im Ganzen aber ist auch das Unterhaus nur eine Versammlung der größern eigenthümer, und das Oberhaus ist ebendasselbe, nur in andrer Form und ter Zuthat von Geburtsaristokratie. Die Wünsche des Volks finden in kei- er beiden Häuser ein gesetzmäßiges, nothwendiges Organ, wol aber sind seine lichen Rechte und seine Herrschaft der Gesetze, worauf die bürgerliche Frei- ruht, durch andre Anstalten gesichert, und das Bestehen dieser Einrichtungen er Seits wieder durch die beiden Umstände garantirt, daß eines Theils diesel- ch der Aristokratie gegen die Neigung zur willkürlichen Herrschaft zum Vor- ereichen, andern Theils die Besorgniß obwaltet, daß das Volk, wenn ihm inrichtungen entzogen werden würden (seine Volksgerichte in der Jury, seine niß, Versammlungen zu halten, und die Preßfreiheit), nicht nur diese mit lt behaupten, sondern leicht noch Mehres an sich reißen würde. Die königl. lt trägt noch die Zeichen ihres Ursprungs aus alt-germanischer Volksverfas-

Aus Führern einer freien Kriegsgenossenschaft sind die Könige Oberlehns- des Landes, Gesetzgeber (die Beschlüsse des Parlaments sind nur Bitten, der König mit einem „Er wolle es überlegen" abiehnt) und Richter geworden die Oberrichter in Westminster waren sehr lange ganz vom Könige abhängig, r sie jederzeit entlassen konnte, und der König ist durch eine rechtliche Fiction en selbst zugegen), aber die königl. Gewalt ist durch eine Menge von Verträ- nd Gewohnheiten beschränkt. Die Befugnisse des Parlaments sind durch als die natürliche Unmöglichkeit begrenzt, und haben ihm öfters eine Macht Hände gegeben, durch welche es die königliche überwältigt hat. Aber sie ver- och nichts gegen eine entschiedene öffentliche Meinung, und so haben die Eng- nicht Unrecht, zu sagen, daß es in ihrer Verfassung drei Dinge gäbe, deren iche Beschaffenheit und Ausdehnung nicht genau angegeben werden könnten, ärogativen der Krone, die Befugnisse des Parlaments und die Freiheiten des

Die angelsächsische Verfassung bildet auch hier die Grundlage und ist die sogenannte Eroberung Wilhelms I. (1066) zwar modificirt, aber in we- en Dingen wenig verändert worden. Eine allgemeine Anwendung des stems, größere Ausdehnung der lehnsherrlichen Rechte und Einführung der nnischen Hofverfassung, womit die Einrichtung der obern Gerichts- und Re- gsbehörden zusammenhing, waren die Hauptpunkte der Veränderung. Aber esentlichere der alten Verfassung, die gesetzgebende Gewalt der Nation in einer ten Versammlung, der Wittena-gemote (Versammlung der Weisen, d. i. schöfe und Vornehmen) und der allgemeinen Volksversammlung, der Mi- emote (großen Versammlung) und die richterliche Gewalt des Volks über Standesgenossen, in dem Court-Baron und Courtleet über die Einsassen einer haft, in dem Grafschaftsgericht, County-court und dem Sheriffs-turn oder riminalgericht der Grafschaft, in den Assisen und der Jury, und endlich in Oberhause über die Pairs, sind beibehalten und die übermäßigen lehnherrlichen

Rechte durch die Freiheitsbriefe der Könige bis auf Heinrich III. wieder gemildert worden *).

A. Der König. (Chitty's „Treatise on the law of the prerogative of the Crown and the relative duties and rights of the subject", Lond. 1820. Die Krone ist erblich, nach besondern Gesetzen, welche das Parlament abzuändern Macht hat. Sie wird vererbt nach dem Rechte der Erstgeburt zuerst auf d Söhne, und in deren Ermangelung auf die Töchter, welche den männlichen Se tenverwandten des letzten Königs vorgehen. In gänzlicher Ermangelung der De cendenz kommen die nächsten Seitenverwandten des letzten Königs zur Thronfolg ohne Unterschied der vollen oder halben Geburt, aber nur insofern sie von dem erst Erwerber der Krone abstammen. Die Ordnung dabei ist strenge Linealordnun sodaß das weibliche Geschlecht in der ältern Linie den männlichen Verwandten d jüngern Linie vorgeht, aber unter Geschwistern immer die Söhne zuerst zur Thro folge gelangen. Die Krone geht auf den Thronfolger unmittelbar über, ohne daß einer besondern Besitzergreifung bedarf. Es gibt also kein Zwischenreich, und es gelt in England, wie in Frankreich, die beiden Grundsätze: der König stirbt nicht und d Todte setzt den Lebenden in Besitz (le mort saisit le vif); daher wird auch die Regierun Karls II. nicht von der Restauration, sondern vom Todestage Karls I. an gerechn Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem 18. J. ein; die Regentschaft währe der Minderjährigkeit ordnet der König in s. Testamente, oder wenn er es nicht g than, das Parlament an. Der Thronerbe ist seit Eduard III. geborener Herz von Cornwall und kraft eines offenen Briefs Prinz von Wales. Die Krönung d Königs geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury, d Königin durch den Erzbischof von York. — Zum Unterhalt des Königs und Hofstaates, der hohen Beamten und Collegien hat das Parlament 1820 eine M dification der Civilliste (s. d.) eintreten lassen. — Hohe Reichsämter, die, b auf zwei erbliche, vom König nach Willkür besetzt werden, sind: 1) der Großkanz (Lord High-Chancelor), zugleich Großsiegelbewahrer (Keaper of the gre Seal). 2) Der Großschatzmeister (Lord High-Treasurer), Präsident der Sch kammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von fünf Commissarien verwalt welche Lords der Schatzkammer heißen und deren erster die ausgedehnte Gew eines Premierministers hat. 3) Der Präsident des Staats oder geheimen Rat (Lord President of the privy Council). 4) Der geheime Siegelbewahrer (Lo privy Seal) drückt das geheime Siegel auf alle königl. Privilegien, Schenkung u. a. Urkunden, die hernach erst, wo es nöthig ist, mit dem großen versehen w den. 5) Der Großkämmerer (Lord High-Chamberlan). 6) Der Großmarsch (Lord Earl Marshall), zugleich Oberrichter in Geschlechtssachen. Sein Amt g hört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil sie katholisch sind, dur einen Stellvertreter versehen lassen. 7) Der Großadmiral (Lord High-Admira oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüssen vorkommen. Dies Amt wird jetzt von Commissarien verwaltet, deren Vorsitzer erster Lord der Admir lität heißt. In Schottland sind seit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staat beamte. Der König macht in England mit allen seinen Vorfahren und Nachfo gern ein Ganzes aus; er ist eine Corporation für sich, a sole corporation. W

*) Als Urkunden der britischen Staatsverfassung sind zu betrachten: 1) d alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter), s. Charte; die magna Charta (the great Charter), s. Charta magna; 3) die Petitio of rights (Bitte um Recht), s. d.; 4) die Habeas-Corpus-Bill (s. d. 5) die Declaration of rights, gleichsam die Capitulation, welche Wilhelm I 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten; 6) die Successionsacten v 1701 und 1705; 7) die Unionsacte von Schottland von 1707; 8) die von Irla von 1801.

acht, die Thronfolge zu verändern, hat das Parlament sowol in den Strei-
n der Häuser York und Lancaster, als vornehmlich nach der Revolution von
Gebrauch gemacht, indem es zuerst Jakob II. und seine Nachkommen der
i Ehe vom Throne ausschloß, und in der Act of Settlement (v. 1700) die
folge auf die protestantische Nachkommenschaft der Prinzessin Sophie (jüng-
ochter der Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, Tochter König Jakobs I. von
nd) beschränkte. Die Macht des Königs ist an die Gesetze gebunden und
taatsrechtlich von einem Grundvertrage zwischen ihm und dem Volke abgelei-
Denn so beharrlich sich auch Jakob I. und seine beiden Söhne auf ein von
gegebenes Recht der Herrschaft beriefen, so wurde demselben doch immer wi-
ochen, und König Wilhelm III., Königin Maria und Anna bestiegen den
i vermöge ausdrücklicher Erklärungen, nur in Kraft einer neuen Übertragung
eiten der Nation. Da aber dabei, besonders seit der Restauration, der Grundsatz
innt ist, daß im Staate keine Gewalt über der königlichen stehen kann, die
lungen des Königs keiner Prüfung unterworfen sind und der König über alle
liche Verantwortlichkeit erhaben sein muß, weßhalb es denn auch einer der er-
Grundsätze des Staatsrechts ist: „Der König kann kein Unrecht thun", so
ie Mittel, wodurch die Regierung in den gesetzlichen Schranken gehalten wird,
em sehr künstlichen System ausgebildet worden. Erstlich werden alle Hand-
n des Monarchen im Sinne der Gesetze erklärt, und vorausgesetzt, daß nichts
Absicht des Königs liege, was den Gesetzen entgegen ist. 2) Eine offenbare
widrigkeit wird nicht dem Könige, sondern seinen Rathgebern zugeschrieben,
wol diese, als Diejenigen, welche sich zu Ausführung einer Rechtsverletzung
hen ließen, können deßhalb in Klage und Untersuchung genommen werden,
sich auf den Befehl des Königs berufen zu dürfen. Dieses System der Ver-
rtlichkeit ist einer der Grundpfeiler der englischen, wie die Bedingung irgend
Staatsverfassung überhaupt; es ist aber nirgends mit solcher Vollständigkeit
bildet, nirgends die Ehrfurcht gegen den Monarchen mit der Sicherheit der
er so gut vereint als in England. Durch diese beiden Grundsätze wird es
ich, königl. Verfügungen, welche den Gesetzen zuwider sind, z. B. eine verfas-
widrige Begnadigung oder andere Verwilligung, bei Seite zu setzen, indem
eder die gesetzliche Beschränkung, z. B. daß die Begnadigung den Lauf des
esses nicht hemmen oder die Privatansprüche nicht aufheben solle, hineingelegt
es dafür angenommen wird, daß der König dabei hintergangen worden sei. Es
mmt auch 3) sowol das Parlament als die Gerichtshöfe das Recht, über eine
Regierungshandlung frei zu discutiren, und insbesondere ist das Parlament,
jedes einzelne Mitglied des Oberhauses, befugt, dem Könige Gegenvorstellun-
u machen. Jeder Pair des Reichs ist nämlich geborener Staatsrath des Mo-
hen, und als solcher berechtigt, eine Privataudienz zu erbitten, um ihm über
Wohl des Reichs seine Meinung vorzutragen. Gegen eine Absicht des Mo-
hen, die Verfassung zu untergraben, haben die engl. Gesetze schon aus dem
nde kein Gegenmittel aufstellen können, weil durch den Grundsatz: „Der Kö-
kann kein Unrecht beabsichtigen", auch die bloße Möglichkeit einer solchen Vor-
setzung ausgeschlossen wird. Man nimmt es aber als einen anerkannten und in
obs II. Falle bewährten Satz an, daß ein directer und entschiedener Versuch, die
stitution zu vernichten, eine Niederlegung der Regierung in sich schließe, hinge-
über die Frage, welche Handlungen einen solchen Angriff auf die Constitution
machen, ist keine Entscheidung (precedent)vorhanden. „Wenn aber", setzt der
le Blackstone hinzu („Comment." I, 245), „Gesetz und Geschichte schweigen,
iemt es auch uns, kein Urtheil auszusprechen, vielmehr künftigen Geschlechtern
überlassen, in welchen Fällen die Nothwendigkeit und das Wohl des Ganzen es
odern können, von jener, obgleich im Verborgenen ruhenden, aber der Gesell-

schaft wesentlich inwohnenden Gewalt, welche kein Klima, keine Zeit, keine Constitution, kein Vertrag jemals vernichten oder schmälern können, Gebrauch zu machen". 4) Der Einzelne hat gegen Mißbräuche der Gewalt die wirksamen Schutzmittel des Habeas Corpus (s. d.), der Klage gegen den Beamten, der Beschwerde bei dem Parlament und endlich der Preßfreiheit. Allein wegen persönlicher Anfoderungen an den König gibt es kein Gericht, und es ist nur der Weg übrig, sich an den Großkanzler zu wenden, damit dieser, nach Untersuchung der Sache, dem Könige rathe, eine gerechte Foderung zu befriedigen. In Realklagen gegen den König sind besondere Rechtsmittel gegen den König zulässig, welche auch im Kanzleigericht verhandelt werden. Sie setzen voraus, daß der König im Besitz des streitigen Grundstücks ist, und es ist merkwürdig, daß dabei der König nie verurtheilt, sondern dem Kläger nur der Besitz, mit Vorbehalt des bessern Rechts des Königs, zugesprochen wird (amoveantur manus domini regis et restituatur petenti possessio salvo jure domini regis), und daß, um den Übelstand der Execution zu vermeiden, das Urtheil selbst die Stelle einer Einweisung in den Besitz vertritt. Dies ist im Allgemeinen die Stellung der königl. Macht gegen das Parlament und die Nation. Sie ist auch in den Colonien nicht anders beschaffen, indem es staatsrechtlicher Grundsatz ist, daß überall, wohin sich die Herrschaft des britischen Staats verbreitet, auch die engl. Rechte einheimisch werden. Überall wiederholt sich also in den engl. Colonien das Bild der Verfassung des Mutterlandes. — Was die Beschränkung der Königsgewalt in den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung betrifft, so gibt es z. B. in Ansehung der Rechtspflege, welche die Vermittlerin zwischen der öffentlichen Gewalt und der individuellen Freiheit sein muß, für den König (und das Ministerium) kaum eine Möglichkeit, den Lauf derselben zu stören. Der König ist nur Beschützer der gesetzlichen Ordnung, allein die Vollstreckung steht ihm nicht zu. Er kann keinem Staatsbeamten größere Befugnisse beilegen, als ihm durch das Gesetz selbst gegeben sind, und alle die Verfügungen, welche die besondern rechtlichen Verhältnisse der einzelnen Bürger betreffen, sind, wenn sie nicht von den Gerichten ausgehen, null und nichtig. Auch das Begnadigungsrecht des Königs ist sehr eingeschränkt. Es kann weder die Rechte einzelner Bürger beeinträchtigen, noch den Lauf der einmal erhobenen Untersuchung in dem Falle hemmen, wenn das Unterhaus gegen die höhern Staatsdiener als Ankläger auftritt. Nach gefälltem Urtheil kann der König zwar die eigentliche Strafe ganz oder zum Theil erlassen, aber die Unfähigkeit zu öffentlichen Ämtern, welche mit mehren Verbrechen (besonders Mißbrauch der öffentlichen Gewalt) gesetzlich verknüpft ist, schlechterdings nicht aufheben. Daher findet auch bei Anklagen auf Verletzung der Habeas-Corpus-Acte eine königl. Begnadigung nicht statt. Von einer Begnadigung wegen gemeinschädlicher Handlungen kann nicht eher Gebrauch gemacht werden, als bis dieselbe, z. B. eine Anlage, welche die Schifffahrt auf einem Flusse hindert, abgethan ist, und überhaupt gilt auch bei Gnadenbriefen der Satz, daß, wenn sie auf falsche Vorspiegelungen gegründet sind, die Gerichte sie als nichtig verwerfen. In demselben muß daher immer das Verbrechen, weßhalb Gnade ertheilt wird, genau angegeben sein, wodurch man erreicht hat, daß wahrhaft gefährliche Verbrecher nicht leicht begnadigt werden. Es findet sich z. B. in den Gerichtsbüchern von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten nicht ein einziger Fall, daß ein vorsätzlicher Mörder begnadigt worden wäre.

B. Die Zusammensetzung des Parlaments hatte ihre erste Grundlage ebenfalls schon in der angelsächsischen Periode erhalten, aber in den ersten Zeiten der normännischen Periode bekam sie durch das Lehnssystem eine besondere Form, indem hauptsächlich nur die unmittelbaren Vasallen der Krone sich drei Mal im Jahre, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, am Hofe einfanden. Unter Heinrich III. nahm der Usurpator, Simon v. Montfort, Graf von Leicester, wieder

Zuflucht zur allgemeinern Volksversammlung, indem er (1265) zwei Abge-
e aus der Ritterschaft jeder Grafschaft und zwei von jeder königl. Stadt- oder
gemeinde (den Cities und Boroughs) berief, und wenn dies wirklich eine
ung und nicht eine alte Gewohnheit war, so ist sie wenigstens sogleich von
ch III., als er durch das Treffen bei Evesham wieder zur Freiheit und zur
ung gelangt war, beibehalten worden. Diese Stände waren oft in einem
e versammelt, wenn aber schwierige Fälle vorkamen, so trat jeder Stand, die
ten, die Barone und die Ritterschaft mit den Städten (gemeine Landschaft)
h zusammen, übergaben jedoch alsdann dem Könige ihre Antworten gemein-
ich. Erst unter Eduard III. (1327—77) wurde die Trennung der beiden
r, in welchen sich die Prälaten mit dem weltlichen Herrenstande, und die
schaft mit den Städten vereinigte, zu einer bleibenden Einrichtung. Die
chöfe und Bischöfe nahmen, vermöge ihrer geistlichen Würde, an diesem
Theil, und erst nach der normännischen Eroberung wurden ihre Güter zu-
zu Lehnsherrschaften gemacht und allen Pflichten derselben unterworfen. Vor
ch VIII. gehörten auch 27 infulirte Äbte und 2 Prioren zu den geistlichen
desherren, allein durch die Aufhebung der Klöster verschwanden sie. Die
hen Pairs sind nicht immer von Rechtswegen Mitglieder des Parlaments ge-
sondern nur diejenigen, welche vom Könige dazu berufen wurden; nach und
ber ist Pairswürde (hoher Adel, Lordschaft) und (parlamentarische) Stan-
der Reichsherrlichkeit unzertrennlich und gleichbedeutend geworden. Der
hat aber jederzeit das Recht behalten, die Zahl der Lords beliebig zu vermeh-
gleich er jetzt nicht mehr befugt ist, einen einmal ernannten Lord dieser Würde
weil er sich durch schlechte Wirthschaft in die Unmöglichkeit versetzt habe, solche
aupten) wieder zu berauben. Unter Georg I. war im Hause der Lords schon
ill durchgegangen, dem Könige das Recht, neue Lords zu machen, auf eine
e Zahl zu beschränken, aber das Haus der Gemeinen versagte ihr seine Zu-
ung, weil es die aristokratische Tendenz derselben wol einsah. Kein König
n diesem Rechte so vielfach Gebrauch gemacht, als Georg III. Von 1760
20 sind ernannt worden: 2 Herzoge, 16 Marquis, 47 Grafen, 17 Vis-
und 106 Barone, nämlich bloß in England, ohne die schottischen und ir-
chen Titel zu rechnen. Dadurch war zu Ende dieser Regierung (Febr. 1820)
hl der engl. Standesherren auf 291 erhöht worden (unter Jakob I. war ihre
06, im J. 1673, 154). Durch die Union mit Schottland und Irland
ch 16 Abgeordnete aus dem schottischen und 28 aus dem irländischen Her-
de und 4 irländische Bischöfe (die 4 Erzbischöfe und 18 Bischöfe Irlands
n dabei ab) dazu gekommen, sodaß das gesammte Oberhaus mit den 2
Erzbischöfen und 22 Bischöfen im J. 1820 aus 363 Lords (worunter 28
che) bestand. Das Haus der Gemeinen (vgl. Unterhaus) besteht
58 Mitgliedern, nämlich 513 für England und Wales, 45 für Schottland
00 für Irland. Aber die Repartition dieser Mitglieder ist sehr ungleich, man
un auf das Verhältniß der Bevölkerung oder des Grundeigenthums sehen.
Wahlformen.) Schon die Grafschaften sind von sehr ungleicher Größe.
hatte 1821 über eine Mill., Rutland nur 18,000 Einw., und doch sendet
ie die andre 2 Abgeordnete aus dem Stande der Grundbesitzer (der Ritter-
). Jede der 12 Grafschaften von Wales und den 33 Grafschaften von
tland sendet einen Abgeordneten, doch sind die sechs kleinsten Grafschaften
tlands in dieser Beziehung vereinigt, sodaß immer Caithneß und Bute,
nannan und Kinroß, Cromarty und Nairn zusammen einen Deputirten wäh-
die 32 Grafschaften Irlands senden jede 2 Abgeordnete. An der Wahl neh-
lle Lehnbesitzer (Freeholders, Freisassen) Theil, deren Lehn einen jährl. Er-
on 40 Schilling und darüber gewährt. Ihre Zahl ist in den Grafschaften

sehr verschieden, in York nimmt man 16,000 Wahlberechtigte an, in andern Grafschaften hingegen ist der Grundbesitz einzelner Familien so überwiegend, daß sie geradezu einen oder beide Abgeordnete der Grafschaft ernennen. In Schottland ist dies noch viel ärger, weil nur die unmittelbaren Vasallen der Krone wahlberechtigt und ihrer in den meisten Grafschaften sehr wenige sind. In keiner sind mehr als 220, in den meisten nicht einmal 100, in Clackmannan nur 16, in Nairn 20, in Peeble 34, in Sutherland 35. In ganz Schottland werden die 30 Grafschaftsdeputirten nur von 2767 Gutsbesitzern gewählt. In Irland hat man sich genöthigt gesehen, bloße Pachter auf Lebenszeit für wahlberechtigt zu erklären, weil der Landeigenthümer gar zu wenig gewesen sein würden. Dennoch, obgleich von den 92 Deputirten der 40 englischen und 12 walesischen Grafschaften, gerade 46, lediglich von einzelnen großen Grundeigenthümern, meist aus dem hohen Adel ernannt werden, so hält man doch diese sogenannten ritterschaftlichen Mitglieder (Knights of Shires) noch für die unabhängigsten des Hauses. Denn in Ansehung der städtischen Deputirten, wovon England 405, Wales 12, Schottland 15 und Irland 35 stellt, ist die Sache noch viel übler bestellt. Die städtische Vertretung hat sich nach sehr zufälligen Grundsätzen ausgebildet. Ursprünglich mußten alle mit königl. Bürgerfreiheit versehene Orte (borougs), sowie die Provinzialhauptstädte (Bischofssitze, cities) Deputirte schicken, weil auch sie unmittelbar unter dem Könige standen. Allein sie suchten sich, so viel sie konnten, von einer Sache loszumachen, die nur als Dienst, als kostspielige Last, nicht als Recht und vortheilhafter Vorzug betrachtet wurde. Darüber verloren viele dieser Orte ihre Landstandschaft und es hielt schwer, sie wieder zu erlangen. Von dem frühern Rechte des Königs, die Landstandschaft durch neue Privilegien zu ertheilen, hat zuletzt Karl II für Newark Gebrauch gemacht; jetzt ist dies Recht der Krone ganz erloschen und neue Städte haben die Standschaft seitdem nicht mehr erlangt. Bei dem Regierungsantritt Heinrichs VIII. war die Zahl der städtischen Deputirten bis auf 26 herabgekommen, durch Wiederherstellung der frühern oder königl. Verleihung eines neuen parlamentarischen Wahlrechts wurden bis 1678 wieder 180 hinzugefügt, durch Einverleibung von Wales kamen 12 und durch die Vereinigung von den alten Pfalzgrafschaften Chester und Durham noch vier hinzu. Viele von diesen reichsständischen Bürgerschaften (denn bei dem Worte borough darf man weniger an unser deutsches Burg denken, als an die Vereinigung zu einem Ganzen mit allgemeiner Verbürgung für einander) sind ganz oder zum größten Theil eingegangen, verödet (rotten boroughs), und das Recht, Parlamentsglieder zu ernennen, haftet entweder auf wenigen Häusern (von Old Sarum z. B. sind nur noch die Ruinen eines Schlosses übrig, und das Wahlrecht wird von 7 Besitzern gewisser Grundstücke ausgeübt, sodaß es jetzt vom Grafen v. Caledon abhängt), oder ist ganz in die Hände einzelner Familien gekommen. Aber auch in mehren größern Städten haftet das Wahlrecht entweder nur auf sämmtlichen Freilehen (Freeholders) oder gar nur auf gewissen Burglehen (bourgage-tenures), sodaß der Wähler nur sehr wenige, z. B. in Plymouth von 60,000 Einw. nur 230, in Harwich von 17,000 Einw. 32, in Portsmouth von 45,000 Einw. 100, in Bath von 32,000 Einw. 18, in Bristol von 106,000 Einw. nur 50 u. s. w. sind. Diese wenigen stehen meistens unter dem Einflusse irgend einer von den großen Familien Englands, und daher kommt es, daß etwa 12 Familien allein über 100 Plätze im Parlamente vergeben haben, z. B. die Grafen v. Mount-Edgecombe und v. Fitzwilliam jeder ebenso viel die Herzoge von Devonshire und v. Bedford, die Pelhams, Herzoge v. Newcastle, Grafen v. Chichester und Lords Yarborough 15, der Herzog v. Norfolk 10, ebenso viel der Graf v. Lonsdale u. s. w. Mit den wenigen Plätzen, welche von unabhängigen Wahlmännern besetzt werden, wird in der Regel schändlicher Handel getrieben; trotz aller Gesetze dagegen sind die Preise der Sitze

ıd die Unterhändler allgemein bekannt; ein Platz für einen kleinen Ort kostet Regel 5000 Pf. Sterl. Dagegen haben die bedeutendsten Städte, Man- (133,000 Einw.), Birmingham (118,000 Einw.), Leeds (83,000 Einw.), eld (40,000 Einw.) und eine große Zahl Städte von 10—40,000 Einw. ıen Antheil an der Repräsentation, und es ist daher kein Wunder, daß eine Einrichtung derselben, die sogenannte Parlamentsreform, zu den m und allgemeinsten Wünschen des Volks gehört. Denn in seiner gegen- m Verfassung ist es den Ministern nur zu leicht, Maßregeln, welche ebenso gen die öffentliche Meinung als gegen das Wohl des Reiches sind, democh raume Zeit hindurch zu verfolgen, und insonderheit verdankt England seine ige Schuldenlast der Hartnäckigkeit, mit welcher Amerika und späterhin eich bekämpft worden sind. Allein ebenso leicht sind die Gründe einzusehen, sich einer solchen Reform immer entgegensetzen werden, indem es jetzt nicht ie Krone, sondern die herrschende Aristokratie ist, deren Einfluß durch diese n vermindert werden würde. Ministerialpartei und Opposition sind weniger in ihren Grundansichten verschieden, als durch zufällige Neben- etrennt, und die Opposition im Geiste des Volks ist noch sehr weit davon ent- den Ministern im Parlamente gefährlich werden zu können. Das Parla- t nicht beständig versammelt (sein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), ı in der königl., als einzigen dauernden Gewalt, liegt das Recht, es zu be- ınd aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als sieben Jahre unter- . Jenes geschieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch e an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das nent wird jetzt stets in dem alten königl. Palast zu Westminster gehalten, wo)aus seinen besondern Saal hat. Die erste Sitzung wird vom König selbst, n im großen Staate erscheint, mit einer Rede vom Throne im Oberhause t, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankadresse antwortet. m sodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (Oath of Supremacy, von h VIII. eingeführt), durch welchen der König als Haupt der engl. Kirche an- wird, und den Test (s. d.), die Mitglieder des Unterhauses überdies noch terthaneneid (Oath of Alligiance) geschworen haben, wählt das Unterhaus Sprecher (Speaker), sowie einen Comité von fünf Personen (von denen eine hte des Hauses, eine die Beschwerden des Volks, eine die streitigen Wahlen, s Handlungswesen und eine die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu be- hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhause hat der Lordkanz- Vorsitz. Jedes Parlamentsglied hat das Recht etwas in Vortrag zu brin- Bill.) Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können je- rch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. — Über die Geschäfte und For- s Parlaments s. Bill und Acte. Es ist schon bemerkt worden, daß das ıent auch wesentlichen Antheil an der Landesverwaltung und der Rechts- nimmt. Dem Unterhause müssen, weil von ihm alle Geldbewilligungen ießlich ausgehen, alle finanzielle Angelegenheiten vorgelegt werden, und es Gegenstand zu denken, welcher nicht durch Bittschriften oder Beschwerden, rch eigne Motionen der Mitglieder an beide Häuser gebracht werden könnte. berhaus aber ist als altes Baronengericht, von welchem sich die drei obersten e zu Westminster nur abgetrennt haben, noch immer der oberste Gerichtshof tion. In bürgerlichen Sachen macht es die oberste Instanz und das Cassa- richt aus, indem Nullitätsklagen gegen die Aussprüche der obern Gerichte gland, Schottland und Irland an das Oberhaus gehören. Appellationen chtigkeitsbeschwerden (writs of error) von den Obergerichten der Nebenlän- sel Man, Jersey, Guernsey, den Colonien) gehen an den König in seinem n Rathe. In Criminalsachen sind die Lords die Urtheilsfinder oder

Schöffen im Gericht des Lord High Steward, welches zusammentritt, so oft der Angeklagte selbst ein Lord ist. Die Würde des Lord High Steward war sonst erblich, wird aber jetzt nur für jeden besondern Fall ertheilt. Wenn das Parlament aber ohnehin versammelt ist, so ist das Gericht constituirt (the King in Parliament) ohne daß es, streng genommen, der Ernennung eines Lord High Steward bedarf. Auch andre Personen können, wenn nämlich das Haus der Gemeinen als Ankläger auftritt, vor das Gericht des Oberhauses gebracht werden. Es werden dann alle Formen des Criminalprocesses beobachtet, und die Verurtheilung kann nur mit einer Stimmenmehrheit von 12 Lords ausgesprochen werden. Der Gang einer solchen Sache ist höchst feierlich, aber auch höchst langsam und kostbar. Unsere Zeit hat drei solche Criminalprocesse gesehen: gegen den Generalgouverneur von Indien Warren Hastings, wegen Erpressungen und Grausamkeiten in diesem Amte, gegen den Kriegsminister Dundas, Viscount Melville, wegen Unterschleifs in der Verwaltung, — und gegen den Herzog v. York, als Generalissimus, wegen angeblichen Verkaufs von Officierstellen. In dem letzten kam es nicht zur förmlichen Anklage, die beiden ersten endigten mit einer Freisprechung; aber der Proceß gegen Hastings war durch seine 7jährige Dauer und durch die großen Kosten, welche der Angeklagte auf seine Vertheidigung wenden mußte, selbst für eine Strafe zu achten. Sehr verschieden ist von diesem gerichtlichen Berufe des Oberhauses die Aussprechung einer Strafe im Wege der Gesetzgebung, act of attainder, wenn die Todesstrafe ausgesprochen wird, und bill of pains and penalities, wenn eine geringere beschlossen wird. Dieses besondere Recht kann in jedem Hause zur Ausübung gebracht werden (gegen die verstorbene Königin fing es im Oberhause an); es ist an keine gerichtliche Form, noch an die bestehenden Strafgesetze gebunden, es muß aber der Beschluß von beiden Häusern angenommen und die königl. Zustimmung ertheilt werden. Anna Howard, Gemahlin Heinrichs VIII., und Karls I. Minister Thomas Wenthworth, Graf Strafford u. A. sind auf diese Weise verurtheilt worden.

C. Volksfreiheiten. Die Freiheit des Volkes, dieses angeborene Recht (birth-right) jedes Engländers, wovon ein jeder von ihnen mit Stolz und Ehrfurcht spricht, diese Quelle fester Anhänglichkeit an seine Verfassung und an seinen König besteht in nichts, als was ein jeder Staat seinen Bürgern verspricht, rechtlicher Sicherheit. Niemand soll an seinem Leben und an seinem Leibe verletzt, in seiner Freiheit gekränkt, an seinem Vermögen beeinträchtigt werden, außer durch gesetzmäßigen, richterlichen Spruch und in Gemäßheit verfassungsmäßiger Gesetze. Allein was die engl. Verfassung auszeichnet, sind nicht sowol die wiederholten ausdrücklichen Anerkennungen dieses sich überall von selbst verstehenden Rechts, von der Magna charta an bis zur Bill of rights Wilhelms III. (s. Großbritannien), sondern die Mittel, welche diese Verfassung einem Jeden gewährt, um sie auch zu seinem Vortheile in jedem Falle in Bewegung zu setzen. Diese lassen sich auf folgende Hauptklassen zurückführen: I. Es ist ein anerkannter allgemeiner Satz des engl. Staatsrechts, daß Keinem durch besondere Befehle verboten werden kann, was nicht durch vorhergegangene Gesetze verboten ist. Die Bürger sind also der Regierung, d. i. der ganzen Hierarchie des Beamtenstands, nicht zu unbedingtem, sondern nur zu verfassungsmäßigem Gehorsam verpflichtet. II. Die schroffe Trennung des Beamtenstandes vom Volke, das übertriebene Regieren und Gängeln des Volkes werden dadurch ausgeschlossen, daß die engl. Regierungsverfassung (s. fg. Art.) eine Menge von Regierungsgeschäften der eignen Besorgung der Nation überläßt. Hierher gehören die Friedensrichter und die Geschworenen, die Grand jury, die Municipalverfassung und vor Allem das Recht, sich zu allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu versammeln und zu verbinden. Gesichert wird diese persönliche Freiheit III. durch die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten (s. d. fg. Art.) und insbesondere gegen willkürliche Einsperrung durch die berühmte Habeas-Corpus-Acte. Al

hlußstein des Ganzen, das wahre Palladium der Herrschaft der Gesetze, welche vor fast 600 Jahren der engl. Rechtsgelehrte Bracton („De legibus et consuetudinibus Angliae", geschrieben zwischen 1262 und 1268) als das Ziel aller sung angab, ist die Preßfreiheit.

II. Regierungsverfassung. Auch in der Anordnung der Organe eigentliche Landesverfassung finden sich in dem heutigen England noch häufuren seiner frühsten Zeiten. Was sich von der angelsächsischen Gemeindeung verloren hat, ist nicht sowol durch Gesetze aufgehoben, oder durch Eingen einer andern Art verdrängt, als vielmehr in sich selbst vereinfacht worden. nmt bei dieser Regierungsverfassung hauptsächlich auf die beiden Punkte an, e Organe der öffentlichen Macht gebildet, und in welches Verhältniß sie sogen einander als gegen das Volk gestellt sind. In beiden Beziehungen bietet ch große Eigenthümlichkeiten dar. In der ersten zeigt sich nämlich, daß ein nder Theil Dessen, was in andern Ländern von dem obersten Centralpunkte entlichen Macht ausgeht, in England dem Volke selbst überlassen ist, und in iten wird die Strenge der hierarchischen Verfassung des Staatsdienstes durch wisse Selbständigkeit eines jeden öffentlichen Amtes, in welchem eine eigne wortlichkeit des Beamten auf das eigne Recht seines Amtes gegründet ist, mildert. A. Organisation. An der Spitze der Verwaltung steht nader König, als Haupt der Staatsgemeinde für Krieg und Frieden, im chen und Weltlichen, mit den Ministern, den Staatssecretairen und dem ge Rathe, dem Parlamente, den obersten Reichsbeamten und Gerichtshöfen. önig ist allgemeiner Grundherr des Landes, alleiniger und nothwendiger Lehns- Lord Paramount) mit solcher Strenge, daß, wenn er ein Gut lehnsfrei verdiese Verleihung von selbst nichtig wäre. Er ist die Quelle aller Gerichts- (fons justitiae); Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der r eines sogenannten adligen Gutes (Lord of the manor) das Erkenntniß ewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit Freeholders be- Der König ist ferner der allgemeine Beschützer aller Unmündigen und Vorchaftsbedürftigen (parens patriae), weßhalb er denn auch während der Vorchaft die Einkünfte des Vermögens beziehen kann; er ist endlich die Quelle ürden, Ehren und Vorrechte (fons honoris). Die engl. Kirche erkannte on vor Heinrich VIII. als ihr Oberhaupt, und in dieser Eigenschaft müssen tzungen (Canones), welche dieselbe in ihrem geistlichen Parlament (Convo- macht, von ihm genehmigt werden, wie er denn auch, obwol in Form einer Empfehlung bei den Capiteln, alle Erzbischöfe und Bischöfe ernennt. Er ist Friedenserhalter, und alle Vergehungen sind Verletzungen der Lehnstreue e), des königl. Friedens, oder wenigstens der königl. Würde und Rechte. und Krieg und auswärtige Verhältnisse hängen von ihm allein ab, insofern t Subsidien der Nation dazu nöthig hat. Er vergibt die meisten Staatsämn aber ihre Befugnisse weder vermindern noch vermehren. Er ist Haupt hlenden Gewalt im Staate, aber der Befehl selbst kann da, wo ein Staatsr einen Zweig der Verwaltung besteht, nur durch dieses erlassen werden. Das sterium hat eine weitere und eine engere Bedeutung. In der engern gezu die Cabinetsminister (15), worunter die Staatssecretairs für das Inir die auswärt. Angeleg., und für das Kriegs- und Colonialwesen mit dem des Lehnhofs (Exchequer, Schatzkammer) als Finanzminister, die vier chen Departementsminister sind. Der Lord Kanzler ist zwar mit der Gerfassung enge verbunden, er steht an der Spitze der Reichskanzlei, welche für sten Gerichtshof nächst dem Parlament gehalten wird; er ernennt alle Friter und mehre andre Beamte, aber der eigentliche Justiz- und Polizeimir der Staatssecretair für das Innere. Durch diesen gehen die Ernennun-

gen der Richter, Bestätigungen und Milderungen der Strafurtheile, alle Begnadigungen, und ihm liegt die Erhaltung der innern Sicherheit und Ruhe ob. Im weitern Sinne rechnet man noch mehre andre Beamte, den Oberkammerherrn, Generalpostmeister, Generalkronanwald u. s. w. zum Ministerium. Alle Minister werden vom Könige beliebig erwählt und entlassen, und in der Regel werden, wenn ein Minister durch eine Gegenpartei verdrängt wird, auch die untern Stellen mit Anhängern des neuen Ministers besetzt. Der geheime Rath (Privy Council) besteht aus den Prinzen des königl. Hauses, aus den Ministern und andern vom König ernannten Männern, welche es der Regel nach lebenslang bleiben (daher auch entlassene Minister gewöhnlich darin sind), aber die Sitzungen nur auf besonderes Erfodern besuchen (jetzt sind 152 Geh.-Räthe). Die beiden Erzbischöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauses sind vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen Geheimeräthe. Die Geheimenräthe werden vom König beliebig entlassen, und mit seinem Tode hört ihre Stelle von selbst auf, doch sollen vermöge eines Gesetzes von 1708 die Functionen des Collegiums in diesem Falle noch 6 Monate dauern, wenn der neue König dasselbe nicht früher entläßt. Jährlich wird eine neue Liste von ihnen gefertigt und wer darin übergangen wird, hört dadurch auf Geh.-Rath zu sein. In den meisten Sachen ist der geheime Rath nur berathend, in Colonialangelegenheiten jedoch macht er eine richterliche Stelle aus und zwar in erster Instanz in Sachen, welche die allgemeinen Verhältnisse der Provinz betreffen, die höchste Appellationsinstanz aber in den von den Obergerichten der Nebenländer entschiedenen Sachen. (Vgl. Geheimerathsverordnungen und Cabinetsbefehle.) — Die untere Verwaltung ist auf die alt-germanische Grafschaftsverfassung gegründet. Alle Freie vereinigen sich in Zehnschaften (Kirchspiele, Lehnsherrschaften), Hundertschaften und Grafschaften, jede dieser Vereine mit eigner Gemeindeverbindung, allgemeiner wechselseitiger Verbindung, eignen Gerichten und Kriegsverfassung. England ist bekanntlich zu dem Ende in 40, Wales in 12 Grafschaften (Gaue, Shires) getheilt, von welchen früher einige, Chester, Durham, Pembroke, Heram (jetzt zu Northumberland geschlagen) und Lancaster, den Titel der Pfalzgrafschaften (Counties palatine) führten, weil ihre Grafen königl. Rechte darin auszuüben hatten, wie die alten Herzogthümer in Deutschland (Duces palatini) und die Lehnsfürstenthümer (Normandie, Bretagne, Burgund, Guienne u. s. w.) in Frankreich. Sie hatten ihre eignen obern Staatsbehörden, und ihre Inhaber waren mit allen Regalien beliehen, daher nahmen sie auch an der parlamentarischen Reichsstandschaft keinen Theil. Durham besteht noch und der Bischof ist Landesherr, jedoch sind die Hoheitsrechte desselben seit Heinrich VIII. sehr beschränkt worden. Auch in Chester und Lancaster ist noch Vieles von der pfalzgräfl. Verfassung übrig. Außerdem haben 12 alte bischöfl. Städte (cities) und 5 andre das Vorrecht, eine Grafschaft für sich zu sein (county corporate), d. h. das Grafenamt durch ihre Magistrate auszuüben. Nachdem die alte Grafenwürde eingegangen war, sind die Sheriffs (s. d.), ehemals zweite Beamte der Gaue (vice-comites) in ihre Stelle eingerückt, und nun die ersten Beamten in der Grafschaft, obgleich dem Lordlieutenant (seit Karl II. der genannte Anführer der Landmiliz und gewöhnlich der am meisten begüterte Lord der Grafschaft) nachstehend. Sie waren, so lange der alte Graf (Comes, von den Normanen zuweilen Count genannt) vom König erwählt wurde, Beamte der Gaugemeinde, nachher ist ihre Ernennung an den König übergegangen. Doch werden sie eigentlich nicht von ihm frei ernannt, man hält sogar einen solchen vom König aus eigner Wahl bestellten Sheriff (Pocket Sheriff) für unrechtmäßig, sondern alle Jahre werden von dem Großkanzler und einigen andern Staatsbeamten die Candidaten vorgeschlagen. Der Sherif kann sich zu seinen Obliegenheiten Amtsverweser (Under Sheriffs) bestellen, für die Kreise der Grafschaft ernennt er Amtleute

ffs), muß aber für dieselben haften. Der zweite Beamte der Grafschaft ist roner (Coronator), dessen Geschäft es besonders ist, die Fälle, in welchen fentliche Anklage stattfindet, zur Gewißheit zu bringen. Der Oberhofrichter Chief Justice of the Kingsbench) ist der erste Coroner des Reichs und kann nt, wenn er will, überall ausüben. Jetzt sind in jeder Grafschaft 4 — 6, von der Grafschaftsgemeinde auf Lebenszeit gewählt werden. Ihr Amt hat t von seinem Ansehen sehr verloren, da es meist von geringen Leuten der Ge- wegen gesucht wird. Sobald ein Leichnam gefunden wird, Jemand plötz- r im Gefängniß stirbt, muß der Coroner mit 4 — 6 Geschworenen aus der rschaft die Ursache des Todes untersuchen, und über den Befund einen Be- uf Pergament schreiben, welcher dem Oberhofgericht oder den nächsten Assisen en wird. Auch Schiffbrüche und gefundene Schätze muß er untersuchen und überall die Gefälle und Rechte des Königs wahrnehmen. Aber die wichtig- r engl. Regierungsbeamten sind unstreitig die Friedensrichter (s. Frie- richte) (Custodes oder Conservatores pacis), in deren Händen fast die Polizei und sonst noch bedeutende Zweige der Verwaltung gelegt sind. Der Friedenshalter des Reichs ist der König selbst; aber auch die meisten höhern beamten, der Lord Kanzler, Schatzmeister, Lord Marschall, der Lord High ible, die 12 Oberrichter u. A., haben vermöge ihres Amts friedensrichterliche t durch das ganze Land, der Sheriff und Coroner durch ihre Grafschaft, die Beamten in ihrem Gerichtsbezirke. Aber auch eigne Friedensbeamte waren ter in England vorhanden, und wurden ursprünglich im Grafschaftsgericht t, bis Eduard III. ihre Ernennung an sich zog. Den Namen Friedensrich- amen sie unter Eduard III., indem ihnen (1351) die Befugniß ertheilt wurde, elonien zu richten. Anfangs waren ihrer in der Grafschaft nur zwei oder drei, mit der Zeit wurden immer mehr, und jetzt gehört es für alle dazu Berechtigte d weiter nichts erfodert, als in der Grafschaft zu wohnen und ein jährl. Eink. rundstücken von 100 Pf. zu haben) zum Anstand, unter den Friedensrich- t sein. Der Großkanzler fertigt von Zeit zu Zeit ein gemeinschaftliches Pa- ir die sämmtlichen Friedensrichter der Grafschaft aus, und darin werden oft 600 dazu bestellt. Aber nicht alle üben das Amt wirklich aus, und wer die- ll, läßt sich von dem Kronsecretair in der Reichskanzlei eine eigne Ausferti- ein Dedimus potestatem) geben, leistet die allgemeinen und besondern Eide t dadurch zu den Handlungen seines Amts berechtigt. Die Zahl der wirklich uenden Friedensrichter belief sich 1796 in England auf 2351, in Wales in Schottland 1463. Ein Theil ihrer Geschäfte kann von einem Jeden für ein, ein andrer nur von zweien gemeinschaftlich, ein dritter nur von der Ver- ung aller Friedensrichter einer Grafschaft, welche alle Vierteljahre gehalten nd einen Gerichtshof mit Archivrecht bildet (Court of record) besorgt werden. n traf man unter der großen Masse von Friedensrichtern noch eine gewisse ahl, von welcher bei einigen Geschäften wenigstens einer zugezogen werden , und diese hießen von dem Anfangsworte der Clausel: Quorum aliquem m A. B. C. D. unum esse volumus, die Quorums; jetzt aber ist dieser chied beinahe ganz aufgehoben. Der Geschäftskreis der Friedensrichter hängt rem gemeinschaftlichen Patent (ihrer Commission) ab, wobei noch jetzt ein entworfenes Formular im Wesentlichen zum Grunde gelegt wird; er ist über- urch eine Menge von Statuten erweitert, und daher im höchsten Grade aus- t. Das gangbarste Handbuch für ihre Geschäfte ist Burn's „Justice of the “, 5 Bde., welches von 1755 bis jetzt 23 Aufl. erlebt hat. Sie sind Frie- alter, d. h. sie haben den ersten Angriff bei allen Verbrechen, die erste Verneh- der Verdächtigen, ihre Entlassung gegen Bürgschaft, oder Ablieferung in das gniß zur Untersuchung; sie untersuchen (mit einem Schöffenrecht, Jury) die w.-ker. Siebente Aufl. Bd. III. 35

gewaltsamen Störungen des Besitzes und stellen den Besitzstand wieder her; sie be-
strafen und entfernen alle Bettler und Landstreicher, leiten aber auch die allgemeine
Armenverpflegung und erörtern die Vaterschaft und Versorgung unehelicher Kinder;
sie sorgen überall für die öffentliche Ordnung und die Handhabung der Gesetze, von
ihnen hängt die Anlegung neuer Gasthäuser, Bier- und Branntweinschenken ab,
sie ziehen aber auch die Erlaubniß dazu, wenn sie gemißbraucht worden ist, wieder
ein. Volksversammlungen, Bittschriften von mehr als 10 Personen müssen von
zwei Friedensrichtern genehmigt werden. Sie verrichten also fast ganz die Geschäfte
unserer Amtleute, Polizeidirectionen, und in ihren vierteljährigen Sessionen vertre-
ten sie die Stelle unserer Regierungen und höhern Verwaltungsstellen. Diesen
Sessionen sollen der Sheriff, die Coroners, Oberconstables, die Amtleute, Ge-
fängnißvorsteher, und alle Friedensrichter beiwohnen, doch erscheint von den letzten
gewöhnlich nur ein kleiner Theil, ungefähr 12 — 40. Ein Friedensrichter ist Cu-
stos rotulorum (Actenbewahrer), welcher dazu vom Könige in dem gemeinschaftli-
chen Patent ernannt ist, gewöhnlich einer der angesehensten Männer der Grafschaft.
Der Präsident (Chairman) wird von den Friedensrichtern gewählt. In diesen Ses-
sionen werden die gemeinschaftlichen Ausgaben der Grafschaft (Unterhaltung der
Straßen, Brücken, Gefängnisse, Gerichtsgebäude, Besoldungen u. s. w.) bestimmt
und auf die Kirchspiele vertheilt, die Armenaufseher, Kirchenvorsteher und andre
Beamte ernannt; kleine Vergehungen, geringe und gemeine Diebstähle, Schläge-
reien, Injurien, Drohungen u. s. w., werden mit Hülfe einer Grand jury abge-
urtheilt, Beschwerden und Appellationen gegen die Anordnungen einzelner Friedens-
richter erledigt. Diese Einrichtung wird in und außer England als das Vortreff-
lichste gepriesen, was England besitzt; schon der Oberhofrichter Coke unter Jakob I.
sagt: wenn dies Amt recht verwaltet werde, habe es in der ganzen Christenheit sei-
nes Gleichen nicht. Es wird ganz ohne Besoldung geführt; die Gebühren über-
läßt der Friedensrichter gewöhnlich seinem Schreiber; nur in London und Westmin-
ster hat man besoldete Friedensrichter anstellen müssen. Es gibt wohlhabenden Leu-
ten einen ehrenvollen und gemeinnützlichen Wirkungskreis; es verbindet alle Clas-
sen und Stände des Volkes, da auch die Vornehmsten sich durch tüchtige Verwal-
tung dieses Amtes geehrt finden, und bei der großen Zahl von Friedensrichtern, welche
alle gleiche Gewalt in der ganzen Grafschaft haben, wird nicht leicht ein billiges Ge-
such aus Laune und Eigensinn, um die Amtsgewalt fühlbar zu machen, abgeschla-
gen werden können. Dabei werden alle gebildete Classen durch diese Einrichtung
genöthigt, sich mit den Gesetzen ihres Landes bekanntzumachen; es wird die unnö-
thige Schreiberei vermieden, unter welcher die Beamten andrer Staaten und ihre
Geschäfte selbst erliegen; die Nation regiert sich selbst durch die naturgemäßeste aller
Aristokratien, nämlich die Aristokratie des Verstandes und der geistigen Bildung.
Die letzte Stufe der vollziehenden Gewalt bilden die Constables (s. d.), welche
mehr mit unsern Dorfschulzen und Viertelsmeistern als mit Gerichtsdienern ver-
glichen werden können. Daher bleibt auch bei ihnen (die besoldeten Polizeibeam-
ausgenommen) die Eigenschaft des Gemeindemitgliedes und Bürgers die vorher-
schende, und so bewahrt sich selbst bei ihnen der allgemeine Charakter einer Gemein-
deverwaltung, welcher aus allen Institutionen Englands hervorleuchtet; welcher
Quelle ihrer Vorzüge, und weit entfernt ist, die Kraft der Monarchie demokrati-
zu lähmen, vielmehr als die vorzüglichste Ursache ihrer Macht und Größe betrach-
werden muß. — Mit diesem Charakter einer Gemeindeverwaltung steht dann
das System der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten in der en-
sten Verbindung. Seine Grundlage ist, daß die Befugnisse und Pflichten ei-
jeden Staatsbeamten durch das Gesetz so bestimmt sind, daß sie nur durch ein and
Gesetz verändert, erweitert oder beschränkt werden können. Ein jeder Staatsbeam
vom ersten bis zum letzten erhält sein Amtsansehen und seine Gewalt durch das G

icht durch den Willen eines Obern, er iſt aber auch für den geſetzlichen Ge-
ſeiner Amtsgewalt hauptſächlich der Staatsgemeinde verantwortlich. Eine
dieſer Stellung iſt, daß ſich Niemand, welcher wegen einer Geſetzwidrigkeit in
uch genommen wird, durch den Befehl eines höhern Beamten dagegen ſchützen
ſondern die Verantwortlichkeit gerade von den untern Beamten anfängt, wo
ter durchzuſetzen iſt, als gegen vornehme und mächtige Männer, gegen welche
ſtens entweder eine leere Formalität, oder eine Folge des Factionsgeiſtes iſt.
urch die Amtshandlung irgend eines Staatsbeamten in ſeinem Rechte gekränkt
vermeint, hat gegen dieſe eine Klage auf Schadloshaltung (z. B. wegen un-
deter Verhaftung), welche von keiner Erlaubniß irgend einer andern Behörde
ig iſt. In vielen Fällen ſind dieſe Schadloshaltungen durch die Geſetze ſchon
aus beſtimmt (beſtimmte Summen, doppelter oder dreifacher Erſatz der Ko-
in andern werden ſie durch ein Schöffenrecht (Jury) nach den Umſtänden feſt-
Jeder Mißbrauch der Amtsgewalt zieht außerdem bedeutende Strafen nach
elche in vielen Fällen nicht einmal durch die Gnade des Königs gemildert wer-
nnen. Der König kann z. B. keine Geldſtrafe erlaſſen, welche dem Beſchä-
dem Kläger oder Angeber zufällt. So hat der Gefangene, welcher ohne
ſetzlich gebilligte Urſache in ein andres Gefängniß gebracht wird, ſowol gegen
terzeichner als Vollſtrecker eines ſolchen Befehls, ingleichen der Gefangene,
n nicht binnen ſechs Stunden, nachdem er es gefodert hat, eine treue Abſchrift
erhaftbefehls ausgehändigt wird, eine Klage auf 100 Pf. St., gegen den
anzler aber, oder ſeinen Stellvertreter, wenn er das nachgeſuchte Habeas-
s-Mandat verweigerte, eine Klage auf 500 Pf. St. Um die Beſtrafung
och mehr zu ſichern, iſt in vielen Fällen nicht bloß der Betheiligte, ſondern ſo-
n jeder Dritter berechtigt, auf die Entrichtung der geſetzlichen Geldbuße zu
. Dahin gehören beſonders die Fälle, in welchen Jemand ein Amt über-
t, ohne die dazu erfoderlichen Eigenſchaften zu beſitzen, oder die geſetzlichen
gungen, Eidesleiſtungen und dgl. nicht erfüllt. Wer einen Sitz im Parla-
einnimmt, ohne das geſetzliche Vermögen zu beſitzen, kann von einem Jeden
00 Pf. belangt werden. Gleiche Strafe findet gegen einen Sheriff ſtatt, wel-
ei den Parlamentswahlen pflichtwidrig verfährt, und es iſt die vorzüglichſte
der engliſchen Gerichtsverfaſſung, daß in allen dieſen Fällen kein Anſehen der
n den Lauf der Gerechtigkeit hemmt. Selbſt die Miniſter werden durch in
igen Zeiten gewöhnliche Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte nicht gegen
Entſchädigungs- und Strafklagen geſichert, ſondern wenn die Zeit jener Sus-
n abgelaufen iſt, ſo müſſen die Klagen der inzwiſchen verhaftet Geweſenen erſt
ein neues Geſetz (Indemnitybill) niedergeſchlagen werden, und dieſe würden
m Parlament nicht erhalten, wenn ſie ſich eines bedeutenden Mißbrauchs der
enſion (und der damit verbundenen Möglichkeit, gefährliche Menſchen gefan-
halten) ſchuldig gemacht hätten. Den Schlußſtein dieſes Syſtems der Ver-
rtlichkeit bildet das Recht des Unterhauſes, ſelbſt gegen die höhern Staatsbe-
als Ankläger aufzutreten, und was man auch ſonſt gegen die Einrichtung der
worenen mit Grund einwenden mag, ſo viel iſt nicht zu leugnen, daß das Ur-
urch Schöffen, zu welchen Staatsdiener nicht genommen werden, indem hier
das Volk ſelbſt über ſeine Beamten Gericht hält, nicht wenig dazu beiträgt,
Verantwortlichkeit des Beamtenſtandes große Feſtigkeit zu gewähren, und in
Staatsverwaltung den Charakter der Gemeindeverfaſſung aufrecht zu halten.
würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß bei dieſer Einrichtung die Staats-
ten ſo häufigen Klagen und Beſchwerden ausgeſetzt, daß ſie ihr Amt nicht mit
gkeit und freudigem Muthe verrichten könnten. Dieſe Klagen ſind vielmehr
ſt ſelten, weil die Beamten ſchon durch das Bewußtſein der Verantwortlichkeit
halten werden, dazu Gelegenheit zu geben. Insbeſondere werden auf bloße

Rechtswidrigkeiten der Friedensrichter, sobald sich nur keine niedrige Nebenabsicht, Rachsucht, Eigennutz oder Herrschsucht dabei entdeckt, von dem Oberhofgerichte zwar Schädenklagen angenommen, aber kein Strafverfahren gestattet. Wahrheit, Gerechtigkeit und Redlichkeit sind das, worauf, wie billig, allein gesehen wird. — Zu diesen Grundzügen der Regierungsverfassung gehört denn wesentlich C. noch die Municipaleinrichtung Englands, vermöge deren die gemeinsamen Anstalten des öffentlichen Lebens bei weitem mehr dem freien Willen der Bürger überlassen, als von Staatswegen befohlen werden. Daß sich ein größerer Eifer für Dasjenige hervorthut, was man als seine eigne Schöpfung betrachtet und liebt, liegt in der menschlichen Natur. Die Regierung läßt daher mit Recht diesem ungebotenen gemeinschaftlichen Wirken einen sehr großen Spielraum. Aber wesentliche Bedingung ist, daß auch die Bürger sich versammeln können, um dergleichen Einrichtungen zu besprechen. Dazu gehört in England weiter nichts als die Genehmigung eines Friedensrichters, welcher Zeit und Ort der Versammlung bestimmen mag. Dies Recht, sich zu berathschlagen (s. Petition), ist durch eine Parlamentsakte vom J. 1820 nur modificirt, im Wesentlichen aber nicht verändert worden. Nur Eingesessene der Grafschaft dürfen unbewaffnet dergleichen Versammlungen beiwohnen, und die Sheriffs, Friedensrichter, Majors können von denselben nicht ausgeschlossen werden. Unter Beobachtung dieser Vorschriften aber kann eine solche Gemeindeversammlung nicht verhindert werden.

IV. Bürgerliche und peinliche Gesetzgebung; Gerichtsverfassung und Rechtswissenschaft. In Beziehung auf das Privatrecht, wenn man dieses nämlich in einem weitern, auch die Criminalgesetzgebung umfassenden Sinne nimmt, ist die Verfassung der britischen Inseln nicht weniger ausgezeichnet, als in Beziehung auf das öffentliche, und auch hier zeigt sich ein Gebäude, welches früher als in andern Ländern Europas, eine gewisse Vollendung und Ausdehnung erhalten hat, in welchem aber eben deßwegen auch nun, da das übrige Europa seine Rechtsverfassung so sehr umgestaltete, nicht nur viel Alterthümliches sondern selbst viel Veraltetes anzutreffen ist. Wenngleich die Entwickelung des Rechts im Ganzen einen ähnlichen Gang genommen hat, wie in andern Staaten, indem auch hier die ältesten Volksrechte früh schon untergegangen sind, und auf das neuern Rechte vom 11. Jahrh. an ein bedeutender Einfluß des römischen Rechts nicht zu verkennen ist, so ist doch eine größere Eigenthümlichkeit des englischen Rechts dadurch bewahrt worden, daß erstlich das römische Recht niemals eine wirkliche allgemeine Gesetzlichkeit erlangt hat (ausgenommen in den geistlichen Gerichten, mithin auch in Ehe- und Testamentssachen und in den Admiralitätsgerichten, aber doch nur mit wichtigen Einschränkungen); und zweitens, daß die ausdrückliche Gesetzgebung, da sie niemals der Regierung allein zukam, weit weniger thätig gewesen ist als in andern Ländern. In England ist nie ein bürgerliches oder peinliches Gesetzbuch von einigem Umfange, nie eine Landes-Polizei-Gerichts- oder Proceßordnung zum Vorschein gekommen, wie solche vom 15. Jahrh. an kaum dem kleinsten deutschen Staate gefehlt haben, und selbst der schwerfälligen Reichsgesetzgebung abgewonnen worden sind. Die Ausbildung des Rechtssystems ist daher hauptsächlich den richterlichen Entscheidungen überlassen geblieben und nur zuweilen sind einige wichtige Punkte durch ausdrückliche Gesetze bestimmt worden, bei welchem aber auch fast immer nur eine in den Rechtsverhältnissen der Bürger bereits vorgegangene Veränderung anerkannt, nicht aber durch das Gesetz herbeigeführt wurde. Am meisten ist in dieser Hinsicht unter der Regierung Eduards I. (1272 — 1307) geschehen, welchen die Engländer deßwegen ihren Justinian zu nennen pflegen. Das englische Rechtssystem beruht daher auf einer zweifachen Grundlage, dem gemeinen Recht (Common law), worunter man Dasjenige versteht, was sich in der Theorie und Praxis der Gerichtshöfe entwickelt, und dem statutarischen Rechte (Statut

welches in ausdrücklichen (und zwar neuern) Parlamentsgesetzen enthalten ist.
nämlich durchaus eine irrige Vorstellung, daß sich dieser Unterschied auf eine
ale Verschiedenheit gründe, daß das gemeine Recht angelsächsischen Ursprungs
id daher nach der normännischen Eroberung auch nur für die alten Einw. des
s gegolten habe, das statutarische Recht hingegen nur für die Dänen, dann
normännisch-franz. Lehnsleute Wilhelms I. bestimmt gewesen sei. Von die-
terscheidung findet sich keine Spur, das normännisch-franz. Lehnsrecht wurde
hr gleich nach der Eroberung allgemeines Recht des Landes, auch der engl.
en, und als Wilhelm II. und Heinrich I. dem Volke einen Theil seiner alten
hen Volksfreiheit zurückgaben (eine Verwilligung, welche die Chroniken der
ls Wiederherstellung der Gesetze Eduards des Bekenners beschreiben), so nah-
uch die normännischen Herren daran Theil. Überhaupt aber blieb, wie schon
t worden ist, das Wesen der angelsächsischen Einrichtungen stehen und fügte
ir in die Formen und Sprache der Normandie. Der Hof, das Parlament,
richte, sprachen lange französisch, unter Eduard III. (1327 — 77) wurde die
tssprache lateinisch und zwar ein sehr barbarisches aber technisch sehr bestimm-
ein, und blieb es bis 1730, wo durch ein Gesetz (4. Geo. II., c. 26) das Eng-
ringeführt wurde. Daher sind noch jetzt alle Gerichtsformeln (writs) nach
at. Anfangsworten bezeichnet. Die Veränderungen, welche sich in dem We-
en der Volkseinrichtungen in dem Laufe der Zeit ergeben haben, sind haupt-
) der Gerichtsverfassung zuzuschreiben, welche als ein Theil der Hofverfassung
inrichtung bekam, sowie sie sie in dem Herzogthum der Normandie gehabt
nd welche sich von der sächsischen hauptsächlich darin unterschied, daß die rich-
Gewalt bei den Sachsen den Gemeinden und vorzüglich der Gau- oder Graf-
gemeinde unter gemeinschaftlichem Vorsitz des Bischofs und Grafen zustand,
er Eroberung aber ein Bestandtheil der königl. Gewalt wurde, welche in der
Instanz meist den Baronen übertragen, in der höhern aber durch die königl.
ten ausgeübt wurde. Den Grafschaftsgerichten wurden die wichtigern sowol
lichen als Strafsachen, letztere gerade wie um dieselbe Zeit in Frankreich, als
yaux, unter dem Vorwande entzogen, daß dabei das königl. Recht, die
reue bei allen schwerern, die königl. Würde in den leichtern verletzt sei. Das
ofgericht (aula regis) bestand aus den großen Hofbeamten des Königs, und
er war ein Oberrichter (Justitiarius capitalis), welcher dem Justizia der
nier an Macht gleich war und selbst über den König richten sollte, was aber
lge hatte, daß dieses Amt bald wieder einging. Dafür bildeten sich drei ste-
Gerichtshöfe mit rechtsverständigen Räthen aus, zuerst das Oberlandgericht
t of common pleas, Curia communium placitorum) für die bürgerlichen
fachen der Unterthanen unter einander, welchem einen bleibenden Sitz anzu-
, schon König Johann in der Magna charta (1215) versprach. Friedens-
und die gröbern Vergehen, welche als Verletzungen der Lehnstreue, als Fe-
angesehen wurden, gehörten aber an das Oberhofgericht (Court of King's
ueen's Bench genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank
orsitz führte), welches eigentlich noch jetzt dem königl. Hofe folgt und eine hö-
instanz bildet, als das Oberlandgericht. Endlich für die königl. Kammer-
hnsgefälle wurde der Lehnshof (Court of Exchequer, Curia Scaccarii) er-
. Jedes dieser drei Gerichte ist mit einem Oberrichter (Chief Justice) und
äthen bestellt (bei dem Lehnshof heißen sie Barons und der Oberrichter Chief
n), und diese 12 Oberrichter machen zusammen ein Collegium aus, welches
Anderm auch zweifelhafte Rechtsfragen entscheidet. Zum Lehnshof gehört
er Lehnskanzler (Chancellor of the Exchequer), welcher die Geschäfte des
zministers besorgt. Von dem Oberlandgericht kann an das Oberhofgericht,
em Lehnshofgericht und von dem Oberhofgericht aber an das Lehnskammerge-

richt (Court of Exchequer chamber), welches aus dem Reichskanzler, dem Oberschatzmeister und den Mitgliedern der beiden andern Obergerichte besteht, in allen diesen Fällen aber weiter an das Haus der Lords appellirt werden. Neben und gewissermaßen über diesen Gerichten steht die Reichskanzlei (Court of Chancery) unter dem Großkanzler aus einem Vicekanzler und 12 vortragenden Räthen (Masters of Chancery) bestehend. Zur Jurisdiction des Reichskanzlers gehören ausschließlich Sachen, worin der König persönlich belangt oder die königl. Verleihung angefochten wird, Concurse, Vormundschaftssachen und Anträge, nicht nach strengem Recht, sondern nach Billigkeit zu entscheiden. Im Laufe der Zeit haben auch die übrigen Gerichte die Befugniß erlangt, als Billigkeitsgerichte (Court of Equity) zu handeln, sowie die Kanzlei nach und nach eigentliche rechtliche Entscheidungen an sich gezogen hat. Nur kann nie ein Beweisverfahren bei der Kanzlei eingeleitet werden, da sie kein Schöffenrecht anordnen kann, sondern alsdann gelangt die Sache an das Oberhofgericht. Ungeachtet ihres ursprünglichen beschränkten Geschäftskreises kann doch jetzt jede bürgerliche Rechtssache nach der Wahl der Parteien bei einem jeden der drei Obergerichte anhängig gemacht werden, indem man sich gewisser rechtlicher Fictionen bedient, z. B. um eine Sache an das Oberhofgericht zu bringen, daß der Verklagte sich im Gefängnisse der Schloßvogtei (marshalsea) befände, oder der Schuldner des Klägers durch einen Landfriedensbruch geworden sei; um die Competenz des Lehnhofgerichts zu begründen, gibt der Kläger vor, daß er selbst ein Schuldner des Königs sei und gern bezahlen würde, wenn es ihm der Verklagte nicht durch Vorenthalten seiner Schuld unmöglich mache. Die geistlichen Sachen, Ehesachen und Testamente über bewegliches Vermögen, gehören an die bischöfl. Gerichte; die Seehandelssachen, Capereien, Assecuranzen u. s. w. an das Admiralitätsgericht. Außerdem bestehen eine Menge untergeordneter Gerichte für gewisse Sachen und Orte, die Pfalzgrafschaften Chester, Durham und Lancaster, die Berggerichte (Stannaries) in Cornwall, eine große Zahl von Gerichtsstellen in London. Allein jene drei Obergerichte die ihre Sitzungen in Westminster halten, haben über die meisten die Oberaufsicht und mit vielen davon concurrente Jurisdiction. Da es für die entferntern Theile des Landes sehr beschwerlich war, ihre Rechtssachen in London zu betreiben, so wurden schon unter Heinrich II. (1154 — 89) Umreisende Richter im Lande angeordnet, und dies Institut, die jährlich in den Grafschaften zu haltenden Assisen (s. d.) vollkommener ausgebildet. Seitdem reisen die 12 Obergerichtsräthe jährlich zwei Mal durch alle Grafschaften Englands und halten, kraft einer fünffachen Vollmacht: 1) als Friedensrichter, 2) Commissarien zur Untersuchung und Entscheidung peinlicher Sachen (oyer and terminer), 3) zu Erledigung aller auch früher anhängig gemachten Criminalsachen (goal delivery), 4) streitige Lehnssachen (Assise) und 5) Entscheidungen der bei den drei Obergerichten anhängigen Rechtssachen, insofern der umreisende Richter eher in die Grafschaft kommt, als die Verhandlung bei dem Obergericht selbst zu Stande kommt (Nisi prius). Wie wichtig diese Assisen (vgl. Geschwornengericht u. Jury) auch in andrer Beziehung als allgemeine Versammlung der Notablen der Grafschaften für das öffentliche Leben Englands sind, hat besonders Cottu („De l'administration de la justice criminelle en Angleterre") sehr gut dargestellt. Was aber die Ausbildung des Rechtssystems anlangt, so wird dieser gedrängte Umriß der Gerichtsverfassung schon darthun, wie sie bei aller alterthümlichen Sonderbarkeit derselben und bei allen Mängeln der bürgerlichen Rechtspflege doch wenigstens große Einheit und Festigkeit in den Grundsätzen des Rechts hervorbringen muß. Diese Unwandelbarkeit und Stetigkeit in dem Fortbilden des Rechts wird noch dadurch erhöht, daß diejenigen Gerichte, welche Archivrecht haben (Courts of record), durch ihre eignen Entscheidungen dergestalt gebunden werden, daß sie niemals wieder davon abweichen können, ohne eine Nichtigkeit zu begehen, und so kam es denn, daß ein E

rauch von solchem Umfange und solcher Bestimmtheit sich bilden konnte, daß
i der größte Theil der englischen Rechtswissenschaft besteht. Er macht das
e Recht Englands aus. Zwar hat er sich niemals direct gegen ein ausdrück-
Gesetz erheben können, allein er hat durch Auslegung der Gesetze, durch sub-
terscheidungen und vornehmlich durch Fictionen und neu erfundene Rechts-
dieselben umgangen und ihre Wirksamkeit vernichtet. Dieser Theil des Rechts
rünglich nicht bloßes Gewohnheitsrecht gewesen, sondern die ausdrücklichen
der ältern Zeit sind darin mit enthalten. Als aber bald nach der normänni-
roberung das römische Recht vermöge seiner systematischen Form und seiner
phisch richtigen Grundlagen vornehmlich durch die Geistlichkeit (Lanfranc,
n Bec und nachher Erzbischof von Canterbury, Vacarius u. A.) auch in Eng-
kannt wurde, wirkten ihm die einheimischen Rechtskundigen dadurch mit Er-
tgegen, daß sie sich der wissenschaftlichen Form und der allgemeinen Sätze
n zum Vortheil ihres vaterländischen Rechts bemächtigten. England hat
als irgend ein andres Land des neuern Europa einheimische Rechtsbücher ge-
Ranulph von Glanvill schrieb sein Buch „De legibus et consuetudinibus
e" schon um 1189 und Bracton's Werk, welches, unter gleichem Titel, ein
sgeführtes System des Rechts ist, rührt aus den Zeiten Heinrichs III. her. —
s I. Gesetze vollendeten den Sieg des vaterländischen Rechts, indem er nach
Muster Ludwigs IX. in Frankreich vornehmlich eine bessere Ordnung in den
ten herstellte. Die Rechtsbücher, welche in dieser Zeit entstanden, Britton,
Hengham, der Richterspiegel u. a. enthalten großentheils noch jetzt geltendes
und sie bilden den Punkt, von welchem das gemeine Recht ausgegangen ist.
ist, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, ganz in den Entscheidungen der Ge-
öfe enthalten, welche daher auch frühe schon mit großer Sorgfalt gesammelt
n Eduard II. (1307 — 27) an, zuerst officiell, in den alten Jahrbüchern der
te, später aber durch Privatfleiß bekanntgemacht worden. Diese Sammlun-
ben mit jedem Jahrzehend an Zahl und Umfang zugenommen. Bis zum
der Regierung Georgs III. hatte man nicht weniger als 256 solcher Samm-
(Reporters), von welchen viele wieder eine ganze Reihe von Bänden enthal-
nd die das Studium des Rechts mit jedem Jahre verwickelter machen, zumal
ses bis in die neuern Zeiten von den Lehrgegenständen der beiden engl. Univer-
ganz ausgeschlossen war. Denn da die Universitäten ganz kirchliche Anstal-
aren, so wurde auf ihnen auch nur römisches Recht, welchem die Geistlichkeit
nhing, und welches in den geistlichen Gerichten gilt, gelehrt, und würde viel-
auf diesem Wege endlich doch zu einer allgemeinen Herrschaft in England ge-
sein, wenn nicht ein glücklicher Umstand dem einheimischen Recht zu Hülfe ge-
en wäre. Dies war die obenerwähnte, in der Magna charta König Johanns
sprochene Errichtung eines obersten stehenden Gerichts in Westminster, wo-
die dabei arbeitenden Rechtsgelehrten in eine Art gelehrter Zunftverbindung
und bald auf den Gedanken geriethen, Unterricht zu ertheilen, und ihren Zög-
das gelehrte Gesellen- und Meisterrecht, die gleichsam akademischen Grade
arrister (Baccalaureus oder Licenciat) und des Serjeant at law (Serviens ad
n, Eques legum, Doctor) zu verleihen. (S. Barre.) Junge Männer
ımelten sich in gemeinschaftlichen Wohnungen, um bei der Kanzlei (in den Inns
ıancery, Kanzleiherbergen) die Theorie, in den Gerichten aber (in den Inns
ırt) die Praxis zu erlernen. Aus diesen Herbergen entstanden Stiftungen
Gesellschaften, welche noch jetzt, doch fast nur als bloße Form, in der Art be-
t, daß Niemand zu dem Stande eines Sachwalters gelassen wird, welcher nicht
Zeit als Mitglied der vier Inns of Court (Inner Temple, Middle Temple,
'oln's Inn und Gray's Inn), ausgehalten hat. Der gelehrte Unterricht in die-
Anstalten hat längst aufgehört, dagegen sind durch Privatvermächtnisse 1758

zu Oxford von Charles Viner (gest. 1756; Verf. eines großen Repertoriums des engl. Rechts 1741 — 51, 24 Bde. Fol.) und 1800 zu Cambridge von Georg Manning, Lehrstellen des gemeinen englischen Rechts gestiftet worden. (Sir [illegible] starb 1719. Der Proceß über sein Testament dauerte aber bis 1800; ein Beleg des engl. Rechtsganges.) Der erste Prof. der Viner'schen Stiftung zu Oxford war der berühmte Sir Will. Blackstone (s. d.), dessen „Commentarien über die Rechte" noch jetzt das wichtigste Werk darüber sind, und zwar vornehmlich wegen des darin vorherrschenden philosophisch-praktischen Sinnes. Der neueste Herausgeber der Commentarien ist Edw. Christian, Prof. zu Cambridge und [illegible] s. Sohn Williams. Übrigens ist die juristische Literatur Englands an systematischen Abhandlungen nicht reich; ihre Hauptwerke sind Zusammenstellungen aus den Reports für einzelne Gegenstände; Lord Coke's Institutionen (aus den Zeiten Jakobs I.), noch jetzt eins der gangbarsten Werke, darf man nicht nach ihrem Inhalt urtheilen. Das Wichtigste davon ist ein Commentar über Littleton's Lehnrecht (Th. Littleton war um 1472 Oberlandrichter); selbst über das positive Staatsrecht gibt es fast nur historisch-antiquarische Untersuchungen (freilich fast immer mit einer praktischen Tendenz) von Selden, Madox, Brady, Petyt, Spelman, Rath. Bacon u. A. Das gemeine Recht Englands umfaßt, was seinen Inhalt betrifft, nicht bloß das bürgerliche, sondern auch das Criminalrecht. Die Quellen desselben in beiden Beziehungen mit wenig Worten und doch mit Bestimmtheit anzugeben, ist nicht wohl möglich. Daß das System des Landeigenthums auf dem Lehnwesen gegründet ist, wurde schon bemerkt, und obgleich unter Karl II. alle feudalle Lehndienste, mit Ausnahme einiger Hofdienste, z. B. bei der Krönung, aufgehoben worden sind, so bleibt doch in allen diesen Verhältnissen, besonders in Folge, die lehnrechtliche Grundlage noch sehr sichtbar. Eine große Anomalie ist die große Freiheit der Engländer, über ihr Vermögen durch Testamente zu verfügen. Noch im 13. Jahrh. konnte über das Lehn gar nicht, von dem beweglichen Vermögen nur über ein Drittheil verfügt werden; aber durch Hülfe der Gesetze ist es nach und nach dahin gekommen, daß auch die Kinder kein nothwendiges Erbrecht (keinen Pflichttheil), selbst nicht in Ansehung alter Stammlehen mehr haben. Dafür ist das Grundeigenthum mit einer solchen Menge besonderer Beschränkungen belastet, und der Übergang aus einer Hand in die andre so schwierig, daß zu einem solchen Geschäft oft alle Kunst des geübtesten Praktikers vergeblich aufgeboten wird. Dem Criminalrecht liegt der Satz zum Grunde, daß alle Verbrechen Vergehungen gegen den König, als obersten Lehnsherrn und Friedenserhalter, sind; die schweren Verbrechen, Mord, Brandstiftung, Raub, Diebstahl, Betrug werden als Verletzungen der Unterthanentreue (felony), die geringern als Beleidigungen des Königs (misdemeanors) betrachtet. Von der Felonie ist noch der Hochverrath durch eine noch schärfere Strafe ausgezeichnet, die Felonie zieht aber in der Regel den Tod nach sich. Geldbuße, Gefängniß, Peitschenhiebe sind die Strafen der geringern Verbrechen. Die allzu häufige Anwendung der Todesstrafe wird gemildert durch das Privilegium der Geistlichen (Benefit of Clergy), welches nach und nach allgemein geworden ist, und eine Verwandlung der Todesstrafe in eine gelindere, vorzüglich die Transportation nach Botanybai bewirkt, durch die häufigen Begnadigungen und durch die Anmaßung der Schöffen, ein geringeres Verbrechen zu substituiren, z. B. den Werth eines Diebstahls von 40 Pfund auf 39 Schillinge zu bestimmen. Da die ausdrückliche Gesetzgebung so selten in das System des gemeinen Rechts eingegriffen hat, den Veränderungen desselben, welche sich aus dem Volksleben von selbst entwickelten, mehr nachgegeben, als sie herbeigeführt hat, so scheint dies allein schon das Lob rede für das statutarische Recht (Statute law) begründen zu müssen. Dies ist aber fast in keiner Beziehung der Fall. Sie liefert gerade den Beweis, daß ein solches partielles Nachhelfen (wie es bei uns Savigny statt allgemeiner

verlangt) wenig Nutzen gestiftet, und nur größere Verworrenheit des Sy-
ervorgebracht wird. Die tiefer liegenden Mängel getraut man sich nicht zu
um nicht das Ganze zu erschüttern; einzelne Zusätze und Änderungen aber
das Übel nur vergrößern, denn, um sie harmonisch einzuweben, bedarf es
eit tiefern Einsicht in den Zusammenhang aller einzelnen Theile des Rechts,
er Aufstellung neuer und einfacher Grundlagen. Daher macht man auch
lischen ausdrücklichen Gesetzgebung mit Recht die beiden entgegengesetzten
ese der Unthätigkeit und der Übereilung. Sie wagt es nicht, schreiende Un-
menheiten abzustellen, den Gang des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen
achen, besonders in Hinsicht auf die Erwerbung des Grundeigenthums zu
chen, alte barbarische oder auf vorübergegangenen Zeitumständen beruhende
setze abzuschaffen, dagegen werden in jeder Parlamentssitzung eine Menge
zelnen Verordnungen, ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft und
r Leichtigkeit gegeben, welche an Unbesonnenheit grenzt. Daher wächst
s Volumen der parlamentarischen Gesetzsammlung mit jedem Jahre, und
rauch derselben wird, wie die Kenntniß und wissenschaftliche Behandlung der
Entscheidungen, immer schwieriger. Die Sprache der Gesetze ist, wie die
der Gerichte, so breit, schleppend, tautologisch, daß sie durch das übertrie-
mühen, klar und vollständig zu sein, unverständlich wird und oft das We-
le vergißt. Statt allgemeiner Gesetze werden so lange locale und partielle
ungen gegeben, bis diese zwar nach und nach über das ganze Land fortrücken,
en Gegenstand von allen Seiten ergreifen, aber nun nicht mehr zu einander
nd wohl einen Haufen, aber kein Ganzes von Gesetzen geben. So sind über
fahren in geringen Schuldsachen 50 verschiedene Verordnungen erlassen,
die Rechtswohlthat der Güterabtretung, 106 über die Armenverpflegung,
die Jagden, 35 über eine Rindviehseuche, 113 über die Fischereien u. s. w.,
e dieser Verordnungen hebt die frühern ganz auf. Die Sammlung der
ntsgesetze (Statutes at large) von Ruffhead (angefangen 1763 und jährlich
d), hat von der Magna Charta König Johanns bis 1786 32 starke Bde.
ine andre enger gedruckte von Tomlins und Raithby besteht von 1215 —
us 16 Bdn. 4.; eine von Pakering besorgte Ausg. hat von 1215 — 1796
und von da bis 1817 34 Bde. Die prächtige officielle Sammlung der
n, welche zu der seit 1810 begonnenen Ausg. alter Urkunden gehört, und
en des Parlaments durch die Herren Tomlins und Taunton besorgt wird,
1216 — 1509 3 Bde., Fol. Daher ist denn auch das Verlangen einer
edaction sowol des gemeinen in den Rechtsbüchern enthaltenen Rechts, als
Statuten, in zusammenhängenden und umfassenden Gesetzen (oder mit an-
rten, das Verlangen nach neuen Gesetzbüchern für das alte Recht), in Eng-
nso lebendig geworden als in andern Ländern; und besonders für die Ver-
der Criminalgesetze sind seit einigen Jahren die ausgezeichnetsten Rechtsge-
Sir Sam. Romilly, J. Mackintosh u. A.) eifrig thätig gewesen. Diese
haben sich zunächst freilich nur bemüht, einzelne Theile der Criminalgesetz-
u mildern, und die Todesstrafe bei mehren geringern Verbrechen wegzuneh-
Schon Blackstone klagt darüber, das die englischen Gesetze nicht weniger als
ndere Fälle der Felonie bestimmen, in welchen das Benefit of Clergy aus-
n, oder die Todesstrafe festgesetzt ist, und darunter sind manche von sehr
rer Beschaffenheit. Capitale Felonie z. B. ist es, sich verkleidet und be-
in einem Forst, auf der Landstraße u. s. w. antreffen zu lassen; aus Bos-
Rachsucht Bäume in einem Garten oder Park umzuhauen, Rinder oder
zu tödten oder zu verwunden; Verurtheilte zu beherbergen, welche vor Ab-
Strafzeit von der Transportation zurückkehren; verkleidet in die Münze zu
u. dgl. Die meisten Diebstähle und Betrügereien durch nachgemachte

Papiere, sind mit dem Tode bedroht, sodaß große Härte der Gesetze und große Schonung der Angeklagten in dem öffentlich-mündlichen Verfahren und in dem durch Schöffen mit einander gepaart sind. Aber auch diese Schonung ist theils nur ein täuschender Schein. Durch die Einrichtung, daß alle Urtheile die factische Wahrheit einer Anklage nur von 12 Männern aus dem Volke einstimmig gefällt werden, wird zwar verhütet, oder wenigstens erschwert, daß Regierung Jemand zu einer Strafe ziehen kann, wenn er nicht im Urtheil der Menge als schuldig erscheint. Aber gegen das blinde und leidenschaftliche Urtheil der Menge, deren Organ die 12 Schöffen sind, gegen den Einfluß des Richters, welcher nach dem öffentlichen Verhör der Zeugen, die Sache nach seiner persönlichen Ansicht zusammenfaßt, schützt den Unschuldigen Niemand, während oft der Schuldige durch ein bestechendes Äußere, durch erheuchelte Bescheidenheit und selbst durch theatralische Kunstgriffe des Sachwalters, der verdienten Strafe entgeht. Die Folter war auf Englands freiem Boden nie geduldet, und so zart ist die Behandlung des Gefangenen, daß ihn bei der öffentlichen Verhandlung Niemand über den Zusammenhang der Sache befragen darf, damit er nicht sein eigner Ankläger werde. Dafür aber kann auch Niemand dem Gewissen der Schöffen Rechenschaft schreiben, die Jury spricht auf den ersten Anschein, auf die entferntesten Verdachtsgründe ihr Schuldig, worauf der Richter die Todesstrafe verkündigt, und Niemand nimmt sich des Angeklagten an, wenn er einen Vertheidiger nicht bezahlen und entfernte Zeugen seiner Unschuld nicht vor dem Gerichtstage herbeischaffen kann. „Wir fürchten sehr", hieß es vor einiger Zeit im „Edinburgh review", „dieser Punkt des englischen Criminalprocesses manchem Unschuldigen das Leben gekostet hat", daher ist auch hier nicht Alles Gold, was glänzt, und bei einer Verpflanzung gerade dieser Anstalten auf einen fremden Boden gar Vieles der reiflichsten Erwägung bedürftig.

Englische Bank, s. Londoner Bank.

Englische Gartenanlagen, s. Gartenkunst.

Englische Geschichte bis 1603, s. Großbritannien.

Englisches Horn (Corno inglese), eine vergrößerte bogenförmige Hoboe; steht jedoch fünf Töne tiefer als die Hoboe, und daher muß (wenn die Partien für dies Instrument gewöhnlich im Violinschlüssel geschrieben und die Tonart, aus welcher das Stück geht, für das englische Horn um fünf Töne höher (also wenn z. B. ein Stück aus C geht, für dies Instrument in G ꝛc.) werden. Es hat bei weitem nicht das Angenehme, noch auch den großen des Bassethorns.

Englische Kirche, s. Anglikanische Kirche und Emancipation.

Englische Krankheit (Rhachitis, Spina nodosa lateralis, chartre franz., the rickets engl.), Rückensucht, Lendenkrankheit, Verkrümmung, Doppelglieder, Zweiwuchs, ist eine Modification der Strophel und fast immer mit ihr verbunden, offenbart sich größtentheils zwischen dem ersten Monat und dem zweiten Jahre, und ergreift vorzüglich die Knochen. Gelenkköpfe schwellen am Vorderarm, Unterschenkel, an den Rippen und Wirbelfortsätzen; alle Knochen werden dick, weich, brandig, geschwürig, sie krümmen sich (Beine, Arme, Brustbein, Rückgrath, Becken); die Zähne werden geld, schadhaft, fallen stückweis aus, und erzeugen sich langsam wieder; dabei schlaffer Habitus, seltener Drüsengeschwülste. Auch Erwachsene können sie bekommen; hier verläuft sie schnell, und tödtet oft in vierzehn Tagen. Meistens befällt sie Mädchen in ihrer Entwickelungsperiode, auch wohl früher. Bisweilen ist sie angeboren.

Englische Kunst nennen wir Alles, was der Engländer im

n Künste leistete. Das in so mancher Hinsicht reich begabte England ist in Punkt arm, und der göttliche Funken, der allein den höhern Künstler scheint in dem feuchten britischen Klima verloschen zu seyn. Kein englischer Bildhauer, Stein- oder Stempelschneider, kein engl. Componist wird en ersten Künstlern, die Europa hervorgebracht hat, genannt. Erst die es vorigen Jahrh. sah zu London, unter Reynalds's Leitung, eine Art von chule entstehen, aber wem könnte es einfallen, die größtentheils manierie- Erfindung und Farbengebung verfehlten Arbeiten, selbst der ausgezeichnet- er Zöglinge, eines West, Westall, Opie rc. den Schöpfungen der vorzüg- Maler des Festlandes an die Seite zu stellen? Am glücklichen sind die engl. r, wenn sie, dem Ideal entsagend, sich mit der Nachahmung gemeiner Natur en (man denke an den Humoristen Hogarth, s. d.); und dies ist denn auch sache, daß die Skulptur in England noch niedriger steht als die Malerei, weil mehr dem Ideal als der mechanischen Nachahmung angehört. In d. Art. ner der neuern Zeit sind unter Nr. 4 einige der besten engl. Bild- aufgeführt. Englische Schaumünzen, die als Kunstwerke zu betrachten gehören zu den Seltenheiten. Am mindesten ausgezeichnet aber sind Eng- Bewohner im Fache der musikalischen Composition, und nicht einem ihrer er ist es gelungen, sich in der Fremde einen Namen zu erwerben. Dagegen t Alles, was zu den mechanischen Künsten gehört, und wobei der berechnende nd vorherrscht, die Phantasie aber eine untergeordnete Rolle spielt, nirgend ls auf den britischen Inseln. Die englischen Architekten Inigo Jones und ph Wren (s. d.) sind wirklich große Männer in ihrem Fache; die Leistun- r engl. Kupferstecher- und Holzschneidekunst sind im Technischen, wie es , noch immer unübertroffen (man erinnere sich an Sharp, Strange, Hallo- und die festländischen Optiker, Mechaniker und Metallarbeiter aller Art ach- für geehrt, wenn man die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes ihren engl. Vorbil- n die Seite setzt.

Englische Literatur, Wissenschaft, Poesie und Thea- 1) Literatur und Wissenschaft. Da die Sprache das System der ei- ümlichen Weltanschauung eines Volks enthält, und diese nothwendig ihre Ent- ungszeiten, ihre Geschichte hat, so wird auch die Sprache die Farbe dieser Zeiten, sie immer seyn mögen, an sich tragen. Sehen wir nun auf das Geschichtliche gl. Sprache, so muß sie, da Britannien anfangs von Celten bevölkert war, inglich gallisches oder celtisches Gepräge gehabt haben. Nach Julius Cäsar's rung nahm sie von der römischen Sprache ihr Theil. Aber 400 J. nach als die Schotten und Picten gewaltsamer in den nördlichen Theil eindran- und die zu Hülfe gerufenen Sachsen immer fester sich setzten, mußte in einer von 350 J. auch die sächsische Sprache ihren Einfluß zeigen. Dänen drück- r hernach wieder ihre Gepräge auf, und endlich unter Wilhelm d. Eroberer ormannen. So ist denn die engl. Sprache ein Gemisch aus dem Altceltischen, nischen, Angelsächsischen, Dänischen und Normannischen. Jedes Volks ur- gliches Leben enthält, als solches, die Elemente desselben, das Erkennen und tellen, oder wie man diese Doppelseiten des Lebens nennen will, noch in unge- rter, kräftiger Einheit, und die geschichtliche Entwickelung, welche späterhin gt, ist nur ein Auseinanderfallen dieser Einheit, und ein Hervortreten einzel- früherhin gebundener Momente. Man nennt diese Zeit die mythische, und dem Gesagten gemäß, Mythus, als Darstellung religiöser Idee, und Ge- te in dem gewöhnlichen Sinne noch ungetrennt sind, so hat man sie überall ie Zeit und das Gebiet der Fabel bezeichnet, und als unfruchtbar für die Ge- te ausgeschlossen. Wie nun dies, wenn einmal Abstraction eingetreten ist, dings nicht gemißbilligt werden mag, so ist doch andrer Seits nicht zu leugnen,

daß auch der abgesonderte und für sich betrachtete Mythus Gegenstand der ergiebigsten Forschung werden, und eine Ausbeute der herrlichsten Ideen geben kann und wirklich gibt. Erinnern wir an den König Arthus, an die Tafelrunde, an den Zauberer Merlin, so eröffnet sich hier dem Kundigen ein reicher, sich weit verzweigender Kreis von Fabeln voll tiefen Sinnes und schöner Deutsamkeit. Was England in der Folge in dem Felde der Scholastik geleistet, ist weniger seiner Nationalliteratur zuzurechnen, als der allgemeinen europäischen Bildung. Englands Nationalliteratur beginnt mit Chroniken und Romanzen oder Balladen in gebundener Rede, wovon die ersten auch als cyklische Heldengedichte betrachtet werden können und dem normännischen Theile der Nation angehören, welche das höhere und vornehmere Leben bildete, bis nach und nach die angelsächsischen und nordfranzösischen Elemente zusammenwuchsen, die schon einen gemeinsamen germanischen Ursprung hatten. Die Balladenpoesie, sangbar und von wandernden Minstrels vorgetragen, gehörte dagegen der angelsächsischen Nationalität an und blühte besonders in Schottland und an den Nordgrenzen Englands. Beide Zweige der Poesie lassen sich bis in das 12. Jahrh. verfolgen und die Balladenpoesie dauert als Volksgesang bis in das goldne Zeitalter der englischen Literatur fort. Als Anfangspunkt der eigentlichen gelehrten Literatur Englands, insoweit sie durch Schrift festgehalten ist, wählen wir die Zeit, wo der Kaufmann William Caxton, bei seiner Rückkehr von einer weiten Reise, die Buchdruckerkunst nach England brachte und in Westminster, von 1474 an ungefähr, übte, und da kurz vorher Chaucer die engl. Poesie wenigstens ihrer Form nach, neu begründet und sie den Foderungen der Kunst näher gebracht hatte, da auch die Prosa sich fast um dieselbe Zeit zu bilden begann, so trifft auch der Anfangspunkt der engl. Poesie und Beredtsamkeit ungefähr damit zusammen. Der Zeit folgend, machte Caxton zuerst mythisch-religiöse Werke bekannt, deren Gegenstand die im Norden allgemein verbreitete Sage von der Abkunft der Franken und Sachsen aus Troja war. Und wenn er ferner Classiker übersetzt lieferte in einer Zeit, wo die classische Literatur in England noch unangebaut war, sollte auch das mißlungene Unternehmen nicht immer Dank verdienen? Ist es ja doch die anbrechende Morgendämmerung, die immer heller und heller unter den Tudors heraufblühte. Denn von Classikern ging auch hier die Bildung aus. Ehe wir aber in das Einzelne eingehen, drängt sich beim Überblick des Ganzen der engl. Literatur die Bemerkung auf, daß der große, aus der insularischen Lage hervorgegangene, durch jahrhundertelange Kämpfe unterhaltene und gekräftigte, fast übertriebene Freiheitssinn und finstere Hochmuth der Einzelnen, jener Republicanismus, den der große Alfred durch die Abtheilung des Landes in Shiren, durch Wahlen der Stellvertreter und ihre Versammlungen, durch die Gerichte der Geschworenen begründete, auch hier sich wiederfindet. Sein Analoges findet sich hier wieder in den mannigfaltigen Societäten: es zeigt sich in der Richtung des Wissens auf die Brauchbarkeit für das Leben und seine Breite, sowie in der hieraus entsprungenen mindern Empfänglichkeit für Theorie und Speculation überhaupt. Es tritt hervor in der Verfassung ihrer Universitäten und dem Gange des Studiums, und endlich in der Kräftigkeit einzelner dort erscheinenden Genien, welche die Nation selbst, in ihrer freien Eigenthümlichkeit bestärkend, man kann in mancher Hinsicht sagen, bewahrt hat vor der franz. Geschmacksverfeinerung. Kann man aber einerseits nicht umhin, in dem angegebenen Charakter eine Einseitigkeit anzuerkennen, und die hier- und dorthin sich verbreitenden Nachtheile des mangelnden guten Geschmacks zu bemerken, so muß man doch andrerseits in dieser strengen, fast herben Umrissenheit oder Zeichnung immer die Kraft ehren und achten, welche schon oft Gewähr und Vermittlerin für alle Völker des europ. Staatenbundes wurde, wenn es galt. — Man setzt drei Zeiträume der engl. Literaturgeschichte in dem zuletzt angegebenen beschränkten Sinne fest. In allen zeigt sich, trotz des Antheils

manche, fast gelehrte Herrscher an dem Fortgang der Wissenschaften nahmen, ils durch Schriften, theils durch Anstalten und Schenkungen, daß doch Alles s der Mitte der Nation selbst hervorging, und durch ihre große Freimüdigkeit, t sie, durch den Wohlstand gehoben, nirgends sich findet, gefördert ward. Der ste Zeitraum, unter dem Hause Tudor (1485—1603) nennt Heinrich VII., inrich VIII. (einen scholastischen Theologen, der gegen Luther schrieb und auch hrte), Eduard VI., den Kirchenverbesserer, die katholische, fanatische Maria d die gelehrte Elisabeth; der zweite, unter dem Hause Stuart (1603—02), Jakob I., einen wissenschaftlich gebildeten Prosaiker und Redner, den unücklichen Karl I., der Wissenschaften beunruhigten Pfleger, den rohen Cromwell, zweiten Karl, der, wiewol üppig, doch die Societät der Wissenschaften beförte, Jakob II., Wilhelm III., welche sämmtlich die Bibliotheken beschenkten; der itte endlich Anna, die vier George.

Über den Charakter der englischen Literatur der neuesten Zeit wollen wir, dieselbe uns näher liegt und durch den herrschenden Geschmack gegenwärtig noch nders anziehend für uns geworden ist, etwas umständlicher handeln. Werfen zuvörderst einen Blick auf die letzte Hälfte des 18. Jahrh., so werden wir in allen bieten der Wissenschaft und Kunst nur eine dürftige Ernte erblicken, ja manches senschaftliche Gebiet, besonders in den Naturwissenschaften, lag fast ganz brach. sind nur einige hoch glänzende Namen, die den Ruhm der Literatur stützen, h hinüber gekommen aus dem Zeitalter der Königin Anna, Johnson, Hume, bertson, Gibbon, Burke, aber man darf, ohne ihren Ehrenkranz anzutasten, behaupten, daß keiner von ihnen ein echt volksthümlicher Schriftsteller in jenem ne gewesen sei, wie man es von Shakspeare, Bacon und Milton sagen kann; ein Umstand ist hier zu erwähnen, die in jenem Zeitraume immer bemerkbarer vortretende hohe Ausbildung des Styls, selbst in wissenschaftlichen Werken, sie im Grunde das beste Erbtheil des zunächst vorhergegangenen Zeitraums. Blin wir dagegen in das Gebiet der schönen Künste, so tritt uns kein leuchtender me entgegen, keiner, der die höchste Weihe des Dichtergeistes empfangen hätte, n wir auch Thomson, Akenside, Penrose, Gray und Goldsmith gerecht schätzen. gleich man aber während jenes Zeitraums die Muster der Dichtung noch immer dem vermeintlich goldenen Zeitalter unter der Regierung der Königin Anna hte, so wurde doch eben schon in jener Zeit, wie die Werke einiger von den genten Dichtern verrathen, eine Veränderung des poetischen Geschmacks vorberei- und der Geist der alten einheimischen Dichtung begann sich mit leisem Flügelag unter den aufgedrungenen Formen zu regen. Was indeß noch lange die Entkelung hoher dichterischer Eigenthümlichkeit in England hinderte, war ohne Zweiauch der Zustand der ästhetischen Kritik, die selbst bis in den Zeitraum, dessen chtung unsere Aufgabe ist, noch immer auf einer tiefen Stufe stand. Will n sich davon, auch ohne mit einzelnen Werken über die Geschmackslehre, oder der Masse der kritischen Zeitschriften sich bekannt zu machen, überzeugen, so f man ja nur die berühmtesten neuen und neuesten Erläuterer des größten volksmlichen Dichters, den England gehabt hat, und dessen fortdauernde Verehrung Funken der Dichtung in der Brust des Volks wach erhalten wird, näher anse, und man wird erkennen, wie wenig sie Shakspeare's Geist in seiner Tiefe und um Reichthum auch nur zu fassen vermochten. — Auch während des Zeitums, zu welchem wir uns nun wenden, wirkten die, dem Aufschwunge der Lite- tur günstigen Umstände fort, die aus der Lage des Volks, seinen gesellschaftlichen d politischen Verhältnissen hervorgingen, ja sein zunehmender Wohlstand und n wachsendes Ansehen im europäischen Staatenvereine gaben diesen Umständen e noch umfassendere Wirksamkeit. Dies führt uns zunächst zu den äußern Beistigungen und Beförderungsmitteln der literarischen Cultur. Die beiden engl.

Universitäten blieben in ihrem alterthümlichen Zuschnitt, und es wären nur a
Fortschritte zu bemerken, daß sowol in Oxford als Cambridge einige Theile d
Naturwissenschaften eifriger als früher gepflegt wurden und die Lehrart einige Ve
besserungen erhielt. Jede dieser Universitäten blieb ihrem alten Charakter au
darin treu, daß in Oxford vorzugsweise classische Literatur, in Cambridge dage
mit Vorliebe Mathematik getrieben wurde, aber man hat selbst in Großbritanni
beiden Anstalten in dieser Hinsicht eine so verderblich einseitige Richtung vorgem
fen, daß man behauptete, in Oxford, wo mathematische Kenntnisse zur Erla
gung eines akademischen Grades gar nicht erfoderlich sind, sei es schwer, ein
Lehrer für Mathematik zu finden, während in Cambridge bei den Prüfungen d
junge Theologe oft nicht im Stande sei, einen Satz aus dem griech. Testamente
erklären. Die Ursachen der Fortdauer dieser mangelhaften Einrichtung sind zu
Theil, wie so viele andre Mißbräuche in England, in dem Interesse des Aristok
tismus und der herrschenden Kirche, deren Mitglieder ausschließend Antheil an d
akademischen Pfründen haben, gegründet, da bei einer zeitgemäßern Gestaltung
Universitäten jene Pfründen, einträgliche Stellen ohne Amtsarbeiten, eine an
Bestimmung erhalten könnten. Es zeigte sich dies recht auffallend, als 1816—
der von dem Parlamente ernannte Ausschuß zur Untersuchung über den Unterr
der niedern Stände in der Hauptstadt, nach später erhaltenen Erweiterungen sei
Auftrages, unter des geistreichen Schottländers Brougham Vorsitze, auch die A
wattung der Gelehrtenschulen und der Colleges (s. Collegien und Univ
sitäten) auf den Universitäten in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen wo
bis das Oberhaus, als schon manche Mißbräuche aufgedeckt waren, dieser Ein
schung in die Erziehung der höhern Stände sich entgegensetzte. Bei einer
befangenen Würdigung der engl. Hochschulen möchten die Vortheile ihrer Ein
tung doch von den Nachtheilen überwogen werden. — Die theils durch freige
Unterstützung der Regierung, theils durch die Bemühungen gebildeter Männer
gründeten Vereine für Wissenschaften und Künste wurden gefördert, gemeinn
ger gemacht und durch neue vermehrt. Die königl. Gesellschaft (Royal-soci
in London, seit dem Tode des trefflichen Banks unter des Chemikers Davy Vor
gibt fortdauernd jährlich ihre Denkschriften („Philosophical transactions")
aus, und mit ihr wetteifert der gleichnamige Verein in Edinburg, welcher
zwei Classen, der physischen und literarischen, besteht, und seit 1821 Walter S
zum Präsidenten hat. Von den neugestifteten wissenschaftlichen Vereinen ne
wir als die wichtigsten: die Werner'sche naturhistorische Gesellschaft zu Edinb
die geologische Gesellschaft, die naturforschende Gesellschaft zu Cambridge
1820), die Gartenbaugesellschaften zu London und Edinburg, die naturgesch
liche zu Glasgow (seit 1809), die entomologische Gesellschaft, die Gesellschaft
Baukunst zu London, die sämmtlich Denkschriften herausgeben. Dazu ka
neuerlich die 1820 gestiftete Astronomical-society zu London und 1821
Royal literary society, deren Zweck die Beförderung der Literatur durch U
stützungen und Preise ist. Unter diesen gemeinnützigen Vereinen sind vorzü
auch die, seit dem Anfange dieses Jahrh. in London von Privatpersonen gestif
Anstalten auszuzeichnen, welche durch öffentliche Vorlesungen über verschi
Wissenschaften verdienstlich wirken. Die älteste ist die Royal institution
1800), die seit 1818 eine gehaltreiche Zeitschrift („Journal of science, litera
and the arts"), unter des Chemikers Brande Leitung, herausgibt. Sie i
der Geschichte der neuesten engl. Literatur besonders darum merkwürdig, weil
Chemiker Humphry Davy hier in seinen Vorlesungen seit 1806 seine für die
senschaft hochwichtigen Entdeckungen vortrug. Ihr folgte 1807 die nach ei
ähnlichen Plane eingerichtete London institution, worauf andre Anstalten der
eröffnet wurden, unter denen die Royal society of literature Ehrenmünzen

renten für ausgezeichnete Gelehrte stiftet. — Die gelehrten Zeitschriften
, vielfach eingreifend, auf den wissenschaftlichen Verkehr, und besonders er-
ich in dem Zeitraume, den wir überschauen, die kritischen Zeitschriften zu
üher nicht erlebten Bedeutung und Trefflichkeit. Mehre der ältern beur-
en Zeitschriften, wie das seit 1749 bestehende „Monthly review"; das
al review" (seit 1766), gingen in unsern Zeitraum hinüber, aber wäh-
s letztere aufhörte, hob sich das erstere in neuern Zeiten, und zeichnet sich
reisinn und Unparteilichkeit mehr als früher aus; alle wurden jedoch über-
als 1802 das „Edinburgh review" begann, von welchem an 12,000 Ex-
abgesetzt werden, und dem 1809 das in London erscheinende „Quarterly
" als Nebenbuhler zur Seite trat. Wie es in frühern Zeiten, z. B. bei
n genannten beiden ältern Zeitschriften, gewöhnlich war, huldigten auch die
kritischen Wortführer einer politischen Partei, deren Ansichten und Bestre-
freilich oft einen unerfreulichen Einfluß auf die literarischen Urtheile haben.
unterscheiden sich von allen frühern Anstalten durch viele gründliche Abhand-
, aber oft über Gegenstände, wozu die beurtheilten Werke nicht selten nur
ntfernten Anlaß geben, besonders aus dem Gebiete der Staatswissenschaften,
öchst gebildeten Styl und eine in frühern Zeiten ungewöhnliche Strenge.
Quarterly review" nahm ganz den Plan seines Vorgängers an, und theilt
t ihm die Gunst des Publicums, aber in ihren politischen Ansichten sind beide
füßler, da die schottische Zeitschrift die Grundsätze der alten Whigpartei ver-
ie englische hingegen den Tories anhängt. Das „Quarterly review" hat
tlich der Darstellung, die anfangs etwas schwerfällig war, erst später seinen
buhler erreicht, seine Abneigungen aber pflegt es noch immer weit rauher als
und oft boshaft auszusprechen. Diesen beiden einflußreichen Sprechern
das 1822 begonnene, von den Gelehrten in Cambridge besorgte „Cam-
quarterly review" nachstreben zu wollen. Unter den übrigen bloß beur-
den Zeitschriften erwähnen wir noch des „British review", einer Viertel-
rift, die oft gute Aufsätze enthält, des „British critic" von orthodoxen An-
n der bisch. Kirche, und des „Ecclectic review", das jetzt nach weit ge-
ern Grundsätzen als früher die Ansichten der protestantischen Dissenters
t verficht. Das neue „Retrospective review" soll die Aufmerksamkeit
ere, unverdient vergessene Werke richten, die seit der Wiederherstellung der
ıschaften erschienen sind. Nach einem andern Plane, als jene Zeitschriften
ie seit 1817 in London erscheinende „Literary gazette" geleitet, die wö-
ch einmal ausgegeben wird, und außer beurtheilenden Anzeigen, welche meist
he Auszüge geben, auch viele literarische Nachrichten und Beiträge zur Un-
ung liefert. Wo politische Fragen berührt werden, ist diese Zeitschrift eine
Anhängerin der Tory-Grundsätze. Im Plan und selbst im Äußern ist eine
hmung derselben das seit 1822 erscheinende „London museum". Der
alls erst 1822 aufgetretene „Monthly censor" will sich nicht bloß auf eine
ahl aus dem Ertrage der Literatur beschränken, sondern die gesammte einhei-
und ausländische Literatur umfassen. Die Zeitschriften vermischten In-
die Magazines, sind in der Geschichte der engl. Literatur wichtig, da sie für
ungen aller Art den Weg geöffnet, und zu allgemeiner Verbreitung von
nissen sehr viel beigetragen haben. Vor 1731 waren fast alle Zeitschriften
chen Inhalts. Zu jener Zeit entstand die älteste aller engl. Zeitschriften, das
tleman's magazine", das seitdem ununterbrochen fortdauert und besonders
Beiträge zur Alterthumskunde Großbritanniens liefert. Es enthält, wie die
n seiner Nachfolger, auch Beurtheilungen neuer Schriften. Unter den übri-
ermischten Zeitschriften heben wir hervor: das 1796 von Priestley, Price,
Aikin, Morgan, Godwin, Holcroft gegründete, seit vielen Jahren von Ri-

chard Philipps herausgegebene „Monthly magazine“, das immer auffallend eine Parteifarbe im Politischen wie im Religiösen trug, aber unter Anhängern freisinniger Grundsätze noch sehr verbreitet ist; das „New monthly magazine“, das bei seiner Eröffnung (1814) sich jenem schroff entgegenstellte, aber unter des Dichters Thomas Campbell's Leitung seit 1821 sich zu freien Ansichten bekannt und überhaupt an Werth gewonnen hat; das seit 1817 an die Stelle des ältern (seit 1739 bestandenen) „Scotch magazine“ getretene reichhaltige „Edinburgh magazine and literary miscellany“, Blackwood's „Edinburgh magazine“, durch strenge literarische Urtheile und entschiedene Torygrundsätze ausgezeichnet, das „London magazine“, das sich unter John Scott sehr hob, der aber leider im Duell mit einem Abgeordneten des Redacteurs von Blackwood's „Magazine“ erschossen wurde; und das 1822 begonnene „Brighton magazine“, wo man reichhaltige Auszüge aus den Parlamentsreden findet. Zu den Zeitschriften allgemeinern Inhalts ist auch das, seit 1758 jährlich erscheinende „Annual register“ zu zählen, das eine Staaten- und Literaturgeschichte enthält, und das seit 1780 von Stockdale nach fast gleichem Plane herausgegebene „New annual register“. Auch muß hier der heftweise erscheinenden reichhaltigen Sammlung von wichtigen Flugschriften: „The pamphleteer“, die Valpy herausgibt, erwähnt werden. Überblicken wir die, für ein wissenschaftliches Gebiet ausschließend bestimmten Zeitschriften, so finden wir seit 1810 auch eine, der classischen, biblischen und morgenländischen Literatur gewidmete, das von Valpy herausgegebene „Classical journal“, das auch Wiederdrücke älterer philologischer Abhandlungen, selbst von Ausländern, liefert. Mit Indiens Angelegenheiten und der morgenländischen Literatur beschäftigt sich das seit 1816 erscheinende schätzbare „Asiatic journal“. Hauptsächlich den Naturwissenschaften, der Astronomie, Mechanik und Erdkunde ist, außer den oben bereits genannten „Quarterly journal“, das von Brewster und Jameson in Vierteljahrsheften herausgegebene reichhaltige „Edinburgh philosophical journal“ gewidmet. Länger bestehen das von Tilloch besorgte „Philosophical journal“, Thomson's „Annals of philosophy, or Magazine of chemistry, mineralogy, mechanics, natural history, agriculture and the arts“, und das seit von D. Sims herausgeg. „Botanical magazine“. Bei dem Überblicke der theologischen Zeitschriften ist es auffallend, aber aus dem geringen Eifer, womit die bischöfliche Kirche, ihre Unerschütterlichkeit vielleicht überschätzend, zeither ihr Vortheil bewachte, leicht erklärlich, daß gegen eine, in ihrem Sinne, jedoch nur gemäßigten Grundsätzen, mit Geist und Gewandtheit geschriebene Zeitschrift „The christian observer“, mehre ausgezeichnete, von Dissenters herrührende Zeitschriften erscheinen. So ist das „Monthly repertory“, das aus dem ältern „Protestant dissenters magazine“ entstand, und besonders in dem beurtheilenden Theile vorzüglich ist, meist unter den Unitariern verbreitet. Das „Evangelical magazine“, früher außerordentlich verbreitet, wird besonders von protestantischen Dissenters aller Art unterstützt, seit einiger Zeit von einem Ausschusse unter Burder's Vorsitze besorgt, und empfiehlt sich durch schätzbare Missionsnachrichten. In gleichem Geiste, und gleichfalls sehr beliebt ist das „New evangelical magazine“, das in dem literarischen Theile bedeutender als jenes ist. „The christian instructor or congregational magazine“, das Biographien, Predigten, Abhandlungen und Urtheile liefert, bekennt die Grundsätze der Independenten. „The methodist magazine“, ist fast ausschließlich für Wesley's Anhänger bestimmt, und die beispiellose Verbreitung desselben kann bei der großen Anzahl von Methodisten in Großbritannien, die man schon 1817 auf mehr als 190,000 anschlug, nicht fremden. — Der neuen allgemeinen encyklopädischen Werke der Engländer, die hier gedacht werden müßte, erwähnen wir nicht, da in d. A. Encyklopädie umständlich die Rede davon ist. — Um unter den Förderungsmitteln der Literatur

Bibliotheken zu erwähnen, so ist zwar von der Stiftung neuer öffentlicher
n der Art nichts kund geworden, dagegen erhielt das britische Museum zu
durch die seltene Sammlung des verstorb. D. Burney, welche die Regierung
r 13,500 Pf. St. kaufte, einen Zuwachs, der außer 14,000 Bdn. gedruck-
er (worunter besonders eine Sammlung griech. Dramatiker sich auszeichnet,
Bildung, da jedes Schauspiel einzeln gebunden ist, gewöhnlich zwei Exem-
er Ausg., und zuweilen seltene Ausgaben, geopfert werden mußten), auch
andschriften enthielt, z. B. die ehedem von Stownley besessene Handschrift
s", wichtige Handschriften der griech. Redner, und des griech. Testaments
10. und 12. Jahrh. Ein andrer kostbarer Theil dieser Bibliothek ist eine
Art einzige Sammlung von politischen Zeitungen von 1603 bis auf unsere
s 7000 Bdn. bestehend. Neuerlich ward das Museum auch durch die Bi-
Georgs III. bereichert. Von allen Begünstigungen des literarischen Ver-
r wirkte die segensreichste, die Preßfreiheit, auch in unserm Zeitraume fort;
ein Palladium, das Niemand gewaltthätig anzutasten wagte, und das
as Mackintosh in seiner beredten Vertheidigung Peltier's gegen die Anklage
i Consuls Bonaparte 1803 vor der Kingsbench sprach, gilt nach 20 Jahren
ier unter wunderbar verwandelten Zeitumständen: „Eine Zuflucht freier
ng ist noch unverletzt; noch ist eine Stelle in Europa, wo der Mensch seine
t über die wichtigsten gesellschaftlichen Angelegenheiten frei darf sprechen
o er kühn sein Urtheil über die Handlungen der stolzesten und mächtigsten
n verkünden darf. Englands Presse ist noch frei. Sie wird bewacht von
i Verfassung unserer Väter, sie wird bewacht von den Herzen und Armen
änder, und wir glauben es sagen zu dürfen, soll sie fallen, so wird sie nur
i Trümmern des britischen Reichs fallen". Und wenn auch dieses Boll-
Landesfreiheit, wie es die Briten mit Recht nennen, weder durch bestimmte
— nirgend geben die schwankenden Preßgesetze der Willkür mehr Spiel-
noch selbst durch die Geschworenen — die bei dem Gericht über Preßver-
i nicht mit den gewöhnlichen, die Unparteilichkeit sichernden Vorsichtsmaß-
wählt werden — geschützt wird, so sind es eben die Herzen und Arme der
er, es ist die Achtung der Machthaber vor der öffentlichen Meinung und
t vor der Gefahr, die auf einem gewissen Punkte mit der Mißbilligung des
bunden sein würde, was jenes Bollwerk so fest macht.

ch diesen einleitenden Betrachtungen wenden wir uns zur Übersicht des Er-
den einzelnen Gebieten der Literatur. A) Philologie. Wie schon
erkt, war die Beschäftigung mit Classikern der Griechen und Römer, und
Sprachen der Ausgangspunkt und das Mittel werdender Bildung auch
riten. In Italien war dies Studium schon eher erwacht, und bereits
O verbreiteten William Grocyn, John Collet, Thomas Linacre und Wil-
die dort erlangte Kenntniß, besonders des Griechischen, in ihrem Vater-
Aber die ersten fruchtbaren Keime philologischer Bildung streute 7 Jahre
rasmus von Rotterdam zu Oxford aus, trotz allen Hindernissen, die ihm
geistlichen befangene Heftigkeit, der Schüler minderer Beifall, dazu Seu-
Unruhen in den Weg legten. Wiewol er nun deshalb England verlassen
redeten ihn doch zwei fleißige und talentvolle Engländer, William Montjoy
mas Gray, zur Rückkehr, wo er mehren ausgezeichneten Männern ver-
rd, dennoch aber die Unterstützung nicht fand, welche zu dauerndem Auf-
öthig war. Angeregt waren wol die Geister von dieser Seite her; aber die
n bis gegen das Ende des 16. Jahrh. noch roh und unbeholfen, wie Eris-
ch. Wörterbuch, nachmals von Grant herausgegeben, und einige Überset-
on Classikern erweisen. Zwar strebte schon die Prosa, sich jenen alten
nachzubilden; aber bei der Befangenheit in unsicherer und einseitiger Wie-

dergabe antiker Weltanschauung war das erwünschte Gelingen nicht sogleich möglich
Nur allmälig entdeckte der Brite in der so mächtig hervorspringenden Öffentlichkeit
des antiken Lebens seine Verwandtschaft mit den Griechen, besonders aber den Rö
mern, und so ward er für den Gehalt ihrer Werke zuvörderst gewonnen, ohne d
doch die Sprache ganz unerörtert geblieben wäre. Auch die Übersetzungen grie
und lat. Classiker durch Dichter wie Pope, Dryden u. A., so wenig sie auch eigen
lich philologischen Gehalt haben, wirkten doch auf Erweckung und Verbreitung d
Geschmacks für die classische Literatur unter dem großen Publikum. Zur Verb
ferung eines griechischen Wortschatzes trug Robertson Hill bei (1676); zu
Gründlichkeit eines lateinischen, Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre fr
her Fr. Goudman, welche 1693 das cambridger Wörterbuch verdunkelte. D
Neigung, die früher nur schwach auf das Hebräische ging, richtete sich allmälig
17. Jahrh. auch auf andre asiatische Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococ
John Greaves, Edm. Castle, Alex. Huisch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dr
ley Loft, Walton (die letztern Sechs Herausgeber der londner Polyglotte), Jo
Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Rich
Pearson, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Ara
von mehren Seiten und nach mehren Richtungen. Eine syrische Sprachlehre sch
Will. Beveridge. Samaritanisch verstand Rob. Huntington, Persisch Green
Castle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und andres hierher Gehörige
kannt machten, und Ed. Bernard wußte die Alphabete von 29 Sprachen aufzu
len. Im 18. Jahrh. erörterten griech. Metrik Richard Dawes, Thomas Burg
die Mundarten Mich. Mattaire; mit griech. Grammatikern und Lexikographen
schäftigte sich John Toup. Wort- und höhere Kritik, einzeln oder auch beide zus
men, trieben Rich. Bentley, der an Combination, Scharfsinn und Reichthum
Kenntnisse, wie durch logische Kunst der Fürst der Kritiker geworden, Mark
John Taylor. Classiker wurden herausgeg. v. Barter, Bentley, Cunningham, D
tacker, Gale, Hudson, Creech, Rowe, Simson, Gregory, Wakefield, Da
Zach, Pearce, Hearne, Wasse, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, M
grave, Tyrwhitt, und gegen Ende des Jahrh. der geniale Porson, ein Gei
bruder Bentley's. Die bedeutendsten Namen der neuesten Zeit sind: Butler (H
ausgeber des Äschylus), D. Burney (Metriker), Blomfield (s.d.), Barker (Gr
matiker und Lexikograph), Gaisford, Dobree, Monk, Elmsley, Kidd und der
radoxe Payne Knight. Der Vorwurf, den man der Methode des Studiums
classischen Literatur auf den engl. Hochschulen lange gemacht hat, daß man sie n
lich nicht mit dem freien Geist umfasse, der sie allein zur wahren Grundlage der
stigen Bildung machen kann, sondern ängstlich an Einzelnheiten hange, wie in
griech. Literatur an der Prosodie und kleinlichen grammatischen Forschungen, d
in Großbritannien selbst vor mehren Jahren am lautesten gewordene Vorwurf sch
dadurch bestätigt zu werden, daß die britischen Gelehrten auch in neuern Zeiten,
gen Deutsche, Franzosen, Niederländer und Italiener verhältnißmäßig nur w
in der Kritik der Classiker geleistet haben. Die Folgezeit wird es lehren, ob die
sentlichen Verbesserungen, die man während der beiden letzten Jahrzehende, o
bar durch jene Vorwürfe angeregt, besonders auf der Hochschule zu Oxford, auc
dem Studium der classischen Literatur, nach freisinnigern Ansichten gemacht
erfreulichere Früchte in der Bildung ausgezeichneter Gelehrten tragen, was g
um so eher der Fall sein wird, wenn, wie sich vielleicht hoffen läßt, endlich auch
andern Überreste der alten verkehrten Lehrweise verschwinden. — Während auf
engl. Universitäten hauptsächlich die griech. Sprache getrieben, das Lateinische
verhältnißmäßig zurückgesetzt wurde (woher denn die Erscheinung zu erklären
dürfte, daß zeither der lat. Styl der Gelehrten, besonders zu Oxford, in sehr b
Ruf gekommen ist), fand auf den schottischen Universitäten gerade das Gegen

er Grund davon liegt theils in dem Mangel an Aufmunterung, welche die auf Beförderung zu einträglichen Kirchenpfründen, wobei Kenntniß des en die Bedingung ist, in England geben muß, theils aber auch in der, auf tendsten schottischen Universitäten üblichen Lehrweise, die den Fortschritten chstudium nicht so förderlich ist, als die Privatunterrichtsweise auf den hschulen, da man auf den schottischen noch nicht, wie in Deutschland, che Seminarien hat. Erst in neuern Zeiten ist auch in Schottland, wo Kennern der lat. Sprache sich vorzüglich Gregory auszeichnete, ein lebhaf- r für das Studium des Griechischen erwacht, den besonders Andrew Dal- . der griech. Literatur zu Edinburg, bekannt durch die 1821 nach seinem ienenen Vorlesungen über die alten Griechen und seine Collectanea Grae- a und minora (Edinburg 1802 fg.) und der gleichfalls verst. Prof. Young ow entzündeten. Unter den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete chen Literatur ist hier die von Vaipy unternommene neue Ausg. des griech. achs von Heinrich Stephanus (s. d.) zu erwähnen, deren Ausstattung ichfalls nicht das günstigste Zeugniß für den gegenwärtigen Zustand der n Gelehrsamkeit in England ablegt. Die von demselben Verleger seit 1819 ımene Sammlung der Classiker (Regent's Classics) zeichnet sich nur durch es Äußere, nicht aber durch selbständigen kritischen Werth aus. Über die ıtschaft der griech., lat. und gothischen Sprache hat Jamieson im „Her- thicus" (1814) Untersuchungen angestellt. Hebräisch trieben seit dem An- s 18. Jahrh. Lowth und Kennicott mit Fleiß und Geschmack, Arabisch g, White, Jones, Dow, Gladwin, Davy, Sullivan, Gaudin, Nott, Champion, Scott. Die Sprachen des Orients überhaupt, todte und urden ein Gegenstand regern Studiums, jemehr die durch Reisen zu Was- zu Lande wachsende Weltkunde denselben auch ein praktisches Interesse ver- neuerer Zeit besonders durch die Missionsanstalten. Die Erforschung der hen und palmyrenischen Sprachen förderte Swinton, der koptischen Wil- Woide, der armenischen William und George Whiston. In Hinsicht auf ische und seine Mundarten ist durch Holwell, Jones, Wilford, Leyden ꝛc. Gesellschaft in Calcutta überhaupt ein Schatz von Kenntnissen in Umlauf , dessen unermeßlich tiefe Ausbeute erst im Fortgange der Zeit zu Tage kom- d. Die hebräische Sprache fand in neuern Zeiten wenig Bearbeiter, welche h's oder Kennicott's Vorzüge hätten erinnern können. Den wichtigsten uf diesem Felde lieferte Boothroyd in seiner hebr. Bibel nach Kennicott's t Anmerk., die 1810 begonnen und 1816 vollendet wurde. Desto bedeu- war die Ausbeute der Bearbeitung andrer morgenländischen Sprachen, nglands politische Verhältnisse so vielfache Auffoderungen gaben und die Hülfsmittel lieferten, und was britische Gelehrte hier seit 20 J. geleistet gehört zu den glänzendsten Blättern ihres literarischen Ehrenkranzes. So arl Wilkins, der erste Europäer, der das Sanskrit mit Erfolg erlernte und skritliteratur dem Abendlande bekannt machte, eine Grammatik derselben 1808), die sich durch ihre Gründlichkeit vor andern Werken auszeichnet, rüher schon Colebrooke (nach der im Sanskrit geschriebenen Sprachlehre ata) zu Calcutta und später Carey (nach den in Bengalen gewöhnlichen ehren) herausgegeben hatten. Masden gab (1812) ein treffliches Wörter- eine Grammatik der malayischen Sprache heraus. Morrison lieferte eine e Sprachlehre (Serampore 1815, 4.) und später ein chinesisches Wörter- Rockert bearbeitete zwei arabische Elementarwerke über die arabische Wort- (Calcutta 1814, 4.). Gladwin (1801), Rousseau (1805) und vorzüglich n lieferten persische Sprachlehren, und Wilkins gab Richardson's persisch- englisches Wörterbuch mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen (1806,

4.) heraus. Zur Kenntniß des gemeinen Hindostanischen gaben Gilchrist, Hadl (1809) und später Shakspeare (1813 und 1817) durch Sprachlehren und Wörte bücher Anleitung, und Carey lehrte (1805) den bengalischen Dialekt. Viele au gezeichnete Aufsätze über indische Sprachgelehrsamkeit und Literatur, besonders v Colebrooke, einem der ersten Kenner der Sprachen und Sitten Indiens, enthalt die seit 1799 in Calcutta erscheinenden und in England nachgedruckten „Asiat researches", welche die Denkschriften des von dem trefflichen Will. Jones gest teten Gelehrtenvereins zu Calcutta liefern. Den Bemühungen dieser Gesellsch und ihres thätigen Präsidenten, John Anstruther, verdankt man auch, außer viel Übersetzungen aus dem Sanskrit und andern morgenländischen Sprachen, die erst in den Ursprachen gedruckten indischen Werke, die aus den Druckereien zu Calcut und Serampore hervorgingen. Zu den wirksamsten Beförderungsmitteln des m genländischen Sprachstudiums in Großbritannien gehört das 1805 auf Veranl sung des Marquis v. Wellesley, als damaligen Gouverneurs von Indien, gestift trefflich eingerichtete ostindische Collegium (East-India college) zu Hertford, i man die dem Dienste der Compagnie sich widmenden jungen Leute sowol in all meinen, historischen und statistischen Kenntnissen, als auch in den Grundbegriff der morgenländischen Sprachen unterrichtet, worin sie sich dann in der, bloß f Sprachstudium bestimmten Lehranstalt zu Fort-William bei Calcutta weiter fo bilden. Daß bei dieser vielfachen Beschäftigung mit vielen fremden Sprachen, dem Bedürfniß, welches die Form öffentlicher Verhandlungen in Rechtspflege u Staatskunst herbeiführten, bei der Liebe und dem Stolz auf frühere einheimis Classiker, auch die engl. Sprache durch Staatsmänner, Dichter, Geschichtsch ber zu immer größerer Vollkommenheit reifte, und an Umfang, Lauterkeit, E schmeidigkeit gewinnen, freilich aber auch, wie die Nation selbst, etwas Conftit tionelles, Verfestigtes bekommen mußte, war natürlich. Ob sie aber in den letz neuern Zeiten durch Verkehr und Einfluß der Franzosen wirklich so viel gewon habe und so kräftig gediehen sei, als durch die frühern kräftigen, in der Tiefe d Geistes der Nation wurzelnden Männer, unter welchen Shakspeare vor Allen a gezeichnet zu werden verdient: dies ist eine Frage, deren Bejahung oder V neinung von der tiefern Würdigung der Nation abhängt. So viel ist ini gewiß, daß Verfeinerung der Sprache, wie die Geselligkeit sie hervorbringt, sich mindestens noch nicht Bereicherung und Gewinn ist, indem ja auch Umfang ihres Gebietes von mehr oder minder tiefer vielseitiger Ausbildu abhängt, sondern zuvörderst durch die Gleichartigkeit mit den Elementen der L dung und dann durch die inwohnende Bildbarkeit sich als solche rechtfertig muß. Unter den engl. Grammatikern, Sprachforschern und Lexikographen glän die Namen Lowth, Th. Sheridan, John Walker und vor Allen Samuel Johns in neuerer Zeit Nares, Horne Took, Crabb, Edm. Malone, John Todd, Hal Allen, Grant, Lewis, Jam. Adams u. A. Dagegen ist nach dem, was in frü rer Zeit Hickes, Wanley, Lye, Price, Somner, Benson, Thwaites u. A., für Erforschung der nordischen Ursprachen geleistet, wenig selbst für das Angelsächsi geschehen. Der verwandte Dialekt des schottischen Niederlandes, wurde th durch J. Jamieson's etymologisches Wörterbuch (Edinburg 1808, 4.), und von ihm besorgten, zum Theil bereicherten Auszug (Edinburg 1818), theils du die verschiedenen Sammlungen altschottischer Gedichte (z. B. von Sibbald), gehängten Glossarien bekannter. Für das Altirländische lieferten Vallancey, das heutige Irländische Conellan und O'Reilly (1821), für die Sprache von W Richard Sprachlehren und Wörterbücher. Selbst die Umwandlungen, welche Muttersprache in dem freien Tochterlande erlitten hat, wurden von dem Amerika Pickering in seinem Verzeichnisse der, den Bewohnern der Vereinigten Staaten nen Wörter und Redensarten zusammengestellt.

Alterthumskunde. Blicken wir aus dem Gebiete der Sprachkunde auf den Ertrag, den in unserm Zeitraume die Kunde des classischen Alterewonnen hat, so begegnen uns zuerst die schätzbaren, Denon's großes Werk den Untersuchungen, die Lord Elgin's Gesandtschaftssecretair, William n, in dem ersten Theile s. Bemerkungen über verschiedene Theile der Türgyptiaca", 1809) uns mittheilt. Über Griechenlands Urzeit hat Marsh pelasgicae", 1815) Forschungen angestellt. Die Gesellschaft der Dilet- 1809 aus verschiedenen Sammlungen in Großbritanien gewählte Proben ptischer, hetrurischer, griechischer und römischer Skulptur in schönen Abbilebst Beschreibungen heraus, worauf sie 1817 ein ähnliches Werk über die, t abgebildeten Alterthümer Attikas, die Überreste der Baukunst in Eleusis, s, Sunium ꝛc. enthaltend, folgen ließ. Leake, dem wir auch schätzbare hungen über Griechenland (1814) verdanken, lieferte eine Topographie des ens, Gell eine Topographie von Troja (1802) und ein Werk über die Alr von Ithaka, Stuart's und Revett's Werk über Athens Alterthümer 316) von Wood aus deren Nachlaß mit dem 4. Bde. ergänzt. Von den ities of Ionia" erschienen bis 1822 3 Bde. Combe beschrieb die im briNuseum befindlichen alten Marmordenkmale (1812 — 15) und Gefäße von er Erde (1810), so wie auch (1814) die alten Münzen dieser Sammlung. n Elgin's Marmordenkmalen (s. d.) erhielt man (1816) Abbil- Moses lieferte (1814) eine Sammlung antiker Vasen, Altäre, Drei- Herculanums Alterthümer wurden in archäologischen und philologischen ungen von Drummond und Walpole („Herculanensia", 1810) erläutert.

Theologie. Wie das öffentliche Leben besonders und seine Schwinn England den Anbau der Sprachkunde förderten, so erging es auch in anssenschaften. In der Theologie war die äußere, oder wenn man es so nen, die praktische, nach dem Staate gekehrte Seite, nämlich die Kirche und falt, Das, wovon die Bearbeitung anhub, und deren Ausbildung durch äußere Reibungen verhältnißmäßig noch mehr fortschritt, als durch die des Studiums, wovon unten gesprochen werden wird. So strebte Hein- I., der durch seine Schrift über die sieben Sacramente gegen Luther für laubensbeschützer galt, sich vom Papste zu trennen, und dessen Einfluß auf Geistlichkeit zu hemmen; aber, indem er hier ganz dem Nationalzug der icht getreu verfuhr, und mithin isolirt wirkte, mußte wohl das Werk langhen und minder folgenreich und ersprießlich für die Bildung der Nation wersonst der Fall ist, wenn gemeinschaftliche Kräfte wirken. Er hob, wie VI., mehre Klöster auf; aber hiermit war doch nur ein mögliches, bedrohinderniß gehoben, immer noch kein Förderungsmittel angegeben. Ja, als ria, Heinrichs VIII. Tochter, diese schwärmerische Anhängerin des Papstzur Regierung gelangte, da wurden furchtbare Rückschritte durch Feuer t gethan, und der äußere Druck trieb Mehre, die in ihrem Freiheitsgefühl ht dulden mochten, in das Ausland, aus welchem sie, nach der Königin it neuen Kenntnissen bereichert und gekräftigt, unter der Regierung der Elurückkehrten. Wie damals bereits der Adel gesunken, so war das Volk an benheit und Selbstvertrauen durch Ackerbau, Handel, Schifffahrt und ber die Spanier gestiegen. Der engl. Freiheitsgeist trat auch in den Parteien itaner, der Episcopalen und später der Methodisten ungezügelt auf, und idenschaftlichkeit, verbunden mit dem auf den äußern bürgerlichen Verkehr ten Sinn, scheint keine der stillen und andächtigen Pflege und Ausbildung tteskenntniß vortheilhafte Stimmung zu sein. Aus ihr aber wird eben dagreiflich, daß auch dies Studium unter den Engländern eine Einseitigkeit gemußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu ge-

langen. Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinsame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patristik und Kirchengeschichte, worin sich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Usher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehre oben genannte Männer. Jakob I. ließ von 47 Gelehrten die sogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darstellung des höhern christlichen Lebens, in wiefern der Einzelne durch das unter der Form des Christenthums gegebene Ganze bestimmt wird, kam es um so weniger, da dies eben die theoretische Seite, oder das Wissen um das christliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh schon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem sich John Temple, Eduard Gr. v. Clarendon, William Howel widersetzten. Im 18. Jahrh. waren Tindal, Tolland, Collins, Woolston, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deisten, und fanden an Chandler, John Butler, Lardner ihre Gegner, die sich des Christenthums annahmen. So fortdauernd ist das Schwanken nach beiden Seiten bis auf die neueste Zeit gewesen, daß noch immer die Streitigkeiten der Dissenters und die Beweise der christlichen Religion die merkwürdigsten theologischen Erscheinungen sind. Da Stolz der Idee des Christenthums so fremd ist, daß er vielmehr sein Feind und gerader Gegensatz wird, auch der Nationalstolz unsittlich ist, so ist diese Erscheinung, die Sprödigkeit gegen das Christenthum, in England zwar nicht befremdlich, aber ein Zug, welcher beweist, daß die eigentliche Höhe der Bildung, bei manchen Tugenden, diesem Volke doch fremd sei. Trotz der Bemühungen Sim. Patrick's, Lowth's, Clarke's, Hammand's, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wissenschaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18. Jahrh. sammelte John Mill, mit Widerspruch Whitby's, erst Varianten, nach ihm Kennicott, Letzterer aus masorethischen Handschriften. Grabe war bei Herausgabe der siebzig Dolmetscher, Robert Holmes bei seinem kritischen Apparat dazu unterstützt. Dennoch leuchteten die Engländer hervor, da sie die Deutschen noch nicht dieser Wissenschaft angenommen hatten, die aber auch sie wie in allem Wissenschaftlichen, rasch, tief und kühn eindringend sie allmälig verdrängten. — Unter den neuern Schriftstellern der bischöfl. Kirche zeichnet sich der gelehrte Herbert Marsh, jetzt Bischof zu Peterborough, aus, und hat sich um das theologische Studium in Cambridge, wo er ein Lehramt verwaltet, sowol durch Bearbeitung der Eichhorn'schen „Einleitung", als auch durch eine Übersicht der gesammten theologischen Wissenschaften und andre Werke verdient gemacht, aber auch gegen neuerlich durch die Maßregeln, die er zur Entdeckung Calvinistischer Ansichten unter den Geistlichen seines Sprengels nahm, viel Anstoß gegeben. Zu ihren vorzüglichsten Rednern gehören die Bischöfe Porteus und Horsley, deren Predigten gesammelt wurden. Bei der wachsenden Menge der Andersdenkenden konnte es nicht an Streitigkeiten fehlen, da zumal, wie bereits oben angedeutet wurde, besonders auch die Methodisten sehr thätig waren, durch Schriften zu wirken, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Reibungen, welche die herrschende Kirche aus der früheren Unthätigkeit aufgeregt haben, schon günstige Folgen, wenigstens für praktisches Christenthum gehabt haben, welchen vielleicht auch die so nothwendige höhere Bildung des wissenschaftlichen Geistes folgen wird. Von der Wirksamkeit der Bibelgesellschaft ist in einem besondern Artikel die Rede, wo auch der literarisch-merkwürdigen Unternehmungen derselben, der Übersetzungen der Bibel in verschiedene außereuropäische Sprachen, gedacht wird. Unter den Nachrichten über die von England ausgegangenen, aber auch fast ganz von Dissenters und besonders den Methodisten geleiteten Missionen sind vorzüglich Buchanan's Berichte von den Missionen in Indien reichhaltig. Die presbyterianische Kirche fand einen lehrreichen Geschichtschreiber an Cook, der die Geschichte der Reformation in Schottland (18

Crookshank wählte sich den Zeitraum von der Reformation bis zur Revo- um Gegenstande seiner Darstellung (1812) und M'Crie gab uns in seinem s Reformators Knox (1812), von dem viel verkannten, trefflichen Manne s, würdiges Bild.

Jurisprudenz. Das britische Reich bietet auch die Merkwürdigkeit die meisten Gesetzgebungen alter und neuer Zeiten hier in Kraft sind. nd Mohammed entscheiden in den bürgerlichen Rechtssachen der Hinduer ngolen, und bei Berufungen aus Indien muß der Obergerichtshof in Whi- n Koran und die Puranas befragen. Justinian spricht in den bischöflichen n Altenglands, in Ehe und Testamentssachen, in dem Admiralitätsgerichte, ndels- und Schifffahrtsangelegenheiten und in den Gerichtshöfen der ioni- seln. Auf Jersey und Guernsey gelten noch die alten Satzungen des Nor- Rollo, die man in Rouen nicht mehr kennt; Canada ehrt noch die alten Ge- Frankreich weggeworfen hat, und die Verordnungen, die der heilige Lud- r der Eiche von Vincennes erläuterte, entscheiden über die Landpachtungen Lorenz-Busen; auf der entgegengesetzten Halbkugel, auf der Insel Mauri- st Isle-de-France) herrscht Napoleons Gesetzbuch; Alcalden und Corregi- echen nach spanischen Rechten in Westindien, Landdrosten nach den Gese- hemaligen Republik der vereinigten Niederlande, und auf der Insel Man n noch den Gesetzen der alten skandinavischen Seekönige. Bei dieser Man- keit von Rechten könnte man nicht minder Mannigfaltigkeit in der Literatur tsgelehrtheit erwarten, aber diese blieb durchaus ihrer frühern Eigenheit d beschränkte sich, wie dies bei dem gewöhnlichen Bildungsgange des engl. lehrten nicht anders zu erwarten ist, hauptsächlich auf Erläuterungen des ts für das praktische Bedürfniß, ohne sich auch nur in diesem Gebiete häufig heoretischen Standpunkt zu stellen. Von rechtsgeschichtlicher Wichtigkeit von einem Ausschusse des Unterhauses herausgegebenen, alten Verordnun- ine neue verb. Ausg. von Hale's „Geschichte des engl. Landrechts" (Com-) gab Runnington (1820) und von Blackstone's „Erläuterung des Land- hristian (1809) heraus. Die Sammlung der vollständigen Statuten von ward bis in die letzten Regierungsjahre Georgs III. fortgesetzt, und der) dieser Masse durch die Register von Raithby und Ruffhead erleichtert. ib eine neue verm. Ausg. (1813) von Beawes Handelsgesetzbuche und ein erk über die Jagd- und Fischereigesetze (1816), Williams eine geschätzte g für Friedensrichter (1812) und ein brauchbares Wörterbuch der in der rache üblichen Ausdrücke (1816) und Ludlow Holt eine Darstellung der er Schmähschriften (Libel law) mit einer sehr schätzbaren Geschichte dieser hrer allmälig erfolgten Abänderungen und den merkwürdigsten Rechtsfällen. Erläuterungen dieser Gesetze, die bekanntlich die eigentlichen Preßgesetze ndet man in der von Ridgway besorgten Sammlung der gerichtlichen Re- ine's. Die Reinigung des engl. Strafgesetzbuches, oder vielmehr der auf- Masse einzelner Strafgesetze, von dem Roste alter und neuer Barbarei dem Vorwurfe des Widerspruchs zwischen Gesetz und Ausübung, war vor- s geistreichen und edeln Romilly Angelegenheit, der nicht ermüdete, durch en im Parlamente (die 1820 gesammelt wurden) und durch besondere , wie seine Bemerkungen über die engl. Strafgesetze (1810) seinen Zweck en. Die wiederholten Anträge, die er seit 1810 machte, hatten endlich g, daß ein Ausschuß des Parlaments jene Gesetze zum Gegenstande einer ung machte, und der lesenswerthe Bericht desselben („Report from the mmittee on Criminal laws", London 1819) ist gewissermaßen eine Fort- iner Bemühungen. (Vgl. England. V. Bürgerliche und peinliche Ge- g.)

E. Medicin und Chirurgie. Auch die Arzneikunde beschränkte sich auf den Gebrauch, und ihr Studium ging auf beiden Universitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie, Mathematik und Logik aus, im Leben erst sich weiter fortbildend. Hier hat es jedoch, wie dies unter den Engländern in jeder Wissenschaft ist, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, besonders in der Anatomie, große Entdeckungen gemacht haben. Schon unter Karl I. machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beschrieb Wharton alle Drüsen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüsen, Clopton Haver die glandulas mucilaginosas, Francis Glisson die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menschlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetisches im Praktischen, als Antiphlogistiker. Große Ärzte waren die Hunters und Cruikshank. Einen vollständigen Unterricht bildete erst Edinburg. Merkwürdige Anatomiker sind die beiden Monroe, Praktiker Mead, Hurham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erst 1745 von den Barbiergeschäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorlesungen, welche darüber gehalten werden, gibt es auch noch Schulen genug, worin Cheselden, Pol, Nourse, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. sich gebildet haben. In der Entbindungskunst war 1763 Smellie berühmt, und Aitkin (1789) durch sein Lehrbuch. (Vgl. übrigens Englische Medicin und Chirurgie in einem bes. Art.).

F. Mathematik und Astronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, besonders für die Schifffahrt ꝛc., von den Engländern sehr betrieben. Über algebraische Gleichungen schrieb, wiewol unbemerkt und wirkungslos, schon 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Neper Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbesserte. 1622 stiftete Smile einen Lehrstuhl zu Oxford für Geometrie und Astronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 schrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen. Leslie gab eine Geometrie, geometrische Analyse und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griech. Geometrie und Herausgeber mehrer griech. Mathematiker war Barrow, der auch 1662 die ersten Gründe der Analysis des Unendlichen entwickelte. Er war Vorgänger Newton's, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der praktischen Mechanik war Wren, der Baumeister der St.-Paulskirche, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrschten Gregory, Barrow, Newton. 1675 beobachtet Halley in St.-Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete schon auf die Newton'sche Anziehung. Flamsteed kannte 2866 Fixsterne. Vince schrieb eine Astronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging Alles auf Besserung der Schifffahrt und Fabriken hin, und die Theorie, besonders die höhere Mathematik, trat ganz zurück. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraist. Clarke schrieb über Entdeckungen im Meere. Smith 1731 war Optiker, wie Bradley 1762. Wollaston gab ein Sternenverzeichniß, Maskelyne machte sich um praktische Astronomie verdient. In der Schiffbaukunst waren Barrow und Robertson berühmte Theoretiker, und 1792 ward dafür eine Gesellschaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen schien. — Es ist auffallend, daß man in dem Verzeichnisse der Gelehrten, welchen seit 60 J. die höhere Mathematik ihre Fortschritte dankt, keinen britischen Namen findet, und Newton's Vaterland lange schweigend zusah, während so große Fragen verhandelt wurden und unter ihren nächsten Nachbarn Lagrange und Laplace der Wissenschaft Erweiterungen gaben, wie sie seit Newton und Leibnitz nicht erhalten hatte. Man hat den Grund dieses Zurückbleibens, oder dieser Rückschritte in der Anhänglichkeit an die synthetische Methode der alten Geometer, statt der rein analytischen, suchen wollen, vorzüglich aber möchte auch hier die Schuld an dem zeitherigen Zu-

des öffentlichen Unterrichts auf den Universitäten liegen, von welchen die eine, h vor kurzem die Lehren des Aristoteles als unfehlbar galten, die Mathematik flegt, und die andre sie lange nur einseitig und nach einer, den Geist nicht den, bloß das Gedächtniß übenden Lehrweise behandelt hat. Erst seit einigen t regt sich auch in diesem Gebiete ein freierer wissenschaftlicher Geist. In gewandten Mathematik hingegen hielten die Briten mit den übrigen, die Wiss ft pflegenden Völkern, mehr gleichen Schritt. Die praktische Astronomie lehre geachtete Namen mit Maskelyne und Pond an der Spitze, während die e von Vince (1814) u. A. bearbeitet wurde. In der Optik machten Her Wollaston, Dalton und besonders Brewster, über die Polarisation des Lichts, e Entdeckungen. Die Mechanik, die in der Anwendung nirgend so hoch s in England, fand in Robison (1804) und Olinthus Gregory (1815) gründ- bearbeiter.

f. Naturwissenschaften. Für diese war zwar bereits 1518 zu Or- m Cardinal Wolsey ein Lehrstuhl errichtet, zwei Jahre früher war schon ein rbuch erschienen, dem 1550 Turner's und 1597 John Gerard's Kräuterbuch ; aber einzig und ganz dem englischen Geiste gemäß wirkte Francis Baco v. m 1605 auf sie. Auch er verwies, wie Göthe sagt, in Allem lediglich an die ung, an das Weite und die grenzenlose Empirie, und veranlaßte dadurch eine Methodenscheu, daß Unordnung und Wust als das wahre Element angesehen in welchem das Wissen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerspruch 's, der dagegen Alles auf Maximen zurückführte. Sein Zeitgenosse Will. beschäftigte sich besonders mit dem Magnet und machte schätzbare Entdeckun- B. Glaselektricität; so auch Will. Barlow; 1645 entstand die Gesell- er Unsichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwissenschaft zum tand ihrer Untersuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, erkwürdiges erkundet, aber die Furcht vor Autorität (nullius in verba war thlspruch), die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon, bewirkte er eine Spaltung der Theorie und Praxis, und veranlaßte allerlei Hypothe- e Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle, Hook, Newton, diese geniale, tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild ein- Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel so viel Erfahrungen , John Woodward zeichneten sich besonders aus. Einen botanischen Garten 1632 zu Oxford Dauby, ein Naturaliencabinet 1662 Cradescant, Vater ohn, ein andres Will. Courton. 1629 beschrieb John Parkinson 3800 en, und im folg. J. gab Thomas Johnson ein engl. Pflanzenverzeichniß. Horn's britische Flora erschien 1650 und wurde später von John Hill umge- t. Eben so beschäftigten sich mit Botanik Rob. Morison, John Ray 1690, is Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche r Nehem, Grew und Sam. Morland erwiesen und bestätigten. In der ie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton, 1668 — 71, Fr. Willoughby (st. , John Ray (geb. 1628, st. 1705). Im 18. Jahrh. lehrte Wilson die citätsverstärkung, Watson und Franklin entdeckten die positive und negative citat. Auch Cavendish machte herrliche Entdeckungen hierüber, und war eine Entdeckung des Oxygens 1774 eigentlicher Vater der antiphlogistischen e, deren Entdeckung sich die Franzosen gern zuschreiben möchten. Crawford ie neue Theorie der thierischen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen be- s auf das Empirische gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewasser ir machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkisten für Kriegs- Gefängnisse ꝛc. In der Chemie entschied sich Will. Higgins für das anti- stische System. Kirwan, Priestley, Hatchet, Davy, einer der geistreichsten ker, exprimentirten emsig. Forscher in der Naturgeschichte waren John Hill,

John Fr. Miller. Eliſabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmälig folgte man Linné. John Hill 1756 war der Erſte, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linné's Cabinet und ſtiftete die Linné'ſche Geſellſchaft. Aiton, königl. Gärtner zu Kew, pflegte als Kenner die ſchönſten exotiſchen Gewächſe, und machte ſich durch die claſſiſche Beſchreibung des Pflanzengartens, dem er vorſtand, ſehr verdient. Curtis gab ein botaniſches Magazin heraus, George Edwards 1743 — 51 eine Naturgeſchichte der Vögel, Thomas Pennant 1763 — 83 eine Zoologie, John Latham ein Naturſyſtem aller Vögel, Adams ſchrieb über die Infuſionsthierchen, deren er 359 verſchiedene beſchrieb, John Ellis über Korallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Konchyliologie, A. Trembley Naturgeſchichte von Madera und Barbados, Lawſon Naturgeſchichte der Carolinen. — In dem Grade als die Beſchäftigung mit der höhern Mathematik abnahm, erhielten die Naturwiſſenſchaften deſto eifrigere Verehrer, und wie vor 50 J. drei Briten, Blak, Cavendiſh und Prieſtley durch ihre merkwürdigen Entdeckungen den Grund zur neuen Chemie legten (ſ. Chemie), die Lavoiſier's Namen trägt, ſo war es in unſerm Zeitraume dem trefflichen Humphry Davy vorbehalten, eine neue Umwandlung der Wiſſenſchaft zu begründen, als er (ſeit 1806) durch Anwendung einer ſtarken galvaniſchen Batterie die Zerſetzung der Alkalien und Erden bewirkte, und dadurch zu der wichtigen Entdeckung führte, daß ſie oxydirte metalliſche Subſtanzen ſind. Er und ſeine Landsleute, Dalton, Leslie (durch ſchätzbare Unterſuchungen über die Natur der Wärme, 1804), Brande, Thomſon, Brewſter, haben ſeitdem fortgefahren, die Wiſſenſchaft durch Entdeckungen und Erörterungen weiter zu bringen, und unter einem Volke, das, ſeiner angeborenen Stimmung nach, immer der Ausübung und dem Nützlichen den Vorzug vor bloßer Forſchung gibt, in einem Manufacturlande, wo man bei ſchwerem Abgabendruck ſtets auf Erſparung von Aufwand und Menſchenkräften hinarbeiten muß, konnte eine umfaſſende Anwendung der Chemie zu techniſchen Zwecken nicht ausbleiben. — Die Naturgeſchichte ward in mehren Theilen lange ſo ſehr vernachläſſigt, daß die Briten hinter den Franzoſen und Deutſchen zurückblieben, was in der Pflanzenkunde im Allgemeinen noch immer der Fall iſt, obgleich die vaterländiſche Botanik fortdauernd gepflegt wurde, und die hohen Vorzüge, welche den engliſchen Pflanzengärten ſehr förderlich waren, da hier jährlich die ſeltenſten ausländiſchen Pflanzen erzogen und von hier aus über das feſte Land verbreitet werden. Die Schätze dieſer Gärten wurden durch viele Abbildungen, z. B. das treffliche Kupferwerk von Andrews („The botanist's repository", 1797 — 1805 5 Bde. 4.), bekanntgemacht. Zu dem bedeutendſten Gewinn für die Wiſſenſchaft müſſen Sowerby's „English botanik" mit 2592 Kupf., 1814 mit dem 36. Bde. vollendet; die Fortſetz. der trefflichen „Flora Londinensis" von Curtis durch Hooker (1816), Smith's „Flora Britannica" (1800 — 4, 3 Bde.), Hooker's „Flora von Schottland" (1821) und Greville's „Kryptogamen Schottlands" (1822), Dickſon's „Kryptogamen Britanniens" (1811) und Turner's „Mooſe Irlands" (1804) gezählt werden. Die Zoologie ward durch Bewick's „Vierfüßler und Vögel Englands" (1811 — 16), Donovan's Werke über die Fiſche (1808), die Inſekten (1809) und Konchylien (1810) Britanniens, und die Beſchreibung der britiſchen Vögel von Graves (1816) gefördert, während viele Reiſende die Thierkunde durch neue, in außereuropäiſchen Ländern einheimiſche Gattungen und Arten bereicherten. Die Mineralogie und Geognoſie (oder Geologie, wie die engliſchen Naturforſcher ſie gewöhnlich nennen), ſind neue Wiſſenſchaften in England, deren Pflege von Schottland ausging und in England in den letzten Zeiten beſonders durch die eifrige Thätigkeit der geologiſchen Geſellſchaft (ſ. oben) und die Stiftung eigner Lehrſtühle für die Wiſſenſchaften in Oxford und Cambridge befördert wurde, wiewol einige engliſche Geologen (beſonders Buckland in Oxford) bei ängſtlicher Rückſicht auf die Moſaiſche Urkunde in ihren Anſichten befangen ſind. Unter den ſchottiſchen Mineralog

Jameson in Edinburg, der seit vielen Jahren der thätigste unter ihnen war, e von ihm gestiftete Schule, lange Werner's Lehre, wiewol sich schon früher Stimmen gegen die „freibergische Geognosie" erhoben; in neuern Zeiten aber) die edinburgische Schule theils zu Hauy's Krystallographie, theils, wie Ja- selbst, zu dem von Mohs aufgestellten System bekannt. Er, Hibbert und lloch haben vorzüglich zur geognostischen Kenntniß Schottlands und seiner beigetragen, und dem letztgenannten verdankt man eine gute geologische Charte tlands. Unter den Mineralogen in England sind noch Clarke und Daubeny ord zu erwähnen. Conybeare lieferte (1822) eine Geologie Englands und h eine geologische Charte von England und Wales. Hutton's Theorie von reinigten Wirksamkeit des Wassers und Feuers bei der Erdbildung wurde) von Playfair in wissenschaftlicher Gestalt aufgestellt, aber obgleich er ihr keine iger gewann, so neigen sich doch die neuern britischen Geologen mehr zur vul- schen als zur neptunistischen Lehre, und ganz zu jener Maculloch, Hall und ackenzie, Verf. einer geognostischen Reise durch Island. Über die organischen ste gab Parkinson (1805) ein Werk heraus.

H. Philosophie. Natürlich gibt sich der Mangel an Sinn für die ideale der Welt am meisten kund in der Bearbeitung der Philosophie, dieser Grund- schaft aller übrigen. In Oxford herrschte Scholastik, in Cambridge Neupla- nus. Thomas Gale verschmelzte sie 1677 mit Theologie, Henry More (st.) mit Kabbala. Neuplatoniker und Christ war Cudworth. Baco's Rich- st schon oben erwähnt. Hobbes wandte sich besonders zu Staatsrecht und k, und hatte Algernon Sidney, wie James Harrington zu Gegnern. Alles : nach Empirismus, und so mußte 1690 Locke sehr gelegen kommen. Er gab orschungen über die letzten Gründe der menschlichen Erkenntniß, der speculati- hilosophie, unter seinen Landsleuten seit mehr als 100 Jahren eine bestimmte ung, die um so mehr eine Erfahrungsphilosophie fester begründen mußte, da s frühere Denker diesen Weg gebahnt hatten, und die Stimmung des Volks, lem ihm inwohnenden philosophischen Geiste, sich mit Vorliebe dahin neigt, ich denn besonders nie mehr als während des 18. Jahrh. gezeigt hat, wo bei dem gel fester Grundsätze und der Beschränkung der Vernunft auf den Erfahrungs- dem Materialismus und Skepticismus Eingang bereitet, die von Locke's le in ihrer wissenschaftlichen Würde verkannte Metaphysik aber zurückgesetzt t. Gegen Hume's Skepticismus trat der Schottländer Thomas Reid auf, seinem Versuche, die Gesetze des erkennenden Geistes zu erforschen, die See- ätigkeiten auf wenige einfache, durch Thatsachen erkannte Gesetze zurückführt, Untersuchung in einer allgemeinen Thatsache endigt, die keine weitere Erörte- zuläßt, als daß es eben unserer Natureinrichtung so gemäß ist, und der daher zten Gründe unsers Glaubens an das Dasein einer Außenwelt in einem ur- glichen instinctartigen Grundsatz unsers Wesens findet. Es bedurfte dieses blicks, da alle Denker, die sich in England bis auf unsere Zeit mit speculativer osophie beschäftigt haben, zu einer der beiden Schulen zu zählen sind, an deren e Locke und Reid stehen, und da das System des letztern in neuern Zeiten unter Namen der schottischen Metaphysik eine weitere Verbreitung, besonders in ttland, erhalten hat. Dazu trug vorzüglich der geistreiche Schottländer, der allge Professor zu Edinburg, Dugald Stewart, bei, der 1812 Reid's Ver- über die Seelenvermögen mit einer Lebensgeschichte des Verf. neu herausgab, seine Ansichten zugleich in eignen, auch durch treffliche Darstellung ausgezeich- Werken („Elements of the philosophy of mind" und „Philosophical es- ") zu begründen suchte. Die engl. Metaphysiker folgen meist der Lehre des in 's Fußstapfen getretenen Hartley, der alle Seelenthätigkeiten aus den Gesetzen Ideenverbindung abzuleiten suchte. Kant's Lehre fand in England fast gar kei-

nen Eingang. In der Moralphilosophie ging man in neuern Zeiten nicht (wie im Anfange des 18. Jahrh. mit so geringem Erfolg) auf die höchsten Gründe der Sittlichkeit zurück, sondern hielt sich auch in dem Erfahrungskreise, wie z. B. Palay und Gisborne. Die philosophische Geschmackslehre (Philosophy of criticism bei den Engländern) ging ebenfalls nicht aus diesem Kreise, weder bei Knight, noch bei Alison und Beattie, welche über die Natur und Grundsätze des Geschmacks schrieben, nur Stewart ging in seinen Untersuchungen über denselben Gegenstand, so wie über das Schöne und Erhabene, die sich in seinen oben genannten „Essays" finden, in tiefere Gründe ein.

I. Geschichte. Auch in der Geschichte neigt sich der Brite wiederum zur Geschichte im engern Sinn hin, als dem Organismus des Staats, besonders seiner eignen. Denn von patriotischem Interesse, man möchte sagen von Nationalstolz, gingen dort die bessern Geschichtschreiber aus. Raph. Holinshead sammelte 1577 und 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harrison aus geschriebenen Urkun[illegible] eine Geschichte von England zusammen, und Commelin sammelte die engl. Geschichtschreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smith und Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeschichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgesetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Usher, eine Chronik 1652 Ed. Simson heraus, wie Thomas Pierce Robinson's Annalen. Um Chronologie machte sich 1649 und 1672 John Marsham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer Quellen der engl. Geschichte gesammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Englische Kirchengeschichte bearbeitete Cave 1674 in synoptischen Tafeln und eine Literaturgeschichte der Kirchenschriftsteller. Von engl. Bischöfen und Erzbischöfen gab Wharton's „Anglia sacra" Nachricht. Fuller's „Berühmte Männer von England" Wood's „Athenae Oxonienses" sind nicht zu vernachlässigen. Auch gehören hierher Beveridge, Warton, Duvell, Usher, welche Kirchenversammlungen, Kirchengesetze, Gebräuche und Alterthümer mannigfach erläuterten. 1730 lieferte eine Gesellschaft die allgemeine Weltgeschichte, aus welcher Guthrie und Gray 1764–1767 einen Auszug machten. Die römische Geschichte bearbeiteten Ferguson und Goldsmith, die griechische derselbe Goldsmith, Gillies und Mitford, den Verfall des römischen Reichs Gibbon, die Geschichte Karls V. und der Entdeckung von Amerika Robertson. Auswärtige neuere Staatengeschichte lieben die Engländer nicht, aus Stolz. Nur erst in den Zeiten der bedrohlichen Napoleonischen Dynastie sahen sie sich danach um. Für die innere eigne sammelte Rymer (st. 1714) noch Urkunden wie Manning, Asile, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Mackenzie. Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carte und Smollet bearbeiteten diese Stoffe noch roh. Diese übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, sie nur bis auf Wilhelm III. führte. Neuerer Zeit sind Dalrymple's Memoiren von Großbritannien, Cunningham's Geschichte von England nicht unwichtig. Für Biographie dient die „Biographia Britannica", der „Britische Plutarch", Johnson's „Leben der engl. Dichter", Mason's „Biographie Gray's". Eine Geschichte der Musik gab Burney und Hawkins. Fanner, Granger, Berrenhout schrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Irland Campbell, über die Schicksale der Arzneikunde Aikin, über die Fortschritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Gillim, Gore; Numismatiker Evelyn; Geographen des Inlands Camsden, Purchas-Harcour. Zahlreich sind überhaupt ihre Reisebeschreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jesselyn, Fryer, Burnet, Ovington, Maundrel, Wafer, Smith, wie ihre Welt- und Entdeckungsreisen. Geachtet ist Anderson's und Macpherson's Handelsgeschichte. Charteverbesserer waren Moll, Jeffery, Fadet Dury, de la Rochette, Kitchin, Dalrymple, Rennel, Arrowsmith. Ausländische

ıphie ist dagegen meist schlecht bestellt; selbst für Büsching konnte man keine nglichkeit und Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reisebeschreibern wir Churchill, Campbell, Streens, Dalrymple, Hawkesworth, Commo- Byron, Wallis, Carteret, Cook, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver. nheimische Statistik arbeiteten Pennant, für Staatswirthschaft Stewart, , Price. — Jetzt tritt auch nicht ein Name hervor, der sich neben die vorher- enen stellen dürfte, nicht ein Werk, das als classisch gelten könnte, wiewol zeistreiche und fleißige Schriftsteller durch kritische Forschungen und sorgfältige ılung des historischen Stoffes künftigen Geschichtschreibern vorgearbeitet ha- Ehe wir diesen Ertrag überschauen, stehe hier die Bemerkung, daß diese Un- arkeit im Gebiete der Geschichte, nicht in dem Mangel großer, noch unberühr- genstände zu suchen ist, da sich selbst die Geschichte Großbritanniens seit der tion (1688), des Zeitraums der vollendeten Ausbildung der Staatsverfas- ıb der britischen Handelsmacht, als ein des Meisters würdiger Stoff darbie- ehr möchte der Grund darin liegen, daß die ausgezeichnetsten Köpfe sich seit Jahrzehnden theils zur Dichtkunst und Redekunst, theils zu den Staats- haften gewendet haben, aber es scheinen die großen Begebenheiten der letzten ire, die so mächtig zur Vergleichung der Gegenwart und Vergangenheit und ffuchung der Gründe neuerer Erscheinungen in den Ereignissen der Vorzeit n mußten, und zugleich den Blick des Geschichtforschers erweiterten, bereits b da zündende Funken ausgeworfen zu haben. Unter den Quellensammlun- b zuerst die, von einem Ausschusse des Hauses der Gemeinen (Record com-) seit Anfang dieses Jahrh. herausgegebenen, für Staatsgeschichte und öf- es Recht, wichtigen Urkunden, aus den britischen Staatsarchiven, und die 807 — 11) in 15 Quartbänden erschienene Folge alt-englischer Chroniken ihnen. Auf gleiche Weise hat man angefangen, die alten Geschichtswerke chottland in alt-schottischer Sprache herauszugeben. Für die Geschichte der n Landestheile ward fleißig gesammelt; vielen Grafschaften und den bedeu- Städten wurden eigne Schriften gewidmet, die Alterthümer derselben und e Geschichte der berühmtesten Kathedralkirchen zum Theil in Prachtwerken llt, deren mehre von der königl. Gesellschaft der Alterthumsforscher heraus- wurden. Eine Sammlung trefflich gestochener Bildnisse geschichtlich denk- er Männer und Frauen Britanniens nach echten Originalbildern ward von n 20 Heften vollendet. Über Schottlands Alterthümer wurden ähnliche z. B. von Chalmers und Walter Scott (über die Alterthümer des schottisch- en Grenzbezirks) geliefert. Hume's „Geschichte von England" erhielt (1805) Sowyer eine Prachtausgabe in 10 Bdn., Fol., aber Belsham's „Geschichte itanniens von der Revolution bis zum Frieden von Amiens" (1806, 12 Bde.), Faden aufnimmt, wo jenes unvollendete Meisterwerk ihn abbrach, steht tief er frühern Fortsetzung von Smollet und ist durch Parteisucht entstellt. Hen- Geschichte von Großbritannien" (bis auf Eduard VI.), der Laing einen An- 1804) gab, ist besonders für die Culturverhältnisse schätzbar, und die „Ge- Englands von Georgs III. Thronbesteigung bis zum Frieden von 1783" dolphus, kann auch nur dem künftigen Geschichtschreiber als brauchbare ılung von Thatsachen dienen. Turner's „Geschichte der Angelsachsen" (1807), ter (1814 — 15) eine „Geschichte Englands von der normännischen Erobe- s zu Heinrich V." folgt, hat in der frühern angelsächsischen Zeit Vieles auf- Lingard's „Geschichte von England" (6 Bde., 4., 2. Aufl. 1825) ist rö- atholisch einseitig befangen; sonst aber verdienstlich. Fox hinterließ in seiner ichte der ersten Regierungsjahre Jakobs II." (1818) ein Bruchstück, das durch abgespiegelten Grundsätze der verfassungsmäßigen Freiheit merkwürdig und einheiten ausgezeichnet ist, aber als historische Darstellung keinen hohen Rang

behauptet. Die nach England gekommenen Familienschriften des Hauses Stuart, woraus Clarke (1816) Jakobs II. Leben herausgab, lassen noch andre Ausbeute hoffen. Millar, Moore und Lord Russel (1823) bearbeiteten die Geschichte der Staatsverfassung. Zu Schottlands Geschichte wurden in unserm Zeitraume gleichfalls nur Beiträge geliefert, die theils in Bearbeitungen einzelner Zeiträume, theils in schätzbaren Denkschriften mithandelnder Personen und andern Urkunden bestehen. Die Zeit vor dem 11. Jahrh. suchte Pinkerton, nicht frei von kühnen Voraussetzungen, aufzuhellen, bei weitem aber das vorzüglichste Werk lieferte (3. Aufl. 1819) der gründliche Malcolm Laing in s. Geschichte Schottlands von Jakobs II. Bestrebung des englischen Thrones bis zur Vereinigung beider Reiche, deren erste Bände eine kritische Untersuchung des Antheils der Königin Maria an ihres Gemahls Ermordung enthalten. Den Aufstand von 1745 erzählt Home (1802) nicht ganz unparteiisch, und über die Geschichte und Verfassung des schottischen Hochlands, für welches jenes Ereigniß in seinen nächsten Folgen so wichtig wurde, gab Stewart (1822) schätzbare neue Aufschlüsse. An Home schließt sich Smollet an. Irlands Geschichte fand keinen würdigen Bearbeiter, da weder Gordon, noch Plowden, die sie zu erzählen versuchten, etwas Bedeutendes zu leisten vermochten, dagegen war Parnell's „Geschichte der Strafgesetze gegen die irländischen Katholiken" (1808) ein brauchbarer Beitrag. So ist in der Landesgeschichte eine Masse aufgehäuft, die den Geist erwartet, der sie bewege und gestalte. — Darstellungen der gesammten geschichtlichen Zeit, oder einzelne Abschnitte derselben, wie deren die deutsche Literatur einige treffliche aufzuweisen hat, blieben in England, gewöhnliche Lehrbücher abgerechnet, selten. Unter diesen allgemeinen Werken ist kaum etwas auszuzeichnen und selbst Hallam's „Geschichte des Mittelalters" kann, einzelne schätzbare Ausführungen ausgenommen, mit ähnlichen deutschen Werken die Vergleichung nicht aushalten. Gillies gab (1807) die Fortsetzung seiner „Geschichte von Griechenland" in einem Gemälde der Weltgeschichte von Alexander bis Augustus. Zur Bearbeitung der früher weniger beachteten Geschichte neuerer Staaten regten fortdauernd die Zeitereignisse auf, und man verdankt dieser Theilnahme mehre Aufklärungen, die theils in den engl. Zeitschriften zerstreut, theils in besondern Werken enthalten sind. Ausgezeichnet sind des Lords John Russel „Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht" (London 1824, 4.). Zu den trefflichsten Beiträgen zur Geschichte der neuern Zeit gehört Southey's Werk über den Krieg in Spanien und Portugal (1822), der früher (1810 — 19) bereits Brasiliens Geschichte erzählt hatte. Cavanah Murphy gab (1816) in Verbindung mit Gillies Shakspeare und Horne ein vorzügliches Werk über das mohammedanische Reich in Spanien heraus, das besonders auch für die Geschichte der arabischen Baukunst wichtig ist. Die Geschichte des indischen Reichs der Briten fand zwar noch keinen würdigen Geschichtschreiber; aber außer den trefflichen Beiträgen in dem „Asiatic annual register" (1799 — 1807) findet man unter Anderm auch brauchbaren Stoff in Malcolm's „Geschichte von Indien" (1811), dem man auch eine schätzbare „Geschichte von Persien" (1815) verdankt. — Wir haben bereits angedeutet, daß die Thätigkeit der britischen Geschichtsforscher sich vorzüglich dem Sammeln widmete, und diese Richtung des literarischen Fleißes zeigt sich auch in den zahlreichen einzelnen Biographien, die wir in unserm Zeitraume finden, mehr als es mit dem Streben, etwas Würdiges in dieser Gattung zu leisten, vereinbar ist. Die meisten betreffen berühmte Briten und zu den vorzüglichsten sind Coxe's, auch für die gleichzeitige Geschichte wichtige, „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Marlborough", Stewart's Biographien des Geschichtschreibers Robertson (1801) und des Philosophen Th. Reid (1803) und Ritchie's „Leben David Hume's" (1807) zu rechnen. Auf Biographien berühmter Gelehrten beschränkt sich fast auch der Ertrag für Literaturgeschichte, worin es so sehr an allgemeinen Übersichten fehlt, da

um das Bedürfniß zu befriedigen, bei den Deutschen zu borgen angefangen Das vorzüglichste Werk ist hier noch Watt's „Biblioth. Brit.“ (Glasgow, 319.)

K. Geographie und Statistik. So groß die Verdienste der Briten eographie auch in neuern Zeiten waren, so bestanden doch ihre Beiträge zur mten Erdkunde hauptsächlich in wichtigen Reisebeschreibungen. Von allge- n geographischen Werken erschien auch in unserm Zeitraume, wie früher, wenig, ür das Ausland von Werth wäre oder auch nur mit Mentelles und Malte- s Schriften wetteifern könnte, welchen Pinkerton's (1811) und Playfair's 3 — 14) geographische Werke, die gewöhnlichen Hülfsbücher, an sorgfältiger ührung nicht gleich kommen. Zu den besten gehören das allgemeine geogra- e Wörterbuch: „The edinburgh gazetteer“ (1818 — 22, 6 Bde.) und lton's ähnliches Werk über Indien (1815). — Um die alte Geographie erwar- h der verdienstvolle Rennel durch seine Erläuterungen des Rückzugs der 10,000 en (1816) und sein System der Geographie Herodot's, und Vincent durch Werk über den Handelsverkehr der Alten mit Indien (1807) große Verdienste. unde des Inlandes wurde fleißig bearbeitet und fast von allen Theilen des es erschienen topographische Schilderungen, z. B. die Beschreibungen sämmtl. chaften in England und Wales („Beauties of England and Wales“) von on, Brayley und andern in 25 Bdn., 1801 — 16, und Lyson's „Magna nnia“, seit 1806, ohne vieler einzelnen zu erwähnen. Wichtig sind die von kerbaugesellschaft herausgeg. neuen Übersichten vom Zustande des Ackerbaus n Grafschaften, die 1813 — 16 in 60 Bdn. erschienen. Während der Kriegs- wo ein großer Theil des Festlandes den reiselustigen Briten verschlossen war, e die Kunde des Vaterlandes, besonders der malerischen Gegenden von West- and und Wales, auch durch mehre Reisebeschreibungen verbreitet. Unter den len statistischen Werken ist Lowe's Schrift über den Zustand von England, die von Jakob (Leipzig 1823) verdeutschte, auszuzeichnen. Schottland ward die Bemühungen seiner fleißigen Statistiker, Sinclair, Chalmers und Play- bekannter, und zur Kenntniß des Zustandes der Hochlande gaben die Schrif- er hochländischen Gesellschaft („Transactions of the Highland society“) chätzbarsten Beiträge. Über Irland erhielt man vorzüglich durch Newenham 8) und Wakefield (1812) statistische Kunde. Die neuesten Reisebeschreibun- er Engländer, unter welchen sich einige, z. B. Elphinstone's Nachricht von l (1815), Pottinger's Reisen in Beluschistan und Sind (1816) und Hall's reibung der Lu-Tschu-Inseln (1817) auch durch das Verdienst der ersten Auf- ng über kaum bekannte Erdgegenden auszeichnen, sind in dem Art. Reisen mengestellt worden. Eine allgemeine Sammlung von Reisebeschreibungen Pinkerton (1808 fg.) in 17 Bdn., 4., wovon der letzte (1814) eine Literatur Reisebeschreibungen enthält.

L. Staatswissenschaften. England hat sich immer des alten Ruhms ig gezeigt, zuerst freisinnige Ansichten über Staatsverwaltung und das Ver- iß zwischen Machthaber und Volk begründet zu haben, welche sich während der en Gährungen, woraus die Freiheit des Bürgerlebens hervorging, geläutert n. Der Einfluß der großen Bewegung, welche die franz. Revolution in Eu- weckte, war, wie wir bereits früher angedeutet haben, in dem Gebiete dieser enschaften besonders wirksam, aber obgleich während dieses Zeitraums in Eng- wo man früher die Lehre vom göttlichen Rechte der Könige und der Pflicht des den Gehorsams der Völker mit Wort und Hand glücklich bekämpft hatte, die entgegengesetzte Lehre vom göttlichen Rechte des Volks und dem leidenden Ge- m gegen dasselbe, selbst von verständigen und wohlmeinenden Männern auf Zeit verfochten ward, so behauptete doch die besonnene Forschung, welche ne- llgemeinen Grundsätzen auch die Ergebnisse der Erfahrung ihrer Betrachtung

aufnahm, bald wieder ihre alten Rechte, und aus der Bewegung der Geister, die zu einer allseitigen und fruchtlosen Erörterung geführt hatte, ging der Gewinn hervor, daß die Grundlagen der politischen Wissenschaften strenger untersucht wurden, und was diese Prüfung bestand, der Überzeugung desto fester sich aufdrang. Besonders mußten die Zeitumstände vielfältige Veranlassung geben, die Grundsätze der Staatswirthschaft, die erst Adam Smith aus dem Zustande der Kindheit erhoben hatte, zu erörtern, und die Lage, worein mehre europäische Staaten durch jene Begebenheiten geriethen, warf oft ein helleres Licht auf viele dunkle Gebiete jener Wissenschaft, wie denn u. A. die Lehre vom Gelde, und besonders vom Papiergelde, von der Besteurung und viele Fragen der Handelspolitik gründlicher als zuvor erläutert wurden. Aller dieser Anregungen und Begünstigungen ungeachtet, waren jedoch die Staatswissenschaften in England während jenes Zeitraums nicht eigentlich Lieblingsbeschäftigung, und es erschien daher auch kein Werk, das als glänzendes Denkmal des gewonnenen höheren wissenschaftlichen Standpunktes gelten könnte, den man meist nur aus den Parlamentsverhandlungen, besonders den Berichten (Reports) der Ausschüsse, aus den Erörterungen in den politischen und kritischen Zeitschriften und Gelegenheitsschriften, die eben deßhalb in England so häufig bleibenden Werth für die Wissenschaft haben, erkennen kann. Unter den Werken, die sich als gründliche Bearbeitungen einzelner Theile der Staatswissenschaft auszeichnen, müssen wir die Schriften des scharfsinnigen Malthus über Bevölkerung und über die Getreideeinfuhrgesetze, Thornton's Werk über Großbritanniens Papiercredit (1802) und Ricardo's Untersuchungen über Staatswirthschaft und Besteuerung (1819) nennen.

Von einem Überblick des in den Wissenschaften Geleisteten können wir uns nicht abwenden, ohne die allgemeine Bemerkung zu wiederholen, daß von jeher der Wohlstand und der Patriotismus der Engländer den Wissenschaften mehr Vorschub als irgendwo gethan haben. Dies beweisen theils mehre reich gewordene Gelehrte, wie Pope, Hume, Blackstone, Hawkesworth, Gibbon, Paley, theils die vielen von Privatmännern angelegten und unterhaltenen Cabinette, wie das britische Museum, das Lewer'sche, das Ashmol'sche, die Preisvertheilungen, ferner die zur Förderung einzelner Wissenschaften gestifteten Lehrstühle; und häufige gelehrte Gesellschaften, Bibliotheken, wie die des britischen Museums, Sions-College, Banks, Radcliff, Bodley, Cathamer. Ganz der Freiheit der Nation gemäß, gemäß dem Wohlstande, wodurch Sinn und Neigung des Einzelnen für dies oder jenes Fach geweckt und unterstützt wird, darf man eben den Einzelnen, wie sie für sich hierin wirkten, weit mehr Einfluß und Verdienst zuschreiben, als der Regierung, deren Wirksamkeit in dieser Hinsicht weit zurücktritt, und die Würde und Kraft des Volks nur mehr hervorhebt. Rechnen wir hierher, bloß als Gegensatz, die Universitäten Oxford und Cambridge, so springt dies sehr in die Augen. Zugleich wird aber auch an ihrer Verfassung der engl. Nationalcharakter nur klarer. Eine eigentliche Akademie, als ausgesprochenes, treffendes, durchaus gegliedertes Abbild der Eigenthümlichkeit des Wissens der Briten, ist wol nicht zu suchen, und es ist bereits aus Obigem klar, wie immer nur einzelne Köpfe und Talente mit großen und vorgreifenden Entdeckungen auftraten, aber kein gemeinsames, besonnen nach Innen wirkendes Streben nach Wissenschaft sich zeigte. Wie dies nun ganz dem Stolze und der Freiheit der Engländer zusagte, ja nothwendig aus ihnen hervorging, so wurde es auch durch die in der That lässige und schlechte Verfassung jener beiden Universitäten unterhalten. Auch hier war und ist kein Ganzes, durch seinen Baues Gliederung und Ausdruck Ansprechendes, Belebendes und Haltendes. Dazu hat es die Unempfänglichkeit für Theorie nicht kommen lassen. Wie demnach für mehre Wissenschaften gar kein Unterricht, für andre nur ein unvollständiger, der Freiheit, ja der Willkür der Lehrer überlassener Unterricht ertheilt wird, aber

ierin noch die Studirenden wiederum ihre Freiheit geltend machen, und die te der Einzelnen mit geringen Fingerzeigen meist ihrem eigenen Triebe und überlassen werden: dies dünkt uns ein Wechselverhältniß zu bilden, dessen eile und Nachtheile einem deutschen Geiste leicht bemerklich werden. Ma- tik, Logik und classische Philologie sind das Einzige, was als Grundlage aller n am ernstesten betrieben wird. In den übrigen Wissenschaften wird nach igen mangelhaften Übersichten, Fingerzeigen und Rathschlägen, wodurch die e dem Privatstudium überlassen wird, öffentlich Alles nach Außen und auf ris bezogen.

) Englische Poesie. Es ist schon aus dem bisher Gesagten begreif- ß auch in der Poesie ein so ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in Sinne gestelltes Volk, zumal mit dem tiefen, ja schwerfälligen, starren der ihm eigen ist, sich mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht essen können, obwol es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren iff wir wiederum den einzigen Shakspeare nennen, der alle Elemente sei- lks in sich zusammenfaßt, selbst das eigenthümlichste, am trefflichsten von usgebildete, den Humor. Aber eben dies Hervortreten des Humors zeigt ieder, daß die Poesie zurückweichen mußte, indem das Komische, dessen (der Zeit angehöriges) Element der Humor ist, theils das Widerspiel der herr- Richtung einer Zeit, theils das der Poesie ist. Darum nun erlischt der dort nie, und setzt sich, so zu sagen, fast in ein Gleichgewicht mit der Wis- t; wol aber tritt die Poesie nicht selten weit zurück. Schon die überwie- leigung, die sich seit den frühesten und in den angeblich besten Zeiten kund einer Art derselben, nämlich der beschreibenden, welche in den letztern Zei- r noch der geographisch-topographischen Richtung der Nation dienen mußte, eine Einseitigkeit, welche der Poesie fremd ist. Dazu klingt, bewußt oder wußtlos, Shakspeare überall durch, wo noch etwa Poesie waltet, und, wenn le Seite derselben, durch welche sie an die Sprache rührt, mehr ausbildeten, e theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wol dem Gemüth an Tiefe und Zartheit der Anschauung fehlen. Einige Blicke in die Geschichte ischen Poesie werden dies lehren. Sammler von alt-romantischer Poesie rey, Ellis und Ritson. Da Heinrich VIII. selbst Verse, besonders So- nachte, so wurde dies begreiflich Hofton, und Wyat und Surrey schrieben or 1547 Verse. Borde und Heywood schrieben 1556 Epigramme und Sackville poetische Lebensbeschreibungen; Th. Tye brachte sogar die Apo- ichte in Verse. Die durch Provençalpoesie angeregten Versuche blieben d Chaucer, der Vater der engl. Poesie genannt (st. 1400), der nach franz. mit geistreicher Gewandtheit dichtete, war nicht volksthümlich. Kein der Sänger erschien, bis auf Spenser und Waller in der letzten Hälfte des der ersten des 17. Jahrh. Sie, die in der Idylle arbeiteten, erwarben sich ste um Weichheit und Melodie der Sprache, wie schon Sidney sich in dieser z versucht hatte. Spenser war Ariostisch reich an Erfindung, verschwende- zur Verwirrung, Erfinder der neunzeiligen, nach ihm genannten Stanze. se Zeit lebte auch Shakspeare, dessen Riesengeist nicht allein eschichte des engl. Theaters Epoche macht, sondern auch in andern Gattun- Poesie, und namentlich der lyrischen, vergleichlos in seiner Zeit dasteht. Shakspeare und Milton lebten eine Menge guter Verskünstler, aber kein Dichter. Der schwermüthige Cowley mag eine besondere Auszeichnung un- lben verdienen. Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses", war seinen Werken ein Spiegel der Zeitverhältnisse, in denen er lebte, aber als roßartig auffassend und wiedergebend. Sein religiöses Epos, voll lyrischer d Wärme wie Klopstock's „Messias", oft auch zum Lehrton übergehend,

gilt als unerreichtes Meisterwerk in der engl. Poesie, so wenig es auch als Ganzes allen Ansprüchen der Kritik genügen kann. Ihm folgt Dryden, welcher gleichsam an der Spitze einer neuen Dichterreihe steht, deren Charakter ein zahmerer, besonders auch durch franz. Einfluß gebildeter ist. Seine Poesie, in der Erzählung und Satyre am glücklichsten, ist fein, zart, reizbar und daher auch scharf und beißend, sein Vers und seine Sprache größtentheils volltönend und glatt. Ein geistesverwandter Nachfolger Dryden's ist Pope, dessen witzige und correcte Manier seit dem Zeitalter der Königin Anna den alt-englischen Nationalgeschmack verdrängte. Von seinen Zeitgenossen sind auszuzeichnen der elegante Addison, der als Prosaiker mehr leistete, als durch seine Verse, der lebhaft komische Prior Gay, als Fabeldichter und Komiker glänzend, der gemüthliche Naturmaler Thomson und Swift in seiner sarkastisch-humoristischen Selbständigkeit, ferner der tief empfindende feierlich kühne Young, dessen religiöses Pathos aber oft in Schwulst ausartet, und die trefflichen schottischen Volkssänger Allan Ramsay und Bruce. Um die Mitte bis gegen das Ende des 18. Jahrh. blühen der philosophische Lehrdichter Akenside, der Elegiker Gray, der geniale Goldsmith, der humoristische Arzt Armstrong und die Lyriker Penrose und Burns. In der Übergangsperiode zur neuesten Zeit, die ein eigenthümliches Gepräge in ihren poetischen Schöpfungen trägt, stehen der Verf. des „Leonidas", Glover, der tief schauende Cowper und der ländlich heitre Bloomfield.

Die kunstgemäße Prosa der Briten ist jung und beginnt mit Übersetzungen der Bibel und der Classiker. Nach einigen Vorgängern im Zeitalter der Elisabeth und Heinrich VIII. wie z. B. Walter Raleigh, Habington, Drummond als Geschichtschreiber, Joseph Hall als Kanzelredner, gewann die Prosa durch die folgenden bürgerlichen Unruhen durch vielseitige Übung, Gewandtheit und Haltung, und der Dialog hatte bereits früher in Shakspeare's Dramen eine der Zeit vorauseilende Vollkommenheit erlangt. Wir nennen Milton, Cowley, den tief gelehrten Bacon den Dialektiker Hobbes, und den Vater der Staatsberedtsamkeit Algernon Sidney. Gegen Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. wird die Prosa immer mehr geläutert und verfeinert, und sie gewinnt besonders in der Staatsberedtsamkeit eine große politische Bedeutung. Dahin gehören der Kanzelredner Tillotson, der gebildete Temple, als politischer Schriftsteller, der Philosoph Locke, der classisch gebildete Shaftsbury und der Geschichtsschreiber Gilbert Burnet. Die elegante Prosa der Zeit- und Wochenschriften bildet sich seit Steele und Addison. Aus derselben Periode sind zu nennen: Swift, Goldsmith und die Romanschriftsteller: Richardson, Fielding, Smollet; ferner der humoristisch-gemüthliche Sterne oder Yorick, der einfach klare Chesterfield, der Ästhetiker und Moralist Home, der Ciceronianer Hurd, der gelehrte Johnson, der Moralphilosoph Adam Smith, Franklin und der Staatsredner Burke. Unter den übrigen Staatsrednern verdienen Auszeichnung Rob. Walpole, Will. Pitt (Graf Chatam), William Pitt, Fox, Sheridan. Wer nun das Ganze jener dichterischen Leistungen der Engländer übersieht, und in einer Zeit von 60—70 Jahren, von der Mitte der Regierung Elisabeths bis zur Restauration, glänzende Namen wie Shakspeare, Spenser, Sidney und andere fände, müßte wol gestehen, daß allerdings zum Theil Riesenwerke Eines Volks mit scharf gezeichneter Volksthümlichkeit hier vollendet worden. Wie anders auch, da die Zeit so glücklich war, daß der Hang der Vielwisserei und die davon unzertrennliche Sonderung und Vereinzelung die in sich gesammelte Geisteskraft noch nicht gebrochen oder zerstreut hatte? da noch kein Meistern und Mäkeln den Flug des Geistes lähmte? da das öffentliche Leben in einer großen Bewegung war, die schmählichen Fesseln des Papstthums gänzlich abzustreifen? Die Bürgerkriege förderten ebenso sehr starke Geister, als ihre stürmenden Wetter den Schmetterlingsstaub der Phantasie verwehten. Hierauf schlich sich der franz. Geschmack mit sei-

einen Schicklichkeiten und seinem Anstandszwang ein, und ein witziger, prah-
ner, glänzender Styl gewann die Oberhand, freilich auch ein schulgerechterer,
licherer. Es war etwas Weltliches, Städtisches, Verständiges und Schälki-
darin, was dem König und seinen Höflingen, die vom heitern franz. Hofe
men, und den tiefern schweren Ernst verschmähten, besser gefiel; statt zarter
itasie, Satyre und Sophisterei, statt großer Gemüthsaufwallungen, künst-
Declamation, statt Shakspeare's weltumfassender, weltgeschichtlicher Sprache,
en's Persönlichkeiten und Unflätereien, wie dies seine Travestien Shakspeare's
Milton's am besten beweisen. Dryden war zu seiner Zeit unstreitig der größte
ter Englands, Meister seiner Sprache wie Keiner, und hätte er nur seines
s frühere Muster vor Augen behalten, hätte er sich fern von politischen Par-
ien, Höfen und Schauspielhäusern gehalten, er hätte eine unvergängliche
le gestiftet. Addison war der Höhepunkt jenes ausländischen Styls. Seine
lichkeit, Seichtheit und Beschränktheit, sein Mangel an allem Leidenschaftli-
und Glänzenden verrathen auch keine Spur seiner Landsmannschaft mit
speare. Pope ist geistreicher, geschmackvoller und belebter, aber, wie schon
, Satyriker, Moralist, Witzbold, Kunstrichter, nur nicht Dichter. Dazu
es ihm an Phantasie und Leidenschaft. Er hat höchstens eine Poesie des
t- und höhern Ständelebens. Unter der Königin Anna war diese Seuche
höchste gestiegen, und fiel seitdem immer mehr und mehr. Thomson zog wie-
was in das ältere Volksthümliche, und gewann sich, trotz seiner Schwerfällig-
noch viel Verehrer. Young hatte von beiderlei Styl, von dem, der uns Urstyl
mag, und von dem ausländischen etwas, nicht eben Gefühl und Leidenschaft,
eine reiche Phantasie, welche indeß, statt in leichten Spielen, glänzenden
Verungen sich zu ergießen, in das Epigrammatische oder auch in frostige Über-
ng umschlug. Er wollte wie Pope schreiben, und war doch von Natur mehr
wley und Shakspeare gewiesen, ward also unbeholfen und unnatürlich.
de und Gray ahmten die Alten nach. Collins und Goldsmith schuf er nur
. Cowper warf endlich die franz. Fesseln ab, und schrieb wieder frei in alt-
hem Geiste und ebenso eigenthümlich national ist der frische Waldgesang des
ten Burns. Um die Zeit, als diese beiden Dichter den Schauplatz verließen,
nach und nach die Sänger auf, die jetzt Englands Dichterruhm gründen.
hat selbst in England bei dem Wiederaufleben der vaterländischen Dichtkunst,
hts anders als die entschiedene Richtung nach dem Romantischen ist, wol von
Einwirkung deutscher Art und Kunst sprechen wollen, wenn man aber erwägt,
r Zeit jenes Wiederauflebens nur so wenig von der neuern deutschen Dich-
ekannt war, ja selbst jetzt im Ganzen nur so wenig bekannt ist, daß der Geist
er Kunst schwerlich vollständig hat erkannt werden können, was sich auch bis
se Stunde aus den Äußerungen engl. Kritiker deutlich entnehmen läßt, und
e nähere Vertrautheit Einzelner, z. B. Coleridge's, mit deutscher Literatur
chts entscheidet, so möchte man an einen solchen Einfluß kaum glauben, und
neigt sein, hier nichts als das Wiederaufwachen des, eine Zeitlang niederge-
n, aber nie zu erdrückenden innersten Wesens aller neuern Bildung, eben des
ntischen, zu erblicken. Es erging auch bei dieser Wiedererweckung, wie immer,
höpferische Dichtergeist eilte dem beurtheilenden Geiste weit zuvor, und einer
abtesten unter den neuern Sängern, Wordsworth, mochte bei dem Blicke
r Zustand der engl. Kritik wol recht haben, als er bei s. früher herausgegebe-
ichtungen den Wahlspruch wählte: Neque te ut miretur turba, labores —
ht der Haufen auf dich schaue, dahin strebe! In dem Verlauf von 20 Jah-
sich aber — wie man besonders in dem „Edinburgh review" und „Quar-
eview" bemerken kann — auch der Geist der Kritik geläutert, und schon
t man ziemlich zu der Ansicht von dem verkehrten poetischen Streben der

nächst vorhergegangenen Zeitraume gelangt, die wir oben ausgesprochen haben, und immer mehr scheint sich der Gesichtskreis zu erweitern und aufzuhellen, wo nicht Parteiansichten ihn trüben. Die engl. Kritiker haben im Anfange der neuen poetischen Zeit, wo einer von ihnen bei dem freien Flügelschlag der Muse von „Abtrünnigen vom herrschenden System der Poesie und Kritik" sprach, und noch „Pope's treffende nnd feine Eigenheit" für das Höchste in der Poesie hielt, einige der damals aufgetretenen Dichter, nämlich Wordsworth, Coleridge und Southey, wozu später noch Wilson kam, mit dem Namen der Seeschule (Lake School) bezeichnet, weil besonders die Ersten die reizenden Umgegenden der Seen in Westmoreland in ihren Gesängen schilderten. Die Bezeichnung ist jedoch so wenig in einer besondern Eigenheit gerade jener Dichter gegründet, daß in unserer Übersicht darauf nicht geachtet werden kann. Nach diesem Vorworte versuchen wir, den dichterischen Charakter der Einzelnen anzudeuten. William Wordsworth (s. d.), der zuerst durch s. lyrischen Balladen (1798) mit der herrschenden Kritik sich verfeindete, zeichnete sich gleich bei seinem ersten Auftreten durch das Streben nach Einfachheit in Gedanken und Ausdruck aus, aber bei allen Vorzügen, die ein reiches tiefes Dichtergemüth, eine ungemein kräftige Phantasie und ein zartes Gefühl ihm geben, nahm er in jener Bestrebung nicht selten eine verkehrte Richtung, die ihn zu leerer Spielerei führte. — Walter Scott (s. d.) der Sänger des Ritterthums sang gleich in der ersten der erzählenden Dichtungen, die seinen Ruhm begründet haben, dem „Lied des letzten Minnesängers" (1805) im Geiste der alten Romanze und zeigte schon hier jene ergreifende Treue in der Beschreibung der Sitten, der Gewohnheiten und der Lebensweise der Vorzeit, jene Lebendigkeit in der Schilderung von Charakteren, Ereignissen und landschaftlicher Natur, worin ihm unter allen britischen Dichtern Niemand gleich kommt, als der Verf. der Romane, welche die allgemeine Stimme ihm zuschreibt, aber auch hier, den lockern Zusammenhang im Gewebe seiner Geschichten, auch hier, bei der Kraft, die seine Sprache immer hat oft Nachlässigkeiten, wozu die ihm eigne Raschheit im Darstellen leicht führen konnte. — Ganz anders als bei Scott zeigte sich in Lord Byron (s. d.) ein Dichtergeist, der jenem an ureigner Kraft gewiß überlegen war und überhaupt zu den kräftigsten unserer Zeit gehörte, aber auch ein Gemüth, das durch wilde Leidenschaftlichkeit und finstere Weltanschauung in der Harmonie gestört wurde, welche die Grundbedingung künstlerischer Ausbildung und Erhebung ist. Den Umfang seines dichterischen Vermögens hat er am meisten in seinen erzählenden Dichtungen, und vorzüglich in dem, durch Reichthum der Schilderungen und Kraft der Sprache am höchsten stehenden „Childe Harold" (1812) gezeigt. Bei der lebendigsten Phantasie und dem feurigsten Gefühle aber konnte er doch, der ruhigen Anschauung ermangelnd, und bei dem durchaus subjectiven Wesen seiner Poesie, seinen Charakteren kein kräftig hervortretendes Leben verleihen, noch sie zu selbstständigen, scharf gezeichneten Gestalten ausbilden, was denn sich auch in den Schauspielen zeigen mußte, worin er sich in der spätern Zeit versuchte. Thomas Campbell, der durch seine „Freuden der Hoffnung" (1798) und noch mehr durch das erzählende Gedicht „Gertrud von Wyoming" (1809) sich bekannt machte, wenn unter allen neuern Dichtern die meiste Sorgfalt auf den Ausdruck, wodurch er aber den freien Erguß des Gemüths hemmend, oft ängstlich wird; wogegen auf der andern Seite hohe Harmonie des Versbaus, ergreifende Sanftheit in rührenden Stellen zu seinen Vorzügen gehören, und besonders seine kleineren Gedichte den Leser durch reiche Phantasie und Gedankenfülle fortreißen. — Robert Southey (s. d.), nach Scott einer der fruchtbarsten erzählenden Dichter, ist glücklich in der Schilderung reicher und ruhiger Scenen, wie die Natur sie darbietet oder s. Phantasie sie schafft, nur sind s. Gemälde oft bunt überladen, und er hat vor allen neuern Dichtern sich oft durch Flitterschimmer und Geschmacksverirrungen — wodurch besonders „A vision

neut" in Hexametern (1822) gehört — verſündigt. S. T. Coleridge hat bei ausgezeichnetem Talent, beſonders zur Schilderung des Furchtbaren ieſer Blicke ins Menſchenherz, ſich ebenſo oft als Southey, dem er ſonſt an chem Geiſte überlegen iſt, zu Abenteuerlichkeit und Tändelei hinreißen laſſen. ſohn Wilſon, ein Dichter von vorzüglichen Anlagen, ſingt in ſeinen erzäh- n und beſchreibenden Gedichten, beſonders „The isle of palms" (1816) und city of the plague" (1816) in der von Wordsworth angeſtimmten Weiſe, immt, wie dieſer, ſeinen Stoff am liebſten aus den Gefühlen des Volks und reuden des abgeſchiedenen Lebens, und wenn auch, beſonders wo er ſich zu hen Gegenſtänden wendet, die Zartheit ſeiner Empfindung entzückend iſt, ſo iſt er ſich doch nicht ſelten bei dem Streben nach Einfachheit und Kraft des ucks. — Thomas Moore (ſ. d.), ein Irländer, hatte ſich ſchon durch ſ. reibende Überſetzung des Anakreon (1803) und ſeine Epiſteln und Oden) den Ruf einer ſeltenen Zartheit und Melodie des Versbaues erworben, als ter auch den Vorwurf unſittlicher Lüſternheit, den man ſeinen jugendlichen n mit Recht macht, in ſeinen kräftigen und zarten irländiſchen Volksgeſängen und in einem erzählenden Gedichte, „Lalla Rookh" (1818) einen höhern aliſchen Flug nahm, aber zu viel Schimmer, bei oft erkünſteltem Witze und nter Schilderung ſpricht er ſelten kräftig zum Herzen. George Crabbe , zwar nicht frei von Manier in ſeinen Schilderungen, iſt der treueſte und le- gſte Nachbildner der Natur und der feinſte Beobachter des Menſchenherzens iner geheimſten Regungen, in einer einfachen und klaren Sprache, wenn ie Kleinmalerei zuweilen in Kleinlichkeit fällt, und die Darſtellung zu tief mit Gegenſtande ſinkt. — Unter den übrigen Dichtern der neueſten Zeit ſind noch nen: Samuel Roger's, Bankier in London, Lehrdichter („Pleasures of me- ", „Italy"), in ſchöner einfacher Sprache; Leigh Hunt, phantaſiereich und lend, doch nicht frei von falſchem Schimmer, vorzüglich bekannt durch die lung Rimini (1816); Bary Cornwall ein vielverſprechender Dichter, der (1820) durch ſ. erzählendes Gedicht: „Sicilian Story" ſich Auszeichnung er- ; Percy Biſſhe Shelley (ſtarb 1822) von vorzüglicher Anlage bei aller Ver- eit, beſonders durch „The revolt of Islam" bekannt; Bernard Barton und n, beide Quäker, glücklich in lyriſchen Gedichten, und der Letztere auch Über- des „Befreiten Jeruſalems" in neunzeiligen Stanzen; James Montgomery, ligiöſer Lehrdichter mit elegiſcher Natur; die Naturdichter Clare und Hogg; ie Romanverfaſſer, theils dem Horace Walpole im romantiſchen Novellenton ifernd, wie Anna Radcliffe, oder mit patriotiſcher Tendenz, wie Lady Mor- oder in häuslichen Charaktergemälden, wie Mary Edgeworth, der vielen ahmer Scott's nicht zu gedenken. Die ihm zugeſchriebenen Waverleynovellen einen glänzenden Zeitabſchnitt auf dieſem Felde der Literatur. Neben ihm der Amerikaner Waſhington Irving, ihm geiſtverwandt und doch eigenthüm- und der nationalere Cooper, der nur in der Form ſeiner Romane an das engl. ild erinnert.

3) Engliſches Theater. Wir haben bei der vorſtehenden Überſicht tzlich die dramatiſche Poeſie und ihren Fortgang unerörtert gelaſſen, um ſie, as höchſte Erzeugniß, im Ganzen zu betrachten. Eine weitläufigere geiſtreiche digung hat A. W. Schlegel in ſeinen „Vorleſungen" geliefert, dem wir hier Theil nachzugehen für Pflicht halten. Wie überall entſprang auch in Eng- das Schauſpiel zunächſt aus der Religion, und ſchloß ſich ihr zuerſt an, wenn auch einige Spuren dramatiſcher Spiele (wie die, welche in Wales den Na- interludes führen) noch auf die Römerzeit hinweiſen. Und ſo waren denn die alities und Mysteries hierin das Urſprüngliche. Für das Erſte hält man die ndec der heil. Katharine. Unter Heinrich VIII. wird „Every man" als das

Erste angeführt, worauf „Hycke scorns“ und „Interlude“ gefolgt, dann unter Eduard VI. „Justy Juventus“; dabei auch noch die Tragikomödien. 1551 wird schon „Gevatterin Gurton's Nadel“ von J. Still erwähnt, das, bei aller Niedrigkeit doch viel Komisches haben soll. Es wurden auch schwache Versuche in der Form der antiken Tragödie gemacht. „Forrer und Porrer, oder das Trauerspiel von „Gorbodue“, aus den ersten Zeiten der Elisabeth war, wie „Mustapha“, geistlos. „Die spanische Tragödie“ war das erste ernste Stück, unsicher und bombastisch. Lilly schrieb „Campaspe“; er war süßlich, verschroben. Marlow's „Eduard II.“ kunstlos, aber treu und einfältig und s. übrigen dramatischen Arbeiten von wilder und kühner Gestalt. Unter den übrigen Vorläufern und Zeitgenossen Shakspeare's nennen wir Robert Green, Herwood, Decker, Rowley, Peele ꝛc. Dies altenglische Theater hatte nun wol zwar Maschinerien, aber keine eigentlichen Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erste erhöhete Bühne. Man spielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüsche auf den Hüten und Rosen auf den Schuhen. Knaben spielten Frauenrollen. Musik war in den Zwischenacten nicht. So fand Shakspeare die Bühne. Daß sein Zeitalter ungebildet gewesen, darf man wol nicht behaupten. Die Regierung der Elisabeth brachte England in hohen Flor durch Handel und Schifffahrt. Die Lust an den Alten war aufgeregt, wie an den Erzeugnissen der Italiener und Spanier. Der Geist der Geselligkeit war keck, kräftig, muthwillig, witzig, und nach mehren Schilderungen und Darstellungen Shakspeare's zu urtheilen, gab es einen feinen Hofton. Denn, wie ein Dichter auch riesenmäßig über seine Zeit hervorragen und die noch in ihrer Tiefe unentwickelt schlummernden Keime heraufbeschwören möge, nie wird man ihn doch ganz unzusammenhängend mit ihr nennen können. Shakspeare hatte sich schon früher nicht bloß als dramatischer Dichter hervorgethan, und als letzterer genoß er allgemeine Achtung und Verehrung. Dies, wie die glänzende Aufnahme seiner Stücke, trotz der wenigen äußern Hülfsmittel der Darstellung, erweist ebenfalls wieder, daß sein Zeitalter wol nicht roh gewesen sein könne. Es ist hier der Ort nicht, dieses Dichters unergründliche Herrlichkeit weiter zu verfolgen, ebenso wenig, als manche über ihn im Schwange gehenden Vorurtheile zu widerlegen; seine Bildung ist, wie alle große und einzelne Bildung, fast den Fesseln der Zeit und der Geschichte entflohen. Wir bemerken nur kürzlich, daß seine Werke eine so durchaus gegliederte harmonische Ansicht der Welt und des Geistes verkünden, daß beide sich ewig in einander spiegeln und wechselseitig Symbol für einander werden, wodurch sich gewiß das Wesen eines wahrhaften, hohen Dichtergeistes beurkundet und ausspricht. Er war ein Herzenskundiger, seine Charakteristik ist tief eingreifend und wahr. Unerschöpflich ist die Fülle des Individualisirens in ihm, worin ihm vielleicht kein Dichter gleichkommen möchte, ein Moment des Drama, der gerade dem neuern Drama als Aufgabe vorgelegt ist! Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken gibt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger seinen Einfluß erfuhren. Über andre ist man fast gewiß, daß Shakspeare sie geschrieben, und unter uns hat Tieck angefangen, mehre hervorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den „Perikles, Prinz von Tyrus“, den „Londner verlor'nen Sohn“, „Thomas Lord Cromwell“, „Sir John Oldcastle“, „Ein Trauerspiel in Yorkshire“. Manche Stoffe scheint er umgearbeitet zu haben. Bei diesem Meisterthum ist es wol nicht befremdlich, daß er, wie oben gesagt wurde, durch die gesammte dramatische Poesie der Engländer mehr oder weniger durchtönt, ohne doch je erreicht zu werden. Dagegen unterliegen selbst talentvolle Männer der herrschenden Zeitrichtung und ihren Gebrechen. Dies erweist sich an Shakspeare's Zeitgenossen und Nachfolgern, von welchen er gleichsam der Mittelpunkt zu nennen ist. Mehre derselben sind nichts als Nachahmer. Chapman, der Übersetzer des Homer, schrieb „Die Thränen der

Witwe" nicht ohne komisches Talent; Heywood ein bürgerliches Trauerspiel „Die durch Güte getödtete Frau", kunstlos und leicht und übrigens noch 220 Stücke. Ben Jonson, von Shakspeare sehr geschätzt, unterstützt und aufgemuntert, wähnte, sich über seinen Meister erheben zu können, weil er mehr Schulgelehrsamkeit besaß als dieser. Er war fleißig, kritisch, mühsam, aber ohne Anmuth und Pathos, wie seine „Catilina" und „Sejanus" beweisen. Im Lustspiel war er vorzüglicher, wiewol ihm ein schwerfälliger, satyrisch-römischer Zug, in der Intrigue Mangelhaftigkeit, Unwahrscheinlichkeit und methodische Breite eigenthümlich blieben. Beaumont und Fletcher, die schon bei Shakspeare's Lebzeiten über 50 Stücke schrieben, ihm immer nachtretend, waren fruchtbar, leicht und biegsam, nur zu sehr Alles auf Erfolg berechnend. Auch sie waren im Komischen vorzüglicher, hatten natürlichen Ausdruck, waren aber frech und unanständig. „Die zwei edlen Vettern", „Der Ritter von der brennenden Mörserkeule", „Die treue Schäferin", sind bei Schlegel ausführlicher beurtheilt. Ihnen sehr ähnlich sind Massinger und Shirley. In dieser Reihe alter Dichter herrscht eine gewisse Raschheit und Natürlichkeit, die aus Unstätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortspiele sichtlich ist. Ihr Styl ist meist gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beischmack von Zwang und Verwickelung, oft gesucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus fast gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. Von 1647—60 blieben durch Veranlassung der Puritaner die Bühnen verschlossen, und nun wurde der Hofton Karls II. eine Mode, die auch in die Kunst überging, und dieser Ton war sittenlos und unanständig. Auch Frauen stimmten in diesen Ton ein, z. B. Miß Behn und Mrs. Centlivre. Durch Davenant wurde Opernmusik eingeführt und das Decorationswesen verbessert. Lange blieb Dryden Liebling des Publicums. Seine Fehler zog der witzige Herzog v. Buckingham in seiner Schauspielprobe („The rehearsal") gehörig durch. Ihm ahmte Anfangs Otway nach, der im eigentlichen Sinne verhungerte. Sein „Gerettetes Venedig", seine „Waise" ꝛc. verrathen manche gute Anlage, und sind nicht ohne tiefes Gefühl und eigenthümliche Zeichnung, bei vieler Unanständigkeit und Mangel an Composition. Nun machten sich Wicherley und Congreve bekannt, pflanzten aber auch auf ihre Nachfolger im Lustspiel mehr oder weniger sittenlose Unanständigkeit und unzierliche Form fort. Zu diesen Nachfolgern gehören Farquhar, Vanbrugh, Cibber, Steele u. A. Anständiger, aber auch nüchterner wurde das Lustspiel unter Anna. Colman (s. d.) machte sich als tüchtigen Charakteristiker bekannt. Garrick arbeitete Shakspeare oft, wie es scheint, nach sehr eiteln, persönlichen und beschränkten Ansichten um, und schrieb auch selbst für das Theater. Foote's Lustspiele sind meist sehr nachlässig in der Anlage und Ausführung, die Charaktere aber originell und launig individualisirt. Cumberland hat Weltton und Umgangssprache, ist aber flüchtig, herzlos. Tüchtiger ist Sheridan's komisches Talent. Setzen wir zu diesen angeführten dramatischen Dichtern noch einige im Trauerspiel, so ist die Geschichte der Bühne ziemlich ausgemessen. Wir nennen Nic. Rowe, gest. 1718. Er bewunderte Shakspeare und war gefühlvoll, rührend. Addison's „Cato" ist ein frostig französirendes Stück, das vom Römischen nichts hat. Thomson ist sehr correct, aber mehr für Leser als Zuschauer. Ebenso wenig ausgezeichnet ist Young. Lillo stellt häusliche und bürgerliche Lebensscenen in gekünstelter blumiger Sprache dar. An Moore, dem Verf. des „Spielers", rühmt man Charakteristik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenschaftliche, oft declamatorische Sprache, an Clarton Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenschaftliche Stärke. In den neuesten Zeiten ist auch in England die dramatische Kunst immer mehr in Verfall gerathen. Die herrschende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und seine Verhältnisse, besonders Handel ꝛc., ist freilich ganz folgerecht dieselbe geblieben,

wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier Manches gehindert haben. Wie die Rückkehr zu den alten Sangweisen, oder bestimmter zu reden, die Rückkehr zu Wahrheit, Einfachheit und Kraft, die durch das Abweichen von fremden Formen und das Suchen im innersten Gemüthe bedingt war, im Ganzen glückliche Folgen für die Dichtkunst hatte, so konnte auch das Drama erweckt werden, wenn man wieder auf den alten Weg zurückkehrte; aber freilich haben während unsers Zeitraums nur erst Funken aus der reichern Vorzeit herübergeleuchtet, die noch keinen dramatischen Dichter weckten, der auch nur neben den bleichern Gestirnen jener Zeit sich zeigen könnte. Wir sehen bei einem Rückblick in die nächst vorher gegangenen Zeiträume, wie seit länger als einem Jahrh. das engl. Drama fast ganz aufgehört hatte, als nach Dryden's und Otway's mißlungenen Versuchen, Addison, Thomson und Johnson noch unrühmlicher verunglückten. Congreve's, Young's, Home's Trauerspiele sind fast die einzigen aus dem vorigen Jahrh., die halb noch im Andenken leben, aber in allen Zügen sich als die Werke einer schwächern, gefallenen Zeit verrathen, wo selbst die Verehrung Shakspeare's abgenommen hatte. Endlich kehrte man zu der alten Quelle zurück. Neue Ausg. von Massinger, Beaumont und Fletcher (1812), Ford (1811) und andre ihrer Zeitgenossen kamen dem erwachten Bedürfnisse entgegen, und es erschienen nun zahllose Trauerspiele, erklärte Nachahmungen der alten Muster. Den Reigen führte die mit vorzüglicher Dichtergabe ausgestattete Schottländerin Johanne Baillie, die seit 1802 Trauerspiele herausgab, deren jedes eine besondere Leidenschaft schildert, worauf sie Lustspiele nach gleichem Plane folgen ließ; einem Plane, der dem Geiste Fesseln anlegte, worin er sich bei aller Anmuth in einzelnen Stellungen nicht leicht und frei bewegen konnte. Dazu kam das verkehrte Bestreben, in ihren Trauerspielen den Styl der alten einheimischen Dichter mit der Manier der sogenannten classischen Schriftsteller zu verschmelzen. Ähnliche Nachahmungen des alt-englischen Schauspiels, alle nicht ohne Verdienst, gaben Coleridge („Gewissensqual"), Maturin („Bertram und Manuel"), Cornwall („Mirandola") und Milman („Facio", „Der Fall von Jerusalem" u. a.), John Tobin („Honey-moon"); aber nur die Letztgenannten und die Schottländerin möchten sich im Andenken erhalten, nie werden sie jedoch ihre Muster erreichen, so lange sie zu offenbare Nachahmer sind, nicht sowol mit dem Geiste ihrer Vorbilder wetteifern, als nur ihre Eigenheit nachbilden, nicht schreiben, wie jene jetzt schreiben würden, sondern wie sie selber, nach ihrer Meinung, vor 200 J. geschrieben haben könnten. Daher in allen diesen Versuchen Ängstlichkeit und Mühseligkeit. In die Reihe der neuesten Schauspieldichter sind nun auch Byron und Scott getreten. Jener gab seit 1817, wo er zuerst mit „Manfred" auftrat, „Falieri", „Sardanapal", „Die beiden Foscari", „Kain" (1822) und „Werner" (1822), aber es fehlt, bei trefflichen Einzelnheiten, allen an dramatischer Wirkung und Mannichfaltigkeit der Charakterzeichnung. Scott erinnerte in seinem „Halidon-Hill" (1822) an die alte Bemerkung, daß gute Erzähler fast nie gute Schauspieldichter gewesen sind. Blickt man indeß auf alle jene Versuche zurück, worin wenigstens die Ahnung sich ausdrückt, welcher Weg zu den alten Lorbeerkränzen führe, so darf man glauben, daß eher Fortschritte als Rückschritte zu erwarten sind, und wenn die Ahnung in begabtern und muthigern Geistern zur Klarheit geworden ist, die Kränze noch errungen werden. — Ebenso dürftig war in unserm Zeitraume die Ernte auf dem Felde des Lustspiels, wo man bei der Nüchternheit und Schwäche, welche sich in allen Bestrebungen zeigten, sich doch lieber den Witz und die Lebendigkeit, die man in Farquhar's und Vanbrugh's alten Lustspielen, bei allen widrigen Auswüchsen findet, gefallen ließ. Geistreiche Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des englischen Theaters s. in Tieck's „Dramaturg. Blätter", Bd. 2. Vgl. auch den Art. London, Theater.

nglische Malerei und Englische Musik, s. Englische

nglische Medicin und Chirurgie. Wir haben in dem Art. he Medicin darzuthun versucht, wie überall bei jedem Volke jede wis- iche Cultur auf dem Nationalcharakter eben dieses Volks, und auf dessen ischer Überzeugung, die aber selbst wieder aus dem nationellen Charakter ng, beruhen müsse. Einen neuen Beweis für die Wahrheit dieses Satzes Betrachtung der Ausbildung der Arzneiwissenschaft bei den Engländern. ndzüge des engl. Nationalcharakters bezeichnen zugleich jene der engl. Me- freiheit ist vor Allem das Element, in dem die Engländer sich bewegen, und bundene Freiheit auch ist es, die wir in der Erlernung wie in der Aus- r Medicin im großen Inselreiche wiederfinden. Die Regierung hat frei- fficiellen Unterrichtsanstalten in Oxford, Edinburg, Glasgow, Dublin Niemand aber ist deßhalb gezwungen, in ihnen seine Weisheit zu holen. für sein Geld pupil in irgend einem Hospitale werden, hier sich ausbilden, s Apothekergehülfe nebenher einige (neuerlich indeß doch für diese Fälle genau e) Vorlesungen hören, er kann in der Marine, in der Armee als Wundarzt - ja er braucht Alles dies nicht einmal, wenn er sich durch andre Mittel, als ng und Gelehrsamkeit bieten, in das medicinische Vertrauen des Pubicums ichen weiß — und so treiben denn die graduirten Doctoren neben den Apo- en, den Surgeons und den Quacksalbern collegialisch ihre Praxis fort! Daß Art an eine gewisse Einheit in der engl. Arzneiwissenschaft — wie sie etwa bar in jener der Franzosen stattfindet — nicht zu denken sei, leuchtet ein. mmt noch, daß selbst auch die öffentlichen Krankenanstalten nicht, wie bei em Continente, unter der Regierung stehen, weil das engl. Gouverne- rall nicht Alles und zu viel regiert, sondern auf dem Beutel und der Für- Bürger beruhen, daher nicht nach einem gemeinschaftlichen Zwecke geleitet und ein gemeinschaftliches Resultat liefern können. — Wie aber ferner der n engl. Freiheit auf der andern Seite eine Aristokratie zügelnd gegenüber wol in keinem Lande der Welt mächtiger und drückender ist, so finden wir medicinische Aristokratie in England, die gewiß höchst wichtig ist für die besonders für die Literatur. Diese Aristokratie bilden vornehmlich das of physicians und das College of surgeons in London. Die eigentli- tglieder (Fellows) dieser Gesellschaften bilden eine wahre Ministerial- sie ertheilen die Befugniß, in oder nahe bei London die Praxis auszuüben n daher doch auch von diesem Mittelpunkt der reichsten Erfahrung die ver- die sie gerade nicht in ihrer Nähe wünschen — und unzählig sind gar die n, die die Nichtmitglieder erdulden müssen, wenn sie auf die Ehre Anspruch in das Collegium aufgenommen zu werden, oder nur selbst ihre Arbeiten thrungen in die Archive dieser Gesellschaften („Med. chir. transact.“) nie- zu sehen. Wir überlassen es sachverständigen Lesern zu entscheiden, ob eine solche wissenschaftliche Aristokratie von Einfluß für die Cultur der haft sei. — Höchst wichtig ist ferner für den Zweck dieses Artikels die Ten- Charakter der Engländer nach dem Praktisch-Brauchbaren; hier ist es denn wir die Philosophie derselben in Anspruch zu nehmen haben. Das noch heute nd herrschende System ist jenes des Locke'schen Empirismus, ein System, das behauptet: Wissenschaft könne nur auf Erfahrung beruhen, wie alle unsere zuletzt darauf beruhen, und z. B. angeborene Begriffe nicht anzunehmen sind. ptig ein solches philosophisches System für die Medicin sei, leuchtet ein, denn t aller Hypothese und Theorie von vorn herein den Garaus. Trifft es nun auf eine so rein praktische Tendenz, wie die im Kopfe des Engländers, der das o als ewiges Motto auf alle seine Gedanken und Handlungen setzt, so läßt sich

denken, welche rein praktische Physiognomie die Arzneiwissenschaft hier annehm
werde. Und hier kommen wir auf den Hauptzug der Charakteristik der engl. Medicin
„Vom Empirismus aus", so ruft uns jedes engl. Buch von Harvey an bis auf heut
zu, „müssen wir Ärzte ausgehen, wenn wir etwas wahrhaft Brauchbares liefern
wollen; Untersuchungen müssen wir anstellen am lebenden Körper (Physiologie
Pathologie), wie am todten (pathologische Anatomie); von diesem philosophischen
Grundsatze ausgehend, haben unsere Harvey, Highmore, Glisson, Wartho
Willis, Lower, Ridley, Cowper, Douglas, Cheselden, Monro, J. und W
Hunter, Cruikshank, J. Bell, Darwin u. A. die Welt mit ihren Entdeckungen üb
die Natur und den Bau des menschlichen Körpers bereichert — den hohen Wert
praktischer Erfahrung, keinen Andern anerkennend, beobachtete der zweite Hippo
krates, unser Sydenham, und so wurden unsere Huxham, Fothergill, Cullen
Brown, Armstrong, Bateman, Scudamore, Willan u. a. große Ärzte. S
machte unser Jenner die große Entdeckung der Vaccine". Sind dies, wenn a
ders wir nicht irren, sprechende Züge in der Charakteristik der Medicin der Engl
der, so behaupten wir auch, daß sie sich, wie natürlich, überall auch im Einzel
wiederfinden. Schon die sehr wortreichen und unbeholfenen Titel der meisten eng
lisch-medicinischen Werke deuten auf jenes cui bono, und die Ausführung derselb
beweist es stets noch deutlicher. Was wir Deutschen eine logisch-systematische Ei
theilung eines wissenschaftlichen Werkes nennen, das wird fast überall bei d
engl. Ärzte vermißt, und eine oft sehr ermüdende Reihe von Cases, die meist
quantitativ den größten Theil des Buches ausfüllen, muß hier logische Anordnu
und tieferes Eindringen in den abgehandelten Gegenstand ersetzen. Aber es si
diese langweiligen Krankengeschichten (oft selbst Krankenjournale) der Engländ
wenig nützlich, weil die Krankheiten durch unmäßiges Blutlassen und Arzneigeb
erst künstlich gemacht und einseitig nach vorgefaßten Ideen beobachtet und beurthe
sind. Auch hier zeigt sich ein hervorstechender Zug in ihrem Nationalcharakter
ihr Nationalstolz. Ein höchst geistreicher deutscher Schriftsteller nennt die Eng
länder „die politischen Selbstlauter Europa's"; diese Bezeichnung paßt auch m
tatis mutandis für die englischen Ärzte. — Die Leistungen und Erfahrungen d
Continents dringen sehr schwer über den Canal, weil die Engländer sich wen
Mühe geben, sie zu erhalten, wie sie ja auch in merkwürdiger Unbekanntschaft m
den Sprachen ihrer Mitvölker leben. Daher findet man, um bei unserm Them
stehen zu bleiben, so selten, ja fast niemals in ihrer medicinischen Literatur auf d
Deutschen, Franzosen ꝛc. Rücksicht genommen. — Die Therapie der engl. Ärzte
wegen ihrer Eindringlichkeit berühmt, und sie bildet den geraden Gegensatz zu je
der Franzosen. Der Engländer ist energisch und durchgreifend in allen seinen Ma
regeln, und so auch in denen, die er, die Krankheit zu bezwingen nimmt; er d
um so energischer sein, da er mit robusten Naturen, die sich fast ausschließlich v
Fleisch und starkgewürzten Bieren nähren, zu thun hat, daher die mächtigen Dos
aller Heilmittel, wie sich die Auswahl derselben überhaupt schon im Reiche der stä
sten therapeutischen Mittel bewegt, wie des Aderlasses, Kalomel, Opium, Jala
u. s. w. Dieser Therapie verdanken wol die schrecklichsten pathologischen Desor
nisationen, die die Engländer so häufig beschreiben, ihr Dasein größtentheil
Ebenso energisch und durchgreifend ist die Chirurgie der Engländer, die wol den
sten Rang einnimmt, wenn es nur auf Muth, Kühnheit und operative Kunst a
kommt. Für das Gebiet der Wundarzneikunst, die neuerlich in der engl. Ärzt
wissenschaft das offenbare Übergewicht über die Medicin gewonnen hat, könnt
wir als treffliche Repräsentanten eine große Reihe bewährter und tüchtiger Nam
nennen, wenn uns nicht der Raum sehr beschränkte; auf Männer, wie z. B
Bell, Cheselden, Pott, (unter den neuern) Abernethy, Alanson, C. Bell, Bro
die, Astley Cooper, Home, Howship, Lawrence, Travers u. v. A. hat wol je

lecht, stolz zu sein, auch wenn sie die Leistungen andrer anerkennt. — nag als einer der Hauptzüge, durch welche die englische Medicin sich aus- noch der Reichthum von Erfahrungen angeführt sein, der sich in der chen Literatur der Engländer über die Krankheiten fremder Welttheile nie- findet. Nur eine seefahrende Nation, die, wie die englische, unter allen strichen heimisch ist, hat so viele und reiche Gelegenheit, die in fernen Kli- rschenden Krankheiten zu beobachten, und man ist längst gewohnt, über nkheiten die Lind, Rollo, Clark, Jackson, Hillary, als Lehrer zu studiren. eutsche Medicin und Chirurgie und Französische Me- nd Chirurgie.)

glische Pferde (blood-horses, chevaux de race). Dieser on Pferden ist in England nicht einheimisch, sondern aus Veredlung durch aus Nordafrika, Arabien und Persien entstanden. Die Eigenthümer en, durch Preise von der Regierung dazu aufgemuntert, wer die schönsten t ziehen verstände, und die Wettrennen (s. d.) wurden ein National- ferdeschau. Auch der hohe Preis der Sieger im Wettlauf und der Luxus en, solche Renner zu besitzen, reizte die Pferdehändler, ihre Sorgfalt auf egenstand zu verdoppeln. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengste, von denen ng mit 10, 20, 60, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieser 30 bis 40 Mal des Jahres möglich war, so glaubte man nicht zu theuer t können. Noch Andre speculirten auf den Gewinn der Summen, die mlauf gewettet wurden. So soll der Eigenthümer des Eclipse mit diesem ner 50,000 Guineen gewonnen haben; und manches Pferd, das sein Herr 3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10—12,000 n. Das Ausland suchte mit Begierde engl. Pferde zu kaufen; dies trug r zur Vervollkommnung der engl. Pferdezucht bei. Indeß war die Aus- Hengste verboten, und wenn auch einzelne auf das feste Land kamen, so an die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England on der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimischen wie dies in der Normandie der Fall war, verschlechterten. Übrigens ist nd die Pferdezucht überall gleich blühend. Man kennt keinen Unterschied Güte nach der Provinz; doch unterscheidet man zwei ganz verschiedene die sich nicht mit Vortheil vermischen lassen, von dem dritten, welcher t ist, veredelt heißt und die eigentlich sogenannten englischen Pferde begreift. Art scheint in England einheimisch zu sein. Sie ist 4 Fuß bis 4 F. 4, 5 , von starkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halse und sehr schlanken Bei- Diese Pferde werden ohne besondere Sorgfalt in den Gebirgsländern, Corn- Devonshire, Wallis und Schottland, gezogen. Sie sind unermüdet und re Bergläufer. Die zweite Race begreift die Zug- und Lastpferde, die äftig, wohl und stark gebaut, und wahrscheinlich flandrischen Ursprungs, ch sorgfältige Zucht sehr vervollkommnet sind. Die zahlreichste ist die ie durch mehre fremde Arten veredelte Race, welche alle Jagd-, Reit-, und Cavaleriepferde begreift. Die schönsten darunter, was Ebenmaß und betrifft, sind die Renner (race-horses, chevaux de course), die entweder glich von einem edeln fremden Hengste und einer berühmten engl. Wettläu- ebenfalls aus fremdem Geschlechte, oder von zwei edlen Mischlingspferden, sich vor einem veredelten Geschlechte überhaupt abstammen, daher es unter n mancherlei Abstufungen gibt. Im Allgemeinen sind sie 4 F. 7—10 Zoll e haben einen starken, glatten Kopf, große Augen, lange Ohren, einen ngen Hals und eine hohe, etwas schmale Brust; der Bauch ist wenig vor- ; die Gelenke an den Beinen sind stark, der Bau des Rückens fast gerade

gestreckt, die Schenkel lang und muskulös; übrigens haben sie schöne Verhältnis kräftige Formen, eine feine Haut, durch die man jede Muskel, beinahe jede Ad sieht, und die statt der Striegel nur mit scharfen Bürsten berührt wird, kein Ha an den äußern Gliedmaßen u. s. w. Die gewöhnliche Farbe ist dunkel braunrot mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Eigenthümlich ist ihn die beträchtliche Senkung des Vorderbugs und die fast horizontale Lage des B ckens, sodaß beide einen Winkel bilden, dessen Spitze höher und dessen Öffnu weiter geöffnet ist, als bei jeder andern Race. Dieser Bau begünstigt unstreit das weite Ausgreifen und daher den schnellen Lauf des Pferdes. Eben darum i es aber auch zum Reiten weniger bequem, sondern wird fast allein zum Wettla gebraucht, und daran schon mit 18 Monaten oder 2 Jahren gewöhnt. Ist es da nicht mehr brauchbar, so nimmt man es zur Zucht. Findet man ein solches Pf zum Wettrennen nicht tauglich, so wird es zum Kutschpferde genommen. Nä den Rennern werden die Jagdpferde (hunters, hunting-horses) am meisten g schätzt, mit 120—300 Guineen bezahlt, je nachdem sie sicher und leicht über u gleichen Boden anhaltend lange laufen (einen guten Wind haben, sagen die Engl der) und über Graben und Hecken setzen können oder nicht. Man nimmt zu d Zucht gern normännische Stuten und einen Wettrenner; doch kommt es hier weniger auf die Zucht als auf die Abrichtung an. Ebenso wählt man zu Reitpf den (saddle-horses) nicht die schönsten, sondern die sichersten und bequemst Die zur Jagd und zum Reiten nicht mehr tauglichen Renner braucht man als Z derpferde bei den Postkutschen (coach-horses, stage-horses). Zu den Deichs pferden nimmt man gewöhnlich starkgebaute Kutsch- oder Zugpferde. Noch g es Pferde, ponies, galloways u. s. w. genannt, die man zum Reiten und Einspänner gebraucht. Sie sind sehr klein, werden auf der Weide von gemein Ackerpferden gezeugt, kommen Winter und Sommer in keinen Stall, laufen al geschwind und haben einen sanften Gang, daher sie gewöhnlich als Reitpferde v Frauen und Kindern gebraucht werden. (Vgl. Wettrennen.)

Englisches Reich in Ostindien. Eine Gesellschaft von Kau leuten besitzt in Hindostan, unter dem Schutze der britischen Krone, ein Reich, welch fünf Mal so groß ist als Großbritannien. Die Statistiker zu Calcutta pflegen jen Reich jetzt das orientalische zu nennen. 1600 vereinigten sich 101 londner Kau leute zu einem Handel nach Ostindien, schossen ein Capital von 200,000 Thlr. z sammen, welches bald um das Doppelte vermehrt wurde, und rüsteten 4 Sch aus. Da der Gewinn beträchtlich war, so wurde das Capital auf 4 Mill. Thal und darüber vermehrt. Durch die Begünstigung einiger indischen Fürsten kon die Gesellschaft an mehren Orten Ostindiens Factoreien anlegen. 1643 wurde i die Stadt Madras eingeräumt, wo sie das Fort St.-George erbaute. Dies w der erste feste Punkt, den sie sich in diesem Lande erwarb. 1698 wurde ein Be in Bengalen, wo jetzt die Stadt Calcutta steht, erkauft. Die 1689 entstande zweite ostindische Gesellschaft vereinigte 1708 ihre Fonds mit der ältern. Zu d ser Zeit bildeten die Besitzungen der Gesellschaft die drei Präsidentschaften Calcu Madras und Bombai auf dem festen Lande, und die vierte, Benkulen, auf der I sel Sumatra. Anfangs war es mehr die Absicht der Gesellschaft, durch diese T ritorialbesitzungen sich feste Punkte für ihren Handel zu verschaffen, als Länder besitzen. Aber in der Mitte des 18. Jahrh. war das Reich des großen Mo eines der mächtigsten Fürsten Asiens, durch innere Unruhen, durch die Einfä Perser, Afghanen und Maratten äußerst geschwächt worden. Die Franzo wollten sämmtliche Europäer aus Ostindien vertreiben, und die Gesellschaft sah s nun genöthigt, Gewalt mit Gewalt zu vertilgen. Lord Clive besiegte die Fran sen und trat nun selbst als Eroberer auf. Ganz Bengalen fiel in die Hände Engländer. Seit 1792 hat die ostindische Gesellschaft durch eine arglistige Pol

schaft immer weiter ausgebreitet. Gegen eine jährliche Zahlung wurde inländischen Fürsten eine Schutzmacht von stehenden Truppen versprodurch zog man den befreundeten Fürsten von jedem andern Bündniß einen eignen Vertheidigungsmitteln ab. Erst unterjochte man die Feinde undes, und dann den Freund selbst wegen seiner Undankbarkeit. Man von ihm eine Vermehrung des Tributs, Gebietsausgleichungen oder Siplätze; er weigerte sich dessen, und man nahm ihm Alles. Der furchtbare wurde besiegt. 1799 (4. Mai) fiel auch Tippo Saheb, sein Sohn, zuder Eroberung seiner Residenz Seringapatnam. Darauf ward auch die r Maratten bedeutend verringert, und in dem Kriege 1818 fg. wurden die er des östlichen und westlichen Marattenstaates so gedemüthigt, daß keine Ostindien der Gesellschaft weiter gefährlich werden kann. Jetzt begreift sche Reich in Ostindien den schönsten Theil Vorderindiens, das von den landen (s. d.) gegen Benkulen 1825 eingetauschte Malacca, einen von anen (s. Indien) 1826 abgetretenen Küstenstrich in Hinterindien, nebst nseln, zusammen 53,000 □M. mit 123 Mill. Einw., wovon 25,800 t 83 Mill. Einw. der Regierung unmittelbar unterworfen sind, und das nsbaren Fürsten gehört. Jene sind in 3 Präsidentsch. Calcutta (s. Ben- Indien), Madras und Bombay getheilt. Die Eink. betragen jährlich Mill. Pf. St., die Ausgaben fast 19 Mill. Das Activcapital der Gebeträgt über 49 Mill. Pf. St., die Schuldenlast beläuft sich auf mehr als . Die Kriegsmacht der Gesellschaft besteht aus 213,000 M., worunter M. kön. europ. Truppen. Die inländischen Truppen der Gesellschaft, genannt, sind auf europäische Art bewaffnet und exercirt, und daher den aller übrigen indischen Staaten durch den Geist der europäischen Kriegserlegen. Ein Generalgouverneur, welcher zu Calcutta seinen Sitz hat, er Staatsbeamter des gesammten Civil- und Militairwesens, nicht allein identschaft Calcutta, sondern er ist zugleich der Vorgesetzte aller übrigen neurs in Indien, die nicht zu seiner Präsidentschaft gehören. Er herrscht wie ein König, ist aber für seine Handlungen dem britischen Parlamente ortlich. Sowol dem Generalgouverneur als jedem Gouverneur der Präsiten ist ein Rath von 4 Mitgliedern beigegeben. Die gebornen Briten und hkommen werden nach britischen Gesetzen, die Hindus und Eingeborenen n eignen Gesetzen und durch eigne Richter gerichtet. Allein seit der Gen.neur im April 1823 die Preßfreiheit beschränkte, sind in England noch ewaltmißbräuche öffentlich gerügt worden, durch welche in Ostindien die Freiheit verletzt und die Civilisation der Eingeborenen verhindert Die Religion, Sitten, Gebräuche, Kasteneintheilung der Hindus werden britischen Regierung ungestört gelassen. Außer diesen Besitzungen der Ost: Gesellschaft besitzt noch die Krone die Insel Ceylon (s. d.)

nglische Sprache. Von der in Britannien heimischen Sprache der (s. d.) oder Celten (s. Ossian) sind nur wenig Spuren jetzt vorhanden. chichte der engl. Sprache beginnt mit den Angelsachsen, welche um 450 in ien einzuwandern anfingen; sie hat vier Zeiträume durchlaufen: 1) den sischen Zeitraum von 450—780. Als 570 Augustin von Rom kam, r mit der christlichen Religion auch den Keim zu Wissenschaften und Kunst, römische Alphabet mit, wie es sich bereits zur kleinen Currentschrift gebil. Nach Warton („History of the english poetry") hat sich aus dieser ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metrisches Stück von n in Alfreds Übers. der Kirchengeschichte des Beda. Mit den Einfällen der um 780, begann 2) der dänisch-sächsische Zeitraum. Das Dänische floß Angelsächsischen um so leichter zusammen, da beide Sprachen nahe ver-

wandt waren. Was man gewöhnlich angelsächsisch nennt, ist eigentlich dänisch angelsächsisch, wovon noch mehre schriftliche Denkmale vorhanden sind, die Schri ten des Königs Alfred, zwei buchstäbliche Übersetzungen der vier Evangelisten u des unächten Caedmon poetische Umschreibung der Genesis. 1066 begann, m Einwanderung der Normannen, 3) der normännisch-sächsische Zeitraum. D normännisch-sächsische Mundart, sagt Warton, war eine barbarische, unregelm ßige und unbiegsame Sprache. Ihr Grund war das Sächsisch-Dänische, welch jetzt mit Französischem vermischt ward. Die sächsische Sprache hatte gleichförmi Analogien, war von Dichtern und Theologen ausgebildet worden, und erhielt, au mit dem Dänischen vermischt, doch viel Klarheit, Stärke und Harmonie; alle das von dem Eroberer und seinem Heer eingeführte Französisch war ein Gemis von Deutsch, Galisch und verdorbenem Latein. Mit dem Anfange des 13. Jahr begann 4) der französisch-sächsische Zeitraum. Die zuvor mit dem Normännisch vermischte dänisch-sächsische Sprache vereinigte sich jetzt mit der neuern franzö schen, nach deren Vorgang allmälig auch mit der lateinischen, und bildete sich dur Hülfe beider zu der heutigen englischen aus. Merkliche Fortschritte zu dieser Au bildung that sie vornehmlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh., wo sie, für d Zuwachs von Ideen zu enge geworden, sich immer mehr aus der französischen ber cherte. An Chaucer, dem Vater der neuern engl. Poesie, ist diese Veränderun am merklichsten, und deßhalb hat man sie auch zuweilen ihm selbst zugeschrieb So wurde denn die engl. Sprache eine Mischung von Britischem, Lateinische Angelsächsischem, Altdeutschem, Dänischem, Normännischem und neuerem Fra zösisch; durch religiöse Verhältnisse, worin England eine geraume Zeit mit Ita lien stand, kamen auch italienische, durch Ausbreitung der Künste und Wissensch ten griech. Kunstwörter aller Art, durch den Handel eine Menge andrer ausländ schen Wörter in die Sprache, welche deßhalb eine der gemischtesten ist, die es geb kann. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Thei Schottlands gesprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, i Irland und den englischen Provinzen Wales und Cornwallis herrscht noch eine d alten britischen verwandte Sprache. Die Mundarten sind theils nach den Gegen den, theils nach den Graden der Bildung Derer, die sie sprechen, sehr verschiede Die ausgebildetste unter denselben ist zugleich die Schriftsprache der Nation, un wird im engsten Verstande die engl. Sprache genannt. Durch eine glänzende Reih vorzüglicher Dichter, Redner und Schriftsteller aller Art (s. Englische Litera tur und Englische Poesie) ist diese Sprache so ausgebildet worden, da man sie den gebildetsten europäischen Sprachen zuzählen muß. Sie ist reich, nic bloß an Ausdrücken überhaupt, sondern auch an bedeutender Kraft ihrer Wörte Ihr goldnes Zeitalter setzt man gewöhnlich unter die Regierung der Königin Anna zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh., wo besonders Swift, Addiso und Steele die engl. Prosa schufen. Weder so polternd wie die holländische, noc so weibisch wie die französische, ist sie ebenso bedeutend wie die lateinische, steht w gen Zusammensetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechischen, und erreich nur die deutsche nicht an Universalität. Samuel Johnson hat sich durch sein Wör terbuch (zuerst 1745) großes Verdienst um das Studium dieser Sprache erworben obgleich sein Werk weder ohne Mängel in dem etymologischen Theile und in der Be stimmung der Wortbedeutungen ist, noch auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Nur in der letzten Hinsicht hat es in der von Todd besorgten neuen Ausg gewonnen. Adelung gab es (Lpz. 1783) in einem Auszuge für Deutsche heraus wozu später ein deutsch-englischer Theil von Kuttner und Nicholson kam. Bailey's „Engl.-deutsches und deutsch-engl. Wörterbuch" ist in A. Wagner's neuer Bearbei tung (Jena 1822, 2 Bde.) das reichhaltigste, und vorzüglich auch zum Verständ niß der ältern Schriftsteller, besonders Shakspeare's, das brauchbarste geworden

Sprachlehren sind in England Murray's, Allen's und Grant's Werke Für Deutsche ist K. F. C. Wagner's Sprachlehre (2 Thle., Braunschw. 22) die vorzüglichste. Unter Sheridan's, Nares's und Walker's Anweiur Aussprache, behauptet des Letztgenannten Werk den Rang. Wie in nd Frankreich ein nicht ganz entschiedener Streit obwaltet, ob in Rom lorenz, in Paris oder in Orleans, besser und reiner italienisch und franprochen werde, so auch in England zwischen London und Dublin, und fast , als ob die Mehrheit der Stimmen sich auf die Seite Dublins neige.

Englischer Tanz, s. Anglaise.

Englische Waaren nennt man gemeiniglich nur die in Manchester en Baumwollenwaaren, und die sogenannten kleinen Waaren, welche aus ham und Sheffield in den deutschen Handel kommen. Es gibt ihrer aber e Arten, die in großer Menge ausgeführt werden, und sich durch Güte hlfeilheit auszeichnen. Glasgow (in Schottland) liefert feine Cattune, sseline, gewürfelte, sogenannte Pullicatetücher. Aberdeen (in Schottrt wollene gestrickte Strümpfe; Tiwerton, Serges; Exon feine Flanelle; be und mittelfeine Tücher, Biber, Calmuks, Wollenstoffe, als Merinos, Callamancoes, Zays; Halifax führt dieselben Artikel aus wie Leeds, und noch Karsays; Rochdale liefert Boys; Norwich wollene Damaste und ; Nottingham feine Strümpfe; Etruria das weiße und schwarze Wedge: Steingut; Manchester weiße Garne (sogenannte Water- und Mule- Cattune, die sogenannten Manchester, baumwollene Batiste, Hüte und re Waaren; Birmingham Quincaillerie, Knöpfe und unzählige kleine Sheffield Messer und Scheeren; London selbst verfertigt nicht minder fast el. welche in den Provinzen fabricirt werden, nur in größerer Feinheit und nenheit, weßhalb diese auch theurer sind, und außerdem die vortrefflichthematischen Instrumente, feine Glaswaaren, Sattlerarbeit, Wagen Es gibt viele Ursachen, welche den englischen Waaren den Vorzug vor Festlandes, insbesondere Deutschlands, verschaffen, und man irrt sehr, n glaubt, daß ein bloßes Verbot derselben unsere Fabricate bald zu einer glei- und Wohlfeilheit führen würde. Wir finden die erste Ursache in der vortrefflgl. Staatsverfassung, die jedes Individuum in seinen Rechten schützt und nd ihm die volle und freie Entwickelung aller seiner Anlagen und Talente in der nationalen Gesetzgebung durch das Parlament; in der, durch diese ng bedingten, nothwendig auch auf Kenntniß des Praktischen gerichteten ng der Staatsbeamten, anstatt daß bei uns Minister und Räthe, mit oft ten Einsichten über Gegenstände des Gewerbfleißes, die Leitung derselben n dem Gemeingeist des engl. Volks, der alle große Ideen, die die Natiohrt befördern können, auch großherzig unterstützt und sich dazu vereinigt e Canäle, ihre vortrefflichen Landstraßen, ihre Anstalten zur Erleichterung ns und aller Verbindungen), in der glücklichen insularischen Lage, der unen Schifffahrt, und der dadurch mannigfaltig erregten und beförderten hätigkeit und sich wechselsweise unterstützenden Industrie. Endlich haerschöpflichen unterirdischen Steinkohlenlager, und die dadurch leichter wärts mögliche Unterhaltung der Dampfmaschinen, welche in allen Fabanufacturen und Gewerben mit dem größten Erfolge angewendet werbedeutendsten Einfluß sowol auf die Wohlfeilheit als auf die Tüchtigkeit Waaren.

Enharmonisch (in der Tonkunst) bei den Griechen eines der Klangge, bei welchem die zwei ersten Intervalle kleiner als halbe Töne (Viertelsen. Das Enharmonische ist auf diese Art von dem Diatonischen verschieeutzutage nennt man enharmonische diejenigen Töne, welche nach unserm

Tonſyſtem auf denſelben Stufen liegen, aber durch Kreuz und b verſchieden bezeich net werden, z. B. es, dis; ais, b. Man redet dann auch von einem enhar monischen Klanggeſchlecht (genus enharmonicum). Man bedient ſi dieſer Verwechſelungen, wenn man plötzlich von einem ſehr entfernten oder abſp chenden Ton ausweichen muß, vorzüglich alſo bei dem Ausdrucke heftiger und tief Gemüthsbewegungen. Enharmoniſche oder diatoniſch-chromatiſch-enharm niſche Tonleiter wird daher diejenige genannt, wo außer den halben Tönen no enharmoniſche Töne in der Fortſchreitung eingeſchaltet werden, z. B. c, cis, de d, dis, es ꝛc. In dieſer Fortſchreitung kann man nur im Geſang und bei d Blas und Bogeninſtrumenten eine Verſchiedenheit wahrnehmen.

Enkauſtik, Wachsmalerei, ging unſtreitig von der Gewohnheit d Alten aus, auf Wachstafeln zu ſchreiben. Die Wachstafeln zum Zeichnen ve langten aber eine andre Behandlung, als jene zum Schreiben, denn das mit Er farbe vermiſchte Wachs war nicht dünn und flüſſig, ſondern eine derbe Maſſe, welc demnach mit einem heißen und platten Werkzeuge ausgedehnt und eben gemacht we den mußte. Dieſes Werkzeug hieß bei den Griechen Keſtron, bei den Römern ve riculum oder veruculum, d. i. Brennſtiel, Brennſpatel, Brenngriffel. Das Ve fahren ſelbſt aber, das trockene und gefärbte Wachs mit dem heißen Griffel aufz tragen und auszudehnen, hieß eben deßhalb Enkauſtik, von dem griech. Zeitwo ἐγκαίω, ich brenne ein. Weil es damit auf Haltbarkeit und Dauer durchs Feu abgeſehen war, ſo erhielt das Wort Enkauſtik bald eine Allgemeinheit, wie wen andre, indem man weder die Verſchiedenheit des Stoffes, noch die Anwendung d Feuers unterſchied. Nicht nur gebrauchte man dieſes Wort von der Wachsmal rei auf Holz, Mauer und Elfenbein, ſondern auch von der Malerei auf irdene G ſchirre, von Metallarbeiten, wobei Gold und Silber aufgetragen, eingelegt u eingeſchmolzen, und von Allem, was im Feuer vergoldet oder verſilbert war; we ches man Gold- oder Silberenkauſtik nannte. Die Neuern nannten die Porz lanmalerei und Schmelzarbeit Enkauſtik, und mit eben dem Rechte darf man d Glasmalerei der mittlern Jahrhunderte, wie man ſie an den Fenſtern der gothiſch Kirchen ſieht, dieſen Namen geben. Es ergibt ſich von ſelbſt, daß alles Dies m der Wachsmalerei der Alten nichts zu thun hat. Über dieſe wiſſen wir im Grund ſehr wenig. Plinius („Hist. nat.“, 35, 11) berichtet uns nur, daß es eine dre fach verſchiedene Art derſelben gegeben habe. Bei der erſten Art wurde das Wach zerlaſſen, fein geriebene Erdfarbe, ſo viel es einſaugen konnte, beigemiſcht, m dann dieſe Maſſe (eläodoriſches Wachs) auf Holz oder Mauer mit dem heiß Spatel aufgetragen und geebnet. Erkaltet, war ſie der Grund, worauf der Zeic ner mit einem kalten ſpitzigen Griffel die Linien eingrub, und ſo war es eigentli nicht die Malerei, ſondern der Wachsgrund, welcher eingebrannt wurde, und di ſes Einbrennen gab der Malerei nur uneigentlich den Namen der Enkauſtik. Üb die zweite Art, die eingebrannte Malerei auf Elfenbein, haben lange die irrigſt Vorſtellungen exiſtirt. Die richtigſte Meinung ſcheint die des Prof. Grund i Florenz, der ſich ſelbſt mit enkauſtiſcher Malerei vielfach beſchäftigt hat. Als näm lich die Kunſt der Umriſſe anfing bedeutend zu werden, d. i. als man es auf Tafe von hartem Wachſe zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte, wollte man die Arbeit im Kleinen auf Elfenbein anwenden, welches damals im höchſten Werth ſtand. Tafeln von Elfenbein wurden alſo mit ſchwarzem oder rothen Wachſe übe zogen, und die Zeichnungen mit dem Griffel darein gegraben, wobei man die A ſicht hatte, die reine und glatte Weiße des Elfenbeins für die Linienzüge zu ben tzen, damit dieſelben ſich ſchöner ausſprechen möchten. Es war alſo nichts mei und nichts weniger, als dieſelbe enkauſtiſche Arbeit, ſtatt auf Holz oder Mauer i Großen, auf Elfenbein im Kleinen. Die dritte Art iſt Auftragung der Wach farben mit einem Pinſel. Über das Wie iſt auch hier Verſchiedenheit d

ngen, indem nach Einigen die Auflösung des Wachses durch Feuer, ndern durch Wasser geschah. Alles wohl erwogen, scheint die richtigste lung die, daß das Wachs aufgelöst, die Farben damit vermischt, m Pinsel aufgetragen, und dann das Gemälde mittelst behutsamer rung des Feuers vollendet wurde, wodurch diese Art der Malerei erst ngebrannten oder Enkaustik wurde. Hierzu bediente man sich eines Eisens, wahrscheinlich in Gestalt einer Platte mit einer hölzernen abe. Als die Malerei durch die Erfindung des Pinsels bedeutende Fort- gemacht hatte, entstand auch noch eine neue Methode der Enkaustik, die r Malerei mit dem Pinsel mehr anzunähern suchte. Vorher war die einge- Wachsmalerei Zeichnung auf gefärbtem Grunde gewesen, jetzt wurde sie mit eingebrannten Wachsfarben. Hatte der Künstler den Wachsgrund agen und den Umriß mit dem Griffel darin gemacht, so ging er an die Far- ung. Von Wachs mit Erdfarbe durchdrungen schneidet er mit dem heißen so viel ab, als nöthig ist, einen bestimmten Raum zu bedecken, und dehnt dem Grunde aus, setzt eine zweite, dritte Farbe u. s. w. neben die erste, so- Localfarbe, Halbfarbe und Schattenfarbe neben einander aufsetzt, und diese vertreibt, indem er die angrenzenden Farben mit dem heißen Griffel in ein- hmelzt. Nachdem die ganze Kunst der Wachsmalerei seit dem 5. Jahrh. gewesen, wurde das Andenken derselben durch den Grafen Caylus (1752) kreich zuerst wieder in Anregung gebracht. Es fehlte ihr bald nicht an en, und diese rühmten, daß Wachsgemälde dauerhafter und reinerer Farben, nes frischern Colorits fähig seien, als Ölgemälde. Auch Bien, Bertscher, Laube in Mannheim, der Maler Kabau in Berlin und Reifenstein haben neulich Versuche der Art gemacht. Was sich hierüber sagen läßt, ist he's „Winckelmann und sein Jahrhundert" von Meyer S. 563 fg., gesagt. er den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei (s. Ja- s „Technol. Wörterbuch", Art. Enkaustik und Wachsmalerei) eine sei, welche riechische wiedergebe, mag wol bezweifelt werden. Übrigens gibt es Wachs- e, die völlig das Ansehen eines Ölgemäldes und auch die Lasur eines sol- ben.

Enkratiten, Enthaltsame, s. Gnostiker.

Enkriniten, Seelilien, Liliensteine, Versteinerungen von untergegan- Thiergeschlechtern.

Ennepe- (auch Empe-) Straße (die sogenannte) erstreckt sich in einer von zwei Meilen, von Hagen bis Gevelsberg, in der preuß. Provinz West- und ehemaligen Grafschaft Mark, und hat ihren Namen von dem Flusse e (Empe) erhalten. In seiner ganzen Länge ist dieser Fluß so mit Wasser- besetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich ist. Es befinden sich arbeitung des Eisens hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und ämmer, Raffinerie- und Reckhämmer, Sensenhämmer, Breithämmer und ße Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrication im einen wird in der Grafschaft Mark auf beinahe eine Mill. Thaler angeschla- wovon der mehrste auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein andres fabricat sind die weißen Sensen- und Strohmesser, wovon jährl. an 30,000 d, zum Werth von 200,000 Thlrn. verarbeitet werden. Außerdem wer- llen, Sägen, Spaten, Pfannen, Messer, Amboße, Caffeemühlen in Menge t und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), ein berühmter römischen Dichter der frühern Zeit, Rudiä in Calabrien. 239 vor Chr. Cato Censorius lernte ihn in Sardinien , ward sein Schüler und brachte ihn mit nach Rom, wo er bald die Freund- der angesehensten Männer (des Scipio Afrik. d. Ält. u. A.) gewann und vor-

nehme junge Leute in der griech. Sprache unterrichtete. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griech. Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntſchaft mit der osciſchen und lat. Sprache, wodurch ſein großer Einfluß auf die Bildung der letztern möglich gemacht wurde. Die Rauhigkeit und Härte ſ. Styls, welche man der Zeit, in welcher er lebte, zurechnen muß, werden mehr als ausgeglichen durch die Kraft ſeines Ausdrucks und das Feuer ſeiner Sprache. Quintilian rühmt ihn mit vieler Wärme, und Virgil zeigt, wie ſehr er ihn ſchätzte, durch die Aufnahme ganzer Verſe aus ſ. Gedichten in die eignen Werke. Er verſuchte ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie, bald weniger, bald mehr nach dem Griechiſchen. So ſchrieb er in Hexametern ein epiſches Gedicht „Scipio"; römiſche Annalen von der älteſten bis auf ſeine Zeit; Tragödien und Komödien, von welchen noch einige Bruchſtücke übrig ſind; Satyren und Epigramme; Überſetzungen. Seine Verdienſte um die lat. Sprache und Proſodie erwarben ihm das römiſche Bürgerrecht und bewirkten, daß ihn die Römer als den Vater ihrer Poeſie betrachteten (Horaz „Ars poet.", 55. etc.). Seine Bruchſtücke hat geſammelt Heſſelius (Amſt. 1707, 4).

Enſemble, das Ganze, ohne Rückſicht auf ſeine einzelnen Theile. Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenſtandes der ſchönen Künſte auf die Wirkung hinſieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rückſicht zu nehmen, ſo ſagt man: das Enſemble iſt dabei ſo oder ſo beobachtet; z. B. bei einem Gemälde: wenn man auf die Empfindungen hinſieht, welche die Vereinigung aller Gegenſtände bewirkt, es ſei nun in Hinſicht auf den Geiſt deſſelben, oder in Abſicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc., wenn die Darſtellung der einzelnen Künſtler zu einem Ganzen zuſammenwirkt; daher man auch häufig von einer Schauſpielergeſellſchaft überhaupt ſagt, ſie habe ein gutes Enſemble oder ſie bilde kein Enſemble. Im erſten Falle paſſen die Schauſpieler nach ihrer Perſönlichkeit und Vorzügen gut zuſammen und haben ſich mit einander, was man ſagt, eingeſpielt; im letztern Falle findet das Gegentheil ſtatt. Gewiſſe Darſtellungen in der Kunſt wirken, als Ganzes. Dieſes iſt der Fall bei gewiſſen Landſchaften in der Malerei, wo die einzelnen Gegenſtände gar nicht wirken, doch zuſammen eine reizende Anſicht gewähren. Umgekehrt gibt es Werke, wo das Einzelne die Hauptſache iſt, z. B. in Komödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerkſamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig iſt. In der Muſik heißen Enſembles ſolche mehrſtimmige Tonſtücke, in welchen die Hauptſtimmen ſelbſtändig ſind z. B. in den Opern und Oratorien die Quintette und Finales. Chöre, in welchen die Stimmen zu einem und demſelben Charakter zuſammenſtimmen, und Tonſtücke von zwei oder drei Hauptſtimmen werden gewöhnlich nicht Enſembles genannt.

Entbindungskunſt, ſ. **Geburtshülfe**.

Enterbung iſt die Ausſchließung eines nothwendigen Erben von allem Antheil an der Verlaſſenſchaft. Solche nothwendige Erben, denen wenigſtens ein gewiſſer Theil, der Pflichttheil, hinterlaſſen werden muß, ſind: Deſcendenten und Aſcendenten. Um ihnen auch den Pflichttheil zu entziehen, müſſen ſie in einem förmlichen Teſtamente ausdrücklich für erblos erklärt und dabei die geſetzliche Urſache genau und namentlich bezeichnet ſein. Zu Enterbung der Deſcendenten gibt es nach Nov. 115, Cap. 3, ohne alle Ausdehnung folgende 14 Urſachen: 1) Real-, 2) Verbrechen beſchuldigende Verbalinjurien, 3) Anklage (außer bei Majeſtätsverbrechen), worauf Leibes- oder Lebensſtrafe, 4) worauf große Vermögensſtrafe folgen würde, 5) Umgang und Zuſammenhalten mit verbrecheriſchen Menſchen als Verbrecher, 6) Lebensnachſtellung, 7) Beiſchlaf mit der Stiefmutter, 8) Verweigerung der Verbürgung für den verſchuldet geweſenen Vater (nur für Söhne gültig), 9) Verhinderung an Errichtung eines Teſtaments, 10) Ergreifung der

blankenlebens wider Willen der Ältern, und Verbleiben darin bis zu des Te
Tode, es wäre denn, daß die Ältern selbst dies Gewerbe trieben, 11) wenn
ochter vor dem 25. Jahre einen Mann bekommen soll, ihn aber ausschlägt,
h einem ausschweifenden Leben ergibt, 12) Vernachlässigung eines furiosi
tis, 13) Nichtauslösung eines der Ältern aus feindlicher Gefangenschaft,
bfall vom orthodoxen Glauben. Zu Enterbung der Ascendenten gibt dieselbe
e im 4. Cap. 8 Ursachen: 1) Anklage auf Leben und Tod (außer bei Majes
rbrechen), 2) Lebensnachstellung, 3) Beischlaf des Vaters mit der Schwie
ter, 4) Verhinderung an Errichtung eines Testaments, 5) Lebensnachstel
s einen Älterntheils gegen den andern, 6) Vernachlässigung eines wahnsin
indes, 7) Nichtauslösung aus feindlicher Gefangenschaft, 8) Abfall vom
ren Glauben. Zur Enterbung von Geschwistern, wenn ihnen eine per-
urpis vorgezogen wird, ist, nach Nov. 22, Cap. 47, erfoderlich, daß der zu
ende dem Leben, der Ehre oder dem Vermögen des Erblassers nachge
ibe.

Entern heißt, ein Schiff auf offener See mit Gewalt ersteigen, um sich
n zu bemächtigen. Dies geschieht, indem sich das angreifende Schiff mit
aken an das feindliche anhängt, sodaß die Mannschaft auf das feindliche
hinüberspringen und die Besatzung Mann gegen Mann angreifen kann.
ntern wird gewöhnlich nur durch die Kaper und Corsaren gegen Kauffahrtei-
die meistens nicht viele Mannschaft und Geschütz haben, unternommen.
iegsschiffen ist es gewöhnlicher, den Kampf durch Kanonenfeuer zu entschei-
Das **Enterbeil** ist eine Art Streitaxt, deren man sich beim Entern
andgemenge und Zerhauen der Taue u. s. w. bedient. Es ist auf einer
ie ein Beil, auf der andern wie eine Pike spitzig gebildet.

Enthusiasmus, s. **Begeisterung**.

Entomologie, die Lehre von den **Insekten** (s. d.). **Entomolog**,
ektenkenner. — **Entomolithen**, versteinerte Insekten.

Entresolen, s. **Attika**.

Entsatz. Eine Festung, die vom Feinde eingeschlossen ist oder belagert
Entsetzen, heißt den Feind zum Abzug zwingen. Dazu kann er genöthigt
durch Überschwemmungen, wenn die Lage dies zuläßt, durch Mangel,
an die Gegenden umher verwüstet, oder die für ihn bestimmten Transporte
t, oder durch Gewalt der Waffen, wenn man ihn zurückschlägt. Ist die
ung des Feindes nicht möglich, so sucht man wenigstens einen augenblick-
ntsatz zu bewirken, um der Besatzung die mangelnden Bedürfnisse zuzufüh-
r sie durch frische Truppen zu verstärken. Dies geschieht meistens, indem
Kette der Belagerer plötzlich und unter Zusammenwirkung der Besatzung
cht.

Entwöhnen (des Kindes von der Mutterbrust). So angemessen die
milch für das neugeborene Kind ist, so wenig nützt es, wenn das Stillen
fortgesetzt wird. Im Gegentheil deutet der Ausbruch der Zähne die Jä-
nd das Bedürfniß an, festere Nahrungsmittel zu genießen. Dies findet
dem Ablauf des ersten Lebensjahres statt; das Ende desselben wird man
s den Zeitpunkt annehmen können, in welchem das Kind zu entwöhnen ist.
dern, welche gesund sind, und bei denen die Zähne frühzeitig ausbrechen,
früher geschehen; bei schwächlichen, kränklichen Kindern muß es länger
en werden; während wirklicher Krankheiten, oder auch während der Zahn-
ll es nie geschehen. Für Mutter und Kind ist es am zuträglichsten, wenn das
ngsam entwöhnt wird; bei der erstern vermindert sich dann gleichzeitig nach
h die Milchabsonderung, und es werden die Beschwerden vermieden, welche
plötzlichen Entwöhnen verbunden sind; das Kind aber gewöhnt sich nach und

nach an andre Nahrungsmittel, und es wird die große Unruhe und Schlaflosigkeit vermieden, welche bei dem plötzlichen Entwöhnen so viel Noth macht. Das Kind bleibt gesund und gut genährt. Hierbei ist nichts erfoderlich, als daß die Mutter dem Kinde jeden Tag seltener die Brust, und dagegen anderweite angemessene Nahrungsmittel in größerer Menge und öfter als vorher gibt. Diese Nahrungsmittel müssen, sowol während des Entwöhnens, als auch einige Zeit nach demselben, sehr leicht verdaulich, mehr flüssig als fest und hart sein; insbesondere müssen alle Eigenschaften in denselben vermieden werden, welche reizend wirken, Säure veranlassen, oder sonst bestimmte Differenzen in dem Organismus hervorrufen.

Envoyés, s. Gesandte.

Eon de Beaumont (Charles Geneviève Louise Auguste André Timothée d'), unter Ludwig XV. Stallmeister, Chevalier, D. der Rechte, Parlamentsadvocat, Officier, kön. Censor, Diplomat ꝛc. bis 1777, bekannt u. d. N. Chevalier d'Eon, war zu Tonnerre 1728 geb. Glänzende Eigenschaften setzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle in der Welt zu spielen; noch größeres Aufsehen erregte er durch das Geheimniß seines Geschlechts. Ludwig XVI. gab ihm nämlich nur unter der Bedingung die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, daß er in Zukunft Frauenkleider trüge. Man weiß jetzt Folgendes von diesem Sonderling. Als Advocat studirte er in s. Mußestunden Politik und schöne Wissenschaften, und schrieb ein „Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances", dem zwei Bde. „Considérations politiques sur l'administration des peuples anciens et modernes" folgten. Diesen Werken verdankte er die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geh. Ministeriums Ludwigs XV. stand, dem Könige zu einer schwierigen Sendung an den russ. Hof vorgeschlagen zu werden. Sein einschmeichelndes Betragen gewann ihm die Gunst der Kaiserin Elisabeth und er leitete zu St.-Petersburg fünf J. lang den geheimen Briefwechsel zwischen der Kaiserin und s. Könige. Ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, die Verzichtleistung des letztern auf engl. Hülfsgelder, das Versprechen, die zu Gunsten Preußens und Englands in Liefland und Kurland versammelten 80,000 M. zur Unterstützung Frankreichs und Östreichs marschiren zu lassen, endlich Elisabeths Zustimmung zum versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 waren die Ergebnisse der klugen Unterhandlungen des Chevalier. Um diese Dienste zu belohnen, ernannte ihn der König zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Gesandtschaftssecretair in Petersburg, und schenkte ihm eine goldene Dose mit s. Bildniß. Der Chevalier fuhr in s. Eifer fort und wirkte zum Sturze des Großkanzlers Bestuscheff, sowie zur Erhebung des Grafen Woronzoff an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich gestimmt war. Nun ward er Dragonercapitain, und empfing ein Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf nöthigte ihn s. geschwächte Gesundheit, um s. Zurückberufung zu bitten. Gewohnt stets gute Nachricht zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiserin zum neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegerische Laufbahn, auf der er sich bei Hörter, Hultrop, Eimbeck und Osterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauschte er den Degen wieder mit der Feder, und folgte als Gesandtschaftssecretair dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er sich in den Besitz mehrer wichtigen Papiere zu setzen, von denen er eine Abschrift nach Versailles schickte. Das Ludwigskreuz belohnte diesen wichtigen Dienst. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier als Resident, später als bevollmächtigter Minister in London. Alles schien ihm günstig, als geheime Ränke plötzlich sein Glück vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geschlossen, dessen Unterhändler nicht wünschen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu sehen. Der Chevalier war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, stand mit diesem in unmittelbarer Verbindung, und konnte über das Gesche

e gefürchtete Aufklärung geben; Grund genug, ihn zu stürzen. Er ward
isies entlassen, und lebte zu London 14 J. lang in einer Art von Verban-
Der König hatte zwar in s. Ungnade gewilligt, setzte ihm aber dennoch die
itere Anstellung ein Jahrgeld von 1200 Livres aus. D'Eon blieb auch
Vaterlande ergeben, und schlug die glänzendsten Anerbietungen von engl.
us. Der König erfuhr dieses edelmüthige Betragen, wünschte ihn wieder
llen, aber der Chevalier bestand hartnäckig darauf, daß zuvor s. Unschuld
ch anerkannt werden sollte. Darüber starb Ludwig XV., und jetzt dachten
pas und Vergennes um so ernstlicher an s. Zurückberufung, als die Strei-
i und Wetten, welche sein Geschlecht in London verursachte, einen schickli-
rwand an die Hand gaben, seine, wie sie meinten, übertriebene Hartnä-
zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erst 1777 der Einladung des Mini-
rgennes, und erschien in Versailles, wo der Minister ihn mit Auszeichnung
, ihm aber den Befehl wiederholte, sich ferner der weiblichen Kleider zu be-
D'Eon reiste indeß, ohne diesen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und
erst zur Zeit einer zweiten Reise nach Paris als Chevalière d'Eon. Diese
rung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Fol-
schickte ihn nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. 1783 begab
uf die Einladung des Barons Breteuil nach London. Inzwischen brach die
levolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung s. Dienste an, ward
wiesen, ging wieder nach England, und ward als Abwesender auf die Emi-
iste gesetzt. Von jetzt an war sein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller
ittel beraubt, sank er in die größte Dürftigkeit, aus der er sich durch s. Ge-
keit in der Fechtkunst zu ziehen suchte. Aber Alter und Krankheiten hin-
n daran, und ohne den Beistand großmüthiger Freunde würden s. letzten
ch trauriger gewesen sein. Zu diesen gehörte der erste Chirurgus Lud-
VIII., Elisée, der ihm bis zu s. Tode 1810 Hülfe leistete, und auch am
i der Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieses Zeugen, wo-
re eben so unverwerfliche Zeugnisse übereinstimmen, lassen keinen Zweifel
aß der Chevalier d'Eon durchaus und einzig dem männlichen Geschlechte
e. Welche politische Gründe einen Militair und Ritter des St.-Ludwigs-
aben bewegen können, Frauenkleider anzulegen, ist unbekannt. Die
Werke des Chevalier d'Eon sind 1775 in 14 Bdn. u. d. T.: „Loisirs du
er d'Eon" erschienen.

os, die Göttin der Morgenröthe, s. Aurora.

pakten: 1) die eingeschalteten oder Überschußtage (11 an der Zahl),
is Sonnenjahr mehr als das Mondenjahr hat; 2) in der Zeitrechnung die
welche anzeigen, um wie viel Tage der letzte Neumond vor dem Anfange
ahrs vorhergegangen ist. Fällt z. B. der letzte Neumond vor dem Neujahrs-
f den 16. Dec., wie im J. 1800, so ist die Epakte XV. Fällt der Neu-
f den 1. Jan. selbst, so ist die Epakte für dasselbe Jahr Null, und wird in
ndern durch ein Sternchen angezeigt. Man führte sie ein, um Ostern
u berechnen, sie wurden aber 1700 durch die Calenderverbesserung der
chen Stände verworfen, und zur Bestimmung des Ostervollmondes un-
die astronomische Rechnung nach den Rudolfinischen Tafeln vorgeschrie-
er die beweglichen Feste des verbesserten Calenders in manchen Jahren vom
nischen Calender abweichen. Die Berechnung des Osterfestes durch die
ist fast bis zum Spielwerk erleichtert, und die jetzt beträchtlich vom Himmel
den Rudolfinischen Tafeln geben bei weit größerer Arbeit keine sonderliche
eit mehr.

paminondas, ein thebanischer Feldherr, der sein Vaterland auf kurze
Gipfel der Macht und des Glücks erhob. Von den ehemaligen Königen

von Böotien abstammend, lebte er ohne Vermögen, bis zu s. 40. J. in Verborgenheit, und genoß den Unterricht des Pythagoräers Lysis, der ihn zu den hohen Ideen begeisterte, welche s. Leben veredelten. Er trat zuerst in Sparta auf, wohin die Thebaner ihn nebst Andern auf Einladung der Lacedämonier geschickt hatten, um den zwischen beiden Staaten ausgebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Hier zeigte er ebenso viel Beharrlichkeit und Würde als Rednertalent, und verweigerte standhaft die Freigebung der von Theben besetzten Städte Böotiens. Der Krieg ward fortgesetzt, und E. bekam den Oberbefehl. Mit 6000 M. schlug er ein doppelt so starkes, in Böotien eingedrungenes feindliches Heer, bei Leuktra (378 v. Chr.). Er selbst machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während s. Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schar demselben in die Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und 4000 M. Zwei J. darauf wurden E. und Pelopidas zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirkten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befreiten die Messenier, deren Stadt sie wieder aufbauten. Darauf zog E. mit dem Heer vor Sparta, welches jedoch Agesilaus so geschickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß E., da der Winter herankam, und die Athenienser sich gegen Theben erklärten, nach Verheerung des platten Landes Lakonien räumte. In Theben empfing man ihn mit einer Anklage, weil er und Pelopidas das Böotarchat über die gesetzmäßig Zeit hinaus behalten hatten. „Gut", sprach er, „ich habe den Tod verdient; doch verlange ich, daß ihr auf mein Grab schreibt: Die Thebaner ließen Epaminondas hinrichten, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil sein Sieg das Vaterland rettete und Griechenland frei machte; weil die Thebaner unter seiner Anführung Lacedämon belagerten, das sich glücklich schätzte, seinem gänzlichen Fall zu entgehen; weil er Messene wieder aufbauete und mit starken Mauern verwahrte." Diese Worte erregten allgemeine Begeisterung, und er ward freigesprochen. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch sein bloßes Ansehen befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwischen Lacedämon und Theben aus. Man stellte von beiden Seiten ungewöhnlich zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Agesilaus hatte von s. Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und stand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an, und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner nöthigte sie zum Rückzug. Um das fehlgeschlagene Unternehmen wieder gut zu machen, zog E. mit 33,000 M. nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde stand. Hier kam es zu der Schlacht bei Mantinea. An der Spitze des einen Flügels stürzte er sich auf den lacedämonischen Phalanx, schlug ihn in die Flucht, ward aber im Verfolgen plötzlich von den Feinden umringt, und von einem Wurfspieß durch die Brust getroffen. Nach einem harten Kampf retteten die Thebaner s. Körper und s. Schild. Auf dem andern Flügel war das Treffen unentschieden geblieben, und beide Theile hatten sich auf die Nachricht von dem Tode des E., nach Aufpflanzung eines Siegeszeichens, zurückgezogen. E. lebte noch; die Ärzte hatten ihm erklärt, daß er sterben würde, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Als man ihm die Siegesnachricht brachte, antwortete er freudig: „Ich habe genug gelebt", und zog selbst den Wurfspieß aus der Brust. Seine Freunde klagten, daß er keine Kinder hinterließe. „Ich lasse", antwortete er ihnen, „zwei unsterbliche Töchter zurück, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea." Er starb im 48. J. s. Alters, 363 J. v. Chr. Die Alten rühmten ebenso sehr E. Reinheit s. Sitten, s. Güte und Sanftmuth, wie s. Feldherrntalent; s. Wahrheitsliebe war so groß, daß er auch nicht im Scherz eine Lüge sagte. Er war ein Mann, sagt Nepos sagt, den alle Tugenden schmückten, und kein Laster befleckte.

pée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieser Wohlthäter der Taubstum-
b. 1712 zu Versailles, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und be-
er das bei Gelegenheit der Jansenistischen Religionsstreitigkeiten eingeführte
r nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehr-
terhin wurde er Prediger und Kanonicus zu Troyes. Seine Bekannt-
d geistige Übereinstimmung mit dem berühmten Bischof Soane, zog ihm
illen des Erzbischofs von Paris zu, der dem Abbé für einige Zeit die Aus-
es Beichtstuhls, sogar gegen seine Zöglinge untersagte. Der Gedanke,
mngeborene mittelst einer Zeichensprache geistig der menschlichen Gesellschaft
geben, ward von ihm zwar nicht zuerst aufgefaßt, doch war derselbe, seiner
ung nach, in ihm ohne äußere Anregung entstanden. Schon zu Ende des
rh. hatte ein spanischer Benedictinermönch, Pedro de Ponce, ein Paar
mgeborene Kinder des Connetable von Castilien mit solchem Erfolg unter-
daß diese nicht allein lesen und schreiben, sondern auch Rechnen, Religion
e Sprachen lernten, und sogar einige Kenntnisse in der Physik und Astro-
narben. Auch in England, der Schweiz u. a. wurden glückliche Versuche
bstummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira, nach Paris
e der Akademie der Wissenschaften einige von ihm gebildete Taubstumme
durch ihre Kenntnisse allgemeines Erstaunen erregten. Keiner von diesen
hatte jedoch über die Art, wie er seinen Unterricht einrichtete, etwas bekannt
und es gab hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez
Spanier), nur unvollkommene Nachrichten. So ist es erklärlich, daß de
wissermaßen Erfinder dieser Unterrichtsmethode wurde, die er zuerst an zwei
mgeborenen Schwestern versuchte, und mit einem so glücklichen Erfolge ge-
, daß er sich entschloß, sein ganzes Leben fortan diesem Geschäfte zu wid-
Der edelmüthige Mann wurde ein wahrer Vater der Unglücklichen, für de-
bildung er in einer, einzig auf seine Kosten gegründeten, Anstalt Sorge
er verwendete er seine ganze Einnahme und alles was ihm menschenfreund-
mer, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung
ährung seiner Zöglinge, für deren Bedürfnisse er mit solcher Aufopferung
aß es ihm selbst oft am Allernothwendigsten fehlte, und er einmal, im be-
zerückten Alter, einen Winter ohne Feuerung zubrachte, nur um seine Kin-
während er oft mehr als ärmlich einherging, stets gut gekleidet waren, kei-
gel leiden zu lassen. Diese Aufopferung für die leidende Menschheit ging
o weit, daß seine Vermögensumstände dadurch in Unordnung geriethen,
swegen manchen Verdruß von seinen Verwandten hatte; dennoch ließ er
rin Katharina II., die ihn unterstützen wollte, bitten, ihm lieber, statt Ge-
einen Taubstummen aus ihrem Reiche zu senden. So brachte ihn auch
leiden mit einem taubstummen Jüngling, den er 1773 auf der Straße von
mit Lumpen bedeckt, fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte näm-
diesem Verlassenen den ausgestoßenen Erben der reichen gräflichen Familie
s entdecken, nahm ihn zu sich und foderte dessen Rechte zurück. Es entstand
eß, der anfänglich zu Gunsten seines Schützlings entschieden, später aber,
wol wie der Herzog v. Penthièvre (nebst dem Abbé de l'Epée, der einzige
er des armen Joseph Solar) gestorben waren, umgestoßen wurde, wodurch
e Mann aller seiner Ansprüche beraubt, und ins tiefste Elend versetzt, ge-
t ward, als gemeiner Cürassier Dienste zu nehmen, und nach kurzer Zeit im
le starb. (Bouilly hat diesen Stoff u. d. T.: „l'Abbé de l'Epée", zu
Schauspiel benutzt, welches mehr dialogisirte Erzählung als Drama ist, und
Kotzebue u. gl. T. für die deutsche Bühne bearbeitete.) Der Abbé de l'Epée
'89. Ungeachtet seiner vielfältigen Bemühungen, war er doch nie so glück-
nen Lieblingswunsch, Gründung einer Taubstummenanstalt auf öffentliche

Kosten, zu erreichen, und erst sein Nachfolger, der Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles verbessert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehre Schriften über den Unterricht der Taubstummen sowol als über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutsche übersetzt ist. Unter allen gelehrten Gesellschaften Europas hat sich allein die philanthropische in Paris, durch die Aufnahme dieses seltenen Menschen unter ihre Mitglieder, geehrt.

Epernay, Stadt an der Marne im Depart. Marne, unweit Rheims, mit 750 H. und 4500 E., ist der Hauptsitz des Handels mit Champagner. Die den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauses Moet waren vor 1814 gewöhnlich zwischen 4 — 500,000 Bouteillen Champagner vorhanden.

Ephemeriden sind Schriften, in welchen Tagesvorfälle nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen u. a. periodische Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet ist. Desgleichen sind Ephemeriden astronomische Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erscheinungen am Himmel verzeichnet sind. — Ephemerisch, was nur einen Tag währt. — Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitlose, d. i. eine im spätern Herbst blühende Giftpflanze. — In der Thierlehre sind Ephemeren Eintagsfliegen. Es gibt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein so kurzes Dasein haben, daß mehre Geschlechter an einem Tage geboren werden und sterben.

Ephesus, diese, nach Justin, von den Amazonen, nach Strabo, von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptstadt von Jonien in Kleinasien war der Mittelpunkt alles Handels von Vorderasien, wozu der geräumige Hafen Vieles beitrug. Obgleich Zerstörungen des Kriegs und selbst Erdbeben sie mehre Male vernichteten, so wurde sie doch immer wiederhergestellt. Sie war berühmt wegen des zwischen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels, oder Artemision, als dessen erster Baumeister Chersiphon oder Ktesiphon genannt wird. Er war in ionischer Bauart. 220 J lang sollen die gesammten Völker Kleinasiens an diesem Tempel gearbeitet haben, dessen Länge 425 und die Breite 200 Fuß betrug, und welcher mit 127 Säulen (jede 60 F. hoch) geziert war. Noch merkwürdiger waren die darin befindlichen zahllosen Bildsäulen und Gemälde von den berühmtesten Meistern in Griechenland. Bis zu Plinius's Zeiten war er 7 oder 8 Mal zerstört worden, u. a. auch durch den berüchtigten Herostrat, 356 v. Chr. Dennoch wurde der Tempel von den Ephesiern prächtiger als je wieder aufgebaut, wozu sie nicht bloß ihr Geld, sondern sogar ihre Weiber das Geschmeide hergaben. Jetzt sind seine Trümmern ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden, sowie die prächtige Stadt, ein geringes Dorf, Aja Soluk, ist. Hirt hat über diesen Tempel geschrieben.

Ephialtes, s. Aloiden.

Ephorus. Ephoren waren zu Lacedämon (s. Sparta) obrigkeitliche Personen, welche 745 vor Chr. von dem Könige Theopompos, nach A. schon von Lykurgus, eingesetzt wurden, um zunächst als Stellvertreter der abwesenden Könige die innere Staatsverwaltung, namentlich die gerichtlichen Geschäfte, wozu ihnen ein besonderes Gebäude (Ephorion), angewiesen wurde, zu besorgen. Eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte war die Aufsicht über die Erziehung der Jugend. Sie wurden, fünf an der Zahl, aus dem Volke gewählt, und führten ihr Amt nur ein Jahr, fingen aber bald an, die Gewalt der Könige zu beschränken und wurden Oligarchen. Bei uns heißt Ephorus ein Aufseher, auch Vorgesetzter irgend einer öffentlichen Anstalt, z. B. einer Universität; besonders wird es von den geistlichen Vorgesetzten gebraucht; daher Ephorie: der Bezirk von mehren unter der Oberaufsicht eines Superintendenten stehenden Pfarreien u. s. f., und Ephorat dieses Amt selbst, Oberaufsicht.

phraimiten. Friedrich d. Gr. ließ im siebenjähr. Kriege (1759) zu eine Münzstätte anlegen, welche er an die Juden Ephraim, Itzig u. Comp. tete. Die von Jahr zu Jahr erhöhte Pachtsumme soll zuletzt bis auf 7 Mill. es daselbst geprägten schlechten Geldes gestiegen sein. Die jüdischen Münz- schlugen, besonders unter k. polnischem und kurfürstl. sächs. Wappen, unge- summen Achtgroschenstücke, welche mit jedem Jahre geringhaltiger wurden, ie feine Mark, 1761, bis auf 35 Thlr. stieg, und der alte August- und hsd'or 20 Thlr. galt. Um das Publikum zu täuschen, war anfangs auf ingen Münzen die Jahrzahl 1753 gesetzt. Das Volk gab diesen Achtgroschen- den Namen Ephraimiten. Nach Beendigung des Kriegs wurden sie von sischen Regierung um einen verhältnißmäßigen Preis eingelöst.

picharmus aus Kos, ein Philosoph der pythagoräischen Schule, lebte weiten Hälfte des 5. Jahrh. vor Chr. zu Syrakus und dichtete dort seine be- , für uns verloren gegangenen Lustspiele. Ihre Zahl wird auf 52 ange- nd von 40 sind uns die Titel aufbehalten. Der Tyrann Hiero vertrieb ihn rakus, seiner philosophischen Grundsätze und einiger Anspielungen in seinen en wegen. Er endigte sein Leben im hohen Alter in seinem Geburtslande. lische Komödie des Epicharmus, früher als die attische ausgebildet, erwuchs Mimen, welche auf dieser Insel als eine Art von Volkspoesie einheimisch Er ordnete die einzelnen unzusammenhängenden Bilder und Scenen, wel- nimische Poesie darstellte, zu fortlaufenden Handlungen, wie in der Tragö- Seine Komödien galten lange als Muster ihrer Gattung und zeichneten sich ilosophische Menschenkunde ebenso sehr aus, wie durch scharfen Witz und en Dialog. Man bezeichnet auch die sicilische Komödie in Gegensatz der onischen als die dorische.

pichirema (Epicheirema), heißt in der Logik und Rhetorik ein Schluß, prämissen man sogleich ihren Grund zusetzt, sodaß dadurch ein abgekürzter engesetzter Schluß (Polysyllogismus) entsteht.

picykel, Epicyclus, in der Sternkunde ein Kreis, dessen Mittelpunkt Umkreise oder der Peripherie eines andern Kreises herumgeht. Die Ptole- Hypothese vom Weltbau erklärt eine Menge himmlischer Erscheinungen aus egung der Planeten in solchen Epicykeln. Da Kopernicus uns richtigere von der Einrichtung des Weltgebäudes beigebracht hat, so hat die Lehre von ykeln nur noch historische Wichtigkeit. — Epicykloïde, ist in der Geo- diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreises befindlicher eschreibt, indem dieser Kreis auf dem Umfange eines andern in derselben it ihm liegenden Kreises, sich um seinen Mittelpunkt dergestalt bewegt, daß en, die auf beiden Kreisen zwischen zusammengehörigen Berührungspunkten leich groß sind. Die Bewegung des einen Kreises kann auch auf der innern s unbewegten geschehen, wo die Curve dann auch Hypocykloide genannt wird.

pidaurus, eine der angesehensten Städte und Handelsplätze mit einem des alten Griechenlands, in Argolis, im Peloponnes; vorzüglich berühmt n prachtvollen Tempel des Äskulap, der nicht fern von ihr auf einer Anhöhe Nur reinen Seelen steht der Zutritt offen, lautete die Inschrift über dem e. Eine Menge Kranker besuchte diesen Ort, und erwartete von der Wun- des wohlthätigen Gottes ihre Genesung.

pidemie oder epidemische Krankheit (von ἐπί und δῆμος. unter dem bedeutet einen Krankheitszustand, welcher in einem Orte, oder in einem Landes nur eine Zeitlang herrschend ist. Eine Epidemie entsteht allezeit von jehenden äußern Einflüssen, welche auf das ganze Volk wirken, und in dem der Menschen allmälig solche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich nmte Krankheit entsteht. (Vgl. Einflüsse auf den menschlichen r.) So scheinen manche Epidemien von einem eignen, durch bestimmte

Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entſtehen, wie z. B. die in der Richtung von Oſt nach Weſt wandernde Influenza, u. a. m. Auch Mangel an Nahrungsmitteln, ſchlechte Beſchaffenheit derſelben, ſchädliche Beimiſchungen u. ſ. w. können Epidemien erzeugen. Schlechte Getreide- und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Rocken ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döderichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Brot für die Geſundheit ſchädlich, und erregt bei Allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w. durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Die Epidemie fängt zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen befällt ſie plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegenſetzte übergeht. Wenn, z. B. nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwind mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintritt, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein je mehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie meiſtens wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herrſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt, und ſie fähig macht, denſelben länger als Andre zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. a. m. von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe von Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammen liegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteten tritt meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was bloß Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wo durch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt. H.

Epidermis, die Oberhaut, ſ. Haut.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griech. Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſein ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe zu einem der Gattung ähnlichen Körper und Weſen, in einer gewiſſen Zeit allmälig ausbilden. Sie iſt der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca) ſowie der Annahme gewiſſer vorgebildeter (präformirter), im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erſchütterung bedürfender Keime

o) entgegengesetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wie Blumenbach durch seine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungs- worin er die Epigenesie erwies, widerlegt hat. Ersterer, sagt er, ist allen en Wesen gemein, aber seine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der enheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, Gattung sich selbst, und nur sich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur der Zeugungsstoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsstoff des Men- r Menschen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieser nn in der Vollendung der gefoderten Gestalt gestört werden. Die Ursachen) sehr mannigfach. Rühren sie von den Individuen her, die den Zeugungs- gaben, so entstehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der ung vor der Geburt bringen angeborene Übel, Mißgeburten hervor; treten Geburt, in den verschiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, so araus erworbene Übel, Krankheiten. S.

piglottis, der Kehldeckel, oder knorplichte Deckel über der Luftröhre.

pigonen, s. Theben.

pigramm, (griech.), Aufschrift, Überschrift; seiner ersten Bestimmung etische Aufschrift an Tempeln, Grabmälern, Kunstwerken u. s. w., ent- r Erklärung oder zur Stimmung. Dieser Zweck erfodert beseelte Kürze, Gedicht wirkliche Aufschrift ist; da aber, wo es zugleich den Gegenstand der st mit umfaßt, der also nicht selbst vorhanden ist, sondern bloß hinzugedacht nuß, eine poetische Idee, in anschaulicher Kürze dargestellt. Übrigens kann stellung für den Verstand didaktisch, satyrisch, komisch; für das Gefühl legisch sein. Gewöhnlich setzt man das witzige Epigramm (Sinngedicht, itzgedicht, die Ältern nannten es Beigedicht) dem empfindsamen entgegen, ndeß die ganze Sphäre desselben nicht umfaßt wird. Noch weit mehr irren elche nur die eine dieser Arten berücksichtigen: ein Fehler, von welchem ssing nicht frei ist. Er hat in seiner Theorie des Epigramms das Witzigsa- im Auge, und insofern freilich Recht, daß ein interessanter Einfall dazu ge- r die Erwartung spanne, und dann auf eine überraschende Art befriedige. aber hat gezeigt, daß diese witzige Richtung dem Epigramm nicht wesentlich das Komische, das Satyrische kann der sogenannten Pointe nicht entbehren. heinlich weil Witz der überwiegende Theil in den neueuropäischen Epigram- r, wie schon bei den Römern, dahingegen bei den Griechen der größere Theil mpfindsamen gehört, war das komische oder witzige Epigramm der Neuern weise Epigramm, bis Herder in Deutschland durch Bearbeitung der griech. gie jenes Vorurtheil verdrängte. Was aber den Griechen ihr empfindsames nm, das war den Italienern, Spaniern, Portugiesen und Franzosen das al. In den epigrammatischen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz r Deutsche eine reiche Ernte. Herder's „Zerstreute Blätter" und Jacobs's e" geben einen schönen Kranz griech. Blumen dieser Art. dd.

pigraphe, die Überschrift oder Aufschrift, z. B. an einem Gebäude, m Buche (Motto). — Epigraphik, die Kenntniß der Inschriften oder ftskunde, eine historische Hülfswissenschaft. — Epigraphische Seite e Seite einer Münze, auf welcher sich das Bild und die Schrift befinden; pigraphisch, wenn sie nur Schrift, anepigraphisch, wenn sie nur hat.

piktet, Epiktetos (90 J. nach Chr.). Dieser berühmte Anhänger oa, aus Hieropolis in Phrygien gebürtig, lebte zu Rom als der Sklave eines n Epaphroditus, eines übermüthigen Freigelassenen des Nero, dessen Miß- ngen er mit einer Fassung ertrug, die den echten Stoiker charakterisiren. rzählt, daß ihm sein Herr einst einen heftigen Schlag auf den Schenkel gab.

„Du wirſt mir das Bein zerſchmettern", ſagte Epiktet. Sogleich verdoppelte jener den Schlag, und zerſchlug ihm das Bein. „Habe ich dir es nicht vorausgeſagt?" ſagte mit ruhiger Miene der Philoſoph. In der Folge ward er freigelaſſen, lebte aber fortwährend in der größten Armuth. Der Grundſatz ſ. Moral war Dulden und Entbehren. Die Vortrefflichkeit ſ. Lehrſätze erwarb ihm allgemeine Bewunderung. Domitian verbannte ihn nebſt andern Philoſophen aus Rom, denn der Tyrann mußte Männer haſſen, deren Grundſätze aller Ungerechtigkeit Hohn ſprachen. Epiktet ließ ſich in Epiros nieder, kehrte aber nach dem Tode Domitians zurück, und ſtand bei Hadrian und Marc-Aurel im größten Anſehen, ward auch (134) Statthalter von Kappadocien. Arrian ſammelte die Ausſprüche Epiktet's, ſ. Lehrers; wir beſitzen ſie u. d. T.: „Enchiridion". Außer dieſem Handbuche beſitzen wir von ihm noch vier Bücher philoſophiſcher Geſpräche (deutſch mit Anmerk. von Schulz, Altona 1801, 2 Thle.). Von beiden Werken, beſonders von dem „Enchiridion", gibt es viele Ausg. Schweighäuſer hat (Leipzig 1799 fg., 5 Bde.) ſie zuſammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die dem Epiktet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach ſ. Tode ſ. Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Epikur, geb. zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr. Dieſer griechiſche Philoſoph war von armen Ältern geb., und ſo lernbegierig, daß er ſchon in ſ. 12 J. ſich nach Athen in den Lehrſaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er hier von dieſem den Vers Heſiod's hörte, worin das Chaos als das erſte aller geſchaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geſchaffen habe, da es doch das erſte geweſen ſei? Der Grammatiker verwies ihn an die Philoſophen, welche Epikur von jetzt an mit Eifer beſuchte. Aber Athen genügte ihm nicht ſ. Geiſt zu bilden und Kenntniſſe einzuſammeln, durchreiſete er verſchiedene Länder und eröffnete endlich in ſeinem 36. J. ſ. Schule in einem Garten zu Athen. Bald ſtrömten ihm zahlreiche Schüler zu. Er lehrte, das Wohlſein ſei das höchſte Gut, aber nicht ein ſinnliches, auch auf dem Wege des Laſters flüchtig zu erlangendes, ſondern ein geiſtiges, allein durch die Tugend erreichbares Wohlſein, das in der Ruhe und Übereinſtimmung der Seele mit ſich ſelbſt beſtehe. Demnach verwarf er zwar das Laſter und huldigte der Tugend, aber nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern er verwarf das Laſter nur als unvereinbar mit dem Wohlbefinden, und huldigte der Tugend nur als dem unentbehrlichen Mittel zum Wohlſein. Er empfahl Weisheit, Mäßigung, Nüchternheit, Entfernung von Staatsgeſchäften, Friedfertigkeit, Nachſicht gegen die Eigenliebe der Menſchen, Feſtigkeit der Seele, den Genuß unſtändiger Vergnügungen, ſofern er nicht zu neuen Genüſſen unfähig macht, und Verachtung des Lebens. Er pries zwar die Schmerzloſigkeit als etwas Köſtliches, duldete aber mit Standhaftigkeit die größten Körperſchmerzen. So deutlich er durch ſein eignes muſterhaftes Leben, welchem Einige jedoch Stolz und Neid vorwerfen, den Sinn ſ. Lehre darlegte, ſo wurde ſie doch häufig mißverſtanden, oder mißgedeutet. Wie ſ. Moral eudämoniſtiſch iſt, ſo iſt ſ. Lehre von der Entſtehung der Welt, worin er ſich dem Demokrit anſchloß, atomiſtiſch und materialiſtiſch. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Nichts aus Nichts entſtehen könne, nahm er zwei nothwendige, ewige, unendliche Grundurſachen an, den leeren Raum und die Atomen, untheilbare und unendlich vielfach geſtaltete Körper. Die Atomen bewegten ſich vermöge ihrer natürlichen Schwere, in dem Raume, und vermiſchten ſich mit einander. Um die Miſchung möglich zu machen, ließ er ſie nicht in geraden, ſondern in krummen Linien niederfallen. Durch dieſe Bewegungen kreuzten und ſtießen ſie einander auf das mannigfaltigſte, und aus zahlloſen Verbindungen und Verſchränkungen entſprangen Körper und Weſen aller Art. Obgleich die Atomen weiter keine Eigenſchaften hatten, als Geſtalt und Schwere, ſo brachten ſie doch in den Körpern die verſchiedenen auf die Sinne wirkenden Eigenſchaften, als Farbe, Ton

. s. w. hervor. Ferner lehrte er, wie durch die Vereinigung der Atomen ſtanden ſei, ſo werde durch ihre Auflöſung auch Alles wieder zerſtört; es loſe Welten, die der Zufall gebildet habe, und die unaufhörlich entſtänden gingen. Die Welt habe einen Anfang gehabt, darum müſſe ſie auch ein en; aus ihren Trümmern werde eine andre hervorgehen. Er fand keinen ed zwiſchen dem Menſchen und Thiere, und erklärte die Entſtehung der ſ dieſelbe ſinnliche Weiſe. Die Götter, meinte er, lebten in ewiger Ruhe nert um die Welt. Dieſe Lehre, die man nicht mit Unrecht des Atheis- Materialismus beſchuldigte, zog ihm hauptſächlich zahlreiche Widerſacher eizte die Verleumdung wider ihn. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren v. Chr.), und wiewol nach Epikur's Tode ſein Syſtem auch in Rom viele : fand, unter denen Celſus, Plinius der Ältere und Lucrez die namhafte- n, ſo erlangte es doch unter den Philoſophen nie das Anſehen der um wei- en, Peripatetiſchen, Stoiſchen und Platoniſchen Schulen. Von ſeinen 1 Schriften iſt uns wenig übrig geblieben. Fragmente einer Schrift über ſind kürzlich bei den Nachforſchungen zu Herculanum aufgefunden und i (Leipzig 1818) herausgegeb. worden. Sonſt kannte man ſeine Philo- aus dem Gedichte des Lucrez, und den Nachrichten, die uns Cicero, Pli- davon aufbehalten haben, und aus zwei Briefen, welche kürzlich Schnei- ig 1813) verbeſſert herausgegeben hat. — Epikureer heißt nach der an- Mißdeutung der epikureiſchen Lehre, ein Menſch der dem Sinnengenuß, dem feinern, huldigt.

ilepſie, (Fallſucht, böſes Weſen, Staupe, Jammer, Unglück, Schwe- ine langwierige, von verſchiedenen oft ſehr verwickelten und nicht zu heben- en abhängende, daher ſo oft unheilbare periodiſche, in einzelnen Anfällen de, Nervenkrankheit. Ihr geht meiſtentheils als Anzeige ein ſogenanntes ehen (aura epileptica), das aus einem oder dem andern Fuße oder der Bruſt und Kopf hinläuft, voraus; doch ſind die Vorboten oft ganz un- Darauf erfolgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, en ſind eingeſchlagen, andre Theile bewegen ſich aber mehr oder weniger, lige Bewußtloſigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen iſt häu- brochen, ängſtlich, ächzend, ſtöhnend, der Mund ſchäumt, das Geſicht h, die Zähne knirſchen, die Augen verdrehen ſich, die Harn- und andre gen erfolgen unwillkürlich, die Augen ſtehen mit erweiterter unbeweglicher ſen, und ſind gegen das Licht unempfindlich, welcher Umſtand die Verſtel- ckt. In 10 bis 20 Minuten iſt der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von n Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geſchehenen etwas zu wiſ- empfindet er weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa t in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9 — 10 e Male ein, bei andern kommen ſie nur alle Monate, im Wechſel des halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Während des Anfalles man nur dafür, daß der Kranke ſich nicht beſchädigen kann; alles Dau- chen, Zuriechengeben u. ſ. w. nutzt nichts, als den Anfall früher zu been- aber deſto früher wiederkehren, die Krankheit ſelbſt unheilbarer zu machen. der Anfall ſelbſt nicht eben eine Lebensgefahr mit ſich.

log, Nachrede oder Schlußrede, um den Leſern oder Hörern am Ende s noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Der Epilog ſteht dem Prolog gewiſſermaßen entgegen, und kommt, wie dieſer, hauptſächlich bei Schau-

So haben mehre Shakſpeare'ſche Stücke außer Prologen auch Epiloge, Dichter ſeine Zuſchauer theils um Nachſicht für die Mängel des Stücks rſtellung bittet, theils ihnen den richtigen Geſichtspunkt andeutet, wor- Werk betrachten ſollen. Der Epilog iſt mithin zuweilen eine Art von

Nothbehelf, insofern er von einem Kunstwerke etwas sagt, was dasselbe nicht durch sich selbst ausspricht. In einem etwas veränderten Sinne nennt man Epilog die (größtentheils versificirte) Rede, worin eine Schauspielergesellschaft bei ihrem Abgange von einem Orte von dem Publikum Abschied nimmt.

Epimenides, ein berühmter Philosoph und Dichter des Alterthums, im 6. Jahrh. vor Chr. und aus Kreta gebürtig. Von Einigen wird er zu den sogenannten sieben Weisen Griechenlands gerechnet, und dagegen Periander von dieser Zahl ausgeschlossen. Die Sage schildert ihn als einen Vertrauten der Götter und untrüglichen Seher der Zukunft. Als die Athener von Feinden und ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurden, und das Orakel ihnen erklärte, die Stadt habe sich durch Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Cylon erwürgt worden, den Zorn der Götter zugezogen, und müsse wieder entsündigt werden, riefen sie den durch seine Weisheit und Frömmigkeit berühmten Epimenides von Kreta zu sich, um durch ihn mit den Göttern versöhnt zu werden. Er entsprach ihrem Wunsche, und traf noch verschiedene nützliche Einrichtungen. Bei seinem Fortgange schlug er alle Geschenke aus, und verlangte zum Lohne nichts, als einen Zweig von dem der Minerva geweihten Ölbaum. Leicht zu deuten ist die Sage, daß er als Jüngling in einer Höhle von einem Schlaf überfallen worden, der nach Einigen 40, nach Andern noch mehr Jahre gedauert habe. Bei seinem Wiedererwachen habe er zu seinem Erstaunen alles in seiner Vaterstadt verändert gefunden. Er starb in seinem Vaterlande in hohem Alter. Diese Sage liegt Göthe's Dichtung: „Des Epimenides Erwachen", zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig, zum Grunde. Über ihn s. Heinrich, „Epimenides aus Kreta", Leipzig 1801.

Epimetheus, s. Pandora.

Epinay (Louise, Frau v.). Diese durch Rousseau's Liebe und Anklagen bekannt gewordene geistreiche Frau, war die Tochter des H. Tardieu Desclavelles, der im Dienste Ludwigs XV. sein Leben in Flandern verlor, und seine Familie in sehr mittelmäßigen Umständen hinterließ. Dies und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug, und sie mit einem H. Delalive de Bellegarde, dem man eine Generalpächterstelle gab, verband. Die Verschwendung des jungen Mannes verkümmerte jedoch bald s. Gattin das Glück, welches ihr durch diese Verbindung hatte gesichert werden sollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend machte sie die Bekanntschaft des Philosophen von Genf, der, leicht beweglich in seinen Gefühlen, wie er stets war, nicht ermangelte, der minder schönen, als anmuthigen und geistreichen Frau, seine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er selbst in seinen „Confessions" schildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigungen ihres „Bären", wie sie ihn wegen mancher seiner Eigenheiten zu nennen pflegte, und sie that in jener Zeit so viel ihr möglich war, um ihm eine seinen Wünschen entsprechende Existenz zu verschaffen. In ihrem Park von la Chevrette im Thale Montmorency, räumte sie ihm ein Häuschen (die so berühmt gewordene Einsiedelei) ein, und hier war es, wo der Verf. der „Neuen Heloïse" in s. romantischen Liebe zu Mad. d'Epinay so lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm selbst bei s. Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eifersüchtig werden zu müssen, und nun, in Folge dieses von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwischen ihm und Mad. d'Epinay erst Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der sich nur zu schroff in den Bekenntnissen des Philosophen ausspricht. Eine Vertheidigung des spätern Benehmens der Frau v. Epinay gegen Rousseau findet sich in Grimm's „Correspondence", woselbst auch Nachricht über einige von ihr geschriebene Werke gegeben wird, deren berühmtestes „Les conversations d'Emilie" ist, in welchem die Verfasserin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Style die Lehren der Moral für Kinder so geistreich als anziehend entwickelt, und für welches sie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen d'A

it) für nützliche Schriften dieser Art ausgesetzten Preis erhielt, während Mad. enlis, die sich gleichfalls durch ein Buch „Adele und Theodor" darum bemarb, rückstehen mußte. Außerdem hat man von ihr „Lettres à mon fils" und „Mes oments heureux". Ein Auszug ihrer höchst anziehenden Memoiren und ihres riefwechsels, ihre Verhältnisse zu Duclos, Rousseau, Grimm, Holbach, Lamrt u. A. betreffend, erschien in Paris in 3 Bdn. (1818). Sie geben das treueste ild der ebenso verfeinerten, als in den Geschlechtsverhältnissen höchst verderbten itten unter den höhern Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. lad. d'Epinay starb 1783.

Epiphania, die Erscheinung; Göttererscheinung, daher wird das Fest r Erschelnung Christi, das auf den 6. Jan. fällt und auch das Fest der heiligen 3 önige heißt, das Epiphaniasfest, und die nachfolgenden Sonntage Epihaniassonntage, oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die erste irche benannte mit diesem Namen auch den Tag der Geburt Christi. (S. Feste.)

Epiphonema, die einer Schilderung, oder Darstellung angehängte Senz, oder Lehre, auch der Schlußsatz in einer Rede; besonders insofern er sich aus m Vorhergehenden natürlich ergibt, und einen Nachdruck in sich enthält.

Epiphora. Diese rednerische Figur unterscheidet sich dadurch von der Anora (Anapher), daß diese die emphatische Wiederholung eines Worts am Anng e, Epiphora aber die mit Nachdruck verbundene Wiederholung eines Worts n Ende mehrer Sätze ist. So wiederholt sich z. B. in Klopstock's Schlachtgeng am Schlusse mehrer Strophen der Ausruf: „Der alles ausführt".

Epirus, eine Landschaft, an Griechenland grenzend, oft auch mit dazu gehnet, der südlichste Theil des neuern Albaniens (s. d.) Das Orakel zu Dona (s. d.), das älteste in Griechenland, befand sich hier in einem Tempel Jupis, der nach der Vorschrift einer schwarzen Taube, oder vielmehr einer ägyptischen riesterin, gebaut war. Von der berühmten Stadt ist keine Spur mehr, und den ichenwald, nebst den nie versiegenden Quellen, womit der Tempel umgeben war, t man noch nie aufgesucht. Die Mythologie erhielt vielleicht aus diesem Lande t Höllenflüsse Acheron und Kocyt, hier stiegen aus dem Avernus (jetzt Wall dell'Orso nannt) giftige Dämpfe empor. Das Land ist sehr gebirgig, aber nach der Seeste zu angenehm und fruchtbar. In den ältesten Zeiten waren die Chaonier dabst die mächtigste Völkerschaft. Unter ihnen ließen sich viele griechische Colonien ber. Der brühmteste König von Epirus war Pyrrhus, der um 278 vor Chr. Römer bekriegte. Von der Bedrückung der macedonischen Könige durch die mer, nach Philipps II. Besiegung, befreit, wurden die Epiroten nach und nach mächtig, daß sie dem Antiochus und Perseus gegen die Römer beistanden, aber n dadurch ihren Untergang beförderten. Paulus Ämilius besiegte sie, und d die Städte der Plünderung seiner Soldaten Preis, sodaß 70 derselben zerstört d 150,000 Menschen als Sklaven verkauft wurden. Nun hatte Epirus gleiche chicksale mit dem römischen Reiche, bis es von den Türken unter Amurat II. 32 erobert wurde. Zwar warf Castriot, (Skanderbeg), der letzte Sprößling vom tigl. Stamme in Epirus, und am ottomannischen Hofe erzogen, 1447 das türche Joch ab; allein nach seinem Tode ward sein Land unter Mahomed II. 1466 der erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils.

Episcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epische Dichtungsart oder epische Poesie, die erzählende Dichtungsart (s. Poesie), welche das poetische Ereigniß als etwas Vergangenes der nbildungskraft ruhig darstellt. Sie hat verschiedene Unterarten. Die höchste ist , welche man gegenwärtig vorzugsweise das Epos oder Epopöie nennt: ein erlendes Gedicht, dessen Inhalt ein poetisches Ereigniß ist, welches sich auf Welt, nschheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am frischesten und

herrlichsten, wenn sein Stoff die Sage ist, die mit der Urgeschichte des Volks und seinem Ursprung zusammenhängt. Von geringerm Umfange und beschränkterer Bedeutung ist dasjenige epische Gedicht, dessen Inhalt sich mehr auf das Leben einzelner Menschen bezieht, wodurch auch der Ton des Ganzen beschränkter und lyrischer wird. Man könnte dieses zweckmäßiger als das erstere, Heldengedicht nennen. Hierher gehören die meisten romantischen Epopöien, und selbst Homer's „Odyssee" im Verhältniß zur „Iliade"; auch die meisten neuern Epopöien, welche einen religiösen oder mythischen und historischen Stoff behandelt haben, besonders die letztern, welche sich mehr an die Gedichte anschließen. Ferner gehören zu der epischen Poesie der Roman, aus den romantischen Epopöien entsprungen, und die poetischen Erzählungen, Novellen, Balladen (s. d.), welche Begebenheiten, Schicksale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernst oder scherzend schildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyrische Poesie (s. Lyrik) übergehen. Die allgemeinen Eigenschaften der epischen Poesie lassen sich aus der obigen Bestimmung ableiten. Was aber als Charakter des epischen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epischen Gedichten nur in dem Maße zu, als sich dieselben durch Umfang und Inhalt dem vielumfassenden Epos (s. d.) oder dem sogenannten Heldengedichte nähern. Im Ganzen müssen wir bemerken, daß die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der ästhetischen Theorien darauf beruhen, daß man die Gattung (episches Gedicht, epische Poesie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, besonders dem Epos im höchsten Sinne, und hier wieder die verschiedenen Arten desselben, z. B. das antike und romantische, immer zu verwechseln pflegt, sonst würde man z. B. nicht Göthe's „Hermann und Dorothea" ein Epos nennen können. T.

Episcopalsystem in der katholischen Kirche, s. Katholicismus.

Episode (Epeisodion) kommt bei Aristoteles in einer zwiefachen Bedeutung vor. Einmal bezeichnet es alle diejenigen Theile eines Drama, welche zwischen den ganzen Chorgesängen befindlich sind, dann aber auch eine Nebenhandlung die der Dichter der Haupthandlung angeknüpft hat, und die nicht wesentlich zu ihr gehört. Die neuern Kunstrichter haben die technische Bedeutung dieses Worts auf die letztere allein eingeschränkt. Bei wahrhaft guten Dichtern sind die Episoden kein bloßes Flick- oder Füllwerk, nicht unnöthige, nur erweiternde Anhängsel, sondern geben Aufschluß über die Sache selbst, zeigen wichtige Folgen der Handlung oder entwickeln verborgene Ursachen. Von dieser Art ist z. B. die Erzählung von der Eroberung Troja's in Virgil's „Äneis". Diese war eine Ursache, warum der Held des Gedichts sein Vaterland verlassen und auf dem Meer umherirren mußte; der Dichter aber fängt nicht damit an, weil er die Handlung, um sie anschaulicher und lebhafter zu machen, in einen kürzern Zeitraum zusammendrängen will; sondern schiebt sie im Laufe seiner Erzählung ein, aber so geschickt, daß wir sie eben in dieser Stelle selbst erwarten, und daß sie hier nicht bloß über das Vergangene Aufschluß gibt, sondern auch das Zukünftige, Dido's Liebe, vorbereitet. Auf diese Weise wird die Episode ein wesentlicher Theil des Ganzen, wie sie es sein muß, wenn die Auffoderung der Einheit an ein Gedicht keine leere Grille ist. Mit dem Märchen im „Oberon" hat es gleiche Bewandtniß; es scheint zufällig, erklärt uns aber den Grund von Oberon's wunderbarer Theilnahme an Hüon's Schicksal. In der epischen Dichtungsart hat begreiflich die Episode bei weitem größern Spielraum und häufigere Anwendung als in der dramatischen, wo sich Alles auf eine gegenwärtige Handlung zusammendrängt. (S. Erzählung und Epos.) Man hat diesen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt so eine Nebenpartie, besonders des historischen Gemäldes; im gemeinen Leben sogar jede Abschweifung von dem Hauptgegenstande im Denken und Sprechen. — Episodisch daher, abschweifend. dd.

Epistel. 1) Der poetische Brief, welcher keiner besondern Dichtungsart zugerechnet werden kann, indem er bald erzählend (episch), bald lyrisch, und gewöhnlich beides ist. Der Ton, in welchem er geschrieben wird, läßt sich im Allgemeinen nicht angeben, weil er sich jederzeit nach dem Inhalt und nach dem Verhältniß des Schreibenden zum Empfänger richtet. So grenzen Ovid's Briefe aus dem Pontus unmittelbar an die Elegie; die Horazischen Briefe an die Satyre; mehre von Göckingk, Jacobi, Gleim sind lyrische Ergüsse einer scherzhaften Laune. Der Brief muß durch und durch eine Beziehung auf die Person haben, welche schreibt und auf die, an welche geschrieben wird. Durch die Richtung an eine bestimmte Person gewinnt ein solches Gedicht an Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit. Dieser Eine aber, wenn er auch eine wirkliche Person ist, muß von dem Dichter zu einem poetischen Wesen umgeformt sein, d. h. er muß entweder Stellvertreter der Menschheit selbst, oder doch einer poetischen Seite derselben sein können. Der Dichter wendet sich, wie Pörschke sagt, an einen einzelnen Menschen, um zum Menschengeschlechte zu reden. Ein Brief des gemeinen Lebens geht nur auf Verhältnisse zwischen dem Schreibenden und dem Leser des Briefs, und hat nur Wichtigkeit; Vieles mag in einem solchen Briefe für alle übrige Menschen unverständlich sein, denn für diese ist er nicht geschrieben. Anders bei der poetischen Epistel. Wenn man aber meint, es sei eine Art Scherz darin, in vertrauten Situationen des Lebens den poetischen Ton anzunehmen, und deßhalb auch das Scherzhafte als herrschenden ästhetischen Charakter der Epistel erklärt, so ist diese Ansicht einseitig, und beschränkt die ganze Gattung. Was die Art der Darstellung betrifft, versteht sich von selbst, daß ein Brief keine Abhandlung ist: der Gegenstand wird nicht erschöpft, aber von einer anziehenden Seite dargestellt und beleuchtet; der Gang kann freier, der Zusammenhang loser sein, deßhalb ist aber die Form nicht völlig planlos. Auch die Heroide gehört zur poetischen Epistel. (S. Heroide.) 2) Werden Episteln vorzugsweise die in dem N. T. enthaltenen Briefe genannt, und die Abschnitte aus denselben genannt, über welche an den Sonntagen, besonders Nachmittags, gepredigt zu werden pflegt. dd.

Epistolae obscurorum virorum. (Briefe unbekannter Männer, Doppelbegriffe des Verfinsterns), eine satyrische Briefsammlung, welche 1515 erschien, angeblich von damals bekannten Geistlichen und Professoren hineingegenden und namentlich aus Köln, in barbarischem oder Küchenlatein geschrieben, worin nebst verschiedenen theologischen Streitigkeiten auch die Ausschweifungen der Geistlichen damaliger Zeit scharf gerügt werden. Der berühmte Ulrich von Hutten hat, nebst andern Gelehrten, daran gearbeitet. Älteste Ausgabe von 1515. (Köln 1505, 4.) 1517 wurden diese Briefe schon durch eine päpstliche Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet. Man hat sie 1826 von Böcking herausgegeben.

Epitaphium (griech.), Grabschrift, Grabmal.

Epithalamium, Hochzeitgesang, Hochzeitgedicht im höhern Styl.

Epizootien, epidemisch herrschende Krankheiten der Hausthiere, s. Thierarzneikunde.

Epoche, jeder Zeitpunkt, von welchem man eine Zeitrechnung anfängt. Man nimmt gewöhnlich eine merkwürdige Begebenheit zum Standpunkte, von wo die Jahre rechnete, z. B. die Geburt Christi, die Erbauung der Stadt Rom u. s. w. Daher die Epoche machende Begebenheit selbst. Figürlich heißt dann auch jeder wichtige Zeitpunkt. Häufig bedeutet es auch so viel als Periode, Zeitraum. (Vgl. Chronologie und Periode.)

Epode, bei dem Chorgesang der Alten, die letzte Abtheilung, welche gesungen wurde, wenn der Chor nach Strophe und Antistrophe auf seinen eigentlichen Platz zurückgekommen war (s. Chor), also gleichsam Nachgesang, Finale. Dieser Theil

Epodos hatte ſein eignes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Verſen. Außerdem verſteht man aber unter Epoden eine Art ſatyriſcher Oden; nach Hephäſtion's Bemerkung nämlich jene, wo gewöhnlich ein längerer Jambus mit einem kürzern abwechſelt. Das fünfte Buch der Oden des Horaz führt dieſen Titel. Nicht alle Oden dieſes Buchs aber ſind ſatyriſch, und Scaliger findet daher in dieſer Benennung nichts als einen Anhang von Oden; ſie wurden nach des Dichters Tode ſeinen übrigen Werken beigefügt. dd.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, ſ. Epiſche Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, Anſchauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den großen Myſterien od. Religionsgeheimniſſen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos, die Benennung einer Claſſe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr ein erzählendes Gedicht ſelbſt. Nicht leicht ſind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden, als der epiſchen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht aufſtellte. Wilh. v. Humboldt beſtimmte die Epopöe als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſ Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten und allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. „Man braucht nur", ſagt er, „dieſen Zuſtand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen weſentlichen Eigenſchaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abweſenheit aller ſolcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Anſicht verhinderte, von ſelbſt zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieſer Definition ſind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich iſt der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus dieſem ihr ganzes Weſen ableiten können". Hierzu bemerken wir, daß es nicht eigentlich die Handlung iſt, welche das Epos darſtellt (denn dieſe gehört dem Drama an), ſondern Begebenheiten. Begebenheiten ſind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt ſich bloß erzählen. Was nur erzählt wird, iſt eben damit ſchon in die mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht ſo eindringend mächtig auf die Empfindung als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, geſtattet mehr Ruhe. Somit ergibt ſich als Charakter des Epos: ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, Malendes, Schilderndes, Beſchreibendes, ſondern iſt ihrer Natur nach im immerwährenden aber ſtetigen, Fortſchreiten begriffen). Demnach erſcheint der Dichter in ſeiner ganzen Darſtellung in beſonnener Faſſung, ruhiger Haltung, und dieſer ſein Seelenzuſtand ſpiegelt ſich in dem Gedichte wieder, welches nie auf eine Weiſe wie das Drama, erſchüttert, ſondern das Gemüth ruhiger anſpricht. Damit aber die Eigenwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigſte Anſchaulichkeit erfodert, welche nicht anders als mittelſt durchgängiger Umſtändlichkeit und ſchöner Entfaltung erreichbar iſt. Der Gang des Epos iſt keine Reiſe, wo man ein vorgeſetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht iſt, ſondern gleicht mehr einer zur Luſt am ſchönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man ſich in behaglicher Gemüthlichkeit den Gegenſtänden hingibt, und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterſtreben, wofern nur die Gegenſtände nicht an ſich, deſſen, was einen Geiſt anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangelt. Die Umſtändlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns ſo an einzelnen Punkten feſt. Sollen ſie es aber auf die rechte Weiſe, ſo darf die Umſtändlichkeit keine todte ſein, ſie darf keinen bloß maleriſchen Anſtrich haben, ſondern Alles muß als werdend, fortſchreitend vorgeſtellt werden. (S. Poeſie, Kunſt, Malerei.) So beſchreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, ſondern führt uns in die Werkſtatt des Künſtlers, und wir ſehen ihn im allmäligen Entſtehen. Ruhe ſelbſt

ewegung, das Todte spricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Ein-
skraft unaufhörlich beschäftigt, das Gemüth in sanfter Bewegung erhalten,
ben regt das Leben an. Zu der epischen Entfaltung stehen dem Dichter
rlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichnisse, Reden, Episoden.
aul hat hierüber treffende Worte in seiner „Vorschule der Ästhetik" gesagt.
piker, er fliege von Land in Land, zwischen Himmel und Erde und Hölle auf
er muß wenigstens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos ist langsame
rlaubt. Wie lange zürnt Achilles! Wie lange stirbt Christus! Daher
ubniß der ruhigen Ausmalerei eines Achillesschildes, daher die Erlaubniß
ode. Die gefoderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhrrä-
Gang der Maschine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewe-
ben. Insofern Romane episch sind, haben sie das Gesetz der Langsamkeit
für sich. Der sogenannte rasche Gang gebührt dem Theater, nicht dem
Yorik's Reise besteht in drei Tagen; das fünfte Buch des „Don Quixote"
Abend in einer Schenke. Nur dann schleicht die Handlung, wenn sie sich
lt; sie stockt nur dann, wenn eine fremde statt ihrer geht; aber nicht dann,
große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichsam der Tag in
auseinander rückt". In diesem letztern liegt die Anfoderung an Einheit,
Recht wird diese eben sowol an das Epos als an jedes andere Kunstwerk

Nach A. W. Schlegel soll die Einheit des epischen Gedichts keine so scharf
sein, als im Drama; allein darf der Dichter seinen Plan nach Willkür ins
mte hin ausdehnen? Maß und Ziel müssen wol auch hier sein, wenn die
g nicht lästig werden soll. Wenigstens muß sich Alles in klare Umrisse für
ldungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatische Einheit hier nicht
kann. Wirklich ist daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des
Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun
hr hinzufügen ließe; aber alle einzelne Theile des Ganzen müssen darin auf
nde Weise zusammenkommen. In dem Epos fällt zugleich auch jene
verknüpfte Verwickelung, Entwickelung und Auflösung weg, die dem
ignet; im Epos ist keine immer steigende Spannung, sondern Spannung
iedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher kommt es, daß
n Epos keine Empfindung ausschließend oder auch nur mit auffallendem
ht unserer Seele bemeistert, und daher wieder die ruhig betrachtende
ng, in die das Gedicht versetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes ent-
nteressen noch so schrecklich toben, und alle Kräfte streitend in Bewegung
r Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leser, schwebt mit Gleichmuth
ewegten Welt, ohne eigene Leidenschaft. Ruhig, wie er alle Schicksale
keln läßt, stellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Cha-
d Personen dar, und läßt sie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß
Welt wohnt, dem jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und
e braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im festen geraden
mer langsam und betrachtend seinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig,
st, ist seine Darstellung, schlicht und einfach sein Ausdruck, sodaß auch
anze dem stillen Strome zu vergleichen ist, der auf seiner spiegelnden
den und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel
nmert. Von dieser Art ist das große Epos, und das Homerische ist we-
ieser Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andere desto weniger.
ern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr vornehmlich das Hero-
Wunderbare und den großen Umfang als wesentlich zugemessen. Ob es
lich sei, darüber s. mehr unter Heldengedicht, Maschinen und
bar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmlische hat
opöie, wie Herder sagt, fast geraubt; kann uns da eine willkürliche My-

thologie, kann uns die kalte Allegorie der „Henriade" retten? Was sollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in seinem echt Homerischen Epos „Hermann und Dorothea" verfahren, unsern Unglauben gefangen geben unter die Poesie. In ihr soll Alles nur möglich erscheinen. Wird daher nur nächst der psychologischen jene Wahrscheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zusammenhange der Begebenheit beruht, so kann man wol auch jenes gestatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmischung höherer Wesen bestehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube sie mehr bestätigt, nichts als Mißverstand ist. (Vgl. Heldengedicht und Episches Gedicht.) dd.

Erasmus (Desiderius), geb. zu Rotterdam 1467, der uneheliche Sohn eines Holländers, Namens Gheeraerds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes, war bis zu s. 9. J. Chorknabe im Dome von Utrecht, dann trat er in die Schule von Deventer, wo er sein Talent auf eine so glänzende Weise zu entwickeln begann, daß ihm vorausgesagt wurde, er werde einst der gelehrteste Mann seiner Zeit werden. Nach dem Tode seiner Ältern, die er im 14. Jahre verlor, zwangen ihn seine Vormünder, in den geistlichen Stand, und mit dem 17. J. in das Kloster Emaus bei Gouda zu treten. Der Bischof von Cambray befreite ihn von diesem Zwange. Nachdem er 1492 die priesterliche Weihe empfangen hatte, reiste er nach Paris, um sich in der Theologie und in den Humaniorien zu vervollkommnen. Er unterrichtete dort einige reiche Engländer, von welchen Einer ihm, so lange er lebte, eine Pension zahlte. Mit ihnen ging er nach England (1497), wo ihn der König sehr wohl aufnahm. Doch kehrte er bald nach Paris zurück. Er reiste dann, um s. Kenntnisse zu bereichern, nach Italien. Hier wurde er in Bologna, wo er die theologische Doctorwürde annahm, wegen s. weißen Scapuliers für einen Arzt der Pestkranken angesehen, und mit Steinwürfen verfolgt, die sein Leben in Gefahr setzten. Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß er bei dem Papste um Dispensation von seinen Ordensgelübden anhielt, die er auch erhielt. Er besuchte Venedig, Padua und Rom; aber so glänzende Aussichten sich ihm auch hier darboten, so folgte er doch lieber den Einladungen seiner Freunde nach England, wo ihm das Ansehen, worin er bei Heinrich VIII. stand, noch größere Vortheile versprach. Als er den berühmten Großkanzler Thomas Morus besuchte, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, ward dieser dergestalt von seiner Unterhaltung entzückt, daß er ausrief: „Ihr seid Erasmus oder ein Dämon". Man bot ihm eine Pfarrei an, aber E. war wenig geneigt, durch ein solches Amt sich zu fesseln. Zu Oxford verwaltete er kurze Zeit die Professur der griech. Sprache. Darauf ging er nach einigen Wanderungen durch die Niederlande und Deutschland nach Basel, wo er die Herausgabe s. Werke bei Froben leitete und 1536 starb. Sein Grab befindet sich daselbst in dem reformirten Münster. E. vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit ebenso viel geläuterten Geschmack und treffenden Witz. Ein angeborener Hang zu Unabhängigkeit und Ruhe ließ ihn eine gelehrte Muße und Einsamkeit dem glänzenden Gepränge der Großen vorziehen. Das leise Auftreten des schlauern Weltmanns machte ihm viele der Besseen seiner Zeit, z. B. Hutten, zu Feinden. Groß und dauernd sind s. Verdienste um die Wiederherstellung der Wissenschaften. Wiewol er, aus Abneigung gegen alle Händel, an dem Reformationsgeschäft nicht unmittelbar Theil nahm, so bestritt er doch das Unwesen des Mönchthums und des Aberglaubens, und förderte allenthalben die Sache der Wahrheit. Er wünschte eine allgemeine Kirchenversammlung, welche aus den gelehrtesten und aufgeklärtesten Männern bestehen sollte, ohne sie jedoch zu erleben. So beschränkte er sich darauf, die Welt durch Schriften zu nützen, die noch immer wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geschätzt und gelesen werden. (Die beste Ausg. s. Werke ist von le Clerc, Leiden 1703, 10 Bde., Fol.; sein Leben von Burigny, verd. deutsch

nke, Halle 1782, 2 Bde.) Außer s. Ausg. verschiedener Classiker und s. philolog. und theolog. Schriften führen wir nur sein bekanntes Buch zum Narrheit („Encomium moriae") und s. Colloquia an.

rato, eine Muse, deren Namen sie als Liebende oder Liebenswürdige an. Viel hat sie mit Terpsichore gemein, dieselben Attribute, dasselbe Gefters auch eine Kithara und das Plectrum. Sie waltet den Gesängen der , und rührt, wie Ovid in seiner Kunst zu lieben berichtet, durch ihre zärtlider auch der sprödesten Mädchen Herzen. dd.

ratosthenes, ein Gelehrter aus den Zeiten der Ptolemäer, geb. zu in Afrika, 275 v. Chr., Bibliothekar zu Alexandrien, machte sich verdient mathematische Erdkunde, brachte die vorhandenen Bestimmungen in ein , und berichtigte und erweiterte zugleich die Wissenschaft. Den meisten erwarb er sich durch s. Untersuchungen über die Größe der Erde; auch um die unde machte er sich verdient, und beobachtete zuerst die Schiefe der Ekliptik. Schriften ist bloß eine vollständig übrig, „Catasterismi", die von den Sternhandelt (Schaubach, mit Commentar, 1795). Von s. geographischen Werlange in vorzüglichem Ansehen standen, hat die wenigen Überreste Seidel elt und herausgegeben, 1798.

rbach, ein fränk. Grafengeschlecht, luther. Religion, das s. Stammbaum Eginhard, in Karls des Großen Zeit hinauf leitet, blüht jetzt in 3 Ästen: au, Erbach und Schönberg. Sie besitzen unter großherzogl. hessischer und r Oberhoheit 11 □M., mit 33,420 E. Graf **Karl**, v. Erbach-Erbach, sherr, besitzt von Erbach 4½ □M., mit 11,914 E. außerdem noch Güter temberg u. Baiern (1½ □M., 3700 E.) zusammen 110,000 Gulden Ein-

Er residirt zu Roth im Würtemb. und zu Erbach, Stammschloß in der aft Erbach, auf dem Odenwalde im Großherzogthum Hessen, mit einem aale und Museum, das viele griech., röm. und meistens altdeutsche Alterthüßt guten Gemälden und Zeichnungen aus der neuen Schule enthält. Einzig Art ist die Gewehrkammer. In der gothisch verzierten Begräbnißcapelle ginhard's und Emma's Sarg aus dem Kloster zu Seligenstadt.

rbadel, s. **Adel**.

rbämter, eine Eigenthümlichkeit der germanischen Verfassung, von welS Alterthum nur wenige Spuren zeigt, welche sich meist auf priesterliche Faimter beziehen. In dem deutschen Gefolge entwickelte sich die Sitte, auch iche und häusliche Dienstleistungen bei dem Führer, welche Griechen und Röch Sklaven und Freigelassene verrichten ließen, als Auszeichnungen den Ansten der Getreuen zu übertragen. Daraus entstanden die großen Hof- und nter 1) des innern Hauswesens (Major domus, High Stewart, Cameraämmerer); der Küche (Seneschall, Dapifer, Truchseß); des Kellers (Schenk, us, buticularius, pincerna, butler); 4) des Marstalls (Marschall, comes i, connétable), alle zugleich mit einer obern Anführerstelle im Heere verbun. In den Dienstmannschaften der Fürsten, Bischöfe, Äbte wiederholte sich diese htung, welche durch das Lehnwesen erblich und vervielfältigt wurde. Oberste mte des deutschen Reiches waren die weltlichen Kurfürsten, welche für die hen Gelegenheiten, wo Reste ihres Amtes auszuüben waren (Kaiserkrönung) e Vicarien (Erbschenken Grafen von Althann, Erbtruchsesse Grafen Truchn Waldburg, Erbmarschälle Grafen von Pappenheim, Erbkämmerer Fürsten ohenzollern, Erbschatzmeister Grafen v. Sinzendorf, Erbthürhüter des Reichs n von Werthern, ohne Erzbeamte), bestellt hatten. Diese Erbämter kamen und mit manchen andern vermehrt (Erblandmarschälle, Erblandvorschneider, rkämmerer, Stabelmeister u. s. w.) In sehr vielen deutschen Ländern vor, und sich hier zum Theil noch erhalten. Baiern hat vier neue erbliche Oberkronäm-

ter (den Kronoberſthofmeiſter, Oberſtkämmerer, Oberſtmarſchall und Oberſthofmeiſter) errichtet. 37.

Erbauung (nach dem griech. οἰκοδομή) bedeutet Fortſchritt im Guten, nach der Beſtimmung des Sprachgebrauchs: im religiöſen Guten. Oft verſteht man unter Erbauung nichts weiter als die Erregung guter Gefühle, Erweckung und Schärfung des Sinnes für das Schöne, Wahre und Überſinnliche. Auf dieſe Art kann man zufällig erbaut werden, z. B. in der Natur, durch den Anblick des geſtirnten Himmels, in Geſellſchaft durch ein rührendes Geſpräch u. ſ. w. Hat es aber bei der bloßen Anregung guter Gefühle ſein Bewenden, und wird keine bleibende Wirkung erzeugt, ſo kann man nicht von Erbauung ſprechen; denn es wird nichts in uns aufgebaut. Wenn dies geſchehen ſoll, ſo müſſen wir über die Dinge, die unſer Gefühl bewegen, nachdenken, danach gewiſſe Grundſätze bilden, und Entſchließungen faſſen. Dazu gehört aber abſichtliche Sammlung des Gemüths. Denn wer ſich mit jenen zufälligen Anregungen begnügt, wird wenig an Veredlung gewinnen, indem er dann erſt in Gefahr ſteht, bloß von zufälligen Eindrücken ſich lenken zu laſſen. Nur wer ſich über die Sphäre des Sinnlichen erhebt, das innere Heiligthum der Seele erſpäht, ſeine Vorſtellungen von der Beſtimmung des Menſchen berichtigt, und mit Hülfe der ſie begleitenden Gefühle Entſchließungen faßt, die er von neuem immer belebt, nur der wird veredelt. Demnach iſt Erbauung ebenſo wenig Erleuchtung allein, als Rührung allein, und wer erbauen will, muß ſich ebenſo wenig bloß zu dem Verſtande als bloß zu dem Herzen, oder zu der Einbildungskraft wenden, ſondern muß den ganzen Menſchen bearbeiten. Natürlich muß bei dieſer Bearbeitung das religiöſe Element das vorherrſchende, das überwiegende ſein. Von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, gehen alle Betrachtungen aus, auf ihn führen ſie alle zurück. Die Offenbarungen Gottes ſind aber nicht nur in der Schrift, ſondern auch in der Natur aufgethan. Dieſe Erbauung zu bewirken gibt es drei Wege: Verſtand, Herz und Sinnlichkeit; und nach der eigenthümlichen Verſchiedenheit der zu bearbeitenden Perſonen, richtet ſich nun die Art und Weiſe, auf die man denſelben beikommen kann. Gott ſelbſt wirkte, wie uns die Bibel erzählt, nach dieſer Verſchiedenheit durch jeden dieſer Wege. Bald überzeugte er den Verſtand, bald rührte er das Herz, bald erſchütterte er die Sinnlichkeit, doch ſo, daß der ganze Menſch aufgeregt wurde. Auch in dieſem Fache haben ſich die Extreme berührt. Es gab Zeiten, wo man auf dem Gebiete des Glaubens ausſchließend den Verſtand beſchäftigen wollte, und es glich die Aufklärung dem Sonnenlichte eines kalten Wintertages, der bloß erleuchtet, aber nicht erwärmt. Zu einer andern Zeit, namentlich in unſern Tagen, finden Viele das Heil der Welt wieder in bloßer Anregung von Gefühlen, und erzeugen ſomit die immer mehr um ſich greifende Empfindelei, Überſpannung, Schwärmerei, ſodaß einige Sprecher auch in den proteſtantiſchen Gottesdienſt gern die Gebräuche einſchwärzen möchten, welche durch die Sinnlichkeit auf das Gefühlsvermögen in hohem Grade wirken. Aber die Wahrheit liegt mitten inne. Das geheime, innere geiſtige Leben, wo man Myſtik nennen kann, iſt allerdings dem wahren Chriſtenthum nicht fremd, und wol fehlte Kant darin, daß er das Weſen der Religion einzig und allein in die Pflichterfüllung beſtehen ließ. Religion iſt etwas ganz Andres, was mehr empfunden als ausgeſprochen werden kann, weil das Gefühl ebenſo viel Antheil daran hat als der Verſtand, dem die Sprache dient. Es iſt das Gefühl der Verwandtſchaft mit Gott; aber Thorheit iſt es, ſich dieſe Verwandtſchaft näher verſinnlichen zu wollen, in üppigen Gefühlen zu ſchwelgen, und einen unmittelbaren Umgang mit Gott vorzugeben. Verſtand und Herz haben alſo bei der Erbauung gleichen Antheil. Zur Beförderung dieſer Erbauung iſt bereits in der chriſtlichen Kirche eine öffentliche Anſtalt errichtet; doch nicht jeder Prediger in der Kirche kann die Zuhörer in gleichem Grade erbauen, und auch von den letztern wird nicht jeder auf gleiche Art

Jede Classe, jede Gegend, fast jeder einzelne Mensch hat seinen gewissen
n Ideen und Empfindungen, in welchem er sich bewegt, und ist auch zu
t fähiger und empfänglicher für die Erweckung und Mittheilung religiöser
n und Gefühle, als zu einer andern. Daher muß nothwendig mit der
n Erbauung die Privaterbauung verbunden werden, die in stiller Einsam-
ause, allein, oder im Kreise der Familie geschieht. Denn diejenigen Er-
n, die von mehren, einander oft ganz fremden Personen sonst noch außer
e in Privathäusern geschehen, die man Conventikel heißt, führen zu man-
n, dem gemeinschaftlichen Christensinn fremden Gemüthsbewegungen, zu
n, und wie die neueste Geschichte lehrt, gefährlichen Auftritten, daß sie
Rücksicht verboten werden sollten. Selbst wenn sie unter der Leitung
istlichen stehen, nehmen sie gewöhnlich einen verderblichen Charakter an.
n Städten zumal, wo der Erbauung suchende Zuhörer die Wahl zwischen
Geistlichen hat, sind sie verwerflich und unstatthaft. Die geregelte Privat-
; aber greift ohne Zweifel am tiefsten ein, wenn sie die Frucht eignes Nach-
und einer freien Geistesthätigkeit ist. Allein der größte Theil der Men-
t noch nicht auf einer solchen Stufe der Bildung, diese religiösen Selbstbe-
gen anzustellen und zu pflegen; daher für diese gute Erbauungsschriften nö-

Auch dem gebildeten, mit einer gründlichen Kenntniß der Religion aus-
n, und an Durchforschung übersinnlicher Gegenstände gewöhnten Christen,
solche Lecture höchst willkommen sein; indem z. B. ein mit speculativen
anhaltend beschäftigter Mann am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, das re-
l des Religiösen zu schwächen, wo nicht gar zu verlieren. Was nun den
ines guten Erbauungsbuchs betrifft, so ist natürlich die Zusammenstim-
it dem echten Geiste des Christenthums das Haupterforderniß. Abergläu-
wärmerische, eine nüchterne Prüfung der Vernunft nicht aushaltende
tze, die, wie die meisten Tractätlein, ein müßiges Dahingeben in eine from-
Empfindelei begünstigen, und so manche einseitige, oft liebiose Urtheile über
mkende unterhalten, können nie wahrhaft erbauen, d. h. sie können nie dem
e, dem Gefühle und dem Willen eine kräftige Nahrung gewähren. An-
die Form, so muß diese Klarheit, Lebendigkeit, Herzlichkeit, Würde, Schön-
h vereinigen. Und da wiederum der durch diese Schriften zu bewirkende
auf die Erhebung und Stärkung des ganzen inwendigen Menschen zum
rch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und Standes, der Gemüths-
Gefühlsvermögens, der Lebensverhältnisse u. s. f. bedingt wird, so ist es
solchen Schriften die möglichste Individualität zu geben. Denn was die
ungsweise des Einen anspricht, ihr wohlthut, greift darum nicht in glei-
ade in das eigenthümliche Gefühlsvermögen eines Andern ein. Aus diesem
hat man rücksichtlich unserer kirchlichen Andachtsübungen den freilich in
Gemeinden unausführbaren Vorschlag gethan, die Gemeinde, wie in der
emeinde, gleichsam in einzelne Chöre zu vertheilen; wodurch überdem die
in Christo eng verbundenen Einheit verloren geht. Immer wird der ein-
rist unter den Schriften, welche den Zweck der Erbauung befördern sollen,
n auswählen, die seinem Geiste und Herzen zusagen. Wer nun bei Lesung
chen Schrift so in den Gegenstand hineingezogen wird, daß er ihrem erqui-
Eindrucke, ihrer erwärmenden und tröstenden Kraft, ihrem belebenden und
den Einflusse sich mit Innigkeit überläßt, sodaß er durch dieselbe über sich
oben, und gleichsam in eine andre Welt versetzt wird, aus der er mit dem
sse geistiger und moralischer Erhebung zurückkehrt, der ist durch sie erbaut.
ssungen, durch solche Schriften sich zu erbauen, gibt das tägliche Leben.
fter sich der Mensch bei Krankheiten, Verlusten an Eigenthum, Ehre u. s. w.
ankt und erschüttert fühlt, je mehr er im Gewühl der Geschäfte, beim Zu-

sammensein mit verführerischen Reisegefährten, im Drange der Umstände u. s. f. befürchten muß, den großen Zweck seines Daseins aus dem Auge zu verlieren, desto begieriger wird er sich nach Schriften umsehen, die den religiösen Sinn schärfen, die Einfalt des Herzens sichern, dem Glauben und dem Gewissen immer kräftigen Stützpunkte geben.

Erbeinigung, ein erbliches Bündniß unter mehren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge, s. **Erbverbrüderung**) und gegenseitige Hülfsleistung betraf.

Erbfolge, der Eintritt in die Rechte oder Pflichten eines Verstorbenen. Der Rechtstitel, unter welchem dieser Eintritt geschieht, ist das Erbfolgerecht, welches entweder gesetzlich aus der festgesetzten Erbfolgeordnung, oder aus einem Testamente, oder aus einem Vertrage entspringt. Der Erbe, wenn er nicht durch Vertrag gebunden ist, hat die Freiheit, die Erbschaft nur sub beneficio inventarii (d. h. unter der Bedingung, daß er die Schulden des Erblassers nur in so weit übernimmt, als die Erbschaft reicht), anzunehmen oder auszuschlagen. Die rechtliche Besitznahme heißt Antretung der Erbschaft, und diese kann ausdrücklich oder stillschweigend geschehen. Die Rechtslehrer unterscheiden hinsichtlich des gesetzlichen Sprachgebrauchs den heres in actu primo, bis zur Antretung der Erbschaft, den heres in actu secundo, nach Antretung der Erbschaft; den heres ex asse, dem der ganze Nachlaß zukommt; den heres ex parte, dem ein gesetzlicher Theil zufällt; den heres necessarius, Notherben, welchem ohne gesetzlichen Grund die Erbschaft nicht ganz entzogen werden darf, und welcher nach älterm römischen Recht sie auch nicht ausschlagen konnte, und den heres voluntarius, der sie nach Willkür ausschlagen oder annehmen kann. Die ab intestato (von Rechtswegen, auch ohne Testament) erbenden Personen theilt Koch in 4 Classen. In die 1. gehören die ehelichen Nachkommen, die im ersten Gliede nach den Köpfen (in capita), im 2. und den folgenden nach Stämmen (in stirpes) sich in den Nachlaß theilen. Hinsichtlich der unehelichen, legitimirten und adoptirten Kinder muß man die verschiedenen Gesetze vergleichen. In die 2. Classe gehören die nächsten Ascendenten des Verst., dessen vollbürtige Geschwister, und in deren Todesfall deren Kinder. Die 3. Classe bilden die Halbgeschwister des Verst., und in deren Todesfall ihre Kinder. Erben Consanguinei (Halbgeschwister, die mit dem Erblasser einen Vater) und Uterini (die mit ihm eine Mutter haben) zusammen, so nehmen jene, was der Erblasser vom Vater, diese, was er von der Mutter besaß, voraus. In der 4. Classe endlich befinden sich alle übrige eheliche Verwandten, von denen der nähere jedesmal den entfernteren ausschließt, die gleich nahen aber zu gleichen Theilen erben. S. Dalwigk's „Versuch einer philosoph.-juristischen Darstellung des Erbrechts nach Anleitung des römischen Rechts und neuerer Gesetzbücher".

Erblehen oder **Erbzinsgut** ist ein solches Lehngut, welches sowol frei veräußert werden, als auch auf männliche und weibliche Erben übergehen kann, gleich dem Allodialgut, und wirkliches Eigenthum, und (hierdurch unterschieden von der **Emphyteuse**) nur beschränkt ist durch die Leistung eines jährlichen Zinses.

Erbliche Krankheiten. Der Einfluß der Ältern auf den Organismus der Kinder ist so groß, daß sich auch die besondern Eigenschaften, welche einen Menschen von dem andern unterscheiden, auf die Kinder zum Theil wenigstens verbreiten. Daher ist das Aussehen der Kinder dem der Ältern in mancher Hinsicht ähnlich, und nur durch das selbständige Leben, welches die erstern vom Augenblick ihrer Erziehung zu führen anfangen, wird die gänzliche Gleichheit verhindert. So wie aber die äußere Form des Kindes der der Ältern ähnlich ist, so sind es auch die innern Organe, und ihre bei dem einzelnen Menschen verschiedene Beschaffenheit, größere oder geringere Thätigkeit und Ausbildung, mit einem Worte ihre Eigenartigkeit hat mit der der Ältern manche Ähnlichkeit. Da aber in der besondern Be-

theit der einzelnen Organe und Functionen ein wichtiger Theil der größern zu Krankheiten liegt, ſo folgt von ſelbſt, daß auch dieſe forterben müſſe. der That beobachtet man nicht ſelten, daß der Sohn in demſelben Lebensalter er Krankheit ergriffen wird, in welchem der Vater daran litt. Solche Krankverden erbliche genannt; ſie ſind eigentlich nicht ſelbſt ererbt, ſondern nur die dazu iſt es. Darum erfodert die wirkliche Ausbildung von erblichen Krankmmer noch andere Umſtände, welche ſie begünſtigen; darum iſt auch die erbankheit nicht nothwendig angeboren, ſowie die ererbte Anlage. Darum ſind ene Krankheiten ſehr häufig keine erblichen, ſondern hängen oft von Umſtänwelche während der Schwangerſchaft auf den Fötus einwirkten. Der Einſ Vaters auf erbliche Krankheiten kann natürlich nur während der Zeugung en; die Mutter wirkt auch während der Schwangerſchaft und durch das noch auf das Kind, und es iſt möglich, daß auch hierdurch noch die Gelegenerblichen Krankheiten gegeben wird. Die Krankheiten, welche am häufigſlich vorkommen, ſind: die Skrofeln, Flechten, Blutungen, vorzüglich aus ngen, und die Hämorrhoiden, die Schwindſucht, Gicht, der Gries und Skirrhus und Krebs, die Geiſtes- und Gemüthskrankheiten, hyſteriſche und ndriſche Beſchwerden, der Schlagfluß, die Epilepſie und organiſche Krankinzelner Theile, vorzüglich des Herzens. Sie haben das Eingenthümliche, mehr von innern als äußern, mehr von prädiſponirenden als von Gelegenachen erzeugt werden, und als conſtitutionelle Krankheiten erſcheinen. Alle eiten, welche einen erblichen Urſprung haben, laſſen ſich viel ſchwerer und beſeitigen, als es möglich iſt, wenn ſie mehr von zufälligen, äußern Geleurſachen abhängen. Darum iſt es beſonders wichtig, daß man ihre Entund Ausbildung bei Zeiten zu hindern ſuche. Die Mittel dazu ſind folgende: eine erbliche Anlage beſitzt, der heirathe keine Perſon, welche dieſelbe Anlage ndern eine ſolche, welche von entgegengeſetzter Conſtitution iſt. Aus dieſem ſchon ſind Heirathen unter nahen Verwandten nicht zuläſſig, durch welErblichkeit der Krankheiten ganz beſonders bedingt wird. Aus demſelben ſcheint auch die Liebe ſich den Perſonen vorzüglich zuzuwenden, welche von ngeſetzter Conſtitution, von anderm Temperamente ſind. b) Man richte Geburt an alle Umſtände, unter denen das Kind lebt, ſo ein, daß die ererbte nicht nur nicht begünſtigt, ſondern im Gegentheil bekämpft wird. c) Man e die zufälligen Gelegenheitsurſachen, welche die Entſtehung der erblichen eit begünſtigen, immerdar und vorzüglich in dem Lebensalter, in welchem nkheit bei dem Vater entſtanden war. Die ärztliche Behandlung der erbliankheiten unterſcheidet ſelbſt ſich nicht eben weſentlich von der, welche bei denaber unter andern Umſtänden entſtandenen Krankheiten erfoderlich iſt.

Erbpacht, diejenige Art der Verpachtung, da dem Pächter, nach Erlenes gewiſſen Erbſtandgeldes, gegen ein jährlich abzuführendes, nie zu ſteiPachtgeld, ein Gut oder Grundſtück mit dem Erbſtandrechte für ſich, rben und Nachkommen erblich und auf ewige Zeiten verpachtet wird. bpacht iſt dem Zeitpacht entgegengeſetzt und kommt der Emphyteuſe nahe.

Erbſünde, eine ſittliche Verderbtheit, die von den Stammältern des engeſchlechts auf uns alle übergegangen ſein ſoll, oder eine von unſern nvätern auf uns fortgeerbte ſittliche Krankheit. Deßwegen nennt man die de auch das angeborene Verderben. Wer ein ſolches behauptet, nimmt an, erſten Menſchen, Adam und Eva, durch den in den Moſaiſchen Schriften , C. 3) erzählten Sündenfall nicht nur ſelbſt aus dem urſprünglichen Zuder Unſchuld heraustraten, ſondern auch ihren Nachkommen eine ſittliche ffenheit mittheilten, vermöge deren alle von ihnen abſtammende Menſchen, er zum Guten ſo unfähig oder doch zum Böſen ſo geneigt ſeien, daß ſie alle

auch wirklich sündigen wie ihre Stammältern. Diese Lehre wurde seit Augustin's Zeiten, oder seit dem Anfang des 5. Jahrh. nach Chr. herrschend, und man berief sich auf verschiedene Stellen der heiligen Schrift, z. B. Psalm 51, 7. Joh. 3, 6. Röm. 5, 12 — 15; und 7, 7 — 25. Es wurde ihr aber nicht nur von einzelnen Religionslehrern, sondern auch von ganzen Parteien oder Secten in der christlichen Kirche (z. B. den Pelagianern, Socinianern, Mennoniten ꝛc.) widersprochen, welche theils jene Schriftstellen anders erklärten, theils aus allgemeinen Vernunftgründen gegen das Dasein einer solchen Verderbtheit der menschlichen Natur stritten. Da die Vernunft besonders an der Mittheilung einer moralischen Verderbtheit durch eine physische Handlung, die Zeugung, und noch mehr an der zugleich mit behaupteten Zurechnung einer Verderbtheit, die Jedem ohne sein Zuthun, mithin ohne alle Theilnahme von Seiten seiner Freiheit, mitgetheilt werden soll, Anstoß nimmt: so setzte Kant in s. „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (S. 3 — 58) an die Stelle der Erbsünde den Begriff eines radicalen Bösen, d. h. eines Hanges zum Sündigen, der in der menschlichen Natur wie eingewurzelt scheint, weil er allgemein angetroffen wird, aber doch nicht angeboren ist, sondern aus der Freiheit eines Jeden auf eine unbegreifliche Weise hervorgeht, und daher auch überwindlich und zurechnungsfähig ist, obgleich er, so lange der Mensch lebt, nicht völlig ausgerottet werden kann. Vgl. Jerusalem's „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion", Th. 2, S. 691 fg. und Reinhard's „System der christlichen Moral", 3. Aufl., §. 99.

Erbunterthänigkeit, ein Theil und Überrest des Leibeigenthums. Es beruhen darauf das Dienst- und Schutzrecht, und gewisse Einkünfte, z. B. für Erlaubnißscheine zum Dienste außer dem Herrngute, das lytrum (Lösegeld) personale für die persönliche Freisprechung, das lytrum reale für die Freisprechung des beweglichen oder unbeweglichen Vermögens, das Abzugsgeld (jus detractus) u. s. w. Im Preußischen ist unterm 10. Sept. und 9. Oct. 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben worden.

Erbverbrüderungen waren im Mittelalter, wo sie entstanden, Verträge freier Familien, sich im Fall ihrer Erlöschung einseitig, gegenseitig oder mehrseitig ein Erbrecht zuzusichern; sind noch jetzt nach dem Untergange der deutschen Reichsverfassung der wichtigste praktische Gegenstand des Staatsrechts unserer Fürstendynastien und ein Beweis, wie sehr sich solches nicht aus Staatsgrundsätzen, sondern aus Besitzergreifung zuerst ausbildete. Durch die großen Secularisationen und Mediatisationen in unserm Jahrh., ist der Gegenstand vieler Erbverbrüderungen factisch verschwunden. Hätte der Rheinbund fortgedauert, so würde auch dies staatsrechtliche Erbe unserer Ahnen aus unserer künftigen Fürstengeschichte verschwunden sein. Die directen Entsagungen in Friedensschlüssen mit noch bestehenden Staaten und in Verträgen von noch fortdauernden Staaten haben auch künftig Gewicht. In Ermangelung solcher Entsagungen ist das alte Recht der Erbverbrüderungen, bis auf die von den betreffenden Staaten anerkannten Veränderungen, auch noch jetzt unter unsern Dynastien gültig. — Das nämliche scheint uns Rechtens in den mediatisirten Dynastien in Ansehung aller Hausverträge und Erbverbrüderungen bis zum aufgelösten Reichsverbande. War die Erblichkeit unserer Herzog- und Fürstenthümer in den Familien, die sie einmal vom Kaiser und Reich lehnbar besaßen, eine Folge der Anarchie, die schon damals das Herkommen zum Recht zu stempeln beflissen war, und zugleich des Einflusses der mächtigeren Wahlherren: so war dies ebenso sehr bei den Erbverbrüderungen der Fall, die unstreitig in freien Gütern (Allodien) nur der Zustimmung der Agnaten bedurften, welche mit den Contrahenten e. Erbverbrüd. gemeinschaftliche Ahnen hatten, die den Gegenstand e. Erbverbrüd. bereits besessen im Lehn aber außer innerer Zustimmung auch der Genehmigung des Kaisers und Reichs, unter gewissen herkömmlichen oder gesetzlichen

keiten. Frankreichs Monarchie wurde groß u. mächtig durch die Weisheit der die großen Lehen zur Krone zu ziehen, wenn sie erledigt waren, durch Er- von den mächtigsten Kronvasallen, die zum Theil in England herrschten den Herzogen von Burgund, dann durch Heirathen, Testamente und Erb- äge mit manchen Vasallen. — Deutschlands Monarchie ging in Deutsch- in Italien unter (1806), weil unsere Kaiser und unsere Fürsten ein gar tes Interesse hatten und das erlauchte Haus der Habsburger bis zum An- ers Jahrh., freilich sich und seinen Stamm, aber nicht seine Kaiserwürde igten Reichslehen zu bereichern, beflissen war. Es hat seit dem Tode Kai- VI. fast ganz Schlesien, die ganzen spanischen Niederlande, Lothringens Grafschaft Falkenstein und das ganze östr. Schwaben verloren und nichts r als Salzburg und die erweiterte Souverainetät über Trient und Brixen ehemaligen bairischen Innviertel und einem kleinen Theile Passaus. Ja, nen großentheils bestrittenen, jedoch vom Erzhause nicht aufgegebenen An- auf Altwürtemberg, auf die Lausitz, auf einzelne Theile des Königreichs nd im Allgemeinen auf alle Rheinbundstaaten, zur Zeit des preßburger (1806), entsagt. In Deutschland ist ihm indeß noch verblieben, das Rück- des Breisgaus, nach Abgang des Mannsstammes der badischen Dynastie chluß der drei Markgrafen zu Hochberg, und in Italien erneuern sich die e der Häuser Östreich und Sardinien auf Parma und Piacenza, kraft des Friedens von 1748, nach Abgang des Mannsstammes des Erbprinzen wig von Lucca und Parma, oder wenn solcher zur Krone Spaniens oder icilien berufen werden sollte. — Glänzender sind die Aussichten zur Vergrö- urch die bestehenden Erbverbrüderungen beim Hause Hohenzollern. Wenig en zwar die Aussichten der ältern Stammlinie in den Abtheilungen von n und Sigmaringen, die im J. 1575 eine Erbeinigung unter sich abschlos- J. 1692 mit der brandenburg. Secundogenitur, welche der ältern Linie die einräumte. Das Haus Östreich hat in Deutschland keine Erbverbrüderun- . Das preußische Haus hingegen steht außer Hohenzollern mit folgenden äusern in Erbverbrüderung: A. Mit dem großherzogl. Hause Mecklenburg, sen damaligen Staatenbesitz, kraft des wittstocker Vergleichs von 1442. us Brandenburg entsagte damals seinem gegründeten Rückfallsrecht auf schaft Stargard, die das jetzige strelitzische Staatsgebiet ausmachte, um Hoffnungen für die Zukunft zu erwerben. Es gehören also nicht dazu die hümer Schwerin, Ratzeburg, die Commenden Mirow und die Herrschaft , endlich die in diesem Jahrh. erworbenen lübischen Dörfer auf der Insel der Rhede von Wismar. B. Die oft erneuerte Erbverdrüderung mit den äusern Sachsen und Hessen erhielt ihre jüngste Bestimmung durch den rger Vertrag vom J. 1614. Sie ist auf den ganzen Umfang aller dama- d zukünftigen Länder gerichtet, denn der Vorbehalt, daß die Länder auf der Seite der Oder zu Gunsten der Herzoge von Pommern davon ausgenom- n sollten, ist durch das Erlöschen dieses Hauses erledigt worden. C. Das nhalt hatte die verwickeltsten Lehns- und Territorialverhältnisse mit dem urgischen und Halberstädtischen. Beides wurde bei der persönlichen Freund- r betheiligten Häuser Brandenburg und Anhalt, im Vergleich von 1681, sten derselben und ihrer Unterthanen, durch die Anerkennung des anhalti- ouverainetätsgesetzes von der einen und der Erbfolgehoffnung des Hauses nburg von der andern Seite ausgeglichen, und auch später ward ihren vor- höchst verwickelten Grenzstreitigkeiten ein Ziel gesetzt. D. Kraft des jüng- bvertrags der Dynastie Preußen, gebührt ihr durch Vertrag nach Abgang inien des Hauses Nassau im Mannsstamm, die Erbfolge in Luxemburg und . E. Da die Grafschaft Pyrmont ein paderbornisches Lehn ist und Pader-

boen mit ſeinen Zubehörungen durch den Schluß der Reichsdeputation von 1803, an Preußen gelangte, ſo ſcheint ſie ein preuß. Lehn geworden zu ſein, das indeß durch den tilſiter Frieden zum Vortheil Waldecks, als damaligen Rheinbundſtaates, erloſchen ſein dürfte. — In keinen Erbverbrüderungen befindet ſich das Haus Wittelsbach, ausgenommen mit der herzoglichen Linie von Baiern, vormals die Zweibrückenfelder genannt, deren Erbfolgefähigkeit der teſchener Friede von 1779 und die vom Könige Maximilian 1818 gegebene Verfaſſung beſtätigte. Indeß ſoll nach ältern Verträgen der Häuſer Baiern und Brandenburg, wenn des letztern Mannsſtamm vor dem bairiſchen erliſcht, das Fürſtenthum Mörs an die Dynaſtie Wittelsbach zurückfallen. Auch hat ſich das jetzt mit Baiern vereinigte Würzburg, 1808, bei Gelegenheit eines Staatsvertrags mit Meiningen, den Rückfall gewiſſer Lehen an Baiern, auf den Fall des Ausſterbens des Sachſen-Eneſtiniſchen Mannsſtammes, vorbehalten. Das Haus Sachſen (Wettin), beſtehend aus 2 Hauptlinien, der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen, ſteht durch den ſchon erwähnten naumburger Vertrag in Erbverbrüderung mit den Häuſern Heſſen und Brandenburg. Alle öſtreichiſchen Lehns- und Anwartſchaftsrechte auf die Oberlauſitz der Albertiniſchen Linie und andre Theile der ſächſiſchen Landeshoheit überhaupt, wurden durch den preßburger Frieden gänzlich aufgehoben, da die ſächſiſchen Linien damals ſämmtlich Mitglieder des Rheinbundes waren. Zwar haben die Häuſer Braunſchweig und Sachſen 1389 eine Erbverbrüderung geſchloſſen; da ſie aber ſeitdem niemals von neuem beſtätigt worden iſt, ſo ſcheint ſie, wie ſo mancher ältere deutſche Staatsvertrag, durch Nichtachtung der Erben der Contrahenten, unkräftig geworden zu ſein. Von einer beſtimmten Aufhebung deſſelben iſt indeß nichts bekannt. Übrigens hat das Haus Sachſen ſeine, aus einer kaiſerlichen Anwartſchaft herrührenden Erbſchaftsanſprüche an die jülich-bergiſchen Lande, ſeit der Erlöſchung des eigenthümlichen Regentenſtammes derſelben (1609), noch nicht förmlich aufgegeben, zugleich behaupten Sachſens Staatsrechtslehrer, daß dieſes Haus auf Anhalt Anwartſchaftsrechte habe, welches freilich von anhaltſcher Seite, bis auf die Lehnbarkeit von Walter-Reuburg, geleugnet worden iſt. Die Erbfolgerechte zwiſchen den bisherigen vier Linien des Geſammthauſes S. Gotha ſind gerade jetzt, da die Gotha-Altenburgiſche Linie mit dem Herzog Friedrich IV. ausgeſtorben iſt, ſtreitig geworden, und es hat ſich wenigſtens ſoviel ergeben, daß in den mancherlei in dieſem Hauſe geſchloſſenen Erbverträgen von 1634, 1672, 1680, 1791 keine beſtimmte und klare Entſcheidung aufgeſtellt worden iſt. Auch hat der jüngſte Theilungsreceß vom 15. Nov. 1826 für künftige Fälle nichts entſchieden. — Das Haus Beaunſchweig in ſeinen beiden Regentenlinien, hat nur in der jüngern ſeinen Staatenumfang durch folgende Erwerbungen in Deutſchland ſeit 1689 erweitert, durch das lauenburg'ſche Amt Neuhaus, das Land Hadeln, Bremen und Verden, Osnabrück, Hohenſtein, Hildesheim, Lingen, einen Theil von Eichsfeld, Goßlar, Pleſſe, Bentheim, Meppen und Oſtfriesland, und die Staaten der alten Erbhuldigung mit Braunſchweig mit jenen ſpäter erworbenen in einem Staatskörper verbunden, ohne die bisherigen Hausverträge beider Linien durch paſſendere Verfügungen umzugeſtalten. In Hinſicht des alten Staatsvertrags mit Sachſens Dynaſtie von 1389 haben wir ſchon das Nöthige bemerkt, und fügen nur hinzu, daß das Haus Beaunſchweig Lehnrückhaltsanſprüche auf denjenigen Theil des Stadt- und Butjadinger-Landes beſitzt, welchen das Haus Oldenburg vom Älteſten des Hauſes Braunſchweig zu Lehn trägt. — Das königl. würtembergiſche Regentenhaus befindet ſich jetzt weder activ noch paſſiv in irgend einer Erbverbrüderung und es hat der preßburger Frieden den Rückfall von Altwürtemberg, wenn der Mannsſtamm der würtembergiſchen Dynaſtie vor der habsburgiſchen Dynaſtie erlöſchen ſollte (nach der, durch Vertrag mit dem Kaiſer Rudolf II. vom J. 1599 beſtimmten Einſchränkung) ausgetilgt, daher Cap. 2, §. 7, der Verfaſſungsurkunde von Würtemberg, die weibliche Erbfolge

i Sprößlings im Mannsſtamm, in der ſich dann erneuernden Linealerb- Primogenitur verfügen konnte. — Die Dynaſtie Baden hat einen ge- ſtlichen Urſprung mit den Häuſern Habsburg, Zähringen und Lothringen; de erloſchen im Mannsſtamm und das Haus Baden erhielt deſſenunge- hts aus dem Nachlaſſe der Zähringer. Alle badiſche Beſitzungen ſind jün- e Trennung der Dynaſtie von ihren Ahnen, alſo durchaus kein Stammgut. as Baden war alſo wol berechtigt, in der Verfaſſungsurkunde vom 22. 18, durch Beſtätigung des Hausgeſetzes vom 4. Oct. 1817 zu verfügen, eibliche Erbfolge des letzten Sprößlings im Mannsſtamm der Nachkom- er Ehen des Großherzogs Karl Friedrich in dem vereinten Staatskörper des ogthums ſtattfinden ſolle. Es iſt ſchon angeführt worden, daß die wiener ete dem Hauſe Öſtreich den Rückfall des Breisgaus bedungen hat, wenn männliche Nachkommenſchaft des Großherzogs Karl Friedrich ausſterben Die Erbverbrüderungen des in drei Regentenlinien geſchiedenen Hauſes t mit den Häuſern Brandenburg und Sachſen, ſind ſchon erwähnt. Ge- ſtlich iſt den Linien Kaſſel und Darmſtadt die Erbfolge in Waldeck nach lerben des Mannsſtamms in dieſem Fürſtenhauſe, in dem mediatiſirten iſen- n Lande und in der Grafſchaft Dietz im Naſſauiſchen. Einſeitig iſt dage- Hauſe Heſſen-Kaſſel die Erbfolge im Schaumburg-Lippeſchen verſprochen — Das Regentenhaus Oldenburg hat in allen ſeinen Zweigen den Kö- drich I. von Dänemark zum Ahnherrn, und es hat die Einverleibung Hol- it Dänemark (1806) das Erbfolgegeſetz der lex regia zum Nachtheil der hen Agnaten der Nebenlinie Auguſtenburg und Beck, welche nicht vom Kö- drich II., dem Erwerber der abſoluten Monarchie, abſtammen, in Anſe- r Herzogthümer Schleswig und Holſtein, wol nicht abändern können; wenn es Geſetz in der Erbfolge von Lauenburg anwendbar ſein ſollte. — Was ins- e die Linie Oldenburg betrifft, ſo hat die Linie Holſtein-Eutin die Vertau- Holſteins mit Oldenburg nie genehmigt, vielmehr ihr ſogar widerſprochen. nun verlorene Weſerzoll einen Beſtandtheil des Herzogthums Oldenburg aus- ſo hat es keinen Zweifel, daß ſeine Surrogate die Ämter Wildeshauſen, und Kleppenburg mit dem Erbfürſtenthum Lübeck, nach dem Reichsdeputa- luſſe von 1803, gleiche Verhältniſſe leiden, dagegen die Autonomie des Für- mes regierender Linie, in Hinſicht Birkenfelds, der Herrſchaft Jever und üdlichen Angrenzungen des Amts Vechta, die erſt im letzten Jahrzehend er- wurden, klar ſcheint. Noch beſitzt dies Haus aus Überweiſung des Kaiſers er die Enclave der vormals ſouverainen Bentink'ſchen Herrſchaft Kniphau- Vgl. Standesherren.) — Zwiſchen den beiden naſſauiſchen Re- nien, nämlich der königl. niederländiſchen und der herzogl. naſſauiſchen, iſt isvertrag v. 1783 über ihre deutſchen Erblande, in Folge der großen Staats- zung ihres Beſitzthums modificirt worden. Beide haben ſich einander in ih- tſchen Erblanden die Erbfolge verſichert und dem Hauſe Preußen die Erbfolge m Erlöſchen des Mannsſtamms der Naſſauer, verſprochen. — Die beiden enlinien des Hauſes Mecklenburg haben keinen jüngern Hausvertrag, als nburger Vergleich von 1701. Es iſt das einzige Regentenhaus, das 23 auf r folgende Fürſtengenerationen ſeines Stammes zählt. Seine Erbeinigung n Hauſe Brandenburg iſt bekannt. — Ebenſo diejenige des Hauſes Anhalt, ien Anſprüchen auf das von Hanover an Dänemark abgetretene Lauenburg, wenig als das Haus Mecklenburg entſagt und ſogar dawider einen Proteſt eutſchen Bundestage 1816 eingelegt hat. Die ſchriftliche Geſammtung die- uſes iſt vom J. 1603. — Seit 1713 ſtehen beide Regentenlinien des Hauſes harzburg zu Sondershauſen und Rudolſtadt in einer Geſammtung, die le Intereſſen der beiden Linien, das Seniorat, die Erbfolge u. ſ. w. verfügt,

und ihre ältern Landeshoheits- und Grenzveränderungen mit dem Hause Sachsen und Preußen sind gänzlich verglichen worden. Unbekannt ist im Publicum die sogenannte Erbeinigung über gewisse Landestheile vom J. 1433 mit dem mediatisirten Hause Stolberg. In einem Theile des Schwarzburgischen gebührt dem Hause Sachsen nach Staatsverträgen die Erbfolge. — Die etwaigen böhmischen Lehnsverhältnisse dieses und des Hauses Reuß, sowie die der andern Rheindundsfürsten, hat der preßburger Friede zum Vortheil aller dermaligen Rheinbundsfürsten aufgehoben. Alte und neue Hausverträge bestimmen übrigens die Dynastie und Erbschaftsrechte der vier regierenden fürstlich reußischen Linien. — Das fürstl. Haus Liechtenstein steht in seinen beiden Hauptlinien in einer Erbschaftsgesammtung, deren geringstes Object das unmittelbare Fürstenthum, verglichen mit den reichen Mediatherrschaften ist. — Eine streitige Erbeinigung verbindet die beiden Häuser Lippe-Detmold und Schauenburg-Lippe, die gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Die Grafschaft Lippe ist freies Allodium der edeln Herrn und Fürsten zu Lippe, aber hinsichtlich des Amts Blomberg im Besitz von Lippe-Schauenburg, ist streitig, ob dies Haus souveraine oder standesherrliche Rechte hat. Der Antheil des Hauses Lippe-Schauenburg an Schauenburg ist kurhessisches Lehn. Die Erbfolgeverträge des Hauses Waldeck mit Hessen von 1483 und 1685 sind bekannt. Waldeck ist die letzte der vielen Dynastien in Hessen, alle übrige sind längst erloschen oder mediatisirt worden, die wenigen Reichsritter ausgenommen, welche zuletzt der Rheinbund um ihre Unmittelbarkeit brachte. Die so sehr umgeänderten deutschen Regentenverhältnisse nach aufgelöstem Reichsverbande (1806) machen eine allgemeine Umformung der alten Haus- und Erbverträge nöthig, die theils dunkel, theils auf sehr veränderte Verhältnisse nicht mehr passen. Diese Umbildung ist ebenso sehr im Interesse der Dynastien als der Regierten, welchen nicht angenehm sein kann, wenn durch Aussterben ihrer Regenten, bei dem jetzigen Stand der Erbverträge, der bisher verbundene Staatskörper in Gefahr geräth, von einander gerissen zu werden. Nicht alle neue Verfassungen haben diese Gefahr gründlich abgewandt und manche Erbfolgeverträge sind seit Jahrhunderten nicht von neuem umgestaltet worden, so sehr sich auch der Länderbesitz verändert hat. Eine Hauptquelle künftiger Territorialstreitigkeiten der Souveraine des deutschen Bundes ist der Mangel einer gesetzlichen Bestimmung, was eine unstandesmäßige Heirath sei und auf welche Art die Erbfolge den Kindern aus solchen Ehen dennoch durch Anerkennung der Agnaten und Erbverbrüderten rechtmäßig zufallen könnte. Selbst unter der vorigen Reichsverfassung fehlte hierüber ein bestimmtes Herkommen und durchaus alles deutliche Recht. (48)

Erbvertrag, d. i. ein Vertrag über Erbschaften. Sie werden getheilt in Erbverträge im eigentlichen Sinne, welche den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menschen betreffen (dieses kann ein Dritter, nicht Mitcontrahirender sein, wofern er damit zufrieden ist und das Gesetz nichts dagegen hat, und man kann darin ein Erbrecht erhalten, bestätigen, näher bestimmen oder darauf Verzicht thun; hierher gehören auch die Familienfideicommisse); oder Verträge über eine schon angefallene Erbschaft, wohin die Erbrecesse gehören.

Ercilla y Zuniga (Don Alonso de), der dritte Sohn eines spanischen Rechtsgelehrten, Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten mit diesem Sohne an den Hof der Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V. Dieser junge Alonso war Page bei dem Infanten Don Philipp, und begleitete ihn auf seiner Reise durch die Niederlande und einige Theile Deutschlands und Italiens und 1554 zu dessen Vermählungsfeier mit der Königin Maria nach England. Als bald nachher, um den Aufruhr der Bewohner Araucos, eines an der Küste von Chile gelegenen Landstrichs, zu dämpfen, ein Heer nach Amerika gesandt wurde, nahm Ercilla Theil an

uge. Die Schwierigkeiten, mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der muth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf bestanden, und enge großer Thaten, welche diesen Krieg auszeichneten, begeisterten den jun- d tapfern Ercilla zu dem Gedanken, ihn zum Gegenstand eines Epos zu ma- den er den Namen „La Araucana" gab. An Ort und Stelle begann er dicht, jedoch nicht vor 1558, und Stücke Leder mußten ihm bisweilen den el an Papier ersetzen. Nachher hätte Ercilla durch falschen Verdacht einer rstiftung beinahe das Leben verloren. Schon stand er auf dem Blutgerüste, e Unschuld anerkannt wurde. Tief gekränkt ging er nun nach Spanien zu- nd machte eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, Böhmen garn. 1570 vermählte er sich in Madrid mit Maria Bazan, deren Reize ugenden er in mehren Stellen s. Gedichts erhebt. Seine Verdienste wurden elohnt; denn er starb in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. d Umstände s. Todes sind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, squera, in s. Werke über die Kriegszucht, von ihm als seinem Zeitgenossen

Er hinterließ keine eheliche Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine r. Die „Araucana" ist ein historisch-episches Gedicht in Ottaven, in wel- ch Ercilla, einzelne Erdichtungen und Episoden abgerechnet, genau an die rit der Begebenheiten gehalten hat, daher auch das Gedicht sehr oft den Ton schichte annimmt. Voltaire's Urtheil über dies Gedicht (in s. „Essai sur ie épique") beweist, daß er es nicht gelesen hat. Cervantes setzt es im 6. s. „Don Quixote" den besten Epopeen der Italiener an die Seite. Ein ge- Don Diego de Santistevan Osorio, aus Leon geb., hat es fortgesetzt und die Geschichte des Krieges mit den Araucanern besungen. Lope de Veja hat Epopoe des Ercilla den Stoff zu s. Stücke: „Das besiegte Arauca", ge- n. — Die „Araucana" erschienen zuerst 1569 in 15 Ges., die 2. Abth. das Ganze in drei Abth. 1590, enthält 37 Ges.; n. Ausg. Madr. 1776. Heldengedicht ward ins Italien. und zwei Mal ins Franz. (jedoch abgekürzt) Paris 1824.

Erdäpfel oder Kartoffeln (solanum tuberos. L., franz. pomme de Diese Frucht stammt aus Virginien, woher sie der Engländer Franz 1586, nach andern Walter Raleigh, 1585, zuerst nach England brachte. ngland und Irland kamen sie nach Frankreich, wo sie 1616 als Seltenheit önigl. Tafel verspeiset wurde. In Deutschland wurde sie 1650, und zwar n Voigtlande, allgemeiner aber erst seit dem 18. Jahrh. angepflanzt. Ih- ur nach gehört sie, wie alle Nachtschattenarten zu den narkotischen Pflan- h ist bei gehöriger Reife von dem Genuß der Knollen nichts zu besorgen. mischer Bestand ist Stärkemehl und Zucker. Ihre Wichtigkeit für uns ist , wenn auch der Nutzen des Kartoffelsyrups als Zuckersurrogat seine Be- verloren hat. — Ein ähnliches Gewächs, die **Erdbirne**, besser **Erd- ocke** (helianthus tuberos. L., Franz. topinambur), stammt aus Brasi- gehört zu den Sonnenblumen. Der Genuß der Knollen ist weniger be- der der Anbau, der ungemein leicht ist, dürfte, wie bereits Versuche in n u. Posen u. a. a. O. bewiesen, für die Viehzucht ungemein wichtig werden.

Erdaxe, Erdachse oder **Weltaxe**, s. Erde.

Erdbeben, eine Bewegung einzelner Theile der festen Erdoberfläche, rch eine unsern Sinnen nicht wahrnehmbare Ursache bewirkt wird. Diese ng erfolgt auf die verschiedenste Weise in verschiedenen Graden der Stärke; erfolgt sie von unten nach oben, wirft Theile des Bodens in die Höhe ht andere sinken. Bisweilen gleicht sie einem Schwanken, oder einer in ler Richtung gleichsam wellenartig fortschreitenden Bewegung; biswei- gar diese Bewegung etwas Drehendes, Wirbelndes. Bisweilen ist sie

schnell vorübergehend, bisweilen länger anhaltend, oder sich in Perioden von Tagen, Wochen, ja Monaten wiederholend. Einmal zeigt sie sich auf einen kleinen Bezirk eingeschränkt, ein andres Mal verbreitet sie sich auf viele Meilen langen Strichen. Ein Mal ist sie kaum merkbar, ein andres Mal von solcher Heftigkeit, daß sie nicht nur die, auf dem Grunde, den sie erschüttert, befindlichen Menschenwerke umstürzt, sondern auch wol die Gestalt des Bodens selbst verändert. Ein Mal bleibt bei solchen Bewegungen die Oberfläche unverletzt und geschlossen, ein andres Mal zerreißt sie, es bilden sich Spalten und Schlünde und dann ist das Phänomen zuweilen von Ausbrüchen von Gasarten, auch wol von Entzündungen und Auswürfen von Wasser, Schlamm und Steinen begleitet, die den vulkanischen gleichen, bisweilen erfolgt das Zerreißen ohne solche Ausbrüche. Den Ausbrüchen der eigentlichen und dauernden Vulkane gehen in der Regel Erschütterungen des Bodens um sie her voraus. Diese Wahrnehmungen begründen den Schluß, daß solche Erschütterungen der Erdrinde (die eigentlichen Erdbeben) nicht von äußern Ursachen herrühren können, sondern daß sie durch gewisse im Innern des Erdballs oder seiner Rinde wirkende Kräfte hervorgebracht werden. Es zeigt sich aber bei allen den Erdbeben angehörenden Erscheinungen eine Ähnlichkeit mit den Phänomenen der Vulkane, welche kaum erlaubt zu zweifeln, daß beide von einerlei Ursachen hervorgebracht werden und nur verschiedene Arten sind, wie sich die Wirkungen dieser Ursachen zu erkennen geben, nach Verschiedenheit der Lage und Beschaffenheit der Oberfläche, oder des Theils der Oberfläche, auf den sie wirken. Die Erscheinung, welche die eigentlichen Vulkane von den Erdbeben unterscheidet, ist fast nur das Dasein des permanenten Kraters und die Wiederholung der Ausbrüche durch denselben, oder in dessen nächstem Umkreise. Alle übrige Erscheinungen der Vulkane, das unterirdische donnerähnliche Getöse, das Bewegen, Emporheben und Zersprengen des Bodens, und das Ausströmen von elastischen Flüssigkeiten, die Entzündung, ja selbst das Auswerfen von mineralischen Substanzen, kommen dann und wann, mehr oder weniger bei Erdbeben, wie bei vulkanischen Ausbrüchen vor, selbst, wenn jene sich fern von thätigen Vulcanen ereignen; und die eigentlichen vulkanischen Ausbrüche sind, wie wir schon bemerkt haben, fast immer von Erderschütterungen begleitet, oder werden durch diese angekündigt. — Alle Beobachtungen sprechen für die Meinung, daß die vulkanischen Ausbrüche, die Erdbeben, die Erhebung des Bodens von Innen heraus und das auf eben diese Weise bewirkte Zerreißen desselben, von einer und derselben Ursache, von einem und demselben chemischen Processe bewirkt werden, der seinen Sitz in großen Tiefen unter der jetzigen Oberfläche der Erde haben muß. — Zu den bedeutendsten Erdbeben in den letzten hundert Jahren, gehören die, welche 1746 ganz Lima in Südamerika, und 1755 Lissadon zerstörten; 20,000 Menschen kamen bei letzterm um. Es dehnte sich von Grönland bis Afrika, ja selbst bis Amerika aus. Ein ähnliches Schicksal traf 1783 Calabrien, 1812 die Provinz Caraccas in Südamerika und 1822 Aleppo in Syrien.

Erdbeschreibung, s. Geographie und Erde.

Erdbohrer, ein Instrument, welches beim Bergbau zu Versucharbeiten, besonders auf Steinkohlen- und Braunkohlenflötzen, auf Steinsalzlagern, auf Salzquellen, auch wol zur Aufsuchung gewöhnlicher Quellen angewendet wird. Es besteht aus mehren Stangen, die an einander geschraubt werden können, und an welchen die, entweder scharfen oder hohlen Bohrstücke, auch durch Einschrauben befestigt werden. Die oberste Stange ist mit mehren Knöpfen versehen, um ein Seil darum schlingen oder um ihn vermittelst eines, mit einer Gabel versehenen Hebels in die Höhe heben zu können. Das Instrument wirkt durch den Fall und wird dabei vermittelst eines Schlüssels immer um ein Achtel seiner Peripherie gedreht. Bei größern Tiefen werden Maschinen zum Heben und Drehen ange-

wendet. Man hat neuerlich eine über 700 Fuß betragende Tiefe mit dem Erdbohrer erreicht, und aus dem Bohrloche Salzsoole durch Saugpumpen gehoben.

Erde, der Name des Planeten, welchen wir bewohnen. Wir können sie in Beziehung auf ihre physikalische, mathematische und politische Beschaffenheit betrachten. (S. Geographie.) — Was die Gestalt der Erde zunächst betrifft, so stellt sie sich dem frei um sich blickenden Menschen als eine kreisförmige Scheide dar, auf deren Rand das Himmelsgewölbe gleichsam zu ruhen scheint. Dem gemäß wurde die Erde im höchsten Alterthume für eine auf dem Wasser schwimmende Scheibe gehalten. Allein die großen Entfernungen, in denen man die Fläche bereisen konnte, widersprachen gar bald dieser beschränkten nur dem ersten Anschein entnommenen Vorstellung, und man ahnete schon im Alterthum die Kugelgestalt der Erde. Denn alle Erscheinungen sind nur auf diesem Wege erklärbar. Eine Kugel von so ungeheurem Umfange, wie unsere Erde, und ringsum vom Luftkreise oder dem scheinbaren Himmelsgewölbe umgeben, kann nothwendig dem Auge des in der Ebene stehenden Beobachters keine andre Erscheinung darbieten, als die beschriebene. Wie könnte sich uns, von jedem beliebigen Standpunkte aus, die Erde als eine vom Himmelsgewölbe begränzte Fläche zeigen, wenn sie nicht eine rings von diesem eingeschlossene Kugel wäre; wie könnte sich sonst der Gesichtskreis in eben dem Grade erweitern, in dem wir unsern Standpunkt höher nehmen; wie wäre es sonst erklärlich, daß wir die Spitzen und Gipfel von Thürmen und Bergen aus der Ferne eher erblicken als ihren Fuß? Aber außer diesen zunächst in die Augen fallenden Beweisen gibt es noch andre für die Kugelform der Erde. Dahin gehören die Erscheinungen ihres Schattens in runder Gestalt auf dem Monde, wenn dieser durch sie verfinstert wird, der allmälige Aufgang und Untergang der Sonne, die Ungleichheit von Tag und Nacht, der veränderte Stand und Lauf der Gestirne, und das allmälige Verschwinden der einen und Sichtbarwerden andrer, sowie wir uns mehr und mehr von dem Äquator entfernen und den Polen nähern. Endlich ist es auch nur bei der Kugelgestalt der Erde möglich, sie zu umschiffen, wie so häufig geschehen ist. Die Art, wie unsere Erde diese runde Gestalt angenommen hat, leuchtet sehr wol ein, wenn wir sie uns bei ihrer Entstehung als eine noch weiche, bildsame Masse denken, die, indem sie sich um sich selbst schwingt, vermöge der Schwere, jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entsteht, aus der die Gestaltung der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwissenheit von dem Herabfallen unserer Antipoden (s. Gegenfüßler) u. dgl. m. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, erscheint als nichtig, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuren Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, da Alles nach dem Mittelpunkte zustrebt, und daß, wenn von Unten und Oben die Rede sein soll, die ganze Kugelfläche das Unten, die sie umgebende Atmosphäre aber das Oben ist. Wenn wir indeß die Erde unbedingt eine Kugel nennen, so ist das streng genommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgestalt ab, denn sie ist an den Polen eingedrückt und abgeplattet. Darauf wurde man zuerst durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels, unter dem Äquator und nach den Polen zu, geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um so langsamer seine Schwingungen machte, je mehr er sich dem Äquator näherte, und schloß daraus zunächst auf die nach demselben zu abnehmende Schwerkraft. Diese aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzungen am Äquator am größten, die Körper mithin schneller als an den Polen umgeschwungen werden, und dann, weil unter dem Äquator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunkt gerade, nach den Polen zu aber nur schief entgegengesetzt ist. Man schloß aus diesen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid sei, und erklärte diese Gestalt sehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen, um sich

selbst geschwungenen Masse sich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuströmen, wodurch sich nothwendig die Pole abplatten, und die Mitte erhöht wird. Vermessungen setzten die Sache außer Zweifel. (S. Maupertuis und Condamine; vgl. Gradmessungen.) Ein andrer wichtiger Gegenstand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Bestimmung ihrer Größe. Die Bemühungen der Alten in dieser Rücksicht mußten, wegen des Mangels ausreichender Instrumente, fruchtlos bleiben. Erst nach dem J. 1615 kam man auf genauere Ergebnisse. Ein Holländer, Willibrord Snellius, schlug zuerst den einzig richtigen Weg ein, und maß das Stück eines Meridians von Alkmar bis Leiden und Bergen op Zoom durch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermessungen Picard's und die später von Maupertuis angestellten. Sie bestimmten den Umfang eines größten Kreises auf der Erde zu 5400 Meilen, die Meile zu 23,664 rhein. Fuß gerechnet. Doch ist zu bemerken, daß bei dieser Angabe die Erde als eine Kugel betrachtet ist, ohne Rücksicht auf ihre von der Kugelgestalt abweichende Form. Wir müssen uns damit begnügen, da es der Zukunft vorbehalten bleibt, durch sorgfältige, auf allen Theilen der Erdoberfläche vorgenommene Vermessungen die wahre Größe der Erde ganz richtig und genau auszumitteln, und können uns um so mehr dabei beruhigen, als diese ganz scharfen Angaben eigentlich nur dem strengen Gelehrten, der weitere Schlußfolgen daraus herleiten will, wichtig sind. S. „Account of experiments to determine the figure of the Earth, by means of the pendulum etc. by Capt. Ed. Sabine", Lond. 1825, 4. (auf Kosten des Längenbureaus).

Betrachten wir unsere Erde in Beziehung auf das Sonnensystem, so lehrt uns die Astronomie, daß sie sich, der sinnlichen Wahrnehmung entgegen, welche die Sonne um die Erde laufend erblickt, nebst zehn andern Planeten um die Sonne bewegt, und, als ein an sich dunkler Körper, von derselben Wärme und Licht empfängt. Sie legt ihren Weg um die Sonne in ungefähr 365¼ Tagen zurück, welche unser gemeines Jahr machen. Die Erdbahn ist eine Ellipse, d. i. ein länglichrunder Kreis, in dessen einem Brennpunkt sich die Sonne befindet. Daraus folgt, daß die Erde nicht zu allen Zeiten des Jahres gleich weit von der Sonne entfernt ist: ihre geringste Entfernung beträgt 19,786,020, und ihre größte 20,460,980 Meilen, woraus sich ein Unterschied von beinahe drei Viertel Mill. Meilen ergibt. Wir befinden uns im Winter der Sonne am nächsten, und im Sommer am weitesten von ihr entfernt; denn nicht die größere oder geringere Entfernung von der Sonne bewirkt den Unterschied der Jahreszeiten, sondern die mehr oder minder schiefe Richtung, in welcher ihre Strahlen auf die Erde herabfallen. Die Länge der Erdbahn wird auf 121,504,230 Meilen angegeben, und da diese ungeheure Bahn in einem Jahre von der Erde durchlaufen wird, so muß die Erde in jeder Secunde Zeit 3⅞ Meilen zurücklegen; eine Schnelligkeit, die unsere Vorstellung übersteigt, und Lichtenberg zu der scherzhaften Bemerkung Anlaß gab, daß man in der Zeit, in welcher man einen andern auf der Straße grüße, mehre Meilen mit bloßem Kopfe zurücklege, ohne sich den Schnupfen zu holen. Neben dieser jährlichen Bewegung um die Sonne hat die Erde noch eine zweite, indem sie sich täglich (nach mittlerer Zeit in 23 St. 56 Min. und 4 Sec.) einmal um ihre Achse dreht. Dadurch werden täglich alle Gegenden der Erdoberfläche einmal der Sonne zu- und abgekehrt, und genießen mithin Tag und Nacht. Da aber die Achse, um welche die Erde ihre tägliche Bewegung macht, mit ihrer Bahn um die Sonne einen Winkel von 23½ Grad bildet, so steigt dadurch die Sonne vom 21. März bis zum 21. Juni um 23½ Grad über den Äquator gegen den Nordpol hinauf, sinkt vom 21. Juni bis zum 23. Sept. wieder bis zum Äquator zurück, senkt sich bis zum 21. Dec. bis 23½ Grad unter den Äquator gegen den Südpol zu, und erreicht dann um den 21. März den Äquator wieder. Die Folge dieser Einrichtung ist die

Verschiedenheit der Jahreszeiten, und die damit verbundene Ungleichheit der Tage und Nächte, die für alle außer der Linie des Äquators gelegenen Länder nur an den beiden Tagen im Jahre gleich sind, an welchen für sie die Erdbahn (Ekliptik) mit dem Äquator zusammenfällt. Um die Erde wieder bewegt sich der Mond in gleichfalls elliptischer Bahn, die er in 28 Tagen und 14 Stunden zurücklegt. Copernicus war es, der dieses System begründete. S. Bode's „Anleit. z. phys. math. und astron. Kenntniß der Erdkugel" (3. Aufl., Berlin 1820).

Zur physikalischen Kenntniß unserer Erde gehört hauptsächlich die Betrachtung ihrer Oberfläche und ihres Innern. Aus dem Umfange der Erdkugel ergibt sich die Größe ihrer Oberfläche auf mehr als 9 Mill. □M., wovon kaum der dritte Theil trockenes Land, die übrigen zwei Drittel aber Wasser sind; von der Erdoberfläche nimmt Europa ungefähr den 54., Asien den 14., Afrika den 17. und Amerika den 16. Theil ein. Die Südländer mögen zusammen etwas größer als Europa sein. Die Anzahl der Menschen in allen fünf Welttheilen schätzt man auf 800—1000 Millionen. Das Innere der Erde ist uns, genau genommen, völlig unbekannt, da die Tiefe, in welche der Mensch einzudringen vermag, gegen den Durchmesser der Erde fast ganz verschwindet. Viele Neuere behaupten ihr Kern sei metallisch. Über die Entstehung und allmälige Gestaltung der Erde gibt es viele Hypothesen. (S. Geologie, und von Hoff's [v. d. gött. Akad. d. Wiss.] gekr. Preisschr. „Gesch. der durch Überlieferung nachgewiesenen natürl. Veränderungen der Erdoberfläche", Gotha 1822, 2 Bde. mit K.).

Erden oder Erdarten haben viel Ähnlichkeit mit den Alkalien (s. d.), geben mit den Säuren eigne Salze, sind ihrer Zusammensetzung nach mit diesen gleichartig, bestehen aus eignen Metallen mit Sauerstoff verbunden, und machen den größten Theil der festen Masse unsers Erdkörpers aus. Von den Alkalien unterscheiden sie sich hauptsächlich durch folgende Eigenschaften: sie sind feuerbeständig und können durch Brennen für sich selbst nicht verflüchtigt werden; sie geben mit verschiedenen Säuren, vorzüglich mit der Kohlensäure, schwerlösliche oder auch unlösliche Salze und mit fetten Ölen im Wasser unlösliche Seifenarten. Sie zerfallen in zwei Classen, in die alkalischen und in die eigentlichen Erdarten. Erstere haben größere Ähnlichkeit mit den Alkalien; in ihrem ätzenden Zustande sind sie im Wasser löslich und können aus diesen Auflösungen zum Krystallisiren gebracht werden. Sie verändern die Pflanzenfarben fast auf dieselbe Weise wie ein Alkali, und die Verwandtschaft zu den Säuren ist bald stärker, bald schwächer, als die der Alkalien. Sie können sich mit dem Schwefel verbinden und geben damit Zusammensetzungen, die völlig gleichartig mit den Schwefelalkalien sind. Mit Kohlensäure geben sie unauflösliche Salze, die aber durch einen Überschuß von Kohlensäure im Wasser löslich werden. Es sind diese alkalischen Erden: 1) Baryt- oder Schwererde, ihrer Schwere wegen so benannt; kommt in der Natur am häufigsten mit Schwefelsäure verbunden vor, in einem schweren, spathartig krystallisirten Mineral, welches Schwerspath genannt wird; außerdem findet sie sich zuweilen mit Kohlensäure in dem Witherit genannten Mineral. 2) Strontianerde (s. d.). Diese beiden Erdarten sind wegen ihrer größern Leichtlöslichkeit im Wasser von mehren Chemikern in die Classe der Alkalien gesetzt. 3) Die Kalkerde, macht einen der allerhäufigsten Bestandtheile der Masse unsers Erdkörpers aus. Sie kommt niemals rein, sondern stets in Verbindung mit Säuren vor z. B. mit Kohlensäure in der Kreide, dem Marmor, Kalkspath, Kalkstein, in den Schneckenschalen; mit Schwefelsäure in dem Gyps, mit Phosphorsäure in den thierischen Knochen ꝛc. 4) Die Talk- oder Bittererde, Magnesia, macht den Bestandtheil vieler Mineralien aus. — Die eigentlichen Erdarten sind gänzlich unlöslich im Wasser, in der größten Hitze unserer Öfen für sich selbst unschmelzbar und verlieren durch Brennen in höherm oder geringerm Grade ihre Leichtlöslichkeit in

Säure. Einige von ihnen können ſich mit der Kohlenſäure nicht verbinden, die übrigen geben damit unlösliche Verbindungen. Es ſind folgende: 1) Die Thon- oder Alaunerde kommt in der Natur ſehr häufig, aber niemals rein, ſondern mit andern Erdarten, mit Metalloxyden und bisweilen ſelbſt mit Säuren verbunden vor. 2) Die Beryllerde erſcheint blos in dem Smaragd und Beryll und in einigen andern Mineralien. 3) Die Yttererde findet ſich in dem Gadolinit, in dem Yttertantal u. ſ. w. 4) Die Zirkonerde findet ſich weniger ſelten als die vorhergehende in dem Zirkon und Hyazinth. 5) Die Kieſelerde macht den häufigſten Beſtandtheil der feſten Maſſe unſers Erdkörpers aus (ſ. Kieſel).

Erdferne (Apogaeum) und Erdnähe (Perigaeum), ſ. Mond.

Erdmannsdorf (Friedrich Wilhelm, Freiherr von), geb. 1736 zu Dresden, begab ſich, nachdem er in Wittenberg Philoſophie ſtudirt hatte, nach Deſſau. Der Fürſt von Deſſau Leopold Friedrich Franz wählte ihn zu ſ. Geſellſchafter auf ſ. Reiſen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letzte Erdmannsdorf ſchon 1761 beſucht hatte. Sein Kunſtſinn fand allenthalben reiche Nahrung, und entwickelte ſich beſonders für die ſchöne Baukunſt. Nach ſ. Rückkehr benutzte er die eingeſammelten Kenntniſſe zur Verſchönerung des deſſauiſchen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Landhaus der Fürſtin im Luiſium, bezeugen den gebildeten Geſchmack des Baumeiſters; nicht minder hat er ſich durch die Anlagen, womit der Fürſt nach ſ. Angabe die Gegend um Deſſau verſchönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller geſtiftet, die ſie beſuchen. Auch die Gründung der chalkographiſchen Geſellſchaft 1796 war ſein Werk, und gewiß lag es an ſ. Eifer nicht, wenn ſie den Erwartungen der Kunſtfreunde nicht in vollem Maße entſprach. Unter den Werken, die aus dieſer Anſtalt hervorgingen, nehmen ſ. zu Rom gezeichneten architektoniſchen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er ſtarb 1800. Wir beſitzen von A. v. Rode eine Biographie dieſes trefflichen Mannes.

Erdſtrich, Erdgürtel, Zone. Die geſammte Erdoberfläche wird in fünf Zonen getheilt: in die heiße, in die ſüdliche gemäßigte, in die nördliche gemäßigte, in die ſüdliche kalte und in die nördliche kalte. Die heiße Zone iſt der Erdſtrich, welcher 23½ Grad ſüdlich und ebenſo viel nördlich vom Äquator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich zwei Mal die Sonne ſenkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Grenzen zu beiden Seiten des Äquators ſind die beiden Wendekreiſe, oder diejenigen Kreiſe, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Äquator erreicht. Da die Sonne auf dieſe Zone ihre Strahlen faſt immer ſenkrecht herabwirft, ſo herrſcht in ihr ein ewiger Sommer und Tag und Nacht ſind unter dem Äquator ſelbſt immer gleich, an den Wendekreiſen kaum um eine Stunde verſchieden. Nach Beſchaffenheit und Lage der Länder dieſer Zone iſt jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendſten ſind die Sandwüſten Afrikas, weit gemäßigter ſind die glücklichen Inſeln des Südmeers, und noch milder iſt das Klima Perus. Hier gibt es Gebirge, auf deren Gipfel ſelbſt die ſenkrecht herabfallenden Sonnenſtrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuſchmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erſtrecken ſich von den Wendekreiſen nach den Polen zu, enthalten das meiſte bewohnte Land und haben ein ungleiches Klima. Die Hitze nimmt ab mit der Entfernung vom Wendekreiſe, und in gleichem Grade wird der Unterſchied der Jahreszeiten, und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer, bis zu dem Punkte, wo am kürzeſten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erſcheint, und am längſten Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, ſodaß es ein Mal im Jahre gar keinen Tag und ein Mal gar keine Nacht gibt. Der durch dieſen Punkt, parallel mit dem Äquator und Wendekreiſe, laufende Kreis macht die Grenze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es

ien ſüdlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum reiſe, oder die Breite der gemäßigten Zone, ſowol auf der ſüdlichen als nörd- Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreiſe hinausliegt, ie Pole zu, bildet die kalten Zonen; nur in der nördlichen gibt es noch Land, nfalls bewohnbar iſt, obgleich die organiſche Natur hier zu erſtarren beginnt, der Getreide noch Bäume, ſondern nur Mooſe, Flechten und einiges Ge- hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreiſe bis zum Pole beträgt noch rad, aber bis zum Pole ſelbſt iſt noch kein Menſch vorgedrungen. Dem en Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche iſt, weil ſein Winter zu- in die Zeit der Sonnenferne fällt, hat ſich Cook bis auf 71 Grad genähert; nördliche Zone iſt man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteri- der kalten Zonen iſt, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol ungleicher werden, und Tage, ja Wochen lang die Sonne einmal gar nicht nd einmal wieder gar nicht untergeht. M.

Erebus, der Sohn des Chaos und der Finſterniß, verband ſich mit ſeiner ſter, der Nacht, und zeugte mit ihr den Äther und den Tag. Auch die Par- rden von Einigen als ſeine Töchter genannt. Er ward in einen Fluß ver- lt und in den Tartarus geſtürzt, weil er den Titanen Hülfe geleiſtet; von ihm Tartarus, beſonders derjenige Theil deſſelben, den man als den Aufent- rt der tugendhaften Schatten bezeichnete, und von welchem dieſe zu den ely- n Feldern übergingen, den Namen Erebus erhalten.

Erechtheus, ſ. Erichthonius.

Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von ſolchen Kenntniſſen, wir zuerſt durch Sinnesanſchauungen erworben, durch Verſtand geſichert und obachtungen erhoben, oder durch Verſuche herausgebracht haben. Die liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanſchauun- hne Verbindung unter einander durch den Verſtand, machen noch keine Er- ig aus. Der Verſtand muß erſt einzelne Anſchauungen unter gewiſſe Ge- unkte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüſſe ziehen, und auf dieſe Weiſe ehren einzelnen Anſchauungen Beobachtungen machen; mehre Beobachtun- ber eine und dieſelbe Sache verdienen alsdann erſt den Namen Erfahrung. — **hrung in der Arzneikunde** iſt die durch gehörige Beobachtungen Verſuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen; ſie ſetzt ſtoriſche Kenntniß ihres Gegenſtandes voraus, weil man ohne dieſe nicht , worauf man die Aufmerkſamkeit zu richten hat; ſie ſetzt ferner Schärfe der t, Lebendigkeit des Auffaſſungsvermögens, Beobachtungsgeiſt und Übung erſtandes im Selbſtdenken voraus: Gaben, die nicht Jedem verliehen ſind, r der Erfahrung ſich rühmt. Es gibt daher auch neben der ſeltenen echten rung eine falſche, die das Eigenthum Vieler iſt. Sie beſteht aus einſeitigen, kommenen Beobachtungen, aus welchen falſche Schlüſſe gezogen worden, welche ohne das Band des Verſtandes neben einander gereiht ſind. Wer nicht worauf er ſehen ſoll, wer der Kunſt zu ſehen und über das Geſehene zu den- icht mächtig iſt, kann alle Länder der Erde durchreiſt haben, und kein einziges n; er kann tauſend Kranke geſehen haben, und doch keine Kenntniß der Krank- aben. Nur zu oft iſt Das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen rfahrung beehrt, nichts weiter als die regelloſe Übung, mechaniſche Fertigkeit m Äußern der Kunſt, ohne Einſicht der Grundſätze derſelben. Einen Arzt, er viele Kranke geſehen hat, hält man für erfahren: ob er über Das, was er n, auch gedacht hat, ob er ſo mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet daß er mit Nutzen darüber denken konnte, danach fragt der Pöbel nicht. n in den älteſten Zeiten, bald nach der Hippokratiſchen Schule, bildete ſich eſondere Schule der Ärzte unter dem Namen der Empiriker. Die Spitzfin-

digkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß sie zu ihr allein zurückkehrten, und sich bloß an sie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Kos (etwa 250 J. v. Chr.) waren die vorzüglichsten Stifter dieser Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf sorgfältige echte Erfahrung, ohne künstliche Systeme, ohne weitere Nachforschung nach den verborgenen Ursachen. Späterhin näherten sich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem sie den Epilogismus annahmen, d. h. die Kunst, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu schließen, das kein Gegenstand der Erfahrung ist. Geschieht dieser Übergang von echter Erfahrung mittelst geläuterter Naturphilosophie, von einem hellen Verstande, durch richtige Schlüsse und vorsichtige Versuche unterstützt, so kommt hierdurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmonisches, der Kunst förderliches Werk daraus. Ohne diese Erfordernisse baut sich jeder Arzt nach einseitigen Beobachtungen und falschen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meisten verunglückt sind. Die neuern Empiriker haben diesen Namen durch ihre Unwissenheit in den Kenntnissen, welche, um zur echten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müssen, durch ihre Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne diese gehörig zu kennen, in sehr üblen Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menschen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes sich anmaßt, der aus Mangel an theoretischen medicinischen Kenntnissen bloß aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder nach einzelnen Zeichen Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube oder einseitige Beobachtung und falsche Erfahrung gegen jene Zufälle für heilsam hält, ohne zu beurtheilen, ob sie der eigenthümlichen Beschaffenheit des Kranken und dem Charakter seiner Krankheit angemessen sind. Am schärfsten bezeichnet Zimmermann in seinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterschied zwischen dem echten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts. H.

Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie.

Erfindung ist diejenige Art der Thätigkeit des menschlichen Geistes, mittelst welcher er auf eine eigenthümliche Weise etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt sich in der Wissenschaft und in der Kunst im weitern Sinne, und unterscheidet sich von dem Entdecken, d. h. von dem Auffinden Dessen, was vorhanden, aber nur verborgen war; denn dieses ist mehr Sache des Zufalls und der Beobachtung. Nicht mühsam aber sind jene Combinationen, auf welchen die Erfindung beruht, sondern sie entspringen plötzlich im Geist; denn wer kann sich versetzen, er wolle zu dieser oder jener Zeit eine Erfindung machen? Den Keim der Erfindung kann er freilich mit der Zeit langsam entwickeln; allein das ist ganz etwas Andres; die eigentliche Erfindung ist dann schon gemacht. Die Verwechselung beider Momente scheint den Irrthum Derer veranlaßt zu haben, welche behaupteten, der wissenschaftliche Erfinder sei von dem ästhetischen wesentlich verschieden. Der wissenschaftliche Erfinder, sagen sie, ist sich seines Ideenganges bewußt, kann die ganze Methode, wie er zu seinem Ergebniß gelangt ist, beschreiben, dem Dichter aber gibt sein Genius, ohne sein Bemühen, als Geschenk des glücklichen Augenblicks, die Welt von Ideen, und der Dichter ist nicht im Stande zu sagen, wie er dazu gekommen ist. Letzteres ist allerdings wahr; ist es aber mit dem wissenschaftlichen Erfinder anders? Springt nicht auch hier mit Schnelligkeit des Blitzes die Idee aus seinem Geiste, worin, wie in dem Samenkorn ein ganzer Wald, eine unendliche Reihe von Erzeugnissen eingewickelt liegt? Er vermöchte nicht zu sagen, wie er dazu gekommen, weil die kräftige Seele im Fluge am Ziele war. Freilich kann er uns den Weg zeigen, bis auf den Punkt, wo die Idee in ihm entsprang; kann uns zeigen, was und wie er daraus entwickelte; allein das

kann der Künſtler auch, oder er würde nie im Stande ſein, Rechenſchaft von ſeinem Werke abzulegen, was doch mehre der größten Künſtler gethan haben. Aber, ſagt man, im Felde der Wiſſenſchaft kann man erfinden lehren, es gibt eine eigne Erfindungsmethode, Heuriſtik (vgl. d.); gibt es eine ſolche auch für den Künſtler, und kann es eine ſolche geben? Befragt man Künſtler und Theoriſten um ſie, ſo merkt man bald, daß ſie nicht eben einſtimmig ſind. Einige, die den Erfindungsgeiſt im Gegenſatz des bloßen Nachahmungsgeiſtes ins Auge faßten, ſetzten das Weſen der äſthetiſchen Erfindung in Neuheit des Gegenſtandes, wogegen Andre ſagen, die Erfindung beſtehe keineswegs in dem Vermögen, den Gegenſtand zu erſinnen, ſondern in der Fähigkeit, denſelben in der Einbildungskraft zweckmäßig für die Kunſtdarſtellung zu ordnen. Die letzte Anſicht findet vornehmlich in Beziehung auf die bildenden Künſte ſtatt, die man im Punkte der Erfindung für die beſchränkteſten hielt, weil ſie ihre Gegenſtände am häufigſten aus der Poeſie, Geſchichte und Sage entlehnen. Während alſo die Einen den darzuſtellenden Gegenſtand ſelbſt, faſſen die Andern die Behandlung deſſelben ins Auge. Wenn indeß dieſe letztern nicht, wie allerdings öfter geſchehen iſt, die Erfindung geradezu mit der Anordnung, Compoſition, dem Entwurf u. a. m. verwechſeln, ſo läßt der Widerſpruch ſich wol heben, der überhaupt größer ſcheint als er iſt. In dem Begriff des Erfindens ſelbſt liegt es, daß etwas allererſt durch Finden zum Daſein gebracht wird, und dieſes ſchließt keineswegs den Fall aus, wo die Beſtandtheile des neuen Erzeugniſſes ſchon einzeln vorhanden waren, ſetzt aber freilich voraus, daß durch eine neue Zuſammenſetzung, Verarbeitung, etwas bisher noch nicht Vorhandenes entſtehe. Man kann demnach, ja man muß die Erfindung in zwiefacher Hinſicht nehmen: 1) auf den Stoff, und 2) auf die Form. Wollten wir bloß auf Erzeugniß des neuen Stoffes ſehen, ſo ſtänden wir in Gefahr, Homer, Sophokles, Shakſpeare, Göthe und viele Dichter des erſten Ranges aus allen Nationen aus der Reihe der originellen Schöpfer auszuſtreichen, weil ihnen faſt in den meiſten Fällen der Stoff gegeben war; man könnte ſagen von ihnen: gefunden und nicht erfunden; da wir hingegen Namen in dieſe Reihe ſetzen müßten, die man neben jenen Namen zu nennen billig Bedenken trägt. Indeß kann freilich nicht geleugnet werden, daß Erfindern neuen Stoffes, der ohne fruchtbare Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden kann, auch ihr Verdienſt gebühre, das jederzeit im Verhältniß ſteht mit dem Grade, in welchem der neue Stoff intereſſant iſt. Das größere Verdienſt iſt aber Deſſen, der dem Stoffe die äſthetiſche Entfaltung gibt, wobei ſich eben die zweite Art der Erfindung, die der Form, hervorthut. Was man von einer Poeſie der Erfindung ſagt (die, ganz verſchieden von Erfindung in der Poeſie, in allen Künſten ſtattfindet), das zeigt ſich eben hier, ſowie auch eben hier nicht zu verkennen ſein wird, daß der Künſtler bei dieſer Art der Erfindung, die ſeinen Entwurf beſtimmt, nicht ohne Bewußtſein verfahre, obſchon ſtets auf eigenthümliche Weiſe, durch eigne geiſtige Selbſtthätigkeit hervorbringend, und nicht wie der Nachahmer zuſammenſtoppelnd. Da jene äſthetiſche Entfaltung nur dann echter Art iſt, wenn alles Einzelne in Einklang mit dem Ganzen ſteht, ſo ſieht man hieraus, wie Mengs die Erfindung in die Einheit der Ausführung der urſprünglichen Idee des Künſtlers ſetzen konnte. In dieſem Sinne rühmte er von Rafael, daß er die zu einem Gegenſtande paſſende Zahl der Figuren ſo richtig beſtimmt und ſo vertheilt habe, daß keine müßig oder unnütz blieb. — Erfindungen und Entdeckungen wurden ſeit dem Ende des Mittelalters der Grund der Weltmacht des Europäers. Deutſche und Italiener ſtehen in dieſem Theile der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes oben an; in der neueſten Zeit haben Engländer, Franzoſen und Nordamerikaner die Deutſchen wenigſtens in der Zahl von Entdeckungen übertroffen. — Eine Geſchichte der Erfindungen in den Wiſſenſchaften und Künſten in alphabetiſcher Ordnung hat Donndorf verſucht. Buſch hat ein „Handbuch der Erfindungen" in

12 Bdn. geliefert. Busch's „Alman. der Fortschr., neuesten Entdeckungen und Erfindungen ꝛc." ist durch H. Leng's „Jahrb. der neuesten und wichtigsten Erfind. und Entdeck." (Ilmenau 1824) fortgesetzt worden. In Paris erschien ein „Dictionnaire des découvertes, inventions, innovations etc." in 17 Bdn. (1822—24). dd.

Erfrischungsinseln, Isles of refreshment, sonst Tristan d'Acunha, nach ihrem portug. Entdecker genannt, eine Gruppe von drei kleinen Inseln, im südlichen atlantischen Ocean (37° 6′ S. B. und 14° 12′ W. L. von Paris), zwischen Afrika und Südamerika. Sie wurden 1810 von einem amerikanischen Küstenfahrer aus Salem, Jonathan Lambert, aufs neue entdeckt. Dieser Robinson Crusoe unserer Zeit nahm sie in Besitz, und machte in einem Manifeste v. 4. Febr. 1811, das sein erster Staatsminister, André Millet, ebenfalls ein amerikanischer Seemann, unterzeichnet hatte, allen Nationen bekannt, daß er der Souverain dieser Inseln sei, welche den Namen Erfrischungsinseln führen sollten. Die größte, Tristan d'Acunha, ist etwa 6 engl. Meilen lang und ebenso breit; sie hat einen 8000 Fuß hohen Pic, vortreffliches Wasser, zwei gute Häfen (Port Reception), und ist reich an Vögeln, Seethieren, wilden Ziegen und Schweinen. Die üppige Vegetation ist der vom benachbarten Cap der guten Hoffnung gleich. Die zweite, ehemals Isle des nossignols, hat Lambert Lowellsinsel, und die dritte, ehemals l'Inaccessible, Pintadesinsel genannt. Britische und amerikanische Seefahrer landen daselbst und nehmen Erfrischungen ein; auch versorgt der amerikanische Minister in Brasilien und ein Agent des Erbfürsten Lambert auf dem Cap, den neuen Staat mit Samen und Pflanzen.

Erfurt, Hauptst. und Festung an der Gera, in Thüringen. Sie war im 15. und 16. Jahrh., vorzüglich durch ihren Handel, sehr blühend. Erfurt hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutschland, da es fast in der Mitte desselben liegt, und zählte zu Ende des 16. Jahrh. gegen 60,000 Einw. Allein durch den veränderten Gang des Handels, welcher sich nach Leipzig zog, durch die deutschen Kriege und die Streitigkeiten unter den deutschen Fürsten um den Besitz dieser Stadt und Landschaft, ist dieselbe so gesunken, daß die Stadt jetzt in 2781 H. nur 21,330 E. enthält. Auch hatte sie eine 1378 gestiftete Universität, welche aber 1816 aufgehoben wurde. Nicht leicht baut eine Stadt in Deutschland, nebst ihrer Umgebung, so viel Gartengewächse aller Art, als Erfurt. Der Hauptzweig des Stadtgewerbes sind indeß die Wollmanufacturen, doch sind auch die Lederfabriken nicht unbedeutend. Die Mehrzahl der Einw. ist lutherisch. Unter andern Sehenswürdigkeiten nennen wir die beiden Citadellen, den Petersberg und die Cyriaksburg, den Dom, mit der großen 275 Ctr. schweren Glocke, Susanna genannt; das ehemalige Augustinerkloster, in welchem jetzt das lutherische Gymnasium ist, mit D. Luther's Zelle, die er von 1505—12 bewohnte. Das Benedictinerkloster wurde 1813 zusammengeschossen. Erfurt, der Sage nach, schon zu Anfange d. 5. Jahrh. von einem gewissen Erpes gegründet, ist zwar nie eine unmittelbare freie Reichsstadt gewesen, behauptete aber doch im Mittelalter, trotz der Ansprüche, welche Kurmainz auf die Landeshoheit machte, eine Art von Unabhängigkeit, und schloß 1483 mit Sachsen ein ewiges Schutz- und Schirmbündniß, wodurch es sich zu einem jährl. Schutzgelde von 1500 Mfl. verpflichtete. Im 17. Jahrh. gelang es Kurmainz, seine Ansprüche geltend zu machen; die Stadt ward mit Hülfe franz. Kriegsvölker erobert; Sachsen leistete Verzicht auf die Schutzgerechtigkeit, und seit 1667 blieb Erfurt ein unbestrittenes Besitzthum der mainzischen Kurfürsten, die es, zugleich mit dem Eichsfelde, durch Statthalter regieren ließen, bis beide Ländchen 1802, zur Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Besitzungen, von Preußen in Besitz genommen wurden. 1806, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, ging Er-

3. Oct. durch Capitulation an die Franzosen über. Das Eichsfeld wurde lge zu Westfalen geschlagen; Erfurt blieb unmittelbar unter franz. Regie- Im Oct. 1808 war daselbst die Zusammenkunft zwischen dem russ. und ıiser, den Königen von Sachsen, Baiern und andern hohen Personen. n Rückzuge der Franzosen aus Deutschland (im Herbst 1813) ergab sich t auf Capitulation, die Citadelle (der Petersberg) aber erst im Frühling die Preußen. Durch die wiener Congreßacte ist Erfurt mit seinem Ge- dem Eichsfelde wieder unter preuß. Hoheit gekommen. Es ist der Pro- hsen zugetheilt, und der Sitz einer Regierung, zu deren Bezirk das vor- ürstenthum Erfurt (14 □M., 44,000 E.), Nordhausen, der preuß. An- Eichsfeldes, Mühlhausen, das von Sachsen abgetretene Henneberg, der neustädter Kreises und die Ämter Langensalza und Weißensee gehören. R., mit 22 St., 12 Mfl., 401 D., 257,000 Einw.) In E. befin- ine königl. Akad. nützl. Wissensch., zwei Gymnasien, eine Taubstummen- lt, Kunst- u. a. Schulen, das Martinsstift für arme Kinder u. a. Anstalten. h a r d (Christian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Professor des Crimi- zu Leipzig, geb. 1759 zu Dresden, studirte er von 1778—81 zu Leipz. die nd legte zugleich durch das Studium der Geschichte, der Philosophie und t den Grund zu einer vielseitigen Bildung. 1782 ward er D. der Rechte m. Docent zu Leipzig, 1783 Beisitzer des niederlausitz. Landesgerichts, of. der Rechte, 1793 Mitglied der Juristenfacultät, 1795 Oberhofge- ıter, 1809 Oberhofgerichtsrath, Prof. des Criminalrechts und Domherr stifts Naumburg. 1801 ernannte ihn der Kaiser Alexander I. zum Corre- n der Reichsgesetzgebungscommission zu Petersburg mit Gehalt; und mehre n ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftsteller, Leh- Geschäftsmann sich ausgezeichnete Verdienste erworben. Seine Schriften ı sich über wichtige Gegenstände des philosophischen und positiven Rechts, Salterthümer, Rechtsgeschichte und die Theorie der Gesetzgebung; überall ıselben neue Ansichten abzugewinnen gewußt. Seine deutschen Schriften zuglich Criminalrecht und Gesetzgebung zum Gegenstande. Das sächsi- iche Recht brachte er zuerst in die Form eines Systems, und s. Anmerk. s. des Pastoret haben wichtige Fragen der Criminalgesetzgebung zur gebracht. Seinen Ruf verbreitete s. Werk über Leopolds II. Gesetzgebung na. Sein „Versuch über das Ansehen der Gesetze" gab die Veranlassung, preuß. Großkanzler Carmer ihn zur Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs euß. Staaten aufforderte. Im ersten Bde. dieser Kritik (deren Fortsetzung) hat er einen wichtigen Vorschritt in der wissenschaftlichen Behandlung tzgebungskunst gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine d die Natur der bürgerlichen Geschäfte und Verhältnisse gegründeten Wis- seit 1803 zuerst zum Gegenstande akademischer Vorlesungen machte. In k. zu Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehren ngen, die er in der 1788 und 1789 von ihm herausgeg. Zeitschrift ea" geliefert hat, sowie in den Vorreden zu s. Übersetz. des Handelsgesetz- d der Civilgerichtsordnung des franz. Reichs, und in s. Abhandlungen itrio judicis" und „De notione furti" hat er einzelne Ansichten über die n Gegenstände der Gesetzgebung geliefert. Seine Übers. des „Code Na- (2. Aufl. 1811) ist allgemein für die vorzüglichste anerkannt worden. zte und vielleicht s. wichtigste Arbeit war der Entwurf eines Criminalgesetz- : Sachsen; sie ist, so weit sie fertig war, von einem s. Schüler, D. Fride- usgegeben worden. Er starb an der häutigen Bräune 1813. Vielsei- Scharfsinn, Witz und Unterhaltungsgabe verband er mit den trefflichsten s Herzens. M.

Erhard (Johann Benjamin), als scharfsinniger Denker ausgezeichnet, D. der Arzneigelahrtheit und praktischer Arzt zu Berlin, geb. 1766 zu Nürnberg. Sein Vater, ein armer Drahtzieher, der viel Anlage zur Tonkunst und Neigung zu Geistesbeschäftigungen hatte, suchte gleichen Sinn in dem einzigen Kinde zu erwecken. Der 11jährige Knabe verließ die lateinische Schule und wollte s. Vaters Gewerbe lernen, und sich in der Gravirkunst ausbilden. Er empfing Unterricht im Zeichnen, dann im Graviren, im Italienischen, Französischen und im Clavierspielen. Von Büchern entblößt suchte er bei Trödlern Hülfe, um sich mit der Philosophie bekannt zu machen, fand aber nichts als latein. Lehrbücher aus der Wolfischen Schule. Jetzt erwachte wieder seine Neigung zum Lateinischen und Griechischen. Die Philosophie führte ihn zur Mathematik, worin gleichfalls Wolf Schriften s. Führerinnen waren. So beschäftigte sich der Knabe bis in s. 13. J. wo er epileptische Anfälle bekam, die ihn alle Geistesanstrengungen aufzugeben nöthigten. Erst in s. 16. Jahre konnte er, nach s. völligen Genesung, zur Philosophie und Mathematik zurückkehren. 20 J. alt, lernte er den berühmten Wundarzt Siebold auf dessen Durchreise durch Nürnberg kennen, der sich wunderte, bei dem jungen Handwerker so viele arzneiwissenschaftliche Kenntnisse zu finden, und ihn zu bewegen suchte, sich in Würzburg dem Studium der Heilkunde zu widmen. E. blieb aber bei s. Vorsatze, als Handwerker zu leben, da er auch über bürgerliche Verhältnisse zu einer freisinnigen Ansicht gelangt war. Bereits mit mehren philosophischen Systemen, und auch mit Kant's Lehren bekannt, hatte er sich doch für das praktische Leben schon als 14jähriger Knabe s. Lehrer gewählt, welchen er in der Hauptsache stets treu blieb. „Da der eine dieser Lehrer", sagt er in einer handschriftlichen Aufsatze, „ein Sklave und der andre ein Kaiser war, Epiktet und Marc Aurel, so war ich durch sie bestimmt, nichts in der Welt zu erlangen, als was das Schicksal mir aufdrang, indem mich beide lehrten, nicht in äußern Verhältnissen, sondern allein in meinem Innern mein Glück zu suchen". Als jedoch 1787 nach dem Tode s. Mutter das Gewerbe s. Vaters zwei Familien nicht ernähren konnte, entschloß er sich, nach Würzburg zu gehen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er blieb hier zwei J. und erwarb sich dann 1792 zu Altorf die medicinische Doctorwürde. Zur ärztlichen Praxis hatte er aus Gründen, die in s. damaligen Ansichten lagen, keine Lust. Die franz. Revolution ließ ihn fürchten, daß auch Deutschland davon angesteckt werden könnte. Er war verlegen, welche Rolle er dabei spielen sollte, denn er haßte die aristokratische Partei um dessentwillen, was sie wollte, und die demokratische um dessentwillen, was sie that. Diese Stimmung erweckte in ihm den Wunsch, nach Nordamerika zu gehen. Allein 1793 durch einen Betrüger hintergangen, verlor er s. Vermögen und gerieth in große Verlegenheit. In s. Verhältnissen gestört, nahm er 1797 eine Anstellung in Anspach unter dem Minister v. Hardenberg an. Zwei J. später ging er nach Berlin, wo er die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis erhielt, welcher er sich seitdem gänzlich widmete. Unter s. medicinischen Schriften nennen wir s. in Röschlaub's „Magazin" eine deutschte Abhandlung über die Idee der Arzneiwissenschaft, und s. 1800 zu Tübingen erschienene „Theorie der Gesetze", die sich auf das körperliche Wohl der Bürger beziehen, und der Benutzung der Heilkunde zum Dienste der Gesetzgebung. Seine Abhandlung: „Über das Recht des Volks zu einer Revolution" (Jena 1795) spricht die Ansichten aus, worauf ihn das Nachdenken über die großen Zeitereignisse führte.

Erhitzend werden in der Medicin solche Körper genannt, welche theils an der Stelle des Körpers, an welche sie gebracht werden, ein Gefühl von Brennen erregen, theils es bewirken, daß, wenn sie in größerer Menge in den Körper kommen, sich eine bedeutende Wärme über denselben ausbreitet. Es gehört natürlich die äußere Wärme selbst vorzüglich hierher; alsdann beobachtet man diese Eigenschaft

den mehrsten ausländischen und einigen inländischen Gewürzen und den
n Ölen, die sich in ihnen befinden, sowie von allen Dingen, in welchen der
l den Hauptgegenstand ausmacht. Da aber die größere Wärme eine
Erscheinung ist, welche ihren nächsten Grund nur in den organi-
rhältnissen haben kann, und da die Wirkung der erhitzenden Dinge sich
i auf diese Wärme beschränkt, sondern da sie vielmehr neben derselben noch
ige andre Erscheinungen veranlassen, so folgt von selbst, daß diese Be-
weder von der ursprünglichen noch von der Totalwirkung entlehnt ist.
erweitigen Folgen aber, welche die erhitzenden Dinge haben, bestehen in
Aufregungen, welche sie in dem Körper überhaupt, vorzüglich aber in
riellen Gefäßsysteme erzeugen. Der Blutumlauf wird beschleunigt, die
on lebhafter, die Hautfarbe mehr geröthet, Schweiß bricht aus, Durst
die geistigen Thätigkeiten werden im Anfange aufgeregt, später unter-
lbst Krämpfe entstehen nicht selten. So groß auch der Nutzen ist, den
tel bisweilen haben, so viel Mißbrauch wurde zu verschiedenen Zeiten mit
rieben und viel Schaden gestiftet. Namentlich wollte man im 12. Jahrh.
leme, welches von Sylvius aufgestellt wurde, zufolge die Schärfen und
e man für Ursachen der mehrsten Fieberkrankheiten hielt, durch erhitzende
is dem Körper treiben, und verursachte dadurch, nach Sydenham's voll-
Zeugnisse, Verschlimmerung dieser Krankheiten. Die reizenden Mittel,
den neuesten Zeiten von den Ärzten, die sich zur Brown'schen Schule und
zungstheorie bekannten, so verschwenderisch angewendet wurden, haben
Bedeutung und stifteten denselben Schaden in sehr vielen Fällen, wo
beruhigende, mäßigende antiphlogistische Mittel an ihrer Stelle gewe-
l.

Erich. Schweden zählt vierzehn Könige d. N., von denen der letzte 1560
n bestieg. Er zeigte einen kräftigen, aber gegen s. ihm feindlich gesinnten
n blutige Wuth übergehenden Charakter; auch gegen s. Unterthanen er-
sich manche Tyrannei, und befleckte s. Ehre durch schimpfliche Heiraths-
Seine Brüder Johann und Karl selbst bildeten daher eine Partei wider
etzten ihn 1568, mit Einwilligung der Stände, der Regierung, und hiel-
fangen. Er starb 1577 im Gefängnisse an Gift. Übrigens war er ein
ier, den Künsten nicht abholder Regent. Er schätzte und förderte Künst-
Handwerker, nahm die Hugenotten mit offenen Armen auf, schaffte manche
bische Gebräuche in der Religion ab, und brachte Handel und Schifffahrt
hme; besonders sind auch s. gerichtlichen Anstalten alles Lobes werth. Er
Schöpfer eines hohen Adels in Schweden, indem er gräfl. und freiherrl.
ertheilte. S. Celsius's „Gesch. Kön. Erichs XIV.", a. d. Schwed.
. 1776).

Erichthonius oder **Erechtheus**, Sohn des Dardanus und der Batea,
el des Jupiter, war König in Troas. Er war der reichste Mann in s.
indem er auf s. Weiden allein 3000 Stuten mit jungen Füllen hatte. In
ser Stuten verliebte sich Boreas, weßhalb er sich in ein Roß verwandelte.
ren von ihm zwölf Füllen, die im Laufe über die Gefilde so leicht auf die
men traten, daß sie keinen davon zerknickten. Sie konnten sogar auf dem
hen. Erichthonius bekam das Reich von Troja, als sein Bruder Ilus
der starb. Er heirathete nun die Astyoche, des Simois Tochter, und
it ihr den Tros. Nach Andern zeugte er diesen mit des Skamander Toch-
Kirrhoe. — Ein andrer **Erichthonius** war König von Athen. Er
ch der Mythe, ein Sohn Vulcans und der Atthis, der Tochter des Kra-
Erichthonius wurde im Tempel der Athene von dieser Göttin selbst erzogen.
wachsen war, stieß er den König Amphiktyon vom Throne, und setzte sich

darauf. Der Minerva ließ er eine Bildsäule, oder, nach A. einen Tem
Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Fest der Panathenäen
Mythe von diesem Erichthonius wird verschieden erzählt. Man schrie
Drachenfüße zu, und weil ihn diese am Gehen hinderten, so erfand e
rädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich seine Füße zu verbe
setzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo er als Fuhrmann noch vorhan

Eridanus, der Po in Italien, ein mythologischer Fluß, d
Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëthon, der auch
heißt, von Jupiters Blitzen erschlagen wurde, stürzte er hinein, u
Schwestern, die Heliaden, beweinten ihn hier so lange, bis sie in
verwandelt wurden. Auch als solche weinten sie noch, und diese Z
delten sich in dem Wasser des Flusses zu dem durchsichtigen Bernstein.

Erigena (d. i. der Irländer, Johannes) auch mit dem Beinam
einer der denkendsten und gelehrtesten Männer des 9. Jahrh. Er w
gebürtig, in dessen Klöstern sich bis in diese Zeit die meiste Gelehrsam
senschaft erhalten hatte. Seine philosophische Ansicht schloß sich an d
schen Neuplatoniker an. Er lehrte: Gott ist das Wesen aller Ding
ben die ursprünglichen Ursachen ihren Grund, aus welchen die endli
vorgeht, und alle Dinge gehen ebenfalls in sein Wesen zurück. Er h
in dem Werke „De divisione naturae", welches Th. Gale (Oxford
geg. hat, vorgetragen. Er wurde von Karl dem Kahlen nach Frankreich
aber dessen Hof wegen angeblich ketzerischer Meinungen verlassen.
berief ihn nach Oxford 877; hier starb er gegen 886. Seine Liebe
platoniker zeigte sich auch in der Übers. des Dionysius Areopagita
Hauptquelle mystischer Ansichten im Mittelalter geworden ist. Üb
mahl und die Gnadenwahl äußerte er freiere Meinungen.

Erinnyen, die Furien, s. Eumeniden.

Eriphyle, Tochter des Talaus und Gattin des Amphi
bestochen durch ein vom Polynices ihr geschenktes Halsband, verrie
dem Zuge der sieben Fürsten gegen Theben Theil nehmen mußte, wo
fand. Dafür tödtete sie ihr Sohn Alkmäon. Sie wurde aber von
Leben zurückgerufen. Jenes Halsband war von Vulcan verfertigt
Alle, die es trugen, durch seinen Zauber unglücklich.

Eris, (Discordia), die Göttin der Zwietracht, Tochter d
Schwester der Nemesis und der Parzen. Als sie bei der Vermählu
nicht eingeladen worden, warf sie aus Rache einen goldnen Apfel
schrift: der Schönsten, in das Zimmer, wo die Götter und Göttinn
waren. Juno, Minerva und Venus stritten um denselben; daher
Zankapfel. Jupiter ließ den Hirten Paris auf dem Berge Ida e
ihn der Venus zusprach, und von ihr mit der schönen Helena belohnt
der trojanische Krieg sich entzündete.

Erisichthon oder Eresichthon, Sohn des Königs
Thessalien, beging den Frevel, einen der Ceres geheiligten H
zu wollen; er machte den Anfang mit einer schönen großen
einer Dryade bewohnt wurde, und unter deren Schatten die
den ihre Tänze gewöhnlich anstellten. Trotz der Warnungen,
gen, trotz des Blutes der Nymphe, das beim ersten Hieb her
er sich nicht zurückhalten, bis die Eiche fiel, und die geistige Bewe
des Lebens beraubt wurde. Jetzt flüchteten die übrigen Dryaden
flehten ihre Rache für diesen Frevel an. Die Göttin schickte den
ger, der den schlafenden Erisichthon mit seinen Flügeln umschattete,
giftigen Athem einhauchte; und von jetzt an wüthete eine nie zu

igewelden. Bald verzehrte er ſein ganzes Vermögen, und da auch die
e ſeiner Tochter, welche ihm zu Liebe ſich mehre Mal als Sklavin ver-
id durch die von Neptun ihr verliehene Gabe, fremde Geſtalten anzuneh-
den Käufern wieder entzog und zu ihrem unglücklichen Vater zurückkehrte,
t keine Nahrung mehr verſchaffen konnten, nagte er endlich ſeine eignen
, ſo weit er ſie erreichen konnte, und ſtarb in ſchrecklicher Verzweiflung.
k ä l t u n g oder A b k ü h l u n g. Ein Körper erkaltet, wenn er einen
s freien, fühlbaren Wärmeſtoffs verliert. Dies kann auf zweierlei Art
entweder dadurch, daß dieſer Theil der Wärme gebunden wird, wodurch
, auf das Gefühl zu wirken, oder dadurch, daß ein andrer, den erſtern
r Körper den freien Wärmeſtoff wegnimmt. So erkaltet unſere Atmo-
) einem Regen, weil ein Theil ihres Wärmeſtoffs zur Erzeugung der
die nachher aus der feuchten Erde aufſteigen, verbraucht, alſo gebunden
ein heißer Stein, der der freien Luft ausgeſetzt oder ins kalte Waſſer ge-
rd, weil dieſe beiden Mittel ihm ſeine Wärme entziehen. Das Überſtrö-
Wärmeſtoffs aus dem wärmern in den kältern Körper dauert ſo lange, bis
gewicht in beiden hergeſtellt iſt. In der Regel erkalten lockere Körper
chte; doch iſt dies nicht durchgängig der Fall. Durch Vermehrung der
eines Körpers, durch Schütteln, Umrühren, Anblaſen u. ſ. w. wird
ung befördert. Auch verliert ein Körper um ſo eher ſeinen Wärmeſtoff,
r ihn berührende iſt. — Über E r k ä l t u n g in mediciniſcher und diäteti-
ſicht, ſ. R h e u m a.

k e n n t n i ß iſt 1) die Beziehung einer Vorſtellung auf einen Gegenſtand,
: als ein beſtimmtes Ding von andern Dingen unterſchieden wird. Man
d i e als d a s Erkenntniß. Im letztern Falle verſteht man gewöhnlich eine
kenntniß darunter, im erſtern einen Inbegriff ſolcher einzelnen Erkenntniſſe,
Ganze unſerer Erkenntniſſe. Das Erkennen ſetzt das Vorſtellen voraus;
Vorſtellungen hätten wir auch keine Erkenntniſſe. Aber Vorſtellungen ſind
Erkenntniſſe; die Vorſtellungen müſſen ſich auch auf einen beſtimmten Ge-
ziehen, ſodaß dieſer dadurch von andern, ihm mehr oder weniger ähnlichen
den unterſchieden wird. Die im menſchlichen Geiſte verborgene Quelle der
ſſe heißt das E r k e n n t n i ß v e r m ö g e n. Gewöhnlich theilt man es in ein
d höheres ein, weil die Erkenntniß aus verſchiedenartigen Vorſtellungen be-
uch eine verſchiedenartige Wirkſamkeit des menſchl. Geiſtes vorausſetzen.
rſtellungen ſind ſinnlich, und heißen Anſchauungen oder Empfindungen,
ſie mehr die Beſchaffenheit des Vorgeſtellten oder den Zuſtand des Vor-
ausdrücken. Sie ſind Erzeugniſſe des niedern Erkenntnißvermögens,
auch das ſinnliche, oder ſchlechtweg der Sinn, auch die Sinnlichkeit ge-
d. Die ſinnlichen Vorſtellungen beziehen ſich bloß auf das Einzelne, was
ſchaut oder empfunden wird. Andre Vorſtellungen ſind verſtändig und
griffe. Sie beziehen ſich auf das Allgemeine, was an mehren einzelnen
meinſchaftlich angetroffen wird, und ſind Erzeugniſſe des höhern Erkennt-
ens, das daher auch das verſtändige Erkenntnißvermögen oder ſchlecht-
erſtand genannt wird. Über Sinn und Verſtand erhebt ſich noch die
deren eigenthümliche Vorſtellungen Ideen genannt werden, z. B. die
gen von der Gottheit, Freiheit, Unſterblichkeit, Pflicht, Tugend ꝛc. Ob
n durch dieſe Ideen auch etwas erkannt werde, lehrt die Theorie des Er-
rmögens, welche die urſprünglichen Geſetze und Schranken des Erkennt-
ens unterſucht. Vorausgeſetzt aber, daß durch Vernunft auch etwas er-
de, ſo würde ſie das höchſte Erkenntnißvermögen zu nennen ſein, weil es
eres als die Vernunft in der menſchlichen Natur gibt. Man faßt oft
Namen des höhern Erkenntnißvermögens Verſtand und Vernunft zu-

sammen, weil man in der Sprache des gemeinen Lebens diese beiden Vermögen des menschlichen Geistes nicht so genau unterscheidet, als es die wissenschaftliche Genauigkeit fodert. Hierauf beruht auch der Unterschied zwischen der empirischen und rationalen Erkenntniß. Jene ist eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Erfahrung, mithin auf der eigenthümlichen Wirksamkeit des niedern oder sinnlichen Erkenntnißvermögens beruht; diese ist eine Erkenntniß, deren Gültigkeit auf Gründen beruht, die nur durch das höhere, verständige oder vernünftige Erkenntnißvermögen eingesehen werden können. Die gesammte menschliche Erkenntniß aber ist eigentlich ein unzertrennliches, auf das innigste zusammenhängendes Ganzes, und, als solches, ein gemeinschaftliches Erzeugniß von Sinn, Verstand und Vernunft. 2) Das Erkenntniß, ein gerichtliches Urtheil, ein Rechtsausspruch. D.

Erlach, eins der ältesten und edelsten Geschlechter in der Schweiz, aus Burgund herstammend, ist seit dem Anfange d. 12. Jahrh., vorzüglich in den Annalen Berns berühmt. I. Rudolf v. E., Sohn Ulrichs, welcher die Berner 1293 in dem glorreichen Kampfe gegen den Adel und Albrechts Partei anführte. Rudolf dagegen befehligte in dem Streite Berns gegen den mächtigen Grafen von Nydau, und gewann die Schlacht bei Laupen, welche das Schicksal des Freistaats befestigte. Der großmüthige Sieger wurde dann der Beschützer und Erzieher der jungen Grafen von Nydau, und erhielt ihnen sorgfältig ihre Erbschaft. 1360 wurde er von Eidam ermordet. II. Johann Ludwig v. E., geb. 1595 und gest. 1650. Dieser ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann hatte auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Kriegs, und später in franz. Diensten auf die Kriege unter Ludwig XIII. und XIV. großen Einfluß, und benahm sich allenthalben als Mann von Ehre, großer Einsicht und Tapferkeit. Er leistete Gustav Adolf und Bernhard v. Weimar, deren Freundschaft und Vertrauen er besaß, große Dienste. Nach des Tode Bernhards trat er in franz. Dienste. III. Hieronymus v. E., geb. 1667, erst in franz., dann in östr. Diensten, war einer der geschicktesten Generale seiner Zeit und insbesondere mit dem Prinzen Eugen sehr befreundet. Er starb 1748 auf s. Landgute Hindelbank. IV. Karl Ludwig v. E., geb. zu Bern 1726, hatte vor der Revolution in Frankreich gedient. 1793 wurde ihm von Bern der Befehl über die Landesbewaffnung gegen die Franzosen übertragen. Es gelang ihm am 24. Febr., den unentschlossenen Senat zu kräftigen Maßregeln zu bestimmen. Er erhielt uneingeschränkte Vollmacht, gegen Brune zu handeln. Allein bald wurde sie zurückgenommen, und nun griffen die Franzosen die Berner an. Erlach focht gegen Schauenburg ehrenvoll, aber, der Übermacht unterliegend, unglücklich, und ward auf dem Rückzuge, beim Empfange der Nachricht von der Einnahme Berns von einem Landsturmbataillon ermordet. V. Rudolf Ludwig v. E., geb. zu Bern 1749, versuchte als Schultheiß von Burgdorf, bei dem Einfalle der Franzosen unter Brune und Schauenburg, durch die thätigste Theilnahme, aber vergebens Bern zu retten. 1801 verband er sich mit Aloys Reding und Steiger zur Herstellung der alteidgenossischen Staatsordnung, und wurde 1802 beim Ausbruch des lange vorbereiteten Aufstandes zum Oberbefehlshaber des Landesheeres ernannt. Nach der Einnahme von Bern ernannte der souveraine Rath Emanuel von Wattenwyl an seine Stelle. Bonaparte, damals erster Consul, machte diesem Aufstande durch die Vermittelungsacte ein Ende. Rud. Ludwig trat nun ganz ins Privatleben zurück. Man hat mehre Schriften von ihm, und unter diesen ein Code du bonheur, welchen er Katharina II. zugeeignet hatte.

Erlangen, Stadt im Königreich Baiern, im Rezatkreise, an der Regnitz (813 H., 11,580 E.), gehört wegen ihrer Regelmäßigkeit und Zierlichkeit zu den schönsten Städten in Deutschland. In Erlangen befinden sich mehre gelehrte Gesellschaften. Die Einw., welche theils lutherisch, theils reformirt sind, nähren sich von Manufacturen, Brauerei und Ackerbau. Sehr bedeutend waren sonst die

n Cattun- und Hutfabriken; aber sowol diese als die noch vor kurzem sehr den Handschuhfabriken haben in den neuesten Zeiten überaus gelitten. Die ricirten Preßspäne sind von vorzüglicher Güte; auch bereitet man das soge- Erlangerblau, eine dem Berlinerblau ähnliche Farbe. Von ihrem Erbauer, arkgrafen Christian Ernst, heißt die Stadt auch Christian-Erlangen. — m, als Universität, verdankt s. Ursprung dem Markgrafen Friedrich von enburg) Baireuth, der sie bereits 1742 für Baireuth, s. Residenz, gestiftet ber ihr (4. Nov. 1743) den passendern Sitz zu Erlangen anwies. 7 Profes- nd 80 Studirende waren der erste Stamm derselben, der Geh.-Rath und t Dan. v. Superville ihr erster Director u. Curator. Früher befanden sich als Studienanstalten eine Ritterakademie und ein Seminarium daselbst. Wenn ge der Studirenden allein auf die Blüthe einer Universität deuten könnte, e die Zeit des siebenjähr. Krieges, wo sich gegen 400 Studirende hier be- eine blühende zu nennen sein. Markgraf Alexander, der Regenerator der ität (daher sie ihm so gut wie dem ersten Stifter der Universität zu Ehren die h-Alexanders-Universität heißt) verminderte durch strenge Gesetze, die wegen eutenden Zahl von Ausländern nöthig geworden sein mochten, die Frequenz ıb, bis diese unter k. preuß. Scepter wieder sehr zunahm. Seit Ende 1806 t ein schwankender, für die Lehrer wie für die Studirenden gleich ungewisser ein, auch selbst noch unter der k. bairischen Regierung, bis endlich nicht Fortdauer, sondern auch eine zeitgemäßere Dotation der Universität aus- n wurde. Von dieser Zeit an beginnt nicht allein Erlangens höhere Wich- s protestantische Landesuniversität in einem sehr bedeutenden und verfas- icklichen Staate, sondern es wird auch bei immer zunehmender Zahl der nden (Winter 1822—23, 500) durch Herbeirufung geschickter und be- Lehrer, eines Stephani, Henke, Gros u. s. w. aus dem In- und Aus- in rein-wissenschaftliches Leben immer sichtbarer. Nicht wenig soll zu schen Blüthe der Universität die von der Universität selbst (durch einen ungsausschuß des k. akademischen Senats) ausgehende und von der Re- ur in letzter Instanz beaufsichtigte Verwaltung der Universitätseinkünfte 60—70,000 Rthlr. jährlich) beitragen, sowie die Liberalität hoch ge- ird, mit welcher die Regierung und die Stände des Reichs noch außerdem ntliche Bedürfnisse decken. Dadurch wurde es möglich, das der Universi- issene schöne markgräfliche Palais, welches 1814 ganz abbrannte, und wahrung der durch Vereinigung der Altorfer bedeutend gewordenen Uni- ibliothek von 100,000 Bdn., und andrer Attribute der Hochschule be- t, fast ganz auszubauen, und ein Krankenhaus zu vollenden, wie es an nd Zweckmäßigkeit wenig Universitäten, die nicht zugleich Residenzen sind, dürften. Damit ist ein treffliches Klinicum und in dessen Nähe Platz zu ien botanischen Garten gewonnen. Nicht weniger hat die Anatomie mit parate ein passendes Local erhalten und die Zeit ist nicht fern, wo mit Er- weckmäßiger öffentlicher Hörsäle einem dringenden Bedürfniß abgeholfen

Übrigens bietet die angenehme und reinliche Stadt, die Wohlfeilheit bedürfnisse, die Freundlichkeit der Umgebungen, die Nähe Nürnbergs dar, was nicht übersehen werden darf.

lösung, die Befreiung vom Drucke der Sünde durch Jesum. (Vgl. rthum und Versöhnung.)

menonville, Dorf im Seinedepart., 10 Stunden von Paris, s Herrn v. Girardin, bekannt durch seinen schönen 2600 Morgen großen welchem Rousseau's Asche auf einer Pappelinsel ruht. Den Sommer hrten Eingeborne und Fremde, besonders Engländer, von Paris häufig ı das Andenken Rousseau's zu feiern. Ermenonville diente einst den

Bürgerkriegen zum Schlachtplatze; dann bewohnte hier die schöne Gabriele d'Estrées ein Jagdschloß, von dem noch ein Thurm steht, der den Namen dieser Geliebten Heinrichs IV. führt. Nach ihr bekam Ermenonville jener treue Waffengefährte Heinrichs, der den König nur zwei Tage überlebte, vom Schmerz über Ravaillac's Frevelthat hinweggerafft. Noch merkwürdiger wurde Ermenonville in neuerer Zeit. J. J. Rousseau starb hier, wo er nur sechs Wochen gelebt hatte. Seine Gebeine wurden von der Pappelinsel ins Pantheon versetzt. Auch zeigt man zu Ermenonville die Plätze, wo der große Kaiser Joseph ausgeruht. Übrigens ist der Schmuck der Kunst auf diesem schönen Landsitze nicht minder groß, als der Reichthum der Natur. Der alte Girardin, Verf. eines guten Werks über schöne Gartenkunst, hatte in einem Laufe von 30 J. an 3 Mill. Franken auf die Verschönerung von Ermenonville verwandt. Seine drei Söhne wollten den gemeinschaftlichen Besitz aufheben, daher wurde Ermenonville 1821 zum öffentlichen Verkauf ausgeboten. Schon hatte die sogenannte bande noire, welche alles Schöne und Merkwürdige zerstörte, um Geld und nutzbaren Boden zu gewinnen, das höchste Gebot gethan, als Herr Stanislaus v. Girardin, der liberale Deputirte der linken Seite (gest. 1827), mit 100,000 Fr. jene Gesellschaft überbot, und dadurch das von ihm für 1½ Mill. Fr. erstandene väterliche Erbgut für die Freunde der Kunst der Natur und historischer Denkmale fortdauernd erhielt. (S. Matthison's „Spaziergang nach Ermenonville"; a. d. Franz. (Strasb. 1808).

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsstoffe von Außen und Verwandlung derselben in organische Masse, welche zum Wachsthum und Wiederersatz der verlorenen Theile des organischen Körpers tauglich ist. Diese Lebensact ist allen organischen Wesen eigen; am deutlichsten ist er am lebenden thierischen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organisation steht, wahrzunehmen. An diesem lassen sich drei Acte des Ernährungsgeschäfts unterscheiden. Der erste, die Verdauung, fängt schon im Munde an, indem die Nahrungsmittel, mechanisch zertheilt, und mit Speichel vermischt, den ersten Grad von Auflösung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Lebenskraft desselben, und den speichelähnlichen Magensaft, die Nahrungsstoffe in ihre feinsten Theile zertheilt, und in eine breiartige Masse, welche Chymus genannt wird, aufgelöst. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigne Natur der Nahrungsmittel überwunden ist, wird der Chymus aus dem Magen zunächst in den Zwölffingerdarm ausgeleert, und in demselben, vermittelst der hinzufließenden Galle und der pankreatischen Flüssigkeit, eine Abscheidung der feinsten, eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere durch die Gedärme abgeführt werden. Der feine Nahrungssaft, der in Gestalt einer weißen Flüssigkeit (Milchsaft, Chylus) sich von den gröbern Theilen absondert, wird durch den ganzen Lauf der Gedärme hindurch von den unzähligen einsaugenden Äderchen aufgenommen, von denen immer mehre in einen Ast sich vereinigen, die Gekrösdrüsen bilden, und sich alle in einem einzigen Stamme zusammenfinden, welcher am Rückgrathe aufgeht und den eingesogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung ist die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Assimilation.) Der dritte Act ist die Ernährung im engern Sinne. Das Blut, welches mit frischem Nahrungsstoff versehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerstoffgas verbunden worden ist, vertheilt sich in dem Körper in unzähligen Adergeflechten und versieht alle Theile des Körpers mit frischer Lebensnahrung. In dem lebenden Körper findet eine beständige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechsel der körperlichen Stoffe statt. Die durch das Leben und seine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überfäuerte, gleichsam verbrannte Theile abgesondert, und auf verschiedenen Wegen aus dem Körper geschafft. Dagegen setzt sich aus dem Blute

seistoff, in der ersten Stufe der organischen Bildung, als Zellgewebe ver-
er ihm inwohnenden Bildungskraft an, und ersetzt das Abgegangene. H.

Ernesti (Johann August), Stifter einer neuen theologischen und philolo-
Schule, geb. zu Tennstädt in Thüringen 1707, studirte zu Pforta, Wit-
und Leipzig, zunächst Theologie, und ward 1730 Magister. Nachdem er
31 Conrector und 1743 Rector der Thomasschule in Leipzig geworden war,
die alte klassische Literatur und die mit ihr verwandten Kenntnisse der vor-
e Gegenstand s. Studien. 1742 ward er zum außerordentl. Prof. der alten
ur auf der dortigen Universität; und 1756 zum ordentl. Prof. der Beredt-
ernannt. Zugleich erhielt er 1759 eine ordentl. Professur der Theologie.
Lehrstellen verwaltete er bis 1770, da er erstere niederlegte. Nach und nach
der erste Prof. der theologischen Facultät, Domherr zu Meißen, Beisitzer
nsistoriums zu Leipzig, wie auch Präsident der fürstl. Jablonowski'schen
ch. der Wissensch. zu Leipzig, und starb 1781. Durch gründliches Stu-
er Profan-Philologie hatte er sich den Weg zur Theologie geebnet, und wurde
ner richtigern Exegese der biblischen Schriftsteller, und überhaupt zu liberalern
en der Theologie geführt. Von ihm ging größtentheils die theologische Auf-
; insofern sie sich auf Philosophie und richtigere grammatische Erklärung
, aus. Als gründlichen Kritiker und Grammatiker zeigte er sich in s. Aus-
on Xenophon's Memorabilien, des Sokrates, Aristophanes's „Wolken",
's Werken, dem Kallimachus, Polybius, Suetonius, Tacitus, vor Allem
ch seine vortreffliche Ausgabe von Cicero's Werken (zuerst Leipz. 1738.). Er
erste Lehrer und Wiederhersteller einer wahren und männlichen Beredtsam-
Deutschland und verdient wegen seiner vortrefflichen Latinität den Namen
icero der Deutschen. „Opuscula orat." (Leiden 1762) „Oration."
1791); „Initia doctrin. solidioris" (Leipz. 1736), oft wiederholt. Nicht
zahlreich sind s. theolog. Schriften. — Ernesti (August Wilhelm), Neffe
igen, geb. 1733, starb zu Leipzig 1801. Er war Professor der Philoso-
d Redekunst, gleichfalls ein ausgezeichneter Philolog, dem wir u. a. eine gute
es Livius und Ammianus Marcellinus verdanken.

rnst, Kurfürst von Sachsen. Dieser in seiner Jugend, nebst s. Bruder
, von Kunz v. Kaufungen geraubte Prinz war der Stifter der Ernestini-
ie. Er wurde s. Vater, Friedrich dem Sanftmüthigen, von der Erzher-
Margaretha v. Östreich 1441 gek., und starb 1486, nachdem er s. Regie-
ch manche nützliche und wohlthätige Einrichtung bezeichnet hatte. (Vgl.
en.)

rnst I., genannt der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Alten-
ohn des Herzogs Johann von Weimar, geb. 1601 auf dem Schlosse zu Al-
als der 9. unter s. 10 Brüdern, deren jüngster Bernhard der Große von
war. Das Regenten- und Privatleben dieses Fürsten war ebenso merk-
als musterhaft, und in der Geschichte des sächsisch-ernestinischen Hauses be-
er nicht nur als Stifter der neuen gothaischen Linie, sondern vorzüglich auch
er vortrefflichen Einrichtung, die er s. Staaten gab, den ersten Rang, wäh-
Name auch in den Jahrbüchern des dreißigjähr. Krieges ruhmvoll genannt
Auf diesem blutigen Schauplatze trat er zum ersten Male öffentlich auf als
eines schwedischen Cavalerieregiments, und neben den Thaten einer wah-
ferkeit erzählt man von ihm Züge der reinsten Menschlichkeit. Er zeigte
edischen Hauptheere den Weg über den Lech, indem er zuerst mit s. Regi-
urch den Fluß setzte. Er trug viel zur Eroberung der Städte Füssen und
n bei, und focht mit Muth und Umsicht in den Schlachten von Nürnberg
gen, in welcher letztern er, nach dem Falle Gustav Adolfs, den Sieg gegen
einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er ver-

ließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als 1633 s. Bruder Bernhard den Oberbefehl über das schwedische Heer erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm anvertraute Herzogthum Franken in s. Namen zu regieren. In diesen Regierungsgeschäften entwickelte er große Regententugenden. Eine vorzügliche Fürsorge widmete er der Universität Jena. Nach mehren glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Ernst sich wieder zum schwedischen Heer, und half s. Bruder Bernhard den Hut in Baiern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26. Aug. 1634) den Kriegsschauplatz gänzlich; denn eine für ihn günstige Hoffnung, durch s. Vermittelung den Frieden zu beschleunigen, war nun getäuscht. Nachdem er in der Folge dem prager Frieden (20. Mai 1635) beigetreten war, anstaltete er das bekannte große weimarische Bibelwerk und die Bilderschule. Er vermählte er sich mit Elisabeth Sophia, der einzigen T. des Herzogs Johann von Altenburg, und bezog zu Weimar das sogenannte franz. Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu seinem ständigen Antheile erhielt, und so Stifter der Speciallinien des gothaischen Hauses wurde. Er traf die vortrefflichsten Anstalten zur Wiederaufhülfe des durch den Krieg verwüsteten Landes, Kirchen- und Landesvisitationen, Schulverbesserungen, Ordnung der Landescollegien und Reorganisation fast aller Behörden, zweckmäßige Polizeigesetze; eine neue Kirchenagende, eine verbesserte Consistorialordnung, Einrichtung eines Landkircheninspectorats, dabei die Erbauung eines Residenzschlosses Gotha und die wohlthätigste Fürsorge für s. Unterthanen bei mehren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Witwen, Waisen und Arme, s. Bahnung der Schifffahrt auf der Werra bis zur Weser, und auf der Unstrut und Saale bis zur Elbe, s. rastlosen Bemühungen zur Beilegung der synkretistischen Streitigkeiten zwischen den wittenbergischen und helmstädtischen Theologen, sowie zur Errichtung eines theolog. Senats, als eines Hülfsmittels zur Erhaltung der christlichen Religion, und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangel. Kirche herzustellen. Dies und Mehres sind Beweise s. weisen und thätigen Regierung. Die Ankunft des Abt Gregorius aus Abyssinien an Herzog Ernsts Hofe, das Interesse des Herzogs für diesen Mann und den Religionszustand in jenem fernen Lande, sein Brief an den König von Äthiopien, die er dem Abt mitgab, die Sendung Joh. Michael Wansleb's aus Erfurt nach Abyssinien, der vom Herzog eine besondere Instruction erhielt, um nicht nur die genauesten Nachrichten über dieses Land einzuziehen, sondern auch Alles zu thun, was zur Beförderung der christlichen Religion dienlich stehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, Briefwechsel mit dem Czar Alexei Michailowitsch zu Moskau, über die Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Gemeinde daselbst, des Czars Gesandtschaft nach Gotha, des Herzogs ängstliche Sorgfalt für die Erziehung s. Kinder, die Sie lange mit Psalmen, Sprüchen und Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, sind ebenso merkwürdige Erscheinungen in s. Leben, als sie ihn selbst am besten charakterisiren und den Beinamen des Frommen rechtfertigen, den er auch in s. ganzen Wandel verdiente. Drei Jahre vor s. Tode (1672) kam er durch das Aussterben Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg zum Besitze sämmtlicher altenburgischen Lande, von denen er einen Theil an Weimar überließ, als die Ansprüche dieses Hauses die Ruhe s. Alters zu unterbrechen drohten. Er starb 1675 im Alter an einem Schlagflusse. Sein Testament ist ein Regentenspiegel, über welchen die Prinzen Vorlesungen gehalten werden sollten. Seine 7 Söhne regierten anfangs gemeinschaftlich, und der Älteste stand an der Spitze der Regierung; allein 1680 und 1681 theilten sie das Land. S. des Oberconsistorialraths Gelbke historisch-actenmäßige Darstellung des Lebens dieses Fürsten (Gotha 1810, 3 Bde.). (S. Gotha.)

Ernst II. (Ludwig), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, 2. Sohn
s Friedrich III., geb. 1745, starb 1804. Er folgte seinem Vater 1772 in
egierung, nachdem er durch den Tod s. ältern Bruders zur Nachfolge gelangt
und beglückte s. Staaten 35 J. lang durch Weisheit und Gerechtigkeit. Er
e in das durch den siebenjähr. Krieg zerrüttete Finanzwesen wieder Ordnung.
Achtung für die Justizpflege war ihm eine der heiligsten Regentenpflichten.
Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich erfüllte er stets mit strenger Redlich-
Auch er trat zu dem Schutzbündniß deutscher Fürsten, das Friedrich d. Gr.
die gefürchtete Unterwerfung bilden wollte. Mit Festigkeit widersetzte er sich
nden Werbungen in s. Landen, wie er denn selbst das Verlangen des Kö-
n England, s. nächsten Anverwandten, ihm gegen die ansehnlichsten Subsi-
truppen nach Amerika zu geben, von sich wies. Unter die vorzüglichsten Denk-
die s. Regententhätigkeit hinterlassen hat, zählen wir s. Fürsorge für das Ar-
sen, die Errichtung einer Pensionsanstalt für die Wittwen und Kinder s. Die-
ie Stiftung neuer Schulen und Verbesserung der bereits vorhandenen, die
lung mancher Chausseen in beiden Fürstenthümern u. s. w. Ernst II. behaup-
ch einen erhabenen Platz als wissenschaftlich gebildeter Mann. Vorzüglich
, außer der Sprachkunde, auf die Mathematik einen großen Werth, und stu-
e eifrig. Seine bedeutenden Verdienste um die Astronomie flossen aus seinem
mathematischen Studium. Er selbst war astronomischer Schriftsteller, be-
e die Erscheinung manches Werks über die Wissenschaft, und unternahm eine
essung des Meridians, die erste in Deutschland. Manche mathematische
en füllten s. Stunden der Muße aus, unter denen wir nur der Berechnung
ösſelſprungs (s. d.) im Schach, worüber er viele Tabellen stechen ließ,
n. Die Gründung der aus s. Privatvermögen erbauten Sternwarte zu
g gab der Sternkunde eine der wichtigsten Anstalten, und sichert dem Stifter
unvergänglichen Ruhm in den Jahrbüchern der Wissenschaft. Vgl. des Geh.-
von Thümmel Beitr. z. Gesch. dieses Fürsten.

Eros, s. Amor und Anteros.

Erotiker, der Bedeutung nach, jeder Schriftsteller, dessen Stoff Liebe ist;
belegt man in der griech. Literatur vorzugsweise die Classe der Romanschrift-
und der Verf. der milesischen Märchen mit diesem Namen. Sie gehören
lich den spätern Perioden der griech. Literatur an und leiden an sophistischer
ndigkeit und Zierlust. Die vorzüglichsten sind Achilles Tatius, Heliodor,
s, Xenophon von Ephesus, Chariton. Sammlung derselben: „Scriptores
i graeci, cura Mitscherlichii“ (Zweibr. 1792—93, 3 Bde.)

Erotisch, was auf Liebe Beziehung hat. Erotische Poesie ist daher
poesie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyrische Gattung, wie
Anakreon's Lieder, die sich mehr zum Spiel als zum Ernst neigt; vielleicht
mor sein ernstes Geschäft als Spiel betreibt. Naivetät ist dann ihr Haupt-
ter. Sonst sind auch die Romane und die sogenannten Liebesgeschichten un-
em Namen begriffen. (S. Erotiker.)

Erotomanie (von ἔρως, die Liebe, und μανία, die Raserei), ist eine Form
emüths- u. Geistes-krankheit, in welcher verliebte Gegenstände die fixen Ideen
n, mit welchen sich der Kranke fortdauernd beschäftigt. Geilheit und phy-
Reizungen fehlen bei dieser Krankheit, und machen den Unterschied zwischen
en und der Nymphomanie und Satyriasis aus, bei welchen sie vorhanden
Kranke, welche an Erotomanie leiden, wenden ihre Neigung einem bestimm-
genstande, oft einem solchen zu, den sie nur einmal zu sehen Gelegenheit hat-
isweilen aber auch einem solchen, der sie nicht wieder lieben kann, z. B. einer
e, selten einem eingebildeten; schmutzige Reden, unverschämte Äußerungen,
in der Nymphomanie vorhanden sind, fehlen hier gänzlich, ja die Kranken

ſcheinen nicht einmal an die Gunſtbezeugungen zu denken, welche ſie hoffen könnten. Ihre Augen ſind lebhaft, beſeelt, der Blick leidenſchaftlich, ihre Annäherungen bleiben immer in den Grenzen des Anſtandes; ſie vergeſſen ſich gewiſſermaßen ſelbſt, eine reine, oft geheime und verborgene Verehrung weihen ſie ihrer Gottheit; mit kindlicher Treue befolgen ſie die Vorſchriften und richten ſich nach dem Eigenſinn derſelben. Sie gerathen in Entzücken, wenn ſie die oft eingebildeten Vorzüge des Geliebten betrachten, in Verzweiflung, wenn derſelbe entfernt iſt. Alsdann werden ſie blaß, trübſinnig, unruhig und träumeriſch, ſie verlieren Appetit und Schlaf. Bei der Rückkehr deſſelben ſind ſie trunken vor Freude, ihr Glück ſpiegelt ſich in ihrem ganzen Weſen ab, auf krampfhafte Weiſe wird ihre Muskelbewegung gereizt, ſie ſprechen viel und immer nur von ihrer Liebe, ſie träumen von derſelben und unterliegen oft dem Alpdrücken. Furcht, Hoffnung, Eiferſucht, Freude und Wuth quälen ſie wechſelsweiſe, ſie vernachläſſigen und fliehen ihre Freunde und Verwandte, verachten ihr Glück und alle geſellige Verhältniſſe, und ſind der ſchwierigſten und bizarreſten Handlungen fähig. Bisweilen tritt die Erotomanie unter der Form der ſtillen Melancholie auf; die Kranken raſen nicht, ſondern ſie ſind ſtill und traurig, ſie verfallen in Fieber, welches auf nervöſe Weiſe verläuft und von Lorry ſogar als beſondere Fieberart (fièvre érotique, Liebesfieber) aufgeführt wird. Die Erkenntniß deſſelben iſt bisweilen, bei gehegter Liebe, ſchwierig, doch verräth ſich die Leidenſchaft beim Anblick des Geliebten, oder wenn auch nur deſſen Name genannt wird, das Geſicht wird belebt, der Puls ſchnell, frequent, ſtark und krampfhaft. Daher erkannte Hippokrates die Liebe des kranken Perdikas zu der Concubine ſeines Vaters, Eraſiſtratus die Liebe des Antiochus zu ſeiner Stiefmutter Stratonice. Das Fieber verläuft oft ſchnell tödtlich. Außerdem geht die Erotomanie in völlige Verrücktheit über, führt zum Selbſtmord, verurſacht Bleichſucht, Onanie, Hyſterie, Satyriaſis, Nymphomanie u. ſ. w. Sie hängt zum Theil von denſelben Urſachen ab, wie andre Gemüthskrankheiten. Doch ſind Jünglinge, welche ein reizbares Nervenſyſtem, eine lebhafte Einbildungskraft haben, die von Eigenliebe und Vergnügungsſucht beherrſcht werden, durch Romanenlectüre verderbt, durch fehlerhafte Erziehung und Müßiggang verweichlicht ſind, derſelben vorzüglich unterworfen. Aber auch bei den Mädchen findet man ſie vorzüglich, die in ein gewiſſes Alter kommen, ohne Befriedigung für ihr Herz und ihre Sinne gefunden zu haben; am allermeiſten bei denen, deren Gefühle aufgeregt, aber nicht befriedigt worden. Die Behandlung ſolcher Kranken muß ſich nicht bloß auf die körperlichen Functionen erſtrecken; noch muß man auf das Gemüth derſelben einzuwirken ſuchen.

Erpenius (Thomas) eigentlich van Erpen, einer der gelehrteſten Orientaliſten, geb. zu Gorcum in Holland 1584, ſtudirte zu Leiden, wo er anfangs an dem Erfolge ſ. Studien verzweifelte. Bald faßte er jedoch beſſern Muth, und kehrte mit einem ſo glühenden Eifer zu denſelben zurück, daß ſeine Fortſchritte die gerechte Bewunderung ſ. Lehrer erregten. Sein Ruhm beruht hauptſächlich auf ſ. Gelehrſamkeit in den orientaliſchen Sprachen, deren Erlernung er auf den Rath Joſeph Scaliger's begann. Sich in ihrer Kenntniß noch mehr zu vervollkommnen, beſuchte er England, Frankreich, Italien und Deutſchland, und lernte hier die gelehrteſten Männer kennen, die ihm Rath und Anweiſung gaben. Mit beſonderer Freundſchaft nahm ihn der große Caſaubonus auf. Zugleich erlernte er das Perſiſche, Türkiſche und die äthiopiſchen Sprachen. Nach 4jährigen Reiſen kam er 1612 nach Holland zurück, und wurde zum Prof. der arabiſchen und andern orientaliſchen Sprachen, mit Ausſchluß der hebräiſchen, ernannt. Die hebr. Profeſſur war damals von einem Andern beſetzt. E. verwaltete ſ. Amt mit ebenſo viel Geſchicklichkeit als Eifer. Mit bedeutenden Koſten ließ er eine Preſſe einrichten, um Werke der orientaliſchen Literatur drucken zu laſſen. 1619 ward eine zweite hebr. Profeſſur zu Leiden errichtet, und E. übertragen; bald nachher erhielt er auch das Amt eines

alischen Dolmetschers bei den Generalstaaten. Die gelehrtesten Araber der
ten die Eleganz, mit welcher er sich in ihrer Sprache, die so reich an Feinheit
r auszudrücken wußte. Sein Ruf, als des gründlichsten Kenners des Ara-
war so verbreitet, daß er wiederholt vom Könige von Spanien eingeladen
, um Inschriften an den maurischen Gebäuden und Denkmälern daselbst zu
n. E.'s Werke sind theils bei s. Lebzeiten, theils nach s. Tode erschienen, und
bei den Kennern im höchsten Ansehen. Überdies wollte er eine Ausgabe des
mit lat. Übers. u. Anmerk., einen Thesaurus grammaticus für die arabische
he und ein arabisches Wörterbuch liefern; aber eine ansteckende Krankheit
ihn 1624 in einem Alter von 40 J. weg. Außer s. „Grammatica arabica",
mmatica hebraica", und andern grammatischen Werken, ist s. wichtigste
rühmteste Arbeit „Elmacini historia saracenica" (1625, Fol.).

Erregungstheorie, die durch Bearbeitung deutscher Ärzte und Ein-
ng mehrer Sätze aus andern medicinischen Theorien modificirte Brown'sche
e. Die vornehmsten und eigenthümlichen Sätze des Brown'schen sogenann-
stems (s. Brown) sind folgende: die Erregbarkeit ist eine und dieselbe im
Organismus, sowie in dessen einzelnen Theilen; jedem thierischen Organis-
ird bei seiner Entstehung ein bestimmtes Maß von Erregbarkeit zugetheilt;
iesem wieder ersetzt werden könne, was davon verbraucht ist, darüber hat
sich nicht erklärt. Die auf die Erregbarkeit wirkenden äußern Antriebe zur
keit (Reize, Potenzen) sind bloß quantitativ verschieden, d.h. die Reize wirken
gend auf einerlei Art, nur der eine stärker, der andre schwächer. Die Ein-
der Reize auf die Erregbarkeit bringt die Erregung hervor, sie ist das Pro-
zwei Factoren, Reiz und Erregbarkeit; mit der Stärke des erstern sowol
dem Grade des letztern, steht die eigentliche Ursache des Lebens in genauem
nisse. Durch die Erregung selbst wird die Erregbarkeit aufgezehrt und ver-
, durch Mangel an Reizen wird sie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz
regbarkeit erzeugt mäßige Erregung, und heißt Gesundheit. Die Säfte des
wirken bloß als Reize, ohne Rücksicht auf ihre chemische Beschaffenheit.
es Verhältniß der Reize zur Erregbarkeit erzeugt Abweichung der Erregung.
e oder zu geringe Erregung ist entweder schon Krankheit, oder doch Anlage
nkheit. Die Krankheiten sind entweder allgemeine, oder örtliche. Die
nen erscheinen unter zwei Hauptformen, sthenische von zu starker, asthenis-
r zu schwacher Erregung. (S. Sthenie und Asthenie.) Beiderlei
ten geht die Anlage dazu (Opportunität), ein mittelmäßiger Grad von
Erregung (sthenische Opportunität), oder von schwacher Erregung (asthenis-
portunität) voraus, und es soll dies ein vorzügliches Unterscheidungszeichen
von den örtlichen Krankheiten sein. Bei sthenischer Anlage kann keine ast-
bei asthenischer Anlage keine sthenische Krankheit entstehen. Sthenische
it mit verändertem Pulse heißt Pyrexie, asthenische Krankheit mit beschleu-
Pulse heißt Fieber. Es gibt keinen wesentlichen Unterschied der Krankhei-
in dem Grade der Sthenie oder Asthenie; nicht auf die Formen der Krank-
ondern nur auf den Grad der bestehenden Erregung hat der Arzt Rück-
nehmen. Um diesen Grad zu finden, muß er die vorhergegangenen
hkeiten erforschen. Die Natur heilt keine Krankheit, sondern dies muß
ränderung des Verhältnisses der Reize geschehen. Der Arzt hat bei einer
en Krankheit bloß die Erregung zu vermindern, bei einer asthenischen sie zu
n, in beiden Fällen so lange, bis der mittlere Grad der Erregung, oder die
eit, wieder eingetreten ist. Die Heilmittel wirken entweder schwächend, die
g vermindernd, oder reizend, die Erregung vermehrend. Alle Heilmittel
im Grade ihrer Reizung verschieden, alle wirken übereinstimmend, keine besonders
System oder Organ (specifik). Die Heilmittel der sthenischen Krankheiten

müssen Potenzen sein, welche nur einen schwächern Reiz, als denjenigen, welcher die Gesundheit setzt, bewirken; die Mittel gegen asthenische Krankheiten müssen einen stärkern Reiz, als zum Mittelgrad der Erregung erfoderlich ist, bewirken. Bei der Heilung der indirecten Asthenie muß man mit dem stärksten Reize, der demjenigen, welcher die Krankheit erregte, am nächsten kommt, anfangen und gradweise zu steigen zu schwächern. Bei der directen Asthenie muß man mit dem schwächsten Grade von Reizung anfangen und gradweise zu stärkern steigen. Unter der unendlichen Menge von Heilmitteln stehen der Aderlaß, als das wirksamste Schwächungsmittel (durch Entziehung des Blutes, als des allgemeinsten Lebensreizes), und das Opium, als das stärkste Reizmittel, sich gerade entgegen. Das Opium wirkt specifik auf das Nervensystem, als beruhigendes, betäubendes Mittel, überhaupt im Allgemeinen auf die Erregbarkeit, als Reizmittel. Es ist daher in der entgegengesetzten Beschaffenheit von jeder Art und jedem Grade anzuwenden. Aus diesen und andern Grundsätzen des Brown'schen Systems entstand allmälig die sogenannte Erregungstheorie durch die Bearbeitungen, Berichtigungen und Ergänzungen der deutschen Ärzte. Einige der vornehmsten davon waren: Röschlaub, der eifrigste Freund und gründlichste, wol auch wissenschaftlichste Ausleger der Brown'schen Lehre. Vieles, was Brown nur kurz angedeutet, oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, streng wissenschaftlich zu begründen, zu erklären. Die Lehre von der Natur der Erregbarkeit, von der Unstatthaftigkeit der Unterschiebung des Begriffs der Lebenskraft anstatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität u. s. w. fester zu begründen und deutlicher aus einander zu setzen. Hufeland, der Anhänger der Brown'schen Lehre, verkannte doch mit hellem und umfassendem Blick das viele Gute derselben, welches er zur Verbesserung der Heilmethode, auf welche nach seinem sehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorien hinauslaufen müßte, anwandte. Er ergänzte die Lücke, welche Brown durch Verwerfung des Organismus gelassen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organe zum Leben zeigte; er bewies, daß die Gesetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechanischen und chemischen Gesetze durch die Organisation und Erregung nur beschränkt und modificirt, aber keineswegs ganz aufgehoben wären, ja daß bei der Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulfiebern u. s. w. durch Erfahrung bestätigt. Er bestritt die Behauptung, daß alle Verschiedenheit der Krankheiten nur auf dem Grade der Reizung beruhe, indem er darthat, wie unwidersprechlich besondere Wirkung vieler Mittel auf einzelne Systeme und Organe sei, wie des Merkurs auf das lymphatische und Drüsensystem, der Squilla auf das Nervensystem u. s. w. Er behauptete die für die Praxis so wichtige Wahrheit, daß bei asthenischer Anlage, bei Schwäche und selbst bei Nervenfiebern wahre Entzündung stattfinden könne. Jos. Frank, anfänglich unbedingter Anhänger des Brown'schen Systems, mußte jedoch bald durch seinen Scharfsinn und große Erfahrung die Mängel jenes Systems aufmerksam gemacht werden. Er sah daher ein, daß noch andre Wirkungen der reizenden Potenzen als der bloße Reiz müssen berücksichtigt werden; er bewies, daß die Erregbarkeit wirklich müsse ersetzt werden, daß der von Brown aufgestellte Begriff der Opportunität für die Heilkunst sehr fruchtbar sei, weil fürs Erste auch örtlichen Krankheiten Opportunität zukommen kann, fürs Andere viele Krankheiten, z. B. Fieber, ohne Opportunität nicht eintreten, fürs Dritte der Zustand der letztern selten deutlich zu erkennen sei. Den Irrthum Brown's, wenn er alle Fieber, besonders alle Wechselfieber für asthenische Krankheiten ausgibt, indem es auch entzündliche oder sthenische Wechselfieber gibt; ferner, wenn er für die Fiebererscheinung von organischen und materiellen Ursachen, z. B. von Eiterung, von Unreinigkeiten des Magens und der Gedärme keine eigne Classe annimmt; wenn er viele Entzündungen unter Lokal-

die doch als ſthenische und aſthenische Erregungskrankheiten erſcheinen u. Er beſchränkte die zu allgemeine Anwendung des Opiums, was auch ſchon d gethan hatte, mehr auf die indirecte Aſthenie, ſowie er überhaupt die qua- Verſchiedenheit der Mittel zugab, und die Wirkung und Anwendbarkeit der- äher beſtimmte, ſowie von ihm viele andre Berichtigungen mehr herrühren. Ärzte nahmen noch mehre, durch die urſprüngliche Brown'ſche Lehre ver- Grundſätze, z. B. aus der Humoralpathologie u. ſ. w., wieder in dieſelbe Interdeſſen erhob ſich eine neue Anſicht der Natur, die ſogenannte Naturphi- , welche anfänglich mit der Brown'ſchen Theorie verſchmolzen wurde. So B. Kilian die ganze Lehre der letztern auf Principien der Naturphiloſophie iden, und Hecker, obgleich ſcheinbarer Gegner derſelben, nahm doch die deen zu ſeiner Erregungstheorie von naturphiloſophiſchen Principien her. ſer Darſtellung geht hervor, daß die Erregungstheorie kein in ſich geſchloſſe- jectiv gültiges Ganzes geworden iſt, ſondern daß ſie beinahe bei jedem Arzte re Geſtalt angenommen hat, je nachdem von jedem die Brown'ſche Lehre ren der ältern Schulen, mit chemiſchen Hypotheſen, mit Sätzen der gaſtri- der der Humoralpathologie, vermengt, oder durch Ideen der Naturphilo- ngewandelt worden iſt. H.

r ſch (Johann Samuel), der Vater der neuern deutſchen Bibliographie, zu Großglogau in Niederſchleſien am 23. Juni 1766, liebte ſchon in den hren Bücher- und Schriftſtellerkunde. Dieſe Neigung wurde zu Halle (wo r Theologie widmete) durch die Benutzung der dortigen Univerſitätsbiblio- h mehr angeregt, und erhielt zunächſt durch Menſel's „Gelehrtes Deutſch- an welchem er bald einer der thätigſten Theilnehmer wurde, die beſondere g auf die neueſte Zeit. Nächſt dem literariſchen Fache wurde durch die nä- rbindung, in welche er mit Prof. Fabri kam, das geographiſche ſein sſtudium. Mit Fabri ging er 1786 nach Jena, um dort mit demſelben in Halle angefangene allgemeine politiſche Zeitung für alle Stände zu ſchrei- lche nachher in Hammerdörfer's Hände kam. Letzterer und Fabri veran- m zur fortwährenden Theilnahme an ihren Überſetzungen und andern geo- -ſtatiſtiſchen Arbeiten, und ermunterten ihn auch zu dem „Repertorium allgemeinern deutſchen Journale und andere periodiſche Sammlungen für reibung, Geſchichte und die damit verwandten Wiſſenſchaften" (Lemgo - 92, 3 Bde.). Durch Fabri wurde er im Schütz'ſchen Hauſe eingeführt, ütz und Hufeland erkannten in ihm den Bibliographen, der zur Ausführung e eines allgemeinen Repertoriums der Literatur 1785 — 90 recht eigent- ſchaffen war; jenes Werk, welches 1793 erſchien und dem 1799 das Quin- m von 1791 — 95, ſowie 1806 das von 1796 — 1800 folgte, verzeich- nur ſämmtliche während jener Zeit einzeln erſchienene Schriften, ſondern in Journalen und andern periodiſchen Sammlungen abgedruckte kleinere lungen in ſeltener Vollſtändigkeit und Genauigkeit und nach einem ſorgfältig beiteten Plane mit Nachweiſung ſämmtlicher Recenſionen, deren billigende billigende Urtheile durch beſondere Zeichen angegeben ſind. Zu gleicher Zeit gte den unermüdet thätigen Mann der große Entwurf eines allgemeinen ellerlexikons der neuern Zeit, den er ſpäterhin darauf beſchränkte, die Literatur der europäiſchen Nationen einzeln zu behandeln. So entſtand elehrtes Frankreich". Die erſte Anlage zu demſelben zu machen, ging er ttingen, wo ihn das Anerbieten eines hamburger Freundes traf, die Redac- „Neuen hamburger Zeitung" zu übernehmen, welche er mit Anfang 1795

Hier war ſ. Zeit, als Zeitungsſchreiber und Mitarbeiter an den Archen- n Zeitſchriften, wiederum zwiſchen Bibliographie und Geographie nebſt Geſchichte getheilt; doch vollendete er hier das zweite Quinquennium des

Repertoriums und s. „Gelehrtes Frankreich" (Hamburg 1797 — 1806, 3 Bde., mit 2 Suppl.). Endlich wurde er 1800 nach Jena als Theilnehmer an der „Allgemeinen Literaturzeitung" zurückberufen, und erhielt auch in dems. J. das dasige Bibliothekariat. Neben den Geschäften dieses doppelten Berufs bearbeitete er hier das dritte Quinquennium des Repertoriums, folgte aber bereits 1803 einem Rufe nach Halle als ordentlicher Prof. der Geographie und Statistik, zu welchem Amte er 1808 noch das Oberbibliothekariat erhielt. In diese Periode fallen außer Vorlesungen über allgemeine Geographie, Statistik und die neueste Tagesgeschichte und außer der Mitredaction der hallischen allgemeinen Literaturzeitung zwei große Unternehmungen, s. „Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die neueste Zeit" (Amsterdam und Leipzig 1812, 8 Thle. in 2 Bdn.; 2. Aufl. Leipzig seit 1822), und die „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" (Leipzig 1818, fg. 4., 16 Thle. 1827.). Durch ersteres Werk hat er die neuere deutsche Bibliographie im eigentlichen Sinne des Worts zuerst technisch begründet, und die Vollständigkeit, Genauigkeit, Anordnung und innere Einrichtung desselben macht es auf immer zu einem Muster, wie die Literatur einer Nation gedeihlich registrirt werden muß. Welche Vielseitigkeit, Umsicht und Thätigkeit aber dazu gehörte, ein Werk von so unermeßlichem Umfange, als es die Encyklopädie ist, so zu begründen und zu leiten, wie er es gethan hat und noch thut, liegt zu sehr am Tage, als daß es einer Darlegung bedürfte. 52.

Erskine (Thomas), Lordkanzler, Redner und Rechtsgelehrter, geb. 1748 in Schottland. Als er s. erste Bildung zu Edinburg und St.-Andrews erhalten hatte, trat er als Seecadet (Midshipman) in Dienst, ging aber 1768 unter die Landmacht und kam mit s. Regiment nach Minorca. Früh verheirathet, sah er sich genöthigt, einen neuen Beruf zu wählen und studirte 1777 in Cambridge, dann in d. Rechtsschule Lincolns-Inn zu London u. übte sich in der praktischen Rechtsgelehrtheit. Er ward 1778 Advocat, und seine erste Rede vor Gericht verrieth s. glänzenden Geistesgaben, und bewies jenen männlichen Muth, wodurch er sich zu allen Zeiten auszeichnete. Sein Ruhm ward durch s. Vertheidigung des Admirals Keppel, der nach der Schlacht bei Quessant vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, noch fester begründet und brachte ihn ins Parlament. Späterhin wurde er Geh.-Rath und Generalanwalt des Prinzen von Wales, verlor jedoch dieses Amt, als er (1792) den bekannten Thom. Paine vor Gericht vertheidigt hatte. 1802 erhielt er es mit andern Würden zurück. Im Parlament saß er in den Reihen der Opposition, immer ein standhafter Verfechter der Rechte und Freiheiten des Landes. Während des franz. Krieges schrieb er eine Flugschrift über die Ursachen und Folgen desselben („A view on the causes and consequences of the present war with France", 1797), die 48 Aufl. erlebte. In dieser bewegten Zeit, wo das Mißtrauen der Machthaber selbst zu unwürdiger Kundschafterei führte, waren Hochverrathsanklagen nicht selten, die man, weil die Klagbegründung bei nicht klar vorliegendem Thatbestande durch künstliche Auslegungen versucht wurde, constructive treason (Hochverrathsdeuteleh) nannte. E. hatte schon früher, durch seine glückliche Vertheidigung des Lords Gordon, diesem furchtbaren Hülfsmittel der Willkür einen Todesstoß versetzt, und im Revolutionskriege gab man ihm neue Gelegenheit, die Grundsätze, worauf die englische Volksfreiheit ruht, und die Schutzwehren der Verfassung, siegreich zu vertheidigen. Dies geschah besonders 1794, zu einer Zeit, wo die Gewalt der Machthaber und die aufgeregten Besorgnisse unter dem Volke, die Vertheidigung besonders schwierig machten, durch den glänzenden Sieg, der Hardy und Horne Tooke von der Anklage des Hochverraths befreite. Mit gleichem Muthe und gleich kräftiger Beredtsamkeit bekämpfte E. den Versuch der Machthaber gegen die Preßfreiheit, und s. Schutzreden für diesen herrlichen Vorzug s. Vaterlandes gehören zu dem Trefflichsten, was je in engl. Gerichtshöfen gesprochen worden ist. Diese

bildung eine vollständige Erläuterung des engl. Preßgesetzes und seiner allmäli
stellung bis auf die von Fox eingebrachte Bill über Schmähschriften. („The
hes of the Hon. Thomas Erskine — now Lord Erskine — when at bar,
jects connected with the liberty of the press and against constructive
ns" in 4 Bdn., 2. Aufl., London 1813), gesammelt. Mehre Reden ver
er Art („Speeches of Lord Erskine when at bar, on miscellaneous sub
") hat Ridgway gleichfalls (1810) herausgegeben. Als Redner zeichnet sich
ch tiefe Kenntniß der Landesgesetze, und ebenso sehr durch Gründlichkeit
terung, als durch Kraft und Feuer der Darstellung aus. Er ward 1806,
s Fox am Ruder saß, zum Pair erhoben, bei welcher Gelegenheit er in sein
en den Wahlspruch: Trial by Jury aufnahm; die ihm zu gleicher Zeit über
Würde des Großkanzlers aber legte er im folg. Jahre nach dem Wechsel der
haber nieder. Seitdem zeigte er s. Rednergabe nur zuweilen im Oberhause,
der immer s. Grundsätzen treu, die er auch in s. 1822 herausgeg. Schreiben
Liverpool, zu Gunsten der Griechen, wieder aussprach. Lord E. starb d.
v. 1823 so arm, daß der König zwei Lords 500 Pf. anwies, um für die Er
der drei Kinder desselben zu sorgen und die Witwe einigermaßen zu unterstü
Diese, früher des Lords Maitresse, dann dessen Gemahlin, wurde aber so
n hohen Adel vergessen, daß sie 1826 den Lord-Mayor um Unterstützung an
mußte.

Erstgeburt, s. Majorat.

Ersticken wird die Todesart genannt, welche durch mehr oder weniger
Hinderung des Athemholens erfolgt, sei es, daß die Luftröhre von Außen
urch Bänder bei Erhängten und Strangulirten, oder durch manche Geschwüls
sich in der Nähe derselben befinden, so zusammengedrückt wird, daß die Luft
in- noch ausströmen kann, oder daß sich fremde Körper (z. B. Speisen, Kno
) oder auch krankhafte Producte (z. B. die Afterhaut im Croup, Blut, Eiter
r Menge) in der Luftröhre befinden und die Höhle derselben verstopfen. Fer
ß der Aufenthalt im luftleeren Raume, das Ertrinken (s. d.), oder auch
athmen von irrespirabeln Gasarten Erstickung herbeiführen. Endlich kön
h Verwundungen beider Höhlen der Pleura, heftige Krämpfe und Lähmung
Respirationsmuskeln zu den Ursachen der Erstickung gerechnet werden, inso
h in solchen Fällen der Tod durch Hemmung der Respiration veranlaßt wird.
Angabe dieser verschiedenen Ursachen des Erstickens beobachtet man, daß die
ungen, unter denen es erfolgt, mannigfaltig verändert werden. Wenn
der Körper, der in den Larynx eingedrungen ist, den Zutritt der Luft nur
eil verhindert, so entsteht Husten und Krampf, das Gesicht wird roth, blau
getrieben, die Gefäße desselben scheinen wie injicirt. Nach dem Tode sin
die Lungen vom Blut überfüllt, und die Luftwege voll von schäumender
eit, das Herz ist sehr ausgedehnt, und beide Ventrikeln von schwarzem Blute
t. Wenn aber die Luftwege plötzlich ganz verstopft werden, so verliert der
sehr bald das Bewußtsein und die Bewegungsfähigkeit, die stieren Augen
sich hervor, das Gesicht wird roth, aber das Herz behält noch eine Zeitlang
egungsvermögen; die Lungen sind dann weniger von Blut überfüllt, und
lten keine schäumende Flüssigkeit. In allen Fällen von Erstickungsgefahr
lich vor allen Dingen das Hinderniß des Athmens zu entfernen, und nur
es zeitig genug möglich ist, kann das Leben erhalten werden. So mannig
n aber eben diese Veranlassungen sind, ebenso verschiedene Mittel sind in
h zu ziehen, welche hier nicht angegeben werden können.

Ertrag, das jährliche Product des Bodens, die ganze Quantität desse
Totalertrag, auch der **rohe Ertrag**. Was nach Abzug aller noth
n Kosten, d. i. solcher, welche als Ursachen dieses oder des erneuerten Er-

trags erkannt werden, übrig bleibt, ist der **reine Ertrag**. Um einen [illegible] Begriff vom reinen Ertrage zu erhalten, muß man wol unterscheiden, was in Beziehung auf einzelne Personen und was in Beziehung auf die ganze Nation [illegible] Ertrag sei. Für den Grundherrn z. B. ist das reiner Ertrag, was ihm als [illegible] für die Benutzung seines Bodens übrig bleibt oder gegeben wird. Für ihn sind Arbeitslohn, der Capital- und Unternehmergewinn, den er dem Pachter geben muß, nothwendige Kosten des Ertrags, ja oft rechnet er auch noch die Zinsen [illegible] welche ihm das Capital kostet, wofür er das Grundstück gekauft und in seinen gegenwärtigen Stand gesetzt hat. Er berechnet daher seinen reinen Ertrag ungefähr: Mein Pachter bezahlt mir für mein Gut jährlich 1000 Thlr. Pachtgeld. Da ich 20,000 Thlr. an Kaufgeldern und Meliorationskosten gegeben habe, und diese [illegible] Thlr. Zinsen alljährlich bezahlen muß, auch wol an andern Unterhaltungskosten, Gebäude ꝛc. noch 100 Thlr. daraufgehen, so beträgt der reine Ertrag des Gutes mich nicht mehr als 100 Thlr. — In Beziehung auf die Materie wird die Rechnung etwa so lauten: der Totalertrag des Gutes beträgt jährlich 2000 Scheffel Roggen. Hiervon erhalten die verschiedenen Arbeiter 700 Scheffel, die jedoch zu ihrem nothdürftigen Unterhalt, wobei sie als Arbeiter ihrer Art bestehen können, nur 500 Scheffel verbrauchen: 200 dienen ihnen zum und bilden also einen reinen Ertrag: der Pachter erhält für seine Mühe Zinsen seines Capitals 300 Scheffel, gebraucht aber nur 150 um seine sich nothdürftig zu erhalten; er bekommt also 150 Scheffel als reinen Ertrag. Eigenthümer erhält 1000 Scheffel als Rente, gibt aber nur 100 Scheffel terhaltung seines Eigenthums jährlich davon aus, und da seine Existenz zur erzeugung der übrigen 900 Scheffel gar nicht gehört, die Ursachen der derselben vielmehr immer fortdauern, wenngleich er auch nicht vorhanden bilden diese 900 Scheffel einen reinen Nationalertrag. Also ist der reine die Nation gleich 1250 Scheffeln Roggen, die sich nach der oben angegebenen portion, unter die Arbeiter, den Grundherrn u. den Pachter vertheilen. Da der Nation verlangt daher nicht sowol einen großen Reinertrag des Gutes vielmehr einen großen Reinertrag für die Nation, und ihm ist es gemäßer, selbe unter alle Theilnehmer der Production vertheilt werde, als daß der einer oder einigen wenigen Classen zu Theil werde. So befinden sich die rikaner besser, weil der reine Ertrag ihres Bodens größtentheils den selben zufällt, und der Grundherr nur eine geringe Rente davon erhält; Polen, Ungarn u. s. w. befinden sich schlechter, weil der Grundherr den nen Ertrag des Bodens fast ganz allein zieht, die Arbeiter aber von dem ihrer Hände nicht mehr erhalten, als was zur kärglichsten Unterhaltung ihr kräfte dient. Wo jedoch der Totalertrag so groß ist, daß nicht nur die davon erhalten können, daß ihnen ein Reinertrag übrig bleibt, sondern Reinertrag für die Grundherrn und Pächter sehr groß ist, da ist die Zweifel am allerglücklichsten daran.

Ertrinken ist die Todesart, welche dadurch herbeigeführt wird äußere Mündung der Respirationswege in irgend einer andern Flüssigkeit Luft sich befindet. Dem wirklichen Tode geht oft ein Scheintod (Asphyher, welcher, wenn er nicht allzu lange gedauert hat, es möglich macht bar bereits Ertrunkene zu retten. Dies gab Veranlassung, daß man nicht Zustand des Ertrinkens auf das sorgfältigste untersuchte, sondern auch der Nähe des Meeres und größerer Flüsse, öffentliche Anstalten errichtete, trunkene zu retten. Auch für die gerichtliche Arzneikunde gewährt diese einen schwierigen Gegenstand, und gibt zu mancherlei oft schwer zu Fragen Veranlassung; z. B. ob ein im Wasser gefundener Körper wirklich ken, oder auf andre Weise um das Leben gekommen sei. Dieser Umstand

h eine große Aufmerksamkeit auf die Zeichen dieser Todesart, welche im Leich-
u finden sind. Aber trotz der vielfältigen Bemühungen, ist noch Manches
ehre vom Ertrinken ungewiß. Dies gilt sowol von der Art und Weise, wie
erfolgt, als auch von dem Wesen der Asphyxie, die dem Tode vorhergeht;
die Zeichen des Ertrinkens und die Hülfsmittel, Scheintode zu retten, sind
gewiß. Taucht man mit Willkür den Kopf unter das Wasser, so fühlt man
angegriffen, Ohrenbrausen, ein Kitzeln in der Nase, Ziehen auf der Brust
mpfsinn entstehen. Wer unwillkürlich in das Wasser fällt, der macht in-
ig alle Anstrengung, sich heraus zu arbeiten, er hält den Athem an, den
die Höhe und rückwärts gebogen, mit den Händen greift er nach allen festen
, die sich darbieten, selbst an den Grund des Wassers klammert sich der Un-
an. Diese Anstrengungen dauern, im Verhältniß zu den Kräften und
esgegenwart, längere oder kürzere Zeit; endlich wird der Verunglückte er-
sinkt unter, wird bewußtlos, will Athem holen und zieht Wasser ein, und
verschwindet. Wird der Körper aus dem Wasser gezogen, so findet man
hnlich sehr kalt, die Glieder sind steif, das Gesicht aufgetrieben, livid, oft
Augen halb offen, die Pupille erweitert, der Mund mit Schaum angefüllt,
und Oberbauchgegend aufgetrieben. Bisweilen ist der Körper noch warm,
nicht wieder zu beleben, das Gesicht dunkelblau und aufgetrieben, die Hals-
otzend. Das Letztere findet statt, wenn das Ertrinken im Alkohol, in Sum-
im warmen Wasser stattfindet, oder wenn Jemand betrunken, mit vollem
oder erhitztem Körper in das Wasser fällt. Bei Leichenöffnungen Ertrun-
det man den Kehldeckel emporgehoben, blutigen Schaum in der Luftröhre
en Bronchien, die Lungen weich und ausgedehnt, viel schwarzes, flüssiges
der rechten, weniger in der linken Herzhöhle, ein wenig Wasser im Ma-
Gefäße des Hirns von Blut strotzend. Der Tod wird bald durch Erstickung
mangel, bald aber auch auf apoplektische Weise herbeigeführt; in dem letz-
e erfolgt er sehr schnell, und wenig Wasser ist hinreichend, denselben herbei-
, wenn der Verunglückte mit dem Gesichte zuerst hineingeräth. Alsdann
der Leichenöffnung der Schaum in der Luftröhre und die Gefäße des Kopfes
angefüllt. Außerdem aber können noch Bestandtheile, die sich zufällig
Wasser befinden, z. B. irrespirable Gasarten, die Todesart modificiren und
n. Die hauptsächlichsten Hülfsleistungen, wodurch man Ertrunkene in das
rückzurufen sucht, bestehen darin, daß man zuerst den Mund von Schleim
nutz befreiet, und den Körper dann vorsichtig (am besten auf den Armen,
etwas erhöht) an den Ort trägt, der zu solchen Hülfsleistungen bestimmt
sogenannte Stürzen, Stoßen und Drücken auf die Herzgrube muß als
dlich unterlassen werden. Alsdann muß der Verunglückte so schnell als
ntkleidet, in ein mäßig warmes Bett oder Bad gebracht, nach und nach
wärmt und mit Flanell oder den bloßen Händen fleißig gerieben werden.
noch Lebenszeichen, so hält man ein Riechfläschchen unter die Nase, oder
n Bart einer Feder in die Nase und in den Mund. Wenn aber nach 5
noch keine Lebenszeichen sich äußern, so schreitet man zu dem Einblasen von
Dies geschieht entweder vermittelst eines Blasebalgs, oder vermittelst irgend
hre, welche in die Nase des Leblosen gebracht, und in welche hineingeblasen
dem das andre Nasenloch zugedrückt wird; oder man kann auch mit dem
n die Nase blasen und den Mund des Verunglückten zuhalten. Während
Luft einbläst, muß ein Andrer die Brust und den Unterleib reiben und sie
nd sanft zusammendrücken, um die Respiration nachzuahmen. Während
ieht, besorgt ein Andrer ein Tabackrauchklystier, und wenn sich in 4 Mi-
ne Lebenszeichen einfinden, so wird es angewandt, zugleich aber mit dem
von Luft fortgefahren. Diese Mittel müssen stundenlang fortdauernd an-

gewandt werden. Bemerkt man aber die ersten Lebenszeichen, z. B. den anfangenden Schlag des Herzens, eine Ausdehnung der Brust, oder eine Bewegung der Augenlider und des Augapfels, so hört man auf, Luft einzublasen, setzt jedoch den Gebrauch der übrigen Mittel so lange fort, bis der Verunglückte freier athmet. Alsdann erst kann man dem Kranken ein wenig warmen Wein, oder aromatischen Aufguß einflößen. So lange er nicht athmet, darf er nichts in den Mund bekommen, weil dies zu leicht in die Luftwege fließt. In den seltnern Fällen, wo die Asphyxie complicirt ist, müssen diese Hülfsmittel nach Umständen modificirt werden, alsdann können auch bisweilen Aderlässe nützlich sein, welche jedoch, wie andre Mittel, nur von erfahrenen Ärzten angewandt und verordnet werden dürfen.

Erwerb, Erwerben, heißt eine Sache als Eigenthum ansichbringen, und der Act, durch welchen dieses geschieht, ist der Erwerb im weitern Sinn. Im engern Sinne versteht man darunter diejenige Art des Ansichbringens eines Eigenthums, welche durch Arbeit und Industrie geschieht. (S. Gewerbe.)

Erwin von Steinbach, berühmter Baumeister im 13. Jahrh. (S. Münster, strasburger.)

Erz (von ἀρχὸς) wird mehren Wörtern vorgesetzt, um das Vornehmste, Vorzüglichste in seiner Art, sowol im guten als bösen Sinn dadurch auszudrücken. So verstand man unter den Erzämtern die höchsten Reichsämter, welche die Kurfürsten bei der Kaiserkrönung durch ihre Erbbeamten verwalten ließen. (S. Erbämter und Kurfürsten.) Der Kurfürst von Würtemberg nannte sich Erzbannerherr. Erzbischof (s. d.) (archiepiscopus), Oberbischof. Erzhaus, ein jedes mit einer Erzwürde bekleidetes Haus, vorzugsweise das Haus Östreich. Erzherzog, der vornehmste unter den Herzogen, ein Titel, den bloß die Prinzen des Hauses Östreich führen. Erzpriester ist ein Prälat höhern Ranges, der in geistlichen Verrichtungen die Stelle des Bischofs vertritt. Auch den preuß. Superintendenten wird dieser Name beigelegt, aber freilich nicht im eigentlichen Sinne, weil die evangelische Kirche kein Priesterthum anerkennt.

Erzählung ist die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenstand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angesehen, und unterscheidet sich dadurch von der Beschreibung (s. d.). Der Erzählende will das Geschehene einem Andern mittheilen, der davon noch nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verschaffen, oder ihn an das Gewußte erinnern, oder durch die Darstellung selbst ein bestimmtes Urtheil bei Andern hervorbringen. Von diesen Zwecken und von der Angemessenheit der Erzählung an das Geschehene (Wahrheit) nach Ursprung, Entwickelung und Wirkung der erzählten Begebenheit, hängt die Beschaffenheit der Erzählung, sowie der Werth derselben überhaupt ab. Damit hängt zusammen, ob der Erzählende sie selbst oder von Andern erfahren hat, weil im erstern Falle der Bericht gewöhnlich vollständiger und genauer ist. Die Untersuchung der Wahrheit unterliegt den Grundsätzen der histor. Kritik. (S. Geschichte.) Aber oft ist auch die Übung im Vortrag, ferner die Unterhaltung Andrer durch die Mittheilung Zweck, und hier kommt es nicht sowol auf Wahrheit, sondern hauptsächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbesondere auf das damit verbundene Interesse an, welches man durch geistreiche Darstellung einem selbst erdichteten Gegenstande zu geben weiß. In beiden Fällen unterscheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem unverbundenen Aufzählen der Umstände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung soll eine Begebenheit deutlich und vollständig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zusammenhang der wirkenden Umstände sind daher Haupterfordernisse derselben. Dies gilt in noch höherm Grade von der poetischen Erzählung, als vollendeter, d. i. lebendiger und anschaulicher Darstellung einer ästhetischen Idee, unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter dieser

griff gehört nicht bloß die in Versen oder in Prosa abgefaßte Erzählung von geringem Umfange, welche gewöhnlich vorzugsweise poetische Erzählung genannt wird; sondern auch das große epische Gedicht (s. Epos), und der von jenem sonst unterschiedene Roman. — Was die Gegenstände der Erzählung anlangt, so umfaßt dieselbe nicht bloß menschliche Handlungen und Schicksale, sondern auch Wundereignisse, welche mit dem Menschenleben in Beziehung gesetzt werden; sie ist um so schätziger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum sind, welche sie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetischen Erzählung erfodert, 1) ein poetisches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erscheinungen, welche, durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an sich vollkommenes Bild des Menschenlebens dargestellt werden kann. Man nennt dies auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt sich hieraus von selbst, daß dieser Stoff der poetischen Erzählung nicht schlechthin aus gemeinen Verhältnissen des tägl. Lebens, od. aufgegriffen histor. Thatsachen bestehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung sowol aus Verhältnissen und Lagen, als aus dem freien Willen der Personen entspringen; da aber in der erzählenden Darstellung die Handlung als Geschehenes und schon Vollendetes vorgestellt wird, so erscheint sie mehr als Begebenheit, und der Mensch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er gestellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger als das Schicksal und selbst der Zufall wirken. Die Haupterfoderniße einer guten Fabel sind: anziehende Personen, Lagen und Verhältnisse, und eine anziehende, abwechselnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheit nennt. — Eine Verschiedenheit der Erzählungen in dieser Hinsicht besteht auch darin, daß das Interesse derselben bald mehr auf den Personen, und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter) und den Schicksalen, bald mehr auf den Verhältnissen, in welchen sie auftreten und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwol beide in einer vollkommenen Erzählung sich gegenseitig bestimmen und in Übereinstimmung stehen müssen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach, kann die Erzählung einfach oder zusammengesetzt sein. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetischer Gegensatz, d. h. Verschiedenartigkeit der Charaktere gefodert. Bei dem Verlaufe der Handlung aber lassen sich die Entstehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflösung oder Entwickelung unterscheiden. Auch bei einer zusammengesetzten Fabel muß die Verwickelung zu übersehen sein, sich in einem klaren Punkte zusammenfassen lassen, und die Nebenhandlungen (Episoden) dürfen, dem gemeinen Gesetze eines organischen Ganzen gemäß, die Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, sondern müssen zur Entwickelung und Vollständigkeit des Ganzen hinwirken. In diesem Allen nun zeigt sich 2) die poetische Darstellung, welche hauptsächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmälig Geschehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältnisse und Lagen sichtbar wird. Hierdurch ist jedoch nicht gefodert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit beginnen müsse, denn oft ist dieses das Unbedeutendste; oft fängt im Gegentheil der erzählende Dichter an einem Momente der Handlung an, der den Leser oder Zuhörer sogleich in die Mitte derselben versetzt, und begierig macht, Anfang und Entwickelung weiter zu wissen; wiewol wir dieses darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung ansehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen ist hier also keine chronologische oder bloß logische, sondern durch den Zweck einer poetischen Darstellung bestimmt. Sie hängt sonach von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung ab. Erstere fodert eine klare Übersicht der Ereignisse, wozu auch natürliche Theilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden und epischen Darstellung nicht übersehen werden, welches sie von der dramatischen Darstellung unterscheidet. Da nämlich der Erzählende seinen Gegen-

stand als vergangen betrachtet, so verweilt er mit größerer Ruhe auf den Daher ist der Erzählungsstyl ruhiger und ausführlicher als der dramatische rische, obwol er weder die Erhebung des Gefühls ausschließt, noch in Geschwätzigkeit fallen darf. Er schildert die Gegenstände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder leidenschaftlich Bewegte von ihnen pfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Raum, denn er stellt für die Einbildungskraft, der dramatische Dichter für den Sinn dar. Was aber die mit Anschaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darstellung betrifft, so besteht sie in der das Gefühl erregenden Entwicklung der Gegenstände, und sie ist es eben, deren Wirkung die fortdauernde Theilnahme ist, welche der Leser oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Diese Theilnahme äußert sich durch Besorgnisse des Lesers für die Personen, Mitleid bei ihren Schicksalen, und die gespannte Aufmerksamkeit auf die wickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; sie wird am sichersten wenn die Thatsachen, bedingt durch die Charaktere und den Ton des Ganzen leicht und natürlich aneinanderreihen. Wenn wir übrigens von der höchsten des erzählenden Gedichts, dem Epos, absehen, und bei der poetischen Erzählung im engern Sinne, welche Ereignisse und Vorfälle aus dem Leben einzelner zum Gegenstande hat, stehen bleiben, dergleichen z. B. gewisse Novellen sind, nen sie, wie der Roman, sich dem Dramatischen durch dialogische Form, dem schen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die menschen zählende. Dem Tone und Zwecke nach gibt es nicht nur ernsthafte und Erzählungen, zu welchen letztern auch die humoristische gehört, und die satirische hören kann, sondern auch idyllische und naive, romantische und phantastische das Märchen gehört), bürgerliche und psychologisch-sentimentale Erzählungen der einen Art wird sich mehr die Phantasie, in der andern mehr die Weltschenkenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterscheidet sich poetische Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Versification, wöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Episoden, daher sie sich das ganze Leben einer Person erstreckt. Indessen gibt es auch hier Ebenso grenzt die versificirte Erzählung, die oft nur die äußere poetische (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunst entlehnt, um dem erzählten durch eine wirksamere Fassung zu geben, an verschiedene andre Dichtarten, z. B. eines Theils an das größere, romantische Epos, andern Theils an die Ballade, das Idyll ꝛc. Die gewöhnlichen Formen für dieselbe sind fünffüßige Jamben, mit Daktylen vermischte Ottaven ꝛc. Unter den kleinern Epen der Italiener nennen wir die von Boccaccio, Tassoni, Berni, Casti ꝛc.; unter der Engländer die von Chaucer, Goldsmith, Dryden, Prior, Pope, Walter Byron ꝛc., unter denen der Franzosen die von Marot, Lafontaine, Moncrif, Grécourt, Gresset, Florian, Dorat, Boufflers und Marmontel, der jedoch nur seine Erzählungen in Prosa bekannt ist, und unter den deutschen Erzählungen von Lessing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, St. Schütz, Steigentesch, Fouqué, Contessa, Pfeffel, Langbein, Kleist, Kind (besonders die metrischen). — Da im Drama nicht Alles vergegenwärtigt werden kann, so tritt oft auch die Erzählung in dasselbe ein, aber dies muß selten und sparsam geschehen, wenn nicht das dramatische Interesse geschwächt werden soll. Wo aber die Erzählung im dramatischen Gedichte nothwendig ist, da bezieht sie sich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargestellt und belebter gen werden, als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Gegenwirkung des Ereignisses auf den Erzählenden wahrnehmen sollen.

Erzämter, s. Erz.

Erzbischof, derjenige Bischof, unter dessen Kirchenregierung mehre bischöfl. gel stehen. Das erzstiftische Capitel wählt ihn zu dieser Würde, deren Entste in die ersten Zeiten des Christenthums fällt, wo sich, zur Berathung über he Gegenstände, die Bischöfe und andre Geistliche bei dem Bischof der Hauptersammelten, dem sie dabei den Vorsitz und andere Ehrenrechte zugestanden. ch erhielt er als Auszeichnung den Namen Erzbischof, oder von seinem Aufente den Namen Metropolit, welchen die morgenländische Kirche beibehalten Die Synode zu Antiochia legte ihm schon 341 die Oberaufsicht über gesammte gel, die man seine Provinz nannte, und den Rang über die Geistlichkeit der, el, die in wichtigen Fällen sein Gutachten einzuholen hatte. Nach und nach den aus diesen Ehrenvorzügen noch andre Vorrechte und eine förmliche Gerichtsbarkeit. Von diesen Vorrechten aber behielt sich seit dem 9. Jahrh. die meisten pst vor, sodaß nur noch übrig blieben: die Gerichtsbarkeit über die Suffraghöfe in erster Instanz in nicht peinlichen Fällen, und über deren Unterthanen ppellationsinstanz; das Recht der Zusammenberufung einer Provinzialsynelches alljährig wenigstens einmal geschehen soll) und der Vorsitz in derselbe Oberaufsicht und der Vorrang über die Bischöfe seiner Provinz; die Visiteiner Provinz; die Sorge für die Beobachtung der Kirchengesetze und Abstelgeschlichener Mißbräuche; die Ertheilung der Indulgenz; das Devolutrecht (s. d.); die Vortragung des Kreuzes in allen Theilen der Provinz (es nn der Papst selbst oder ein Legatus a latere gegenwärtig), und das erz-Pallium (s. d.).

Erze nennt der Berg- und Hüttenmann jede in der Natur vorkommende e Verbindung andrer Körper mit demjenigen, welchen er ausbringen will. er Bedeutung spricht er von Alaunerz, Vitriolerz u. s. w. Im engern Sinne an Erze die Verbindung der Metalle mit andern Körpern und Stoffen, z. B. wefel, Erden, Sauerstoff u. s. w. Man benennt die Erze mit Vorsetzung alles, welches ihre Hauptbestandtheile macht, z. B. Golderze, Silbererze, e. — Auch Glockenspeise, Kanonenmetall, Bronze ꝛc. nennt man wol Erze.

Erzgebirge auch das Gebirge, einer von den fünf Kreisen des Königachsen, welcher an Böhmen grenzt, hat mit Inbegriff der schönburgischen ften auf 124 □M. zwischen 450—500,000 E. Der Bergbau beschäft als 12,000 eigentliche Bergleute. Freiberg (s. d.), Annaberg, Schneerbergstätte sind durch die Nähe der ergiebigen Silber- und Zinngruben, melz- und Hüttenwerke, der Arsenik-, Blaufarbenwerke u. s. f. wichtig ge Auch der Flachsbau ist hier vorzüglich, und in neuern Zeiten hat man gen Kartoffeln und Hafer mit Vortheil zu bauen. Die Viehzucht ist ebenso gut. Das Gebirge ist der Hauptsitz des sächsischen Manufacturwesens. sind die Spitzenklöppeleien, eine der bedeutendsten Erwerbsarten der Gebohner, von denen Annaberg der Hauptsitz ist. Die Flachs- und Wollspinn die Baumwoll-, die Strumpf- und Zwirnfabriken, die Bleichen, die Cat- Tuchmanufacturen, die Gewehr- und Nadelfabriken, die Gold- und Silfabriken (zu Freiberg u. s. w.). Alles beurkundet die Betriebsamkeit der er des Erzgebirges, so wenig auch ein Theil von ihnen in andrer Hinsicht Natur begünstigt ist, und so sparsam namentlich das Getreide erzeugt wird. rauhesten Gegenden dieser Art, wo der Ackerbau beinahe ganz aufhört, und ts als düstere Waldungen hat, ist Johann-Georgenstadt. Hier steigt der r sächsische Fichtelberg bei Oberwiesenthal 3731 Fuß über die Meeresfläche. t Sachsen die größte Höhe). Alles was chemisch einer Veredlung fähig ist, r sächsischen Industrie ebenso fleißig als jede in diesem Lande mögliche Mabenutzt worden.

In geognoſtiſcher Hinſicht beſteht das Erzgebirge in ſ. Hauptmaſſe aus der Gneis-Granitformation und in dieſer ſetzen die meiſten Erzlagerſtätten auf. Als auf- oder eingelagerte Maſſen treten Porphyr und Baſalt auf. Nach Sachſen zu folgt auf die Granit- und Gneisformation Thonſchiefer, welchem wiederum Porphyr und Granit und Syenit aufgelagert ſind; nach Böhmen zu legt ſich auf eine weite Strecke das Braunkohlengebirge unmittelbar und übrigens Thonſchiefer an das Urgebirge.

Erziehung hat ihren Namen aus der Pflanzenwelt entlehnt. Man zieht junge Bäume, wenn man ſie in einen ihrer Natur angemeſſenen Boden ſetzt, ihnen die gehörige Nahrung gibt, und ſie durch Richten, Beſchneiden, Pfropfen u. ſ. w. in dem Grade veredelt, als es die Geſetze der Pflanzenwelt zulaſſen. Auf ähnliche Weiſe kann man Thiere und Menſchen ziehen oder erziehen. Der letzte Ausdruck wird von Menſchen vorzugsweiſe gebraucht, weil er das vom Staube der Erde in die Höhe Ziehen charakteriſtiſcher bezeichnet. Der Menſch iſt nämlich vermöge ſeiner urſprünglichen Anlagen Bürger zweier Welten, der Erde und des Himmels, d. h. der Sinnenwelt und der Vernunftwelt. In beiden ſoll er leben und wirkſam ſein. Seine urſprünglichen Anlagen ſind aber bei ſeiner Geburt kaum bemerkbar, und müſſen erſt durch die Erziehung entfaltet werden. Das zu erziehende Subject iſt alſo das Kind, d. h. der unmündige, unreife Menſch; das erziehende der mündige, reife Menſch. Dieſer ſoll auf jenen zweckmäßig einwirken, damit er gleichfalls ein reifer Menſch werde. Reif iſt aber der Menſch, wenn ſeine urſprünglichen Anlagen dergeſtalt entwickelt und ausgebildet ſind, daß er nun im Stande iſt, an dieſer Entwickelung und Ausbildung mit freier und ſelbſtändiger Thätigkeit fortzuarbeiten, oder ſein eigner Erzieher zu werden. Denn da der Menſch einer unendlichen Vervollkommnung fähig iſt, ſo gibt es keinen Punkt für ihn, wo er in der Entwickelung und Ausbildung ſeiner Anlagen ſtehen bleiben müßte. Daher wird der Menſch fortwährend erzogen, theils durch andre Menſchen, theils durch ſich ſelbſt, theils endlich durch Alles, was ihn von Außen umgibt und auf ihn einwirkt, um ihn zur Thätigkeit und Kraftübung zu reizen. Unter Erziehung im eigentlichen Sinne iſt jedoch bloß zu verſtehen die naturgemäße Einwirkung erwachſener Menſchen auf Kinder, um in dieſen die urſprünglichen Anlagen der Menſchheit bis zu dem Grade zu entwickeln und auszubilden, daß ſie an ihrer eignen Vervollkommnung ohne fremde Leitung mit Sicherheit arbeiten können. Durch dieſen Begriff von der Erziehung iſt zugleich ihr Zweck beſtimmt, der nicht bloß moraliſch, ſondern auch phyſiſch iſt, nicht bloß das Bürgerthum des Menſchen, ſondern das ganze Menſchenthum ſelbſt umfaßt. Die Erziehung ſoll das Kind in jeder möglichen Hinſicht zum Menſchen zu bilden ſuchen, ſodaß es, der Zucht entlaſſen, ſich ſelbſt beliebig fortbilden und in jedes wahrhaft menſchliche Verhältniß, alſo auch in das bürgerliche, ohne welches Menſchen nicht vernunftmäßig beiſammen leben würden, eintreten könne. Die Erziehung umfaßt daher auch den Unterricht als Mittel zum Zweck. Denn durch den Unterricht ſoll vornehmlich das Erkenntnißvermögen nach ſeinen verſchiedenen Zweigen entwickelt und ausgebildet werden. (S. Erkenntniß). Die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Erziehung bezeichnet Hamann mit den trefflichen Worten: „Die Erziehung iſt ein Beruf, an dem ein Mühlſtein hängt der mit einer unermeßlichen Tiefe droht, deſſen Werth in gleicher Stimmung des Guten, das man darin thun kann und der Hinderniſſe, die man zu überwinden hat beſteht“. Die Erziehung wird eingetheilt in die körperliche und geiſtige, die natürliche (phyſiſche) und ſittliche (moraliſche), die häusliche und öffentliche. Keine derſelben darf einſeitig oder ausſchließend empfohlen und betrieben werden. Nur aus ihrer zweckmäßigen Verbindung geht eine möglichſt vollkommene Erziehung hervor. Ein für die Erziehung der Jugend beſtimmter und eingerichteter Ort heißt eine Erziehungsanſtalt, und wenn dabei hauptſächlich auf den Unterricht geſehen wird

chule. Der wissenschaftliche Inbegriff der Regeln der Erziehung heißt Er-
ungswissenschaft, und die Geschicklichkeit in der Ausübung dieser Re-
Erziehungskunst. Beides heißt auch mit einem aus der griechischen
he entlehnten Worte Pädagogik. Eben daher heißt der Erzieher ein Pä-
g, und eine öffentliche Erziehungsanstalt führt häufig den Namen Päda-
im. Die Erziehungswissenschaft hat es vornehmlich mit Ausmittelung der
Erziehungsweise zu thun. Unter den Alten haben sich Plato, Aristoteles und
ch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rousseau, Basedow, Rochow,
z, Campe, Salzmann, Olivier und Pestalozzi, theils als pädagogische Schrift-
theils als praktische Erzieher mit Auffindung jener Methode beschäftigt.
at sich Niemeyer durch die Herausgabe s. „Grundsätze der Erziehung und des
chts für Ältern, Hauslehrer und Schulmänner", wovon bereits die 9. Aufl.
en ist, ein nicht geringes Verdienst um die Pädagogik erworben, indem er
r die bewährtesten pädagogischen Regeln und Hülfsmittel nach einem guten
usammengestellt, sondern auch die verschiedenen Erziehungsweisen nach ihrer
ren Anwendbarkeit mit vorsichtiger Überlegung geprüft hat. Weiller's und
's Schriften, Schwarz's „Erziehungslehre" (4 Thle., Leipz. 1802 fg.) und
Wagner's „Philosophie der Erziehungskunst" (Leipzig 1802), haben viel
ümliches; noch origineller ist J. Paul's treffliche „Levana, oder Erziehungs-
nd Graser's „Divinität" (2 Thle., Hof 1811). (S. Menschen-
g.) D.

rziehung (physische), des Menschen, soll sich damit beschäftigen, die
he naturgemäße Ausbildung des Menschen zu befördern. Sie hat daher
dernisse, welche der Thätigkeit der Natur entgegenstehen, zu beseitigen, und
as die Gesundheit des Kindes erhalten und befestigen, was seine körperli-
agen entwickeln kann, zu befördern. Wird dies vernachlässigt, so wird oft
ildung des Körpers verhindert, oder ihr eine so schiefe Richtung gegeben,
ehr zum Nachtheil wirksam ist, und daß durch ungleiche Vertheilung ihrer
it Störung in der harmonischen Wirkung der Systeme des Körpers, und
wirkliche Krankheiten, oder doch Anlagen zu künftigen Übeln in spätern
rzeugt werden. Jede vernünftige Theorie der physischen Erziehung muß
chtiges Studium der Natur des Kindes gebaut sein, und daher vor Allem
igenheiten des kindlichen und jugendlichen Alters, auf die Perioden des
ums der Kindheit, und dann auf die besondere Beschaffenheit und Anlage
des Rücksicht nehmen. (S. Alter.) Die der körperlichen Ausbildung
ehenden Hindernisse liegen theils in einer fehlerhaften Leibesbeschaffenheit
s, erblicher Anlage zu Krankheiten, in den Perioden der Entwickelung,
der Zahnbildung und der Mannbarkeit, theils in den Verhältnissen des
Lebens, z. B. in Gewohnheiten, in der Erziehungsweise, in Vorurtheilen
n Meinungen, in Armuth oder Überfluß, Zwang der Stände u. A. m.;
äußern unausweichlichen Einflüssen, vorzüglich der Witterung und Orts-
heit. Daher muß, wenn das Kind kränkliche Anlage hat, dieser beson-
h Diät entgegengearbeitet werden. Die Zahnperiode ist oft schwer und
ind in der Ausbildung zurück, daher der Ausbruch der Zähne befördert wer-
Manche haben Anlage zur Vollblütigkeit, welche der Lunge Gefahr droht,
eitig genug beschränkt werden muß. Unter die schädlichen Gewohnheiten ge-
Mißbrauch der Mehlspeisen bei den Kindern, das zu warme Verhalten des
A. m. Äußere Einflüsse endlich können durch zu große Wärme oder Kälte,
uft u.s.w. die Gesundheit des Kindes u. dessen physische Ausbildung stören;
ß daher das Kind dagegen geschützt, theils aber auch späterhin allmälig dar-
nt werden. Die physische Erziehung muß aber auch Alles anwenden,
armonische Entwickelung der verschiedenen Thätigkeiten des Körpers und

die Erhaltung der Gesundheit, Festigkeit und Ausdauer gegen schädliche Einflüsse befördern kann. Die Hauptpunkte einer zweckmäßigen physischen Erziehung sind folgende: 1) Gleichmäßige und rechtzeitige Bildung aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein System des Körpers vor dem andern begünstigt, keines vernachlässigt werden darf. Bei dem Kinde herrschen die Thätigkeiten des Unterleibes, die Verdauung, Einsaugung u. s. w. vor; man darf daher durch Überfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öftern Gebrauch der Laxirsäftchen u. dgl. die Thätigkeit dieser Systeme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden, das Hautsystem in angemessener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waschen, öftere Wasser- und Luftbäder, gelindes Reiben der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidung erfodert. Schon um der Reinlichkeit willen ist öfteres Waschen und Baden des Kindes eine Hauptsache in der physischen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu stärken, einen gehörigen Grad von Empfindlichkeit in derselben zu erhalten, ist für das Bestehen der Gesundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu große Empfindlichkeit der Haut, welche, seitdem wir von Kindheit an die Hautpflege vernachlässigt haben, allgemeiner Fehler geworden ist, so leicht Störung ihrer Geschäfte und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2) Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Die ganze Natur beobachtete in ihren Erscheinungen im lebenden Körper pünktliche Ordnung und höchste Zweckmäßigkeit. Auch das Kind muß von den ersten Tagen an daran gewöhnt werden; alle Geschäfte des Organismus gehen dann leichter und ungestörter von Statten. Also im Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung u. s. w. werde der Mensch zur Ordnung erzogen. Die Erfahrung lehrt auch durch ihren Erfolg den Vortheil und die Nothwendigkeit davon. Jede Unordnung stört das Ganze, jede Thätigkeit außer der Ordnung angestrengt (z. B. Verdauung u. s. w.) erfodert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menschen werden selten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen reibt sie bald auf. Alte Personen sind immer sehr an Ordnung gewöhnt. 3) Schutz gegen äußere Einflüsse, aber auch allmälige Gewöhnung an dieselben. Nicht alle äußere Einflüsse stehen in unserer Gewalt, vielen können wir nicht, oder doch nicht gänzlich entgehen, besonders den atmosphärischen, Hitze und Kälte u. s. w. Wir müssen daher suchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger schädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechselung der freien Luft, täglicher Genuß derselben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durst u. s. w. nothwendig ist. Nur darf die Abhärtung nicht in zu plötzlichen Übergängen und nicht im Übermaß geschehen. 4) Frühzeitige Übung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich sind daher die gymnastischen Übungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit und Stärke, und selbst zur Erhaltung und Dauerhaftigkeit der Gesundheit, welches die ältern Völker, besonders die griechischen, so gut wußten als wir, aber besser befolgten. Man lasse von der ersten Kindheit an den Menschen seine Glieder mehr gebrauchen, das Kind lieber auf der Erde sich wälzen als beständig getragen werden. Späterhin lasse man sie, nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit, alle gymnastische Übungen vornehmen, ringen, laufen, klettern, werfen, baden, schwimmen u. s. w. 5) Vermeidung einer zu frühen Geistesbildung. Wird der Geist zu früh angestrengt, so geschieht es nur auf Kosten der körperlichen Ausbildung. Ist der Körper gesund und gedeihlich herangewachsen, so hat die Empfanglichkeit des Geistes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um so geschwinder, sodaß gar nichts dabei versäumt wird. Vor dem 7. bis 8. Jahre sollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten. S. Friedländer, „Über körperliche Erziehung", Leipzig 1819.

Eschenbach (Wolfram von), dessen Blüthe in die erste Hälfte des 13

). fällt, ist unter allen Dichtern des schwäbischen Zeitraums nicht allein einer achtbarsten, sondern überhaupt der vorzüglichste. Voll Phantasie und Tiefreich und neu in der Darstellung, und ein gewandter und zierlicher Meister der che und des Versbaues, erhebt er sich zu einer bedeutenden epischen Höhe. Von önlichen Umständen wissen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Gete, wahrscheinlich aus der Oberpfalz, stammte. Er empfing zu Henneberg itterschlag, und brachte sein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von s. Dichnte und der Freigebigkeit der Fürsten lebte. Er glänzte unter den Dichtern r Wartburg. Gegen das Ende s. Lebens zog er sich auf den Wohnsitz s. Bärück, und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach begraben. (S. hn das „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst", herausgegeben von n, Docen und Büsching, im 1. Bde.) Seine Gedichte sind theils von eigner dung, theils nach franz. und provenzalischen Mustern gearbeitet. Die vorsten s. zahlreichen Werke sind: „Der Parcival", gedr. 1477, 4., der auch in r's Sammlung befindlich ist; „Der Titurell, oder die Pfleger des Graals", 1477, 4.; „Der Markgr. v. Narbonne, Lohengrin" (herausgeg. v. Görres, lberg 1813); „Wilhelm von Oranse" und „Gottfried von Bouillon". Lieder m in der Manessischen Sammlung.

Eschenburg (Johann Joachim), Geh. Justizrath und Professor am Cam zu Braunschweig, geb. 1743 zu Hamburg, gest. zu Braunschweig 1820, ausgezeichnete Literator erhielt s. erste Bildung auf dem hamburger Johan; hierauf in Leipzig, wo Ernesti, Gellert, Morus und Clodius s. Lehrer waann unter Heyne und Michaelis in Göttingen studirend, kam er später durch endung des Abts Jerusalem als Hofmeister nach Braunschweig, wo er in der die durch des Dichters Zacharia Tod erledigte Professur am dortigen Caroli rhielt, die er bis an s. Tod bekleidete. Deutschland verdankt ihm die nähere Bechaft vieler guten engl. Schriftsteller im Gebiete der Ästhetik, wie z.B. Brown, , Burney, Fuesly und Hurd, die von ihm übersetzt und mit zum Theil sehr chen Zusätzen bereichert worden sind. Auch gab Eschenburg zu verschiedenen in eignen Zeitschriften und Magazinen Bericht von den bemerkenswerthesten imungen in der englischen Literatur, wodurch die Liebe und Anerkenntniß der schätze dieses Inselvolkes mächtig unter den Deutschen gefördert wurde. Das Verdienst erwarb er sich durch s. Übertragung des Shakspeare. Zürich 1775 14 Bde., Ebend. 1798 — 1806, 12 Bde. Wenn schon hierin nicht der indem Wieland bereits vor ihm Ähnliches begonnen hatte, bleibt ihm doch und nachdem so viele andre treffliche Verdeutschungen des großen Tragikers gen wurden, das Verdienst, der vollständigste zu sein; auch wird seine Überder sämmtlichen Werke des Dichters noch bis diesen Augenblick gesucht, oder der Schmuck der Metrik und die wörtliche Genauigkeit abgeht, die einige esitzen; übrigens standen ihm bei Verfertigung derselben, durch s. vielfachen schen und geselligen Verbindungen, Hülfsmittel zu Gebote, die nicht leicht rer in diesem Maße haben dürfte, und s. eigne Bibliothek enthielt, schon vor 20 J., bloß in Bezug auf Shakspeare, mehr als 400 Bde, Kupferwerke it gerechnet. Ein großes Verdienst erwarb sich E. auch noch durch die Herse s. am Carolinum gehaltenen Lehrvorträge, s. „Theorie und Literatur der Wissenschaften, nebst einer Beispielsammlung dazu", s. „Lehrbuch der Wisskunde" und s. „Handbuch der classischen Literatur" (7. berichtigte und te Ausgabe 1825). Im Umgange war er höchst liebenswürdig, und trotz der eilen entschlüpfenden Satyre, doch allgemein beliebt. Drei J. vor s. Ende s. 50jähriges Amtsjubiläum. Auch war E. Senior des Cyriacus-Stiftes nschweig und Ritter des Guelfenordens. Im 6. Supplementbande von 's „Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten" findet sich ein genaues Verzeich-

niß sowol aller s. eignen Werke, als s. Übersetzungen und Herausgaben andrer Dichter früherer und späterer Zeit, wie z. B. Burkard Waldis, Boner u. A. m.

Escoiquiz (Don Juan), Ferdinands VII. Vertrauter, geb. 1762 in einer altadeligen Familie von Navarra, war anfangs Page Karls III. Aus Neigung zu den ernsten Wissenschaften zog er den geistlichen Stand dem Militairdienste vor, und empfing ein Kanonicat des Stifts zu Saragossa. Seine liebenswürdigen Eigenschaften erwarben ihm zahlreiche Freunde und Gönner am Hofe, und so fiel, als dem Prinzen von Asturien ein Lehrer gegeben werden sollte, die Wahl auf ihn. Er wußte bald die ganze Liebe des Prinzen zu gewinnen, für den er s. Seits eine mehr als väterliche Zuneigung hegte. Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich 1797 — 98 gegen den König und die Königin über die Leiden, welche auf Spanien lasteten, äußerte, zogen ihm die Feindschaft des Friedensfürsten zu, welcher es endlich dahin brachte, daß er nach Toledo verwiesen wurde. Der Prinz verlor seinen geliebten Lehrer mit großem Kummer, und blieb durch einen geheimen Briefwechsel mit ihm in Verbindung. E. suchte auch in der Verbannung durch Denkschriften, die er an den König einsandte, diesen über s. Günstling aufzuklären; aber umsonst. Vielmehr gewann der Friedensfürst bei dem Könige ein immer entschiedeneres Übergewicht über den Prinzen, welcher im März 1807 an E. schrieb, daß er für seine Krone fürchte, und bei ihm Rath und Beistand suche. Sogleich begab sich E. nach Madrid, wo eben der Proceß vom Escurial stattfand. Er vertheidigte den Prinzen auf das thätigste, und wirkte dadurch entscheidend auf die Meinung des Volks ein. Als nun Ferdinand VII. den Thron bestiegen hatte, begnügte sich E. mit der Stelle eines Staatsraths. Er rieth zu der Reise nach Bayonne, begleitete Ferdinand VII. dahin, zeigte in den Unterredungen mit Napoleon, der seinen Einfluß kannte, und daher vor allen bearbeitete, ebenso viel Verstand und Festigkeit als Anhänglichkeit an seinen Fürsten, und rieth endlich diesem, der Krone nicht zu entsagen, wie erfolgen möchte. Indeß fand diese Entsagung doch statt, und E. folgte den Prinzen nach Valençai, ward aber bald von ihnen getrennt und nach Bourges verwiesen, wo er 4½ Jahr in der Zurückgezogenheit lebte. Erst im Dec. 1813 kehrte er nach Valençai zurück, als die eingetretenen Umstände Napoleon geneigt gemacht hatten, sich mit Ferdinand VII. und dem Infanten zu versöhnen. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, welche die Bourbons noch vor Napoleons gänzlichem Sturze auf den spanischen Thron setzten. 1814 verließ er den Hof, und zog sich nach Saragossa zurück. Man erfuhr bald, daß er in Ungnade gefallen sei. Er ward sogar auf seines Königs Befehl gefangen gesetzt. Nach einiger Zeit ward er wieder gerufen, fiel aber zum zweiten Mal in Ungnade. E. hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht, und unter andern Young's „Nachtgedanken" und Miltons „Verlorenes Paradies" ins Spanische übersetzt. S. Auseinandersetzung der Ursachen, welche Ferdinand VII. bewogen haben, sich nach Bayonne zu begeben, ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Er starb in s. Exil zu Ronde 1820.

Escorial (El Escurial), ein in der spanischen Provinz Segovia, in einer rauhen Gegend gelegener Flecken (2000 E.) 6½ Meile von Madrid, welchen König Philipp II., wegen eines Gelübdes, nach dem bei St.-Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloster und Schloß erbaute, welches man gewöhnlich u. d. N. Escorial versteht. Da die Schlacht am 10. Aug., dem Festtage des heil. Laurentius, gewonnen worden, so ward auch das Escorial diesem Heiligen geweiht. Es ist ein finsteres, stolzes Prachtgebäude, welches Philipps Charakter schildert, und ist ein Viereck, wovon jede Seite 250 Schritte lang ist. Es hat 17 Thürme, 22 große Höfe, 36,000 Fenster, 14,000 Thüren, ein Seminarium, treffliche Gemälde und enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit Allem, was verschwenderische Pracht vereinigen kann, ausgestattet sind. 200 Mönche von dem Orden des heil. Hieronymus bewohnen die Klostergebäude. Sie nähren sich

einträglichſte Schafzucht. In der prachtvollen, nach dem Muſter der Peters-
he in Rom erbauten Hauptkirche, welche 24 Altäre und 8 Orgeln in ſich faßt,
ndet ſich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, das Begräb-
gewölbe der Regenten Spaniens. Über 50 Marmorſtufen führen hinab, und
Thor iſt ſehr künſtlich aus vergoldeter Bronce gearbeitet. Auch die Kuppel be-
t aus Bronce, und der Fußboden aus Jaspis und Marmor. Das prachtvoll
hmückte Oratorium hat ein großes, ganz mit Diamanten und andern Edelſtei-
geſchmücktes Crucifix. In der Mitte des koſtbaren Gewölbes ſteht ein großer
ſiv goldener Leuchter, und an den Wänden in 26 Niſchen, die aufs prächtigſte
)mückt ſind, ſtehen ebenſo viel ſchwarze marmorne Todtenurnen, theils ſchon
den ſterblichen Überreſten verſt. Könige und Königinnen Spaniens angefüllt,
s noch leer. Schon Karl V. machte den Entwurf zu dieſem Bau, und Phi-
II., III. und IV. führten ihn, nach Bramante's Zeichnung, aus; er ſoll 5
. Duk. gekoſtet haben. Der königl. Palaſt heißt S. Lorenze el Real. Philipp II.
zugleich die berühmte doppelte Bibliothek des Escorial an, und ſein Sohn ver-
te ſie anſehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte
iglich arabiſche handſchriftliche Schätze, wiewol ein Theil derſelben durch einen
id 1671 vernichtet ward. (Vgl. Caſiri.)

Eskimo's, eine Völkerſchaft an den Küſten des nördlichen Labrador, die
Grönland ſtammt (daher ſie mit den Grönländern einerlei Sprache hat). Die
no's ſind von beſchränktem Geiſte, einer jedoch nicht gar zu häßlichen Geſtalt;
ders klein ſind ihre Hände und Füße. Ihre natürliche Farbe iſt weiß, allein
nlichkeit und Thran läßt dieſe kaum erkennen. Sie führen ein höchſt ärmli-
leben, und nähren ſich von Fiſcherei und Jagd der Seewölfe. Die Weiber
i ſich gemeiniglich in Vogelhäute. Der Eskimo iſt der Wilde unter den Wil-
Ihre einfachen Zahlen gehen bis 6, und die zuſammengeſetzten bis 21; was
er iſt, heißt eine Menge. Auf gleiche Weiſe ſind ſie in ihren übrigen Begrif-
ſchränkt. Sie leben in völliger Gleichheit, ohne Regierung, außer daß der
lere, Herzhaftere, oder der mehr Weiber und Kinder hat, einigermaßen vor-
n wird. Ebenſo wenig haben ſie Geſetze; die einzige Strafe iſt allgemeiner
. Religiöſe Begriffe ſind ihnen fremd; die mähriſchen Brüder haben verſucht,
hriſtenthum unter ihnen einzuführen, und 1777 wurde der erſte Eskimo
t.

Esmenard (Joſeph Alfons), Dichter, geb. 1769 zu Peliſſane in der Pro-
erhielt in Marſeille ſ. Bildung, ging nach St.-Domingo und lernte nach ſ.
hr Marmontel kennen, deſſen Bekanntſchaft die Neigung zur Literatur in ihm
kelte. Im Anfange der Revolution gehörte er zum Clubb der Feuillans, nach
Sturz er 1792 auswandern mußte. Nach 5jährigen Wanderungen durch
nd, Deutſchland und Italien, blieb er, von Konſtantinopel zurückkehrend, in
ig, wo er den Entwurf zu ſ. Gedichte: „La navigation" machte. Er kam
nach Frankreich zurück, ward aber als politiſcher Schriftſteller verhaftet und
veiten Male verbannt, worauf er wieder zwei Jahre im Auslande zubrachte.
3. Brumaire öffnete ihm die Rückkehr nach Frankreich, wo er ſich mit La
und Fontanes verband und mit ihnen am „Mercure de France" arbeitete.
n bewegtes Leben geboren, ſah er ſich faſt immer aus Lagen geriſſen, wo er
zu finden begann. Er begleitete den General Leclerc nach St.-Domingo, er-
ich ſ. Rückkehr eine Stelle im Miniſterium des Innern, reiſte dann mit Vil-
oyeuſe nach Martinique und konnte erſt 1805 in Paris ſich häuslich nieder-
Ungeachtet ſ. unruhigen Lebens hatte er doch gelehrte Beſchäftigungen nicht
läſſigt, und ſ. oben genanntes Gedicht vollendet, das 1805 erſchien. Es
Aufſehen, und wenn man auch Plan, lebendige Handlung und Mannig-
it in der Darſtellung vermißte, ſo vergaß man doch dieſe Mängel über der

poetiſchen Kraft des Gedichts, dem Reize und der Reinheit des Versbaues, und bewunderte die Treue, womit er dies empörte Element ſchildert. 1808 ließ er die Oper „Trajan" aufführen, die zwar gut geſchrieben war, aber doch ihr ungemeines Glück mehr der Gunſt der Regierung und den Umſtänden verdankte. Schon in ſ. Amtsverhältniſſen, als Cenſor der Theater und Büchercenſor, und Vorſtand der erſten Abtheilung der Polizei, mußte er ſich viele Feinde machen, die ſich vollends erhoben, als er 1810 Mitglied des Inſtituts wurde, obgleich er auf dieſe Ehre durch ſ. Talente Anſpruch hatte. Die öffentliche Meinung richtete ihn ſtrenge und traf, wenn ſie ſ. Privatleben und ſ. Sitten vor ihren Richterſtuhl zog, in vielen Punkten mit der Stimme des Neides zuſammen. Zu dieſen Unannehmlichkeiten, wogegen E. weniger empfindlich als ein anderer war, kam noch, daß Napoleon ihn aus Frankreich verwies, wozu ein Aufſatz in einer Zeitſchrift gegen ein Werkzeug des ruſſiſchen Cabinets den Vorwand gab. Er hatte ſich drei Monate in Italien aufgehalten, als er die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Er ſtarb aber im Juni 1811 an den Folgen einer Wunde, die er beim Umſturz ſ. Wagens, auf dem Wege zwiſchen Neapel und Rom, erhalten hatte.

Eſoteriſch, geheim, bloß für Geweihte beſtimmt. Bei den Myſterien oder geheimen Geſellſchaften der Alten hatte man eſoteriſche und exoteriſche Lehren, jene für die Geweihten, die gleichſam ins Innere des Heiligthums kamen (Eſoteriker), dieſe für die Ungeweihten, oder Exoteriker, die in den Vorhöfen blieben. Auch in den Wiſſenſchaften hat man in der Folge diejenigen Vorſtellungs- und Lehrarten, welche nur für tiefer Eindringende gehören, eſoteriſch, und diejenigen, welche den Faſſungskräften der Ungelehrteren angemeſſen ſind, exoteriſche genannt.

Espagnolet, ſ. Spagnolet.

Eſpinaſſe (Julie Jeanne Eleonore de l'). Dieſe liebenswürdige Frau, welche die glänzendſten Geiſtesgaben mit einem der heftigſten Liebe fähigen Herzen vereinigte, geb. zu Lyon 1732, war von unehelicher Geburt, wurde aber für eines Bürgers Tochter ausgegeben, und führte den Namen deſſelben, ohne je ihre wahre Abſtammung in Anſpruch zu nehmen. Von der Marquiſe Du-Deffand (ſ. d.) zur Geſellſchafterin gewählt, folgte ſie deren Anerbietungen gern, da ſie in einer dürftigen Lage war. Anfangs lebten beide Frauen in beſter Eintracht. Aber zu bald wurden Juliens Vorzüge erkannt, Aller Herzen huldigten ihr, ſelbſt d'Alembert, der geprüfteſte Verehrer der Du-Deffand. Sobald dieſe in der l'Eſpinaſſe eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin erkannt hatte, entfernte ſie dieſelbe von ſich. Allein die Verſtoßene hatte bereits zu zahlreiche Verehrer, und man bewirkte durch den Herzog von Choiſeul, daß der König ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausſetzte. Von jetzt an trat ſie in die große Welt, und die glänzendſten Cirkel wetteiferten um die Ehre ihres Beſitzes. D'Alembert erflehte vergebens ihre Gegenliebe, ohne mehr als Freundſchaft zu erhalten. Der Marquis von Mora, ein edler, trefflicher ſpaniſcher Jüngling liebte ſie, ward von ihr wieder geliebt, doch ſchnell über den Oberſten Guibert, bekannt durch ſ. Verhältniſſe mit Friedrich II., und der die Gunſt der Frauen als einen ſ. Eigenſchaften gebührenden Zoll zu betrachten gewohnt war, vergeſſen. Wer könnte die Verkettung dieſer Verhältniſſe, den Wechſel der ſeltſamen Launen der Liebe, die ihre Gunſt blind verſchenkt, ohne Theilnahme betrachten, wer die Briefe der l'Eſpinaſſe, in denen ſich ausſpricht, was glühende, unauflösliche Liebe einem zarten Herzen eingeben kann, ohne Rührung leſen? Die darin mit ſo viel Anmuth und Zartheit ausgedrückten Gefühle zeugen von einer ſeltenen Bildung. Eine gute deutſche Überſetzung ihrer Briefe erſchien in 2 Bdn. 1809 von Madame Spazier. Sie ſtarb 1776.

Esprits. Dieſe franz. Benennung entſpricht faſt ganz unſerer deutſchen: Geiſter. Man gab ſie, obwol ehedem mehr als jetzt, allen den Flüſſigkeiten, welche

h Destillation von Substanzen gewonnen wurden, die entweder weingeistige andre sehr flüchtige und stark riechende Bestandtheile enthalten. So liefert n, Bier, Cider, jedes seinen besondern Esprit, im Grunde freilich nichts An- als Alkohol oder Weingeist. Ebenso läßt sich aus jeder Pflanze, die nicht ganz an ätherischem Öl ist, als Pfeffermünze, Lavendel, Orangeblüthen u. s. w. Esprit ziehen; ja selbst die Ergebnisse der Destillation mehrer mineralischer Stanzen, als des Salpeters, Vitriols, Grünspans u. s. w., wurden sonst un- e Esprits gerechnet. Jetzt bedient man sich statt dieser Benennung, die so hiedene Erzeugnisse umfaßt, lieber der bestimmtern, welche die neuere chemische enclatur an die Hand gibt; doch kommt sie bei verkäuflichen Wassern und Ar- on Spiritus häufig noch vor. (S. Alkohol, Branntwein.)

Esquire (ausgespr. Skweir, abgeleitet von écuyer, der Schildknappe, rnfähige, armiger), ein englischer Titel, über den Küttner sagt, daß alle nigen schwer aufzuzählen sind, denen er eigentlich, d. h. nach den Gesetzen zu- it. Aber man gibt ihn auch vielen aus Höflichkeit, denen er nicht gehört, als rten, Künstlern u. s. w. (S. England, Volksverfassung.) Der liegender Gründe gibt ihn eigentlich nicht, und doch nennt man Diejenigen, gende Gründe haben, durchaus und vorzugsweise so. Die engl. Bauern n ihre Gutsherren Esquire.

Esrah, s. Nehemiah.

Eß (Karl van), geb. 1770 zu Warburg im Stifte Paderborn, kam 1788 lostergeistlicher in die Benedictinerabtei Huysburg bei Halberstadt, wo er spä- ctor und Prior, bei der Aufhebung der Abtei aber 1804 Pfarrer zu Huysburg . 1811 ernannte ihn der Fürstbisch. v. Paderborn zum bischöfl. Commissair Vollm. e. Generalvicars im Saal- und Elbedepart. In diesem Posten be- er viel Anhänglichkeit an den römischen Stuhl. An der Übers. des N. die unter s. u. s. Bruders Namen erschien, soll er den wenigsten Antheil ge- aben, und er sagte sich in der Folge davon los. Er schrieb 1810 eine „Gesch. vesenen Abtei Huysburg", und bei dem evangel. Jubelfest 1817, eine „Kurze d. Religion"; welche von den Domschülern zu Halberstadt zur Nachfeier des nationsfestes öffentlich verbrannt und von einigen Gelehrten daselbst einer legung werth geachtet wurde. Er starb den 22. Oct. 1824. Sein Bruder der van Eß, Benedictiner der Abtei Marienmünster im Paderbornschen, Pfarrer zu Schwalenberg im Fürstenthum Lippe, und seit 1813 außerord. der Theologie und kathol. Pfarrer zu Marburg, auch Mitdirector des dasigen lehrer-Seminariums, hat sich durch seine, mit Beifall aufgenommene und christliche Religionsparteien brauchbare Übersetzung der heil. Schriften des (Sulzbach bei Seidel) rühmlich bekannt gemacht. Der Papst hat zwar in Zeit untersagt, sie ferner drucken zu lassen, doch ist noch 1820 eine neue avon unter dem alleinigen Namen Leanders erschienen.

Eßlair (Ferdinand), Hofschauspieler und Regisseur des königl. Hoftheа- München, wurde 1772 geb. Familienrücksichten erlauben bis jetzt weder auere Angabe s. Altern, noch s. Geburtsorts. Seine frühern Verhältnisse ihn von der Bühne entfernt, und erst nach einigen Versuchen auf Liebhaber- n betrat er in s. 23. J. die Bühne zu Insbruck. Die Natur scheint ihn durch und physische Anlagen zum Schauspieler bestimmt zu haben, denn mit einem llen, angenehmen Organ, sprechenden Zügen und einer hohen, kräftigen gestalt verbindet er eine lebhafte Phantasie, richtiges Gefühl und eine tref- Beurtheilungskraft. So fand er sehr bald Beifall. Nach einem halben folgte er einem Rufe des Theaters zu Passau, unter der Leitung des Schau- Schopf, der ungeachtet mancher Gebrechen, welche dem denkenden Anfän- t entgingen, E.'s Lehrer und Vorbild ward. Schopf ließ dem aufkeimen-

den Talent des Schülers Gerechtigkeit widerfahren, und berief ihn 1793, bei Organisation des deutschen Schauspiels nach Prag. Obgleich nun die Kunstleistungen des jungen, feurigen Mannes ungetheilten Beifall empfingen, so war doch sein Gehalt nicht zureichend, ihn daselbst nebst s. Gattin, die nicht Schauspielerin war, zu erhalten. Neben den geistigen Anstrengungen auch noch mit häuslichem Mangel kämpfend, erlag endlich s. Körper. Dies bewog ihn, Prag zu verlassen. 1800 kam E. zum ersten Male nach Stuttgart, wo ihn Haselmeier, der das damalige Hoftheater gepachtet hatte, zugleich auch mit bei s. eignen Gesellschaft anstellte, die in Augsburg spielte. Allein der sehr mäßige Gehalt konnte s. zerrütteten Vermögensumstände nicht verbessern, und gute Vorbilder sah er in dieser Zeit auch nur selten; ihm blieb nichts, als die Erinnerung an die Leistungen eines Lange, Brockmann, Marchand, Huk, Junker u. A., und die ihm inwohnende unversiegbare Geistesquelle. Nach Auflösung der augsburger Bühne ging E. auf das Theater in Nürnberg; hier brachte der 1806 erfolgte Tod s. ersten Gattin eine bedeutende Veränderung in s. Kunstleben. Er schritt zu einer zweiten Verbindung mit Elise Müller, die schon früher als Schauspielerin bei einigen großen Theatern bekannt war. In ihrer Gesellschaft unternahm er 1807 Kunstreisen nach Stuttgart, Manheim und Frankfurt, und erhielt in Manheim Anstellung. Hier verlebte er mehre glückliche Jahre. Das Anerbieten einer höhern Besoldung, und die Aussicht, die noch aus früherer Zeit herrührende Schuldenlast tilgen zu können, bestimmten ihn, den an ihn ergangenen Ruf von dem großherzogl. badenschen Hoftheater in Karlsruhe anzunehmen. Endlich zog der nun verewigte König Friedrich von Würtemberg 1814 diesen wackern Künstler aus s. beengten Lage. Von jetzt an entwickelte E. von keinen widrigen Eindrücken gestört, das Höchste der Kunst, sowol in tragischen Rollen, wie Theseus in „Phädra", Tell, Otto von Wittelsbach, Hugo u. a., als auch im bürgerlichen Schauspiel, wie z. B. als Oberförster in den „Jägern", Dallner in „Dienstpflicht" ꝛc. 1818 trennte er sich von s. zweiten Gattin, und heirathete eine Demoiselle Ettemaier. Gegenwärtig ist er bei dem Hoftheater in München angestellt und als einer der ersten mimischen Künstler unter den jetzt lebenden erkannt, wiewol nicht zu leugnen ist, daß er in s. Heldendarstellungen sich zu sehr an die Repräsentation der franz. Bühne anschließt.

Eßlingen, s. Aspern.

Eſſäer, oder Eſſener, eine Secte unter den Juden, deren Ursprung sowol, als die Ursache ihrer Benennung unbekannt ist, doch scheinen sie erst unter den Makkabäern, etwa 150 vor Chr. entstanden zu sein. Sie zogen sich in die Einsamkeit zurück, und hatten Gütergemeinschaft unter sich eingeführt. Der Aufnahme in ihren Bund gingen Prüfungen vorher. Es gab 3 Grade in ihrem Bunde, der Grad der Strebenden, der der Näbertretenden und der der Vertrauten. Sie besaßen reinere Begriffe von Gott, als die gewöhnlichen Juden und eine gereinigte Sittenlehre. Blutige Opfer brachten sie nicht; statt vieler äußerlichen Gebräuche widmeten sie sich dem Gebet und den stillern Andachtsübungen, beobachteten die Sabbathsfeier streng, lebten in großer Mäßigkeit, und heilten durch Kräuter und Wurzeln allerlei Krankheiten. Sie widersprachen den Spitzfindigkeiten der Pharisäer und dem Epikuräismus der Sadducäer. Daß Jesus und Johannis zu diesem Bunde gehört hätten, ist historisch unerweislich. S. Bellermann's „Geschichtl. Nachrichten aus dem Alterthum über die Essäer und Therapeuten" (Berl. 1821).

Eſſen (Johann Heinrich, Graf von), schwedischer Feldmarschall, aus einem alten liefländischen Hause, geb. 1755 zu Kasioes in Westgothland, bildete sich in Upsala und Göttingen und trat hierauf in den vaterländischen Kriegsdienst. Bei einem Turniere in Stockholm, wo Gustav III. ihn sah, machte er durch seine Schönheit und Gewandtheit einen so günstigen Eindruck, daß er von dieser Zeit an

ünstling des Königs wurde, der ihn mit Gütern und Ehren überhäufte. E.
te, wie ihm die öffentliche Meinung nachrühmt, sein Ansehen nie unwürdig,
um Nachtheile seiner Mitbürger. In der Mitte eines der verderbtesten Höfe
Zeit, behielt er eine edle Offenheit, und schien nicht von jenem brennenden
t nach verbotenem Gewinn verzehrt zu werden, der die übrigen Günstlinge des
s ergriffen hatte. E. war des Königs Begleiter auf den Reisen durch Italien,
reich und Deutschland. Im Anfange des Kriegs gegen Rußland 1788 folgte
i nach Finnland. Aber der Feldzug scheiterte vor der kleinen Feste Nyslot,
s an Geschütz oder an Kugeln für das Caliber der wenigen Kanonen gebrach,
an hatte; auch fehlte es dem Heere an Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln.
Unzufriedenheit brach aus. Feldherrn, die bis dahin treue Anhänger des Kö-
gewesen waren, viele Officiere von allen Graden, worunter sich selbst ein Ver-
er des Grafen von E. befand, unterzeichneten zu Anjala eine Erklärung,
sie sich zwar verpflichteten, ihr Vaterland zu vertheidigen; aber, auf den
Satz der Verfassung sich stützend, daß es den Ständen zustehe, einen Angriffs-
u erklären, verwahrten sie sich gegen einen Angriff auf Rußland, und be-
ten, daß sie, durch ihren Eid zur Treue gegen die Verfassung verpflichtet, und
Bürger als Krieger, nicht zu ungerechten Kriegen mitwirken könnten. Der
verließ Finnland, und begab sich, von dem treuen E. begleitet, nach Gothen-
das die Norweger, welche unter dem Prinzen Karl von Hessen als Rußlands
ndete in Schweden eingedrungen waren, bedrohten. E. zog schnell Kriegs-
zusammen, hob in mehren Landschaften Bauern aus und führte dem König
Verstärkung zu. Nicht minder wirksamen Beistand leisteten die drohenden Er-
gen der Gesandten Englands und Preußens gegen Dänemark, und es ward
affenstillstand geschlossen, der den König rettete. E. war auch an Gustavs
uf dem Maskenball, wo der König tödtlich verwundet ward. Unter den
genden Regierungen behielt E. immer viel Ansehen am Hofe. Er begleitete
rzog von Südermannland und den jungen König auf der Reise nach Peters-
wo sich Gustav weigerte, sich mit Katharinens Enkelin zu vermählen. Nach
kehr ward E. Oberbefehlshaber in Stockholm, und Gustav IV. übergab ihm
en Oberbefehl in Pommern. Als Anführer des vereinigten Heers in die-
nde, vertheidigte er 1807 zwei Monate lang Stralsund und schloß einen eh-
n Waffenstillstand mit dem franz. Feldherrn. Bald nachher zog er sich auf
r zurück, als der König, unzufrieden mit s. Feldherren, die Anführung s.
selbst übernahm. Nach der Thronentsagung des Königs, 1809 ward E.
in den Staatsrath gerufen. Karl XIII. schickte ihn in dems. J. als Ge-
mit dem Staatsrath Lagerbielke nach Paris, um den Frieden mit Frank-
schließen, wodurch Schweden wieder auf kurze Zeit zu dem Besitze von
rn gelangte. E. führte 1814 den Oberbefehl über das zur Eroberung von
gen bestimmte Heer. Während der Minderjährigkeit des Prinzen Oskar
r zum Oberbefehlshaber von Norwegen ernannt, legte aber 1816 diese
nieder und ward Feldmarschall.

Essex (Robert Devereux, Graf von), ein tapferer Krieger und Günstling
ien Elisabeth von England, den sein Schicksal schnell von dem Gipfel des
auf das Blutgerüst führte, war der Sohn von Gautier Devereux, Grafen
, und Lettice Knolles, einer Verwandten der Königin Elisabeth, geb. 1567
ewood, dem Schlosse s. Vaters in der Grafschaft Herefordshire. In s. er-
gend soll s. Vater keine großen Hoffnungen von s. Anlagen gehegt haben.
ld empfahl er den Sohn dem Lord Burleigh. Dieser sandte ihn im 12. J.
Universität Cambridge, wo er sich durch Fleiß und Talent bemerklich machte.
7. J. erschien er am Hofe, wo die Annehmlichkeiten s. Äußern, sowie s.
den Eigenschaften einen günstigen Eindruck machten, und, von dem Anden-

ken ſ. Vaters unterſtützt, ihm viele Freunde gewannen. Er begleitete zuerſt, auf Bitten ſ. Mutter, wiewol nicht ohne Widerwillen, ſ. Stiefvater, den Grafen Leiceſter, 1585 nach Holland. 1586 erhielt er den Titel eines Generals der Cavalerie, und legte in der Schlacht bei Zütphen Beweiſe der Tapferkeit ab. Leiceſter ernannte ihn dafür im Lager zum Bannerritter. In England wurde er, an des bisher beförderten Leiceſter's Stelle, Großſtallmeiſter, und 1588 ernannte ihn Eliſabeth zum General der Cavalerie, unter Leiceſter's Befehlen, bei dem Heere, welches zum Schutz gegen einen von Spanien befürchteten Einfall verſammelt wurde. Von jetzt an galt er als erklärter Günſtling der Monarchin, die ihn noch mit dem Orden des Hoſenbandes ſchmückte. Dieſes ſchnelle, unerwartete Glück führte den jungen Mann zuweilen über die Grenzen der Mäßigung. Nachdem er einen Zweikampf mit einem andern Günſtling der Königin gehabt hatte, ſchloß er ſich ohne ihre Erlaubniß dem Kriegszuge an, durch den Sir John Norris und Franz Drake den Don Antonio wieder auf Portugals Thron ſetzen wollten. Die Königin machte ihm jedoch bloß zärtliche Vorwürfe darüber, und überhäufte ihn bei ſeiner Rückkehr mit neuen Wohlthaten. Leiceſter war das Jahr vorher geſtorben. E., der ihm zum Theil ſeine Erhebung dankte, unternahm nun Manches, was der Monarchin mißfiel, beſonders eine heimliche Vermählung mit der einzigen Tochter von Sir Francis Walſingham, der Witwe von Sir Philipp Sidney. Obgleich Eliſabeth nicht über dieſe Angelegenheit ſprach, gedachte ſie derſelben doch lange Zeit nicht ohne Empfindlichkeit. Immer unternehmend und nach Ruhm dürſtend, erhielt E. 1591 den Oberbefehl eines Truppencorps, welches Eliſabeth zu Heinrichs IV. Unterſtützung nach Frankreich ſandte. Allein dieſen Zeitpunkt benutzten ſ. Feinde, um ihm bei der Königin zu ſchaden; jedoch wußte er dies Mal ihre Pläne zu vereiteln, und Eliſabeth ernannte ihn 1593 zum Mitgliede ihres Geheimenraths. Nach einer glücklichen Unternehmung gegen Cadiz, die E. mit dem Admiral Howard ausgeführt hatte, und wodurch Cadiz in die Gewalt der Engländer gekommen war, wurde er von der Monarchin mit Lobſprüchen, vom Volke mit Beifallsbezeugungen empfangen; allein daß er ſich merken ließ, er achte dieſe ebenſo hoch als jene, ſchadete ihm in Eliſabeths Augen. Die Königin ließ ihn dies empfinden; da erwachte ſein Stolz und er gerieth in häufige Streitigkeiten mit der Monarchin. Dennoch ernannte ſie ihn, zur Belohnung ſ. Dienſte, 1597 zum Großmeiſter der Artillerie. Dieſe neue Gunſtbezeugung ſchien ſ. hochſtrebenden Ehrgeiz zu befriedigen, und er erbot ſich zu einem neuen Seezuge gegen Spanien; allein dieſer hatte nicht den gehofften Ausgang. E. ſah bei ſ. Rückkehr, daß Eliſabeth Menſchen, die er nicht liebte, reichlich belohnt hatte; dies kränkte ihn. Er wollte ſich auf ſ. Güter zurückziehen; aber Eliſabeth beſänftigte ihn nochmals dadurch, daß ſie ihn zum Großmarſchall von England ernannte. Sein Stolz verleitete ihn zu immer größern Unbeſonnenheiten, die ſ. Feinde nur zu ſehr benutzten. Burleigh's Tod, der jetzt erfolgte, war ein großer Nachtheil für ihn, denn dieſer kräftige Mann war ihm eine bedeutende Stütze geweſen. Zwar wurde E. nach ihm Kanzler der Univerſität Cambridge, aber dieſes konnte man auch als den letzten Schimmer ſ. Glücks betrachten. Schon vor Burleigh's Tode hatte ſich E. mit der Monarchin über die Wahl des Mannes entzweit, der nach dem damals unruhigen Irland geſchickt werden ſollte, und bei dieſer Gelegenheit, wegen ſ. ungeziemenden Betragens, von ihr eine Ohrfeige bekommen. Dennoch verſöhnte ſie ſich ſpäter mit ihm, und ſandte ihn ſelbſt mit den ausgedehnteſten Vollmachten als Vicekönig nach Irland. E. benahm ſich aber bei dieſem wichtigen Geſchäfte auf eine ſolche Art, daß er ſich den Unwillen der Königin zuzog. Sie gab ihm dieſen zu erkennen; er antwortete in ſtolzen Tone darauf, und obgleich ſie ihm befahl, Irland nicht zu verlaſſen, hielt er es doch für beſſer, nicht zu gehorchen, ſondern in Perſon ſich bei der Monarchin zu rechtfertigen. Sie nahm ihn nicht ungütig auf, allein bei der gegen ſ. Bench

ngeordneten Untersuchung vertheidigte er sich so schlecht, s. Feinde wirkten es so geheim und nachdrücklich, daß er verurtheilt ward, alle s. Ämter, außer nes Generals der Cavalerie zu verlieren. Elisabeth wollte ihm dadurch noch ung auf ihre Gnade lassen. Allein durch Heinrich Cuff's, s. Secretairs, chläge aufgereizt, erlaubte er sich selbst Äußerungen über die Häßlichkeit und ter der Königin, welche sie aufs tiefste verwunden mußten. Dazu kam, daß Volksgunst aufgeblasen machte, sodaß er in geheime Unterhandlungen mit önige von Schottland, Jakob, Elisabeths muthmaßlichem Nachfolger, trat, r früher auf den Thron zu helfen, ja endlich sogar mit dem verbrecherischen umging, sich des Palastes der Monarchin zu bemächtigen, um die Berufung euen Parlaments und neuer Minister zu erzwingen. Der Plan ward ver-; nun suchte er einen Aufstand in London zu erregen. Aber auch dieses miß-nd er ward verhaftet. Ihm und s. Mitschuldigen wurde der Proceß ge-; die Königin schwankte lange, ehe sie das gegen ihn ausgesprochene Todes-unterzeichnete. Immer noch hoffte sie, er würde ihre Gnade anflehen: ergebens. So gab sie endlich den Befehl zu s. Hinrichtung, welche am 25. 1601 durch das Beil im Tower, dem Wunsche des Verurtheilten gemäß, er-Man erzählt: als Essex von s. Unternehmen gegen Cadiz zurückgekommen sei, merkt habe, daß die Königin ihm ihre Zärtlichkeit von neuem geschenkt, habe er rgnisse laut werden lassen, daß s. oft nothwendige Abwesenheit ihn dem bösen s. Feinde bei der Monarchin bloßstellen möchte; da habe ihm die Königin ling gegeben, mit dem Versprechen, daß, was er auch gegen sie begehen könne, ß auch die Beschuldigungen gegen ihn sein möchten, er nur diesen Ring ihr en brauche, um gewiß zu sein, daß sie s. Rechtfertigung anhören werde. E. nach s. Verurtheilung davon Gebrauch machen; er gab den Ring der Gräfin gham, um ihn der Königin zu bringen. Allein der Gemahl der Gräfin, Todfeind, bestimmte sie, den Ring nicht abzugeben. So fiel er, zum Theil fer des Hasses und des Neides, im 34. J. s. Alters. E. war tapfer, be-eifstreich, gewandt, edelmüthig und sehr offen, dabei aber auch unbesonnen n äußerst heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ih-hen Alter sich noch so verliebt zeigte, daß sie ihm nicht selten lächerlich erschien, ihn so vermessen, daß er sich zuweilen Spöttereien gegen sie erlaubte, die zu-Herz einigermaßen von ihm abwandten. Manche haben das ganz vertraute tniß des Geliebten zur Liebenden zwischen ihm und Elisabeth bezweifeln wol-Lord Oxford hat es bestimmt für Liebe erklärt. Henry Jones und Banks ies Verhältniß zum Gegnstand der Tragödie gemacht.

Essig. Jede aus Wein oder weinartigen Flüssigkeiten, Bier ꝛc., durch die der saure Gährung (welche darum auch Essiggährung genannt wird) er-Säure heißt Essig. Nach der geistigen Gährung ist jede solche Flüssigkeit bst geneigt, in die saure überzugehen, und kann nur durch künstliche Mittel verhindert werden. Bei Bereitung des Essigs aber werden Mittel zu ihrer unigung und Beförderung angewandt. Der Essig ist um so besser, je stär-ist; ist er durch Destillation von allen fremdartigen Stoffen gereinigt worden, er Essigsäure, welche überaus scharf, flüchtig und durchdringend ist. rfindung des Pulvers wurde der Essig auch zum Sprengen der Felsmassen Belagerungen angewendet. Schon Plinius spricht davon; das letzte Bei-Gebrauchs im Kriege kommt, nach unserm Wissen, 1557 vor, wo Franz thringen sich desselben bei s. Feldzuge in Italien bediente. — Toiletten-ne wohlriechende, über Kräuter abgezogene, Essige liefert Paris in großer , und versieht mit diesem Luxusartikel halb Europa. Gewöhnliche franzö-he Weinessige zieht man aus Bourdeaux, Nantes und a. Seeplätzen.

Este, eines der ältesten und glänzendsten Fürstenhäuser Italiens. Den

Ursprung dieses Geschlechts findet Muratori unter den kleinen Fürsten, die im 1(Jahrh. Statthalter der Karolinger in Toscana waren. Späterhin erhielten s von den Kaisern mehre Bezirke und Grafschaften als Lehn, namentlich Este, R vigo, Montagnana, Casalmaggiore, Pontremoli und Obertenga, und führten d Titel Markgrafen. Von einem derselben, Guelfo IV., der 1071 das Herzogth Baiern als Lehn erhielt, stammt das Haus Braunschweig, welches man deßh auch lange das Estensisch-Guelfische nannte. Während d. 12., 13. u. 14. Jahrh ist die Geschichte der Este großentheils mit den Schicksalen der übrigen Herrscherf milien und kleinen Freistaaten in Oberitalien verflochten. In den Kriegen d Guelfen und Ghibellinen erwarben die Markgrafen von Este, als Häupter d Guelfen, mancher Widerwärtigkeit ungeachtet, nebst andern neuen Besitzung Ferrara und Modena. Noch mehr glänzt das Haus Este durch s. Verdienste u Künste und Wissenschaften. Nicolaus II. (gest. 1388) war der Erste, der d Hof von Ferrara zum Sitz der Eleganz und des guten Geschmacks erhob. Gl zender steht bald nach ihm Nicolaus III. da (gest. 1441). Er stellte 1402 die v s. Vater Albert gestiftete Universität zu Ferrara her, die während s. Minderjährig keit eingegangen war, und stiftete eine andre zu Parma. Durch Belohnungen z er die ausgezeichnetsten Männer der Zeit an s. Hof, u. A. Guarini von Verona den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Johann Aurispa; auch vererbte er d Liebe zu den Wissenschaften auf s. Söhne, Lionel und Borso, deren höchstes Str ben dahin ging, unter allen Städten Italiens Ferrara als das Vaterland der Ge lehrten und Dichter in Ruhm zu bringen. Die Regierung Lionels (gest. 145 glänzt weder durch Eroberungen noch andre politische Ereignisse; aber kein Für des Hauses Este wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth d Geistes und Feinheit der Sitten von s. Zeitgenossen mehr geschätzt als Lionel. E beförderte Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften auf alle Weis ja er selbst gab ein Muster von Beredtsamkeit in der lat. und ital. Sprache ab Mit allen großen Männern Italiens stand er in Briefwechsel, und trug mehr al irgend ein Fürst s. Zeit dazu bei, die alte Literatur wieder in den Schwung u Glanz zu bringen, der das 16. Jahrh. so verherrlicht hat. Auch unter s. Brud und Nachfolger, Borso (gest. 1471), blüheten Handel, Ackerbau, Gewerbe u alle Künste des Friedens. Borso war prachtliebend, da er aber weder Festung no Heere unterhielt; so erschöpfte doch sein Aufwand nicht die Finanzen. Kais Friedrich III. war bei s. Reise durch Ferrara von der Aufnahme, die er bei Bor gefunden, so entzückt, daß er ihm 1452 den Titel eines Herzogs von Modena u Reggio ertheilte. Hierzu verschaffte sich Borso noch vom Papst Pius II. die H zogswürde für Ferrara, welches er als päpstliches Lehn besaß. Sein Nachfolg Hercules I. (gest. 1505), hatte viel von den Venetianern und ihren Bundesgenoss auszustehen, die das Haus Este seiner Staaten berauben wollten; Mailand, Fl renz und Neapel bewaffneten sich für ihn, und so entspann sich ein allgemein Krieg. Nach einem ungünstigen Friedensschlusse (1484) behauptete Hercules 2 J. hindurch s. Neutralität, während Italien die größten Umwälzungen erlitt. I dieser Zeit blühte s. Land in allen Segnungen des Friedens, und s. Hauptstadt i Glanze des Luxus und der Künste. Sein Freund und Minister war der als Di ter des „Orlando inamorato“ berühmte Graf Bojardo von Scandiano; u Ariosto, damals noch sehr jung, erfreute sich ebenfalls schon der herzogl. Gun Alles, was von schönen Geistern s. Zeit in Ansehen stand, schmückte den Hof Ferrara. Auf Hercules I. folgte s. Sohn Alfons I. (gest. 1534), dessen zwe Gemahlin jene berühmte Lucrezia Borgia war, die durch seltene Talente und Li zu den Wissenschaften einigermaßen di Schande ihres frühern Lebens verwischt Im Dienste s. Bruders, des Cardinals Hippolyt, stand Ariosto; doch war die Fürst des großen Dichters nicht würdig. Der Cardinalshut schützte ihn so wen

nschaft und Verbrechen, daß er ſ. natürlichen Bruder Julius, deſſen Ne-
r in der Liebe er war, die Augen ausſtechen ließ, weil die von Beiden ver-
ıme die Augen einſt ſchön genannt hatte. Alfons ließ dieſe Grauſamkeit,
che ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, ſein andrer
und der gemißhandelte Julius zettelten eine Verſchwörung an, um ihn zu
en und ſich deſto ſicherer an Hippolyt zu rächen. Sie wurde entdeckt, und
über, über deren Haupt ſchon das Beil des Henkers ſchwebte, mußten ihr
ı Kerker beſchließen. Alfons zeigte große Feldherrntalente. Nachdem er
r Ligue von Cambrai beigetreten, erſchienen die Venetianer unter Angelo
ü mit einer Flotte an der Mündung des Po, und verbreiteten Schrecken im
Gebiet von Ferrara. Alfons brachte dieſe Flotte, die den Fluß hinauffuhr,
das Feuer ſeiner an beiden Ufern errichteten Batterien, wodurch er ſie theils
theils verbrannte (1509): ein Sieg, der von allen berühmten Dichtern
gefeiert worden iſt. Papſt Julius II., der bald die Ligue von Cambrai
nd den Venetianern beitrat, belegte Alfons, den er dazu nicht bewegen
mit dem ſtrengſten Interdict, und erklärte ihn aller ſ. Kirchenlehen verlu-
lfons verlor Modena und allen Beiſtand; nur die Franzoſen blieben ihm
d er trug zu ihrem Siege bei Ravenna (1512) bei. Bald aber mußten
ȝoſen Italien räumen, und Alfons ſtand verlaſſen. Indeſſen ſtarb Ju-
doch wollte ſein Nachfolger Leo X., die Städte Modena und Reggio nicht
ben, wozu ihn König Franz I., der dem Hauſe Eſte vorzüglich wohlwollte,
et hatte. Ja, der römiſche Hof ging ſo weit, daß er den Herzog Alfons
ı Hauptmann ſeiner Leibwache, den man zu beſtechen ſuchte, ermorden laſ-
e. Während nun von allen Seiten bedroht, Alfons ſich zur Gegenwehr
ıarb Leo X. (1521). Dieſes Ereigniß rettete das Haus Eſte vom nahen
ıge. Adrian VI. hob den Kirchenbann auf; allein Clemens VII., ſein
er, ſchien den Haß ſ. Oheims Leo gegen Alfons geerbt zu haben, indem er
ɔena vorenthielt, und auch die noch übrigen Staaten zu nehmen ſuchte.
ı der Eroberung Roms (1527) unter Karl V., ließ dieſer ihm ſeine frü-
ȝungen wieder einräumen, und beſtätigte die Hoheitsrechte ſeines Hauſes.
e Alfons, wie kein andrer Fürſt ſeiner Zeit, den Ruhm der Waffen mit
ıten der Staatskunſt zu vereinen, aber keiner wurde auch von ſo ausge-
. Männern umgeben, und keiner von ſo hohen Dichtern gefeiert, unter
krioſto obenan ſteht. Sein Nachfolger, Hercules II. (geſt. 1559), beob-
e größte Ergebenheit gegen Karl V., deſſes Übergewicht in allen ital. An-
iten den Ausſchlag gab, während ſein Bruder zu Rom, Cardinal Hippo-
ſüngere, auf den Nothfall ſich den Schutz Frankreichs verſchafft hatte.
ırdinal, der die prächtige Villa d'Eſte in Tivoli erbaute, war der edelmü-
ſchützer der Wiſſenſchaften, den das Jahrhundert erzeugte. Alfons II.
17) hatte zwar von ſ. Vorfahren den Sinn für die Wiſſenſchaften geerbt,
mehr den Hang zu Feſten und rauſchenden Vergnügungen. Seine Ei-
te ihn an, es dem Großherzog von Florenz zuvorzuthun und um die Krone
ı zu buhlen, die während ſeines ganzen Lebens ein Gegenſtand des koſt-
Strebens für ihn blieb. So mußten die Finanzen erſchöpft und die Un-
mit Auflagen gedrückt werden. Auch ſ. Hof ſchmückten die erſten Dich-
rühmteſten Männer Italiens; allein die Schickſale Taſſo's an dieſem
ecken dem Namen Eſte nur trübe, wenn nicht gehäſſige Erinnerungen.
hre, welche der Dichter im Narrenſpitale verleben mußte, weil er entwe-
rſtin Leonore, Schweſter des Herzogs, wirklich liebte, oder, in ſeiner
ſtlichkeit, gegen dieſen ſich vergeſſend, die Grenzen des Anſtandes über-
ıgen wider den unedeln hartherzigen Fürſten. Obgleich drei Mal verhei-
eb er kinderlos; deshalb erwählte er ſ. Vetter Cäſar (geſt. 1628), einen

natürlichen Sohn Alfons I., zum Nachfolger. Als dieser die Regierung an trat, erklärte Papst Clemens VIII. seine Erwählung für unrechtmäßig, und al geistliche Lehen des Hauses Este für ein der Kirche wieder zuständiges Eigenthum Cäsar besaß so wenig Muth und Charakter, daß er den Drohungen und Trupp des Papstes gleich nachgab, und Ferrara nebst den andern geistlichen Lehen abtrat Glücklicher Weise machte ihm der Kaiser das Erbfolgerecht in den Reichslehen nich streitig; er behielt Modena und Reggio, wol aber mußte er mit der Republik Luc zwei Kriege um den Besitz von Garfagnana führen, bis Spanien eine Ausgleichun vermittelte. Sein Sohn und Nachfolger, Alfons III., ließ anfangs, s. große Heftigkeit wegen, eine harte und tyrannische Herrschaft befürchten, allein der Tod s. von ihm leidenschaftlich geliebten Gemahlin, Isabelle von Savoyen, stimmte ih zur größten Sanftmuth um. Er übergab sogar die Regierung s. ältesten Sohn Franz, und zog sich u. d. N. des Bruders Johann Baptist von Modena in ein ti rolisches Capuzinerkloster zurück, wo er unter Andachtsübungen und fromme Werken seine Tage beschloß. Seit dem Verluste Ferraras glänzte das Haus Est nur noch im Schimmer des alten Ruhmes. Franz I., Sohn Alfons III., star 1658; Alfons IV. starb 1662; Franz II. starb 1694; Rinaldo starb 1737 Dieser Fürst, der früher Cardinal gewesen, heirathete Charlotte Felicitas v Braunschweig, T. des Herzogs von Hanover, und vereinigte so die seit 1070 ge trennten Zweige des Hauses Este. Sein Sohn Franz III. (gest. 1780) erwarb sich einige Verdienste um die Wissenschaften; Muratori und Tiraboschi waren s. Unter thanen, und erhielten Jahrgehalte von ihm. Herrules III., der letzte Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, vermählte s. einzige T., Maria Beatrix, mi dem Erzherz. Ferdinand von Östreich; eine Frucht dieser Ehe war die verst. Kaise rin von Östreich. Herrules, der sich bedeutende Schätze gesammelt, aber dadurch die Liebe s. Volkes verloren hatte, flüchtete bei der Annäherung der franz. Heer 1796 nach Venedig; Modena und Reggio traten 1797 dem cisalpinischen Bund bei, und das Haus Este wurde förmlich durch den Vertrag von Campo-Formi (17. Oct. 1797) seiner Oberherrschaft über diese Länder beraubt. (S. Mo dena.) xx.

Estrées (Gabriele d', Herzogin v. Beaufort), die Geliebte Heinrichs IV von Frankreich, geb. um 1571, war die T. Antoine d'Estrées, eines Abkömmlings aus einem der ältesten adeligen Häuser in der Picardie, der eine Zeitlang die Stelle eines Grand-maître de l'artillerie bekleidete, und sich in der Vertheidigung von Noyon gegen den Herzog v. Mayenne auszeichnete, weßhalb ihn Heinrich IV. mit dem Gouvernement der Provinz Isle-de-France belohnte. Gabriele mochte 20 Jahr alt sein, als Heinrich IV. sie bei einem Besuche auf dem Schlosse Coeuvres zum ersten Male sah, und sich sogleich von ihren Reizen gefesselt fühlte. Gabriele in deß, damals in einer Herzensverbindung mit dem Herzoge von Bellegarde, zeigte sich anfangs den Wünschen des Königs wenig geneigt, der jedoch in s. Bewerbun gen nicht nachließ, und, als Bauer verkleidet, durch die feindlichen Vorposten schlich, nur um die Geliebte zu sehen. So viel Zuneigung rührte endlich das Herz der Dame; sie wurde die Geliebte des ritterlichen Königs, der nie ein weibliches Wesen so innig verehrte wie die Tochter des alten Estrées. Um sein Glück ruhiger und weniger durch den etwas strengen Vater gestört, genießen zu können, vermählte Heinrich die Geliebte zum Schein mit einem Herrn Damerval v. Liancourt; doch wurde später diese nominelle Ehe unter dem Vorwande von Liancourt's Unfähig keit gelöst. Heinrichs Plan bei dieser Scheidung war, die Geliebte als rechtmäßige Gattin auf den Thron zu heben. Deßwegen leitete er nicht allein s. Scheidung von Margarethe v. Valois ein, sondern erhob auch die Grafschaft Beaufort zu einem Herzogthum, mit welchem er Gabrielen belehnte, wodurch er ihr einen Rang am Hofe verschaffte. Am mehrsten widersetzte sich Sully der Ausführung dieses Vor-

s, indem er dem Monarchen die daraus entspringenden Nachtheile wiederholt
llte. Gabriele ward daher seine bittere Feindin, und vergaß sich einst, ange-
urch die Gegner des Ministers, so weit, daß sie beim Könige dessen Entlassung
e. Heinrichs Antwort darauf war ebenso edel als königlich. „Wenn ich ei-
on Euch beiden meiden muß", erwiderte er, „so will ich lieber zehn Geliebte
ich als einen Minister wie Sully verlieren". Und dennoch liebte er s. Ga-
so innig, daß er ihr einst in einem Augenblicke der Gefahr schrieb: „Wenn
terliege, so kennst Du mich zu gut, um fürchten zu dürfen, ich würde fliehen.
letzter Gedanke wird Gott, mein vorletzter wirst Du sein". Trotz des Kö-
estem Willen und Gabrielens Wünschen, kam die Heirath zwischen beiden
u Stande. Gegen Ostern 1599, wo schon die Unterhandlungen zu der
dung des Königs von s. Gemahlin eingeleitet waren, entfernte sich Gabriele,
ntrieb des Beichtvaters des Königs, René Benoit, während der Passionszeit
Hofe und begab sich nach Paris. Hier wurde sie am grünen Donnerstage
h, gleich nach der Tafel und nach dem Genuß einer Orange, von so fürchter-
Verzuckungen befallen, daß ihr schönes Gesicht aufs gräßlichste entstellt ward,
den Sonnabend darauf unter großen Schmerzen starb. Ein Schlagfluß,
ıden mit Convulsionen, hieß es, habe ihrem Leben ein Ende gemacht; Nie-
zweifelte jedoch an der wahren Ursache ihres Todes. Des Königs Schmerz
sem Verlust war groß, und Gabriele wurde, was nicht oft bei Geliebten von
rchen der Fall ist, allgemein bedauert; auch verdiente sie dies durch die Güte
Sanftheit ihres Charakters, sowie durch die Bescheidenheit, welche sie nie
, und sie stets abhielt, sich in die Angelegenheiten des Staates zu mischen.
atte dem Könige drei Kinder geboren, die nachherigen Herzoge Cäsar und
ıder Vendôme, und eine T., Katharine Henriette, welche später dem Herzog
euf vermählt wurde. Ihrer vor einigen Jahren in Frankreich erschienenen
geschichte ist ein interessanter Briefwechsel zwischen ihr und ihrem königl.
ber beigefügt.

Estrées (Louis César, Herzog v.), Marschall von Frankreich und Staats-
r, geb. zu Paris 1695. Er focht gegen Spanien unter dem Marschall v.
ck, und that sich so hervor, daß er zum Maréchal de Camp und Generalin-
r der Cavalerie emporstieg. In dem Kriege von 1741 erwarb er sich bei
bergange über den Main bei Seligenstadt, im Treffen von Fontenoi (1745),
Belagerung von Mons und Charleroi u. s. w. das Vertrauen des Mar-
v. Sachsen. 1756 empfing er den Marschallsstab, und 1757 erschien er
Spitze von 100,000 M. in Deutschland. Er war mit den Worten von
XV. geschieden: „In den ersten Tagen des Juli werde ich den Feind über
ser gejagt haben, und mich anschicken, in Hanover einzudringen". Er hielt
ort, und erfocht hierauf gegen den Herzog von Cumberland am 26. Juli
bei Hastenbeck einen vollständigen Sieg. Die Hanoveraner schickten sich be-
ı, das Kurfürstenthum zu räumen, als der Marschall durch die Ränke des
bgerufen wurde, und Richelieu an s. Stelle trat. Nach der Niederlage von
n ward er nach Giesen gesandt, nahm aber kein Commando an, sondern be-
sich, Contades mit Rath zu unterstützen. Am Ende des Krieges ward er zum
erhoben. Er starb 1771 kinderlos. Alle s. Würden hatte er durch Verdienste
en, und man verehrte in ihm nicht minder den Staatsbürger als den Helden.

Etappen (verwandt mit dem deutschen: Stapelplatz), die Verpflegung des
ires durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die sie auf dem Marsche oder
e an gewissen bestimmten Plätzen erhalten. Diese Plätze (Dörfer oder
) heißen **Etappenörter**. Eigentlich ist Etappe ein Magazin, ein Vor-
t, indem Städte und Dörfer als natürliche Magazine für die Armeen ange-
erden. **Die Etappenconventionen**, welche Preußen seit 1816 mit

mehren deutschen Staaten geschlossen hat, betreffen den Durchzug f. Truppen nach f. entlegnern Provinzen, deren Verpflegung und ihre Vergütung.

Eteokles und Polynices, des Ödipus und der Jokaste Söhne. Sie schlossen nach ihres Vaters Vertreibung einen Vergleich, 1230 v. Chr., nach welchem sie abwechselnd, ein Jahr um das andre, über Theben herrschen sollten. Eteokles aber brach den Vergleich; sein Recht zu erkämpfen, flüchtete Polynices zum Adrastus, König von Argos, der mit ihm und noch 6 griech. Fürsten vor Theben rückte. Es vertheidigte sich hartnäckig. Bei einem Ausfall trafen beide Brüder auf einander, und fielen durch Wechselmord. Jetzt ward Kreon, der Gefallenen Oheim, Herrscher in Theben. Er verbot bei Todesstrafe des Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schwester, der Stimme ihres Herzens folgend, ging dennoch hinaus, ihn zu bestatten, ward entdeckt und auf Kreons Spruch, jedoch ihm selbst zum Jammer, lebendig begraben; denn sein eigner Sohn Haimon, der sie liebte, gab sich an ihrer Seite den Tod. (Vgl. Theben.)

Ethik, die Sittenlehre im weitern Sinne, oder die Lehre von dem vernunftmäßigen Handeln des Menschen, so viel als praktische Philosophie; man versteht aber darunter im engern Sinne und in der neuern Zeit, insbesondere die Lehre von denjenigen Pflichten, welche nicht durch äußere Gesetze bestimmt werden, sondern auf Gebote des Gewissens sich gründen. (S. Moral.) Die Lehre von denjenigen Pflichten, welche unter äußern Gesetzen stehen, heißt zum Unterschiede von jener die Rechtslehre. — Ethisch, sittenlehrig, zur Sitten- und Tugendlehre gehörig; z. B. ethische Schriften, welche das sittliche Handeln der Menschen betreffen.

Ethnographie, Völkerbeschreibung, Völkerkunde, Völkergeschichte. — Ethnographisch, nach der Völkergeschichte. Die Geschichte wird nämlich entweder chronologisch, d. h. der Zeitfolge nach, oder ethnographisch d. h. so, daß die Geschichte jedes einzelnen Volks besonders vorgetragen wird, bearbeitet. (Vgl. Geschichte.)

Etienne, s. Stephanus.

Etienne (Charles Guillaume), dramatischer und politischer Schriftsteller, geb. 1778 zu Chamouilly im Dep. der Ober-Marne. Er kam 1796 nach Paris, wo er anfänglich bei der Herausgabe einiger Zeitschriften thätig war, aber bald dieses Geschäft aufgab, um sich der Bühne zu widmen. Schon hatte er viele kleine Stücke auf Nebenbühnen gebracht, als s. Lustsp. „Brueys et Palaprat" auf dem Théâtre français aufgeführt ward, das sich auf der Bühne erhalten hat. Bald nachher wurde er Secretair des Herzogs von Bassano. 1810 ernannte man ihn an Fiévée's Stelle, der sich den Lehren der Römlinge zu günstig gezeigt hatte, zum Censor des „Journal de l'empire"; zugleich erhielt er einen Antheil an Reinertrage dieser Zeitschrift. Später wurde ihm, als Vorsteher der literarischen Abtheilung im Ministerium des Innern, die polizeiliche Aufsicht über die Zeitschriften übertragen. Sein nächstes Stück, „Les deux gendres", öffnete dem Dichter das Nationalinstitut, was man ihm mit den Worten der Apostelgeschichte: Elegerunt Stephanum (Etienne) virum plenum spiritu meldete. Diese glücklichen Erfolge reizten die zahlreichen Feinde, die Etienne sich in s. amtlichen Verhältnissen gemacht hatte, und die gegen ihn aufgeregte feindselige Stimmung fand eine Anlaß zum Ausbruche, als Lebrun-Tossa, das Vertrauen der Freundschaft verletzend, bekannt machte, daß Etienne den Stoff zu s. Stücke aus einem alten, handschriftlich in der kais. Bibliothek aufbewahrten Lustsp. eines Jesuiten in Rennes betitelt: „Conaxa ou les gendres dupés", geschöpft und sogar einige Verse daraus entlehnt hätte. Die Geschichte machte viel Aufsehen unter dem Literaturpöbel; aber Etienne hatte den rohen Stoff so veredelt, daß die Bearbeitung sein würdiges Eigenthum geworden war, und er hätte sich in der ersten Überraschung nicht

ten lassen sollen, die Bekanntschaft mit dem handschriftlichen Lustspiel abzu-
en. Es regnete nun Schmähungen und Zerrbilder gegen ihn; das alte Lust-
wurde sogar auf dem Theater Odeon aufgeführt und von Etienne's Gegnern
auschendem Beifall empfangen, der es aber freilich nicht gegen die Stimme der
angenen Mehrheit aufrecht erhalten konnte. Im nächsten J. brachte der
ter sein Lustspiel: „L'intrigante" auf die Bühne, das, trotz aller feindseligen
engungen s. Gegner, schon elf Mal mit zunehmendem Beifall aufgenommen
n war, als die weitere Aufführung durch einen Befehl des Kaisers, der es
in den Tuilerien hatte geben lassen, verboten wurde, weil die Höflinge in ei-
Stellen Anstoß gefunden haben sollen, oder nach andern Angaben Napoleon
mißfällige Anspielungen darin gefunden hatte. Der Verf. mußte sogar in den
n Aufl. s. Stücks Änderungen machen, weßhalb die erste sehr gesucht und so-
mit 25 Franken bezahlt wurde. Nach Napoleons Sturze wurde das Verbot
das Lustspiel, dessen Verfasser übrigens s. Stelle als Censor verlor, wieder
oben. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, erhielt E. s. ehemalige Stelle
. An der Spitze der Abgeordneten des Nationalinstituts, die dem Kaiser
Wiederkehr Glück wünschten, sprach er freimüthig von den Bürgschaften,
die öffentliche Meinung foderte, und selbst von der Preßfreiheit. Nach der
ehr der Bourbons wurde er wieder außer Thätigkeit gesetzt, und selbst, durch
Verfügung, aus dem Institute entfernt. Er widmete sich seitdem mit aus-
netem Glücke der politischen Schriftstellerei, und schrieb in der „Minerve
ise" u. d. T.: Briefe aus Paris, eine ebenso anziehende als treue Geschichte
wegungen, die von 1815—20 den Hof und die Hauptstadt beschäftigten.
änzende Beifall dieser Darstellungen bewog das Wahlcollegium des Maas-
, den Verf. 1820 zum Deputirten zu erwählen, und 1822 wieder zu ernen-
Außer den genannten Schriften, schrieb E. noch mehre Theaterstücke, unter
i die Oper „Cendrillon" (Aschenbrödel), die er mit Nanteuil gemeinschaft-
rbeitete, und „Joconde" die berühmtesten sind. Seine in Gesellschaft mit
inville herausgeg. Geschichte der franz. Bühne, vom Anfange der Revolu-
s zur allgemeinen Vereinigung („Histoire du Théâtre française etc."
4 Bde.), ist ein schätzbares, mit Geschmack und Unparteilichkeit geschrie-
Werk.

Etiquette, das auf Überlieferung oder geschriebene Vorschrift sich stü-
Ceremoniel, nach welchem die Formen des geselligen Umgangs unter den ver-
ten Ständen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt ist. Wenn Adel und
n in der Welt stets nur die Belohnungen des wahren Verdienstes wären, so
e es allerdings keiner besondern Vorschrift über die Ehrenbezeugungen, welche
oder Jenem zukommen; das allgemeine Anerkenntniß des Verdienstes des
nden würde Jeden schon von selbst bestimmen, ihm das freiwillig zu zollen,
vorgeschriebene Etiquette befiehlt; allein da sehr oft der unvermeidliche Fall
, daß namentlich die erblichen Vorrechte nicht allezeit von Personen besessen
, die durch ihre moralische und geistige Eigenthümlichkeit zur freien Aner-
ß zwingen, so erfodert die bürgerliche Ordnung sowol, als selbst in gewissem
t eine gesunde Philosophie, daß Regeln festgestellt werden, nach welchen
in einem niedrigern Stande Lebende, zu dem in höhern Ständen sich Be-
n zu benehmen hat. Ohne diese conventionelle Schutzmauer der höhern
der Gesellschaft, die, sobald sie nur nicht bis ins Lächerliche, Kleinliche und
e getrieben wird, sonach allerdings nothwendig und wohlthätig ist, würden
olz, Anmaßung, Neid und Eigennutz das Band zertrümmern, auf wel-
e und jede staatliche und gesellige Einrichtung beruht, und selbst der Wür-
dem Unwürdigen in der allgemeinen Gleichheitsschwindelei untergehen, wie
während einer kurzen Zeit in der franz. Revolution gesehen haben, wo auch,

verführt durch, in der Praxis unhaltbar sich erweisende Sätze von unbedingter Gleichheit, jede Schranke bürgerlicher Convenienz und Ständeabsonderung niedergerissen ward. Zu leugnen ist indeß auch nicht, daß diejenigen Länder und Völker, bei denen die Etiquette in einem hohen Grade, und bis in die kleinsten Details festgestellt, herrscht, selten weder zu den freien noch zu den glücklichen gehören, und daß sehr häufig dieser gemachte Glanz und diese äußerliche Würde der Großen um so sorgfältiger von ihnen in Ehren gehalten wird, je mehr es an der innern, wahren Würdigkeit fehlt. Als Roms Imperatoren sich mit einem steifen und prunkenden Ceremoniel umgaben, da hatten sie schon längst aufgehört, Herren der Welt zu sein, und der byzantinische Kaiserhof war nie mehr in leerer Prunksucht und todtem Formelwesen in Hinsicht s. Benehmens und s. Lebens vertieft, als in der Zeit, wo die Provinzen nicht mehr gehorchten, und die Barbaren bis unter die Mauern der Hauptstadt schwärmten. Überall hat aber Etiquette da mit ihrem Schein eintreten müssen, wo die Sache fehlte. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, dessen Stolz ihn trieb, sich den Königen im Range gleich zu setzen, kann gleichsam als der Vater der neuern, seitdem manche Höfe bald mehr bald minder tyrannisirenden Etiquette betrachtet werden, denn, eben um es in den Augen der Menge den höchsten Fürsten in der Christenheit gleich zu thun, umgab er sich mit einer Menge Diener und Hofleute, und legte ihnen ein so steifes und ängstliches Ceremoniel auf, daß nur später der spanische Hof, an welchem die Mauren einst Fröhlichkeit und Lust einheimisch gemacht hatten, den seinen darin noch übertraf. Heutzutage hat die allgemeine Entwickelung freisinniger Ideen die lächerliche Steifigkeit jener alten Etiquette sowol an den Höfen als im Leben der vornehmern Stände bedeutend gemindert, und man findet nur noch hier und da einige Wenige, die, befangen im Vorurtheil, oder der Macht vieljähriger Gewohnheit unterliegend, auch hierin an dem Alten und Veralteten kleben.

Eton, Flecken in der Grafschaft Buckingham, am nördlichen Ufer der Themse, Windsor gegenüber (2500 Einw.), berühmt wegen der von Heinrich VI. 1441 daselbst gestifteten Schule. Ursprünglich war dieselbe ein für 70 Alumnen bestimmtes Collegium. Gegenwärtig studiren hier über 400 Söhne meist wohlhabender Ältern, da der Aufenthalt sehr kostbar ist. Die Unterrichtsmittel sind hier reicher als auf andern engl. Schulen. Die Bibliothek ist vorzüglich.

Etruria, s. Wedgewood.

Etrurien, auch **Hetrurien**. Dieses reizende Land, westlich vom mittelländischen Meere, östlich von den Apenninen, nördlich vom Flusse Magra, südlich von der Tiber begrenzt, das Vaterland der kunstreichen Etrusker, die in der Geschichte des neuesten Kunstgeschmacks und bei den wichtigsten archäologischen Untersuchungen aus dem Grabe der ältesten Vorzeit hervorgerufen worden sind, dieses Land, das jetzt, mit etwas veränderten Grenzen, Toscana heißt, war im frühesten Alterthum eine wohlgeformte Conföderation, regiert durch die Oberhäupter der zwölf Hauptstädte des Landes, von denen jede eine Republik war. Bei dem Tempel der Volturna hielten diese Volksvertreter, Lucumonen genannt, die zugleich Oberpriester und Feldherren waren, ihre Landtage, wo die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinschaftliche Berathschlagung gezogen wurden. Ein solcher Lucumo war der aus der römischen Geschichte bekannte Porsenna. Etrurien stand schon in s. schönsten Blüthe, als Rom erbaut wurde, dessen Schule es ward; nun von den Griechen in ihrem höchsten Flor übertroffen, waren die Etrusker berühmt in der Architektur, Schiffbaukunst, Arzneikunde, Waffenschmiedekunst, Befestigungskunst, Taktik; besonders durch ihre technologischen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfnisse und des Luxus. In Italien und Griechenland trieben sie einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunsterzeugnissen, und besaßen auf vielen Punkten bedeutende Niederlassungen. Da sie durch ihren Handel in häufige Be-

rührung mit Griechenland kamen, so erreichten sie bald den Grad von Bildung, wodurch sie Nebenbuhler der Griechen wurden. Für den Archäologen und Kunstkenner sind aus jenem Zeitalter der Etrusker besonders die Fortschritte, die sie in der Malerei und Plastik gemacht hatten, anziehend, indem das Studium der davon noch vorhandenen Denkmäler (geschnittene Steine, Sarkophage, Schalen u. s. w.) auch Aufschlüsse über ihre Mythologie gewährt. S. Inghirami's „Monum. etruschi", Fiesole 1826, 6 Bde., 4. (genauer als Gori's „Museum Etruscum".) Aus Griechenland und Ägypten erhielten sie die Keime ihres Geschmacks, der Reiz genug in sich hatte, um selbst eine Epoche in dem Geschmacke der neuern Zeit bestimmen zu können. Die etruriſchen Gefäße (Vasen ꝛc.), mit ihren charakteriſtiſchen Basreliefs und Malereien, sind besonders von Millin und in Böttiger's Abhandlung über die Vasengemälde der genauesten Untersuchung unterworfen worden. (Vgl. Vase.) Die Mischung der Farben, Schatten- und Lichtvertheilung kannten die etruriſchen Maler jedoch nicht; schwarz oder roth (braunroth) waren ihre gewöhnlichen Farben. Theaterspiele, Musik und Poesie waren ihnen nicht fremd. Doch gingen sie und ihre Kunstfertigkeiten, noch ehe sie die Höhe der griechiſchen erreichten, theils durch innern Zwiespalt, theils durch das Andrängen fremder Völker, im Sturme der Zeiten unter. Sie selbst verjagten die in Etrurien früher angesiedelten Pelasger, während sie deren Sitten, Einrichtungen, Sprache und Mythologie fast ganz sich zu eigen machten. Die Römer bekamen von ihnen ihre religiösen Gebräuche, ihre frühere Baukunst ꝛc. Am Schlusse der Zeit ihres Ruhmes kam ein andres Volk aus Gallien und vertrieb sie aus ihren Pflanzstätten in Oberitalien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Dasein. Endlich wurden sie ein Opfer der römiſchen Herrschsucht, behielten jedoch Sitten und Gesetze, die Wahl der Consuln und überhaupt billige Freiheit; nur Oberbefehlshaber gaben ihnen die Römer. Sie fielen dann, mit Rom zugleich, unter die Gewalt fremder Sieger. Von dieser Zeit an ist die Geschichte von Etrurien, oder, wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geschichte Deutschlands und Italiens verwebt. (S. Toscana.) Im Lüneviller Frieden 1801 erhielt das Land den Namen Etrurien wieder und wurde als Königreich dem Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigem Sohne Ferdinands I., Herzogs von Parma, überlassen. Nach Ludwigs Tode (1803) übernahm s. Witwe, Marie Louise, König Karls IV. von Spanien T., die Regierung als Vormünderin ihres Sohnes, Karl Ludwig, legte sie aber am 10. Dec. 1807, in Folge eines zwiſchen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrags nieder. Nun ward Etrurien eine franz. Provinz, und ein Senatusconsult vom 30. Mai 1808 erklärte die Staaten von Toscana, u. d. T. der Depart. vom Arno, vom mittelländiſchen Meere und vom Ombrone, für einen Theil des franz. Reichs. 1809 wurde das Land der Schwester Napoleons, Elisa, die nun Großherzogin von Toscana genannt wurde, übergeben. 1814 erhielt Toscana seinen ehemaligen Regenten wieder.

Etymologie, derjenige Theil der Sprachlehre und zwar der grammatiſchen Formenlehre insbesondere, welcher sich mit der Abstammung der Wörter beschäftigt, und sie auf ihre Wurzeln oder Stammwörter zurückführt, um ihre wahre und ursprüngliche Bedeutung zu erforschen; daher Etymolog, etymoloſiſch und etymologiſiren. Die Etymologien und etymologiſchen Werke sind specielle, d. h. einer gewissen Sprache (so z. B. das Etymologicum magnum für die griechiſche), oder generelle, die sich über mehre Sprachen erstrecken und ihre Verwandtschaft darzustellen suchen; wie das Werk von Pougens.

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückseligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die Glückseligkeit des Menschen zu seinem Hauptzweck,

zum letzten oder höchsten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchsten Grundsatz der Moral macht. Diesem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengesetzt, welche die Tugend als seinen Hauptzweck aufstellt, das Wollen des Guten um seiner selbst willen und ohne eigennützige Rücksichten. (Vgl. Egoismus und Epikur.) — Eudämonist, wer dieser Lehre zugethan ist.

Euböa, s. Negropont.

Eudiometer, ein Luftgütemesser, oder ein zuerst von Priestley erfundenes, nachher von Andern verbessertes Instrument, mittelst dessen man die Güte der Luft, wiefern sie zum Einathmen mehr oder minder tauglich ist, messen und nach Graden bestimmen kann. Es ist bis jetzt noch in einem sehr unvollkommenen Zustande, und kann seinem Zwecke um so weniger entsprechen, da die Eigenschaften einer heilsamen, dem Einathmen ganz angemessenen Luft noch keineswegs gehörig erörtert sind.

Eugen (Franz) von Savoyen, bekannter u. d. N. Prinz Eugen, fünfter Sohn von Eugen Moritz, Herzog von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, und von Olympia Mancini (einer Nichte des Cardinals Mazarin), geb. zu Paris 1663. Unter allen Helden und Staatsmännern Östreichs nennt die Geschichte kaum einen zweiten, der in beiden Eigenschaften diesem Regentenhause wesentliche und zahlreiche Dienste geleistet hätte als Eugen. Gleich groß auf dem Schlachtfeld und im Cabinet, gehörte er zu den seltenen Männern, deren große Tugenden durch keine Laster verdunkelt wurden. Eugen war wider s. Neigung zum geistlichen Stande bestimmt worden. Er bat Ludwig XIV. um eine Anstellung als Capitain bei den Dragonern. Der Kriegsminister Louvois haßte Eugens Familie, und die Bitte wurde abgeschlagen. Aus Verdruß über diese Verweigerung, und wegen verschiedener Beleidigungen, die man s. Verwandten, besonders s. Mutter zugefügt hatte, ging Eugen, wie schon zwei s. Brüder gethan hatten, 1683 in östr. Dienste. Er machte unter den beiden vortrefflichen Feldherren, Herzog Karl von Lothringen und Prinz Ludwig von Baden, s. ersten Feldzug gegen die Türken als Freiwilliger, zeichnete sich dabei sehr aus, und erhielt als Oberst ein Regiment Dragoner. Mit Verdruß hörte Louvois von den glänzenden Thaten des Prinzen, und sagte zornig: „Er soll nie zurückkehren in sein Vaterland!" Der Prinz, dem diese Worte hinterbracht wurden, erwiderte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!" und wirklich stand er mehre Jahre darauf in einem siegreichen Heere in Frankreich. 1687 wurde er, nach der Schlacht bei Mohacz, Feldmarschalllieutenant. Als bald nachher der Krieg zwischen Frankreich und Östreich ausbrach, bewog er den Herzog von Savoyen zur Verbindung mit dem Kaiser, und befehligte die dem Herzoge zugeschickten kais. Hülfsvölker von Savoyen. Er lehnte die großen Anerbietungen Frankreichs, ihn in s. Dienste zu ziehen, ab, und wurde vom Kaiser zum Generalfeldmarschall, und als der Krieg in Italien geendigt war, zum Obergeneral in Ungarn ernannt. Er schlug die Türken in der Schlacht bei Zenta (11. Sept. 1697), und erwarb sich dadurch, ungeachtet seiner Neider, die ihn vor dem Kriegsgericht eines zu gewagten Unternehmens beschuldigen wollten, allgemeine Bewunderung und eine fast unumschränkte Gewalt über die kais. Truppen. Der große Verlust, den die Türken bei Zenta erlitten hatten, nöthigte sie, den Frieden zu Karlowitz (1698) anzunehmen, wobei ihre abnehmende Schwäche zuerst sichtbar wurde. Bald rief der spanische Erbfolgekrieg den Prinzen zu neuen Thaten. Italien wurde der Schauplatz für seine Feldherrntalente, in welches er (1701) durch die Schluchten Tirols mit 30,000 M. unerwartet schnell vordrang. Vergebens suchte der Marschall Catinat ihm zu widerstehen, noch unglücklicher war Villeroi, den Eugen durch einen kühnen Streich in Cremona überraschte und gefangen nahm. 1703 übernahm er den Oberbefehl des Heeres

Deutschland. Zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt, war er die Haupttriebfeder aller wichtigen Unternehmungen; Alles ging nun besser und thätiger, und in der einmüthigsten Verbindung mit Marlborough gelang es ihm, die Absichten Frankreichs und dessen Verbündeter zu vereitein. In der Schlacht bei Hochstädt (s. d.) (13. Aug. 1704) erhielten beide Helden einen entscheidenden Sieg über das vereinte französisch-bairische Heer unter dem Kurfürsten von Baiern und dem Marschall Tallard, der selbst gefangen wurde. Eugen ging 1705 wieder nach Italien, konnte zwar anfangs, wegen der Schwäche s. Heers, gegen den Herzog von Vendôme nichts ausrichten, eilte aber zum Entsatze Turins herbei, und zwang die Franzosen, indem er am 1. Sept. ihre Linien erstürmte, die Belagerung aufzugeben, auch nach einigen Monaten ganz Italien zu räumen. 1707 drang er selbst in Frankreich ein und belagerte Toulon, mußte aber wegen der Überlegenheit der Franzosen sich nach Italien zurückziehen. In den folg. J. focht er an den Ufern des Rheins, eroberte Lille und schlug die Marschälle Villars und Boufflers bei Malplaquet, wo er selbst gefährlich verwundet wurde. Wie er auch hier jene nur den größten Geistern eigne Gemüthsruhe behauptete, erhellt aus der Antwort, die er den Officieren gab, die in ihn drangen, daß er für seine eigne Person sorgen möchte. „Wozu ein Verband, wenn wir hier sterben sollen?" sagte er, „und kommen wir davon, so ist dazu heute Abend Zeit genug". Nachdem Marlborough abberufen worden, und Eugen sich umsonst persönlich in London für ihn bemüht hatte, wurden seine weitern Unternehmungen, besonders nach der Niederlage des Generals Albemarle (bei Denain), gehemmt. Der Friede zu Utrecht führte (1714) den Frieden zu Rastadt herbei, der von Eugen und Villars abgeschlossen wurde. In dem Kriege mit den Türken 1716, schlug Eugen die weit stärkern türkischen Heere bei Peterwardein und Temeswar, und eroberte 1717 Belgrad, nachdem er am 16. Aug. einen entscheidenden Sieg über das zum Entsatz herbeigekommene türkische Heer erfochten hatte. Der passarowitzer Friede (1718) war die Frucht s. Siege. 15 Friedensjahre hindurch, deren sich Östreich nun erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet, und als 1733 die polnischen Angelegenheiten einen neuen Krieg herbeiführten, erschien er noch in s. Alter mit dem Heere am Rhein, ging aber, ohne etwas Entscheidendes gewagt zu haben, nach Wien zurück, wo er 1736, 72 J. alt, starb. Das östr. Kriegswesen, daß er als Präsident des Hofkriegsraths sehr verbessert hatte, gerieth nach s. Tode wieder in Verfall.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst zu Eichstedt, vorher Vicekönig von Italien, geb. d. 3. Sept. 1781, Sohn des 1794 guillotinirten Vicomte Alex. Beauharnois und Josephine Tascher de la Pagerie, späterhin Gemahlin Napoleon Bonaparte's und franz. Kaiserin. Eugen widmete sich im Laufe der Revolution den Waffen. 12 J. alt, begleitete er s. Vater, als dieser die Rheinarmee befehligte. Nach dem Tode desselben kam er, da auch s. Mutter damals im Gefängniß war, zu Hoche in der Vendée. Nach d. 9. Thermidor kehrte er nach Paris zu s. Mutter zurück, und widmete nun drei Jahre s. wissenschaftlichen Ausbildung. Josephine heirathete 1796 den eben zum Obergenerai der ital. Armee ernannten Bonaparte, und Eugen begleitete seinen Stiefvater auf allen Feldzügen in Italien und in Ägypten. Er wurde zu allen höhern militairischen Würden befördert, und 1805 zum franz. Prinzen und zum Vicekönig von Italien erhoben. In dems. J. zeichnete er sich im Feldzuge gegen Östreich sehr aus, und wurde nach Beendigung desselben (13. Jan. 1806) mit der Prinzessin Augusta von Baiern vermählt. 1807 ernannte ihn Napoleon zum Prinzen von Venedig, und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. In der Verwaltung des Königreichs Italien zeigte er viel Verstand und Mäßigung, und machte sich auf diesem Posten sehr beliebt. Im Kriege von 1809 war er anfangs gegen den Erzherzog Johann nicht glücklich, späterhin aber gewann er das Treffen bei Raab, und zeichnete sich

bei Wagram durch hohe militairische Talente aus. Bei der Scheidung Napoleons von s. Mutter benahm er sich mit Würde. Am 3. März 1810 ernannte ihn Napoleon zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, als Großherzog von Frankfurt. In dem russischen Feldzuge befehligte er das dritte Armeecorps, und zeichnete sich an der Spitze desselben in den Gefechten von Ostrowno und Mohilow und in der Schlacht an der Moskwa aus. Bei dem verderblichen Rückzuge verließ er die Trümmer s. Armeecorps keinen Augenblick, theilte alle Beschwerden und Entbehrungen mit den Soldaten, und ermuthigte sie durch sein Beispiel. Ihm und Ney hatte Frankreich die Rettung der wenigen Trümmer des franz. Heers aus diesem Feldzuge zu verdanken. Nach Napoleons und Murat's Abgange wurde er zum Oberbefehlshaber ernannt, und zeigte auf diesem wichtigen Posten in jener schwierigen Zeit große militairische Talente. Wir finden ihn wieder bei der Schlacht von Lützen, am 2. Mai 1813, wo er durch die Umgehung des rechten Flügels der Verbündeten das Schicksal des Tages entschied. Napoleon schickte ihn von Dresden nach dem bedrohten Italien zurück. Nach Aufhebung des prager Congresses und der Theilnahme Östreichs an der Coalition wurden auch in Italien die Feindseligkeiten eröffnet. Er wußte sich hier, selbst nach Murat's Übertritt, geschickt zu vertheidigen. Nach Napoleons Sturz schloß er mit dem Grafen Bellegarde einen Waffenstillstand, der die Lombardei u. s. w. in die Hände Östreichs lieferte. Eugen ging zunächst nach Paris und dann zu s. Schwiegervater nach München. Er wohnte dem Congresse in Wien bei. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er veranlaßt, Wien zu verlassen, und eine Zeitlang in Baireuth zu leben. An den Begebenheiten des J. 1815 nahm er keinen Theil. Es waren ihm in dem Vertrage von Fontainebleau vom 11. April 1814, und späterhin auf dem wiener Congresse, angemessene Entschädigungen für s. Dotationen in Italien, die einen Capitalwerth von 20—25 Mill. Franken betrugen, zugesichert worden, die ihm theils der Papst, theils der König von Neapel (letzterer 5 Mill.) auszahlen sollen. Durch eine Verordnung des K. von Baiern wurde er im Nov. 1817 zum Herzog von Leuchtenberg ernannt, ihm das Fürstenthum Eichstedt unter bairischer Landeshoheit übergeben, und s. Nachkommen, im Fall des Aussterbens der bairischen Linie, für erbfähig erklärt. Er starb zu München den 21. Febr. 1824 und hinterließ 4 T. und 2 S. — Der Herzog Eugen war einer von den Männern, die unter einem einfachen Äußern einen großen Charakter und hohe Talente verbargen. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Menschlichkeit, Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit bildeten die Grundlage s. Charakters. Weise im Rath, unerschrocken im Kampfe, gemäßigt in Ausübung der Gewalt, zeigte er sich niemals größer als im Unglück, wie die Ereignisse von 1812 und 1814 bewiesen. Unzugänglich für den Parteigeist, trat er aus dem Drange der politischen Stürme rein und untadelhaft hervor. Als Privatmann wie als Fürst wohlwollend gegen Jedermann, zeigte er sich im Wohlthun unerschöpflich. Er lebte mehr mit dem Glücke Andrer als mit sich selbst beschäftigt und starb im Besitz der allgemeinen Achtung und Liebe bei völliger Geisteskraft an den Folgen organischer Fehler des Gehirns. S. „Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais, vice-roi d'Italie" von Aubriet (2. Ausg., Par. 1825). Seine Schwester ist die Herzogin von St.-Leu, Hortense Eugenie, geschieden von Louis Bonaparte (s. d.) Ihm folgte s. Sohn, Herzog August, geb. 10. Oct. 1810; s. älteste Tochter Josephine ward 23. März 1823 mit dem Kronprinzen Oskar von Schweden, s. zweite, Eugenie Hortense, den 22. Mai 1826 mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen vermählt.

Euklides. 1) Genannt der Vater der Mathematik, geb. zu Alexandria in Ägypten, ungefähr 300 vor Chr., studirte zu Athen unter Plato, lehrte zu Alexandria unter Ptolemäus Soter die Geometrie, und erweiterte das Gebiet der Mathematik. Unübertroffen ist die Strenge s. Methode. Seine Elemente (στοιχεῖα)

besitzen wir nach einer im 4. Jahrh. nach Chr. veranstalteten Revision (eine der besten Ausg. von Gregory, Oxford 1703, Fol., deutsch von Lorenz, 2. Aufl. Halle 1798). Die scharfsinnigste s. Schriften ist die über die geometrische Analyse. Was er über die Musik geschrieben, gibt uns den besten Begriff von dem Zustande dieser Kunst bei den Griechen. 2) Euklides, aus Megara, war der Stifter der megarischen Schule. Obgleich Megara von Athen ziemlich entfernt und allen Megarensern bei Todesstrafe verboten war, das Gebiet von Athen zu betreten, kam er doch Abends in weiblicher Kleidung zur Stadt, genoß einige Stunden den Unterricht des Sokrates, und kehrte mit Anbruch des Tages zurück. Später wich er von den einfachen Grundsätzen seines Lehrers ab, und verwandelte die Ironie desselben in spitzfindige Disputirkunst. Mit den Eleaten nahm er an, daß nur Eines sei; aber dieses Eine nannte er das Wahre und Gute. Wegen jenes Mißbrauchs der Dialektik wurde s. Schule auch die eristische genannt. Er starb 424 vor Chr. Sein Schüler war Eubulides.

Eulenspiegel (Tyll). Dieser Abenteurer, geb. zu Kneitlingen, einem wolfenbüttel'schen Dorf unweit Schöppenstädt, starb gegen 1350 in dem Städtchen Möllen, 4 Meilen von Lübeck, wo sein Grabstein, mit der Anspielung auf s. Namen, einem Spiegel und einer Eule steht. Sein Name bezeichnet sprichwörtlich alle muthwillig-lustige, närrische Streiche, die aus reiner Freude an solchen verübt werden; denn dergleichen verübend, zog Tyll durch Niedersachsen und Westfalen, ja selbst nach Polen und Rom. In der Volkssage leben sie noch immer fort. Wann und in welcher Sprache diese Schwänke zuerst geschrieben worden, läßt sich schwerlich bestimmen. Aus dem Titel der alten Volksausgaben scheint zu erhellen, daß sie zuerst in plattdeutscher Sprache geschrieben gewesen, und man hat, jedoch ohne triftige Gründe, geglaubt, daß der durch s. Narrenbeschwerung, Schelmenzunft und a. Schriften dieses Schlages auch sonst bekannte Franciscaner, Thomas Murner, der Theologie und Rechte D., ein Gegner Luther's, der Übersetzer sei. Die Urtheile der Nachwelt haben nicht bloß den ästhetischen, sondern auch den sittlichen Werth dieses Volksbuchs angegriffen. Unanständigkeiten sind freilich häufig darin zu finden, sie fallen aber dem Zeitalter zur Last, in welchem der Schalk lebte und s. Schwänke geschrieben wurden. Übrigens erhielt es sich Jahrhunderte als Lieblingsbuch nicht nur des deutschen Volkes, sondern vieler andern; denn es ist in die lateinische, französische, englische, holländische und polnische Sprache übersetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit Anmerk. herausgegeben und neu eingekleidet worden. (S. Reichard's „Bibliothek der Romane", Bd. 2 u. 4.; Flögel's „Geschichte der Hofnarren", und Görres „Über die Volksbücher.") Die älteste gedruckte Ausg. ist, soviel man weiß, die hochdeutsche, Strasb. 1519, 4. Ein sehr seltenes Kupferblatt von Lukas von Leiden hat den Namen Eulenspiegel (l'Espiègle.) dd.

Euler (Leonhard), Mathematiker, geb. zu Basel 1707, erhielt von s. Vater, Paul E., Prediger zu Riechen, den ersten Unterricht in der Wissenschaft, in der er späterhin so groß wurde. Auf der Universität zu Basel benutzte er den Unterricht von Joh. Bernoulli, und war der Freund von Dan. und Nik. Bernoulli, welche schon ihrem berühmten Vater mit Glück nachstrebten. Im 19. J. erhielt der junge E. das Accessit des Preises, den die pariser Akademie der Wissenschaften auf die beste Abhandlung über das Bemasten der Schiffe gesetzt hatte. Als Katharina I. die Stiftung der petersburger Akademie vollenden wollte, berief sie auch Dan. und Nik. Bernoulli dahin. Nikolaus starb, und Daniel kehrte in s. Vaterland zurück, nachdem er E. eine Stelle bei der Akademie verschafft hatte. Jetzt bildete dieser allein im Fache der Mathematik die ganze Akademie, und arbeitete mit einer Anstrengung, welche Bewunderung verdient; denn er verfaßte mehr als die Hälfte der Abhandlungen dieses Faches in den 46 Bdn., 4., welche die peters-

burger Akademie von 1727—83 herausgab und bei s. Tode hinterließ er noch ungefähr 100 ungedr. Abhandlungen, welche die Akademie nach und nach erscheinen ließ. Der Akademie der Wissensch. zu Paris reichte er mehre Abhandlungen ein (unter denen s. ebenfalls gekrönte Preisschrift; „Inquisitio phys. in causam fluxus ac refl. maris", wobei er mit Bernoulli und Mac Laurin concurrirte; und gewann oder theilte 10 Preise. 1741 folgte er einem ehrenden Rufe Friedrichs des Gr. an die berliner Akademie zur Stelle eines Lehrers der mathemat. Wissenschaften, kehrte aber 1766 nach Petersburg zurück und starb hier 1783 als Director der mathematischen Classe der Akademie. Er erhielt, wo er sich auch befand, aus allen gebildeten Ländern Europas fortwährend Beweise der ausgezeichnetsten Achtung. 1755 wurde er von der franz. Akademie zu einem ihrer auswärtigen Mitglieder ernannt, obschon keine der damals so gesuchten Stellen offen war. Er empfing auch bedeutende Geschenke für den Beistand, den er Tob. Mayer (s. d.) bei Verfertigung s. Mondstafeln geleistet hatte; von der londner Admiralität 300 Pf. St. Antheil von dem damals wegen Erfindung der geogr. Länge ausgesetzten Preise. Seine Arbeiten zeichnen sich besonders dadurch aus, daß er, als unmittelbarer Nachfolger von Bernoulli, und so die Schule von Leibnitz fortsetzend, die analytische Methode vorzüglich zu vervollkommnen suchte, indem er immer mehr die Ansichten der reinen Geometrie entfernte, welche Newton's Schüler am meisten zu Hülfe nahmen. Er stellte zuerst das Beispiel jener langen Deductionen auf, in welchen die Bedingungen des Problems erst mit Hülfe algebraischer Symbole ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein alle Schwierigkeiten entwickelt und besiegt. Euler zeigte hier einen außerordentlichen Scharfblick und ein ebenso tiefes als erfindungsreiches Genie. Er gab s. Wissenschaft eine ganz neue Gestalt. Er behandelte die Mechanik durch die Analysis, und indem er so den Umfang dieser Wissenschaft erweiterte, vervollkommnete er sehr die Differenzial- und die Integralrechnung, worüber er späterhin einen unten näher bezeichneten ausführlichen Cursus herausgab, der Alles übertraf, was man bisher über diesen Gegenstand kannte. Seine erste Schrift „Über das Bemasten der Schiffe", und noch mehr sein Aufenthalt zu Petersburg bestimmten ihn ohne Zweifel, die Mathematik auf die Erbauung und Leitung der Schiffe anzuwenden, und so entstand s. in der franz. Marineschule eingeführte, auch ins Engl., Ital. und Russ. übers. „Théorie compl. de la construct. et de la manoeuvre des vaiss." (u. Aufl., Par. 1776). Die wichtigen Fragen über das Weltsystem, welche Newton s. Nachfolgern aufzulösen hinterlassen hatte, waren der immerwährende Gegenstand von E.'s Forschungen, und erwarben ihm den größten Theil der Preise, die er bei akademischen Bewerbungen erhielt. Eine ausführliche dioptrische Abhandlung („Sur la perfection des verres object. des lunettes", in den „Mémoires de Berlin", 1747) war die Frucht s. Untersuchungen über die Mittel, die Brillengläser zu verbessern. Schon der Antheil, den er dadurch an der Erfindung der achromatischen Fernglässer hatte, würde hinreichend sein, um ihn auch hier ausgezeichnet zu nennen. In der Behandlung der Physik aber gibt er sich oft sehr unhaltbaren Hypothesen hin, und scheint nur Gelegenheiten zum Rechnen aufzusuchen. Auch mit der Philosophie im eigentlichen Sinne beschäftigte er sich. Er wollte die Unkörperlichkeit der Seele beweisen, und die Offenbarung gegen die Freigeister vertheidigen. In s. bekannten „Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de phys. et de philos." (Berl. 1763, 3 Bde., seitdem mehre Mal aufgelegt, auch deutsch, Petersb. 1773, bearbeitet) greift er das Leibnitz'sche System der Monaden und der prästabilirten Harmonie an; allein man sieht bald, daß dies nicht das Feld war, auf dem er glänzen konnte. Seine zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erschienen sind, hat Meusel verzeichnet. Wir bemerken noch s. „Theoria motuum planetarum et cometarum" (Berl. 1744, 4.); s. „Introductio in analysin

ilorum" (Lausanne 1748, 2 Bde., übers. von Michelson, Berl. 1780); s. erwähnten, noch immer als Hauptw. erkannten „Institutiones calculi differentialis" (Berl. 1755, 4., ebens. v. Michelson deutsch, Berl. 1790); seine titutiones calculi integralis" (Petersb. 1768—70, 3 Bde., 4. n. Ausg., de., 1792—94); s. ungemein faßliche „Anleitung zur Algebra" (Ausg. von t, Berl. 1801, 2 Bde.); seine „Dioptrica" (Petersb. 1769—71, 3 Bde., s. „Opuscula analytica" u. s. w. E. war von liebenswürdigem Charakter, ruchlos, heiter und stets guter Laune; er liebte Gesellschaft und wußte sie durch nehmen Witz zu beleben. Die letzten 17 J. s. Lebens brachte er in einem Zue völliger Blindheit zu. Aus s. ersten Ehe hatte er 13 Kinder gehabt, von dehm 5 blieben, als er sich zum zweiten Male, mit s. Schwägerin, verheira— Von s. Söhnen trat in die Fußstapfen des Vaters, Johann Alht, russ. Staatsrath, geb. zu Petersb. 1734, und gest. das. 1800. Unter ielen Abhandlungen dieses gründlichen und gewandten Mathematikers befinich allein sieben gekrönte Preisschriften. Ein Verzeichniß derselben gibt sel. N.

Eumeniden, Erinnyen (Furien bei den Römern), auch Diren nt, waren in der griech. Mythologie die Rächerinnen der Blutschuld, der Verbreber Kinder gegen ihre Ältern, der Meineide. Gräßlich erwuchsen sie aus den tropfen, welche dem Uranos entfielen, als sein Sohn Kronos ihn entmannte. machen sie zu Töchtern des Acheron und der Nacht. Spätere Mythographen ihre Zahl auf drei, und nennen sie: Alekto, Megära und Tisyphone. Äschytte in dem Trauerspiel, das ihren Namen führt, 50, und mit ihnen Schrend Entsetzen auf die Bühne gebracht. Das waren noch die schrecklichen, rzeingehüllten, mit Schlangen statt der Haare, mit kralligen Fingern, herkreckter Zunge, deren Augen schwarzes Blut entträufelte, die Blutsaugerinenen das Blut, wenn sie sich vollgesogen hatten, wieder zum Hals heraus- und denen, wenn sie zürnten, Gift entträufelte, das, wohin es fiel, wie eine lechte wuchernd, der Erde jeden Keim der Fruchtbarkeit raubte. Groß war heu vor ihnen, kaum ihren Namen wagte der Athener auszusprechen, und sie nur die ehrwürdigen Göttinnen. Mit den Fortschritten der moralischen thetischen Ausbildung der Hellenen erhielt auch der Mythus von diesen furchtUnholdinnen vielfache Umwandlungen. Die Bildner gingen von der Idee enschenjägerinnen aus, und stellten sie als die schönsten Jagdnymphen dar, durch den hohen Ernst ihrer Mienen, durch Fackel, Dolch und ähnliche ite ihre Bestimmung ankündigten. Die Qualen des bösen Gewissens sah ihnen vorerst die philosophische Erklärung, endlich auch der Glaube des Nun erst verdienten sie den Namen der Eumeniden, d. i. der wohlwollenEine kleine, vortreffliche Schrift über diesen Mythus ist die archäologische chung Böttiger's: „Die Furienmaske im Trauerspiel und auf Bildwerken n Griechen", Weimar 1801. dd.

unomia, s. Horen.

unuch, Verschnittener (griech.), s. Castration.

upen (franz. Neaux), Flecken im ehemal. Limburgischen, jetzt im preuß. rzogthum Niederrhein, einige Stunden von Aachen, mit 10,200 Einw., ist utender Fabrikort. Die Tuchmanufacturen, der Haupterwerbszweig des iefern seit 25 J. so schöne und feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins lbeuf den in Frankreich verfertigten gleichkommen. Von gleicher Trefflichdie hier fabricirten Casimire. Man zählt 20 große und 30 mittlere und häuser, die das Tuchgeschäft betreiben.

uphemismus, eine Figur der Redekunst: die Umschreibung einer ern oder widrigen Sache mit mildern und gelindern Worten. So bedien-

ten sich z. B. die Alten, um den Begriff des Sterbens auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus. Auch bei uns sind die Worte: abscheiden, zu seinen Vätern versammelt werden u. s. w., Euphemismen dafür.

Euphon, s. Chladni.

Euphonie, Wohllaut der Töne, bezieht sich auf den Klang oder die Qualität des Tons, und gehört zu den Vorzügen einer Sprache. Euphonische Buchstaben nennt man daher in der Sprachlehre diejenigen, welche bloß des Wohlklanges wegen, und ohne zu den Wortwurzeln zu gehören, zwischengeschoben werden, wie z. B. das von Adelung sogenannte, mildernde e, das r in darauf daran ꝛc., das t und l in dem französischen: Qu'en dira-t-on? und l'on statt on ꝛc.

Euphrat, Euphrátes, auch Phrat genannt, einer der merkwürdigsten Ströme des Orients, denn durch ihn wurden das vordere und hohe Asien, und mehre Jahrh. hindurch auch das persische und römische Reich getrennt. Er entspringt in Armenien aus zwei Flüssen, dringt durch das Gebirge Taurus und fällt zuletzt nach einem Laufe von 500 Stunden, bei Bassora in den persischen Meerbusen. Übrigens ist der Euphrat, welcher jetzt, da wo er sich mit dem Tigris vereint, Sat-al-Arab (Fluß der Araber) heißt, für Babylonien ebenso wohlthätig, wie der Nil für Ägypten, indem er vom Monat August an das Land überschwemmt, und mit seinem Schlamme düngt.

Euphrosyne, s. Grazien.

Eupyrion (griech.) nennt man jetzt besonders diejenigen allgemein gebräuchlichen chemischen Schnellfeuerzeuge, die ein Fläschchen mit Schwefelsäure und Federalaun und Schwefelhölzchen enthalten, welche außerdem noch mit einer besondern Materie bestrichen sind. Bei Bereitung dieser Hölzchen taucht man Stäbchen aus weichem Holze zuerst in zerlassenen Schwefel, und dann in ein Gemenge von überoxydirtsalzsauerem Kali, einigen Tropfen Tragantschleim und etwas Zinnober oder einem andern Farbestoff (letzteres bloß des Ansehens wegen), wonächst man sie trocknet. Stößt man nun ein solches Hölzchen in die Flasche, so verbindet sich der Kali, wegen näherer Verwandtschaft, mit der Schwefelsäure, und läßt die oxydirte Salzsäure los, deren Entbindung unter diesen Umständen die eigenthümliche Wirkung so großer Temperaturerhöhung mit lichter Flamme hervorbringt, daß sich der Schwefel am Hölzchen und somit letzteres selbst entzünden kann.

Eurhythmie, das schöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanz, in der Musik, und vorzüglich in den Worten als Sprachtönen (von Rhythmus), worin eine Sprache vor der andern Vorzüge hat. Hernach nennt man Eurhythmie überhaupt schöne Übereinstimmung der Theile zum Ganzen, schönes Verhältniß.

Euripides. Im ersten J. der 75. Olympiade (480 v. Chr.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerxes Übermacht bei Salamis schlugen, an eben diesem Orte Euripides geboren, und so trafen hier die drei größten Tragiker Griechenlands zusammen; denn Äschylus stand in der Reihe der Siegenden und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Von Euripides's Jugend wissen wir nur so viel, daß sein Vater, um falsch gedeuteter Weissagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Die eigene Natur zog den Jüngling zu andern Künsten. Anfangs übte er sich in der Malerei, dann aber studirte er bei Prodikos die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philosophie, welche Studien auf s. Poesie einen so mächtigen Einfluß geäußert haben, daß man ihn ebensowol den rhetorischen Tragiker nennen könnte, wie man ihn den philosophischen nennt. Des E. Zeit fällt in die Periode der höchsten Vollendung der griech. Tragödie durch Sophokles, neben welchem, wäre es auch nur als Zweiter, zu stehen höchst ehrenvoll ist. E. war neben Sophokles der Liebling s. Zeitalters: s. Tragödien wurden mit denen des So-

zu gleicher Zeit aufgeführt, ja sie erhielten selbst einige Male vor diesen den
Freilich stimmten in dieses öffentliche Urtheil nicht auch stets die Kritiker
id Aristophanes, der Keinen verschonte, gab durch beißende Parodien gar oft
blingsdichter dem Gelächter preis. „Aristophanes", sagt Jean Paul, „läßt
Moses seinen Froschregen auf den Euripides nur zur Strafe seiner schlaffen
chlaffenden Sittlichkeit fallen, weniger bestochen als Sokrates von dessen
ipreichen bei vorwaltender Unsittlichkeit im Ganzen". Die Zahl s. Tragödien
en 75 bis 92 angegeben; da es bekannt ist, daß er seine Werke mit großer
e feilte, so möchte die erste Zahl als wahrscheinlicher anzunehmen sein. Es
r 19 auf uns gekommen, über deren Werth A. W. Schlegel Folgendes sagt:
man den Euripides für sich allein betrachtet, ohne Vergleichung mit seinen
gern, wenn man manche seiner bessern Stücke, und in andern einzelne Stellen
ert: so muß man ihm außerordentliche Lobsprüche ertheilen. Stellt man ihn
n in den Zusammenhang der Kunstgeschichte, sieht man in s. Stücken immer
Ganze und wieder auf sein Streben überhaupt, das sich in den auf uns ge-
en sämmtlich offenbart, so kann man nicht umhin, ihn vielfach und streng
n. Von wenigen Schriftstellern läßt sich mit Wahrheit so viel Gutes und
gen. Er war ein unendlich sinnreicher Kopf, in den mannigfaltigsten Kün-
Geistes gewandt; aber einer Fülle von glänzenden und liebenswürdigen Ei-
ten stand bei ihm nicht der erhabene Ernst des Gemüths, noch die strenge
sche Weisheit ordnend vor, die wir an Äschylus und Sophokles verehren.
t immer nur zu gefallen, gleichviel, durch welche Mittel. Darum ist er
t so ungleich; manchmal hat er hinreißend schöne Stellen, andre Male ver-
n wahre Gemeinheiten. Bei allen seinen Fehlern besitzt er eine bewunderns-
Leichtigkeit und einen gewissen einschmeichelnden Reiz". Wer nun den
von s. beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er dieses
hters Schrift, „Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Ra-
usammenhält mit Dem, was er in s. fünften Vorlesung über dramatische
nd Literatur gesagt hat. Ein Theil der Fehler des Euripides mag freilich s.
Last fallen, die eine Zeit der grübelnden Sophistik, politischer Streitsucht
Rhetorenkünste war: Fehler bleibt es aber stets, den Fehlern des Zeitalters
gen. Ein Hauptzweck des E. war, Rührung zu erwecken. „Er kannte",
andrer Kunstrichter, „das Wesen der Leidenschaften, und wußte Situatio-
nden, in denen sie sich auf das vollkommenste entwickeln konnten. Dabei
inen elegischen Ton, welcher selten oder nie seine Wirkung verfehlt. Die
einer Personen haben vormals in dem Genuß eines ausgezeichneten Glücks
nd der Rückblick auf dasselbe in ihrem gegenwärtigen Zustande hemmt das
ne der Leidenschaften und stimmt sie zur Wehmuth herab. Darum athmen
m die Leidenschaften weit öfter in sanften Klagen aus, als daß sie sich zu
kwürdigen Größe erheben sollten; darum ist er auch so reich an Sittensprü-
philosophischen Tiraden, indem seine Personen immer noch Besonnenheit
halten, über ihren Zustand nachzudenken. E. wußte sehr gut Dasjenige
, was auf den Augenblick Wirkung thut. Die Zeiten der Kühnheit waren
n denen Äschylus dichtete, und die alte Kraft des Staats fing allmälig an
Nun gefiel des E. rührender Ton". Auf jeden Fall ist es wahr, wenn
emerkt, daß E. durch s. Werke eine ganz unbekannte Welt, die Welt des
s aufgeschlossen hat, was ihm auch wol so großen Beifall erwarb. Man-
nn man übrigens gegen seine lockern Plane, oft unerklärlichen Charakter-
ngen, außerwesentlichen Chorgesänge, zum Theil auch gegen seine Stoffe
venden; vorzüglich bleibt er in wahrem, natürlichen Ausdruck der Leiden-
anziehenden Situationen, originellen Charaktergruppirungen, vielseitiger
g der menschlichen Natur, und ist ein Meister in der Kunst, den Dialog

zu behandeln, Reden und Gegenreden dem Charakter, dem Geschlecht und Stan den offenbaren oder geheimen Absichten, der gegenwärtigen Stimmung des Red den und dem Erfoderniß des Augenblicks, kurz Allem, was ihnen die größte L stimmtheit gibt, richtig anzupassen und geschickt in einander zu fügen. Überdies eine gewisse Zartheit und Lieblichkeit über s. Tragödien verbreitet, die das Gemü einzunehmen nicht verfehlen können. Man hat ihn öfters den Weiberfeind genan wahrscheinlich wegen s. vielen Sentenzen über die Schwächen des weiblichen G schlechts. Dennoch war er diesem Geschlecht eben nicht abhold, und soll sogar z Frauen zugleich gehabt haben; auch fehlt es bei ihm nicht an Darstellung schö Weiblichkeit, und seine Empfänglichkeit für die edlern Reize weiblicher Sittsamk ist unverkennbar. Nicht wahrscheinlich ist es, daß sein Weiberhaß und — s. ei Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des K nigs Archelaus, dessen Gunst und Vertrauen er in gleichem Grade besaß. D Sage nach, fand er bei ihm einen unglücklichen Tod: er ward von Hunden z rissen, oder starb an den Folgen ihrer Bisse, 407 v. Chr. Der Monarch ließ ih ein prächtiges Denkmal errichten, mit der Aufschrift: „Nie wird, Euripides, d Angedenken erlöschen!" Noch ehrenvoller war für ihn die Inschrift an dem Ce taphium, das die Athener ihm errichteten: „Ganz Griechenland ist des Euripid Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur seine Gebeine". Der ihn überleben Sophokles betrauerte öffentlich seinen Verlust. In Bothe's Übersetzung (Berl 1800, 5 Bde.) kann der des Griech. Unkundige ihn ziemlich genau kennen lernen man übersehe dann nicht, was Wieland über ihn im „Attischen Museum" und J cobs in den Nachträgen zum Sulzer, 5. Bd., 2. St. gesagt hat. Die berühmtes Ausg. des E. sind von Paul Stephanus (Paris 1602, 2 Bde., 4.), von Barn (Cambridge 1694, Fol.), von Musgrave (Oxford 1778, 4 Bde., 4.) und von M rus und Beck (Leipzig 1779 — 88, 4.). Die neuesten kritischen Ausgaben sin von Matthiä (Leipzig 1813 — 20, 6 Bde.) und von Bothe (Leipzig 1825 f.). Um einzelne Stücke haben sich Valkenaer, Brunck, Porson, Markland u. A. ve dient gemacht.

Europa, in der Myth., T. des Königs Agenor von Phönizien und d Nymphe Melia oder Telephassa, und Schwester des Kadmus, deren Name, we cher „die Weiße" bedeutet, die Benennung unsers Welttheils, dessen Bewohner we sind, veranlaßt haben soll. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schmink näpfchen von dem Putztische der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihr dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe Jupiters, der, um sie zu besitz sich in einen schönen weißen Stier verwandelte, und in dieser Gestalt an den Ufe des Meeres erschien, wo sie mit ihren Gespielinnen lustwandelte. Sie fand d Stier so herrlich und zahm, daß sie es wagte, ihn zu besteigen, worauf dieser m seiner schönen Beute dem Meere zueilte und nach der Insel Kreta hinüberschwamm Hier verwandelte er sich in einen schönen Jüngling, der mit ihr den Minos, Sarp don und Rhadamant erzeugte. Späterhin vermählte sie sich mit Asterius, Kön von Kreta, welcher, da er selbst kinderlos blieb, jene drei adoptirte.

Europa, der kleinste Haupttheil unserer Erde, aber ausgezeichnet dur Bevölkerung, Cultur des Bodens und Flor der Künste, der Wissenschaften, d Industrie und des Handels; daher die Menge großer und wohlgebauter Städte E ropas, sowie dessen Macht und dessen Einfluß auf die übrigen Erdtheile. Wan und woher Europa s. Namen und s. ersten Bewohner erhalten habe, reicht über d Grenzen der Geschichte hinaus. Am wahrscheinlichsten ist es, daß von Asien an als der Wiege des Menschengeschlechts, die ersten Menschen nach Europa kamen Griechenland war wol der Theil, welcher zuerst von dorther s. Bevölkerung erhiel Hier bildete sich etwa 1400 J. vor unserer Zeitrechnung ein Volk aus, die Hellenen das bald die Cultur Asiens übertraf. Die Blüthe dieses Volks, gewöhnlich Griech

t, fällt etwa drei Jahrhunderte vor Chr. Groß im Denken und Handeln,) durch Künste und Wissenschaften, fruchtbar an den herrlichsten Erzeugniſ- s mannigfach ausgebildeten Geistes, wird es, so lange die Cultur der Mensch- tdauert, ein Gegenstand der Bewunderung, und sein Nachlaß die erste Quelle Denkens und Wissens bleiben. Aber mit der Auflösung des Universalreichs, Alexander der Große auf den Trümmern der griechischen Freiheit errichtet ſank Griechenland. Zu derselben Zeit erhob sich in Italien ein andres Volk, ner, das zwar schon früher in der Geschichte erscheint, aber erst, nachdem es t Herrn von Italien gemacht, und den Kampf um die Herrschaft der Länder telländischen Meere mit den Carthaginensern in Afrika, siegreich bestanden n der Geschichte Epoche macht, und seinen Einfluß auch auf das übrige Eu- verbreiten anfängt. Es überwältigte das in sich getheilte Griechenland, pflanzte griechische Cultur auf Italiens Boden. Bald wurden nun durch tschritt der römischen Waffen, Portugal, Spanien, Frankreich, selbst Eng- Beſtade, Belgien, Helvetien, der zwischen der Donau und den Alpen gele- eil Germaniens, die ungarischen Provinzen (damals Pannonien, Illyrien ıcien) bekannter, und erhielten von denselben römische Cultur, Sitten und . Aus Nomaden wurden Ackerbauer, und blühende Städte erhoben sich. Lehre der christlichen Religion, welche sich in den Provinzen des weiten rö- Reichs verbreitete, wurde wichtig für die Entwilderung der meisten europäi- ıtionen. Nur Germanien widerstand der andringenden Macht Roms, und rte dadurch die Verbreitung der römischen Cultur in dem Norden von Euro- bis dahin der Geschichte unbekannt blieb. Mit dem Verfalle des römischen hauptsächlich veranlaßt durch die Theilung in ein morgenländisches und disches Reich, trat eine große Umänderung der politischen Verfassung Eu- ie große Völkerwanderung, ein. Die Völker des rauhen Nordens fielen schönen und angebauten Länder des in sich geschwächten römischen Reichs brachten ihre ganze Rohheit in diese Länder mit, wo jetzt römische Kunst enschaft vor der Barbarei, der tiefen Unwissenheit und dem Aberglauben elalters zurückwichen. In Italien hatten Ostgothen und Longobarden, in ranken, in Spanien Westgothen und in Südbritannien Angelsachsen sich ssen, und die Einw. dieser Länder unterworfen, oder auch sich mit ihnen . Das Reich der Franken erhob sich unter Karl d. Gr. zu Ende des 8. einer solchen Größe, daß aus demselben in der Folge die neuen Staaten , Deutschland, Italien, Burgund, Lothringen und Navarra hervorge- en. Um eben diese Zeit fingen die nördlichen und östlichen Nationen Eu- Einfluß in die Welthändel zu erhalten. Slaven stifteten in Böhmen, ußland und dem nördlichen Deutschland Reiche; in Ungarn traten die n auf, und vom Norden aus erschütterten die Normänner Europa. Hier- s es den Päpsten, auf den Glauben und die Meinung eine Hierarchie zu ie Gregor VII. und Innocenz III. vollendete. Ihrer Herrschaft diente tisch-heroische Wahn der Kreuzzüge. Indeß bewirkte dieser Kampf Eu- Asien, daß sich ein Mittelstand bildete, daß der Landmann nach und nach der Leibeigenschaft von sich warf, und daß gelehrte Kenntnisse und Künste abern und Griechen in Europa zurückkehrten. Die errichteten Universi- Erfindung der Buchdruckerkunst, die Reformation begünstigten jene ersten r neuen wissenschaftlichen Bildung der europäischen Völker. Es gestal- un aus dem Chaos des Mittelalters die Staaten: Deutschland, Frank- nien, Portugal, England, Schottland, Helvetien, die italienischen Staa- n, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen mit Island, nd. Durch die Eroberung Konstantinopels (1453) traten die Türken, es Volk mit seinem fanatisch-militairischen Despotismus, in den euro-

päiſchen Staatenbund, den Öſtreich, Holland, Preußen und Sardinien erweiter-
ten; auch Rußland verwandelte ſich erſt ſeit Peter I. aus einem aſiatiſchen in einen
europäiſchen Staat. Die Verſuche Karls V., Beherrſchers der ſpaniſchen Monar-
chie, und Ludwigs XIV., das beſtehende Gleichgewichtsſyſtem der europäiſchen
Staaten zu zerſtören, mißlangen, bis endlich in unſern Zeiten Napoleon 10 Jahre
lang den Plan verfolgte, aus allen europäiſchen Staaten eine Univerſalmonarchie zu
bilden. Seit der Geſtaltung der Staaten Europas ſind aus der Reihe der ſelbſtſtän-
digen verſchwunden: Ungarn, Polen, das deutſche Reich, Schottland, Böhmen,
Venedig, Genua, Mailand. Hinzugekommen ſind: die Staaten des deutſchen
Bundes, die italieniſchen, Jonien und Krakau.

Europa iſt von drei Seiten von dem Meere umfloſſen, das hier verſchiedene
Namen führt, u. entweder zum nördlichen Eismeere od. zum atlantiſchen Ocean ge-
hört. Eine ſchmale Meerenge des mittelländiſchen Meeres trennt es von Afrika;
gegen Oſten allein hängt es mit dem feſten Lande, nämlich in unbeſtimmter Grenze
mit Aſien zuſammen. Europa liegt in der nördlichen kalten und in der nördlichen
gemäßigten Zone, vom 8° — 80° Ö. L., und vom 36° — 71° N.B. Mit
Einſchluß der Inſeln, welche gegen 15,000 □M. enthalten, beträgt der Flächenin-
halt Europas 153,000 □M., wovon Rußland faſt die Hälfte einnimmt. Die
größte Ausdehnung — in gerader Linie 750 Meilen — hat Europa zwiſchen dem
Cap. St.-Vincent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwiſchen Eu-
ropa und Aſien, an der Straße Walgatz. Die größte Breite — von ungefähr 550
Meilen — hat dieſer Welttheil zwiſchen dem Cap Matapan in Morea und dem
Nordcap von Norwegen. Europa iſt außerordentlich gut bewäſſert, obgleich ſeine
Ströme wegen der geringen Landmaſſe keinen ſo langen Lauf und keine ſo große
Waſſerfälle haben als in andern Erdtheilen, beſonders in Amerika. Von den ver-
nehmſten Strömen fließen der Ebro, die Rhone und der Po in das mittelländiſche
Meer, die Donau, der Dnieſter und der Dnieper in das ſchwarze Meer; der Don
in das aſowſche Meer; die Wolga in das kaſpiſche Meer; die Dwina in das nörd-
liche Eismeer; die Düna, die Weichſel und die Oder in die Oſtſee; die Elbe, We-
ſer und die Gewäſſer des Rheins in die Nordſee; die Seine in den Canal; die Loire
und Garonne, der Duero und Tajo, die Guadiana und der Guadalquivir in das
atlantiſche Meer. Den längſten Lauf haben die Wolga und die Donau. Von den
zahlreichen Seen befinden ſich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den
nordamerikaniſchen aushalten, in Nordeuropa, nämlich in Rußland der Ladoga-
(der größte unter allen europäiſchen Seen), der Onega- und Peipusſee; in Schwe-
den der Mälar-, Wener- und Wetterſee. An der Grenze von Deutſchland und
der Schweiz iſt der Bodenſee, an der Grenze der Schweiz und Italiens der Genfer-
ſee. In Ungarn ſind der Platten- und der Neuſiedlerſee. Ein großer Theil von
Europa iſt gebirgig, der ſüdliche mehr als der nördliche. Das höchſte Land iſt die
Schweiz, von da der Boden ſich nach allen Seiten zuſenkt und endlich gegen die
Nord- und Oſtſee in flache Ebenen ausläuft. Die ebenſten und niedrigſten Länder
ſind Holland und Norddeutſchland, Dänemark, Preußen und Rußland. Das
größte europäiſche Gebirge ſind die Alpen in der Schweiz und Italien, welche von
da ſich in viele Äſte nach verſchiedenen Richtungen ausbreiten. Sie erſtrecken ſich
weſtlich nach Frankreich, und hängen vermittelſt der Sevennen mit den Pyrenäen
zuſammen, die Frankreich von Spanien trennen. Südwärts läuft ein Arm der
Alpen zum mittelländiſchen Meere, wendet ſich dann öſtlich und zieht unter dem
Namen der Apenninen durch ganz Italien. Oſtwärts gehen mehre Arme von den
Alpen aus, und erſtrecken ſich durch Süddeutſchland bis in die türkiſchen Provin-
zen. Nordwärts von den Alpen läuft eine andre Gebirgskette, und ſcheidet die
Schweiz von Frankreich, das Juragebirge genannt. In dem öſtlichen Theile von
Europa ſind die Karpathen zu bemerken, die auf der einen Seite mit den Sudeten,

auf der andern mit den Gebirgen in der europäischen Türkei zusammenhängen. höchste aller europäischen Berge ist der zu den Alpen gehörige Montblanc in yen, dessen Höhe auf 14,676 Fuß über dem Meere geschätzt wird, also beihalb so hoch als die höchste Spitze des Himalayagebirges in Asien. Mehre von Gebirgen, als der Ätna, der Vesuv, der Hekla, sind feuerspeiende Berge. Boden Europas ist zwar nicht mit der üppigen Vegetation der tropischen Länder nückt, aber doch fast durchgehends des Anbaus empfänglich. Nur die zur chen Zone gehörigen Striche machen hiervon eine Ausnahme. In Hinsicht limas kann man Europa in drei Landstriche eintheilen, den warmen, wo der nenbaum ohne Pflege blüht, bis zum 48° d. Br., mit angenehmem Frühling, n Sommer und kurzem Winter; den gemäßigten, bis zum 65°, wo noch das ide zur Reife gelangt; und in den kalten, bis zum äußersten Norden, wo nicht l Holz, sondern nur Rennthiermoos fortkommt, alle Cultur erstirbt, außer Rennthiere kein Hausthier das Klima erträgt. Die Producte sind nicht so igfaltig als in den übrigen Erdtheilen, und viele derselben sind erst aus fremnen dahin verpflanzt und einheimisch gemacht worden. Dagegen hat Europa orzug eines sorgfältigern Anbaus. Aus dem Thierreiche hat es Pferde, zum von edlern Racen, Rindvieh, Schafe in Spanien, Sachsen und England r feinsten Wolle, Esel, Ziegen, Schweine, Hunde, Rennthiere, Speise-, und Pelzwild von verschiedenen Arten, Wallfische, Seekühe, Seehunde, hmes und andres Geflügel, eine große Menge von Fischen in den Meeren, und Flüssen, worunter besonders die Heringe vielen Bewohnern Unterhalt ffen, nutzbare Insekten, als Bienen, Seidenwürmer, Kermes, Gallwespen, he Fliegen, auch Austern und Perlenmuscheln. Aus dem Pflanzenreiche hat a Getreide aller Art und hinreichend zum Verbrauch, schöne und schmackhafte ngewächse, vieles Obst, edle Südfrüchte, als Feigen, Mandeln, Kastanien, en, Pomeranzen, Oliven, Granatäpfel, auch Datteln, Flachs, Hanf, Baum- Färberröthe, Taback, die edelsten Weinsorten und einen großen Reichthum renn-, Bau- und Schiffsbauholz. Am längsten trotzt die Weide und Birke lte des nördlichen Polarcirkels. Das Mineralreich liefert alle Metalle, edle edle, und überhaupt die meisten Mineralien in hoher Güte und hinreichender . An Gold und Silber sind Ungarn und Siebenbürgen die reichsten, an ie nordischen Länder, Schweden, Norwegen und Rußland. Salz hat Eunlänglich, ja überflüssig, sowol Stein- als See- und Quellsalz. — Die Ein- etwa 178 Mill. sind ungleich auf dem Boden Europas vertheilt. Wäh- Rußland und Schweden gegen 3 — 400 Menschen auf einer □M. leben, n die Niederlande, wo die Bevölkerung am stärksten ist, Italien, Frankreich, itannien und Deutschland ebenso viele Tausende auf demselben Raume. Sie aus Völkerschaften verschiedener Abstammung, und reden mehre ganz von r verschiedene Sprachen. Hauptsprachen sind: die deutsche, von welcher die holländische, englische, schwedische und dänische entstanden sind; die la- oder römische, jetzt nur Gelehrtensprache, aber Mutter der italienischen, schen, spanischen, portugiesischen und walachischen Sprache: die slavische, e russische, polnische, böhmische, wendische, bulgarische, und servische oder gehören; die neugriechische; die türkisch-tatarische; die finnische, die un- ; die kimrische im Fürstenthum Wales und in einem nordwestlichen Theile chs (in der Bretagne); die schottisch-irische in Nordschottland und Irland; sche an den Pyrenäen. Am verbreitetsten sind die deutsche mit ihren Töchen, die von der römischen entsprungenen und die slavische Sprache. Die de Religion ist die christliche, in mehren Kirchen, als die römisch-katholische welche die meisten Bekenner zählt; die protestantische (lutherische, refor- anglicanische oder englische), nebst mehren Secten, Wiedertäufern, Men-

noniten, Quäkern, Unitariern, Methodiſten, Herrnhutern; und die griechiſche Kirche. Ein Theil der Bewohner bekennt ſich zu der jüdiſchen, ein andrer zu der mohammedaniſchen Religion. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. — Die Cultur ſteht in den meiſten Ländern auf einer hohen Stufe und hebt ſich täglich mehr und mehr. Beſonders zeichnen ſich in dieſer Hinſicht die Länder aus, wo die deutſche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufacturen und Fabriken ſo außerordentlich, als in vielen europäiſchen Ländern, beſonders in Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden, Deutſchland und Helvetien; ſie bearbeiten nicht allein europäiſche Naturproducte, ſondern auch außereuropäiſche, und liefern alle Bedürfniſſe eines bequemen Lebens und des Luxus. Ebenſo lebhaft iſt der Handel, der in vielen Ländern durch Kunſtſtraßen, Canäle, das wohleingerichtete Poſtweſen, Banken, Aſſecuranzen, Handelsgeſellſchaften und Meſſen befördert wird. Der Handel erſtreckt ſich nicht bloß auf Europa, ſondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europäiſche Nation in dieſer Hinſicht der britiſchen gleich, welche die Beherrſcherin der Meere iſt, und allein mehr Schiffe unterhält als alle übrige zuſammen. — Europa iſt der Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften. Ihm verdankt die Menſchheit die Erforſchung der wichtigſten Wahrheiten, die nützlichſten Erfindungen, die ſchönſten Producte des Geiſtes, die Erweiterung aller Wiſſenſchaften; denn keine ſchließt die Europäer aus. Doch ſtehen hierin die deutſchen und diejenigen Völker, welche die Töchterſprachen der lateiniſchen reden, auf einer höhern Stufe als die ſlaviſchen Nationen. Der türkiſchen Nation iſt die vielſeitige wiſſenſchaftliche Bildung der übrigen europäiſchen Nationen ganz fremd geblieben. 85 Univerſitäten ſorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnaſien und Lyceen vor, und mit der Volksbildung beſchäftigen ſich die beſonders in Deutſchland zahlreich vorhandenen Volksſchulen. An vielen Orten beſtehen Akademieen der Wiſſenſchaften, Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen aller Art. — Nach der natürlichen Lage zerfällt Europa in Weſt- und Oſteuropa, wovon jenes die pyrenäiſche Halbinſel (Portugal und Spanien), das Weſtalpenland (Frankreich), das Südalpenland (Italien), die Nordalpenländer (Helvetien, Deutſchland und die Niederlande), die Nordſeeinſeln (Großbritannien, Irland und Island), die Oſtſeeländer (Dänemark, Norwegen, Schweden und Preußen) begreift. Oſteuropa enthält die nordkarpathiſchen Länder (Rußland und Galizien), und die ſüdkarpathiſchen Länder (Ungarn im weitern Sinne und die Türkei). In politiſcher Hinſicht beſtehen jetzt in Europa folgende Staaten: 3 Kaiſerreiche, Öſtreich, Rußland und die Türkei; 16 Königreiche: Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen, Sardinien, beide Sicilien, Preußen, Baiern, Sachſen, Hanover, Würtemberg und Polen; 1 geiſtlicher Staat: der Kirchenſtaat; 8 republikaniſche Staaten: die Schweiz, Jonien, Krakau, St. Marino, Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt; ein Kurfürſtenthum: Heſſen; 6 Großherzogthümer: Baden, Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Toscana; 12 Herzogthümer: Oldenburg, Gotha, Meiningen, Altenburg, Braunſchweig, Naſſau, Deſſau, Bernburg, Köthen, Modena, Parma und Lucca; 1 Landgrafthum: Heſſen-Homburg; 1 Großfürſtenthum: Finnland, und 12 Fürſtenthümer: Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolſtadt, Schwarzburg-Sondershauſen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Lichtenſtein, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenſtein und Reuß-Ebersdorf. Prof. J. M. F. Schmidt's Charte von Europa, in 4 gr. Bl. (Berlin 1826) iſt zugleich eine brauchbare Wandkarte für Schulen. Ech.

Eurnale, 1) Königin der Amazonen; 2) Tochter des Minos; 3) Tochter s Prótus, Königs von Argos; 4) ſ. Gorgonen.

Eurnalus, 1) einer der griechiſchen Helden vor Troja; 2) einer der Be eiter des Äneas, und berühmt wegen ſeines Freundſchaftsbündniſſes mit Niſus, it welchem er (nach Virg. An., IX, 175) umkam, nachdem ſie ins feindliche La r gedrungen waren.

Eurydice. Unter den vielen Frauen des Alterthums, die dieſen Namen ühren, iſt die berühmteſte die Gattin des Orpheus, die von dem Biß einer Schlange arb. Ihr troſtloſer Gatte ſtieg in die Unterwelt hinab, und rührte durch ſein Sai nſpiel die Götter, daß ſie ihm erlaubten, die Geliebte zurückzuführen. Sie ge ährten dieſes unter der Bedingung, daß er ſich nicht eher nach ihr umſehen ſollte, s bis er mit ihr auf der Oberwelt angelangt wäre. Orpheus aber ſah zurück, und : ward ihm auf immer entriſſen. Dieſer ſchöne Stoff iſt oft von Dichtern be zt worden.

Eurynome, des Oceanus Tochter, nach Heſiod die Mutter der Grazien.

Euſebia, bei den Griechen die Frömmigkeit; im neuern allegoriſchen Sin , die Vorſteherin der Gottesgelehrſamkeit.

Euſebius, mit dem Beinamen Pamphili, der Vater der chriſtlichen Kir engeſchichte, geb. zu Cäſarea in Paläſtina gegen 270 nach Chr., geſt. gegen 340, ar der gelehrteſte Mann ſ. Zeit, Presbyter und von 314 Biſchof in ſ. Vaterſtadt. nfänglich Gegner der Arianer, ward er in der Folge ihr Vertheidiger, und verur eilte mit ihnen in Gemeinſchaft den heil. Anaſtaſius. Durch anſehnliche Hülfs ittel, ſelbſt vom Kaiſer Konſtantin unterſtützt, ſchrieb er ſeine griechiſche Kirchen ſchichte in 10 B., von Chriſto bis 324 (die beſten Ausg. v. Valeſius, Paris 1639, ol., und von Reading, Canterbury 1720, Fol.); dann ſeine Chronik, welche nur einer armeniſchen und lat. Überſetz. und in Bruchſtücken erhalten worden iſt. ußerdem haben wir von ihm noch 15 Bücher ſ. „Praeparatio evangelica“, wel e, da ſie viele Stellen aus verlorenen philoſophiſchen Schriften enthält, vorzüg h ſchätzbar iſt, und von den 20 Büchern ſ. „Demonstratio evangelica“, in wel er er die Vorzüge des Chriſtenthums vor dem Judenthum zeigt, 10 nicht ganz voll mmen erhaltene Bücher, endlich auch eine Lebensbeſchreibung Konſtantins, oder elmehr eine Lobrede auf denſelben. Nachrichten von ſeinem Leben findet man in r genannten Ausgabe des Valeſius. Danz, Möller und Keßner haben kürzlich er ſeine hiſtoriſche Glaubwürdigkeit geſchrieben.

Euſtachi (Bartolomeo), Arzt und Anatom, geb. zu San-Severino in der ark Ancona, ſtudirte die lateiniſche, griechiſche und arabiſche Sprache zu Rom, gte ſich auf verſchiedene Zweige der Heilkunde, beſonders auf diejenigen, welche die nntniß des menſchlichen Körpers zum Gegenſtande haben, und verſah die Stelle es Arztes bei den Cardinälen Carlo Borromeo und Giulio della Rovera; außer m wurde er noch Archiater und Lehrer der Sapienza zu Rom, erwarb aber mehr ſehen als Reichthum. Er klagte oft über ſeine Armuth. Es gibt vielleicht kei n Theil der anatomiſchen Wiſſenſchaften, den er nicht entweder durch wichtige Ent kungen, oder durch ſein gründliches Studium bereichert hat. Manche jener ndeckungen ſind nach ihm benannt worden, ſo der Verbindungskanal zwiſchen dem ern Ohre und dem hintern Theile des Mundes, der den Namen der Euſtachi en Röhre (tuba Eustachii) führt, und die Hohlader und Klappe, welche valvula ustachii genannt wird. Unter ſ. Werken ſind ſ. „Tabulae anatomicae, quas enebris tandem vindicatas et pontificis Clementis XI. munificentia dono ac ptas, praefatione notisque illustravit Joannes-Maria-Laucisi“ (Rom 1714, l.) merkwürdig, weil ſie treffliche Zeichnungen des menſchlichen Körpers enthal , welche ſchon 1552 verfertigt, aber erſt ſpäter aufgefunden und bekanntgemacht rden. Der Text von Euſtachi wurde nie entdeckt. Albin gab eine gute Erklä

rung dieſer Tafeln (Leiden 1743, Fol.). Auch eine andre Schrift Euſtachi's: „De anatomicorum controversiis“ iſt verloren gegangen. Außerdem hat man noch verſchiedene wichtige Werke von ihm. Boerhaave gab 1707 zu Leiden eine Ausgabe derſelben, welche 1736 zu Delft abermals erſchienen iſt. Euſtachi ſtarb zu Rom 1574.

Euſtathius, Commentator des Homer und des Erdbeſchreibers Dionys, anfangs Mönch, hernach Diaconus, endlich 1155 Erzbiſchof von Theſſalonich, ſtarb nach 1194. So gering auch ſ. theologiſche und religiöſe Aufklärung geweſen ſein mag, ſo groß war ſeine Beleſenheit in den Claſſikern, und der Umfang ſ. gelehrten Kenntniſſe, wie ſ. aus alten Scholiaſten zuſammengetragenen Commentare beweiſen, von denen beſonders der Homeriſche eine unerſchöpfliche Fundgrube philologiſcher Gelehrſamkeit iſt (Rom 1542 — 50, 4 Bde., Fol., und Baſel 1559 — 60, 3 Bde., Fol., neuer Abdr. Leipz. b. Weigel, ſeit 1825, 4.).

Euterpe, gewöhnlich als Muſe der Muſik vorgeſtellt, weil ihr die Erfindung der Flöte zugeſchrieben wird. Sie wird dargeſtellt als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, eine Flöte in der Hand oder verſchiedene andre Inſtrumente neben ſich habend. Sie iſt ihrem Namen nach die Geberin des Vergnügens. (S. Muſen.)

Euthanaſia, ein ſanftes, leichtes, glückliches Sterben. Wieland gab dieſen Namen einer ſ. Schriften.

Eutropius (Flavius), ein lat. Geſchichtſchreiber, welcher, wie er ſelbſt ſagt, unter dem Kaiſer Julian die Waffen getragen. Sein Geburtsort iſt unbekannt, wie auch die Umſtände ſ. Lebens. Er blühte um 360 nach Chr. Sein Abriß der römiſchen Geſchichte („Breviarium historiae romanae“) reicht von der Gründung Roms bis Valens, dem er zugeeignet iſt. Die Schreibart iſt nicht ſonderlich, aber die Klarheit lobenswerth. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind von Havercamp (Leiden 1729), Verſeik (Leiden 1762, 2 Bde.), und Tzſchucke (Leipzig 1804).

Eva, ſ. Adam.

Evalvation, der Anſchlag, die Schätzung. Insbeſondere brauchen es die Kaufleute von der Schätzung des Werthes eines Waarenlagers, wenn daſſelbe von einem Andern übernommen wird, oder wenn verbunden geweſene Handelsleute ſich trennen. Von Münzen gebraucht, iſt es die Währung; in der Rechenkunſt, die Einrichtung eines Bruchs nach ſeinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, Beiname des Bacchus (ſ. d.).

Evangelium, griech., fröhliche Botſchaft. Gewöhnlich wird es theils von der chriſtlichen Lehre, welche mit der fröhlichen Botſchaft von der Ankunft des Meſſias, von der Geburt des den Vätern verheißenen Retters begann, theils von den Schriften gebraucht, in welchen Marcus und Lucas und die Apoſtel Matthäus und Johannes die Nachrichten von den Thaten und Schickſalen Jeſu Chriſti aufgezeichnet haben. — Evangeliſten hießen in der ältern Kirche diejenigen Chriſten, welche von einer Gemeinde zur andern reiſeten und den Unterricht der Apoſtel fortſetzten; der ſpätere Sprachgebrauch hat dieſes Wort auf die obigen Verfaſſer der Lebensgeſchichte Jeſu eingeſchränkt. — Evangeliſch heißt: der in den heiligen Schriften enthaltenen Lehre Jeſu gemäß; evangeliſche Chriſten, evangeliſche Kirche nennen ſich daher die Lutheraner. (Vgl. Proteſtanten.) N.

Everdingen, Name einer berühmten niederländiſchen Malerfamilie. In derſelben zeichnen ſich aus Cäſar van E., geb. in Alkmaer 1606, geſt. 1679, als Portraitmaler und in architektoniſchen und hiſtoriſchen Darſtellungen, ferner deſſen jüngerer Bruder, der ſehr berühmte Landſchaftsmaler Alder van E., geb. 1621. Beſonders ſind ſeine Seeſtücke berühmt, in denen er das erregte Element mit großer

rheit schildert; aber auch in trefflichen Waldpartien war er Meister. Als iger Kupferstecher ist er auch durch die Blätter zu Reineke der Fuchs bekannt. arb 1675. Der jüngste Bruder war Johann, der, 1625 geb., nur zu sei- Vergnügen malte, und Advocat war.

Evergeten, Euergetä, Wohlthäter. Diesen Namen erhielt ein s Volk, Agriaspä oder Arimaspi genannt, in der persischen Provinz Drangi- weil sie einst den ältern Cyrus mit seinem Heere, durch starke Zufuhr von Le- mitteln, in der Wüste vom Hungertode retteten. Diese kleine Völkerschaft eine recht gute, von den umliegenden Barbaren ganz abgehende Verfassung; auch Alexander ihnen nicht nur diese Verfassung und völlige Freiheit ließ, son- ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien zutheilte. Auch Fürsten führten diesen Beinamen, z. B. Ptolemäer. In der neuern Zeit von einem Bunde d. N. die Rede, über welchen Feßler 1804 actenmäßigen Auf- gegeben hat.

Evertsen (Johann), Admiral der holländischen Flotte, st. 1666. Zu s. stand die Macht der Holländer zur See auf ihrer höchsten Stufe. Die Ruyter, ap und Wassenaer hatten durch ihre Siege der niederländischen Flagge die Ach- aller Nationen erworben, und mehre Glieder der aus Zeeland stammenden Fa- der E., sämmtlich Gefährten und Zöglinge jener Seehelden, traten würdig Fußstapfen dieser großer Männer. Ein Bruder von Joh. E., Namens Cor- us, gleichfalls Admiral in den Diensten der Republik, starb den Tod fürs rland in der blutigen Schlacht am 15. Juli 1666 gegen die Engländer. Joh. fand sich damals außer Diensten. Kaum erhielt der heldenmüthige Mann die richt von dem Ende seines Bruders, so schrieb er an die Generalstaaten: „Ich che wieder in Thätigkeit zu treten, um meinem Vaterlande nützlich zu sein. Vater, vier Brüder und ein Sohn starben bereits im Dienst für die Republik em Bette der Ehre. Möchte es mir vergönnt sein, gleich ihnen mein Ende im pf gegen die Feinde des Staats zu finden!" Der Wunsch dieses Braven ward t. Am 4. Aug. dess. J. bestand er ein Gefecht gegen die Engländer, in wel- er ein Bein verlor und wenige Tage nach s. Verwundung starb. Die Staa- on Zeeland ließen ihm und s. Bruder Cornelius in der Peterskirche zu Middel- ein prachtvolles Denkmal setzen, woselbst auch die Asche dieser beiden Braven zu denen später noch ein andrer Admiral Cornelius E., ein Sohn von E. (welcher 1679 starb), und Galin E., gleichfalls Admiral in holländi- Diensten und Nachkomme von dem ältern Corn. E., der 1721 endete, ge- wurden.

Evidenz, anschauliche oder unmittelbare Gewißheit (s. d.).

Evolutionen. In der Mathematik krumme Linien, welche durch Ab- ung aus andern entstehen; in der Taktik: Bewegungen einer Truppe zur g oder vor dem Feind. Sie umfassen alle Colonnenformirungen, Aufmärsche (Vgl. Manoeuvres.) Auch die Bewegungen einer Schiffsflotte zur See n Evolutionen genannt. — Evolutionsescadre, eine Schiffsflotte, Bewegungen zur See machen, bald diese, bald jene Stellung annehmen muß, m Feinde beizukommen, oder ihm Abbruch zu thun.

Evolutionstheorie ist diejenige Lehre von der Erzeugung, nach wel- man annimmt, daß die Seelen, gleich den Körpern, sich durch sich selbst fort- en, und die Keime zu allen künftigen Seelen schon in der ersten Menschenseele nden gewesen seien, folglich nur immer eine Seele aus der andern entwickele. pflegte dies System die Einschachtelungstheorie zu nennen, weil nach lben alle erzeugte Wesen wie kleinere Schachteln in größern und endlich alle in einzigen Schachtel enthalten gewesen sind. (S. Befruchtung und Epi- sie.)

Evremont (Charles Marguetel de Saint-Denis, Herr von Saint-), geboren 1613 zu St.-Denis le Gueſt, einer der geiſtreichſten Schriftſteller ſeiner Zeit, der ſich weniger mit den Gegenſtänden tiefer Speculation als mit der Philoſophie des geſelligen Lebens beſchäftigte. Er widmete ſich den Rechten, trat aber ſpäter in Kriegsdienſte, focht als Hauptmann bei Nördlingen und Freiburg und ward im ſpaniſchen Succeſſionskriege Maréchal de Camp. In der Geſellſchaft zeichnete er ſich durch Witz und hellen Verſtand aus, und bis zu ſeinem Tode verließ ihn ſeine Heiterkeit nicht. Er ſpielte eine glänzende Rolle unter den geiſtreichen Epikuräern jener Zeit, die bald ſo großen Einfluß auf die franz. Philoſophie erhielten; büßte aber einige Unvorſichtigkeiten, die er in Geſellſchaften, wie in ſeinen Schriften begangen hatte, mit der Gefangenſchaft in der Baſtille. Einer ſpätern zweiten Verhaftung entging er nur durch ſchnelle Flucht nach England. E. ſtarb 1703. Seine „Oeuvres mêlées" erſchienen Paris 1690, 2 Bde., 4., hernach Amſterdam 1706, 5 Bde., 12., und 1750, 12 Bde., 12. In den meiſten ſeiner Schriften iſt Anmuth, Leichtigkeit und Frohſinn der vorherrſchende Charakter. Eine tiefer greifende Einſicht findet ſich nur hier und da.

Ewald (Johann), einer der originellſten däniſchen Dichter der neuern Zeit, beſonders als Tragiker und Elegiker ausgezeichnet, wurde 1743 zu Kopenhagen geb., im Schleswigſchen aber, wo ſein Vater Prediger war, für einen Geiſt, wie der ſeine, höchſt unpaſſend erzogen. Sein ſtrenger, bigotter Vater wollte aus dem Sohn einen Theologen nach ſeinem Schlage machen, und der junge Ewald ſtrebte nur in die Welt hinaus. Eine Menge Heiligen-Legenden, die er leſen mußte, entflammten ſeine Einbildungskraft. Das Loos eines Miſſionnairs, der in fernen Erdtheilen unter Heiden und Barbaren Fährlichkeiten ſonder Zahl zu beſtehen hat, ſchien ihm eine Zeitlang das beneidenswertheſte; ſpäter ergriff ihn die Lecture des Robinſon Cruſoe dermaßen, daß er einmal heimlich davonging, um eine wüſte Inſel zu ſuchen. Durch dieſen Fehltritt ward die Strenge des Vaters noch verdoppelt, der den Gedanken feſthielt, einen Theologen aus dem Sohne zu bilden, und ihn deßwegen nach Kopenhagen ſchickte. Hier ward jedoch dem Jünglinge der Zwang, welcher ſ. Neigungen, die ihn jetzt vorzüglich zum Militair hinzogen, angethan wurde, ſo unerträglich, daß er aufs neue entfloh, und ſich in Hamburg von preuß. Werbern anwerben ließ. Als man ihn aber in Magdeburg, wohin er geſchafft wurde, ſtatt dem Verſprechen gemäß, ihn unter die Huſaren zu geben, in ein Infanterieregiment einſtellte, entwich er während des Laufes des ſiebenjähr. Krieges den preuß. Fahnen, und trat in öſtr. Dienſte, wo man ihn nicht allein beſſer behandelte, ſondern, da er ſich bei mehren Gelegenheiten auszeichnete, auch zum Officier machen wollte, falls er zum Katholicismus überträte. Dies verwarf E., und bald darauf durch ſ. Familie losgemacht, kehrte er nach Kopenhagen zurück. Nun begann er mit Ernſt ſich der Theologie zu widmen. Eine unglückliche Leidenſchaft aber riß ihn aufs neue aus dieſer Bahn. Ein aus frühern Zeiten her geliebtes Mädchen ward ihm untreu, und Welt und Leben dadurch dem Tieffühlenden verhaßt. Unthätig ſchlenderte er in Gram verſunken, umher, und nichts vermochte ſ. Kummer zu lindern. Er war damals 23 J. alt, und hatte noch keine Ahnung von dem Daſein des in ihm ſchlummernden Talentes. Ein Ereigniß weckte den heiligen Funken in ihm. König Friedrich V. von Dänemark war geſtorben, und es ſollte eine Trauercantate gedichtet werden. Zufällig wurde ihm die Sache übertragen, und der Erfolg war ſo glänzend, daß ſich ſchnell die Augen aller Kenner und Verehrer der Poeſie auf den jungen Mann richteten, der nun, ermuntert von der kopenhagner Akademie der Wiſſenſchaften, beſchützt von Bernſtorff und Karſtens, mit Rath unterſtützt von dem damals in Kopenhagen lebenden Klopſtock, ſchnelle Fortſchritte auf der betretenen Bahn machte, und bald in der Ode und in der Tragödie zu den ausgezeichnetſten Dichtern ſeines Volks gerechnet wurde. Sein „Balder

d", ein aus dem Sagenkreis der Edda genommener Stoff, und s. „Rolf" (ein uerspiel, dessen Stoff aus der alten Geschichte Dänemarks ist) sind Werke, die manchen Mängeln das Gepräge echter Genialität an sich tragen, und mehre s. en und Elegien gehören zu dem Besten, was die neuere Zeit in dieser Hinsicht vorbrachte. Da die geringe Unterstützung, welche die Regierung dem Dichter eihen ließ, ihn fortwährend zur Beschränkung nöthigte, mußte er sich durch egenheitsgedichte einen kleinen Erwerb verschaffen. Der von s. Landsleuten be- derte, von s. zahlreichen Freunden geliebte Mann starb, nachdem er Jahre lang allen Übeln einer durch ein etwas unordentliches Leben sich zugezogenen Gicht mit Mangel und Noth gekämpft hatte, in Armuth 1781, kaum 38 J. alt. e schöne Ausgabe s. sämmtlichen Dichtungen kam bald nach s. Tode in 4 Bdn. us. S. über ihn: Fürst's „Briefe über die dänische Literatur".

Ewald (Johann Ludwig), D. der Theol. u. Kirchenrath, geb. 1748 in dem ll. isenburgischen Städtchen Hayn der drei Eichen, erhielt s. erste Bildung von ltern, und von einem Prediger, von welchem er zwar wenig Gründliches lernte, aber sein Herz durch Vertrauen und Liebe bildete. Er wollte entweder Prediger Baumeister werden. Zu dem ersten verweigerte der Vater, ein strenger, red- r Pietist, die Einwilligung, weil des Knaben leichter munterer Sinn keinen chmack an den Erbauungsstunden s. Vaters fand, wo er die für ihn unverständ- n Propheten, so gut wie die Lebensgeschichte Josephs oder Jesu, zum Schluß immer in Valentin Wudrian's Kreuzschule lesen mußte. Durch eine, von Pocken zurückgebliebene Augenkrankheit, durch welche er die Sehkraft an dem n Auge verlor, bekam er eine ernstere Stimmung. Ohne gründliche Vorkennt- ging er nach Marburg, um Theologie zu studiren. Ein wackerer Prediger leitete tudien. Auch wirkte der geistreiche Professor Robert wohlthätig auf s. Sitt- eit. Nach vollendeten Studien übte er sich im Predigen, bis ihm Robert eine ehrerstelle in Kassel verschaffte, von wo er nach einem Jahre zu den jüngern nzen von Hessen-Philippsthal, als Erzieher, berufen wurde, an deren Bildung wei Jahre arbeitete. Der Jüngste war der Vertheidiger von Gaeta. — Sein desherr, der Fürst von Isenburg, berief ihn an eine kleine Dorfgemeinde. Es aber nur ein Versuch, ob er demüthig genug sei, eine so kleine Stelle anzuneh- . Nach wenigen Wochen erklärte ihm der Fürst, daß er eigentlich zum Predi- in Offenbach bestimmt sei. Hier fand die Moral und der populaire Rationalis- , den er predigte, Beifall. 1767 verheirathete er sich mit einer geb. Dufay Frankfurt. Manche in der Folge eingetretene, nicht ganz unverschuldete Leiden, n die ihm s. sogenannte Philosophie kein Heilmittel gab, die Bekanntschaft mit ater, besonders aber die Correspondenz mit dem seligen Pfarrer Hahn, damals diger in Kornwestheim im Würtembergischen, veranlaßten ihn, die Bibel ruhi- und unbefangener zu lesen. Nun fand er Alles ganz anders. Eine s. Hypo- en nach der andern stürzte zusammen. Er erkannte, daß die Vernunft nicht ste Richterin in Glaubenssachen sein, daß der Mensch sich nicht allein, wie und n er will, bessern, stärken und beruhigen könne, daß wir ein Wesen bedür- wie uns die Bibel Jesus darstellt. Seine Überzeugung wurde so lebendig, die te über sein verkehrtes Predigen und s. Christenthumleeren Religionsunterricht de so brennend, daß er 1778 öffentlich seine Verirrungen gestand und erklärte, er von nun an mehr im Geist des Evangeliums predigen wolle. Zugleich kün- e er Erbauungsstunden, hauptsächlich für die von ihm confirmirten Kinder an, denen jedoch Niemand ausgeschlossen sein sollte. Diese Predigt machte viel Auf- n und zog ihm Verfolgungen zu, die er indeß geduldig ertrug. Die Versamm- gen wirkten gut. Es verbreitete sich ein christlich-religiöser Sinn, ohne Secten- t. Einige Zeit nachher erhielt er einen Ruf als Generalsuperintendent, Con- rialrath und Hofprediger nach Detmold, in der Grafschaft Lippe. Sein ihm

wohlwollender Landesherr rieth ihm selbst, diese Stelle anzunehmen. Er ging 1781 dahin ab. Da er hier das Schulwesen in übler Verfassung fand, so errichtete er ein Schullehrerseminar, und machte sich überhaupt um das Schulwesen verdient. Aus guter Absicht ließ er in jener demokratiesüchtigen Zeit (1792) eine kleine Schrift drucken: „Was sollte der Adel jetzt thun?" in welcher er rieth, freiwillig manche Vorzüge aufzugeben, die jetzt längst haben aufgegeben werden müssen. Diese und eine andre politische Schrift: „Über Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen" (1792), zogen ihm so viel Verdruß zu, daß er die zweite Predigerstelle an der Stephanskirche in Bremen (1796) annahm, wozu er fast einstimmig gewählt worden war, obgleich er auch dort Niemand kannte. Von der theologischen Facultät in Marburg wurde er zum D. der Theologie ernannt. Auch in Bremen fand er die Schulen in einem elenden Zustande. Er suchte sie zu verbessern. Durch eine Vorlesung in dem dortigen, trefflich eingerichteten Museum, worin er das Ideal einer guten Bürgerschule aufstellte, fanden sich die meisten angesehenen Bewohner der Stadt veranlaßt, ihn und s. Freund D. Häseli zu bitten, eine Normalschule auf Subscription zu errichten, die aber nur so lange dauern sollte, bis die übrigen Kirchspielsschulen nach ihrem Muster eingerichtet wären. Es gelang über Erwarten. Das Interesse für Verbesserung des Erziehungswesens veranlaßte 1804 s. Reise in die Schweiz, wo er Pestalozzi, Fellenberg und deren Anstalten und Methoden kennen lernte. Nach s. Zurückkunft hielt er öffentliche Vorlesungen für Mütter und Lehrerinnen über die Pestalozzi'sche Methode und das ganze Erziehungswesen und errichtete eine Pestalozzi'sche Schule. Um diese Zeit ward er auch als Prof. der Philosophie an dem Lyceum angestellt. Nie hätte er Bremen verlassen, wenn s. Brust nach 7 Jahren das Predigen in der großen und oft übermäßig angefüllten Kirche hätte vertragen können. Er nahm daher 1805 einen Ruf nach Heidelberg als Prof. der Moral und reformirter Kirchenrath an: eine Stelle, bei der er gar nicht zu predigen brauchte. Hier, in diesem für ihn neuen Beruf, fand er, besonders da er noch die Direction des Ephorats übernehmen mußte, durch das ohne Strafen auf die Sitten der Studirenden gewirkt werden sollte, manches verdrießliche Geschäft. Nur zwei Jahre konnte er hier wirken, da ward er nach Karlsruhe als geistlicher Ministerial- und Kirchenrath berufen (1807), wo er am 19. März 1822 gestorben ist. — Er hat außer s. ascetischen Schriften eine Zeitschrift: „Urania" und mehre Jahre eine „Christliche Monatsschrift" mit mehren Andern herausgegeben. Seine Schriften mögen leicht 100 Bde. ausmachen. Manche derselben haben drei, vier Aufl. erlebt; alle, ohne Ausnahme, sind ins Holländ. und einige ins Französ. übersetzt. Er selbst hielt s. Biographie Salomons, s. „Guten Jüngling" und s. „Gutes Mädchen" für das Beste, was er geschrieben hat. Übrigens hatte sich s. religiöse Ansicht seit der oben genannten Predigt nicht geändert, sondern noch mehr befestigt.

Ewiger Friede, die Idee eines ununterbrochenen rechtlichen Zustandes der Völker, wo sie ihre etwanigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt der Waffen, sondern nach Gesetzen der Vernunft entscheiden. Diese Idee liegt fast allen Friedensschlüssen zum Grunde, denn in denselben geloben sich die streitenden Parteien gewöhnlich ewige Freundschaft und ewigen Frieden. St.-Pierre war der Erste, der einen förmlichen weitläufigen Entwurf zum ewigen Frieden aufsetzte, den nachher Rousseau bekannt machte. Merkwürdig ist die fast wörtliche Übereinstimmung der Artikel St.-Pierre's für s. Völkerbund mit den Artikeln der deutschen Bundesacte. (Vgl. Heinrich IV.) Seitdem ist dieser Gegenstand, unter Andern auch von Kant in s. Schrift: „Zum ewigen Frieden", zur Sprache gebracht worden. Die allgemeinen Mittel zur Verwirklichung des ewigen Friedens, welche in Vorschlag gebracht worden, waren bald das politische Gleichgewicht, bald eine Universalmonarchie, bald endlich ein allgemeiner Völkerverein oder Staatenbund, der durch einen

währenden Congreß, als höchstes Völkertribunal, alle Streitigkeiten der Staa- chiedsrichterlich beilegen sollte. Da aber diese Mittel unzulänglich befunden den, weil es dem ewigen Frieden auch bei Voraussetzung seiner politischen Zu- de an einer hinlänglichen Bürgschaft fehlen würde, so erklärten Andre denselben dezu für ein Hirngespinnst, und traten wol gar als Vertheidiger des Kriegs auf, rn derselbe ein zur Beförderung menschlicher Bildung nothwendiges Übel sei. Vernunft muß indessen den Krieg immer als einen rechtlosen Zustand, der Leben Wohlsein vieler Tausende zerstört, verabscheuen. Sie muß folglich immerfort dee eines ewigen Friedens als eine rechtliche Foderung an die Völker und Staa- ufstellen; sie wird aber schon zufrieden sein, wenn die von ihr gefoderte Ewig- n der Wirklichkeit nur als eine sehr lange Dauer des Friedens erscheint. (Vgl. lige Allianz.) D.

Exaltation, Erhöhung des Gemüthszustandes, besonders aber krank- Erregung, die über den normalen Lebenszustand hinausgeht; mag sie physi- oder psychischen Ursprungs sein.

Exantheme, Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher sie acute, e Hautausschläge genannt werden, um sie von den langwierigen, denen sich das r nur zufällig beigesellt (welche in der medicinischen Kunstsprache Impetigines nt werden), zu unterscheiden. Die am häufigsten vorkommenden sind Blat- Masern, Rötheln, Scharlach, Friesel, Blasenfieber, Nesselfriesel. Eine at ihre Eigenheiten, die auf die Entstehungsweise, auf die Bildung und Stel- der veränderten Erscheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet (Vgl. Hautkrankheiten, Blattern.)

Exarchat. Als Narses, der Feldherr des morgenländischen Kaisers Ju- n, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz besiegt hatte (552—54), delte Justinian den mittlern Theil Italiens als eine Provinz des morgenländi- Kaiserthums, und ließ es durch einen Statthalter (Exarch), der s. Sitz zu nna hatte, regieren. Aistulf, König der Longobarden, eroberte Ravenna und anze Exarchat (752), aber der fränkische König Pipin nöthigt ihn (755), es zu- geben, und schenkte es dem Papst Stephan III. Seit dieser Zeit ist Ravenna ein Gebiet mit dem Kirchenstaate vereinigt geblieben. — Bei den heutigen hen ist Exarchus ein Abgeordneter des Patriarchen, welcher in den Provin- rumreist, und die Bischöfe und Kirchen visitirt.

Excellenz, ein Titel, den zuerst die longobardischen Könige geführt haben , und den sich, nach ihnen, mehre römische Kaiser, namentlich Karl d. Gr., ad L., Friedrich I. rc. beilegten. Späterhin ging er, besonders in Italien, ie kleinern Fürsten über, bis auch diese, nachdem Papst Urban VIII., 1630, Cardinälen die Eminenz ertheilt hatte, ihn gegen die Altezza vertauschten, um hr, da schon früher einige Gesandte vom ersten Range, zu Rom, sich denselben ngemaßt hatten. Seitdem ist, durch den allgemeinen Gebrauch, die Excellenz ien Amts- oder Diensttitel umgewandelt worden, der sich in keinem Falle auf er oder Verwandte übertragen läßt, mit dem Amte jedesmal aufhört, und nur virklichen Ministern, von den ersten Hof- und Militairwürden, Ambassadeu- und Gesandten (bevollmächtigten Ministern) geführt wird.

Exception, Ausflucht, besonders gerichtliche, s. Klagen und Einre- — Exceptionsgesetze s. Ausnahmegesetze.

Exchequer, der königl. Lehnhof in England, eins der drei obersten Ge- in Westminster (s. England, Gerichtsverfassung). Es heißt so, seit Wil- dem Eroberer, von dem gleich einem Schachbret (franz. Echiquier) gewürfel- ußboden, welches in verschiedenen Ländern u. a. auch in der Normandie und r im fränkischen Reiche eine Auszeichnung des Saales für das höchste Gericht Pairs war. Daher hieß auch der oberste Gerichtshof zu Rouen: Echiquier

de Normandie. — Exchequer-Bills, Schatzkammerscheine; Obligationen, zu deren Ausstellung das britische Finanzministerium durch ein Creditvotum vom Parlament ermächtigt wird. Sie sind nicht auf einen bestimmten Abzahlungstermin gestellt; so lange sie laufen, tragen sie 3½ Pence von 100 Pf. St. tägliche Zinsen (5 Procent), und stehen gewöhnlich um ein Weniges besser als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Cassenbestand gern in diesem zinsentragenden Papier halten. Die Zinsen sind aber nicht fundirt, sondern werden aus den allgemeinen Einkünften entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieser Obligationen zu verhindern, deren Ausgabe ein nothwendiger Theil des Mechanismus der britischen Finanzen ist, ruft der Staat alljährig einen Theil derselben auf, um sie abzuzahlen, oder unter bestimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine ständige Schuld zu verwandeln, deren Zinsen durch bestimmte, dazu aufgelegte Abgaben gesichert sind. Wer sich diese Verwandlung nicht gefallen lassen will, kann, wenn ihn die Reihe trifft, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, s. Kirchenbann und Interdict.

Excussion, die Ausklagung des Hauptschuldners; daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für Denjenigen, welcher sich für Jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptschuldner zuerst ausgeklagt werde. (Vgl. Bürgschaft.)

Execution, die Ausführung (z. B. einer Musik, s. Aufführung), Vollstreckung eines Urtheils im Civil- und Criminalproceß, ferner auch Beitreibung der Abgaben. — Executor, Vollstrecker, z. B. eines Testaments. Executiv, vollstreckend, z. B. vollstreckende, ausübende Gewalt, im Gegensatz der gesetzgebenden. — Executorialen (executoriales litterae), Vollstreckungs- oder Beitreibungsbefehle.

Exegese (griech.), Erklärung, wird vorzugsweise von der Erklärung der heiligen Bücher gebraucht. Von der Erklärung andrer Bücher, oder Schriften der Profanscribenten, pflegt man das lateinische Wort Interpretation zu gebrauchen. Ein Exeget ist ein gelehrter Schriftausleger, und exegesiren heißt überhaupt erklären, auslegen, dann aber besonders den Sinn der heiligen Schriften durch Anwendung der Sprachkenntnisse und andrer Hülfsmittel entwickeln. Ihren Principien nach ist sie kirchliche, orthodoxe oder doctrinaire und diese wieder theils buchstäblich (grammatisch), theils historisch, theils philosophisch. Die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst darstellt, kann man Exegetik nennen; indeß wird sie gewöhnlich mit einem andern aus dem Griech. entlehnten Worte Hermeneutik genannt. Da die heiligen Bücher in einer fremden Sprache, von Verfassern einer fernen Zeit und eines fremden Volks geschrieben sind, so leuchtet von selbst ein, daß, um ihr Verständniß zu öffnen, nicht nur eine tiefe Sprachkunde, sondern auch eine Menge historischer, geographischer und antiquarischer Kenntnisse erfodert werde; und da die Kenntniß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre aus den heiligen Büchern geschöpft werden muß, so ergibt sich, daß das ganze theologische Studium von der Exegese ausgehe. Die berühmtesten Exegeten unter den Kirchenvätern waren Origenes, Chrysostomus, Theodoret, Diodorus von Tarsus und Hieronymus. Im Mittelalter, als man sich fast ausschließend an die Vulgata, d. h. an eine lateinische Bibelübersetzung hielt, welche allgemein im Gebrauche war, und es den meisten Theologen an Sprachkenntnissen fehlte, ward die Exegese sehr vernachlässigt. Durch die Reformation aber ward dieses Studium von neuem belebt, und die letzten Jahrh. haben eine lange Reihe vorzüglicher Exegeten, besonders in der protestantischen Kirche, hervorgebracht. N.

Exequien, die Todtenfeier. Man versteht in der katholischen Kirche unter Exequien nicht sowol das Leichenbegängniß selbst, als vielmehr die feierlichen Seelenmessen, welche (gewöhnlich einige Wochen darauf) für den Verstorbenen ge-

werden. Bei den Exequien hoher, und beſonders fürſtl. Perſonen, wird zu- ein Trauergerüſt errichtet, eine feierliche Muſik aufgeführt (vgl. Re- m), die Kirche ſchwarz behangen u. dgl. m.

Exhauſtion. Die alten Geometer waren mit den Kunſtgriffen der hö- Analyſis völlig unbekannt. Das Verfahren, welches ſie ſtatt derſelben zur leichung krummliniger Figuren, krummer Oberflächen und runder Körper an- ten, und welches darin beſteht, die gedachten Größen vermittelnd auf andre zu en, denen ſie zwar nicht bis zum Erſchöpfen (exhaurire), aber doch ſo nahe cht werden können, daß der Unterſchied kleiner als jede angebliche Größe wird, das **Exhauſtionsverfahren.** S. Maclaurin, „Über die Fluxionen", inleitung des Werks. Die Differentialrechnung gibt einen weit ſicherern und ern Weg an zum Zweck zu gelangen.

Exil, eine Strafe, wodurch Jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz, auch das Land zu verlaſſen, wo er ſich bis dahin weſentlich aufhielt, mithin ein rlicher Bann oder politiſche Verweiſung. Sie bezog ſich auf ein Staatsverbre- Die alten Freiſtaaten exilirten aber zuweilen Männer um des bloßen Ver- s willen, daß ſie der republikaniſchen Freiheit gefährlich werden könnten. In n Falle war das Exil nicht Strafe, ſondern Vorſichtsmaßregel. Viele kamen richterlichen Ausſpruche zuvor und exilirten ſich ſelbſt. (Vgl. **Deportation** Verbannung.) **Babyloniſches Exil,** ſ. **Hebräer** und **Juden.**

Exorcismus (griech.), Beſchwörung und Beſchwörungsformel. In der n Kirche herrſchte die Meinung, daß gewiſſe Perſonen, namentlich gewiſſe ke, beſonders Wahnſinnige und Epileptiſche, von böſen Geiſtern beſeſſen wä- Über dergleichen Perſonen wurden Beſchwörungsformeln ausgeſprochen, und Handlung nannte man Exorcismus. Es gab ſogar eine eigne Gattung von llſchaftsperſonen, **Exorciſten** genannt, welche dieſes Geſchäft zu verrichten ten. Seit dem 3. Jahrh. ward die Meinung verbreitet, daß die Heiden und tiker von böſen Geiſtern beſeſſen wären, und daher kam es, daß der Exorcismus mehr mit der Taufhandlung verbunden ward. Nachdem Auguſtinus's Lehre der Erbſünde allgemeinen Eingang gefunden hatte, pflegte man ihn ſeit dem 5. h. auch bei der Kindertaufe zu gebrauchen. Luther ließ dieſen Gebrauch beſte- die reformirte Kirche gab ihn frühzeitig auf; auch unter den lutheriſchen Geiſt- n gab es ſchon im 16. Jahrh., zu der Zeit der kryptocalviniſchen Streitigkeiten, , welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutheriſchen Kirche bis die neuern Zeiten fort, ob man ihm gleich eine vernünftige Deutung gab, und rte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, ſondern als ein Bekenntniß ngeborenen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlöſung zu betrachten ſei. t aber ein unſchicklicher Gebrauch, welcher ſich leicht dem Aberglauben nähern , und es iſt daher ſehr zu billigen, daß man ihn in den neuern Zeiten faſt aller n abgeſchafft hat. N.

Exoteriſch, Exoteriker, ſ. **Eſoteriſch.**

Exotiſche Pflanzen, Gewächſe, ſolche, welche einem von dem igen ganz verſchiedenen Boden und Klima angehören und daher meiſt nur in un- Gewächshäuſern fortkommen. Wenn es auch gelingt, ſie zur Blüthe zu brin- erhält man doch ſelten Früchte, noch ſeltener reifen Samen davon. Nur nach nach wurde es möglich, durch Sorgfalt und genauere Beobachtung ihrer Na- und Bedürfniſſe einige zu acclimatiſiren oder einheimiſch zu machen.

Expanſion, Ausdehnung, Ausbreitung, Erweiterung; daher **Expan- kraft,** Ausdehnungskraft der Materie, vermöge welcher ſie von ihrem Mittel- kte aus einen Raum einnimmt, entgegengeſetzt der Contractivkraft oder zuſam- ziehenden Kraft. Man unterſcheidet an ſich expanſible Körper, wie Wärme-

ſtoff, Lichtſtoff; und durch Mittheilung expanſible Körper, welche, wie Dämpfe, Dünſte u. ſ. w., ihre Expanſibilität den erſtern verdanken.

Experimentalphyſik, ſ. Phyſik.

Explorator, eine von Beccaria angegebene Vorrichtung, welche in einem Drahte beſteht, deſſen iſolirte, mit Zinnknöpfchen verſehene Enden an einer Stange über dem Schornſteine oder an dem Gipfel eines Baums befeſtigt werden. Von dieſem Draht wird ein andrer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet, und an dem Drahte im Zimmer befindet ſich ein Elektricitätsmeſſer, mittelſt deſſen man die tägliche Luftelektricität beobachten kann.

Exploſion, eine plötzliche und gewaltſame Ausdehnung einer elaſtiſchen flüſſigen Materie, welche nach allen Richtungen wirkt, die Hinderniſſe an den ſchwächſten Orten durchbricht, und gemeiniglich mit einem Knall begleitet iſt, beſonders das Sprengen bedeutender Pulvermaſſen. Das Schießpulver, Knallpulver, Knallgold u. dgl. erzeugen bei ihrer Entzündung oder Erhitzung plötzlich eine große Menge elaſtiſcher Materien, welche ſich gewaltſam auszudehnen ſtreben. Sind dieſe Materien noch überdies eingeſchloſſen, ſo treiben die erzeugten elaſtiſchen Flüſſigkeiten die Pfröpfe, welche ſie einſchließen, mit ungemeiner Kraft fort, oder zerſprengen die Körper, in denen ſie enthalten ſind. Von dieſen Exploſionen hängen die Wirkungen aller Feuergewehre, der Minen und Bomben ab. Die Dämpfe, in welche das Waſſer durch die Hitze verwandelt wird, ſind in einem hohen Grade elaſtiſch. Wenn man daher Waſſer in einem verſtopften oder verſchloſſenen Gefäße erhitzt, ſo üben dieſe Dämpfe gegen die Wände des Gefäßes oder gegen den Pfropf, der es verſchließt, eine überaus große Gewalt aus.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehr Mal durch ſich ſelbſt multiplicirt wird, ſo ſetzt man, ſtatt den Factor oft zu wiederholen, zur Rechten deſſelben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche andeutet, wie oft die Wiederholung der Multiplication der Zahl oder Größe mit ſich ſelbſt hätte geſchehen ſollen.

Z. B. $a^4 = aaaa = a.a.a.a.$

$9^3 = 9.9.9 = 729.$

Expoſition, Auseinanderſetzung: im Schauſpiel Darlegung, Erzählung der Vorgeſchichte, d. h. alles Desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Vorausſetzung des Dichters ſich begeben hat. Man kann ſie eintheilen in die abgeſonderte und verwebte. Jene wird dem Zuſchauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den „Phönicierinnen" des Euripides; dieſe empfängt er mittelbar, oder ſcheinbar zufällig, indem die handelnden Perſonen unter einander die Thatſachen der Vorgeſchichte erwähnen und dem Zuſchauer klar machen. Die verwebte kann ſich erſtrecken durch das ganze Stück bis zur Kataſtrophe, wie z. B. im „König Ödip" des Sophokles. Nebenzweck der Expoſition iſt Bekanntmachung der Zuſchauer mit dem Orte und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. ſ. w., ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerkſamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorgeſchichte) ſpannen. Übrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Acte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit Demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenactes geſchehen iſt.

Extenſion, natürliche Ausdehnung, Erweiterung, Umfang; daher **extenſiv**, entgegengeſetzt dem Intenſiven, z. B. extenſive Größe, die in räumlicher Ausdehnung beſteht.

Exterſtein (von Eggeſterſtein, Egge heißt nämlich der Gebirgszug, an welchem ſich dieſe Felſen befinden), bei Horn im Fürſtenthum Lippe, eine Felſenreihe, die aus mehren vertical geſpaltenen und grotesk vertheilten Klippen von

ber-Sandsteinfelsen zum Theil mit natürlichen Kammern gebildet ist. Auf einzelnen Felsenspitze (die höchste 125 F.) hängt ein großer im Winde beweglicher Stein, der sich zum Fallen neigt, aber doch nicht herabstürzt. Man hat runde ngewölbe (also vor dem 13. Jahrh.) mit Bildhauerarbeiten, Küchen, Treppen Holzställe darin ausgehauen. 1824 haben Menke, Dorow und Clostermeyer dieselben geschrieben.

Extremitäten. So nennt man die Hände und Füße, auch die äußern Enden andrer Körpertheile. Was ihre Behandlung in den zeichnenden Künsten igt, so hat sie schon an sich ihre Schwierigkeiten, mehr aber noch, inwiefern ganischen Theile eines bestimmten Ausdrucks fähig sind. Die leichteste Bewegung der Hand kann sehr charakteristisch sein, und ebenso das leichte oder feste eten des Fußes, eine krampfhafte Bewegung der Zehen ꝛc. Göthe sagt zwar Kunst und Alterthum" 1. Bd., 3. Heft.) jeder sittliche Ausdruck gehöre bloß bern Theile des Körpers an, und die Füße seien in solchem Falle überall im . Wir haben jedoch eine andre Meinung, und glauben vielmehr, daß eine genheit hier nur in dem Vermögen des Künstlers ihre Ursache haben könne. treffend bemerkt Watelet: Es würde oft schwer, ja unmöglich sein, die Dispn und Bewegung der Extremitäten, die Stellung einer Figur oder ihren Gezustand zu bestimmen, wenn man die Köpfe verdeckte. Preville, der größte nzösischen Komiker, stellte einst in einer Gesellschaf, in welcher sich auch ck befand, einen Betrunkenen vor, zur Bewunderung aller Anwesenden. Da n Garrick zu: „Preville, Ihre Füße sind nüchtern!" Diese Bemerkung entn Schlüssel zur vorliegenden Frage. Indessen würde man Unrecht haben, wendung nur bei lebhaftern Gemüthszuständen gelten zu lassen. Ihre Richläßt sich an den herrlichsten Antiken und Bildwerken späterer Zeit nachweinders setzt eine Nymphe den Fuß, anders Pallas Athene; eine andre Halt in der Hand der ehrwürdigen Matrone, und eine andre in der Hand der ernen Jungfrau.

Ex Voto, s. Votum.

Eyck (Johann van), auch Johann oder Jan von Brügge genannt, Letzte s. Wohnort Brügge, Ersteres von dem Ort s. Geburt, Maaseyck (im um Lüttich), war der Sohn eines Malers, dessen Familienname nicht degeworden ist, und wurde, wie Einige behaupten, um 1370 geb., nach Anst am Schlusse des 14. Jahrh.: eine Meinung, die durch manche Umstände he Wahrscheinlichkeit erhält. Ein älterer Bruder, **Hubert v. E.** (geb. 66), der gleichfalls ein zu s. Zeit berühmter Maler war, unterrichtete den n Johann in den Anfangsgründen der Kunst, und das Talent dieses seltenen entwickelte sich bald mit solcher Kraft, daß er in Kurzem s. Lehrer bei weiertraf, und die Bewunderung seiner und späterer Zeiten wurde. Von den umständen dieses ausgezeichneten Künstlers, sowie s. Bruders Hubert, weiß olgendes: Die Brüder erwählten sich Brügge zu ihrem Wohnort, wo damals, henden Handels wegen, ein Zusammenfluß vieler Großen und Reichen war. 1420, oder bald nachher, zogen sie aber auf ziemlich lange nach Gent, um gemeinschaftlich ein Werk von sehr großem Umfange auszuführen, welches er 1419 zur Regierung gelangte Herzog, Philipp der Gute, von Burgund, gen hatte. (Es ist die jetzt im Museum zu Paris befindliche berühmte Ande des Lammes, ein Gemälde, welches in seinen verschiedenen Theilen über guren enthält, und ein Meisterstück vom ersten Range ist. Es ist auf Holz gelthüren gemalt, die äußerlich die Bildnisse der beiden Künstler und ihrer ter Margarethe, gleichfalls einer Malerin, oder, wie Andre dafür halten, ttin Joh. van Eyck's, zeigen. Von diesen Flügelthüren befindet sich der-

malen eine zu Berlin in der Sammlung des Herrn Solly; dieſe iſt die Hauptveranlaſſung, warum man in neuerer Zeit gegen die zuerſt von Sandrart aufgeſtellte Meinung, Joh. van Eyck ſei um 1370 geb., annimmt, ſein Geburtsjahr falle wol um 20 oder 30 J. ſpäter, denn eben jene Bildniſſe der Brüder van Eyck, die wie das ganze Gemälde zwiſchen 1420 bis 1430 entſtanden, zeigen den älteſten bereits als einen Mann von ſehr vorgerückten Jahren, einen Sechziger ungefähr [was denn auch mit der Angabe ſ. Geburtsjahres übereinſtimmte], den andern, Johann, aber, als einen Dreißiger, welches er damals nicht mehr hätte ſein können, wäre er wirklich um 1370 geb. worden.) An dem glänzenden Hofe des Herzogs Philipp hatten die Brüder die beſte Gelegenheit, durch Erblickung von prächtigen Stoffen, Geſchmeiden, Waffen, Geräthen, Feſten u. dgl. m. ihren Geſchmack vollends auszubilden; beſonders benutzte dies Johann bei ſ. Arbeiten, in welchen dieſe Gegenſtände von einer ganz außerordentlichen Naturwahrheit ſind. Hubert erlebte die Vollendung des erwähnten großen Gemäldes in Gent nicht; er ſtarb daſelbſt, ſowie auch die Schweſter Margarethe. Johann vollendete es, und begab ſich mit ſ. Frau nach Brügge, woſelbſt er bis an ſ. Tod blieb und noch viele herrliche Werke verfertigte. Was den Ruf dieſes ausgezeichneten Künſtlers ſchon bei ſ. Lebzeiten erhöhte, war die von ihm bewirkte Einführung der Ölmalerei (ſ. d.), deren gänzliche Erfindung ihm ſogar von Mehren noch lange nach ſ. Tode, wiewol fälſchlich, zugeſchrieben wurde. Ferner erwarb ſich Joh. van Eyck noch große Verdienſte um die Kunſt durch Das, was er in Hinſicht auf Linien- und Luftperſpective und in Beziehung auf die Glasmalerei leiſtete. In Betreff der erſten bemerken wir nur, daß es bis auf ihn faſt allgemeine Sitte war, ſtatt des Hintergrundes den Gemälden einen flachen Goldgrund zu geben, aus welchem dann die Figuren ohne Perſpective hervortraten, wie dies an unzähligen Bildwerken aus der frühern Zeit noch zu ſehen iſt. Selbſt van Eyck beobachtete dieſe Gewohnheit noch bei ſ. erſten Arbeiten, und faßte, weiter geſchritten auf ſ. künſtleriſchen Laufbahn, die bis dahin nur höchſt unvollkommen angewendete Idee auf, den Bildern durch einen naturgemäßen Lufthintergrund, eine natürlichere Gruppirung und Perſpective zu geben*). Dies gelang ihm, wie mehre ſ. noch vorhandenen Arbeiten zeigen, auf eine ſo ausgezeichnete Art, daß er hierin füglich der Vater der neuen Malerkunſt genannt werden kann, indem die Malerei durch ihn gewiſſermaßen einen neuen Umſchwung und die erſte Grundlage zu der hohen Stufe von Ausbildung empfing, welche ſie ſeitdem in den ſchönſten Zeiten der berühmteſten nach ihm lebenden Meiſter, ſowol der Niederlande, als Italiens, erhielt. Was die Glasmalerei anbelangt, ſo ſchreibt man ihm die Erfindung zu, auf ganzen Scheiben, mit Verſchmelzung der Farben und ſehr zarten Übergängen des Colorits, dergeſtalt malen zu können, daß keine Verwiſchung möglich iſt, was man bis dahin nur durch Zuſammenfügung (Moſaik) vieler bunter Glasſcheiben zu erreichen vermochte. Der Einfluß, welchen ſomit Joh. van Eyck, ſowol als Künſtler wie als Erfinder oder vielmehr als Verbeſſerer mehrer Zweige der Kunſt ſich erwarb, mußte nothwendig groß ſein, und die hierdurch gewiſſermaßen von ihm geſtiftete Schule ſteht mit Recht an Berühmtheit den beſten gleichzeitigen oder ſpätern nicht nach, wenn man ihr gleich den Vorwurf einer meiſt verfehlten Zeichnung der Extremitäten des menſchlichen Körpers (ein Fehler, der durch das, vermöge eines übertriebenen Schamgefühls, verhinderte Studium des Nackten und der Anatomie überhaupt herbeigeführt wurde) nicht erſparen kann. Die Geſichter, Gewänder, Gruppirung, Vertheilung des Lichtes und Schattens, ſind dagegen bei Joh. van Eyck und ſ. meiſten Schülern ſtets ausgezeichnet, und

*) Gleichzeitig mit ihm, jedoch nicht in der Vollkommenheit wie er, wandten auch Pietro della Francesca und Paolo Uttella die Linienperſpective ſtatt des Goldgrundes an.

Glanz s. Farbengebung so blendend als prachtvoll. Man hat von J. van Eyck viele Arbeiten, die theils in Kirchen und Museen, theils in den Kunstsammlungen von Privaten aufbewahrt werden. Zu den Schülern dieses großen Künstlers rechnet man, außer dem ziemlich gleichzeitigen Antonello von Messina, Rogier van Brügge, Hans Hemling u. A., auch noch die spätern großen Meister, Albr. Dürer, Luk. v. Leiden, Hans Holbein, Luk. Kranach u. s. w., über deren Leben und künstlerisches Verhältniß zu Joh. van Eyck Johanna Schopenhauer interessante Nachrichten ertheilt. Eine gründliche Forschung über beide Brüder hat uns Dr. Waagen in s. „Hubert und Johann v. Eyck" (Bresl. 1822) gegeben.

Eylau (Schlacht bei), den 8. Febr. 1807. Am Ende des ersten Feldzugs in dem Kriege Napoleons mit Preußen und Rußland, hatte der russische Oberbefehlshaber, nach der Niederlage bei Pultusk am 26. Dec. 1806, den Franzosen Warschau und das rechte Weichselufer bis Elbingen überlassen müssen. Allein kaum war das Heer wieder mit allem Nöthigen versehen, so beschloß Benningsen, mit 7 Heertheilen gegen die untere Weichsel nach Thorn hin vorzudringen, um Graudenz, Danzig und Kolberg zu befreien, deren Besatzungen hierauf zu den preußischen Truppen unter Lestocq stoßen sollten. Dadurch hoffte er auch die obere Weichsel nebst Warschau wieder zu gewinnen, und den Krieg an die Oder zu versetzen. Napoleon aber rüstete sich seinerseits, Danzig, Ostpreußen und den Pregel zu vertheidigen. Schon rückte der Fürst von Pontecorvo von Elbingen her gegen Königsberg vor, als die Vorhut des russischen Heeres unter Markow an der Passarge erschien, und ihn nach dem Gefechte bei Mohrungen (20 deutsche Meilen von Königsberg), am 25. Jan. 1807 nöthigte, sich nach Strasburg (15 deutsche Meilen von Mohrungen) zurückzuziehen, wo er sich mit Ney vereinigte. Darauf schob Benningsen s. rechten Flügel über Osterode und Löbau gegen die Weichsel zwischen Thorn und Elbingen vor. Jetzt erkannte Napoleon den Plan des russischen Heerführers. Er verließ daher mit den Garden Warschau am 30. Jan. und zog alle Corps s. Heeres nach Wittenberg in Ostpreußen heran, um Benningsen einzuschließen und ihm alle Wege zum Rückzuge hinter den Pregel abzuschneiden. Schon hatte sich der Vortrab des rechten franz. Flügels bei Ortelsburg auf die linke Seite des russischen Heeres geworfen, als Benningsen unerwartet s. Plan aufgab, und, bis an die Weichsel vorzudringen, nach Osterode zurückging. Es war nämlich der Adjutant des Majorgeneral der franz. Heere, des Fürsten von Neufchatel, von den Kosaken aufgefangen worden, der dem Fürsten von Pontecorvo den Befehl geben sollte, sich bis Thorn zu ziehen, damit die ihm nachrückende russische Armee von Napoleon in ihrer Flanke umgangen werden könnte. Nun begann mit dem Gefechte bei Passenheim, am 1. Febr., ein achttägiger Kampf, der mit der Schlacht bei Eylau endigte, durch welche keins von beiden Heeren s. Zweck erreichte, Napoleon aber den empfindlichsten Schlag erhielt, der ihn seit 1796 getroffen. In den ersten Tagen schien es zwar, als ob Napoleons Plan, der russischen Armee den Rückzug abzuschneiden, gelingen würde, allein in dem Treffen, welches am 3. bei Schmoditten oder Bergfried, wo Soult die Brücke über die Alle nahm, und in den folgenden, welche am 4. und 5. bei Deppen, wo Ney Vortheile erkämpfte, in der Verfolgung der Russen vorfielen, ließen diese sich nicht aus der Fassung bringen. Benningsen zog sich zwar nicht ohne Verlust, aber doch in guter Ordnung zurück; stand sogar mehrmals dem Feinde die Stirn, und hielt ihn, wenn es ihm nützlich war, mit seltener Festigkeit ganze Tage lang auf. So geschah es, daß, nachdem das Treffen mit der russischen Nachhut bei Hoff oder Landsberg, obgleich die Vorhaufen unter d'Haupoult und dem Großherzoge von Berg den Sieg entschieden, alle Versuche der Marschälle Soult und Augereau, die Russen auf ihrem Rückzuge in Unordnung zu bringen, vereitelt worden waren, die Quartiere der bei-

den Heere Nachts mehre Stunden lang in sehr geringer Entfernung einander gegenüber sich befinden. Hier erwartete Napoleon so gewiß einen Hauptsieg zu erkämpfen, daß der Fürst von Neufchatel, am Morgen des 7. Febr., der Gemahlin des Kaisers die gewagten Worte schrieb: „Wir werden morgen in Königsberg sein". So begann der zweitägige Kampf von beinahe 200,000 Kriegern, um, in und bei Preußisch-Eylau, einem Städtchen von 1500 Einw., am Arschensee in Ostpreußen, 6 Meilen von Königsberg. Am 7. Nachmittags gelang es Soult, sich der von den Russen besetzten Anhöhen vor Eylau zu bemächtigen; doch wurden die Russen unter dem Generalmajor Barclay de Tolly erst am Abend aus dem Städtchen Eylau selbst vertrieben, indem sie nach einem hartnäckigen Kampfe ihre Stellung bei der Kirche und auf dem hochliegenden Kirchhofe aufgaben, den die Franzosen sofort mit einer starken Batterie besetzten. Dadurch bekam Napoleon Abends um 10 Uhr alle Vortheile des Bodens in s. Gewalt. (Vgl. Bothmer's Plan von der Schlacht bei Eylau.) Nun lagerten sich die Heertheile von Soult und Augereau vor dem Orte, durch den sie am folgenden Tage vordringen sollten; Davoust aber und Ney erhielten Befehl, durch künstliche Bewegungen, jener den linken, dieser den rechten Flügel des an Zahl schwächern russischen Heeres zu umgehen. Man schätzte die Stärke des franz. Heeres (3., 4., 6., 7. Corps, die Reiterei, unter Murat, und die Garden) auf 90,000 Mann. Dies war das Vorspiel der Schlacht am 8. Mit Anbruch des Tages rückten 70,000 Russen in dichtgeschaarten Haufen vor, um sich durch einen Angriff in Masse auf den linken Flügel der Franzosen des Städtchens wieder zu bemächtigen. Den linken Flügel führte Gen. Ostermann; den rechten Gen. Tuschkoff, das Mitteltreffen Baron Sacken; die Vorhut Fürst Bagration; die Reiterei Fürst Gallitzin. Gen. Doctoroff führte die beiden Colonnen, welche aus der Mitte der russischen Stellung vordrangen. Napoleon hatte s. Standpunkt auf dem Kirchhofe genommen, und konnte von dem Kirchthurme das ganze Schlachtfeld übersehen; die Anhöhen von Sergallen aber, welche Eylau beherrschten, waren von den Russen nicht besetzt worden. Vergebens drangen daher die russischen Scharfschützen bis an den Kirchhof vor; aber auch Napoleon machte, nachdem er den Marschall Davoust durch die Division St.-Hilaire verstärkt hatte, vergebliche Anstrengungen, um mit dem 7. Heertheile, unter Augereau und einem Theile der Garden den Mittelpunkt der russischen Schlachtlinie zu durchbrechen; denn die Ungeduld, mit der er, ohne die Entwickelung s. beiden Flügel unter Davoust und Ney abzuwarten, die mörderischen Angriffe auf das russische Centrum wiederholte, vermehrte nur s. Verlust; zugleich war ein dicker Nebel mit Schneegestöber Schuld, daß die Spitze der Augereau'schen Colonne zu weit links gerieth, daher auch der von Napoleon jetzt angeordnete Angriff der gesammten Reiterei unter Murat und Bessières auf das russische, durch einen Wald gedeckte Fußvolk nichts entschied. So wurde 12 Stunden lang gefochten, unter einem Feuer von 300 Kanonen. Endlich langten Davoust und Ney auf beiden Flügeln des russischen Heeres an. Der linke wurde von Davoust hart bedrängt, und war schon umgangen, sodaß selbst das russische Mitteltreffen der rückgängigen Bewegung des linken Flügels folgen mußte, als gegen Abend der von dem 6. Heerhaufen unter Ney bei Wackern vergebens aufgehaltene Heertheil (5600 Preußen und das russische Inf.-Reg. Wiborg), unter dem General Lestocq, auf dem rechten russischen Flügel eintraf, und während diesen das Feuer aus einer preuß. Batterie unter dem General Sack deckte, hinter der Armee weg dem linken Flügel zu Hülfe eilte, wo der preuß. Feldherr den entscheidenden Punkt, Kuschitten, mit Sturm nahm, und die Franzosen unter Davoust bis Klein-Sausgarten zurückwarf. Hätte in diesem Augenblicke, um 9 Uhr Abends, der russische General die von Lestocq dringend erbetene Unterstützung geleistet, so würde dieser thätige und einsichtsvolle Ge-

den Franzosen nicht bloß den Sieg entrissen, sondern auch Klein-Sausdorff nmen und den rechten Flügel des franz. Heeres völlig geschlagen haben. Allein ingsen hielt das Heer, dessen rechter Flügel von Ney ebenfalls umgangen war, achtstündigem Kampfe für zu erschöpft, als daß er, zumal bei s. Mangel an sbedarf, am 9. aufs neue vorzurücken gewagt hätte. Zufrieden mit dem Vor-, dem Feinde einen großen Verlust zugefügt und Königsberg gerettet zu haben, r s. Rückzug an. Murat verfolgte ihn am 9. mit der Reiterei, wurde aber Landsfeld mit Verlust zurückgeworfen. Das franz. Hauptquartier blieb noch Tage in Eylau, wo Napoleon am 9. die Stellungen der verschiedenen Heer- auf dem mit Leichnamen und Verwundeten bedeckten Blutfelde in Augen- nahm. Nach einigen unbedeutenden Gefechten mit den Russen, zuletzt bei lenka am 18., führte er an diesem Tage sein Heer rückwärts hinter die Pas-. In Folge der Schlacht von Eylau, die Napoleon erst einige Tage nach dem zuge der Russen als gewonnen ansehen konnte, mußte jeder Feldherr s. An- plan aufgeben, und sich mit dem errungenen Zweck der Vertheidigung begnü-

Die Russen hatten 13 Adler und 6 Fahnen genommen; aber an Todten Mann (nach andern Berichten 12,000 M.) verloren. Unter 18,000 Ver- deten befanden sich 9 Generale. Der Verlust der Franzosen ward auf 42,000 m geschätzt; sie selbst gaben ihn weit geringer an. Drei franz. Generale wa- gefallen, darunter Corbineau; fünf waren verwundet, darunter Augereau, n Heertheil ganz aufgelöst und den übrigen einverleibt werden mußte. Ben- sen stellte jetzt sein Heer am Pregel und vor Königsberg wieder auf, wo er Ver- ungen an sich zog. Hätte er mit Napoleons Schnelligkeit den Angriff er- rt, so würde wahrscheinlich das franz. Heer gänzlich geschlagen worden sein. h rückte sein Hauptquartier bald wieder bis Landsberg vor. Napoleon aber te nicht, bei dem Zustande s. Heeres, das die geschicktesten Artillerieofficiere, e den Kern der Reiterei verloren, und eine Menge Kranke hatte, bei dem Man- n Lebensmitteln, und auf den durch Schnee und Thauwetter verdorbenen We- die Russen anzugreifen. Er ging daher in s. Cantonnirungen an die Weich- rück, wo er sich auf den Belagerungskrieg von Danzig und andern Plätzen de- inkte, und sein Heer wieder herstellte. Nach Schöll (VIII, 405) soll er aus auptquartiere zu Osterode, am 26. Febr., und zu Frankenstein, am 29. April, Könige von Preußen einen Separatfrieden haben antragen lassen. Dagegen ssen der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm am 26. April 7 einen Vertrag zu Bartenstein, der die Wiederherstellung Preußens und die chränkung Frankreichs auf die Rheingrenze bezielte, welchen aber einige Wochen r, nachdem Benningsen, erst am 5. Jun., den Feldzug in Ostpreußen an der arge angriffsweise erneuert hatte, die Schlacht bei Friedland und der Friede ilsit (s. d.) vernichteten. K.

Eynard, einer der edelsten, einsichtsvollsten und thätigsten Philhellenen, quier zu Genf und Livorno, stammt aus einer franz. Familie ab, von der e Glieder sich aus der Provinz Dauphiné, während der Religionsverfolgun- nach Genf geflüchtet und daselbst eingebürgert hatten. Er ist den 28. Sept. zu Lyon geb., wo s. Vater ein Handlungshaus besaß. Daselbst erzogen, er 1793 in den Reihen der Vertheidiger dieser Stadt. Als Lyon von der Ar- des Convents erobert ward, rettete sich die Familie Eynard durch die Flucht. bte jetzt zu Rolle im Waadtlande, und errichtete 1795 mit s. Bruder ein dlungshaus in Genua, wo er, als Massena die belagerte Stadt vertheidigte, freiwilliger diente. 1801 befand er sich in Livorno, und übernahm für den ligen König von Hetrurien ein Darlehn, wobei er viel gewann. In der Folge affte ihm die Prinzessin Elise Bacciochi den gewinnreichen Generalpacht des

Salz- und Tabackshandels in Toscana. E. war damals ein schöner Jüngling, der seiner geistigen Bildung und seines liebenswürdigen Umgangs wegen in allen höhern Gesellschaftskreisen gern gesehen wurde. 1810 befand er sich unter den Abgeordneten Toscanas in Paris, und 1814 beim Congreß in Wien. Auch der Großherzog Ferdinand schenkte ihm Zutrauen und verlieh ihm den toscanischen Adel; dieser Fürst trug ihm eine besondere Sendung an den Congreß in Aachen auf. 1819 lebte E. in der Schweiz, und baute in Genf ein palastähnliches Haus, in welchem er die edelste Gastfreiheit übt. Seit mehren Jahren ist er, ebenso unermüdet als großmüthig, der eifrigste Beförderer der wohlthätigen Zwecke mehrer Vereine zur Unterstützung der Hellenen.

Ezechiel, der dritte der großen Propheten, ein Sohn Busy's, aus dem Priestergeschlechte. Er wurde jung (geg. 599 v. Chr.) in die babylonische Gefangenschaft geführt. Hier offenbarte er die ihm verliehene Gabe der Weissagung, als er sich mit andern Gefangenen am Flusse Chobar befand. Er hatte ein Gesicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, zu den Kindern Israel zu sprechen, und ihn zum Wächter seines Volks bestellte. In einem andern Gesichte offenbarte ihm Gott die Leiden, welche Israel für seine Abgötterei treffen sollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenschaft, die Rückkehr seines Volks nach Palästina und die Wiederherstellung der heiligen Stadt und des Tempels, endlich die Vereinigung Judas und Israels unter einer Herrschaft und einen glücklichen Zustand seines Volks an. Von der Belagerung Jerusalems durch die Chaldäer bekam er Kunde, und erzählte sie seinen Mitgefangenen. Er prophezeite wider Ägypten, wider Tyrus und Sidon, wider die Idumäer und Ammoniter. Sämmtliche Prophezeiungen bestehen aus 48 Capiteln; sie sind dunkel, voll poetischen Feuers, und wurden von den Juden erst später in ihren Kanon aufgenommen. Wann und wie Ezechiel gestorben, ist ungewiß.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

D.

	Seite
D	1
Da capo	—
Dach, Dachstuhl	—
Dach (Simon)	—
Dacien	2
Dacier (André)	—
Dacier (Anna le Fevre)	—
Dädalus, Dädalien, Dädalisch	3
Daendels (Hermann Wilhelm)	4
Dagobert I.	—
D'Aguesseau (Henri François — Henri Cardin Jean Baptiste, Marquis)	5
Dahl (Joh. Christian)	—
Dahomé	6
Daire, s. Japan	—
Daktyliographik, s. Steinschneidekunst	7
Daktyliothek	—
Daktylologie, Daktylonomie	8
Daktylus, Daktylisch, s. Rhythmus	—
Dalai-Lama, s. Lama	—
Dalayrac (Nicolas)	—
Dalberg (Geschlecht der Freiherrn von)	9
Dalberg (Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von	—
Dalberg (Emmerich Joseph, Herzog v.)	11
Dalekarlien, s. Schweden	—
Dalin (Olof von)	12
Dalmatica	12
Dalmatien	—
Dal segno	14
Damascenus (Joannes)	—
Damasciren, Damascirter Stahl	—
Damask, Damascenerpflaume, Damascenerrosen, Damascenertrauben	—
Damast	15
Damiat, Damiette	—
Damiens (Robert François)	—
Dämmerung	—
Dämmerungskreis	—
Dämmerungsvögel, s. Schmetterlinge	—
Damon und Pythias	—
Dämon, Dämonisch, Dämonologie	17
Dampf, Dämpfe	20
Dampfbad, Dunstbad	21
Dampfboot, s. Dampfmaschine	—
Dämpfer	—
Dampfgeschütz	—
Dampfkochen, Dampfkochmethode	—
Dampfkugel, s. Dampf	23
Dampfmaschine, Dampferzeugungsapparat, Dampfboot, Dampfwagen	—
Dampfmesser	29
Dampfwagen, s. Dampfmaschine	—
Dampier (William)	29
Danaë	30
Danaïden	—
Dancourt (Florent Carton)	—
Dänemark	—
Daniel	35
Daniel (Gabriel)	36
Daniel (Samuel)	—
Daniels (Heinrich Gottfried Wilhelm)	37
Dänische Sprache, Literatur und Kunst	—
Danischmend	42
Dank	—
Dannecker (Johann Heinrich von)	43
Dante (Alighieri — Pietro Vincenzio — Giovanni Battista)	46
Danton (George Jacques)	49
Danzig	50
Daphne	53
Daphnis	—
Darcet (Jean Pierre Joseph)	—
Dardanos	54
Dardanarius, Dardanariat	—
Dardanellen	—
Darjes (Joachim Georg)	55
Darius (Könige von Persien)	—
Darlehn	57
Darm, Darmcanal, Gedärme	58

Seite

Darmsaiten . . . 59
Darmstadt, s. Hessen, Großherzogthum . —
Darmstadt . . . . —
Darmstädtische landständische Verfassung, s. Hessen, Großherzogthum . —
Darmstädter Handelscongreß . . . . —
Darstellung . . . 62
Daru (Pierre Antoine Noel Bruno, Graf) 65
Darwin (Erasmus) —
Daschkoff (Katharina Romanowna, Fürstin) 66
Dataria . . . . . —
Datteln, s. Palmen —
Datum . . . . . —
Daubenton (Jean Louis Marie) . —
Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von) . . . 67
Daunou (Pierre Claude François) . . 68
Dauphin . . . . . —
Davenant (William) —
David . . . . . —
David (Jacques Louis) . . . 69
David (Giacomo) . 70
Davila (Arrigo Caterino) 71
Davis (John) . . —
Davoust (Louis Nicolas . . . . . —
Davy (Humphry) . 72
Debure (Guillaume — Guillaume François) 73
Decan, Decanie, Decanat, Dechant, Domdechant, Dechanei . . . . —
Decandolle (Augustin Pyrame) . . . —
Decatiren . . . 74
Decazes (Elie, Herzog) . . . . . —

Seite

Decemvire, s. Appius Claudius Crassinus 77
Dechiffrirkunst . . —
Decimalmaß . . . 79
Decimalrechnung . —
Decimalsystem, s. Zahlensystem . . . —
Decime, Decimale . —
Decimiren, Decimation 80
Decision, Decisum, Decisiv, Decisivrescript, Decisivstimme . . . . —
Decius (Publius) Mus . . . . . —
Decke, Deckengemälde, Deckenstück, Plafond . . . . . —
Declamation, Declamiren 81
Declination, Declinator, Declinatorium 83
Decoration, Decorateur, Decorationsmaler . . . . . —
Decrescendo . . . 84
Decret . . . . . —
Decretalen . . . . —
Deduction . . . 85
Defenders, s. Irland —
Defension, Defensionslinie, Defensivkrieg —
Défilé, Defiliren . 86
Defilement . . . —
Definiren, Definitum, Definition . . —
Defterdar . . . 87
Degen . . . . . —
Degenfeld (Maria Susanna Loysa, Freiin von) . . . . . —
Degerando, s. Gerando de . . . . . —
Degradation . . . —
Dehnbarkeit . . . 88
Deïanira . . . . . —
Deich, Deichwesen 89
Deïdamea . . . 90
Dei gratia . . . . —
Deïsmus, Theïsmus —

Seite

Dejotarus . . . 90
Dekade, Dekadisches System, Dekagramm, Dekalitre, Dekametre, Dekare —
Dekagon . . . . . —
Dekameron . . . 91
Deken (Agathe) . . —
Delambre (Jean Baptiste Joseph) . . —
Delaware . . . . —
Delavigne (Jean François Casimir) . . 92
Delegation, Delegat, Delegant, Delegatar 93
Delft (Stadt — Jakob — Wilhelm) —
Delhi . . . . . —
Delille (Jacques) . 94
Delisle (Guillaume — Joseph Nicolas) 96
Della Maria (Domenico) 97
Delolme (Johann Ludwig) . . . —
Delorme (Marion) 98
Delos . . . . . —
Delphi 99
Delphin . . . 100
Delta . . . . . —
Deluc (Jean André) —
Demagog . . . 101
Demagogische Umtriebe, s. Mainzer Centralcommission und Umtriebe . —
Demarcationslinie —
Demerary . . . . —
Demeter, s. Ceres . —
Demetrius (I. — Phalereus) . . —
Demidoff (Nikolaus, Graf von) . 102
Demme (Hermann Christoph Gottfr.) 103
Demokratie . . —
Demokrit . . . 106
Demonstration . 108
Demontiren, Demontirbatterien . . —

Seite

Demosthenes . . 108
Demoustier (Charles Albert) . . . 110
Denar, Denaro . —
Denderah (Thierkreis von) . . . . —
Dendriten . . . 114
Denham (John) . —
Denina (Giacomo Carlo) . . . —
Denis (Abtei von St.-) . . . 115
Denis (Michael) . —
Denken . . . 116
Denkfreiheit . . 117
Denkmale . . . —
Denkmünzen . . 119
Denkwürdigkeiten, s. Memoiren . . —
Denner (Balthasar — Johann Christian) —
Dennewitz (Schlacht bei) 120
Denon (Dominique Vivant, Bar. v.) 121
Departement . . 122
Depeschen . . . —
Deployiren . . —
Deportation . . —
Deposition . . . 123
Depositobank . . —
Depping (Georg Bernhard) . . 125
Deputirtenkammer, s. Kammern . 126
Derflinger (Georg, Freiherr von) . —
Derschawin (Gabriel Romanowitsch . 127
Derwisch, Dervis . —
Desaix de Voygaux (Louis Charles François) . . —
Desatir 128
Desault (Pierre Joseph) . . . . —
Descartes (René) 129
Descendenten, s. Absteigende Linie 131
Descension, s. Absteigung . . . . —

Seite

Deserre (Hercule, Graf) . . . 131
Deserteur, Desertion 132
Deseze (Raymond) —
Desfontaines (Pierre François Guyot, Abbé) . . . —
Deshoulières (Antoinette) . . . —
Desmologie . . 133
Desmoulins (Benoit Camille) . . . —
Desnoyers (Auguste Boucher) . . 134
Despotie . . . —
Dessalines, s. Haiti 135
Dessau (Anhalt- — Stadt) . . . —
Dessert . . . . —
Dessolles (Jean Joseph Paul Augustin, Marquis) . —
Destilliren . . . 136
Destouches (Philippe Néricault) . 137
Destutt de Tracy (Antoine Louis Claude, Graf) . . . 138
Detachement . . —
Detail, Detailliren, Detailhändler, Detailleur . . . . —
Determinismus, Determinist . . 139
Detmold, s. Lippe . —
Deukalion . . . —
Deutsche Baukunst, s. Baukunst (Geschichte der) . . —
Deutscher Bund . —
Deutsche dramatische Dichter . . . 144
Deutsche Geschichtskunde (Gesellschaft für ältere) . . 147
Deutscher Handel . 150
Deutsche Industrie 154
Deutsche Kaiser, s. Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser . . . 155

Seite

Deutsche Kirche . 155
Deutsche Kirche (katholische) . . 160
Deutsche Kritik . 167
Deutsche Kunst . 170
Deutsche Literatur und Wissenschaft 173
Deutsche Malerkunst . . . 184
Deutsche Manufactur- und Fabrikindustrie . . . 188
Deutsche Medicin u. Chirurgie . . 193
Deutsches Meer . 198
Deutsche Musik . —
Deutscher Orden, s. Deutsche Ritter 207
Deutsche Philosophie —
Deutsche Poesie . 211
Deutsche Prosa . 221
Deutsches Recht . 222
Deutsches Reich . 224
Deutsche Ritter . 232
Deutsche Sänger . 233
Deutsche Schauspieler 237
Deutsche Sprache . 241
Deutsches Theater 248
Deutsche Virtuosen 255
Deutschland (Geschichte) . . . 257
Deutschland (in geograph. und statist. Hinsicht) . . 266
Devalvation . . 267
Devisen . . . 268
Devolution . . . —
Devonshire (Georgine Cavendish, Herzogin von — Elisabeth, Herzogin von) 269
De Wette, s. Wette —
Dey . . . . —
Dhawalagiri, s. Himalaya . . . —
Diaconus, Diaconat, Diaconisse, Diaconicon . . . —
Diadem . . . —

Seite
Diagnosis, Diagnostik, Diagnostisch 270
Diagonallinie, Diagonale . . . —
Diagramm . . . —
Dialekt . . . . —
Dialektik, Dialektiker, Dialektisch . . 271
Dialog, Dialogisiren —
Diamant, Demant 272
Diameter, Diametralisch, Diametral 273
Diana . . . . —
Diana von Poitiers 274
Dianenbaum . . 275
Diaposon, Diaponte —
Diastimeter . . —
Diasyrmus . . . 276
Diät, Diätetik, Diätetisch . . . . —
Diatonisch . . . —
Diatribe, Diatriben —
Diaz (Michael — Bartholomäus) —
Dibdin (Charles — Thomas — Thomas Frognall) . —
Dichotomie, s. Eintheilung . . . 277
Dichten, Dichtkunst, Dichtungsarten —
Dichtigkeit . . . —
Dichtkunst, s. Poesie 278
Dickſteine, s. Diamant . . . . —
Dictator, Dictatorisch . . . . . —
Dictatur . . . 279
Diction . . . . —
Didaktik . . . . —
Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht . . —
Didaskalien . . —
Diderot (Dénys) . —
Dido 280
Didot (François Ambroise — Pierre François — Pierre d. Ä. — Firmin — Henri 281
Didymäus . . . 282
Diebsinseln, s. Ladronen . . . . . —
Diemen (Anton van) —
Dienstbarkeit, s. Servitut . . . . —
Dienstag . . . —
Dienste, Dienstleistungen . . . —
Dienstthuer . . —
Dies irae . . . 283
Dietrich (Johann Wilhelm Ernst) —
Dietrichstein (Familie — Franz, Fürst von — Moritz, Fürst von — Joseph Karl, Graf von — Schloß) —
Dietsch (Barbara Regina) . . . 286
Diffamation . . —
Differenzialrechnung, s. Infinitesimalrechnung . . 287
Diffession, Diffessionseid . . . . —
Digeriren . . . —
Digesta, s. Römisches Recht . . . . —
Dignitarien, Dignitas . . . . . —
Dijon, Le Dijonnais —
Dike, s. Asträa und Horen . . . . —
Dilemma . . . . —
Dilettant, Dilettantismus . . . 288
Dillenius (Johann Jakob) . . . . —
Dillis (Georg) . . —
Dimension . . . 289
Diner 290
Dingliches Recht, s. Realrecht . . . —
Dinte . . . . . —
Dinten (sympathetische) 291
Dinter (Gustav Friedrich) 292
Dio Cassius . . —
Seite
Diöces, Diöcesanus 293
Diocletian (K. Valerius) . . . . . —
Diodorus . . . —
Diogenes (aus Sinope — von Apollonia) . . . . —
Diomedes . . . 295
Dion . . . . . —
Dionäa 296
Dione, Dionäa . —
Dionysien . . . —
Dionysius von Halikarnaß . . . —
Dionysius (der Ältere — der Jüngere) —
Dionysius der Areopagit 297
Dionysius der Kleine 298
Dionysos, s. Bacchus —
Diopter . . . —
Dioptrik, Dioptrisch 299
Diorama, s. Drama —
Dioskorides . . . —
Dioskuren . . . —
Diphthong . . . —
Diplom, Diplomatarium . . . 300
Diplomatie, Diplomaten . . . —
Diplomatik . . 302
Dipodie . . . —
Dippel (Johann Konrad) 305
Diptichon, Diptycha —
Directe Abgaben, s. Abgaben . . —
Directorium . . —
Diren, s. Eumeniden —
Dis 306
Dis . . . . . —
Discant, s. Sopran —
Discantschlüssel, s. Schlüssel . . —
Disciplin, Disciplinıren . . . . . —
Discontiren, Disconto, Discontobanken, Discontocasse . . . . . —
Discordia, s. Eris 307

Seite

Discretionstage . 307
Discus . . . . . —
Disjunction, ſ. Urtheil . . . . —
Dispache, Dispacheur . . . . —
Dispenſation . . . —
Dispenſatorium . 308
Diſpondäus, ſ. Rhythmus . . . —
Dispoſition, ſ. Schlacht . . . —
Diſputation, Inauguraldiſputation — Habilitationsdiſputation — Promotionsdiſputation . . . —
Diſſenters, ſ. Anglicaniſche Kirche . —
Diſſidenten . . . —
Diſſonanz . . . 309
Diſtanz, Diſtanzenmeſſer . . . . —
Diſtichon . . . . —
Diterich (Johann Samuel) . . . —
Dithyrambus . . 310
Ditters von Dittersdorf (Karl) . . —
Divan 311
Dividende . . . —
Diviſion, Diviſionsgeneral, Diviſionsweiſe, Diviſio . —
Diviſion (Jur.) . —
Djezzar (Achmet) 312
Dobberan . . . —
Dobrowsky (Joſeph, Abbé) . . . —
Dobſchütz . . . 313
Docke, Docken . —
Doctorwürde . . —
Doctrinairs . . 314
Dodona . . . . —
Döderlein (Johann Chriſtoph) . . —
Doge 315
Dogma, Dogmatiſch —
Dogmatik . . . —
Dogmatik (kath.) . —

Seite

Dogmatismus . . 316
Dogmengeſchichte . 317
Dohm (Chriſtian Wilhelm von) . 319
Dolce (Carlo) . . 321
Döll (Friedrich Wilhelm) . . . . —
Dollart . . . 322
Dollond (John — Peter), Dollonds —
Dolmetſcher (die ſiebenzig), ſ. Septuaginta . . . —
Dolomieu (Deodat Guy Silvain Tancrede) . . . —
Dolz (Johann Chriſtian) . . . 323
Dom 324
Domainen . . . 325
Domainenverkauf 327
Domenichino, ſ. Zampieri 331
Domicilium, Domiciliirte Wechſel . —
Dominante . . . —
Domingo (St.-), ſ. Haiti . . . . —
Dominicaner . . —
Dominicus de Guzman . . . 333
Dominique le Prée —
Domino . . . . —
Domitianus (Titus Flavius Sabinus) —
Domremy la Pucelle 334
Donatiſten . . . —
Donatus (Älius), Donat, Donatſchnitzer . . . —
Donau 335
Donauſchifffahrt und Handel . . . —
Don gratuit . . 337
Donner (Georg Rafael) . . . . —
Donner, Donnerbüchſe, Donnerhaus, Donnerkeil, Donnermaſchine . . . 338

Seite

Donnerlegion, ſ. Legio fulminatrix 338
Donnerstag . . —
Don Quixote, ſ. Cervantes . . . —
Doppelmayr (Johann Gabriel) . —
Doppelſchlag . . 339
Dorat (Claude Joſeph) . . . . —
Doria (Familie — Andrea) . . . . —
Dorigny (Michael — Ludwig — Nikolaus) 340
Doris, ſ. Nereis . —
Doriſch, Dorier . —
Dörnberg (Bar. v.) 341
Dorpat . . . . —
Dortmund . . . —
Dortrecht . . . 342
Doſſo Doſſi . . 343
Dotationen Napoleons . . . . —
Douan, Douaniers —
Double 344
Douſa . . . . . —
Dover . . . . . —
Dow (Gerard) . . 345
Doyen (Gabriel François) . . . . —
Drache 346
Drachma, Drachme 347
Draco . . . . . —
Dragoman . . . . —
Dragoner, Dragonaden . . . . —
Draht 348
Drais (Karl Wilhelm, Freiherr von) . —
Draiſine . . . 350
Drake (Francis) . —
Drama, Dramatiſch 351
Dramaturgie . . 352
Draper (Eliſabeth), ſ. Sterne . . . 353
Draperie, Drapiren —
Dräſeke (Johann Heinrich Bernhard) . . . —
Draſtiſch . . . 354

Seite

Drebbel (Cornelius) 355
Drechseln . . . —
Drei, Dreizahl . . 356
Dreieck . . . . —
Dreieckmeßkunst, s. Trigonometrie . —
Dreieinigkeit . . —
Dreifelderwirthschaft —
Dreifuß . . . 358
Dreiklang . . . —
Dreißigacker . . —
Dreißigjähriger Krieg 359
Dreistimmig . . 361
Drelzack, s. Neptun 362
Dreizahl, s. Drei . —
Dreschen, Dreschmaschine . . —
Dresden . . . —
Dresden im J. 1813 . . . 363
Dresdens Kunstsammlungen . 368
Dreyer (Johann Matthias) . . 374
Driburg . . . —
Droits réunis, s. Vereinigte Gefälle 375
Droske . . . . —
Drontheim . . . —
Drosometer . . —
Drouais (Jean Germain) . . . —
Drouet (Jean Baptiste) . . . 376
Droz (Pierre Jarquet — Henri Louis Jarquet — Jean Pierre) . . 377
Droz (Joseph) . . —
Druck . . . . —
Drucker . . . 378
Druckwerk . . . —
Druiden, Druidenfuß . . . . —
Drusen 379
Drüsen . . . . —
Drusus (Marcus Livius I. — Marcus Livius II. — Nero Claudius) 380
Dryaden . . . 381

Seite

Dryden (John) . 381
Dschaggernath . . 382
Dschamy . . . 383
Dschingis-Khan . —
Dualismus, Dualist 386
Dublin . . . . —
Dubois (Guillaume, Cardinal) . . —
Dubos (Jean Baptiste) 388
Ducange, s. Dufresne . . . —
Ducaten, s. Dukaten —
Duraton . . . —
Duchesne (André) . —
Duchesnois (Josephine Rafin, Mademoiselle) . . —
Duchoborzy, s. Griechische Kirche . 389
Ducis (Jean François) . . . . —
Duclos (Charles Pineau) . . . —
Du-Deffand (Marie de Vichy Gamrond, Marquise) 390
Dudley, s. Leicester —
Duell, s. Zweikampf —
Duett . . . . —
Dufresne (Charles) 391
Dufresny (Charles Rivière) . . . —
Duguay-Trouin (René) 392
Dujardin (Karl) . —
Duisburg . . . —
Dukaten . . . —
Duker (Karl Andreas) . . . 394
Dulon (Ludwig) . —
Dumarsais (César Chesneau) . . —
Dumas (Matthieu Graf) . . . —
Dumouriez (Charles François) . . 395
Dumpler, Dunker 397
Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot —
Düngung . . . —

Seite

Dunkel, s. Licht . 397
Dünkirchen . . —
Dunois (Jean von Orleans, Graf) 398
Duns (John), Duns, Dunciade . . —
Dünste, Dunstkreis, Dunstmesser . 399
Duoderimalmaß, Duoderimalrechnung, Duodecimalsystem . . —
Duoderime, Duodecimale . . . . —
Dupaty (Jean Baptiste Mercier — Charles Mercier) —
Dupetit-Thouars (Aristides) . . 400
Dupin (Andreas Maria — Charles) . —
Duplicität, Duplik 402
Dupont de l'Etang, s. Banken, Capitulation von . . —
Dupont de Nemours (Pierre Samuel) —
Dupuis (Charles François) . . —
Dupuytren (Guillaume) 403
Duquesne (Abraham) . . . —
Dur 404
Durante (Franresco) —
Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie —
Durchdringlichkeit . —
Durchfuhrhandel . 405
Durchgang . . . —
Durchlaucht . . —
Durchmesser, s. Diameter . . . 406
Durchschnitt, s. Riß und Profil . . —
Durchsichtigkeit . —
Durchzeichnen, s. Calquiren . . —
Durchziehen der Treffen . . . —
Dürer (Albrecht) . —

Seite

Dürrenberg . . 408
Durst . . . . . —
Dusch (Johann Jakob) . . . . . —
Dussek (Johann Ludwig) 409
Düsseldorf . . . —
Dutens (Louis) . —
Duval (Valentin Jamaray) . . . 410
Duval (Alexandre) 411
Duval (Amaury) 412
Dyer (John) . . —
Dyk (Anton van) 413
Dynameter . . . 415
Dynamik, Dynamisten . . . . . —
Dynast, Dynastie . —

E.

E 415
Earl 416
Eau de Cologne, Eau de Luce . —
Ebbe und Flut . . —
Ebel (Johann Gottfried) . . . 417
Ebeling (Christoph Daniel) . . 418
Eben (Friedrich, Baron von) . . . 419
Ebenbaum, Ebenisten 420
Eberhard (August Gottlob) . . . 421
Eberhard (Johann August) . . . . —
Eberhard im Bart 422
Ebert (Johann Arnold) 424
Ebert (Friedrich Adolf) . . .
Ebioniten, s. Nazarener 425
Eccehomo . . . —
Echelon . . . —
Echiniten . . . —
Echiquier . . . 426
Echo . . . . —
Echo . . . . —

Seite

Eckhel (Joseph Hilarius) 427
Eckhof (Konrad) . —
Eckmühl (Schlacht bei) 428
Eckstein (Baron von) 430
Edam . . . . —
Edda . . . . —
Edelinck (Gerard) . 432
Edelsteine . . . 433
Edgeworth von Firmont (Heinrich Allen) . . . . —
Edict, Edictalladung 434
Edict von Nantes, s. Hugenotten . . 435
Edinburg . . . —
Eduard III. . . 436
Eduard (der schwarze Prinz) . . . 437
Eduard (Karl), der Prätendent . . —
E-dur, s. E . . 439
Effectenhandel, s. Staatspapiere . —
Effendi, Reis-Effendi —
Egede (Hans Paul) . . . —
Egeria 440
Egerton (Franz), Herzog v. Bridgewater . . . —
Eginhard (Einard) 441
Egmont (Lamoral, Graf von) . . —
Egoismus . . . 442
Ehe . . . . . —
Ehebruch . . . 444
Ehepacten, Ehezärter, Eheberedung . 445
Ehescheidung, Ehescheidungsursachen —
Eheverlöbniß, s. Sponsalien . . —
Ehre, Ehrerbietung, Ehrfurcht, Ehrgefühl, Ehrliebe, Ehrgeiz, Ehrsucht, Ehrlichkeit, Ehrlosigkeit, Ehrenzeichen, Ehrenstellen,

Seite

Ehrenämter, Ehrentitel, Ehrensachen, Ehrengerichte, Ehrenpunkt, Ehrenschulden, Ehrensold, Ehrengeschenk, Ehrenwein, Ehrenbezeigungen, Hausehre 445
Ehrenberg (Friedrich) 446
Ehrenbreitstein . . 447
Ehrenlegion, s. Bonaparte u. Frankreich . . . . —
Ehrenström . . —
Esthland, Esthen . 448
Ei . . . . . —
Eichen 449
Eichhorn (Johann Gottfried) . . —
Eichhorn (Friedrich Karl) . . . 451
Eichstädt (Heinrich Karl Abraham) . —
Eichstedt . . . —
Eid, Eide . . . 452
Eiderdunen . . . 453
Eidgenossenschaft, s. Schweiz . . . —
Eierstock . . . —
Eifel . . . . —
Eigennamen, s. Namen 454
Eigenthum, Eigenthumsrecht . . —
Eilwagenfahrt, s. Postwesen . . —
Eimer . . . . —
Einbildungskraft . —
Einfalt 455
Einflüsse auf den menschlichen Körper 456
Einfuhr- und Ausfuhrverbote . . 458
Eingelegt . . . 459
Einheit . . . . —
Einhorn . . . —
Einkommen, Ertrag —
Einkommensteuer . 460
Einquartirung . . —

Einspritzungen . . 461
Eis 462
Eis (künstliches) . 463
Eisen 464
Eisenbahnen . . 467
Eiserne Krone . . 468
Eiserne Maske, s. Maske . . . . —
Eiserner Brief, Eisernes Capital, Eiserner Pacht, Eisernes Inventarium . . . . —
Eispunkt . . . . —
Eklektiker, Eklektische Philosophie . . —
Eklipse . . . . —
Ekliptik . . . . —
Ekloge 469
Elasticität . . . . —
Elasticitätsmesser, Elasticitätszeiger 471
Elba . . . . . —
Elbe . . . . . —
Elbeschifffahrt . . —
Elbée (Gigot d') . 474
Elberfeld . . . —
Elbeuf 475
Elbing . . . . —
Eldon (John, Lord) —
Eldorado . . . —
Elegie, Elegien . 476
Elektra 477
Elektricität . . . —
Elektricität (thierische), s. Galvanismus . . . 480
Elektrisirmaschine . —
Elektromagnetismus 481
Elektrometer, Elektroskop . . . —
Elektrophor . . . —
Elementarunterricht 482
Elemente . . . —
Elephant, Elephantenpapier, Elfenbein, Elephantiasis 486
Eleusis, Eleusinnen —
Elfen 488
Elfenbein, s. Elephant —
Elgin (Lord, Graf) 488
Elgin's Marmordenkmale . . —
Elimination . . 489
Elis . . . . . —
Elisabeth die Heilige —
Elisabeth (Königin von England) . 490
Elisabeth Charlotte (Herz. v. Orleans) 495
Elisabeth Petrowna (Kaiserin v. Rußland) . . . . —
Elisabeth (Philippine Marie Helene, Madame) . . 497
Elisabeth (Christine), Königin v. Preußen 498
Elixir . . . . . —
Ellenborough (Eduard Law-Lord) . . —
Elliot (George Augustus) 500
Ellipse 501
Ellora . . . . . —
Eloges, Elogia . . 502
Elsaß . . . . . —
Elsflether Zoll, s. Oldenburg . . . —
Elysium, Elysische Felder . . . —
Elzevir (Familie) . 503
Email . . . . . —
Emanation . . 504
Emancipation, Emancipation der Katholiken . . . . —
Emanuel der Große 506
Embargo . . . —
Emblem, s. Sinnbild —
Embonpoint, s. Corpulenz . . . —
Embryo . . . —
Emden . . . . —
Emeritus . . . —
Emetica . . . 507
Emigranten . . —
Emir 508
Empedokles . . —
Empfängniß . . 509
Empfindsamkeit, Empfindelei, Empfindlichkeit . . . 509
Empfindung, Empfindungsvermögen —
Emphyteuse . . —
Empirie, Empirismus, Empirisch, Empiriker . . 510
Ems (Bad) . . —
Ems (Fluß) . . —
Emser Punctation 511
Enclaven . . . 513
Enclavensache (Anhaltische) . . —
Encyklopädie . . 514
Encyklopädie (Französische), Encyklopädisten . . . 516
Encyklopädie der Wissenschaften 517
Endemie . . . —
Endreime . . . 521
Endymion . . . —
Engel . . . . —
Engel (Johann Jakob) 522
Engelsburg . . —
Enghien (Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von) 523
England . . . 524
Englische Bank, s. Londoner Bank 554
Englische Gartenanlagen, s. Gartenkunst . . . —
Englische Geschichte bis 1603, s. Großbritannien . . —
Englisches Horn . —
Englische Kirche, s. Anglicanische Kirche und Emancipation . . . —
Englische Krankheit —
Englische Kunst . —
Englische Literatur, Wissenschaft, Poesie und Theater 555

Seite

Englische Malerei u. Englische Musik, s. Englische Kunst 585
Englische Medicin u. Chirurgie . . —
Englische Pferde . 587
Englisches Reich in Ostindien . . 588
Englische Sprache . —
Englischer Tanz, s. Anglaise . . . 591
Englische Waaren . —
Enharmonisch, Enharmonisches Klanggeschlecht, Enharmonische Tonleiter —
Enkaustik . . . 592
Enkratiten, Enthaltsame, s. Gnostiker 593
Enkriniten . . . —
Enneper-Straße . —
Ennius (Quintus) —
Ensemble . . . 594
Entbindungskunst, s. Geburtshülfe . —
Enterbung . . . —
Entern, Enterbeil 595
Enthusiasmus, s. Begeisterung . . —
Entomologie, Entomolog, Entomolithen . . . . —
Entresolen, s. Attika —
Entsatz, Entsetzen . —
Entwöhnen . . . —
Envoyés, s. Gesandte . . . 596
Eon de Beaumont (Charles Geneviève Louise Auguste André Timothée d') —
Eos, s. Aurora . 597
Epakten . . . —
Epaminondas . . —
Epée (Charles Michel, Abbé de l') 599
Epernay . . . 600
Ephemeriden, Ephemerisch, Ephemeren, Ephemeren —

Seite

Ephesus . . . 600
Ephialtes, s. Alaiden —
Ephorus, Ephorie, Ephorat . . . —
Ephraimiten . . 601
Epicharmus . . —
Epichirema . . . —
Epicykel, Epicykloide —
Epidaurus . . . —
Epidemie . . . —
Epidermis, s. Haut 602
Epigenesie . . . —
Epiglottis . . . 603
Epigonen . . . —
Epigramm . . . —
Epigraphe, Epigraphik, Epigraphische Seite, Monoepigraphisch, Anepigraphisch . . —
Epiktet . . . . —
Epikur, Epikureer . 604
Epilepsie . . . 605
Epilog . . . . —
Epimenides . . 606
Epimetheus, s. Pandora . . . . —
Epinay (Louise, Frau von) . . . . —
Epiphania, Epiphaniasfest, Epiphaniassonntage . 607
Epiphonema . . —
Epiphora . . . —
Epirus . . . . —
Episcenium . . —
Epische Dichtungsart . . . . —
Episcopalsystem, s. Katholicismus . 608
Episode, Episodisch . —
Epistel 609
Epistolae obscurorum virorum . . —
Epitaphium . . —
Epithalamium . . —
Epizootien . . . —
Epoche . . . . —
Epode . . . . —
Epopee, s. Epische Dichtungsart, Epos und Heldengedicht . 610
Epopten . . . —
Epos . . . . —
Erasmus (Desiderius) 612
Erato 613
Eratosthenes . . —
Erbach (Geschlecht — Karl, Graf v. Erbach-Erbach) . —
Erbadel, s. Adel . —
Erbämter . . . —
Erbauung . . . 614
Erbeinigung . . 616
Erbfolge . . . —
Erbleben, Erbzinsgut . . . . —
Erbliche Krankheiten —
Erbpacht . . . 617
Erbsünde . . . —
Erbunterthänigkeit 618
Erbverbrüderungen —
Erbvertrag . . . 622
Ercilla y Zuniga (Alonso de) . . —
Erdäpfel, Erdbirne 623
Erdaxe, s. Erde . —
Erdbeben . . . —
Erdbeschreibung, s. Geographie und Erde 624
Erdbohrer . . . —
Erde 625
Erden, Erdarten . 627
Erdferne, Erdnähe, s. Mond . . . 628
Erdmannsdorf (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) . . —
Erdstrich, Erdgürtel, Zone . . . . —
Erebus 629
Erechtheus, s. Erichthonius . . . —
Erfahrung . . . —
Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie 630
Erfindung . . . —
Erfrischungsinseln 632
Erfurt . . . . —

Seite

Erhard (Christian Daniel) . . . 633
Erhard (Johann Benjamin) . . . 634
Erhitzend . . . . —
Erich (Könige von Schweden) . . 635
Erichthonius . . . —
Eridanus . . . 636
Erigena . . . . —
Erinnyen, s. Eumeniden . . . —
Eriphyle . . . . —
Eris, Erisapfel . . —
Erisichthon . . . —
Erkältung . . . 637
Erkenntniß . . . —
Erlach (Geschlecht — Rudolf von — Johann Ludwig von — Hieronymus von — Karl Ludwig von — Rudolf Ludw. v.) 638
Erlangen . . . —
Erlösung . . . 639
Ermenonville . . —
Ernährung . . . 640
Ernesti (Johann August — August Wilhelm) . . 641
Ernst (Kurfürst von Sachsen) . . —
Ernst I. der Fromme —
Ernst II. (Ludwig) . 643
Eros, s. Amor und Anteros . . . —
Erotiker . . . —
Erotisch, Erotische Poesie . . . —
Erotomanie . . —
Erpenius (Thomas) 644
Erregungstheorie . 645
Ersch (Johann Samuel) . . . 647
Erskine (Thomas) 648
Erstgeburt, s. Majorat —
Ersticken . . . —
Ertrag . . . . —
Ertrinken . . . 650
Erwerb, Erwerben 652

Seite

Erwin v. Steinbach 652
Erz, Erzbannerherr, Erzhaus, Erzherzog, Erzpriester . —
Erzählung . . . —
Erzämter, s. Erz . 654
Erzbischof . . . 655
Erze . . . . —
Erzgebirge . . . —
Erziehung, Erziehungswissenschaft, Erziehungskunst —
Erziehung (physische) 657
Eschenbach (Wolfram von) 658
Eschenburg (Johann Joachim) . . 659
Escoiquiz (Juan) 660
Escorial . . . —
Eskimo's . . . 661
Esmenard (Joseph Alfons) . . . —
Esoterisch, Esoteriker 662
Espagnolet, s. Spagnolet . . . . —
Espinasse (Julie Jeanne Eleonore de l') —
Esprits . . . . —
Esquire 663
Esrah, s. Nehemiah —
Eß (Karl van — Leander van) . —
Eßlair (Ferdinand) . —
Eßlingen, s. Aspern 664
Essäer, Essener . —
Essen (Johann Heinrich, Graf von) . —
Esser (Robert Devereux, Graf von) 665
Essig, Essigsäure . 667
Este . . . . . —
Estrées (Gabriele d', Herzogin v. Beaufort) 670
Estrées (Louis César, Herzog von) . . 671
Etappen, Etappenörter, Etappenconventionen . . . —
Eteokles und Polynices 672

Seite

Ethik, Ethisch . . 672
Ethnographie, Ethnographisch . . —
Etienne, s. Stephanus —
Etienne (Charles Guillaume) . . —
Etiquette . . . 673
Eton 674
Etruria, s. Wedgewood . . . —
Etrurien . . . —
Etymologie, Etymolog, Etymologisch, Etymologisiren, Etymologieen . 675
Eudämonismus, Eudämonologie, Eudämonist . . —
Euböa, s. Negropont 676
Eudiometer . . —
Eugen (Franz) von Savoyen . . —
Eugen (Herzog von Leuchtenberg) . 677
Euklides (von Alexandria — von Megara) 678
Eulenspiegel (Till) 679
Euler (Leonhard — Johann Albrecht) —
Eumeniden, Erinnyen 681
Eunomia, s. Horen —
Eunuch, s. Castration —
Eupen . . . . —
Euphemismus . . —
Euphon, s. Chladni 682
Euphonie, Euphonische Buchstaben . —
Euphrat . . . —
Euphrosyne, s. Grazien . . . . —
Euprion . . . —
Eurhythmie . . —
Euripides . . . —
Europa (Mythol.) 684
Europa . . . . —
Eurpale 685
Eurpalus . . . —
Eurydice . . . —

	Seite
Eurynome	689
Eusebia	—
Eusebius	—
Eustachi	—
Eustathius	690
Euterpe	—
Euthanasia	—
Eutropius (Flavius)	—
Eva, s. Adam	—
Evalvation	—
Evan	—
Evangelium, Evangelisten, Evangelisch	—
Everdingen (Cäsar van — Alder van — Johann van)	—
Evergeten	691
Evertsen (Johann — Cornelius — Cornelius d. J. — Galin)	—
Evidenz	—
Evolutionen, Evolutionsescadre	—
Evolutionstheorie	—
Evremont (Charles Marguetel de Saint-Denis, Hr. von Saint-)	692
Ewald (Johann)	—
Ewald (Joh. Ludw.)	693
Ewiger Friede	694
Exaltation	695
Exantheme	—
Exarchat, Exarch, Exarchus	—
Excellenz	—
Exception, Exceptionsgesetze	—
Exchequer, Exchequer-Bills	—
Excommunication, s. Kirchenbann und Interdict	696
Excussion	—
Execution, Executor, Executiv, Executorialen	—
Exegese, Exeget, Exegesiren, Exegetik	—
Exequien	696
Exhaustion	697
Exil	—
Exorcismus	—
Exotische Pflanzen.	—
Exoterisch, Exoteriker, s. Esoterisch	—
Expansion, Expansivkraft	—
Experimentalphysik, s. Physik	698
Explorator	—
Explosion	—
Exponent	—
Exposition	—
Extension, Extensiv	—
Exterstein	—
Extremitäten	699
Ex Voto, s. Votum	—
Eyck (Johann und Hubert van)	—
Eylau (Schlacht bei)	701
Eynard	703
Ezechiel	704